Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

---

39. Jahrgang.

Erstes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1880.

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1880. Erstes Vierteljahr.

Politik, Volkswirthschaft.

Geschichte und Culturgeschichte.

Erd- und Völkerkunde.

Kunst- und Alterthumswissenschaft, Kunstpflege.

Literaturwissenschaft.

Philosophie und Religionswissenschaft.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

Das vergangene Jahr.

Wieder ist ein Jahr verflossen, das neunte seit den großen Tagen, in denen unter Kriegsgewittern das deutsche Reich in neuer Gestalt wiedererstand, um die Nation politisch, social und wirthschaftlich zusammenzufassen, zu stärken und zu sichern und für Europa die Macht zu werden, die den Weltfrieden erhält. Groß waren die Aufgaben gewesen, welche der Regierung und der Volksvertretung in den Jahren vor 1879 von den Verhältnissen und Bedürfnissen der Neuschöpfung gestellt wurden, groß fast nach allen Richtungen hin in den innern und äußern Fragen auch die Leistungen und Erfolge. Nicht minder Bedeutendes hat uns das vergangene Jahr gebracht, und was auch Parteistimmen tadeln und befürchten mögen, alle Unbefangenen haben das Gefühl, alle Sachkundigen die Ueberzeugung, daß wir noch immer im Aufsteigen begriffen und seit den letzten zwölf Monaten eine gute Strecke vorwärts gekommen sind.

Der Kampf der Staatsgewalt mit den ungerechtfertigten Ansprüchen des Ultramontanismus hat noch nicht zu dem vielfach ersehnten Frieden geführt, doch hat seine Heftigkeit nachgelassen, und es ist Hoffnung vorhanden, daß beide Theile in nicht zu ferner Zeit zu einer Verständigung gelangen werden, zumal da Rom, obwohl unzweifelhaft eine Großmacht in seiner Art, den Gegnern gegenüber, die ihm in den letzten Jahren auch in den beiden westlichen Nachbarländern erstanden sind, keineswegs allmächtig ist.

Die socialdemokratische Bewegung, welche sich gegen das Eigenthum richtete und den Staat in Communen zu zersplittern vorhatte, ist auf gesetzlichem Wege zum Haltmachen gezwungen worden, und wenn von vornherein anzunehmen war, daß es noch fortgähren würde, und wir in den Wahlen jetzt gelegentlich noch Beweise dafür erhalten, so ist wenigstens dem Lärmen und Sich-Brüsten der Führer und ihrer bethörten Herde Ruhe geboten. Lärm und Großsprecherei aber sind die Lebensluft und das Hauptmittel zur Ausbreitung für diese Partei. So dürfen wir uns zuversichtlich der Erwartung hingeben, daß die Bewegung in ihrer jetzigen Eindämmung zunächst nicht weiter wachsen und allmählich sich be-

ruhigen werde, besonders da, wie nach verschiedenen hocherfreulichen Erscheinungen auf gewerblichem Gebiete zu hoffen steht, die traurigen Zustände der deutschen Industrie sich in Folge des Schutzes, den ihr die im Laufe des verflossenen Jahres in Betreff der Concurrenz des Auslandes ergangenen Gesetze gewährt haben, bald besseren Platz machen werden und mit der Lage der Arbeitgeber naturgemäß auch die der Arbeitnehmer sich erheblich günstiger gestalten wird.

Das wichtigste Ereigniß des vergangenen Jahres war für Deutschland die große wirthschaftliche Reform, deren wir soeben gedachten, die Rückkehr von den Grundsätzen des absoluten Freihandels mit seiner kosmopolitischen Doctrin zur Berücksichtigung der nationalen Interessen und die Anbahnung eines Steuersystems, welches Erleichterung der mittleren Klassen anstrebt, sowie — was nicht geringere Bedeutung hat — die Herausbildung eines Verhältnisses, durch welches das Reich finanziell auf eigne Füße gestellt wird. Diese Reform ist mit Hilfe der Ultramontanen durchgesetzt worden, die sich theils dadurch Nachgiebigkeit des Reichskanzlers gegenüber ihren kirchlichen Bestrebungen zu erwerben hofften, theils Rücksicht auf ihre Wähler in Fabrikkreisen zu nehmen hatten. Die Nationalliberalen, schon früher mit dem leitenden Staatskanzler grollend, von ihrem linken Flügel bestimmt und zu einem großen Theile den Lehren der Manchesterpartei zugethan, standen in dem Streite, der über die betreffenden Gesetzvorschläge entbrannte, ihrer Mehrzahl nach auf der Seite der Opposition und erlitten mit dieser die große Niederlage, die vorauszusehen war, als man den Kanzler in der Verfolgung seiner Absichten fest fand. Sie in ihrer damaligen Zusammensetzung und mit ihrer damaligen Führung haben dann, zum Theil im Verein mit der Fortschrittspartei, von der Art, in welcher die Entscheidung fiel, allerlei Unheil geweissagt und von ihr auch politischen Nachtheil fürchten wollen. Das wird abzuwarten sein und aller Wahrscheinlichkeit nach sich nicht erfüllen, und dieser Meinung waren auch weite Kreise des Volkes in Preußen, als es das Abgeordnetenhaus zu erneuern galt. Diese preußischen Wahlen waren eine zweite Niederlage der liberalen Parteien, welche namentlich jenen linken Flügel der Nationalliberalen empfindlich traf und so eine Purification der Partei herbeiführte, die wir von Herzen begrüßen, da sie der Ausartung, der Abirrung dieses Verbandes von Politikern von dessen ursprünglichem Ziel und Wesen ein Ende zu machen und erneutes Zusammengehen desselben mit dem Leiter der Regierung zu ermöglichen verspricht.

Besonders charakteristisch für diesen Umschwung in den Wählerkreisen und zugleich besonders erfreulich war, daß Herrn Laskers Bemühungen, wieder ein Mandat zu erhalten, wiederholt scheiterten. Während Herr v. Bennigsen, der zu Anfang der Wahlbewegung erklärt hatte, ein Mandat nicht wieder annehmen zu wollen, in seinem alten Wahlkreise wie früher die Majorität der Stimmen

für sich abgeben sah, hatte Herr Lasker das Mißgeschick, erleben zu müssen, daß ihm nach langjähriger Wirksamkeit als Parlamentarier die Pforte des Abgeordnetenhauses für dies Mal verschlossen blieb. War seine erste Niederlage, in Frankfurt, schon empfindlich, so war die zweite, in Breslau, dies in noch weit höherem Grade; und zwar einmal schon weil sie die zweite war, dann aber, weil sie ihm von der eignen Partei bereitet wurde. Lieber als die bekannte parlamentarische Größe, die in der That einige Verdienste aufzuweisen hatte, entschied man sich für einen andern Nationalliberalen, der keine „Größe" war, ja von dem man bis dahin außerhalb Breslau's kaum gehört hatte. Und der Grund war? Wir irren wohl nicht, wenn wir ihn in dem krittelnden Wesen Herrn Laskers und in der Art, wie er den Liberalismus auffaßt, und wie er Opposition macht, suchen, und wenn wir meinen, die Wähler haben es für schädlich gehalten, wenn eine Individualität, in welcher das kritische Element vorwiegt, sich bei der ersten Lesung von Gesetzentwürfen immer und immer wieder in den Vordergrund drängt, um sie mit talmudischem Scharfsinn zu zerfasern und als werthlos erscheinen zu lassen. Selbst Radikale können nicht gut rücksichtsloser und mit mehr Doctrinarismus vorgehen, als dies Herr Lasker die Jahre daher zu thun gewohnt war, wenn es sich um Vorlagen handelte, die nicht nach liberaler Schablone hergestellt waren. War er dann in späteren Stadien der Berathung auch gewöhnlich bereit, das Zerstückte wieder zu verbinden und sich damit zufrieden zu geben, wenn er in das Gewebe etwas hineingebracht hatte, was nach Liberalismus seiner Art schmeckte, so mußten Unbefangene doch dieses Spiels, das sehr darnach aussah, als gälte es dem Betreffenden mehr, seine Kraft und Bedeutung zu zeigen, als die Sache zu fördern, mit der Zeit überbrüssig werden, zumal da kostbare Zeit dabei verloren ging.

Man hat nach den Wahlen die Reaction heraufziehen zu sehen vermeint und dies vielfach angekündigt. Wir haben von Reaction bis jetzt nichts bemerken können, wohl aber Frieden und Fortschritt im Einverständniß der aus Gemäßigten beider Hauptparteien bestehenden Majorität der Volksvertretung mit der Regierung. Das neue Abgeordnetenhaus bekundet sich in seiner großen Mehrheit als Repräsentation von Wählern, welche mit der Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers einverstanden sind und die Consequenzen derselben auf dem Boden der preußischen Staatseinrichtungen gezogen wissen wollen. Wenn auch das Centrum Miene machte, verdrießlich über das langsame Fortschreiten der Verständigung mit Rom die alte Opposition wieder aufzunehmen, so war dafür von den meisten Nationalliberalen von Anfang an dergleichen nicht mehr zu fürchten, und jene Consequenzen, Schutz der nationalen Arbeit, Erweiterung des Systems der indirecten Steuern und Verstaatlichung der Eisenbahnen, werden

ohne erhebliche Streitigkeiten ihrer Verwirklichung durch Gesetze entgegengehen und haben diesen Weg in diesem Augenblicke schon angetreten.

Der Reichskanzler will keine Reaction, und die Bevölkerung will auch keine. Sie ist nur — wir sprechen dies, so weit wir können, einem hervorragenden Nationalliberalen nach — conservativer geworden, weil es mehr als früher zu conserviren giebt. Sie ist realistischer als ehedem, seit für fast unerreichbar gehaltene Ideale zu Wirklichkeiten geworden sind. Aber mit dem liberalen Gedanken hat die Mehrheit der Nation nicht gebrochen, und nur die Fehler derjenigen Vertreter dieses Gedankens, die Unmögliches erstreben, können die Liberalen aus der ihnen gebührenden Stellung verdrängen. Die Conservativen sind außer Stande, die in den letzten Jahren gelegten Fundamente der Gesetzgebung anzutasten; denn dieselben sind Resultate der Gedankenarbeit der Nation. Sie sind von der Regierung, den gemäßigten Conservativen und den Liberalen gemeinsam geschaffen worden und zwar mit maßgebender Einwirkung der letzteren. Können diese im Allgemeinen mit Genugthuung auf ihr Werk blicken, so haben sie andrerseits die Verpflichtung, ohne doctrinären Eigensinn allenthalben ihr Ohr zu leihen, wenn man ihnen Mängel an jenen Schöpfungen nachweist, und zur Beseitigung derselben die Hand zu bieten. Die thatsächlichen Bedürfnisse des Volkes, gleichviel, von welcher Seite sie geltend gemacht werden, nicht die eingebildeten, müssen für sie die Richtschnur abgeben.

So ungefähr Herr v. Bennigsen, der jetzt, nachdem der linke Flügel der Nationalliberalen beinahe völlig beseitigt und der Rest desselben seines Worthalters beraubt ist, in vollerem Sinne als in der vorigen Periode der preußischen Gesetzgebung als Führer der gesammten Partei zu gelten hat, und wir schließen uns seinen Aeußerungen, wenn wir sie so verstehen dürfen, wie wir sie nehmen zu können glauben, Thaten darnach erwartend, bereitwillig an.

Auch das Verhältniß Deutschlands zu den auswärtigen Höfen und Staaten gestaltete sich in diesem Jahre nach einer starken Trübung befriedigend; gerade diese Trübung führte zu einem Ereignisse, welches von allen Deutschen, die das Reich gründlich gegen übelwollende Nachbarn verwahrt, und zugleich von allen Bewohnern Europas, die den Frieden des Welttheils gesichert wissen wollen, mit außergewöhnlicher Freude und Genugthuung begrüßt wurde. Der Reichskanzler hatte, als er das Jahr vorher die Rolle des „ehrlichen Maklers" übernommen, vor allem jenen Frieden im Auge gehabt und sich deshalb bemüht, einen billigen Ausgleich der Ansprüche aller bei dem russisch-türkischen Kriege unmittelbar und mittelbar betheiligt Gewesenen zu Stande zu bringen. Er hatte ferner diese Politik auch in Betreff der Mitwirkung Deutschlands bei den Maßregeln verfolgt, welche die Ausführung der in Berlin gefaßten Beschlüsse bezweckten. Wenn er dabei auch die Interessen Rußlands wahrnahm und nach Möglichkeit förderte

sie aber selbstverständlich anderen nicht voranstellen konnte, so erregte das bei einer starken Partei unter den Russen Mißstimmung, die sich um so lauter und ungeberdiger äußerte, als diese Partei den Deutschen schon seit Jahren nicht wohlwollte. Fürst Gortschakoff, dem es mit seinen Plänen auf der Balkanhalbinsel, Plänen, die im Sinne jener Partei concipirt waren, nicht nach Wunsch ergangen war, und der doch auch gern den Ruhm eines großen Staatsmanns gewonnen hätte, trat, Unterstützung durch einflußreiche Persönlichkeiten hinter sich wissend, mehr oder minder deutlich als Wortführer für diese feindselige Stimmung auf. Ein Zeitungskrieg entspann sich, man coquettirte russischerseits mit Frankreich, man arbeitete auf ein Bündniß mit demselben hin, ohne Erfolg zu erreichen, man nahm eine drohende Haltung an, man rüstete, wie es schien, um Konstantinopel in Berlin und Wien zu erobern. Die Antwort darauf war die Reise des deutschen Reichskanzlers nach Wien, wo durch Graf Andrassy schon seit Jahren die Ausbildung freundschaftlicher Verhältnisse zum neuen deutschen Reiche begonnen und gefördert worden war, und wo man seit dem Ausgange des Krieges zwischen Rußland und der Pforte gleichfalls Ursache hatte, von jenem einen Angriff zu befürchten. Ob in Wien ein förmliches Bündniß zwischen den beiden Großmächten Mitteleuropas abgeschlossen worden, blieb dunkel. Sicher aber ist, daß ein befriedigendes Einverständniß beider erzielt wurde, welches die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns für den Fall einer ernsten Bedrohung eines der beiden Theile von außen, die Art und Weise des für solche Fälle erforderlichen Vorgehens und überhaupt die Erhaltung und Vertheidigung des europäischen Friedens durch ein Zusammenhalten Oesterreich-Ungarns und Deutschlands in großen Zügen feststellte. Der langjährige Antagonismus zwischen den beiden auf einander angewiesenen Mächten, der auch nach dem Prager Frieden fortgewährt hatte, war damit begraben, eine fast absolute Sicherheit für die Nationen Mitteleuropas nach Osten wie nach Westen hin gewonnen, und das Doppelreich an der Donau hatte fortan keinerlei ernsthafte Störung zu befürchten, wenn es im Einklang mit dem Berliner Uebereinkommen die seiner im Südosten harrenden Aufgaben weiter ihrer endgiltigen Lösung entgegenzuführen strebte.

Diese Aufgaben waren im Jahre vorher durch die Besetzung Bosniens in Angriff genommen worden und wurden im letztverflossenen durch die Occupation des Sandschaks Novibazar weiter erfüllt, welches die Slawen in Serbien von denen in Montenegro trennt und bis zu einem gewissen Grade die große Straße beherrscht, die quer durch die Balkanländer von Norden nach Süden und dem Aegeischen Meere führt. Nach Erledigung dieser Angelegenheit trat Andrassy, der langjährige Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, ins Privatleben zurück und machte dabei einem gleichgesinnten Nachfolger Platz. Unge-

fähr zu derselben Zeit bekam die cisleithanische Reichshälfte ein anderes Ministerium, welches die Versöhnung der Nationalitäten auf sein Programm geschrieben hatte, und zugleich durch Neuwahlen eine conservativere Volksvertretung. In den letzten Wochen beherrschte die Wehrfrage die Situation. Die Regierung verlangte im Hinblick auf den Ernst der Zeit und die Nothwendigkeit, sich in militärischer Hinsicht bündnißfähig zu erhalten, Bewilligung des gegenwärtigen Heeresbestandes von 800000 Mann Kriegsstärke für weitere zehn Jahre, wozu es einer Majorität von zwei Dritteln der Stimmen des Abgeordnetenhauses bedurfte, und die Liberalen verhinderten durch ihr Votum in erster, dann, obwohl sich inzwischen der Kaiser selbst der Sache angenommen, auch in zweiter Lesung das Zustandekommen jener Majorität, wogegen das Herrenhaus die Vorlage der Regierung fast einstimmig annahm. Fährt — so mußte man sich in diesem Stadium der Dinge sagen — die Verfassungspartei bei weiterer Behandlung des Planes in ihrer Opposition fort, so wird dem Ministerium Taaffe in Anbetracht der Thatsache, daß nicht bloß das Herrenhaus Cisleithaniens, sondern auch der ungarische Reichstag der Regierungsvorlage zugestimmt hat, kaum ein anderer Ausweg übrig bleiben als die Auflösung des Abgeordnetenhauses, und für diesen Fall ist es nicht unwahrscheinlich, daß das Land die obstinate Haltung der Liberalen gegenüber der Wehrvorlage ebenso wenig billigt, als es deren Benehmen in Bezug auf die Frage wegen der Besitznahme Bosniens und der Herzegowina gutgeheißen hat, und daß in Folge dessen die doctrinäre Clique, die sich Verfassungspartei nennt, bei den Neuwahlen wiederum eine erhebliche Anzahl von Mandaten einbüßt. Glücklicherweise ist es nicht dazu gekommen, indem kurz vor den Weihnachtsferien, nachdem das Herrenhaus die Regierungsvorlage nochmals gutgeheißen und die aus Mitgliedern beider Häuser zusammengesetzte Conferenz die Annahme derselben empfohlen hatte, die Regierung auch im Abgeordnetenhause das gewünschte Entgegenkommen fand.

Erfreulicher als jener Unfriede zwischen den Factoren der österreichischen Gesetzgebung berührte die kurz vor Jahresschluß bekannt werdende Nachricht, daß man sich österreichischerseits mit Rücksicht auf die kriegerischen Zustände auf der Westküste Südamerikas an die deutsche Regierung gewendet und dieselbe ersucht habe, den diplomatischen Vertretern des deutschen Reiches in Chile und Peru und den Befehlshabern der in die dortigen Gewässer entsendeten deutschen Kriegsschiffe den Auftrag zu ertheilen, für den Fall, daß die dortigen Consuln Oesterreich-Ungarns in die Lage kommen sollten, deren Schutz für die ihrer Fürsorge Anvertrauten in Anspruch zu nehmen, denselben nach Maßgabe der Umstände zu gewähren. Diesem Wunsche ist in Berlin bereitwillig und unverweilt entsprochen worden, und so haben wir den ersten thatsächlichen Beweis für die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den beiden Mächten bestehen, und

für das harmonische Zusammengehen derselben zu wechselseitiger Vertheidigung in die Hände bekommen und dürfen hoffen, daß, was hier im Kleinen geschehen ist, falls das Bedürfniß dazu eintritt, sich im Großen wiederholen wird.

In hohem Grade unerquicklich sind im vergangenen Jahre die Zustände in Rußland geworden. Der Geist der Revolution scheint hier, abgesehen von den Kleinbürgern und Bauern, in allen Schichten der Bevölkerung zu spuken, und die politische Secte der Nihilisten, schon früher mit Dolch und Revolver für ihr Programm thätig, hat in den letzten Monaten sich zweimal sogar an die Person des Zaren gewagt, obwohl zwischen den beiden Attentaten Maßregeln der strengsten Repression die Bevölkerung niederhielten und mehrere von der verbrecherischen Rotte ihre Missethaten am Galgen oder in den sibirischen Bergwerken büßten. Allgemeines Mißvergnügen, tiefste Bestürzung herrschen in weiten Kreisen der Gesellschaft, und wenn man auch nicht an Berichte glauben darf, nach welchen der Kaiser auf einem Vulcan wandelt, der Winterpalast unterminirt worden ist, der Thronfolger wegen Differenzen mit seinem Vater Verhaftung zu gewärtigen gehabt hat u. dgl. m., so ist nach Meldungen von zuverlässigerer Seite doch kaum mehr zu verkennen, daß die politische Fäulniß, die das weite Reich des Selbstherrschers aller Reußen bis in hohe Sphären hinauf ergriffen hat, bis zu dem Grade gediehen ist, daß man über die Mittel, wie ihr zu begegnen, schon beinahe rathlos ist. Denn mit dem alten System des Niederhaltens scheint es nach den letzten Erfahrungen nicht mehr zu gehen, und andrerseits spricht vieles für die Ansicht, daß Nachgeben gegen die Wünsche der liberalen Parteien, Ertheilung verfassungsmäßiger Rechte das Uebel nur an die Oberfläche bringen, es verallgemeinern und die drohende Katastrophe, welche, da die liberale Partei zugleich panslawistische Zwecke auf ihrer Fahne trägt, leicht von einem Losbruche gegen Westen hin begleitet sein kann, beschleunigen würde.

Weniger gefährlich für die nächste Zeit, aber immerhin nicht unbedenklich haben sich im letzten Jahre die Dinge in Frankreich gestaltet. Rascher, als man erwartet, führten die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Präsidenten Mac Mahon und den durch die Wahlen vom 5. Januar zur Herrschaft in der Gesetzgebung gelangten Republikanern zur Katastrophe. Mac Mahon trat vor den Forderungen der letzteren zurück und machte dem gemäßigten Republikaner Grévy Platz. Das Ministerium Dufaure, welches sich jener Forderungen angenommen hatte, aber sich der neuen Lage nicht genügend gewachsen fühlte, entschloß sich bald nachher, gleichfalls seine Entlassung zu nehmen, und an die Spitze des neuen Cabinets trat Waddington, der dem linken Centrum, also wie Grévy den Gemäßigten angehörte und in der bisherigen Regierung an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestanden hatte, an der er jetzt verblieb. Gam=

betta nahm keinen Ministerposten an, sondern begnügte sich einstweilen mit der Stelle eines Präsidenten der zweiten Kammer. Alles schien von nun an gut gehen zu wollen. Die Harmonie zwischen der Regierung und der Deputirtenkammer blieb eine Zeit lang ungestört. Die nächsten Forderungen der fortgeschrittneren Republikaner: Neubesetzung einer Anzahl von höheren Beamten- und Offiziersstellen mit zuverlässigeren Elementen und die Begnadigung der meisten verbannten Communards wurden erfüllt, und wenn der Präsident und sein Cabinet auf das weitere Verlangen nach gerichtlicher Verfolgung des gefallenen antirepublikanischen Ministeriums Broglie aus guten Gründen nicht einging, so führte der darüber entbrennende Streit zu keinem ernsten Conflicte. Die weitere Entwicklung der Dinge aber war nicht so günstig. Der Appetit kam mit dem Essen. Die Linke der Republikaner, der man zwei Finger gereicht, verrieth bald, daß sie die ganze Hand wollte. Sie beanspruchte jetzt Purification auch des Richterstandes und weitere Entlassungen im Offizierscorps, sie drang auf Amnestie für alle Verbannten von 1871, sie forderte Rückkehr der gesetzgebenden Körperschaften von Versailles nach Paris. Gambetta verhielt sich diesen Fragen gegenüber meist zweideutig, schien aber wiederholt den Radikalen zuzuneigen, und da die Regierung sich wenig entschlossen und in wichtigen Punkten zu nachgiebig zeigte, so begannen die Dinge eine Wendung zu nehmen, die ernste Befürchtungen für den Bestand einer conservativen Republik und — da Thiers mit vollem Rechte bemerkt hat: „Die Republik wird conservativ sein oder nicht sein" — für den Bestand der Republik überhaupt erwecken mußte; denn die große Mehrheit der Franzosen will Frieden haben, um arbeiten zu können, zu verdienen und in ihrem Verdienst geschützt zu sein, die Republik der Radikalen aber ist Unfriede und Anarchie, und die principiell der Republik feindlichen Parteien sind noch stark genug, um, gestützt auf eine Enttäuschung der Hoffnungen, welche das Volk der Provinz auf die Republik baute, als es im Januar wählte, dem Mißbrauch der jetzt geltenden Staatsform bei passender Gelegenheit ein Ende zu machen. Verhängnißvoll erwies sich die Rückkehr der Deportirten, indem der anarchische Pöbel der großen Städte wieder Führer bekam, noch verhängnißvoller wird sich mit der Zeit, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die man getroffen hat, die Zurückverlegung der Kammern nach dem unberechenbaren Paris erweisen. Schon fühlt sich der Radikalismus der Clubbs und der Straße wieder, schon spricht man in öffentlichen Arbeiterversammlungen ungescheut vom Ansturm gegen die Besitzenden. Andrerseits sagte man schon vor Wochen den Sturz Waddingtons voraus, und wenn derselbe nicht sofort erfolgte, der Minister im Gegentheil vor kurzem einen Sieg in der Kammer errang, so schienen die Verhältnisse doch auch nach diesem Erfolge nicht dazu angethan, ihn seine Stelle viel länger behaupten zu lassen, und der Amtsan-

tritt seines Nachfolgers wird den Beginn rascheren Bergabgehens bezeichnen. Die letzten Nachrichten meldeten, daß das Ministerium Waddington seine Entlassung gefordert und Freycinet vom Präsidenten den Auftrag erhalten, ein neues Cabinet zu bilden. Selbst wenn letzterer, ein Mitglied der republikanischen Linken und in Fühlung mit Gambetta, mehrere von den bisherigen Ministern zu Mitarbeitern unter seiner Leitung gewinnen sollte, wird ein Cabinet Freycinet unter allen Umständen einen starken Schritt nach links bedeuten. Die Dinge in Frankreich gleiten in immer mehr beschleunigtem Tempo dem Radikalismus und mit diesem der Anarchie der Blanquisten zu. Das einzige Erfreuliche an Frankreich ist, daß die Regierung und die Majorität der Gesetzgebung ebenfalls den Kampf mit den Ultramontanen aufgenommen hat und ihn bis jetzt energisch fortzusetzen entschlossen scheint.

In Betreff der Völker und Staaten, die nicht Nachbarn Deutschlands sind, und deren Beziehungen zu unsern Interessen erst in zweiter und dritter Linie in Betracht kommen, wollen wir uns kurz fassen. In England wurde von der Partei Gladstones, bisher ohne erheblichen Erfolg, gegen die jetzt am Ruder befindlichen Tories agitirt, während in Irland die Nationalen nach Kräften in Stadt und Land wühlten. Man führte mit wechselndem Glück, zuletzt nach einer schweren Niederlage siegreich, Krieg mit den Zulus, und zu gleicher Zeit versuchte man sich durch Niederwerfung der Afghanen eine bessere Grenze gegen das den brittischen Besitzungen in Indien von Jahr zu Jahr näher rückende Rußland zu verschaffen, ein Versuch, der anfangs gelingen zu wollen schien, nach den letzten Nachrichten aber eine bedenkliche Wendung genommen hat und wenigstens für die nächste Zeit mit allerlei Verlegenheiten droht. In Belgien gab es das ganze Jahr hindurch heftigen Kampf der ultramontanen Bischöfe und ihres zahlreichen Anhangs gegen die liberale und die Rechte des Staates auf die Schule wahrende Regierung. Die Geschichte Italiens im vergangenen Jahre faßt sich in die Worte zusammen: Finanznoth, Steuerdruck, alle Quartale neue Minister und der thörichte Lärm einer Anzahl von Brauseköpfen über die Italia irredenta. Die Türkei fährt fort, zu siechen und in ihrer Politik zwischen Rußland und England hin und her zu schwanken, sie hatte im Laufe des Jahres etwa ein halb Dutzend Ministerkrisen und Cabinetswechsel, aber keiner der Nachfolger der abgesetzten Paschas vermochte es irgendwie besser zu machen und namentlich der Finanznoth des zerrütteten Staatswesens abzuhelfen. Das neue Fürstenthum Bulgarien machte die constitutionellen Kinderkrankheiten durch und wird vermuthlich bei der niedrigen Bildungsstufe, welche auch die vornehmeren Klassen seiner Bevölkerung einnehmen, noch recht lange daran leiden, während die unbillige Behandlung der dort und in Ostrumelien lebenden Muhamedaner seitens der jetzt herrschenden Rasse ein Grund zu Verwick-

lungen gefährlicher Art werden kann. Den Rumänen hat man eine Emancipation der in das Land eingezogenen Massen von Juden aufgenöthigt, welche die Bevölkerung auch jetzt noch, wo die Volksvertretung ihr die schlimmsten Spitzen abgebrochen hat, mit Aussaugung und finanziellem Ruine bedroht. In Spanien endlich hat es auch in diesem Jahre wieder ein paar Krisen gegeben, aus denen neue Ministerien hervorgingen; da sie aber herkömmlich nur selbstsüchtige Bestrebungen, Ehrgeiz, Jagen nach einträglichen Posten zur Hauptursache hatten und auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse des übrigen Europas keinen Einfluß übten, so würde ein auch nur kurzes Eingehen auf sie kein Interesse haben.

Ueberblicken wir das Gesagte noch einmal, so sieht der politische Horizont am Beginne des neuen Jahres im Wesentlichen klar und unbewölkt aus, und namentlich für Deutschland scheint eine Aera friedlichen Gedeihens heraufzuziehen. Wolle man sich dabei erinnern und bewußt bleiben, wessen Genie und Energie wir diese guten Aussichten vor allen andern zu danken haben.

Aus der Jugendzeit der Grenzboten.

Von Alfred Meißner.

„Grenzboten" — Niemand von denen, die heute unsre grünen Blätter in die Hand bekommen, reflectirt wohl darüber, was ihr Name bedeute. Dennoch braucht man ihn nur anzusehen, um zu erkennen, daß er aus einer früheren Zeit herübergenommen ist. Es ist ein Name, dem ein leichter Anachronismus anhängt, wie wenn jemand, dem wir heute begegnen, Leberecht oder Fürchtegott hieße. Wir leben heute in der Zeit der Eisenbahnen, die Länder und Städte verbinden, die gewöhnliche Post regelt den normalen Verkehr, die Boten sind ziemlich abgeschafft, am wenigsten wandern sie heutzutage noch über die Grenze. Man sieht, es ist ein alter Name, dergleichen auch mancher Bau, manches Haus, das fest und ehrbar unter modernen Genossen steht, zu eigen hat; nur muß in dieser raschlebigen Zeit schon ein Antiquar herankommen, ihn zu erklären.

Achtunddreißig Jahre, eine lange Zeit, ist's her, daß das Blatt gegründet wurde und in die Genossenschaft der litterarisch-politischen Blätter eintrat, die damals den Geist der Epoche repräsentirten. Es ist, so viel ich weiß, aus jenen

Tagen das einzige noch fortbestehende Blatt. Das „Stuttgarter Morgenblatt" — die „Zeitung für die elegante Welt" — „Der Komet" — der „Telegraph" und wie sie alle hießen, sie sind nicht mehr. Die „Grenzboten" bestehen noch, fast unverändert in äußerer Form, ja sie wandern in demselben grünen Kleide wie ehedem. Und ihr Name? Ein Oesterreicher hatte sie gegründet, und ihre Tendenz ging dahin, die Beziehungen Deutschlands mit Oesterreich zu vermitteln und den Oesterreichern insbesondere zu sagen, wie es bei ihnen stehe.

Oesterreich führte damals das Epitheton „das glückliche", man konnte es aber ebensogut das unzufriedene nennen. Seine Cultur lag trotz aller Begünstigung der Natur tief darnieder, die bäuerlichen Unterthanenverhältnisse bestanden noch in mittelalterlicher Form fort mit Robot und Zehnten. Der Adel war im Erbbesitz aller höheren amtlichen Stellungen im Lande, die Klöster waren im Zunehmen, die Unterrichtsverhältnisse so eng mit der Kirche verknüpft, daß nicht nur der Elementarunterricht und die Mittelschulen, sondern auch die höheren Unterrichtsanstalten von Geistlichen geleitet wurden. Vom Staatshaushalte war nichts bekannt, jede Controle fehlte, kein amtlicher Bericht gelangte an die Oeffentlichkeit. Alle Berührungen mit dem Auslande wurden vermieden, Pässe waren schwer zu erlangen, eine strenge Censur hielt alles unter Vormundschaft. Jeder Bewegung von unten herauf wurde entgegengearbeitet, jede, wo sie sich im Bereiche der österreichischen Machtsphäre zeigte, kräftig niedergeschmettert. Bald rückten die weißen Röcke im Kirchenstaate, bald in ein oder dem andern italienischen Fürstenthume ein. Sie standen auch in Mainz und in Rastadt, immer bereit, eine kleine Bundesexecution auszuführen. Der Territorialbestand der Monarchie hatte seit dem Wiener Congresse keine Alteration erfahren.

Der deutsche Stamm Oesterreichs, berufen, der historische und politische Mittelpunkt des Staates zu sein, machte Ansprüche, sein Dasein zu bethätigen. Alles wünschte Aenderungen, zeitgemäße Umgestaltung, aber innerhalb der schwarzgelben Schranken durfte niemand diesen Wunsch zur Sprache bringen. Es gab, ein paar wortkarge Regierungsblätter ausgenommen, gar keine politischen Zeitungen; sie wurden nicht geduldet. Das Unbehagen war allgemein. Man wollte sich den Bildungsverhältnissen Deutschlands nähern, die Unterthanenverhältnisse ummodeln, die Jesuiten zurückdrängen, das Lehr- und Bildungswesen von der Kirche emancipiren — aber wie sollte das geschehen? Es gab keine Tribüne für das gesprochene Wort, dagegen herrschte die Verpflichtung, jede Zeile, die in Druck gegeben werden sollte, der Censur vorzulegen. Schrieb diese unter das Manuscript: imprimatur, so konnte man sich daraufhin nach einem Verleger umsehen; schrieb der Censor damnatur, so mußte das Manuscript für alle Zeiten begraben bleiben.

In dieser Zeit wurden die „Grenzboten" gegründet, um, was die Gemüther in Oesterreich drückte, zur Sprache zu bringen.

Man denke sich aber ja nicht, daß es nach unseren Begriffen ein revolutionäres Blatt war, etwa so, wie später Herzens „Glocke" oder Rocheforts Lanterne. Bewahre! Das hätte ebensowenig in den Tendenzen des Herausgebers wie des Redacteurs gelegen. Es war ein Blatt der guten Gesellschaft, von jenem gemäßigten Liberalismus, der damals in Deutschland alle Schichten durchdrang, es befleißigte sich einer vornehmen Haltung. Die Oppositionsmänner, die in den Spalten der Zeitung ihr Herz entluden, waren kaiserliche Professoren, wohlbestallte Advocaten, theilweise auch Mitglieder des hohen Adels, der in den Ständekammern saß. Und sie schrieben eifrig und fleißig. Die Oesterreicher aber hörten bald, daß in Leipzig ein Organ existire, aus welchem man erfahren könne, was in Oesterreich geschehe, und alles verlangte nach den grünen Heften. Sie wurden die allergesuchteste Lectüre.

Das Verbot ließ nicht lange auf sich warten. Die grünen Hefte mußten eingeschmuggelt werden auf heimlichem Wege; es gab nur ganz wenig Personen, denen es gestattet wurde, sie, wie man es nannte, erga schedam, d. h. mit dem Versprechen der Geheimhaltung und der Nichtweitergabe, zu beziehen. Nun war aber der Bücherschmuggel damals allgemein, die österreichischen Sortimentsbuchhändler hatten die größte Virtuosität darin erlangt. Wenn, was wöchentlich einmal geschah, die Bücherballen aus Leipzig auf dem Hauptzollamte eintrafen, um in Gegenwart des Censors, dem ein Polizeicommissar beigegeben war, geöffnet zu werden, erschienen die Buchhändler in Ueberröcken voll heimlicher Taschen oder in talarähnlichen Mänteln und ließen mit einer Fertigkeit, die man nur durch Uebung erlangt, die verpönten Dinger verschwinden. Es war die Zeit, wo Julius Campe eine ganz auf Oesterreich gemünzte Litteratur auf heimlichen Wegen einzuführen wußte und Feuerbachs „Wesen des Christenthums" mit dem Umschlag und dem Titel eines katholischen Gebetbuches nach Oesterreich importirt wurde. So lange die Welt besteht, wird man die Gewalt durch die List bekämpfen!

Allmählich war, theils gezwungen, theils freiwillig, um dem Censurdrucke zu entgehen, eine ganze Reihe österreichischer Schriftsteller ausgewandert und hatte Aufenthalt außerhalb des Vaterlandes genommen. Eduard Duller lebte in Darmstadt, Dräxler-Manfred in Wiesbaden, Karl Beck in Berlin, Schuselka in Hamburg. Francis Grund war bis nach Philadelphia gegangen. Aber alle, sofern sie in Deutschland lebten, hatten mit allerlei Drangsal zu kämpfen. Sobald die heimatliche Behörde die Verlängerung des Passes verweigerte, stand es übel um sie. Sie sahen sich genöthigt, von Ort zu Ort umherzuirren und ohne feste Wohnstätte da und dort ihr Heil zu suchen.

Am liebsten zog man nach Leipzig. Es war noch immer ein Klein-Paris

und hatte große Vorzüge als Universitätsstadt und als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Die Regierung wußte, daß den Leipzigern ein bedeutender Theil ihrer Einnahmen von den zahllosen Fremden kam; so schonte man die Fremden, sie waren der Paßplackerei hier weit weniger ausgesetzt als sonstwo. Selbst zwischen Dresden und Leipzig waltete ein Unterschied ob. Dort, in der Nähe des Hofes, war man difficil, in Leipzig liberal. Und so wurde Leipzig das Coblenz der österreichischen Emigration. Eine ganze Anzahl österreichischer Schriftsteller lebte und wirkte hier, aber auch Wiener Spione trieben sich da umher, um auszuspähen, ob irgend ein mißliebiges Buch unter der Presse sei, und um womöglich dessen Erscheinen zu verhindern.

Es war im Herbst 1846, als ich, damals noch ein sehr junger Mensch, das Manuscript meines „Ziska" in der Tasche, in Leipzig ankam, wo mein Freund Moriz Hartmann schon seit längerer Zeit lebte. Er und ich — wir beide hatten die Censur nie respectirt. Sie war uns wie Geßlers Hut, den nicht zu grüßen wir für eine Ehrensache hielten. So lange wir in Oesterreich lebten, ließen wir unsere Verse und sonstige kleine poetische Erzeugnisse über die Grenze wandern, und da sie nur in Blättern erschienen, die nicht nach Oesterreich gelangten, blieben wir lange unbehelligt. Ich glaube, wir jungen Köpfe hielten damals diejenigen, die sich einer unserer Ansicht nach unwürdigen und unberechtigten Institution fügten, für gar keine rechten und eigentlichen Poeten, oder wir blickten auf sie, wie etwa wilde ungezähmte Elephanten auf solche blicken, die den Palankin der Fürsten tragen. Das Institut der Censur erschien uns als ein geistiges Inquisitionstribunal.

Vorher war ich so gut wie unbeachtet geblieben. Nun aber durfte ich von meinem neuen Manuscript, das ich bei mir trug, nicht annehmen, daß es das Incognito bewahren werde. Es blieb mir nichts übrig, als damit über die Grenze zu gehen und das Weitere der Vorsehung zu überlassen.

Leipzig, das jetzt einen kalten und vornehmen Eindruck auf mich macht, erschien mir damals äußerst interessant, sogar romantisch. Der Charakter war damals noch der einer alten deutschen Stadt. Nun hatte ich auch Moriz Hartmann lange nicht gesehen, und wenn zwei Freunde einander wieder begegnen, die sich lange nicht getroffen, was giebt es da nicht alles zu erzählen! Es war eine Zeit, wo man der Idee lebte und derselben eine weltbewegende Gewalt zutraute. Jeder dachte: es muß bald anders werden, und hielt es für seine Pflicht, dazu zu thun, daß es also werde.

Ich hatte den Kopf voll Lectüre und wollte alle historischen Gebäude sehen. Ich wollte wissen, wo Gottsched und seine Gattin Adelgunde, die Ahnfrau aller schreibenden Frauen, gewohnt, wo der Studiosus Wolfgang Goethe logirt; sogar wo der fromme Christian Fürchtegott Gellert gewandelt und gesessen, war

mir nicht gleichgiltig. Wir gingen ins Rosenthal; es war im September, und das Wetter war noch außerordentlich schön; ich wünschte zu erfahren, wo der Ort sei, an welchem Schrepfer von den Geistern geholt worden war.

Ich machte viele Bekanntschaften. Ich lernte Heinrich Laube kennen, der unlängst Dramatiker geworden war; er hatte die Freundlichkeit, uns beiden jungen Leuten seine eben beendeten „Karlsschüler" vorzulesen. Ich sah Gerstäcker, den schon damals vielgereisten, der in seinem Zimmer in einer Hängematte zu liegen pflegte, den sanften und boshaften Maria Oettinger, der damals für den deutschen Paul de Kock galt, aber dabei gar sentimentale, thränenfeuchte Lieder dichtete; ich lernte den biedern Ernst Willkomm, den vornehmen Gustav Kühne und den längsten aller deutschen Schriftsteller, Friedrich Saß, kennen, dem es, wenn er ins Theater ging, immer passirte, daß ihm zugerufen wurde, er möge sich doch setzen, während er längst saß. Ich machte auch die Bekanntschaft Herloßsohns, des talentvollen Romanschriftstellers und vortrefflichen Menschen, dem man schon nach fünf Minuten herzlich gut sein mußte, des Mannes, den der Wein, den er so liebte, immer trauriger stimmte, bis er endlich ganz in Wehmuth zerfloß, und der, wenn die Stunde, nach Hause zu gehen, endlich heranrückte, gar so schwer in seine Galoschen hineinkam. Endlich wäre noch Dr. Haltaus zu nennen, der Verfasser einer Weltgeschichte, die im Stile der nach kerniger und gedrängter Kürze strebenden Römer geschrieben war. Es wurden damals aus ihr im Kreise der Freunde viel komische Stellen citirt. Eine derselben ist mir noch im Gedächtniß; es ist die, wo er vom Sturze des Tarquinius berichtet: „Sie stritten im Lager über die Vorzüge ihrer Frauen. Bei dem nächtlichen Ritte trug Lucretia den Sieg davon."

Ich wohnte in einem kleinen Gasthause, zur Stadt Wien (?) genannt, fast am Ende der Hainstraße. Der wackere Johannes Nordmann, der Dichter und Feuilletonist, jetzt Präsident der Wiener „Concordia", war mir ein lieber Zimmernachbar. Ich hatte ein schönes, helles Erkerzimmer inne, von welchem man die Straße und die Leute, die sich unten tummelten, nach beiden Seiten übersehen konnte. Da stand ich stundenlang am Fenster.

Nach des Tages litterarischen Mühen suchte man das unterirdische Leben auf und traf sich bei Aeckerlein oder in Auerbachs Keller. Der Ort der wahren Einkehr ist immer ein unterirdischer. Man suchte damals keine großen, eleganten Locale, man liebte das trauliche, enge, nachgedunkelte Stübchen. Dort, in der rauchgeschwängerten Atmosphäre, mundete der Wein und das „Töpfchen" Baierisch am besten. Da war auch der „Nobiskrug", in einem gar engen Gäßchen, zu dessen Auffindung man die Führung eines wohlbewanderten Freundes nöthig hatte. Schon der Name wirkte anlockend, wenn man erst unlängst Friedrich Daumers „Geheimnisse des christlichen Alterthums" gelesen und daraus erfahren

hatte, daß das geheimnißvolle Wort Nobiskrug keineswegs von nobis abzuleiten sei (locus, ubi potus nobis concessus), sondern jedenfalls von abis, abyssus, gleichbedeutend mit Abgrund, Krypte, Ort des Gräuels, Teufelswirthschaft, ein Ort, wo ehedem der altchristliche Opferpriester mit dem geschwärzten Gesichte gewaltet.

Kuranda war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Redacteur. Er war mehr der Kapellmeister der „Grenzboten", der das Zustandekommen eines Programms von schöner Abwechselung, das gute Ensemble und die tadellose Aufführung überwachte, weniger ein executirender Künstler; selten griff er selbst zur Geige. Seine Artikel schrieb er mit großer Sorgfalt, und sie waren so elegant wie seine Erscheinung. Er redigirte eigentlich auf Reisen, bald von da, bald von dort aus und wohnte auch jetzt im Hotel de Bavière, wo der König aller Wirthe, der treffliche Redslob waltete. Kurandas Auge wachte über jeder Nummer mit zärtlicher Sorgfalt, und er sprach am liebsten davon, was das letzte Heft enthalten habe oder das nächste bringen werde. Er war mit ganzer Seele bei der Sache. Man konnte es ihm auf dreißig Schritte ansehen, wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges ihm ein Manuscript eingesandt. Dann trug er sein Haupt mit besonderem Schwunge, die Hand führte noch kecker als sonst das zierliche Stöckchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer. Er hatte damals etwas von einem kleinen provençalischen Troubadour, und das war er auch in der That. Auf seinem Zimmer, ganz allein, pflegte er die Guitarre zu spielen, er besaß auch eine angenehme Tenorstimme.

Die „Grenzboten" hatten mehrere Gesänge meines „Ziska" gebracht, der gleichzeitig bei dem Verleger derselben, gedruckt wurde; sie fanden vielfach Anerkennung. Ich mußte aber auch den Vorwurf hören, daß ich mich auf die Seite der Hussiten gestellt und den Feinden der deutschen Sache das Wort gesprochen habe.

Als mich Dr. Haltaus einmal darüber zur Rede stellte, erwiederte ich ungefähr folgendes: „Was ist mein Buch? Schließlich doch ein historisches Gedicht, die Darstellung dessen, was sich zwischen 1419—1424 in Böhmen zutrug. Sie, als Geschichtskenner, werden es am besten wissen, daß es Vorgänge malt, die von Bedeutung für die Welt waren und die sich so zugetragen haben, wie ich sie schildere. Ein berechtigtes Gefühl — Erbitterung über eine Gräuelthat, die Verbrennung Hussens — bringt die Seele eines Volkes in Aufruhr. Inmitten dieses Aufruhrs stirbt der König, und das Land ist sich selbst überlassen. Eine starke Persönlichkeit, durch ein persönliches Erlebniß, die an seiner Schwester verübte Schmachthat hereingezogen, stellt sich an die Spitze, vermag aber nicht, die Bewegung zu beherrschen. Sie wächst über ihn hinaus. Im Volke verbreitet sich der Wahnglaube, daß das Weltende nahe und das jüngste

Gericht. Der Mann an der Spitze muß weiter gehen, als er will, muß vorwärts gehen, weil er nicht mehr rückwärts kann. Auf Tabor begründen sie eine communistische Ordnung, die den Keim der Vernichtung in sich hat; sie muß alles gegen sich aufbringen. Nun sind vier Parteien da: die königliche, die gemäßigte in Prag, die Partei Ziskas, die Partei der Halbverrückten, die über ihn noch hinausgehen. Der Führer muß gegen die Stadt ziehen, die er zweimal gerettet, macht aber Frieden vor diesem Aeußersten. Wäre das alles kein poetischer Vorwurf? Ich bedaure nur, daß mir die Kraft gemangelt, das alles, wie ich es vor mir sah, zu malen. Nur den Anfang, nicht das Weitere vermochte ich, wie ich es gewollt, zu dramatischem Verlaufe zu gestalten. Daß ich auf den Stoff gerathen, ist wahrlich kein Wunder. Jahrelang sah ich allabendlich den Berg im Abendroth erglühen, der heute noch den Namen jenes Führers trägt."

So etwa sprach ich; ob es mein Gegenüber belehrte, weiß ich nicht. Ich bin nicht lange in Leipzig geblieben. Nach Erscheinen meines Buches war meines Bleibens dort nicht mehr.

Ein Jahr noch fuhren die „Grenzboten" fort, österreichische Angelegenheiten zur Sprache zu bringen. Die Bedeutung des Blattes war im Steigen, in immer größeren Massen wanderten die grünen Hefte über die Grenze.

Da kam das Jahr 1848 heran. Immer sturmvoller wurde die Gewitterluft, die den Horizont umzog; endlich schlug es ein. Das alte System abdicirte, Metternich fiel. Es war eine große Stunde für Oesterreich. Die bäuerlichen Verhältnisse sollten andere werden, die Zeit der Jesuiten schien vorüber, die Censur hatte aufgehört. Das Wort war freigegeben, in allen Hauptstädten des Kaiserstaates tauchten Organe einer freiheitlichen Presse auf, die exilirten Oesterreicher kehrten heim.

Mit klarem Blicke hatte Kuranda eingesehen, daß die erste Phase der „Grenzboten" vorüber sei. Er gab die Redaction ab, Gustav Freytag und Julian Schmidt traten ein. Die Oesterreicher räumten den Platz, die Preußen bezogen die Festung.

Die Venus von Milo.

Von Veit Valentin.

Das große Kunstwerk hat das Vorrecht, der Betrachtung immer neue Seiten, der Freude am Schönen immer erhöhten Genuß darzubieten. Dieser Vorzug soll ihm nicht geschmälert werden; dennoch hat die Wissenschaft die Pflicht, der oft nur allzuregen Phantasie Zügel anzulegen und dem Kunstwerke

nicht bloß seine feste Stellung in der Geschichte anzuweisen, sondern auch seinen Gehalt möglichst scharf zu präcisiren und der Willkür überquellender Empfindung zu entziehen. Dabei geht sie von der Erfahrung aus, daß das Große weder plötzlich und unvorbereitet in die Welt tritt, noch ohne Nachwirkung dahinzugehen pflegt. Sie sucht daher sorgfältig alle Spuren auf, welche zu dem großen Werke hinzuführen scheinen, und verfolgt mit Spähersinn die Wellenkreise, die es hinter sich zurückgelassen haben mag. Leider machen ihr nicht alle großen Werke diese Arbeit leicht. Da taucht wohl eines auf, an einem Punkte der antiken Welt, der nur schwer mit der Bedeutung des Kunstwerkes zu vereinigen ist, ungerühmt, ja ungenannt in der uns erhaltenen Litteratur, ohne sicher nachzuweisende Verbindung mit der ihm vorhergehenden Zeit, und wirkungslos, soweit wir wissen, in der Nachwelt. Trotz aller Bemühung will es der Wissenschaft, die nichts Einzelnes duldet, nicht recht gelingen, die Anknüpfungspunkte zu finden; es bleibt vereinzelt stehen, unenträthselt, ungelöst. So ragt uns in einsamer Größe jenes weltberühmte Meisterwerk entgegen, das dem kleinen, unbedeutenden Milo entstammt, und das der erstaunten Welt als eine neue Offenbarung der hellenischen Kunst entgegentrat, auf welche kein Ruhm des Ortes, kein Name eines Künstlers, kein Wort eines Schriftstellers vorbereitet hatte. Und als ob dieses Werk recht eigentlich zum Gegenstande ruheloser Forschung bestimmt sein sollte, wird es uns in zertrümmertem Zustande im Verein mit räthselhaften Bruchstücken überliefert, und zu dem historischen Räthsel gesellt sich das künstlerische mit der Frage nach der Ergänzung. Darf es da Wunder nehmen, wenn die mannigfaltigsten Versuche einander ablösen, wenn kein Jahrzehnt vergeht, ohne neue Phasen der Untersuchung aufzuweisen? Ein solcher erneuter Versuch ist es auch, der, in seinem Bestreben, das Gesammtergebniß zu ziehen und die Frage einer endgiltigen Lösung näher zu bringen, uns veranlaßt, die früher von uns selbst behandelte Frage in ihrem gegenwärtigen Stande kurz darzulegen, die gewonnenen Resultate festzustellen und den Weg anzudeuten, auf welchem nach unsrer Ueberzeugung allein eine Lösung möglich ist. Vielleicht gelingt es, dieser Lösung über unsre eigne frühere Untersuchung sowohl, wie über die neueren Versuche hinaus näher zu kommen.*)

---

*) Die erwähnte neueste, die sämmtlichen bisherigen Untersuchungen fleißig zusammenstellende Schrift, welche allerdings, in der festen Ueberzeugung von der Richtigkeit der eignen Ansicht, öfters rascher zu einem sicheren Abschluß kommt, als räthlich wäre, führt den Titel: Die Venus von Milo. Eine kunstgeschichtliche Monographie von Friedrich Frhrn. Goeler von Ravensburg, Dr. phil. Mit vier Tafeln in Lichtdruck. Heidelberg, C. Winter, 1879. Unsre eigne, weiterhin öfter zu erwähnende Untersuchung „Die hohe Frau von Milo“ ist 1872 bei G. Reimer in Berlin erschienen. Ihr sind vier Tafeln mit Abbildungen, zum Theil in geometrischer Zeichnung, beigegeben.

Dem Thatbestand der Vereinzelung gegenüber erscheint es angezeigt, die Hilfsmittel zur Lösung des Räthsels zunächst der Statue selbst zu entnehmen; ist sie doch die einzige authentische Interpretation der Absicht des Künstlers, neben welcher alle übrigen Hilfsmittel der Erkenntniß nur auf den Werth von Apokryphen Anspruch machen können. Da erscheint es denn von Wichtigkeit, gleich die ersten Momente ihrer Wiedergeburt zu verfolgen, zumal da sich mancherlei Mythen an diese geknüpft haben: die Melierin unterliegt auch hierin dem allgemeinen Schicksale der Götter. Wir beschränken uns hierbei auf das, was sich aus dem Wirrsal widersprechender Berichte als Thatsache herausschälen läßt; dies ist an sich schon so reich an dramatischer Verwickelung, daß es des künstlichen Aufputzes nicht bedarf, um die theilnehmende Empfindung in Spannung zu erhalten. Glücklicherweise löst sich diese friedlicher, als es eine Zeit lang der tragisch geschürzte Knoten erwarten zu lassen schien.

Anfang April 1820 grub der griechische Bauer Yorgos auf seinem Felde, etwa fünfhundert Schritte von den Ruinen des antiken Theaters von Melos, welches nach seiner Entdeckung im Jahre 1814 durch Baron Haller, vom Kronprinzen Ludwig von Baiern angekauft worden war. Das Feld lag in der Nähe der alten Stadtmauer und über den Gräbergrotten, die auf der rechten Seite des Thales, das zum Meere hinführt, in die Felsen eingehauen sind. Steine jener Mauer, welche der Bauer gefunden, und welche er verwerthen zu können hoffte, regten ihn an, weiterzugraben. Er fand hierbei eine vier bis fünf Meter breite Grotte, die er allmählich freilegte. Da stieß er am 8. April auf ein Marmorfragment: es war die obere Hälfte der melischen Venus. Alsbald zeigte er sie, sowie einige zugleich aufgefundene Hermen und Marmorfragmente seinem Nachbar, dem französischen Consular-Agenten Brest. Dieser behielt sich sogleich das Vorkaufsrecht vor, zumal da die Commandanten einiger im Hafen befindlichen französischen Schiffe den Fund bei einer Besichtigung sehr rühmten. Einer denselber, Capitain Dauriac von der Bontó, schickte alsbald einen Bericht an den französischen Generalconsul David in Smyrna. Aus diesem geht hervor, daß man am 11. April, dem Datum des Briefes, noch nichts weiter gefunden hatte, aber die Ausgrabung eifrig fortsetzte: on n'a dans ce moment que le buste jusqu'à la ceinture. Die Erwartung, mehr zu finden, sollte bald in Erfüllung gehen; am 12. April schickt auch Brest einen Bericht an David nach Smyrna. Er erzählt, es sei eine Statue gefunden worden, partagée en deux pièces par la ceinture; der am 11. noch fehlende Unterkörper war also entweder noch an diesem Tage nach Abfassung des ersten Berichtes oder am 12., dem Tage des zweiten Berichtes, gefunden worden. Brest hat mit seiner Nachricht offenbar gewartet, um das Resultat der fortgesetzten Ausgrabung berichten zu können; mußte doch der Fund als ein viel bedeutenderer erscheinen, wenn

die ganze Statue vorhanden war. Aber leider: es fehlten ihr die Arme. Indessen tritt uns schon in dem ersten Berichte die Ansicht entgegen, die Statue stelle dar: Vénus recevant la pomme de Paris. Hieraus geht hervor, daß das Fragment des linken Oberarms sowie besonders das der linken, einen Apfel haltenden Hand gleich am ersten Tage in so enger Verbindung mit dem Oberkörper gefunden worden war, daß ihre Zugehörigkeit zur Statue sich ganz von selbst ergab. Es folgt aber nicht daraus, daß sie bei der Auffindung noch mit der Statue selbst verbunden gewesen sein müssen. Auch wenn sie nur daneben lagen, so genügte dies schon, um jene Erklärung zu veranlassen. Die Beschaffenheit der Ansatzstelle an der linken Schulter, welche ebenso wie der übrige Marmor mit gelblich-bräunlicher Patina überzogen ist, beweist aber auch geradezu, daß die Fragmente bei der Auffindung nicht mit dem Rumpfe verbunden waren, und hieraus ergiebt sich weiterhin als wahrscheinlich, daß die jetzt fehlenden Verbindungsstücke zwischen Oberarmfragment und Rumpf einerseits und zwischen Oberarm und Hand andrerseits überhaupt nicht mitgefunden worden sind. Auch der Haarwulst kam als besondres Stück nach Frankreich, scheint aber bei der Auffindung des Oberkörpers noch mit dem Kopfe verbunden gewesen zu sein: la tête m'a paru bien conservée, ainsi que la chevelure, heißt es bei Dauriac am 11. April.

So wenig Brest die Verantwortlichkeit des Ankaufs der Statue hatte auf sich nehmen wollen, ebenso wenig war David geneigt dazu; auch er berichtet an die höhere Instanz, den französischen Gesandten in Konstantinopel, Marquis de Rivière. Dieser verfügt sogleich den Ankauf, obgleich er aus dem ihm übersandten Berichte Davids nur von dem Funde der oberen Hälfte wußte und obendrein glaubte, sie sei „in sehr schlechtem Zustande". Er beauftragt seinen Secretair, den Vicomte de Marcellus, mit dem Ankaufe und schickt ihn auf der Estafette nach Milo, nachdem er in seiner Absicht durch den inzwischen eingelaufenen Bericht des Schiffsfähndrichs Dumont d'Urville, welcher eine eigenhändige Zeichnung des Oberkörpers beifügen konnte, bestärkt worden war. d'Urville hatte die Statue am 19. April gesehen und hätte sie gern gekauft; allein im Schiffe war kein Platz für solche Dinge.

Diese Hinausschiebung des endgiltigen Ankaufs führte nun eine Verwickelung herbei; der Intrigant erscheint auf der Bühne. Es ist ein griechischer Priester, Oikonomos Verghi. Dieser stand unter Anklage wegen Veruntreuung, hoffte jedoch nach orientalischer Weise seine Freisprechung zu erreichen, indem er sich eine maßgebende Persönlichkeit verpflichtete. Er verfällt auf den Gedanken, die neugefundene Statue dem Dragoman des Arsenals in Konstantinopel, Nikolai Mourouzi, zu schenken und so diesen einflußreichen Mann für sich zu gewinnen. Er wendet sich an den Bauern und die Primaten von Milo — sie

weisen ihn zurück. Er läßt aber nicht ab, und endlich gelingt es ihm durch Ueberredung und Drohung, die Statue für 718 Piaster zu erwerben, ohne daß auf das Vorkaufsrecht Brests Rücksicht genommen wird. Sie wird nun nach dem Hafen transportirt, es werden Stricke um sie geschlungen, und rücksichtslos wird die Göttliche auf dem Boden geschleift, um sie an Bord des Schiffes zu bringen, das sie nach Konstantinopel in eine Nacht und Vergessenheit führen sollte, aus der es aller Wahrscheinlichkeit nach kaum eine Auferstehung gegeben hätte. Hier erlitt der Oberkörper jene Unbilden an Schulter, Rücken, Hüften, Gewand und wohl auch den Bruch des Haarwulstes, die dauernd an die barbarische Hand erinnern, mit der der Orient sie zu erfassen gedachte.

Schon war die Statue an Bord des griechischen Schiffes; schon war das Schiff segelfertig und harrte nur eines günstigen Windes, als noch im letzten Augenblicke Vicomte de Marcellus an Bord der Estafette eintraf und seine Vorrechte geltend machte. Nach zwei Tagen gelangten seine Bemühungen zum Ziele; der Priester erhielt sein Geld zurück, die Primaten bekamen 118 Piaster „Transportkosten" (!), und die Statue wurde auf das französische Schiff gebracht, nun endlich von sorgsamer Hand vor den Tücken des Zufalls und den „schlimmeren der Menschen" behütet.

Die letzteren selbst aber kamen über den ihnen entgangenen Raub nicht so bald zur Ruhe. Mourouzi, der allmächtige Dragoman, welchem der Priester seine löblichen Bemühungen und deren Scheitern mitgetheilt hatte, benutzte die Gelegenheit, um Geld zu erpressen. Die Primaten mußten sofort 2000 Piaster erlegen, körperliche Mißhandlungen erdulden und nach und nach bis zu 7100 Piaster dem habgierigen Beamten zahlen, eine Summe, welche dieser auf Befehl des Sultans zurückzahlen sollte, als plötzlich der griechische Aufstand losbrach, Milo sich ihm anschloß, Mourouzi ermordet wurde und die Zahlung natürlich nun unterblieb. Da legte sich schließlich der Marquis de Rivière ins Mittel und erstattete die erpreßte Summe zurück. So kam die von ihm für die Gesammtsumme von etwa 5200 Francs erkaufte Statue als sein Geschenk in das Musée National in Paris.

Ehe dies jedoch geschah, verging noch geraume Zeit. Als ob die Göttin noch einmal ihr altes Gebiet habe durchstreifen sollen, ehe sie auf immer den heimischen heiteren Gefilden entführt würde, fuhr das Schiff, welches sie trug, über Rhodos nach Cypern, besuchte von da Alexandria und kehrte dann in den Piraeus zurück. Hier in Athen, dem Orte, wo sie vielleicht geschaffen worden, enthüllte sie dem alten französischen Archäologen Fauvel ihre Schönheit. Dann fuhr sie wieder über Alexandria nach Smyrna, von wo sie, auf ein andres Schiff gebracht, nach Konstantinopel ging, um ihren neuen Gebieter, den Marquis de Rivière, abzuholen und mit ihm ihren Einzug in Frankreich zu

halten. Noch einmal wurde in Milo Halt gemacht, dann ging's dem Ziele entgegen, wo sie denn endlich, nach einer mehr als halbjährigen Kreuz- und Querfahrt, ohne weiteren Unfall ankam. 1821 wurde sie im Louvre aufgestellt und wäre sicher nicht mehr aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden, wenn nicht 1870 die „Horden von Kantianern und Hegelianern" sich unterstanden hätten, das arme unschuldige Frankreich zu überfallen. Da wurde sie, in eine Kiste gelegt, in den Keller der Präfectur geflüchtet und überstand dort unversehrt die Belagerung von Paris und den Brand des Präfecturgebäudes. Seit dem Juni 1871 steht sie wieder im Louvre, aufs neue ein Zielpunkt andachtsvoller Wallfahrt, ein Gegenstand ebenso einmüthiger Bewunderung wie vielfältiger Erklärung.

Denn in der That genügt es dem grübelnden Forschergeiste nicht, in helle Bewunderung aufzuflammen; er möchte sich der Berechtigung dazu bewußt werden, er möchte sich Rechenschaft über den Grund der Empfindung geben, um, wenn er zu einer tieferen Erkenntniß durchgedrungen, darin einen neuen Anlaß für seine Bewunderung zu finden. Gelingt es, die Absichten des Künstlers ganz zu erkennen, sie in jeder Linie, jedem Zuge nachklingen zu fühlen, ihn auf dem Wege der Entstehung bis zum kleinsten Motiv in der Ausführung zu begleiten, der Schöpfung nachzugehen, wie sie von einem mächtigen Willen wachgerufen sich verkörpert und die Gestalt bis ins Feinste mit Alles beherrschendem Geiste durchdringt, so daß wir nicht nur fühlen, sondern erkennen: so mußte es werden und wachsen, wie ein Naturwerk unter eben solchen Bedingungen hätte wachsen müssen, so erweitert sich nicht nur die Kenntniß des Kunstwerkes selbst, so daß sie eigentlich erst eine vollständige wird, es ist vielmehr auch der einzige Weg, dem großen unbekannten Menschen, der solches geschaffen, näher zu kommen und ihn genauer kennen zu lernen, als wir es durch Ueberlieferung von Namen und Schule hätten erreichen können. Dieser Mensch aber muß ein großer Künstler gewesen sein, und wollen wir sein Werk beurtheilen, so dürfen wir für seine Entstehung nur solche Beweggründe gelten lassen, die eines großen Künstlers würdig sind. Jeder Künstler wird, wenn er schafft, von mancherlei Gründen bewegt, das, was er schafft, gerade so und nicht anders zu machen. Häufiger vielleicht noch, als man denkt, wird er äußere Gründe walten lassen, Rücksichten nicht nur auf das Material, auf den Ort der Aufstellung, sondern auch auf hundert Zufälligkeiten, welche das äußere Arrangement betreffen; er wird die eine Stellung der anderen vorziehen, weil sie besser aussieht, er wird ein Motiv im Gewande bevorzugen, weil es sich gut macht, er wird einem Arme, einem Beine eben diese Stellung geben, nicht weil er sich etwas dabei denkt, sondern weil es poetischer oder geistvoller oder sonst irgend etwas erscheint. Solche Rücksichten pflegt man „künstlerische" zu nennen — unkünstlerische wäre

jedoch der richtigere Namen. Bei dem echten Künstler, dem wahrhaft großen, entstehen die Gestalten anders. Ein Hauptmotiv ist es, welches den Keimpunkt bildet, aus welchem mit Nothwendigkeit die Gestalt erwächst. Gleich dem belebenden Safte durchrinnt es alle Glieder und macht sie zum Dienste des Hauptmotivs lebendig, so daß dieses aus jeder Bewegung, aus jeder Linie zurückstrahlt, und indem es überall durchklingt, als das gestaltende Princip, als der eigentliche Gegenstand der Darstellung zur Empfindung kommt. Jene Nebenrücksichten wird der große Künstler beim Hervorwachsenlassen der Gestalt beachten, sie mit in seinen Zweck hereinziehen, sie sich dienstbar machen, so daß sie ausdrucksvolle Träger des Grundmotivs werden und dies laut nach allen Seiten hin verkündigen. Etwas Zufälliges giebt es da nicht mehr: Alles ist aus einem Guß, Alles ist geworden, gewachsen, es kann nur so und nicht anders sein. Für diese Wirkung bleibt es sich ganz gleich, ob der Künstler sich dabei immer der Gründe begrifflich bewußt worden ist, oder ob es, wie es wohl am richtigsten ist, nur die Wirkung seiner so glücklich organisirten Natur ist, die, wenn die Neuschöpfung aus ihm hinauszuwachsen anfängt, nicht duldet, daß dies nach anderen Gesetzen geschieht als den in ihm lebendig wirkenden und zur Thätigkeit gekommenen, die in der Unmittelbarkeit ihrer Wirkung einer Naturkraft gleichen.

Tritt man nun an die Beurtheilung eines einzelnen Werkes heran, so ist die erste Frage: Ist sein Schöpfer als ein solcher, wahrhaft großer Künstler zu betrachten, oder macht er den Eindruck, daß er auch „künstlerische" Nebenrücksichten gelten lassen kann, welche mit dem Hauptmotiv, das er sich als das belebende Element gewählt hat, nichts Wesentliches zu thun haben? Gilt das Letztere, so wird eine wissenschaftliche Durchdringung des Werkes kaum möglich sein, da sich keine Grenze wird angeben lassen, wo die Willkür des Künstlers anfängt, wo die innere Nothwendigkeit seiner Schöpfung endet. Ganz anders wird es bei dem wahrhaft großen Künstler sein; sein Werk ist von der inneren Nothwendigkeit durchwoben, und jedes noch so tiefe Eindringen wird nur ein schärferes Erkennen der Folgerichtigkeit im Zusammenhang aller Theile, in ihrer Zusammenschließung zum Ganzen und zu dessen Gesammtwirkung sein. Dies zu thun ist Aufgabe der ästhetischen Betrachtung.

Unterwerfen wir einer solchen die melische Statue und suchen zunächst jene Frage zu beantworten, so dünkt uns, die über Alles erhabene Trefflichkeit des Werkes läßt nur eine Antwort zu. Wer sie nicht für das Werk eines wahrhaft großen Künstlers hält, wer bei der Beurtheilung solchen Nebenrücksichten glaubt Platz gönnen zu dürfen, für den werden die folgenden Betrachtungen nicht stichhaltig sein; sie gehen von der Ueberzeugung aus, daß hier der Beurtheilung ein Werk unterliegt, das im höchsten Sinne des Wortes ein Kunstwerk

ist, was es nicht wäre, wenn ihm die innere Nothwendigkeit, die Folgerichtigkeit abginge. Ist aber die melische Statue ein Kunstwerk in diesem Sinne, so ist der Weg ihrer Entstehung naturgemäß der gewesen, daß der Künstler von dem Keimpunkte aus geschaffen hat, so daß das Hauptmotiv für die Gestaltung aller einzelnen Theile des Werkes maßgebend geworden ist und die sich ergebenden Nebenmotive nur eine Folge dieses Hauptmotivs sind, dieses somit in ihrer Weise und nach Maßgabe ihrer Eigenthümlichkeit wiederspiegeln. Die Haltung einer Hand, eines Fußes, des Kopfes, die Fältelung des Gewandes mußte gerade so werden, weil der Künstler das bestimmte Hauptmotiv gewählt hatte. Springt dieses, in Folge der Zertrümmerung einzelner Theile der Statue, nicht sogleich in die Augen, so muß, wegen des vorhandenen nothwendigen Zusammenhanges aller Theile und der allen gemeinsamen einheitlichen Quelle, ein Rückschluß aus den Nebenmotiven auf das Hauptmotiv möglich sein. Je mehr die Nebenmotive auf ein und dieselbe Ursache hinweisen, je übereinstimmender sie sich alle aus derselben Ursache erklären lassen, um so sicherer ist in dieser bewegenden Ursache das Hauptmotiv zu erkennen. Da bei der melischen Statue grade diejenigen Theile fehlen, welche das Hauptmotiv unbestreitbar aufklären müßten — die Arme mit den Händen —, so ist bei der Untersuchung hier der umgekehrte Weg von dem einzuschlagen, welchen der Künstler gegangen: er ging von dem Hauptmotiv aus und gestaltete darnach die Nebenmotive; wir gehen von diesen aus und erkennen aus ihnen jenes.

Das Hauptmotiv konnte von Anfang an der Art nach verschieden sein. Entweder konnte es in der Absicht des Künstlers liegen, eine Persönlichkeit ihrem Charakter, ihrem Wesen nach darzustellen. Da mußte es ihm darauf ankommen, solche Nebenmotive zu wählen, welche zu der Erkenntniß des Charakters, des Wesens der Persönlichkeit hinführten. Diese Nebenmotive konnten äußerlicher Natur sein, wie Symbole; sie konnten aber auch mehr innerlicher Art sein, indem sie eine Bewegung, eine Handlung darstellten, welche der Persönlichkeit so eigenthümlich war, daß sie sicher an ihr erkannt werden konnte. Diese Bewegung diente jedoch nur als Mittel, um das Wesen zu charakterisiren, war aber nicht der Gegenstand der Darstellung, das Hauptmotiv. Sie mußte demgemäß so dargestellt werden, daß man sie leicht als eine nicht in einem bestimmten Zeitmoment, sondern als gleichsam außer der Zeit geschehend, nicht als diese einzelne Handlung, sondern als eine solche allgemein charakterisirende, sich oft, ja vielleicht immer gleichartig wiederholende Handlung vorstellen konnte. Wenigstens mußte sich die Persönlichkeit dauernd in dieser Bewegung, die ja ihr Wesen erkennen lehren sollte, denken lassen. Die Bewegung konnte also keine solche sein, in welcher sich der Körper thatsächlich nur e i n e n Augenblick, auf dem Uebergange von einem Zustande in einen andern, auf dem Wege einer eben

vor sich gehenden Handlung befinden kann: auch die Bewegung muß den Charakter der Ruhe, der Möglichkeit einer Dauer in sich tragen, nicht nur ihrem Gesammteindrucke nach, sondern durch die Haltung des Körpers selbst und das Verhältniß seiner Theile zu einander.

Oder aber der Künstler wollte wirklich einen einzelnen Moment, eine Bewegung darstellen, welche sich nur innerhalb des Verlaufs einer Reihe von Momenten denken läßt, die daher nicht darauf berechnet ist, daß der Körper dauernd in dieser Haltung gedacht werde, sondern daß die Phantasie des Beschauers in die Momente vor dem für die Darstellung gewählten Augenblick zurück und über ihn in die der Darstellung folgenden Momente hinausführe und so die Handlung vervollständige, die der bildende Künstler, den Grenzen seiner Kunst gemäß, nur in dem „fruchtbarsten" Moment erfassen konnte. In diesem Falle ist der Grund dieser Bewegung das Hauptmotiv, die Art der Darstellung aber ist die dramatische, im Gegensatze zu jener ersteren, in der geschichtlichen Entwicklung der Kunst vorhergehenden, der typischen.

Handelt es sich nun um die Beurtheilung eines Werkes der bildenden Kunst, so wird man sich also zuerst über den Charakter des Grundmotivs und der ihm entspringenden Art der Darstellungsweise klar werden müssen. Ist in Folge unvollständiger Erhaltung die Entscheidung nicht sofort klar, so wird man aus der Art der Bewegung, aus dem Verhältnisse der Körpertheile zu einander, aus dem daraus entspringenden Gesammtcharakter der Bewegung den Schluß auf den Charakter des Grundmotivs ziehen müssen, eine Schlußfolgerung, die berechtigt ist, weil sich aus dem Wesen des Kunstwerks ergiebt, daß die Darstellungsweise in nothwendigem ursachlichem Zusammenhange mit dem Charakter des Grundmotivs steht, also diesem nicht widersprechen kann.

Wenden wir diese Methode der Untersuchung auf die melische Statue an, so ergiebt sich Folgendes.*) Der Oberkörper zeigt eine doppelte Bewegung: von links nach rechts (diese Bezeichnungen immer im Sinne der Statue, nicht des Beschauers gebraucht) und von hinten nach vorn. Beide Bewegungen sind sehr stark, die erstere z. B. in dem Grade, daß eine durch den Nabel gezogene Senkrechte an der linken Seite des Kopfes vorbeigeht, ohne diesen zu berühren. Nicht minder deutlich tritt sie an der gewundenen Linie des Rückgrates hervor. Die Biegung nach vorn zeigt sich besonders deutlich in der Profilansicht. Hier fällt auch die eigenthümliche Haltung des Kopfes besonders stark auf: während der Hals schräg nach vorn vorgebeugt ist, bleibt der Kopf dennoch wagerecht, was nur durch ein starkes Heben des Kopfes im Gegensatz zu dem vorgebeugten

*) Eine genaue anatomische Analyse giebt „Die hohe Frau von Milo" S. 10—15 mit den dazu gehörigen Abbildungen Tafel I, II u. III.

Halse möglich ist — eine für den Gesammteindruck der Statue entscheidende Bewegung. Auch der Unterkörper zeigt des Bestreben, von links nach rechts zu weichen. Die Last des ganzen Körpers ruht auf dem rechten Beine. Aber die Hauptlinie des Standbeines ist keine senkrechte; sie geht vielmehr in starkem Bogen über den Fuß hinaus nach rechts, zugleich in entschiedenem Widerspruch mit der durch den anatomischen Bau des Weibes indicirten Linie des rechten Unterschenkels nach linkshin. Das linke Bein stützt sich auf den erhobenen Fuß und drängt das Knie zugleich möglichst weit nach vorn und nach rechts. Nimmt man noch dazu die bei der Vorderansicht sich ergebende steile Profillinie auf der linken Seite des Oberkörpers im kräftigen Gegensatz zu der gebogenen der rechten Seite und im Zusammenhange damit die hoch erhobene linke Schulter im Gegensatz zu der gesenkten, nach rechts und vorn vorgebeugten rechten Schulter, so ergiebt sich, daß die Bewegung eine complicirte und eine energische ist, derart, daß das Zusammentreffen solcher Gegensätze nur denkbar ist in einem Momente, welcher als Uebergang aus einer Lage in die andere aufzufassen ist, nicht aber als eine Constellation, welche als dauernde Körperhaltung möglich ist; mit andern Worten: die Darstellungsweise ist die dramatische, nicht die typische. Da nun die Darstellungsweise sich als Folge aus dem Grundmotiv ergiebt, so muß dieses selbst dramatischer Natur sein, d. h. der eigentliche Gegenstand der Darstellung ist eine Handlung, ein einzelner, in seinem raschen Vorübereilen vom Künstler erfaßter und festgehaltener Augenblick, aus welchem wir uns Ursache und Folge zu ergänzen, den Verlauf der Handlung durch Uebersetzung aus der an den Moment gefesselten bildenden Kunst in die sich in der Zeit bewegende Vorstellungsthätigkeit aufzubauen haben.

Ist dieses Ergebniß richtig, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß alle diejenigen Auffassungs- und Ergänzungsweisen unrichtig sein müssen, welche auf der Voraussetzung der typischen Darstellungsweise beruhen: sie treten mit dem sich aus der Art der Bewegung des Körpers mit Sicherheit ergebenden Charakter des Grundmotivs einer Handlung in unlöslichen Widerspruch. Dahin gehören die Ergänzungsversuche, welche der Statue in die zu ergänzende linke Hand den Speer, den Spiegel, den Apfel geben oder sie mit der rechten Hand auf den mit der linken oben angefaßten, auf den linken Oberschenkel gestützten Schild schreiben oder sie sich in diesem spiegeln lassen. Keiner dieser Versuche vermag die energische, complicirte Körperbewegung zu erklären, weil sie bei keiner dieser Ergänzungen nothwendig ist; ja, sie wäre sogar bei jedem derselben geradezu fehlerhaft. Alle diese Versuche sind also aufzugeben, es sei denn, daß man, um bei ihnen zu verharren, lieber dem Künstler die Stümperei eines inneren Widerspruchs zutraut, die mit der sonstigen Trefflichkeit des Werkes nicht im Einklang steht. Dann aber gebe man es auf, die melische Statue als Meisterwerk

ersten Ranges anzusehen, und versuche nicht Widersprechendes vereinigen zu wollen. Wir jedoch bleiben bei unsrer Voraussetzung: der Künstler dieses Werkes erscheint so sehr als ein wahrhaft großer, daß seinem Werke die innere Folgerichtigkeit nicht abgesprochen werden darf, und weisen demnach die typischen Ergänzungs- und Erklärungsversuche als mit dem Grundcharakter des Werkes in Widerspruch stehend zurück.

(Schluß folgt.)

Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart.

2. Carl Gussow und der Naturalismus.

Der Vater jener revolutionären Bewegung in der Kunst, die man am kürzesten und besten als Naturalismus bezeichnen kann, ist der Franzose Gustav Courbet, ein Mann, dessen Kunstprincip allmählich sein ganzes Denken und Fühlen derartig durchdrungen hatte, daß seine Lebensführung und seine politische Richtung am Ende auf denselben extremen Standpunkt gerieth, den seine Kunst von Anbeginn eingenommen. Die von Courbet ins Werk gesetzte Zerstörung der Vendomesäule, auf den Werth des Kunstwerks allein hin betrachtet übrigens kein allzu vandalischer Act, war nicht die rasche That eines wahnwitzigen Moments, sondern die letzte Consequenz eines artistischen Programms, welches keine Spitzen, keinen idealen Aufschwung, keine Isolirung eines Individuums von der Menge duldet. Der Naturalismus Courbets sucht die Totalität, die Allgemeinheit der Natur zu erfassen, indem er sich nicht zu den höchsten Schöpfungen, zu den reinsten Gebilden der Natur emporschwingt, sondern dieselbe in ihren niedrigsten und unvollkommensten Offenbarungen aufsucht. Indem er dieses Princip durchführte, konnte Courbet für sich geltend machen, daß er die Intentionen der Natur viel richtiger und besser treffe und wiedergebe als die Romantiker und Idealisten. Denn die Natur producirt ungleich mehr Häßliches und Gemeines, Niedriges und Unvollkommenes, Lächerliches und Unharmonisches als Edles und Erhabenes. Der demokratische, oppositionelle Grundzug seines Wesens wirkte freilich schon von Anfang an bestimmend auf seine künstlerische Richtung ein. Noch ganz erfüllt von dem Rausche, welchen die Revolution von 1848 unter dem jungen Frankreich hervorgerufen, vollendete er die ersten Bil-

der, die seinen Ruf begründen sollten: „Das Begräbniß zu Ornans“ und die „Steinklopfer“, und so gewaltig und so energievoll war die Kraft seiner Darstellung, daß selbst die schärfsten Gegner seiner brutalen Anschauungs- und Auffassungsweise seinen technischen Fähigkeiten ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Wie der ideale Stil den Künstler zum Schaffen überlebensgroßer Gestalten führt, die schon durch ihre Dimensionen den Beschauer mit Ehrfurcht und heiliger Scheu erfüllen, so hält der Naturalist an der natürlichen Größe der Objecte fest. So hat sie die Natur geschaffen, und so, mit allen ihren Zufälligkeiten und Unebenheiten, aber auch mit der ganzen Kraft und Intensität ihres äußeren Scheins, hat sie die Kunst wiederzugeben. In der zweiten Hälfte dieses Programms liegt sein versöhnendes Element, liegt die Berechtigung seiner Existenz, die auch der Aesthetiker anerkennen muß. Ohne dieses Element würde der Aesthetiker, dem die Verkörperung des Schönen das höchste, das Endziel aller Kunst ist, mit Recht den Stab über den Naturalismus brechen können und die Auseinandersetzung mit ihm dem Historiker überlassen müssen, der auch über die Krankheiten der Zeit zu berichten hat. Indessen hat sich der Naturalismus sogleich durch seinen ersten Vertreter die Berechtigung zur Existenz mit vollstem Nachdruck gesichert. Um das Proletariat, welches sein Haupt aus der Sturmfluth von 1848 so kühn emporgehoben hatte, ebenso brüsk, mit eben solchem Eclat in die Kunst einzuführen, wie es sich selbst in die Politik eingeführt hatte, bedurfte Courbet eines neuen Ausdrucksmittels. Mit der Stimmungswehmuth und den auf den Contrast zugespitzten Beleuchtungseffecten der Romantiker wußte er nichts anzufangen. Ein phantastischer Sonnenuntergang würde sich neben den armseligen, fast stumpfsinnigen Steinklopfern auf der trostlosen Landstraße wunderlich genug ausgenommen haben. Er hielt sich also auch in der Behandlung des landschaftlichen Elements, in der Wiedergabe von Luft und Licht stricte an die Natur und drang bald so tief in ihr Wesen ein, daß die malerische Haltung seiner Gemälde eine unübertreffliche Wahrheit erreichte. Julius Meyer hat in seiner meisterhaften „Geschichte der modernen französischen Malerei“ Courbets technische Procedur so vortrefflich geschildert, daß wir seiner Schilderung nichts besseres an die Seite zu setzen wissen. „In seiner malerischen Anschauung“, sagt er von Courbet, „ist ein neues Element, ein solches wenigstens, das vor ihm nicht ausgebildet worden. Es ist eben jene Naturwahrheit des Tons, welche Courbet erreicht durch die Kraft seiner einfach und voll hingesetzten Farbe, die reine und geschlossene Einheit der Beleuchtung und die wirklich bewundernswerthe Sicherheit des Vortrags. Da ist kein Tasten, kein Aufwand von Kunstgriffen, von kleinen Mitteln, von ‚Frottirungen‘ und Lasuren. Ton neben Ton setzt er mit breitem Pinsel von der Palette gleich so, wie er ihn haben will, auf die Leinwand, voll und

pastos, gleichmäßig für die Schatten wie für die Lichter, für die vorderen wie die hinteren Pläne. Und so vollendet er, von den Tiefen zum höchsten Licht fortschreitend, auf die einfachste Weise das ganze Bild. Welche Klarheit der inneren Anschauung, welche Feinheit des Auges, welche Festigkeit der Hand dazu erforderlich ist, läßt sich denken. In Courbet gipfelt jene Virtuosität der Mache, welche das Kennzeichen der neuesten Kunst ist, und in ihm ist insofern ein echter Fortschritt, als er den lebensvollen Schein von Licht und Farbe auf die einfachste Weise erreicht."

In seiner trivialen, naturalistischen, oft brutalen Auffassungs- und Darstellungsweise hat Courbet manche Vorgänger gehabt: Männer wie Caravaggio, Ribera, Franz Hals sind ihm in ihrer breiten, energischen Art und auch in der Wahl ihrer Stoffe nahe verwandt; am engsten Franz Hals in jener letzten Periode seines Schaffens, welcher die berühmte Hille Bobbe von Harlem entstammt, die mit der Sammlung Suermondt in das Berliner Museum gelangt ist. Wir wissen, daß Courbet, als er 1839 nach Paris kam, insbesondere die Holländer und Spanier, dann auch die Venetianer im Louvre studirte und sich ihre malerische Behandlung zum Muster nahm.

Courbet nannte sich selbst einen Realisten. Es ist bekannt, daß er im Jahre 1855 neben dem Weltausstellungsgebäude, in welches nur elf seiner Bilder Eingang gefunden hatten, eine Schaubude errichtete, in welcher noch weitere vierzig zu sehen waren. Ueber der Thür las man die Aufschrift: „Der Realismus. G. Courbet." Er und die Kritiker, welche seine Kunstart mit diesem Worte zu charakterisiren versuchten, wollten damit seine schroffe Opposition gegen den Idealismus von Ingres und seiner Schule und die Romantik von Paul Delaroche und den Seinigen bezeichnen. Heute hat sich aber die Kluft zwischen beiden Extremen längst durch eine Reihe von Zwischengliedern, durch ein reiches Farbenspiel verschiedenartiger Schattirungen gefüllt. Mit dem, was wir heutzutage unter Realismus verstehen, deckt sich die Anschauungsweise Courbets nicht mehr. Durch die eingetretenen Zwischenglieder, welche den Uebergang zwischen ihm und den Idealisten vermittelten, ist der kühne Neuerer immer weiter nach links gedrängt worden. Innerhalb des Realismus, wie wir ihn heute auf Grund der Kunstbewegung zu definiren haben, findet sich für Courbet kein Platz mehr. Im anderen Falle — wie könnte er, um ein Beispiel aus einem ihm verwandten Stoffgebiete zu nennen, Schulter an Schulter neben dem Bauernmaler Breton stehen? Breton ist sicherlich ein Realist von reinstem Wasser: seine Bauern und Bäuerinnen von Artois mit ihren massigen, von mühsamer Arbeit vergröberten Gliedern, mit ihren eckigen, harten, herben Gesichtern zeigen keine Spur einer verschönernden, idealisirenden Auffassung. Nichtsdestoweniger erhalten seine Bilder durch die Stimmung von Luft und Licht einen seltsam poetischen Reiz, der sich

oft zum Schwermüthigen, Melancholischen steigert. Nicht einmal neben Menzel, einem Realisten von noch schrofferer Richtung, kann Courbet eine durch gewisse Berührungspunkte gerechtfertigte Stellung finden. Denn auch Menzel benutzt das Licht, um poetische, blendende, ungewöhnliche Effecte zu erzielen, während Courbet den Reizen des Helldunkels aus dem Wege geht und die Virtuosität seines technischen Könnens nur in der Gleichmäßigkeit und Wahrheit der Beleuchtung documentirt. Das künstlerische Element des Realismus liegt also nicht bloß in der feineren technischen Behandlung, sondern auch in der Auffassung. Um also eine zutreffende Bezeichnung für eine Kunstrichtung zu finden, die sich jeder eigenen, jeder individuellen Auffassungs- und Anschauungsweise entschlägt, welche die Dinge der Außenwelt so sieht, wie sie Hinz und Kunz sieht, bedarf es eines präciseren Ausdrucks, als ihn der mit dem Worte „Realismus" verbundene, ziemlich dehnbare und unbestimmte Begriff uns bietet. Dagegen umfaßt das Wort „Naturalismus" zugleich die guten und die schlechten Seiten dieser Richtung: die schlechten, indem es einerseits den sclavischen Anschluß an die Natur betont, die guten, indem es andrerseits eine schöpferische Kraft kennzeichnet, welche Gebilde von gleicher Lebensfülle und Wahrheit wie die Natur zu Stande bringt.

Schon Julius Meyer, der Courbet noch unter die Klasse der Realisten rubricirte, bemerkte treffend, es liege im Wesen des Realismus, daß er keine Schule bildet. Dasselbe gilt natürlich in noch höherem Grade von dem Naturalismus, wie wir ihn eben definirt haben. Jeder Künstler, der sich zum Naturalismus bekennt, steht der Natur so objectiv gegenüber wie der Photograph. Es liegt demnach viel Wahrheit in der Behauptung, der Naturalismus würde seine Endschaft mit der Erfindung der Farbenphotographie erreichen, d. h. wenn die Photographie soweit gediehen ist, daß sie die Farben der Natur ohne den geringsten Abzug wiederzugeben im Stande ist. Die Begründung einer Schule ist aber wesentlich bedingt durch eine gemeinsame künstlerische Auffassungsweise ihrer einzelnen Glieder, die von ihrem Haupte ausgegangen ist. Der Naturalist giebt sich als den entschiedensten Gegner aller Tradition; das zeigt sich auch darin, daß er niemals die Vergangenheit, sondern stets die ihn unmittelbar umgebende Gegenwart zum Objecte seiner Kunst macht. Courbet suchte sich aus reinem demokratischen Oppositionsgefühl die allertrivialsten Stoffe aus, er malte die häßlichsten Frauen und die verkommensten Männer, anfangs aus Freude an dem Charakteristischen in allen seinen Nuancirungen bis zur Negation jeglicher Form, dann, um die Gesellschaft seiner Zeit zu brüskiren und zu chikaniren. Was anfangs bei ihm künstlerische Ueberzeugung war, wurde schließlich Eigensinn und Marotte. Es ist eine natürliche pathologische Consequenz, daß Leute, die sich nach allen Richtungen hin zum Extremen wenden, am Ende dem Größenwahn anheimfallen. Wie Antoine Wiertz, dem Idealisten, erging es auch Courbet,

dem Naturalisten. Eine kürzlich publicirte Anekdote ist, wenn sie auch erfunden sein sollte, doch für Courbet äußerst charakteristisch. Eines Tages begab er sich nach dem Hotel Drouot, um einer Gemäldeversteigerung beizuwohnen. „Waren gute Bilder da? Hast du etwas gekauft?“ fragte ihn einer seiner Freunde nach seiner Rückkehr. „Nein! oder doch! Ein gutes, aber das war mir zu theuer. Man forderte eine unerhörte Summe!“ — „Von wem war denn das Bild?“ — „Von mir.“ —

Courbet besaß indessen so viele glänzende technische Eigenschaften, daß er gleichwohl auf die Fortentwicklung der französischen Malerei von Einfluß hätte werden können, wenn er sich nicht politisch unheilbar compromittirt hätte. Der anrüchige Communard wurde selbst in der Künstlerrepublik nicht mehr gelitten, und das kleine Häuflein seiner Anhänger und Nachahmer verbarg sich im Dunkeln. Auf der Weltausstellung von 1878 war Courbet selbst nur durch ein einziges Bild vertreten, durch die „Welle“, die 1870 für die Luxemburg-Galerie angekauft worden war. In Landschaften und Marinen zeigt sich das Talent Courbets von seiner erfreulichsten und liebenswürdigsten Seite. Unter den übrigen neunhundert Bildern der französischen Schule entdeckte ich nur eines, welches die Einwirkung Courbets verrieth: ein unbeschreiblich schmutziges Weib mit häßlichen, gemeinen Zügen und derben, schwülstigen Körperformen, welche aus der dürftigen Bekleidung protzig hervordrangen, geht mit einer zerlumpten Kiepe auf dem Rücken am Meeresstrande ihrer Arbeit nach. Eine Figur natürlich in Lebensgröße, widerwärtig und ekelerregend, aber mit einer meisterlichen Breite, mit einer zur Bewunderung zwingenden Bravour gemalt!

Da der Naturalismus keine Schule macht, haftet er auch nicht an einer einzelnen Person. Courbet ging mit der Commune unter und fristete nur noch wenige Jahre ein obscures Dasein in der Verbannung. Das Princip, zu dem er sich bekannt hatte, war aber lebenskräftig genug, um auch ohne sein Zuthun weiter zu existiren und neue Adepten zu finden. Carl Gussow, derzeit der genialste Vertreter des Naturalismus, ist sicherlich nicht durch das Beispiel Courbets auf diese Bahn gedrängt worden. Wir können an seinen Werken die Etappen verfolgen, welche er durchmachte, bevor er zu seinem jetzigen Standpunkte gelangte. Wir sehen in ihm keinen bloßen fingerfertigen Nachahmer, der ein von einem anderen hingeworfenes Schlagwort aufgreift und das fremde Thema mit Variationen versieht, sondern ein urwüchsiges Talent, das sich nach schwerem, unablässigem Ringen ein sicheres Fundament geschaffen hat. Die Basis, auf der sich Gussow bewegt, ist freilich nicht breit und umfangreich, aber immerhin groß genug, daß jemand auf zwei eigenen Füßen darauf stehen kann.

Carl Gussows Lebensgang ist so ruhig und glatt verlaufen, wie wir es in Künstlerkreisen selten finden. Geboren im Jahre 1843 in Havelberg in der

Mark, kam er, der Sohn eines Bauraths, in seinem neunten Jahre auf die Kloster- und Gelehrtenschule nach Zerbst, die er bis zur Secunda besuchte. Dann kehrte er nach Brandenburg a. H. zurück, wo sein Vater domicilirte, und vollendete dort in anderthalb Jahren privatim seine Schulstudien. Im Jahre 1862 faßte er den Entschluß, sich der Kunst zu widmen. Er fand bei seinem Vater ein freudiges Entgegenkommen und ging auf den Rath desselben, der die Verhältnisse der Berliner Akademie zu genau kannte, um seinem Sohne den Besuch des langsam dahinsiechenden Instituts zu empfehlen, nach Weimar. An der fröhlich aufblühenden Kunstschule wirkte damals A. v. Ramberg, dessen Unterweisung der junge Kunsteleve jedoch nicht lange genoß, da Ramberg noch im Jahre 1862 wieder nach München zurückging. An seine Stelle trat Ferdinang Pauwels, ein Schüler von Wappers und ein charaktervoller Vertreter des belgischen Realismus. Seine blendende Technik, sein glänzendes, kraft- und saftvolles Colorit verfehlten nicht, auf Gussow, der bis zum Jahre 1867 sein Schüler blieb, einen tiefen Eindruck zu machen. Aber am Ende stellte sich zwischen Pauwels und Gussow, wie letzterer selbst sagt, eine „innere Verschiedenheit“ heraus, die schließlich zu einer Lösung des Schulverhältnisses führte. Schon damals mochte Gussow zu der Erkenntniß gelangt sein, daß seine Stoff- und Ideenwelt von der seines Lehrers grundverschieden sei, daß die technischen Ausdrucksmittel des Antwerpener Meisters wohl die Basis für die seinigen abgeben könnten, daß sie aber noch nicht das letzte seien, womit man der Natur in die möglichste Nähe zu rücken im Stande sein würde. Von Weimar begab sich Gussow nach München, in der Hoffnung, dort bei Piloty zu lernen, was ihm noch fehlte. Aber vierzehn Tage genügten ihm, um zu erkennen, daß auch die Pilotyschule ihm nicht die Waffen liefern konnte, deren er zur Erreichung seines Zieles bedurfte. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalte in Italien kehrte er im Sommer 1868 nach Weimar zurück und malte dort eine Anzahl Bilder, welche im Jahre 1870 in Berlin zur Ausstellung gelangten. Es waren drei Portraits und drei Genrebilder: „Dame auf der Jagd“, „Kriegsnachrichten“ und „Kirchgängerin“, welche durch die flotte, energische Behandlung auffielen. Noch in demselben Jahre trug der Director der Weimarer Kunstschule, Graf Kalckreuth, dem siebenundzwanzigjährigen Maler eine Professur an, welche dieser acceptirte. Er sammelte bald viele Schüler um sich, obwohl er noch selbst in voller Entwicklung begriffen war. Auf der Berliner Ausstellung von 1872 trat in einem Genrebilde, welches eine Näherin darstellte, seine Eigenart schon ausgeprägter und schärfer hervor. Im Jahre 1874 wurde Gussow als Professor an die Kunstschule in Karlsruhe berufen, wo er während einer anderthalbjährigen Lehrthätigkeit ebenfalls eine Reihe von Schülern heranbildete, von denen einer, Paul Borgmann, sich bereits auf mehreren Ausstellungen vortheilhaft bekannt

gemacht hat. Gussow selbst schickte im Jahre 1874 wiederum mehrere Genrebilder auf die Berliner Ausstellung, von denen besonders eines, „Beim Kunstgelehrten“, durch sein sattes, leuchtendes Colorit ein tieferes Interesse erregte. Doch waren diese kleineren Arbeiten nur tastende Versuche, coloristische Experimente, die hie und da noch kleine Unsicherheiten und Unentschlossenheiten zeigten. Der ganze Gussow trat erst 1875 in einem Bilde von drei Figuren in ungefähr halber Lebensgröße zu Tage: ein aus dem Felde heimgekehrter Reservist erzählt seinem Mütterchen und seinem Schatz seine Erlebnisse. Der prächtige, frische Bursche mit einer Dragonermütze auf dem Kopfe, in Sammetjacke und hohen Stiefeln, sitzt hinter dem Tische, dem Beschauer gerade zugekehrt, und erhebt gesticulirend die Rechte, die Alte hört mit gefalteten Händen und mit thränenden Augen andächtig zu, das Mädchen hat seine Hände auf den Schoß fallen lassen und ist ganz Auge und Ohr für den schmucken Burschen, der wiederum nur für sie zu erzählen scheint. In der Charakteristik der verschiedenartigen Stoffe, der Geräthe, des Holzes, des Mauerwerks, in der sprechenden Lebendigkeit der Gesichtszüge war der höchste Schein der Naturwahrheit und des Lebens erreicht. Gussow hatte nur noch einen Schritt zu thun, um das Programm des Naturalismus ganz zu erfüllen, er hatte nur noch für seine Figuren den Maßstab der Naturgröße zu wählen, und das that er 1876, als sich der an die reoganisirte Kunstakademie nach Berlin berufene Lehrer durch drei Gemälde vor dem Berliner Publikum legitimirte, die einen wahren Sturm hervorriefen.

„Das Kätzchen,“ „Verlorenes Glück“ und „Der Blumenfreund“, so nannte der Katalog der akademischen Ausstellung die drei Bilder, welche in kühner, nicht mißzuverstehender Sprache die künstlerische Ueberzeugung, gleichsam das Programm des Naturalisten verkündeten. Um ein Kätzchen waren vier Personen gruppirt, ein alter Bauer, der das Thierchen in der Hand hielt, eine alte Frau mit einem Korbe am Arme und zwei dralle Bauerndirnen, die sich höchlichst an den Capriolen des Kätzchens ergötzten. Sie lächelten nicht wie die Dämchen A. von Rambergs, sondern sie lachten mit vollen Backen, aus denen Frische und Gesundheit förmlich hervorsprühten. Jede Falte, jedes Härchen, jede Ader war getreu der Natur nachgebildet, die Glieder waren mit ungewöhnlicher plastischer Kraft modellirt, so daß sie gleichsam aus der Bildfläche herauszuspringen schienen, und die durchweg in kalten Tönen gehaltene Farbe gleichwohl von einer bedeutenden Leuchtkraft. Harmonie und Einheit des Tons fehlte ihr freilich. Aber wo ist eine solche überall in der Natur zu finden? Wird sie von den Malern nicht erst hineincomponirt? Und gerade das Componiren steht ganz außerhalb des Naturalismus. Ein „componirtes“ Bild würde die Hauptsache, den Schein des Lebens, einbüßen, und deshalb beschränken sich die Naturalisten meist auf eine geringe Anzahl von Figuren, weil als-

dann die Compositionslosigkeit weniger fühlbar wird als bei einer größeren Figurenmenge, die doch auf einem Bilde nicht so chaotisch durcheinander laufen darf wie in der Natur auf der Kirmes.

Was Julius Meyer über Courbets Malweise gesagt hat, paßt genau auf diejenige Gussows. Auch er setzt mit größter Sicherheit Ton neben Ton fertig hin, weil er alle Töne unter gleichmäßiger Beleuchtung sieht und ebenso wiedergiebt. Gussow liebt die ungebrochenen Farben: ein leuchtendes Gelb und ein kräftiges Roth bilden gewöhnlich die Dominante, der sich die übrige Scala unterordnet. Das gelbe Kopftuch der einen Dirne auf dem „Kätzchen" machte ein solches Glück, daß es nicht bloß Gussow selbst wiederholte, sondern daß auch seine Schüler lange Zeit kein Bild malen konnten, ohne dieses gelbe, weißpunktirte Tuch darauf anzubringen.

Es ist natürlich, daß Gussow im Ueberschwang des Schöpfungsdranges, in der Freude, es der Natur gleichthun zu können, über das Ziel hinausschoß und bisweilen das künstlerische Maß verlor. Schon auf dem „Kätzchen" hatte er die Naturwahrheit soweit getrieben, daß er sogar die Fingernägel der Bäuerinnen zu säubern unterlassen hatte, und an den entblößten Armen und den von Gesundheit strotzenden Wangen gingen einige branstig rothe Flecke selbst über das Maß des Natürlichen hinaus. Hatte sich Gussow schon für diese Bauerngestalten nicht die schönsten Modelle ausgesucht, so streifte das zweite Bild, der „Blumenfreund", hart an die Caricatur. Der alte Mann, der am Fenster steht und seine Lieblinge betrachtet, war nicht nur ein Blumenfreund, sondern, wie die Kirchendiener auf Courbets „Begräbniß zu Ornans", ein ebenso eifriger Freund von Spirituosen, wovon die Rubinen auf seiner Nase ein deutliches Zeugniß ablegten. Man wäre nach diesen beiden Bildern geneigt gewesen, zu glauben, daß Gussow die höchste Naturwahrheit in der größten Häßlichkeit und Niedrigkeit zu erreichen vermeint. Indessen widerlegte das dritte Bild, „Verlorenes Glück", diese Ansicht. Eine junge Frau von strengen, aber edlen Gesichtszügen, die in schmerzlicher Resignation vor sich hinblickt, hält ein blondgelocktes Kind in ihrem Arme, welches in seliger Unbefangenheit nach einem Gegenstande ausschaut, der seine Neugier gereizt hat. Hier fanden sich alle Vorzüge wieder, die man auf dem „Kätzchen" bewunderte: eine vollendete Zeichnung, eine plastische Modellirung und eine zu höchster Lebendigkeit gesteigerte Naturwahrheit. Die Trauerkleider der Wittwe und des Kindes ließen eine Entfaltung coloristischer Bravourstücke nicht zu, erhöhten aber auch zugleich die harmonische Haltung des Bildes, welches nirgends durch eine Geschmacklosigkeit verletzte, wie die meisten seiner Portraits, besonders die weiblichen, die Gussow von einem möglichst grell gefärbten Hintergrunde abzuheben liebt, gerade wie der ihm auch

sonst verwandte Carolus Duran in Paris, der zu denjenigen Malern gehört, welche Courbet am nächsten stehen.

Nur das Portrait einer alten Dame, welches auf der Ausstellung von 1877 erschien, war von Geschmacklosigkeiten im Arrangement und in der coloristischen Haltung gänzlich frei: ein schlichtes, treues Abbild der Natur, dem es sogar an einer gewissen Noblesse nicht gebrach. Dieselbe Ausstellung bot auch eine ähnliche Bravourleistung wie das „Kätzchen", ebenso virtuos in der Farbe, ebenso plastisch angelegt, aber durch die dramatische Bewegung der Figuren noch unruhiger. „Willkommen!" hieß das Bild, und die Begrüßung heimkehrender Krieger durch Frauen, Mädchen und Kinder, die sich in wilder Hast durch einen Fensterrahmen hindurchdrängen, war sein Motiv. Sie lachen und jauchzen und winken mit den Taschentüchern: so leidenschaftliche Ausbrüche der Freude hatte noch nie zuvor jemand gemalt und mit solchem Erfolge gemalt! Ein kleiner Blondkopf, der kaum bis ans Fensterbrett reicht, hatte sich auf die Zehen gestellt und die Augen weit aufgerissen, um auch etwas von dem Schauspiel da unten zu ergattern. Man glaubte zu sehen, wie der kleine Kerl ungeduldig mit den Füßen strampelte. In diesem urwüchsigen, derben Humor, der an die joviale Breite, die krause Schnörkelhaftigkeit der amerikanischen Humoristen erinnert, liegt auch ein gutes Stück Poesie, mit der Gussow im Uebrigen nicht allzureich ausgestattet ist. Wie seine Malweise das Energische, Unzweideutige liebt, so ist auch seine Anschauungs- und Auffassungsweise der Ausdruck der unmittelbaren Gegenwart in ihrer ganzen prosaischen Kühle, aber auch mit dem funkelnden Reiz des Originellen und Imponirenden.

Seit 1877 hat Gussow keine Berliner Ausstellung mehr beschickt. Das brüske Austreten einiger Atelierschüler, die durch stümperhafte Nachäfferei das immerhin unter strenger künstlerischer Zucht stehende Princip des Meisters zu discreditiren drohten, scheint ihn so verstimmt zu haben, daß er vor der Hand auf öffentliche Erfolge verzichten zu können glaubt. Doch ist er während dieser Zeit nicht unthätig geblieben. Die „Venuswäscherin", welche er auf die Weltausstellung nach Paris geschickt hatte, behandelte einen scherzhaften Contrast mit vielem Humor: eine alte Aufwärterin, eine jener verwittweten, verhutzelten Gestalten, wie sie nur der Scharfblick Gussows ausfindig machen kann, ist damit beschäftigt, im Atelier eines Malers einen kleinen Gypsabguß der milonischen Venus abzuwaschen, und betrachtet bei diesem Geschäft die unverhüllten, herrlichen Formen der Göttin mit höchlichem Mißvergnügen. Ein ähnlicher Gedanke liegt auch dem „Modernen Atlas" zu Grunde, der den Künstler noch gegenwärtig beschäftigt: ein alter Dienstmann, der eine große Erdkugel trägt. Das letzte Bild, welches kürzlich vollendet aus Gussows Hand hervorgegangen ist, zeigt uns das Brustbild eines hübschen, jungen Mädchens, welches lachend

eine Schüssel mit einem gesottenen Hummer emporhebt, ein Bild von einer ganz ungewöhnlichen Feinheit in der Modellirung und von größter Delicatesse in der Farbengebung, ein erfreuliches Seitenstück zu der hübschen Dorfmaid, welche sich im Besitz des Herrn A. Thiem in Berlin befindet.

Die übrigen Bilder des Künstlers sind meist in England, wo Gussow früher Anerkennung, Freunde und, was die Hauptsache ist, auch Käufer fand, als in seinem Vaterlande. Den oben geschilderten „Reservisten" besitzt die Galerie in Gent.

Gussow steht jetzt im rüstigsten Mannesalter, auf der Höhe seiner Kraft. Im Vollbesitz aller technischen Mittel, welche die heutige Malerei einem Künstler gewähren kann, wird er voraussichtlich noch durch manche originelle Manifestation seines seltenen Talents seine Zeitgenossen überraschen.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Hie Wagner! hie Schumann!

Wenn irgend etwas geeignet war, die zahlreichen Verehrer der Muse Robert Schumanns zu einer lebhafteren Kundgebung ihrer Neigung zu veranlassen, als die Sinnigkeit und poetische Innigkeit Schumannscher Musik sie sonst zu erzeugen pflegt, so war es das vor einigen Monaten von Bayreuth aus in die Welt gesandte Pamphlet, das den Namen Joseph Rubinsteins als Verfasser trug, allgemein aber als eine von der Wagner-Partei überhaupt ausgehende Achtserklärung gegen die Schumannsche Musik aufgefaßt wurde. Mit welchem Rechte diese Auffassung besteht, wollen wir nicht näher untersuchen; Thatsache ist es, daß die „Bayreuther Blätter", welche im Juni den famosen Aufsatz brachten, „unter Mitwirkung Richard Wagners" von Hans v. Wolzogen herausgegeben werden, daß die Redaction sich nicht bewogen gefunden hat, den fraglichen Artikel mit etwaigen Notizen unterm Strich zu versehen, welche ihre abweichende Ansicht in der betreffenden Frage ausdrückten oder auch nur leise Zweifel durchblicken ließen, und daß auch sonst keiner der „Wagnerianer durch Dick und Dünn" das Wort ergriffen hat, um die Partei — denn als solche, ja als eine wahrhaftige Gemeinde fühlen sich die rechten Jünger des Meisters — vor dem nur allzubegründeten Vorwurfe zu bewahren, daß sie kein Mittel scheue, das ihrem Zwecke dienen könnte, Wagner aus dem Chorus der Zeitgenossen heraus zu den Sternen zu erheben.

Man braucht kein Anti-Wagnerianer, man braucht auch kein specifischer Schumannianer zu sein, um einen rechtschaffenen Unwillen über dieses ekelhafte Parteigetriebe zu empfinden. In unserm hastenden, dampfgetriebenen, telegraphirenden und telephonirenden Jahrhundert erscheint der naturgemäße Gang der Dinge als schneckenhafte Langsamkeit; man kann eine ruhige Entwicklung nicht erwarten und glaubt überall nachhelfen zu müssen. Niemand wird bestreiten, daß Wagners dramatische Arbeiten (wie er sie selber gern nennt) sich immer wachsender Gunst des Publikums zu erfreuen haben, und der Verfasser dieser Zeilen erkennt ausdrücklich die Berechtigung dieser Gunst an. Wer aber möchte behaupten, daß diese wachsenden Sympathien eine Folge von Wagners Angriffen gegen seine Zeitgenossen seien? Er hätte nicht nöthig gehabt, eine ganze Reihe namhafter Componisten, die in der Gunst des Publikums warm saßen, auf einmal abzuschlachten, indem er ihnen Wahrheit und Echtheit künstlerischen Empfindens einfach darum absprach, weil sie Juden waren. Die Welt wurde um eine sensationelle Broschüre reicher, aber die Damen klimperten nach wie vor Mendelssohns „Lieder ohne Worte“, und Meyerbeers Opern beherrschten nach wie vor das Repertoire der Opernbühnen, und die jungen Componisten lernten nach wie vor von beiden, wie Wagner selbst von ihnen gelernt hat. Nicht der schriftstellernde Wagner — nein, der Componist Wagner hat Meyerbeer aus dem Felde geschlagen, aber nicht plötzlich, sondern ganz allmählich, auf dem Wege naturgemäßer Fortentwicklung des musikalischen Geschmacks und musikalischen Verständnisses; das heißt, jener gewaltsame Coup hat seinen Effect verfehlt und nur einen trüben Flecken auf dem Bilde Wagners selbst hinterlassen. Heute beherrscht Wagner in noch höherem Grade das Repertoire der Opernbühnen als ehedem Meyerbeer, weil das Publikum gegenüber Wagners poetischer Gestaltungskraft und Intensität der Empfindung die Hohlheit des Meyerbeerschen Pathos hat begreifen lernen und seiner Abgeschmacktheiten überdrüssig geworden ist. Herausgerissen aus dem Zusammenhange des Stücks, losgelöst von dem Worte des Dichters, wird aber doch auch heute noch manche Nummer aus Meyerbeers Opern Bruchstücke von Wagners „Musikdramen“ aus dem Felde schlagen, weil die specifisch musikalische Gestaltung bei Meyerbeer einen nicht zu unterschätzenden Schwung hat. Dank diesem festen musikalischen Kerne, dank besonders der Prägnanz Meyerbeerscher Rhythmen, die wahrhaftig nicht ohne Wirkung auf Wagners Entwicklung geblieben sind, hören wir auch heute noch von Zeit zu Zeit gern einmal die „Hugenotten“ oder den „Propheten“ trotz der Jämmerlichkeit der Libretti und der massenhaft unterlaufenden Stilwidrigkeiten und sinnlosen Effecthaschereien. Mag man aber auch Wagner den Angriff auf Meyerbeer verzeihen als einen Versuch, den unbequemen Concurrenten zu beseitigen, so erscheint dagegen sein Angriff auf Mendelssohn in dieser Hinsicht zwecklos;

denn Wagner konnte nicht Ersatz bieten für Mendelssohn, wenigstens hat er bisher nicht versucht, diejenigen Gebiete musikalischen Schaffens zu bearbeiten, auf denen Mendelssohns Lorbeeren gewachsen sind. Wenn dennoch nach allgemeiner Ansicht Mendelssohn durch Wagners Angriff mehr discreditirt worden sein soll als Meyerbeer, so erscheint das merkwürdig genug; vielleicht läuft aber da ein kleiner Irrthum unter. Fest steht, daß Mendelssohn längere Zeit nicht nur beim Publikum ungemein beliebt war, sondern sich auch in die Herzen der jüngeren Talente so eingenistet hatte, daß alles, was sie sannen und schrieben, süßer, lieblicher Mendelssohn war. Diese Einseitigkeit war gewiß nichts weniger als erfreulich und auch nicht ersprießlich für die Kunst; eine Reaction gegen diese Verweichlichung war nothwendig, aber auch unausbleiblich. Möglich daß Wagners Broschüre dazu beigetragen hat, der Mitwelt die Augen zu öffnen über die Einförmigkeit und theilweise beinahe Schablonenhaftigkeit der Erzeugnisse der verschiedensten Autoren der Mendelssohnschen Schule. „Es klang so Mendelssohnisch, daß ich dachte, es wäre von Bennet"; es war aber von Gade. Seien wir nicht ungerecht gegen Mendelssohn; daß er eine durch und durch musikalische Natur war, steht außer allem Zweifel, er war der Mozart unter den Romantikern, Mozart besonders so ähnlich in der Freude am physischen Wohllaut der Musik, wie außer ihm vielleicht nur Schubert. Was Wunder, wenn diese glückliche Combination von melodischem Reichthum und Formtalent (welches letztere Schubert nicht in gleichem Maße zugesprochen werden kann) zur Nacheiferung anspornte? Nachdem Wagner den Frieden dieses Schwelgens im schönen Tonelement durch seine en bloc-Verurtheilung der jüdischen Componisten gestört hatte, oder — nachdem die Ueberproduction an Werken des gleichen Genres das Interesse an diesem abgestumpft hatte und eine gewisse Uebersättigung eingetreten war, begann man dem verschlosseneren, seine Gedanken in weniger gemeinverständlicher Form gebenden Schumann näher zu treten. An Stelle von Mendelssohns ungeschminktem, offenem Empfinden, das sich immer im Glanze eines günstigen Geschicks sonnte, sei es als lieblich duftende Blume oder als flatternde Libelle, fand man hier ein oft genug an Beethoven gemahnendes grollendes und grüblerisches Sichversenken in die Räthsel des Daseins und zufolge dessen eine leidenschaftlichere Ausdrucksweise — eine vertiefte Innerlichkeit. Schumann ist nicht so leicht nachzuahmen wie Mendelssohn; man muß ihm schon einigermaßen geistesverwandt sein, wenn man seinen Ton recht treffen will. Das ist z. B. bei Brahms der Fall. Immerhin aber gab's genug äußerliches Eigenthümliche an Schumann, das sich angewöhnen ließ. und das man sich bald genug angewöhnte, so besonders die canonisch oder fugirt scheinenden freien motivischen Engführungen und die synkopirten Rhythmen. Zur Zeit steckt wirklich unsere Kammermusikcomposition, auch wohl theilweise noch die Orchestercomposition bis über

die Ohren im Schumannismus. Ob dieser sich aber so schnell ausleben wird wie der Mendelssohnismus, möchten wir bezweifeln. Schumann war zu reich an eigenartigen Einfällen und neuen Combinationen; man hat ihm oft genug gerade darum Mangel an Formensinn vorgeworfen, weil er, statt wie Mendelssohn in einem Stücke ein, zwei glückliche Motive zu verarbeiten, sich nicht genug thun kann und immer wieder Neues hinzubringt. Wollte man Schumanns Gedanken in Mendelssohnscher Weise verarbeiten, so könnte man Schumann wenigstens verfünffachen; hier ist Material in Hülle und Fülle, das noch lange nicht ausgenützt ist, die Goldklümpchen liegen dicht gesät, und es kann noch viel Blattgold daraus gewalzt werden, um die hölzernen Schnitzereien impotenter Epigonen damit zu übergolden. Der Mahnruf des Herrn J. Rubinstein, von Schumann abzulassen, kommt etwas zu früh. Noch hat aber auch Schumanns Ruhm beim großen Publikum nicht seinen Höhepunkt erreicht, noch ist erst ein kleiner Theil seiner Compositionen allgemein bekannt und allgemein verstanden. Seine unvergleichlichen Lieder, trotz aller Schmähungen erbärmlicher Speichellecker Wagners, wahre Edelsteine unserer musikalischen Litteratur, sind noch immer nicht Gemeingut; seine Klavierwerke, besonders die mosaikartig zusammengesetzten, wie die Novelletten, der Carneval, der Faschingsschwank, die Kreisleriana, die Davidsbündlertänze, erscheinen auf den Concertprogrammen viel zu selten, als daß sie allbeliebt geworden sein könnten, es giebt aber eine ansehnliche, immer wachsende Schar stiller Verehrer, die jene Werke als echte Hausmusik hochhalten und immer mehr liebgewinnen. Bei den jüngeren Componisten läßt, wie gesagt, die Beliebtheit Schumanns nichts zu wünschen übrig; sie brechen sich bald hier bald da ein Steinchen heraus, um sich ein anderes Bildchen für eigene Rechnung zusammenzuleimen. Der Mahnruf jenes Herrn Rubinstein (weder Anton noch Nicolaus, sondern nur — Joseph) könnte vielleicht als an den jüngern künstlerischen Nachwuchs gerichtet erscheinen, und man könnte auf die Idee kommen, er wolle hier ein bißchen Vorsehung spielen und im höchsten Interesse der Kunst vor dem Sichverrennen in die Schumannsche Manier warnen, wie Wagner seiner Zeit die Manier à la Mendelssohn gegeißelt hat und dadurch vielleicht Mitursache zur Umkehr geworden ist. Allein bei näherer Einsicht des betreffenden Pamphlets drängt sich einem unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, daß es dem Verfasser nicht um die Verhütung weiterer Nachahmung Schumanns zu thun ist, sondern daß er Schumanns Werke selbst à tout prix discreditiren will, indem er ihm einfach alles abspricht, was zu einem wahren Künstler gehört. Er war aber nicht allein ein echter Künstler von unerschöpflicher Phantasie und origineller Gestaltungskraft, von wahrhaft poetischer Empfindung und packender Charakteristik des Ausdrucks, er war auch ein vortrefflicher Mensch und — ein neidloser College. Seine leider allzuwenig

bekannten „Gesammelten Schriften" zeugen von einem warmen Herzen und freudiger Anerkennung für die Verdienste anderer Componisten; wir wollen nur erwähnen, daß er z. B. Mendelssohn bewunderte und in den Himmel erhob, während man in Mendelssohns Briefen vergeblich nach anerkennenden Urtheilen über Schumanns Musik sucht. Schumann wäre darum gar manchem heute lebenden Tonkünstler als Vorbild echt künstlerischer Gesinnung zu empfehlen.

Es ist nicht nöthig, unsern componirenden Nachwuchs von der Nachahmung Schumanns abzuhalten und auf den einzigen — Wagner hinzuweisen, wie Herr Rubinstein unverhohlen genug thut. Nur allzusehr spukt in allen neueren Erscheinungen neben Schumann — Wagner. Ganz abgesehen von seinen Verdiensten um die Vervollkommnung des musikalischen Ausdrucks poetischer Ideen, um die Fortbildung naturwahren Gesanges und um die Illustration von Seelenvorgängen, hat Wagner unleugbar neue Töne angeschlagen. Er ist der größte Harmoniker unserer Zeit, und in der Instrumentation ist er ein unvergleichlicher Colorist; dazu kommt in seinen neuesten Werken eine ziemlich große Anzahl glücklich erfundener Motive, die durch Anwendung früher selten gewagter Melodieschritte, besonders aber durch die sie tragende freie Harmonik und durch eine gewählte und buntgestaltige Rhythmik entschieden das Gepräge der Neuheit und Originalität tragen. Wagner hat daher gerade so wie Schumann sehr viel Material geschaffen, das seine Epigonen in immer neuer Weise verarbeiten können. Wir müssen hierin eine gewisse Verwandtschaft Schumanns und Wagners statuiren. Im Erschließen immer neuer Gebiete der Harmonik ist Wagner nur Schumann gefolgt, dessen Modulationssystem an Freiheit der Bewegung nichts zu wünschen übrig läßt und immer wieder durch Neuheiten überrascht; in der Einführung frei eintretender Dissonanzen der verschiedensten Art dürfte vor Schumann vergeblich nach einem Meister gesucht werden, der Wagner so nahe stände wie dieser; welch entzückenden Wohllaut weiß Schumann Melodieschritten wie der verminderten Quarte abzugewinnen! und wie oft gemahnt die Prägnanz kleiner Motive bei Schumann an Wagner! Wagner hat alle diese Mittel gesteigert, das steht außer Frage; giebt das aber ein Recht, Schumann darum zu schmähen, daß er manches schon gerade so gut konnte wie Wagner? Die Aehnlichkeit geht noch viel weiter: das motivische Geschiebe, die Transpositionen kurzer Sätzchen in die Oberquarte oder Oberquinte und andere Intervalle, welche von Herrn Rubinstein Schumann als sogenannte „Schusterflecke" vorgeworfen wurden, sind gewiß bei keinem Componisten so häufig wie bei Wagner. Und doch wären diese Bildungen bei Wagner viel eher entbehrlich und vermeidlich als bei Schumann, wo sie die Bildungsgesetze der absoluten Musik fordern. Ein hervorragender lebender Componist bemerkte mit Rücksicht auf Rubinsteins Schrift: „Dann werden die Herren freilich wenig Symphonien

ausfindig machen können, die ohne Schusterflecken sind; unter den guten wenigstens keine!" Hat denn Herr Joseph Rubinstein nie eine Beethovensche Symphonie oder Sonate in der Hand gehabt? oder hält er Beethoven vielleicht auch für einen Flickschuster?

Näher auf das Rubinsteinsche Elaborat einzugehen, verbietet uns der Ort; die ganze Lächerlichkeit und Haltlosigkeit seiner Invectiven könnte nur hervortreten, wenn wir uns das Vergnügen machten, den von ihm ganz willkürlich herausgegriffenen Beispielen Schumannscher Schusterflecken und Schumannscher Inhaltslosigkeiten ebenso beliebig herausgegriffene Beispiele aus den Werken des angebeteten Meisters Wagner in Noten gegenüberzustellen. Mit geradezu bewunderungswürdiger Keckheit bringt Rubinstein allbekannte und allbeliebte Themen aus Schumannschen Werken und fragt: kann man sich etwas nichtssagenderes denken?

Uebrigens werden wir uns unberufenen Eindringens in Privatangelegenheiten bezichtigen lassen müssen; denn Herrn Rubinsteins Pamphlet ist ja privater Natur, wie geradezu von zünftigen Wagnerianern betont worden ist, da die „Bayreuther Blätter" nicht eine öffentliche Zeitung, sondern ein Vereinsorgan seien! Sie werden nämlich nur den Mitgliedern der Wagnervereine abgegeben. Leider ist's nur nicht zu vermeiden, daß auch Menschen sie in die Hand bekommen, die keine Mitgliederbeiträge bezahlen und nicht alles, was von Bayreuth kommt, eo ipso für gut halten.

Die ganze Art der Polemik Rubinsteins ist unserer Ansicht nach nicht von künstlerischem Anstandsgefühl dictirt. Einen edlen Künstler zu schmähen, nur um einem anderen mehr Relief zu geben, ist ein Mittel, welches der Zweck nicht heiligt. Der Schlag fällt aber ins Wasser, und dieses bespritzt rückwärts nicht nur den Autor, sondern auch seine Partei, die den Schlag gut heißt, und den Meister mit. Ist es nicht bedauerlich, daß der Mann, welchem wahrhaftig bei Lebzeiten mehr Lorbeeren gespendet worden sind als Beethoven nach dem Tode, nicht wenigstens für seine Person Einspruch erhebt gegen solche Verunglimpfungen verstorbener Meister? Ist es nicht arg, daß er an die Spitze der ihn wie ein überirdisches Wesen feiernden Hymnen seinen Namen setzen läßt: unter „Mitwirkung", d. h. unter oberster Controle? Die specifisch wagnerischen Zeitungen, wie auch die von den sogenannten „Wagnerapostelu" verfaßten Bücher sind für jeden nicht von der Wagner-Manie befallenen Menschen geradezu ungenießbar. Thun dieselben doch gerade, als wenn vor Wagner im Gebiete der Kunst völlige Finsterniß gewesen und mit ihm plötzlich das Licht erschienen wäre, als wenn ein Beethoven, ein Mozart, ein Haydn, ja ein Händel, ein Bach von rechter Declamation und von Stimmung, Charakteristik keine Ahnung gehabt hätten! Der Verfasser dieser Zeilen glaubt Wagner sehr hoch zu schätzen und hat dies

wohl auch in diesen Zeilen schon genügend hervorgehoben, aber er gesteht offen ein, daß er nicht im Stande ist, das absolut und von Grund aus Neue an Wagner zu entdecken, was berechtigte, die Geburt der deutschen Kunst von ihm ab zu datiren. Für alles und jedes an seinem Schaffen sind die Keime und Wurzeln, wo nicht schon recht respectable Triebe und Blüthen bei seinen Vorgängern: Meyerbeer, Marschner, Weber u. s. w. nachweisbar. Wagner ist das Glück zu Theil geworden, eine stattliche Reihe von Jahren ungeschwächt schaffen zu können; bei der festen Richtung seines Wollens und der Energie seines Könnens hat er selbst eine lange und sehr bemerkenswerthe Entwickelung durchgemacht, und der Wagner von heute ist vom Wagner des „Rienzi" weit mehr verschieden als letzterer von Meyerbeer. Gerade die Entwickelung, die er selbst genommen, sollte doch aber die an sich selbstverständliche Wahrheit immer wieder nahe rücken, daß er selbst nur ein Glied einer großen Entwickelung ist.

Wagner hat noch keine Beweise gegeben, daß er auch auf dem Gebiete der absoluten Musik vollständig Meister der Form und Herr der Mittel ist. Wir haben keinen directen Grund, es zu bezweifeln, einzelne Anläufe zu breiterer musikalischer Gestaltung wie in seinen Märschen, der Tannhäuser- und der Meistersinger-Ouvertüre sind geeignet, auch für seine Befähigung in dieser Richtung eine günstige Meinung zu erwecken. Warum schreibt er uns nicht eine Symphonie, die seinen Gegnern die Waffen aus der Hand windet? Oder sollte noch immer die Ueberzeugung bei ihm lebendig sein, daß die absolute Musik nicht die Musik an sich, sondern die vom Worte losgerissene Musik ist? Die Fragen sind müßig. Eines schickt sich nicht für alle. Wagner hat alle seine Kraft daran gesetzt, dem Worte zu folgen und seinen Gehalt in der Musik zu vollerer Geltung zu bringen; durch diese Concentration hat er es weiter gebracht als alle anderen, die das gleiche anstrebten. Die Musik hat aber auch unabhängig von der Poesie ihre Existenzberechtigung, ihre eigenen Bildungsgesetze, sie ist eine selbständige Kunst; nur parteiische Verblendung oder verrannte Einseitigkeit kann das verkennen. Wem fällt es ein, die Plastik, die Malerei für unvollkommnere Kunstgattungen zu halten als die Mimik im Drama? Wir lassen uns die Würde der reinen Musik, die nichts ist und nichts sein will als Musik, nicht rauben und halten die Wagnersche Idee, daß in Beethovens neunter Symphonie die absolute Musik nach dem Worte ringe und es endlich finde, für einen geistreichen Einfall, aber nicht für die Wahrheit. Die Entstehungsgeschichte des einleitenden Baßsolo vor Eintritt des Chores weist solche Deutungen als unzulässig ab. Die Instrumentalmusik ist trotz ihrer herrlichen Entwicklung noch viel zu jung, als daß wir fürchten dürfen, sie schon begraben zu müssen. Im Gegentheil. Notorisch hat die Musik sich allmählich vom Worte losgerungen (sie ist nicht davon losgerissen worden!), nachdem sie in Verbindung mit dem Worte die ersten Stadien ihrer Entwicklung durchgemacht;

ist doch die Menschenstimme unleugbar das älteste Musikinstrument! Sie hat aber erst nach ihrer Trennung vom Worte jene leichte Beweglichkeit und unendliche Vielgestaltigkeit gewonnen, welche in unsern Symphonien sich so herrlich documentirt. Immer und immer wieder erfährt freilich die absolute Musik neue Bereicherungen durch die Gesangsmusik, ihre Ausdrucksfähigkeit vertieft sich, indem sie aus dem Urborne, aus welchem sie geflossen, neue Stärkung erhält. Denn gewiß kann auch der Inhalt des rein musikalischen Kunstwerkes kein anderer sein als menschliches Empfinden, und damit es nicht zum leeren, unverstandenen, weil unempfundenen Formenwesen wird, muß die Verbindung der Musik mit dem Worte immer wieder den zeitgemäßen Ausdruck für das Seelenleben feststellen; aber was im Gesangswerk, sei es im Liede, der Cantate oder der Oper, Ausdruck für das concrete gegenständliche Empfinden ist, das wird der Instrumentalcomponist verallgemeinern und entsinnlichen, sodaß der Inhalt der absoluten Musik, der reinen Musik, der gegenstandslose Affect ist und immer wieder wird, ein Bild des Seelenlebens ohne die rauhen Mißklänge und die stofflichen Hemmnisse der Wirklichkeit. Das wird wohl auch der crasseste Vertreter der Wagner-Partei nicht leugnen, daß dasselbe Motiv für ähnliche Stimmungsmomente verschiedenster Situationen gebraucht werden kann, gebraucht worden ist und gebraucht werden wird, mit andern Worten daß es nicht die Situation, sondern der allgemeine Stimmungsgehalt ist, was das Motiv ausdrückt. Die symbolische Bedeutung, welche ein Motiv erlangen kann durch die specielle Situation, für welche es zuerst gebracht wurde (Leitmotiv), wird man hoffentlich nicht als Gegenbeweis anführen wollen; die Logik wäre sehr bedenklich, da jene Bedeutung eben nicht im Motiv, sondern doch nur in der Situation liegen kann. Der absolute Musiker hat nun mit Situationen gar nichts zu thun, sondern bewegt sich ganz unabhängig von der concreten Wirklichkeit im seelischen Empfinden. Was im concreten Falle als adäquater Ausdruck der Stimmung empfunden wird, muß auch absolut einen festen Stimmungsgehalt haben, sonst wäre es nicht denkbar, daß ein Lied schlecht componirt, daß die Stimmung nicht getroffen würde. Es ist darum nicht nur möglich, sondern sichere Thatsache, daß in der reinen Musik ein vielleicht nicht in Worte faßbarer, weil eben nicht concreter, darum aber nicht minder positiver Gehalt pulsirt, ein Stück Seelenleben, wahres, echtes Leben. Die erhebende, läuternde, erlösende Kraft der Musik kann sich gerade darum viel mehr in der absoluten Musik als in der illustrirenden geltend machen. Wer das bei einem Beethovenschen Adagio nicht ebenso stark empfindet wie bei einer Wagnerschen Opernscene, der ist für Musik nur in sehr beschränktem Maße empfänglich. Nur allzuleicht vergißt man aber, was bei der Gesangsmusik auf Rechnung des Wortes und was auf Rechnung der Musik zu setzen ist!

Die dem Worte verbundene Musik macht uns immer neue Formen des Ausdrucks für das seelische Empfinden geläufig und führt so immer wieder zu neuen Bereicherungen der absoluten Musik. Diese aber muß allezeit als die vollkommenste Erscheinung der musikalischen Kunst angesehen werden, da sie nur aus sich selbst ohne Beihilfe fremder Elemente wirkt. Darum haben wir die feste Ueberzeugung, daß auch Wagners Kunstschaffen von Einfluß auf die nächste Gestaltung der absoluten Musik sein wird, da deren Ausdrucksmittel durch ihn eine neue werthvolle Bereicherung gefunden haben. Nicht auf dem Gebiete der Operncomposition, sondern auf dem der absoluten Musik möchten wir den nächsten Fortschritt über Wagner hinaus erwarten; daß aber auch bei diesem neuen Fortschritte die absolute Musik der symmetrischen Gestaltung nicht wird entbehren können, daß die nachwagnerische absolute Musik nicht in die für die Gesangsmusik und für die illustrirende Musik zulässige Formlosigkeit verfallen wird, wollen wir hoffen und dürfen wir als bestimmt annehmen. Sonst würde eine vollständige Reaction unvermeidlich werden. Die Mozartschen, Beethovenschen und Schumannschen Schusterflecken werden also wohl auch dann nicht verschwinden, und wenn Herr Joseph Rubinstein dann noch lebt, so mag er seine Harfe aufhängen und weinen über den Verfall der Kunst seines Meisters; denn er wird auch dann allgemein gefallende Themen finden, bei denen er sich nichts denken kann.

Vorläufig ist Schumanns Seelensprache noch eine verständliche und keineswegs veraltete für uns; selbst Beethoven ist uns noch geläufig, oder — noch nicht einmal geläufig. Die kindlich naive Ausdrucksweise Mozarts wird wohl so leicht nicht unverständlich werden, und selbst der alte Sebastian Bach wird immer wieder jung. Und wird denn überhaupt eine schlichte, einfache, eine kernige, derbe, eine gemüthvolle, milde oder eine schmerzlich ernsthafte Ausdrucksweise darum unverständlich, weil neuerdings eine überschwänglich leidenschaftliche aufgekommen ist? Jeder giebt, was er kann; wer das Ausdrucksvermögen der Kunst bereichert, wer wahre Kunstwerke geschaffen hat, dem sind wir Dank schuldig; es ziemt uns nicht, das Alte um des Neuen willen zu verachten.

* T *

Politische Briefe.

1. Das Selbsturtheil des deutschen Volkes.

Im Novemberhefte der „Preußischen Jahrbücher“ schrieb Heinrich v. Treitschke folgende Worte: „Unterdessen arbeitet in den Tiefen unseres Volkes eine wunderbare, mächtige Erregung. Es ist, als ob die Nation sich auf sich selber besänne, unbarmherzig mit sich ins Gericht ginge. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die letzten Monate im Ausland verlebte und nun plötzlich wieder eintritt in die stürmische deutsche Welt, der erschrickt fast vor diesem Erwachen des Volksgewissens, vor diesen tausend Stimmen, die sich untereinander entschuldigen oder verklagen. Der Hergang ist um so erstaunlicher, da er sich fast ganz unabhängig von der Presse vollzieht; denn noch nie sind unsere Zeitungen so wenig ein treues Spiegelbild der öffentlichen Meinung gewesen. Wenn man die Mehrzahl der deutschen Blätter durchmustert, so sollte man meinen, die liberalen Wunschzettel der sechziger Jahre und der naive Glaube an die unfehlbare sittliche Macht der ‚Bildung‘ beherrschten noch immer unser Volk. In Wahrheit steht es anders.“

Die Beobachtung, welche H. v. Treitschke gemacht zu haben glaubt, drängt sich auch Anderen gebieterisch auf. Es geht ein Heer von Zweifeln durch die gebildete deutsche Welt, ob man auf dem richtigen Wege sei. Dabei aber — und das hätte Treitschke hinzufügen können — ist unter den ehrlichen und verständigen Leuten kein Einziger, den der verächtliche Köder der Fortschrittspartei lockte: an Allem, was an unserm Leben unrichtig und bedenklich ist, sei lediglich der Reichskanzler schuld; man solle nur tapfer nach dem fortschrittlichen Recept curiren, um schleunigst und bequem ins Paradies zu gelangen.

Man hat für diesen frechen Schwindel kaum ein Achselzucken, so sehr sind die Gedanken auf ernste Dinge gerichtet. Man begreift und man gesteht sich auch, daß in den beiden letzten Jahrzehnten für das deutsche Volk gearbeitet worden ist, daß ihm Geschenke historischer Thaten zu Theil geworden sind, wie kein Volk ein ähnliches Angebinde so leicht in seinen Erinnerungen findet. Wenn nun dennoch so Vieles mangelhaft geordnet erscheint, so sieht man einerseits, wie weit man auf dem Wege der großen Völker zurückgeblieben war. Man sieht aber auch andrerseits, wieviel man an der eigenen Erziehung nachzuholen hat. Diese letztere Selbsterkenntniß ist werthvoll. Aber das Urtheil des deutschen Volkes über die Mängel seiner Erziehung ist eben erst im Entstehen, ist in einer schwankenden, heftigen Gährung begriffen. Wer dieses Urtheil läutern, klären, zu festen Einsichten verdichten könnte, der thäte ein großes Werk. Daran

zu arbeiten ist die Aufgabe Vieler, auch wir suchen unser bescheidenes Theil davon auf uns zu nehmen.

Ein Hauptthema unserer Selbstaufklärung bleibt die Frage: wie der ansehnliche und ehrenhafte Theil des deutschen Volkes, welcher den Ausdruck seines Strebens bisher in dem Liberalismus — wir meinen den Liberalismus, welcher im Gegensatz zur Demokratie gedacht wird — seinen Ausdruck suchte, sich auseinandersetzen wird mit dem Leben und Wirken des Kanzlers, das dem bisherigen Ideal des Liberalismus widerspricht. Lange hat man gemeint, das Wirken des Kanzlers sei nur eine Episode, nach deren Ablauf man gar nicht anders könne, als in den Hafen des souverainen Parlamentarismus einlaufen. Man wird nun doch nachgerade an dieser Zuversicht irre. Und an wie vielen andern Dingen noch! Es wird eine dankbare Thätigkeit sein, an der Aufgabe dieser Selbstverständigung mitzuarbeiten. Das muß im Einzelnen versucht werden. Heute wollen wir einen Punkt berühren, mit dem Treitschke seine Novemberbetrachtung schloß, und der seitdem einen gewaltigen Staub aufgewirbelt: wir meinen die sogenannte Judenfrage. Treitschke führte aus, daß die heftige Bewegung gegen das Judenthum, welche seit einiger Zeit im Wachsen ist, nicht eine bloß gemachte sein könne, und suchte die Erscheinung aus der Beschaffenheit und Stärke der jüdischen Einwanderung, welche uns nach Deutschland aus den Westprovinzen Rußlands kommt, zu erklären. Er schloß diese unzweifelhaft richtige Darstellung mit dem indirecten Eingeständniß, daß er kein Mittel gegen das Uebel wisse. Denn was konnte es anders bedeuten, wenn er den Juden empfahl, sich ein wenig Pietät und Bescheidenheit gegen deutsches Wesen anzueignen? Ja Prosit, kann man da nur sagen. Aber es ist unglaublich, was die paar Worte aus dem Munde Treitschkes bereits für einen Lärm erregt haben. Es regnet Entgegnungen zunächst aus dem Judenlager des fanatischen Deutschenhasses, dann aber auch von Juden, welche geistig Deutsche zu sein beanspruchen, wie Paulus Cassel, Harry Breslau u. a.

Wahrscheinlich verläuft dieser Lärm, wie lange er auch noch andauern möge, doch für jetzt ziellos. Aber er ist dennoch als ein lehrreiches und darum als ein werthvolles Symptom zu betrachten, das uns klüger machen und daher zu unserer Rettung beitragen wird, wenn wir es richtig verstehen.

Die neuere deutsche Judenfrage — was wir jetzt sagen wollen, klingt paradox, ist es aber nicht — ist das natürliche Reis vom Stamme des Culturkampfes. Wie immer geartet das vorläufige Ende des Culturkampfes sein möge, er wird uns eine Einsicht hinterlassen, deren Werth unschätzbar sein wird, wenn wir noch die Fähigkeit haben, sie zu benutzen. Die Einsicht aber ist diese: es ist eine der leersten und gefährlichsten Abstractionen des Liberalismus, zu wähnen, der nationale Staat könne auf einer staatsbürgerlichen Gesellschaft ruhen, deren

Träger nichts gemeinsam haben als das staatsbürgerliche Recht, während im Centrum des Gemüthslebens bei einem Jeden eine andere Kraft herrscht. Die Einen graviti- ren nach Rom, die Andern nach einem localisirten Palästina, die Andern gar nach einem zur Welt erweiterten Palästina, noch Andere nach dem Gelde mit dem Wahlspruch: Ubi pecunia, ibi patria u. s. w. Das achtzehnte Jahrhundert glaubte an die Religion der Humanität und wollte durch diese die positiven Religionen er- setzen, indem es sie vorläufig bei Seite stellte. Das neunzehnte Jahrhundert, d. h. die herrschende Meinung desselben, hat keine Religion und meint, die Religion könne der Laune des Privatgeschmacks überlassen werden. Da zeigt sich nun, daß auf diesem angeblich privaten Boden eine Weltmacht ihre alten Wurzeln stetig erobernd weiter treibt. Der Culturkampf ist das erste Wiedererwachen der Einsicht, daß die Religion, von einer kurzsichtigen Politik zum Gegenstande der staatsbürger- lichen Willkür gemacht, ihrerseits diese Willkür überwältigt und erobernd gegen den kurzsichtigen Staat vorgeht. Nicht die Religion, sondern der Staat wird zum flugsandartigen Gebilde, wenn er nicht aus dem Centrum des geistigen Daseins hervorwächst und in diesem seine Wurzeln hat. In der Judenfrage wiederholt sich die Erscheinung des Culturkampfes nur einer andern Glaubensform gegenüber. Mit dem durch unweise Gesetze in seine Hand ge- drückten Schein, daß Religion und Abstammung für den Staatsbürger nicht gelten, überschüttet der Jude den deutschen Genius in seinem Glauben, seiner Sitte, seinem nationalen Streben mit dem Hohn des Fremdlings, der sich mit seinem staatsbürgerlichen Schein, mit seiner Rücksichtslosigkeit und Schlauheit, mit seinem Kapital vor allem als Herrn auf deutschem Boden über deutsche Arbeit fühlt. Daß dem Deutschen dabei unbehaglich zu Muthe wird, ist wahr- haftig nicht zu verwundern. Aber eine Judenhetze ist dagegen nicht das rechte Mittel; noch weniger freilich verfängt eine Moralpredigt an die Juden, wie sie der tapfere, wackere Treitschke gehalten. Wenn der Deutsche Herr in seinem Hause werden will, so muß er vor allem ein Mensch aus einem Gusse wer- den. Er muß es endlich mit seinem Verstande begreifen, daß es keine Geistes- bildung ohne Religion giebt, daß ohne Religion die Bildung höchstens aus haltlosen Fragmenten besteht. Goethe sagte: „Wer Wissenschaft und Kunst be- sitzt, hat auch Religion.“ Er meint natürlich die wahre Wissenschaft und wahre Kunst, die ihrem Wesen nach religiös sind. Die neue Verfassung der evange- lischen Kirche Preußens hat einen Proceß der Verständigung über die religiös- kirchliche Frage eingeleitet, der allerdings ein schweres Hinderniß in einer Partei findet, welche die nachlutherische Entartung der evangelischen Lehre zum Richtmaß der Schriften der Reformatoren und selbst der heiligen Schrift macht, sich selbst aber jede Freiheit der Auslegung vorbehält. Diese Partei wird keine lebendige Kirche bauen, sondern die zum Leben erwachen wollende

tödten und dem Proceß der Zersetzung überliefern. Hoffen wir aber, daß ein lebendiges evangelisches Bewußtsein sich wieder bildet. Dann wollen wir uns unter seine Fahne stellen und den Staat erobern, den Staat und Alles, was darinnen ist, nicht mit dem tödtenden Buchstaben, sondern mit dem lebendig machenden Geiste. Dann werden wir für die rechtlich verbriefte Gleichgiltigkeit des Staatsbürgerthums gegen die inneren Mächte der Menschen die rechte Schranke zu finden wissen, indem wir den Zusammenhang zwischen dem inneren Wollen und dem äußeren Recht wieder zum Ausdruck bringen. Und wenn wir selbst in uns nicht mehr unsicher sind über alle Probleme des höheren Lebens und ihren Zusammenhang mit dem Staate, dann wird die öffentliche Meinung stark genug sein, selbst ohne gesetzliche Waffen den Genius des deutschen Staats und der deutschen Nation nicht mehr in frecher und alberner Weise insultiren zu lassen.

*

Literatur.

Von den Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven, die im Hirzelschen Verlage in Leipzig erschienen, sind dem ersten und zweiten Bande rasch der dritte und der vierte gefolgt. Jener enthält den ersten Band der ersten Abtheilung des Hessischen Urkundenbuchs, der die Urkunden der Deutschordens-Ballei Hessen von 1207 bis 1299 bringt. Herausgeber ist Arthur Wyß in Marburg. Den Werth dieser Arbeit, die in das Gebiet der eigentlichen gelehrten Forschung gehört, zu würdigen, ist hier nicht der Ort, und so begnügen wir uns, ihr Erscheinen denjenigen unserer Leser, die es angeht, anzuzeigen. Weniger beschränktes Interesse beansprucht der vierte Band, der zunächst die Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover, der Freundin Leibnizens, dann die Histoire de mon temps von Friedrich dem Großen nach der Redaction von 1746 enthält. Jene sind von Adolf Köcher, diese ist von Max Posner herausgegeben.

Die Memoiren, Erinnerungen und Stimmungen einer der geistvollsten Fürstinnen Europa's treten hier (beiläufig nach einer Abschrift Leibnizens) in ihrer Gesammtheit zum ersten Male ans Licht. Sie waren ursprünglich nur für die Verfasserin selbst bestimmt, und Leibniz hat das Französisch derselben gefeilt. Muntere Laune sprudelt uns aus ihnen entgegen, aber tiefes Herzeleid über eine unglückliche Ehe mit einem leichtlebigen Fürsten, der sie einer Gräfin Platen hintansetzte, bildet den Hintergrund. Die Aufzeichnungen sollen weder, wie die später in die Mode kommenden Tagebücher, das Werden ihrer Persönlichkeit noch die großen Bewegungen ihrer Zeit darstellen, sondern ihr Thema wird von den Beobachtungen, Schicksalen, Hoffnungen und Enttäuschungen ihres Lebens gebildet, ihre Liebe und ihr Haß und nicht minder ihre Neigung zum Spott sprechen daraus zu uns. In diesen Stimmungen und Urtheilen erkennen wir ihr Wesen, und daneben spiegelt sich uns nicht nur das interne Leben des kurpfälzischen und des hannoverschen Hofes, sondern

ein Culturbild des Denkens und Thuns der fürstlichen Kreise des siebzehnten Jahrhunderts überhaupt ab. Die Anordnung des Ganzen ist sehr einfach. Die Verfasserin knüpft nach dem Gange ihres Lebens eine bunte Fülle von Scenen zwanglos und anmuthig an einander. Keine Gruppe ist geschlossen, sondern eine in die andere verflochten, und erst, wenn wir dieses Gefüge lösen, zerfällt das Buch in drei Theile, deren erster die Jugendjahre Sophiens, die sie in Holland verlebte, umfaßt, während der zweite mit der Uebersiedelung nach Heidelberg und der dritte mit ihrem Eintritt in das braunschweigische Fürstenhaus beginnt. Die erste Periode dreht sich um die steifleinene Erziehung der Prinzessin in Leyden, ihre Eindrücke am Hofe der Mutter und den Plan einer Vermählung mit Karl II. von England. Ihre Rheinreise führt uns von Holland nach Heidelberg. Die unglückliche Ehe des Kurfürsten von der Pfalz, beiläufig von G. Freytag ganz unrichtig dargestellt*), ein Besuch am Stuttgarter Hofe, der Reichstag zu Regensburg, die Werbung um die Hand Sophiens, ihre Verlobung mit dem stattlichen und geistvollen Herzog Georg Wilhelm und ihre schließliche Vermählung mit dessen anders geartetem Bruder Ernst August machen im zweiten Theile das Hauptinteresse aus. Im dritten schildert sie ihren Ehestand, ihre Reisen nach Italien, Frankreich und Dänemark und die aus der Verbindung ihres ehemaligen Bräutigams mit der d'Olbreuse entstandenen Verwickelungen. Das Buch schließt mit den schmerzlichen Ereignissen, aus denen es als eine Art Trösteinsamkeit hervorgegangen ist. Es langweilt nirgends, ein Aperçu drängt das andere, und jede Scene lebt. Man bewundert die Schärfe der Beobachtung, die Leichtigkeit der Darstellung, den sprudelnden Witz. Zwar fehlt es nicht an den sanfteren Zügen des weiblichen Gemüths; aber weit mehr macht sich eine scharfe Zunge geltend, die auch des Freundes nicht schont und selbst die der Mutter schuldige Pietät außer Acht läßt. Und fragt man nach der Grundstimmung ihrer Seele, so tritt ein stolzer und skeptischer Sinn hervor, der in dem Bewußtsein königlicher Abstammung und überlegener Bildung seine Wurzel hat.

Ueber die neue Ausgabe der Histoire de mon temps bemerken wir nur, daß dieses Werk dem Könige von dem Streben nach stilistischer Einheitlichkeit seiner früheren geschichtlichen Werke eingegeben wurde. Ueber den Werth der Arbeit ist nicht mehr zu reden, seit Ranke die beiden Redactionen derselben (die von 1746 und die von 1775) als unschätzbare Documente für die Entwicklung des großen Mannes, von dem sie herrühren, bezeichnet hat, Documente, die allenthalben, in dem, worin sie übereinstimmen, sowie in dem, was eine jede Besonderes hat, das Gepräge seines Genius tragen.

*) Köcher sagt S. 15: „G. Freytag hat in den ‚Bildern aus der deutschen Vergangenheit' das eheliche Leben an den Höfen des siebzehnten Jahrhunderts durch das Beispiel des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz illustrirt. Er entrollt ein Gemälde voll unholder Züge: nicht liebenswerth erscheint die Gattin, durchaus unwürdig der Mann. Dieses Urtheil würde zutreffen, wenn es aus ungetrübter Quelle entspränge. Aber die angebliche Supplicationsschrift der Kurfürstin Charlotte an den Kaiser Leopold, welche Freytag aus Lünig, Teutsche Reichs-Kanzlei in gutem Glauben aufgenommen hat, ist ein durchsichtiges Gewebe zahlreicher Ungereimtheiten, eine romanhafte Fälschung." Johannis und Wund haben dies nachgewiesen. Auch Häuser hält die Schrift nicht für glaubwürdig. — Ob nicht auch andere von Freytags „Bildern" mit solchen falschen Farben gemalt sein sollten?

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zum Gedächtniß Victor Emanuels.

(† den 9. Januar 1878.)

Von Otto Speyer.

Als beim Sturze Napoleons I. die Völker Westeuropas sich aus der eisernen Umklammerung Frankreichs losrissen, trat zuerst jene Idee als bewußtes Streben in die Erscheinung, die seitdem trotz aller Hindernisse, welche der Egoismus einzelner herrschenden Familien wie die ideen- und völkerfeindliche Reaction ihr entgegenstellten, mehr und mehr zur Signatur der politischen Geschichte unseres Welttheils geworden ist: die Idee des Nationalstaates, d. h. der Einigung der durch gemeinsame Abstammung, durch gemeinsame historische Erinnerungen, vor allem durch gemeinsame Sprache und Literatur verbundenen Völkerstämme zu einem politischen Ganzen. Die beiden großartigsten Thatsachen der neuesten Geschichte stehen als redende Zeugnisse für die Herrschaft dieser Idee da: die Schöpfung des neuen deutschen Reiches und die Schöpfung des einheitlichen Königreichs Italien.

Ueberblicken wir die Geschichte der inneren und äußeren Entfaltung der nationalen Idee in Italien, so tritt eine lange Reihe der mannigfachsten Gestalten vor unser Auge. Wir wollen nicht reden von jenen vereinzelten Patrioten und ehrgeizigen Machthabern, die in früheren Jahrhunderten mit der Idee eines einheitlichen Königreichs Italien geliebäugelt haben: nicht von Petrarcas Aufruf an Cola di Rienzi oder Macchiavellis Appell an Lorenzo de' Medici, nicht von den stolzen Träumen Cesare Borgias oder Castruccio Castracanis, noch weniger von dem Manifest Murats, des abenteuernden Exkönigs von Neapel. Seit der Wiener Congreß, dessen trauriges Werk unsere Augen haben in Staub zerfallen sehen, Italien wie ganz Europa nicht nach den Bedürfnissen und den berechtigten Wünschen der Völker, sondern nach den Interessen der Fürsten zu reconstruiren unternahm, erblicken wir zunächst die lange Folge jener patriotischen Schwärmer, die mit der herrschenden despotischen und antinationalen Reaction

offen oder heimlich, in Revolutionen, Verschwörungen oder in stillem geistigen Schaffen im Kampfe lagen: das Carbonarithum, Mazzini und das junge Italien mit all den zahlreichen Opfern, welche der große Agitator von 1833 bis 1857 auf die Schlachtbank der Despoten lieferte, die Ugo Foscolo und Manzoni, Cesare Balbo und Gioberti, die Gelehrten und Dichter als Träger der Unabhängigkeitsidee, dann Pius IX. in seinen ersten glanzerfüllten Regierungsjahren, Karl Albert und die reformirenden Fürsten, endlich die fanatischen Republikaner von 1848 und 1849. In den letzten 30 Jahren aber sind es vor allem drei große Namen, an die sich die Geschichte der Schöpfung des neuen Nationalstaates knüpft: Garibaldi, Cavour und Victor Emanuel.

Man hat vielfach gesagt, die erschütternde Klage, welche am 9. Januar 1878 die ganze apenninische Halbinsel vom Kamme der Alpen bis zum libyschen Meere durchtönte, habe nicht der Person des Königs, sie habe dem Namen gegolten, der seit 30 Jahren das Feldgeschrei der Patrioten, das Symbol der italienischen Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit gewesen war; Victor Emanuel sei mehr vom Geschick als vom eignen Geiste gehoben und getragen worden. Die folgende Darstellung wird hoffentlich zeigen, daß, wenn der erste König von Italien keine jener genialen Naturen war, die selbständig bahnbrechend ihrem Volke den Weg weisen, seine Persönlichkeit doch von der größten Bedeutung für das gewaltige Werk gewesen ist, welches unter seiner Regierung und in seinem Namen geschaffen wurde.

Victor Emanuel wurde in Turin am 20. März 1820 als ältester Sohn des Prinzen Karl Albert von Carignan geboren. Sein Vater, der durch die Rolle, die er bei der piemontesischen Revolution von 1821 spielte, beim Könige und der herrschenden österreichischen Partei mißliebig wurde, mußte seine Heimat verlassen und fand ein Asyl bei seinen toscanischen Verwandten auf dem Lustschlosse Poggio Imperiale, zu dem die stattliche Allee altehrwürdiger Cypressen von dem römischen Thore von Florenz hinaufführt. Dort wurde der kleine Prinz nur durch den Heldenmuth seiner Wärterin, die ihr eigenes Leben für ihn zum Opfer brachte, vor dem drohenden Verbrennungstode gerettet. Schon in den ersten Lebensjahren traten in dem Kinde deutlich die Anlagen zu den Eigenschaften hervor, die später den Mann charakterisirten. Als dreijähriger Knabe zog er das Soldatenspiel jedem andern vor, liebte das wilde Umherspringen im Freien mehr als das Stubensitzen, faßte aber schnell und hielt das Gelernte fest im Gedächtniß. „Außerordentlich lebhaft, gelehrig, liebevoll, ist er meine ganze Wonne", schreibt seine Mutter, die treffliche Maria Benedetta, die Tochter des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana, die zur Zeit ihrer Rückkehr nach Piemont, als seine einzige Lehrerin, dem vierjährigen Knaben bereits das Lesen beigebracht hatte. Seine späteren Lehrer waren nach italie-

nischer Sitte ausschließlich Geistliche, während im übrigen die Erziehung von Hofleuten und Militärs geleitet wurde. Der Vater ließ nach altpiemontesischer Tradition die beiden Söhne — Victor Emanuel, den Herzog von Savoyen, und den um zwei Jahre jüngern Herzog von Genua — von vornherein zu Soldaten bilden. Schon als fünfjähriger Knabe saß der Kronprinz stundenlang zu Pferde. Der Tageslauf war streng geregelt; geistige und körperliche Arbeit wechselte mit knappen Erholungsstunden. Anfangs war Geschichte das Lieblingsstudium des Prinzen: Machiavelli, Guicciardini, Botta wurden mit Eifer wieder und wieder gelesen. Später traten die Militärwissenschaften mehr in den Vordergrund. Aufsätze des kaum 15jährigen bezeugen nicht nur einen trefflichen, wohlbenutzten Unterricht, sondern setzen den Leser auch durch ihre klare und präcise Sprache, mehr noch durch die Schärfe und Selbständigkeit des Urtheils in Staunen. Nach Familienbrauch wurde Victor Emanuel schon mit 22 Jahren mit seiner Cousine Maria Adelaide von Oesterreich vermählt. Die Verbindung mit einer österreichischen Prinzessin erregte wenig Freude im Volke; aber die junge Frau, von einnehmendem Aeußern, feinem Verstande und hoher Geistesbildung, verstand es bald, durch ihr liebenswürdiges Wesen und ihre nimmermüde Wohlthätigkeit die Herzen zu gewinnen und ihre Abstammung vergessen zu machen. —

Pius IX. hatte den Thron bestiegen; die Wellen des nationalen und freiheitlichen Enthusiasmus gingen hoch; da kamen der 24. Februar 1848 in Paris und die Märztage in Wien und Berlin und rissen Italien mit hinein in die revolutionäre Strömung. Karl Albert, der nach des kinderlosen Oheims Tode den sardinischen Thron bestiegen und eben seinem Volke nur halbfreiwillig eine Constitution verliehen hatte, sympathisirte als alter Oesterreicherfeind mehr mit dem Rufe: Fuori i barbari! als mit den demokratischen Tendenzen der Zeit und zog als Spada d'Italia mit einem glänzenden Heere im Frühling 1848 den insurgirten Lombarden zu Hilfe. In ungehemmtem Siegeslaufe durcheilte er die Ebenen der Lombardei bis zum Mincio, wo in der Nähe des vielgenannten „Festungsvierecks“ so oft vor- und nachher die Geschicke Italiens entschieden worden sind. In dem Gefechte von Santa Lucia und dem Treffen von Goito, dem glücklichsten Tage für die Piemontesen, legte der Herzog von Savoyen glänzende Proben seines an Verwegenheit grenzenden Muthes ab. Als an dem letztgenannten Tage seine Truppen vor dem österreichischen Ansturm zu wanken begannen, rief er mit Donnerstimme: „Zu mir die Garde, um die Ehre des Hauses Savoyen zu retten“, und warf an ihrer Spitze, selbst verwundet, die Feinde siegreich zurück. Bald sollte er Gelegenheit haben, noch andere Gaben des Feldherrn zu zeigen. Der alte Löwe Radetzky hatte dem kurzen Siegesrausche der Italiener ein Ende gemacht. Nach den Niederlagen

bei Sommacampagna, Volta und dem schlachtenberühmten Custozza blieb nur schleuniger Rückzug übrig, und ist es auch vielleicht zu viel behauptet, daß bei Volta Victor Emanuel allein das Heer vor der Vernichtung gerettet habe, so bewies er doch hier jedenfalls eine Geistesgegenwart und Umsicht, wie sonst nur ein auf den Schlachtfeldern ergrauter Feldherr.

Unter den Flüchen und dem Steinhagel des wahnsinnigen mailändischen Pöbels, der ihn vor wenigen Monaten wie einen Halbgott empfangen, hatte Karl Albert nach dem Waffenstillstand vom 6. August den Tessin wieder überschritten. Tief verdüstert durch seinen Mißerfolg wie durch das Benehmen des undankbaren Volkes, das sein Unglück nach romanischer Weise als Verrath auffaßte und ihn verwünschte, von allen Seiten gehetzt, des Regierens müde, beschloß der König, sein Alles auf eine letzte Karte zu setzen. Dem hoffnungslosen Kriege machte der 22. März 1849 auf den blutigen Feldern von Novara ein rasches Ende. Vergeblich hatte Karl Albert in den vordersten Reihen den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht. Da fand in dem Palazzo Bellini zu Novara eine ergreifende Scene statt. Der König legte die Hände segnend auf das Haupt des vor ihm knieenden ältesten Sohnes, proclamirte ihn als König Victor Emanuel II. und eilte hinweg, Schmach und Gram im fernen Portugal zu begraben, wo ihn Kummer und Krankheit nach wenig Monaten hinwegrafften. Victor Emanuel hat selbst erzählt, daß er früher mit Einwilligung des Vaters beschlossen habe, auf sein Thronfolgerecht zu Gunsten des jüngeren Bruders zu verzichten, weil er das Königshandwerk für ein hartes und lästiges hielt, eine Auffassung, der wir auch später noch öfters bei ihm begegnen. In diesem feierlichen und verhängnißvollen Augenblicke aber erkannte er in der Annahme der schwer gefährdeten Königskrone eine heilige Pflicht, deren Erfüllung seine Stellung gebieterisch forderte.

Am folgenden Morgen sprengte ein junger Mann in grünem, reichverziertem Attila mit weißen wallenden Federn auf dem Hute, begleitet von zwei piemontesischen Generalen und einer berittenen Escorte, dem Meierhofe zu, wo Radetzky sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Ein heftiger Streit erhob sich zwischen dem neuen Könige und dem österreichischen Feldherrn. Der Letztere hatte Bedingungen gestellt, die der Erstere als schimpflich und unannehmbar bezeichnete: die Auslieferung der zu den Piemontesen übergetretenen Lombarden, die Ratification der Friedenspräliminarien ohne vorherige Befragung der Kammern, endlich die Aufhebung der Verfassung des Königreichs. Victor Emanuel erklärte, lieber wolle er die Sturmglocken im ganzen Lande läuten, sein Volk unter die Waffen rufen und kämpfend sterben. „Ich werde halten, was mein Vater beschworen hat. Unser Geschlecht kennt den Weg der Verbannung, aber

nicht den der Schande.“ Dieser entschlossenen Haltung gegenüber gab Radetzky nach, und die Präliminarien wurden unterzeichnet.

Dennoch wurde der junge König in seiner Hauptstadt kalt und mit düsterem Schweigen empfangen. Die extremen Parteien rangen dort um die Herrschaft; beide, Reactionäre wie Radikale, waren mit seiner Haltung gleich unzufrieden. Nach den Revolutionsstürmen des „tollen Jahres“ senkten sich eben, im Frühling 1849, die düstern Nebelwolken der Reaction auf Europa herab. Ueberall jauchzte die zur Herrschaft gekommene altconservative Partei den österreichischen Siegern und ihrer Politik zu. Selbst conservative Freunde des Königshauses riethen zur Abschaffung der Verfassung. Aber Victor Emanuel hielt treu und fest an dem gegebenen Worte. Auch die grün-weiß-rothe Tricolore wurde zum größten Mißvergnügen der Oesterreicher beibehalten, als Symbol, daß der König nicht auf die Verwirklichung der nationalen Idee verzichte. Die Constitution aufrecht zu erhalten, das Land von der Tyrannei der extremen Parteien zu befreien und das große Werk der italienischen Einigung im Stillen vorzubereiten, das war sein den Vertrauten gegenüber offen ausgesprochener Regentenzweck. Aber die Schwierigkeiten waren ungeheuer. In Genua brach ein republikanischer Aufstand los, der im Blute erstickt werden mußte; die radikale Kammer weigerte sich, die Bedingungen von Novara zu ratificiren, und mußte aufgelöst werden; erst im August kam der Friede mit Oesterreich zu Stande. Die Neuwahlen hatten inzwischen eine gemäßigte königstreue Majorität gebracht, und nun begann jene äußerlich unscheinbare, aber in Wahrheit glanzvolle Periode, wo das kleine Königreich Sardinien mit seinen 4—5 Millionen Einwohnern allein im ganzen festländischen und monarchischen Europa die Fahne des Fortschritts, der Freiheit und der nationalen Idee hochhielt und zugleich durch innere Reformen nach allen Richtungen hin den Staat würdig dazu vorbereitete, den Kern des künftigen Nationalreiches zu bilden. Auf die dringenden, von versteckten Drohungen begleiteten Mahnungen Oesterreichs und Preußens gegen diese liberale und nationale Politik ließ Victor Emanuel durch seinen Minister Massimo d'Azeglio, einen der edelsten Männer des modernen Italiens, erwiedern, er finde, daß Oesterreich und Preußen des guten Rathes bedürftiger seien als Sardinien. „Lieber als meinen Verfassungseid verletzen,“ sagte der König damals zu seinem Freunde, dem Senator Plezza, „gehe ich, gehen wir Alle nach Amerika.“ Dem neapolitanischen Gesandten antwortete er später auf eine ähnliche Zumuthung mit beißender Schärfe: „Ich habe nichts zu fürchten, denn hinter meinem Throne steht weder der Verrath noch der Meineid“, und mit deutlichem Hinweis auf seine fürstlichen Collegen in Italien sagte er: „Ich begreife nicht, wie Leute, die Herren im eigenen Hause sein könnten, lieber

Knechte sein mögen. Ist es doch wahrlich viel leichter, das eigene Volk als Oesterreich zufrieden zu stellen."

Aber nicht nur mit dem auswärtigen Feinde, auch mit den Radikalen und den conservativen Ultras hatte der König zu kämpfen. Ein gefährlicher Feind erwuchs ihm in der unzufriedenen Hierarchie. Die Privilegien der Geistlichkeit waren in Piemont unter seinen bigotten Vorfahren so ungeheuerliche geworden, wie sie mit einem wohlgeordneten Staatswesen absolut unvereinbar erschienen. Auf den Vorschlag des Ministers Siccardi wurde beschlossen, dieselben aufzuheben, vor allem die geistlichen Gerichte mit dem Rechte über Leben und Tod, deren Sprüche bürgerliche Rechtskraft hatten. Darob furchtbare Empörung unter dem Klerus und seinem zahlreichen Laien-Anhang, zumal in den höchsten Ständen und in der unmittelbaren Umgebung des Königs selbst. Kein Mittel blieb unversucht; selbst nächtliche Gespenster ließ man vor dem Könige, der von Aberglauben nicht frei war, erscheinen. Er war von geistlichen Spionen umgeben: sein eigner Hauscaplan schrieb tägliche Berichte nach Rom. Der Papst drohte mit dem großen Kirchenbann. Doch die Wirkung aller dieser Anstrengungen war der erhofften gerade entgegengesetzt. Der fromme König kam so weit, daß er die Geistlichen eine trista genia, ein schändliches Gezücht nannte. Nie konnte er es verwinden, daß sie dem unglücklichen, frommen, aber staats- und überzeugungstreuen Minister Santa Rosa die Tröstungen der Religion auf seinem Sterbebette versagt hatten. Schwer war es ihm, den Bitten der Gattin, der geliebten Mutter zu widerstehen. Aber das Bewußtsein seiner königlichen Pflicht blieb siegreich: die Gesetze wurden unterzeichnet und ausgeführt.

Auf Bitten d'Azeglios hatte Victor Emanuel den damals populär gewordenen Grafen Camillo Cavour zum Minister an Santa Rosa's Stelle ernannt; aber indem er das Decret unterzeichnete, sprach er: „Meinetwegen; aber glaubt mir, er wird euch Alle aus dem Sattel heben." Der König hatte den Mann richtig beurtheilt; wenige Jahre nachher rief ein geistreicher Piemontese aus: „Wir haben eine Regierung, eine Kammer, eine Verfassung, und das Alles heißt Cavour!" Alle die zahllosen Reformmaßregeln, die von dem Könige und seinem großen, bald an die Spitze der Regierung tretenden Minister in den nächsten Jahren ins Werk gesetzt wurden, erscheinen in erster Linie darauf berechnet, die gebundenen Kräfte zu entfesseln, das Volk zur Selbsthilfe anzuregen, die bureaukratische Maschinerie zu vereinfachen, kurz, die Regierten dahin zu bringen, sich ihrer Kräfte, wie ihrer Rechte bewußt zu werden und sie zu gebrauchen. Dabei wurden Straßen gebaut, das Eisenbahnnetz vervollständigt, Handelsverträge abgeschlossen, die Armee und das ganze Kriegswesen zu Lande wie zu Wasser reorganisirt.

Frankreich und England hatten 1854 mit der Türkei das bekannte Bündniß gegen Rußland geschlossen. Mit Enthusiasmus ging der König auf den

den Vorschlag seines genialen Ministers ein, sich den Westmächten anzuschließen. Es galt, das Banner Sardiniens auf den europäischen Schlachtfeldern zu entfalten, Oesterreich zuvorzukommen, dessen Bundesgenossenschaft mit den Westmächten Piemont und seinen italienischen Projecten Gefahr drohte, endlich sich für den Friedensschluß im europäischen Areopag Sitz und Stimme und den Klagen Italiens Gehör zu verschaffen.

Während dieser kühne Schritt in der äußeren Politik geschah, während zugleich der Kampf mit der ultramontanen Partei im Innern wegen Aufhebung der Klöster am heftigsten tobte, Prälaten, Beichtväter und fromme Damen am Hofe intriguirten und selbst die Rechte der Kammer unter Händeringen und Augenverdrehen den nahen Untergang des Landes verkündete, traf ein furchtbarer Schlag die piemontesische Königsfamilie. Die Königin-Mutter, der Herzog von Genua, des Königs inniggeliebter Bruder und Freund, endlich sogar seine junge blühende Gattin wurden innerhalb weniger Wochen vom Tode hinweggerafft. Unablässig hatte der König selbst mit treuester Sorge die Seinen gepflegt, Nacht für Nacht an dem Bette bald der Mutter, bald der Gattin, bald des Bruders gewacht. Mit schlechtverhehltem Triumph wies die klerikale Partei auf „den Finger Gottes" hin, auf die schnelle Strafe für den Abfall von der heiligen Kirche. Die sterbende Mutter hatte dem tieferschütterten Sohne das Versprechen abgenommen, nochmals den Weg der Versöhnung mit Rom zu betreten. Einen Augenblick schwankte Victor Emanuel; als aber Cavour seine Entlassung anbot und der edle d'Azeglio den König freimüthig und energisch darauf hinwies, daß die Pietät gegen die Verstorbene eine Grenze finde an den Pflichten des Monarchen gegen sein Land, als auch die öffentliche Meinung sich unzweifelhaft in gleichem Sinne kundgab, überwand er seine Bedenken. Von da ab war der Bruch mit der Hierarchie unheilbar. Aber in den wenigen Wochen — erzählt d'Azeglio — war das Aussehen des Königs so verändert, als sei er um 15 Jahre gealtert.

Bei der Reise, welche Victor Emanuel im Interesse seines Landes in Begleitung Cavours und d'Azeglios im November 1855 nach Paris unternahm, knüpfte sich jene folgenreiche Freundschaft mit Napoleon III. an, die, mit einer kurzen Unterbrechung nach dem Kriege von 1859, bis zum Tode des Kaisers Stand hielt. Für Italien brachte der König freilich zunächst nur wohlfeile Sympathieergüsse aus der französischen und englischen Hauptstadt und die vielcitirten Worte Napoleons: Que peut-on faire pour l'Italie? mit heim, aber bei dem Friedenscongresse im Frühling 1856 gelang es Cavour, im Namen seines Königs als Sachwalter des unterdrückten Italiens gegen Oesterreich und seine italienischen Satelliten öffentlich aufzutreten und die Augen Europas auf diesen gefährlichen Schaden an seinem Leibe zu lenken. Die Wirkung war

ungeheuer: Legitimisten und Ultramontane waren entsetzt und tiefempört, während die national- und liberalgesinnten Männer überallher dem kühnen Minister Beifall riefen. Die edlen Republikaner Manin und Pallavicini gründeten den italienischen Nationalverein, das unerreichte Vorbild der Deutschen, mit der Devise: Unabhängigkeit, Einigung und Haus Savoyen, und Cavour konnte mit seinem sich nie verleugnenden prophetischen Scharfblick verkünden: „In drei Jahren werden wir einen tüchtigen Krieg haben!"

Die ganze Haltung Sardiniens von 1856—59 war eine ununterbrochene moralische Kriegserklärung gegen Oesterreich und seine italienischen Vasallen. Aber der König war in einer gefährlichen Lage zwischen dem bedrohten und drohenden Nachbar und den dringend zur Mäßigung rathenden Westmächten. Es kam bis zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Oesterreich, das nur durch das Quos ego Frankreichs zurückgehalten wurde, seine Heere über den Tessin zu werfen. Da platzte die todsprühende Bombe Felice Orsinis bei der großen Oper in Paris. Der erschreckte Kaiser verlangte peremptorisch Repressivmaßregeln gegen die radikale Presse Sardiniens und drohte mit Entziehung seiner Freundschaft. Doch gelang es dem Könige und Cavour bald, ihn zu überzeugen, daß in Paris so lange die Attentate nicht aufhören würden, als die Oesterreicher in Italien ständen. „Cavour hat Recht; man muß ihn unterstützen", äußerte Napoleon zu seinen Vertrauten, und auf den Spazierfahrten zu Plombières im Juli 1858 wurde das geheime Bündniß zwischen Frankreich und Sardinien und der Krieg gegen Oesterreich verabredet, dessen Herannahen die bedeutungsschweren Worte Napoleons an den Baron Hübner beim Neujahrsempfange 1859 der erschreckten Welt verkündeten.

In der öffentlichen Meinung hatten die Lenker Sardiniens schon seit Jahren den Sieg über Oesterreich errungen. Aber heute wie in den Tagen des großen Friedrich ist das Waffenglück auf Seiten der großen Bataillone. Deshalb war das Bündniß mit Frankreich nothwendig. Ungern verzichtete Victor Emanuel auf das l'Italia farà da sè. Galt es doch für ihn persönlich, dem Bündniß große Opfer zu bringen. Zunächst sollte er seine älteste und Lieblingstochter, die 16jährige Clotilde, mit Jerome Napoleon, dem rothen Prinzen, vermählen. Das junge Mädchen folgte dem ungeliebten, wenig geachteten Manne ohne Zaudern, mit dem erhebenden Bewußtsein, daß sie sich selbst dem theuren Vaterlande zum Opfer bringe. Damit nicht genug: für den Fall, daß der Kriegszweck, das „Frei bis zur Adria", erreicht würde, sollten Savoyen, das Stammland der Dynastie, und Nizza an Frankreich abgetreten werden.

Der Vorfrühling 1859 war eine Zeit ängstlicher Spannung für die Lenker Sardiniens. Die Großmächte bemühten sich aufs angelegentlichste für die Erhaltung des Friedens und des status quo. Schon war

Frankreich selbst für einen Congreß zur friedlichen Schlichtung der italienischen Frage gewonnen, da wurde er durch Oesterreichs Uebermuth unmöglich. Als endlich der Ausbruch des Krieges entschieden war, schrieb der König an die Prinzessin Clotilde: „Alles um mich herum athmet Freude, und auch ich als wahrer Italiener rufe aus vollem Herzen: Es lebe Italien!“ und in dem Manifeste an sein Volk sagte er: „Ich kenne keinen andern Ehrgeiz als den, der erste Soldat der italienischen Unabhängigkeit zu sein.“ Zum Heere abreisend, das der lombardischen Grenze zuzog, hinterließ er die Instruction: „Sorgt für meine Kinder und die vier österreichischen Fahnen, die mein Vater 1848 erobert hat; alles Andere ist Nichts dagegen; laßt mich die einen und die anderen wiederfinden!“

In allen Schlachten und Gefechten von Montebello und Magenta bis Solferino stand Victor Emanuel selbst an der Spitze seiner Truppen, indem er ohne alle Rücksicht für seine Person sich den feindlichen Kugeln aussetzte. Als ihn General Lamarmora zur Vorsicht mahnte, rief er ihm heftig zu: „Wenn Sie sich fürchten, ziehen Sie sich zurück!“ und zum Senator Plezzo sagte er: „Ich könnte nicht den Muth haben, Tausende von Menschen in den Tod zu schicken, zeigte ich nicht durch mein eignes Beispiel, daß die Sache, für die wir kämpfen, werth ist, dafür zu sterben.“ In dem Gefechte von Palestro war er fast von den Oesterreichern umzingelt. Der französische Fähnrich fällt dicht neben ihm; die Zuaven und seine eigenen Soldaten stürzen ihm nach, um ihn aus der Gefahr zu retten; da wendet er sich um und fragt: „Stehe ich euch vielleicht im Wege? hier ist Ruhm genug für uns Alle zu ernten.“ Bei San Martino, einer der Episoden der Schlacht von Solferino, begeisterte er durch die magische Wirkung seiner Persönlichkeit, leuchtenden Auges unter dem Rufe „Es lebe Italien!“ an der Front vorübersprengend, seine Truppen zu Wundern der Tapferkeit. Als er an der Spitze der Colonnen unter dem mörderischen Feuer des Feindes, umrollt vom Donner und umzuckt von den Blitzen eines furchtbaren Gewitters, zum letzten Sturm auf die von den Oesterreichern besetzten Höhen schritt, rief er den Seinen zu: „Mir nach, Kinder, hier werden die Geschicke Italiens entschieden!“

Der Sieg war erkämpft; aber dem vordringenden Heere und den stolzen Hoffnungen des Königs tönte ein plötzliches Halt! entgegen. Der deutsche Bund, Preußen an der Spitze, drohte mit Krieg, wenn die Verbündeten den Mincio überschritten. In Deutschland herrschte damals noch der alte Aberglaube, daß man den Rhein am Mincio vertheidigen müsse, so klar auch Cavour bewiesen hatte, daß diese Politik unser Vaterland der Gefahr aussetze, den Rhein selbst zu verlieren. Vergeblich hatte Bismarck, schärfer blickend, von Petersburg aus versucht, eine Verständigung Preußens mit Rußland, England und Piemont zu

bewirken. Louis Napoleon hatte nicht Lust, um Italiens willen sich einen neuen mächtigen Feind auf den Hals zu ziehen. Zu Villafranca verabredete er mit Franz Joseph die Präliminarien des Friedens. „Armes Italien!" rief Victor Emanuel aus, als er nach schwerem Kampfe mit sich selbst das Vertragsinstrument mit dem Zusatze: „so weit es mich betrifft" unterschrieb. Er hatte Recht, zu unterschreiben; es wäre Wahnsinn und Selbstmord gewesen, auf eigene Hand den Krieg fortzusetzen, wie Cavour, hinter dessen Rücken Napoleon verhandelt hatte, im ersten Ausbruch des Zornes und der getäuschten Hoffnung verlangte. Der letztere nahm seinen Abschied; wie sollte er diesen Frieden, der zwar die Lombardei Piemont als Geschenk des französischen Protectors in den Schoß warf, aber übrigens alles wieder in den früheren Zustand versetzen sollte, vor dem italienischen Volke rechtfertigen, das er für die Unabhängigkeit des Gesammtvaterlandes in die Waffen gerufen hatte?

Der Minister konnte abdanken, der König mußte bleiben. Antwortete er doch später einem Minister, der seine Entlassung verlangt hatte: „Die Undankbarkeit ist meistens die Belohnung derjenigen, die für das Wohl der Völker arbeiten; ich mache seit langer Zeit diese traurige Erfahrung, und weniger glücklich als Sie, kann ich meine Demission nicht verlangen." Der größte Theil Mittelitaliens hatte seine kleinen Despoten verjagt; Toscana, Parma, Modena, die Romagna hatten die italienische Tricolore aufgepflanzt und dem neuen Könige von Italien zugejauchzt. Sie zurückzustoßen, mit gebundenen Händen ihren Feinden und alten Zwingherren zu überliefern, davon konnte keine Rede sein. Der Gesandte Ricasoli's, des Dictators von Toscana, Celestino Bianchi, schreibt über seine Zusammenkunft mit dem Könige in diesen Tagen der Ungewißheit und angstvollen Spannung: „Victor Emanuel ist nicht nur der erste Soldat Italiens, er ist auch dessen loyalster und standhaftester Bürger. ‚Wir werden allein handeln,' wiederholte er mir, ‚Mittelitalien wird mir im Frühling 50 000 Soldaten senden, dann werden wir gemeinsam alle Hindernisse überwinden und die Geschicke des Vaterlandes erfüllen.'"

Die eiserne Krone Italiens, deren Auslieferung Oesterreich im Züricher Frieden weigerte, gab er leichten Herzens auf: „Mir genügt als Krone die Liebe meiner Völker!" Dagegen setzte er es durch, daß jede Intervention, jeder fremde Zwang gegen die insurgirten Bevölkerungen Mittelitaliens ausgeschlossen wurde. Die Folge war natürlich, daß der Artikel des Friedensvertrages, welcher die Wiedereinsetzung der alten Souveraine verfügte, ein todter Buchstabe blieb. Napoleon fügte sich wohl nicht allzuschwer in das Unvermeidliche: die Annexion Toscanas und der Emilia wurde nach vorhergegangener allgemeiner Abstimmung unter dem Jubel der Bevölkerungen vollzogen. Nun aber bestand der Kaiser auf der Abtretung Nizzas und Savoyens, die er in Villafranca hatte fahren

lassen. Das Opfer mußte schweren Herzens gebracht werden. Thränen im Auge, hielt der König die letzte Heerschau über die treue Brigade seines Stammlandes. Die radikale Partei erhob das alte Verrathgeschrei; Garibaldi, außer sich über die Abtretung seiner Geburtsstadt, fluchte Cavour und grollte dem Könige. Dieser aber durchzog, vom Jubelsturme der Völker empfangen, seine neuen Gebiete. In Florenz drückte er Gino Capponi, dem Nestor der italienischen Patrioten, ehrfurchtsvoll die Hand und begrüßte den 80jährigen Dichter Niccolini als den Propheten der italienischen Unabhängigkeit.

In Neapel brauten inzwischen intrigante Frauen und Pfaffen eine legitimistische Verschwörung, deren Zweck die Wiedereinsetzung der mittelitalienischen Dynastien und die Demüthigung des verhaßten Piemont war. Der Turiner Regierung blieben diese Intriguen nicht verborgen. Aber vergeblich waren alle Warnungen, vergeblich schrieb Victor Emanuel selbst an Franz II. von Neapel: „Wenn Sie meinem Rathe (seinen Staat zu reformiren und sich mit Sardinien zu verbinden) nicht folgen, kann die Zeit kommen, wo ich mich in die traurige Alternative versetzt sehe, die wichtigsten Interessen meiner Krone zu compromittiren oder selbst das Hauptwerkzeug Ihres Verderbens zu werden.“ Die sprichwörtliche bourbonische Blindheit war unheilbar; es galt der alte Spruch: Quem Deus vult perdere, dementat. Schon stand das Verderben vor der Thür. Im Mai 1860 landete Garibaldi mit seinen Tausend bei Marsala und durchzog in unerhörtem Siegesfluge Sicilien und Neapel. Victor Emanuel war dem von der Actionspartei und dem Nationalverein eingeleiteten Unternehmen gegenüber in einer bedenklichen Stellung. Er konnte nicht selbst eingreifen, nicht offen unterstützen, noch weniger offen dagegen sein. An geheimer Unterstützung ließ es die Turiner Regierung nicht fehlen und wartete ruhig den Erfolg ab. „Sind's Rosen, so werden sie blühen!“ rief Cavour. Die europäische Diplomatie war außer sich vor moralischer Entrüstung; Kaiser Alexander von Rußland schrieb an den Rand der neapolitanischen Depesche, welche die Landung in Sicilien mittheilte: c'est infâme!, von London und von Berlin kamen dringende Abmahnungen nach Turin. Und das war noch nicht das Schlimmste. In Unteritalien wuchs die radikale Agitation; Garibaldi war ein trefflicher Freischarenführer, aber ein herzlich schlechter Dictator: in seiner Regierung der Südprovinzen herrschten das Chaos und die Republikaner. Das feste Gaëta und eine überlegene Armee geboten ihm Halt; im Kirchenstaate hatte der klerikale Parteigänger Lamoricière ein Söldnerheer gesammelt, um, nachdem er die Bevölkerungen am Nordrande der Apenninen, welche die dreifarbige Fahne aufgehißt hatten, gezüchtigt, mit dem Neapolitaner verbunden, Garibaldi zu erdrücken. Da rief der König: „Wir dürfen Garibaldi nicht mit Wachsflügeln in die Sonne fliegen lassen.“ Der Einfall in den Kirchenstaat

ward beschlossen; Cialdini schlug Lamoricière bei Castelfidardo aufs Haupt, und am 7. November 1860 hielt Victor Emanuel seinen Einzug in Neapel, um hier, wie er sagte, die Aera der Revolutionen zu schließen. Schon in seiner Anrede an das gegen die päpstlichen Söldner ausziehende Heer hatte es geheißen: „Man beschuldigt mich des Ehrgeizes. Ja, ich habe einen Ehrgeiz, den, die Principien der moralischen Ordnung in Italien herzustellen und Europa vor den beständigen Gefahren des Krieges und der Revolution zu bewahren!"

Mit stolzer Befriedigung eröffnete der König am 18. Februar 1861 die Versammlung der Vertreter des italienischen Volkes vom Monte Rosa bis zum lilybäischen Vorgebirge und nahm für sich und seine Nachfolger den Titel „König von Italien" an. Die Großmächte zögerten mit der Anerkennung und der Beglaubigung ihrer Vertreter; der preußische Minister des Auswärtigen, v. Schleinitz, ertheilte Cavour im Kathederton einen strengen Verweis für seine revolutionäre Politik. Cavour erwiederte dem preußischen Gesandten mit trockner Ironie: „Ich tröste mich damit, daß Preußen einst froh sein wird, dem von mir bei dieser Gelegenheit gegebenen Beispiele folgen zu können."

Wenig über Jahresfrist nach der Vollendung seines großen Werkes lag Camillo Cavour auf dem Sterbelager. Der König trat hinein, umarmte und küßte den treuen Freund und Diener und kehrte in seinen Palast zurück mit den Worten: „O, es wäre besser gewesen für Italien, wenn ich statt seiner gestorben!" Bald aber ermannte er sich wieder, und in einem Briefe an den Grafen Ponza di San Martino schrieb er: „Der Tod Cavours ist ein schwerer und schwer von mir empfundener Schlag. Aber nicht einen Augenblick wird mich dies traurige Ereigniß auf dem Wege unseres politischen Leben aufhalten. Ich sehe die Zukunft klar wie in einem Spiegel, und nichts kann mich verzagt machen. Schwere Prüfungen stehen uns noch bevor; aber wenn Gott mir Leben verleiht, werden wir sie unerschrocken und unversehrt durchlaufen."

„Italien ist frei und fast ganz einig", hieß es in der Thronrede vom 18. Februar. In dem einen Worte „fast" lag der Keim schwerer Gefahren und Kämpfe. Noch fehlten dem italienischen Nationalstaate zwei unentbehrliche Bestandtheile: Venedig und Rom. Vergeblich hatte Cavour durch das Zauberwort von der „freien Kirche im freien Staate" die Hierarchie zu versöhnen und zu gewinnen versucht. Der römische Hof beharrte in grimmiger Feindschaft gegen das nationale Königthum fest auf seinem Non possumus. Da entschloß sich der König, um wenigstens den Abzug der Franzosen aus Italien zu bewirken, zu der Convention vom September 1864, durch die er sich verpflichtete, das Erbtheil Petri nicht zu verletzen, es vor Freischareneinfällen zu schützen und den Sitz der Regierung nach Florenz zu verlegen. Schwer war der Entschluß, sich von seinem geliebten Turin zu trennen. Auf Rom mußte er vor-

läufig verzichten; hier war Napoleon, für die eigne Krone besorgt, unerschütterlich. Eine günstigere Aussicht öffnete sich bald für Venetien.

Es ist hier nicht der Ort, die großen Schwierigkeiten, unter denen das italienisch-preußische Bündniß gegen Oesterreich zu Stande kam, die complicirte Vorgeschichte des Krieges von 1866 und den Verlauf desselben zu schildern. Italien kämpfte unglücklich zu Lande wie zur See. Der König war nominell Oberbefehlshaber des Heeres an dem schlimmen Tage von Custozza; faktisch war es sein Generalstabschef Alfonso Lamarmora, ein unbedeutender Mann, der sich vom Krimfeldzuge her eines übertriebenen Rufes erfreute. Aber die Schlacht von Königgrätz erwarb dem Könige dennoch den Siegespreis Venetien, wenn auch unter der Form eines Geschenkes des Kaisers von Frankreich, an den es Oesterreich abgetreten hatte. Darin lag eine Demüthigung, die der italienische Stolz und der König selbst lange nicht verwinden konnten. Dennoch erwiederte Victor Emanuel der venetianischen Deputation, die ihm am 4. November 1866, seinem Namenstage, das Plebiscit für den Anschluß Venetiens an das Königreich Italien überbrachte: „Meine Herren, dies ist der glücklichste Tag meines Lebens. Italien ist geschaffen, wenn nicht vollendet."

Die Vollendung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Im Herbste 1867 hatte Garibaldi heimlich Caprera, wo er bewacht wurde, verlassen und war nach der päpstlichen Grenze geeilt, wo seine Freischaaren bereits des alten Führers harrten. In Florenz sah man wohl trotz allem zur Schau getragenen Unwillen das Unternehmen nicht ungern, um dann einen genügenden Vorwand zu haben, die päpstlichen Staaten selbst zu besetzen, „um die Ordnung wiederherzustellen". Aber hier verstand Napoleon keinen Scherz. Ein französisches Corps landete in Civita Vecchia; bei Mentana that das Chassepot seine ersten Wunder, und Garibaldi wanderte als Gefangener seines Königs auf das Fort Varignano. Von neuem bezogen die Franzosen Standquartiere auf italienischem Boden.

Die französische Intervention hatte den König nicht minder als sein Volk tief verstimmt. Der Erwerb des wieder von den Franzosen besetzten Patrimoniums Petri schien in unabsehbare Form gerückt. Da bot sich ein unerwarteter Ausweg. Königgrätz oder Sadowa, wie man es jenseits der Vogesen nennt, und der Friede von Prag galten den meisten Franzosen für eine Niederlage der napoleonischen Politik und eine Verletzung des europäischen Gleichgewichts, d. h. der Suprematie Frankreichs. Revanche pour Sadowa wurde mehr und mehr zum Feldgeschrei auch der kaiserlichen Partei selbst. Nach der Luxemburger Affaire von 1867 war der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nur noch eine Frage der Zeit. Geschäftige Diplomaten suchten schon seit 1868 ein Bündniß zwischen Italien, Oesterreich und Frankreich zur Demüthigung des verhaßten Preußens zu Stande zu bringen, keiner eifriger und unermüdlicher

als Herr v. Beust, der nicht nur an Preußen, sondern auch am Grafen Bismarck Revanche zu nehmen gedachte. Die italienischen Staatsmänner der herrschenden Partei, der sogenannten Consorterie, voran der König selbst, waren nicht abgeneigt, aber unter einer conditio sine qua non: Zurückziehung der französischen Truppen vom italienischen Boden und wenigstens stillschweigender Zustimmung zur Occupation Roms. Napoleon, ganz unter dem Einfluß der Kaiserin Eugenie und ihrer bigotten Freunde, weigerte sich hartnäckig, darauf einzugehen, weigerte sich noch, als der Krieg in Paris bereits beschlossene Sache war und Benedetti in Ems seine wenig beneidenswerthe Rolle spielte. Unmöglich ist es nicht, daß der kriegslustige und den Napoleoniden eng befreundete und verwandte Victor Emanuel sich dennoch mit dem Kaiser alliirt hätte, hätten nicht seine vorsichtigeren Minister entschieden Protest eingelegt und die öffentliche Meinung des Landes sich vielmehr auf Seiten des angegriffenen Deutschlands gestellt. Wörth und Spicheren benahmen auch dem König gründlich die Lust. Qui peut s'allier avec un cadavre? hatte Napoleon 1866 mit Bezug auf Oesterreich gefragt. Um Rom zu gewinnen, bedurfte es nun der französischen Erlaubniß nicht mehr; die Truppen waren zurückgezogen, die Grenze lag offen. Dennoch wartete die italienische Regierung den Tag von Sedan ab. Vergeblich appellirte Victor Emanuel noch einmal an den Papst, sich seinem Schutze anzuvertrauen; es folgte das gewöhnliche Non possumus in herbster Form. Da stürmten die italienischen Truppen durch die Bresche von Porta Pia am 20. September 1870 in die ewige Stadt. Die gewaltsame Entthronung des Papstes war ein schwerer Entschluß für Victor Emanuel, wenn er der sterbenden Mutter, wenn er des Vaters gedachte, die diese That nie und nimmer gutgeheißen haben würden. Hatte ihm doch auch einst, wie er oft erzählte, eine Zigeunerin geweissagt, daß er im Quirinal seinen Tod finden würde; empfand er doch selbst ein Gefühl kindlicher Verehrung dem Greise im Vatican gegenüber. Aber das Pflichtgefühl des Königs gegen sein Land trug den Sieg auch über kindliche Pietät und Aberglauben davon.

Am 2. October 1870 waren alle Bewohner der päpstlichen Staaten zur Stimm-Urne geladen. 80 Procent aller stimmfähigen Bürger, 98 Procent der wirklich Abstimmenden sprachen dem päpstlichen Regiment das Todesurtheil. „Der mit so wunderbarer Einmüthigkeit von dem römischen Volke gefaßte Beschluß," erwiederte der König der Deputation, welche ihm das Resultat der Abstimmung überbrachte, „heiligt die Grundlagen unseres nationalen Bundes und zeigt, daß wir dem Glücke viel, aber unserer gerechten Sache noch mehr verdanken." Von Deutschlands Verdiensten, das thatsächlich wie einst Venedig, so jetzt Rom den Italienern geschenkt, war dabei nicht die Rede.

(Schluß folgt.)

Die Venus von Milo.

Von Veit Valentin.

(Schluß.)

Nach der Feststellung des allgemeinen Charakters des Grundmotivs unserer Statue ergiebt sich als die weitere Aufgabe, dieses selbst zu erkennen. Wir verwenden hierzu die Nebenmotive, weil diese als Folge aus dem Hauptmotiv entspringen und daher mit diesem in Einklang stehen müssen. Das charakteristischste Nebenmotiv der milonischen Venus ist in der Gewandung enthalten. Sie zeigt uns einen Zug, der sich bei Statuen sonst nirgends in gleicher Weise wiederfindet. Nur einmal noch kommt er, und zwar bei der Venus Torlonia, jedoch in abgeschwächter Weise ähnlich vor. Es ist die durch das starke Vortreten des linken Beines veranlaßte Spannung des Gewandes und die sich daraus ergebenden wenigen großen, aber kräftigen, von links nach rechts abwärts ziehenden Querfalten. Wäre das Aufstützen des linken Fußes nur ein sogenanntes „künstlerisches" Motiv, gewählt, um eine hübsche Bewegung des Gewandes zu erzielen, so wäre diese Spannung nicht nur nicht nothwendig, sondern sogar ungünstig, weil die Falten sich ohne Spannung viel anmuthiger legen lassen, die Spannung aber zugleich die Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenkt, der gar nicht besonders hervorgehoben werden sollte. Bei einem Künstler, der solcher Kunstgriffe nicht bedarf, deutet dagegen diese Spannung gerade darauf hin, daß in der That hier die Aufmerksamkeit des Beschauers erregt und auf eine für das Verständniß des Ganzen nothwendige, ihren gewichtigen Theil mit beitragende Bewegung gelenkt werden soll. Die Spannung muß also in der Gesammtökonomie des Kunstwerks ihre Bedeutung haben und ist nichts Gleichgiltiges. Der Zweck der Spannung liegt aber auf der Hand: sie soll das Gewand vor dem Fallen schützen, das Gewand, welches so lose um die Hüften geschlungen ist und sich überdies auf der rechten Seite schon auf der am weitesten ausladenden Stelle der Hüfte befindet, daß es ohne äußere Hilfe nicht haften könnte. Diese Hilfe wird ihm in der That durch das Vortreten des linken Beines und die dadurch bewirkte Entfernung von dem rechten, dem Standbeine gewährt. Diese Art der Gewandhaltung ist eine ungewöhnliche und kann daher nur aus einem besonderen, einer eigenartigen Lage entsprechenden Grunde entspringen. Nun weiß aber wohl Jeder aus eigener Erfahrung, wann diese Art der Gewandhaltung naturgemäß eintritt: die Hände müssen anderweitig beschäftigt sein. Es muß also auch hier eine Veranlassung da sein, welche die

Hände, wenn auch nur für einen Augenblick, mit Nothwendigkeit in Anspruch nimmt und daher zu der gleichzeitig zu bewerkstelligenden Festhaltung des Gewandes die Beine benutzen läßt, eine Art zu halten, die sich wiederum nur für wenige Augenblicke denken läßt, und die anderweitiger Unterstützung bedarf, wenn nicht das Gewand dennoch bald sinken soll. Welches war nun diese besondere Veranlassung? Die Antwort ergiebt sich aus den thatsächlichen Verhältnissen: Ein Weib mit entblößtem Oberkörper sucht das um den Unterkörper nur lose geschlungene Gewand vor gänzlichem Fallen zu schützen — nur die unerwünschte Gegenwart eines Mannes kann sie veranlassen, sich vor gänzlicher Enthüllung bewahren zu wollen. Ihre Bewegung, um das Gewand zu halten, ist eine außergewöhnliche — der Anblick des Mannes muß sie so unerwartet getroffen haben, daß die Hände noch keine Zeit hatten, der Gewandhaltung zu Hilfe zu kommen; sie müssen in Folge des Ueberraschenden des Augenblicks noch anderweit in Anspruch genommen sein. Denkt man sich den Mann in unmittelbarer Nähe, so ergiebt sich eine direkte Abwehr, und wir gelangen zu einer Gruppe, deren eine Hälfte verloren wäre — das ist die früher von uns vertretene Ansicht, die jedoch damals ausdrücklich nur als ein Versuch aufgetreten ist, und mit der bewußterweise das Gebiet der Hypothese betreten wurde. Die Annehmbarkeit oder Nichtannehmbarkeit dieser Hypothese kann jedoch keinerlei Rückwirkung auf die Sicherheit der vorangehenden Schlußfolgerung ausüben. Es ließe sich aber auch denken, daß der Mann nicht in der Nähe vorauszusetzen ist, daß also keine Gruppe vorgelegen hat, daß die die Handlung veranlassende Persönlichkeit zu ergänzen der Phantasie des Beschauers überlassen bleibt, wie es bei so vielen anderen dramatisch bewegten Statuen der Fall ist. Dann ließe sich die Situation so denken: ein unerwünschter Anblick bewirkt die schützende Bewegung; rasch wird das fallende Gewand durch die Spannung mittels der Beine gehalten, um durch die nach ihm hingreifende, es noch nicht berührende rechte Hand im nächsten Augenblick einen sicheren Halt zu gewinnen. Die linke Hand dagegen ist, dem ersten Eindrucke folgend, abwehrend und schützend erhoben, so daß der Oberarm sich in der Schulterlinie wagerecht, aber etwas nach vorn sich vorbeugend, dann der Unterarm sich mit der abwehrenden Hand wiederum etwas nach vorn neigend erhebt — die erste, selbstverständlich, daher unwillkürlich eintretende, zugleich abwehrende und schützende Bewegung, einem unerfreulichen Anblick, einer unwillig bemerkten Annäherung gegenüber, selbst wenn sich der Nahende noch in ziemlicher Entfernung befindet.

Halten wir diese Annahme als das schließlich gefundene Grundmotiv fest, so ergiebt sich zwar leicht, wie sie jede Bewegung im Einzelnen, wie sie die Gesammthaltung des Körpers vollständig erklärt und sie als eine wohl motivirte, die Nothwendigkeit des inneren Zusammenhangs offenbarende, die ganze Gestalt

von einer sie gleichmäßig durchdringenden Einheitlichkeit des Ausdrucks beherrschte aufweist und nichts als nur zufällige Zuthat übrig läßt. Es bleibt jedoch noch zu untersuchen, was der Künstler aus diesem Grundmotiv gemacht hat.

Es ist natürlich, daß dieses einfache, im wirklichen Leben sich in den mannigfaltigsten Aeußerungsarten wiederholende Motiv auch höchst verschieden aufgefaßt und zur Darstellung gebracht werden konnte. Es kommt eben hierbei auf den Beobachter an und auf das, was er selbst mitbringt und demgemäß in seinem Werke zum Ausdruck bringt. Und es will uns dünken, daß gerade durch eine Verfolgung dieses Gedankens die melische Statue erst in ihrer richtigen Bedeutung für die Kunstentwicklung erkannt wird.

So bedeutend die Individualität eines Künstlers sein mag, so wird er sich doch in der Grundauffassung nicht wesentlich von derjenigen seiner Zeit entfernen können. Wir vermögen daher mit einiger Sicherheit von dem Grundcharakter einer Zeit auf die Art zu schließen, in welcher ein Künstler einen bestimmten Gegenstand behandeln wird, so wie wir umgekehrt das Werk des Künstlers zur Erkenntniß der Zeit verwerthen dürfen. Ein und dasselbe Motiv wird uns daher in verschiedenen Zeiten bald großartig, bald kleinlich, bald edel, bald niedrig entgegentreten, und wir werden hieran die Entwicklung der Kunst verfolgen dürfen, ohne daß wir zu behaupten brauchen, die Entwicklung finde in der Weise statt, daß ein Künstler vom andern das Motiv entlehnte, oder gar daß ein Kunstwerk eine Nachahmung, eine Wiederholung, eine „Replik" des andern sei, zumal wenn das Grundmotiv der Art ist, daß es jeden Tag durch eigne Beobachtung neu gewonnen werden kann. Der trotzdem sich ergebende Zusammenhang liegt in der, was den einzelnen Künstler betrifft, gewöhnlich wohl absichtslosen Umwandlung der Behandlungsweise, welche innerlich und äußerlich ein Rückschlag der sich unabänderlich in bestimmter Richtung entfaltenden Entwicklung der Kunst ist. Dies auf die melische Statue angewendet, ergiebt Folgendes.

Es tritt uns hier zum ersten Mal in der statuarischen griechischen Kunst das Motiv entgegen, welches, wie es die Möglichkeit höchst verschiedener Auffassungsweisen in sich trägt, diese in der That auch über sich ergehen lassen muß: ein Weib sieht sich dem unerwünschten, überraschenden Anblick eines Mannes ausgesetzt. Wer hierin von vornherein ein sinnliches oder gar ein unsittliches Motiv sehen wollte, würde durch dieses Urtheil nur zeigen, daß ihm eine für die Kunstbeurtheilung außerordentlich wichtige Erkenntniß fehlt; das Sinnliche und das Unsittliche liegt nicht sowohl im Motiv, als vielmehr in der Behandlungsweise von Seiten des Künstlers und in der Betrachtungs- und Auffassungsweise von Seiten des Beschauers. So ist denn auch die Verwerthung der Geschlechtsbeziehungen zwischen Mann und Weib noch keineswegs an sich

unsittlich oder auch nur nothwendigerweise sinnlich. Während bei dem sich freier in der Welt bewegenden Manne dem Künstler eine Fülle von Beziehungen zur äußeren Welt zu Gebote stehen, um seine Seele in Bewegung zu setzen, so wird beim Weibe, für welches sich die Welt im Manne concentrirt, und dessen Thun und Empfinden obendrein weit mehr als beim Manne unter dem Banne des Geschlechtes steht, so daß es leicht Alles zu sich in Beziehung setzt, insofern es Weib, nicht insofern es Mensch ist, gerade das nach dieser Richtung hin erregte Seelenleben dem Künstler die reichste Gelegenheit geben, die energischsten und leidenschaftlichsten Empfindungen lebendig werden zu lassen und ergreifend zu gestalten. Je reiner und höher aber ein Weib empfindet, desto schmerzlicher wird sie jede Berührung ihrer Weiblichkeit aufschrecken, auch wenn diese Berührung noch weit davon entfernt ist, eine körperliche zu sein. Auch ein Blick vermag schon zu kränken und die Empfindung der Verletzung wachzurufen. Dann wird sie sich zwar in erster Linie körperlich zu decken und zu schützen suchen; zugleich aber wird der echte Stolz in ihr aufflammen, die ganze Hoheit ihres Wesens wird sich offenbaren, und die achtunggebietende Ruhe des ungestörten Selbstbewußtseins wird ihr einen sichreren Schutz gewähren, als es die schwachen Hände vermöchten. Und so wird über der energischen, dem ersten Impuls gemäß zurückweichenden Bewegung des Körpers die erhabene Ruhe der siegesgewissen Seele in dem stolz erhobenen Haupte thronen und durch den fest auf den Nahenden gerichteten Blick diesem die Schranke stecken, ihn durch Hoheit zurückweisen. Ein solches hoheitsvolles Weib hat uns der Künstler in der melischen Statue geschaffen und hat mit unerreichbarer Kunst gerade diese die Bewegung des Körpers überragende, von dem herrlichen Kopfe ausstrahlende Ruhe, Sicherheit und Erhabenheit der Seele zum Ausdruck gebracht, so daß bei der Betrachtung diese Empfindung auch in uns den Sieg davonträgt, ohne daß wir des Genusses des in Folge der starken Bewegung den Körper durchziehenden Rhythmus in seinen immer aufs neue zur Verfolgung reizenden mannigfaltigen Linien verlustig gehen.

Eine solche Behandlung des Grundmotivs entspricht einer von großen Empfindungen erfüllten und für sie noch empfänglichen Zeit. Es kommt aber eine andre, in welcher nicht das Hoheitsvolle, sondern gerade das Hilfsbedürftige als das am Weibe Entzückende erscheint. Da wird der unerwartet Nahende nicht durch Hoheit zurückgewiesen: gerade der Anblick der hilflos Flehenden ist es, der ihn entwaffnet und zurückschreckt. Trat nun die Energie der Bewegung mit der Energie der Seele zurück, so bedurfte es auch des Gewandmotivs nicht, und es mußte an seine Stelle ein andres treten, das die Nacktheit verständlich machte: es ist die Ablegung des Gewandes als Vorbereitung zum Bade. Diese Verwerthung zeigt uns, wenn wir nicht den Münzen, sondern den statuarischen

Nachbildungen glauben, welche gerade um dieses lebendigeren Charakters des Motives willen den Vorzug verdienen möchten, die knidische Venus des Praxiteles. Es ist nun leicht, weiter zu verfolgen, wie das Grundmotiv eines in seiner Enthüllung von einem Manne erblickten Weibes immer neu und immer anders behandelt wird, wenn wir nur noch auf die capitolinische Venus, bei welcher die Beziehung zum Manne eine weit ausgeprägtere, eine weit mehr auf den Reiz der Darstellung sinnlich schöner Formen ohne entschieden überwiegende Bedeutung des seelischen Elementes gerichtet ist, und auf die mediceische Venus hinweisen, bei welcher schon eine Gefallsüchtigkeit zu Tage tritt, welche von sinnlicher Lüsternheit sich nicht mehr allzuweit entfernt. Die verschiedenen Zeitalter und Kunstrichtungen spiegeln sich in der Art wieder, in welcher dasselbe Grundmotiv eine wesentlich veränderte Behandlung findet: das äußere Motiv der Enthüllung wird immer schwächer, da die Scheu vor der Entblößung des weiblichen Körpers mit der steigenden Freude an der nackten Schönheit abnimmt; Hand in Hand geht die Abnahme der seelischen Hoheit des dargestellten Weibes. Will man nun die melische hoheitsvolle Frau als Venus bezeichnen, so wird gerade dieser Zusammenhang darlegen, daß das Grundmotiv eines die Annäherung eines Mannes nicht willkommen heißenden Weibes dem Begriffe einer Venus keineswegs nothwendig widerspricht. Ebensowenig wird sich aber diese Bezeichnung als nothwendig erweisen: ist es doch, da jedes andre Merkmal fehlt, nur die überwältigende Schönheit und Hoheit, welche uns gern in ihr eine Göttin erkennen lassen. Daß man aber schon vor der Zeit der melischen Statue angefangen hatte, nichtgöttliche und dennoch idealgestaltete Frauen in Einzeldarstellungen und zwar in dramatischer Auffassungsweise zu schaffen, zeigen die verwundeten Amazonen, die auf Phidias, Kresilas und Polyklet zurückgeführt werden, und die uns wenigstens in dieser Beziehung in der Kunstgeschichte den Weg zur melischen Statue zeigen können, so daß sie auch nach rückwärts unter diesem Gesichtspunkte nicht so ganz einsam mehr erscheint.

Ergiebt diese Entwicklung ein richtiges Resultat, so fallen damit auch jene anderen Erklärungsversuche, welche zwar eine dramatische Auffassungsweise zugeben und in Folge davon eine Gruppirung befürworten, diese jedoch dahin auffassen, Venus halte den in den Krieg eilenden Mars zurück. Hier genügt außer dem bisher Gesagten schon, daß eine zurückhaltende Venus sich nach links und nicht nach rechts beugen müßte, wie sie es in der That in den uns erhaltenen Gruppen dieser Art thut (vgl. Die hohe Frau von Milo, Tafel III Fig. 8); oder aber sie müßte den Mars gewaltsam zurückzerren. Ist jedoch schon bei liebevollem Zurückhalten außer der Körperbewegung auch die seelische Stimmung, wie sie uns deutlich entgegentritt, mit dem äußeren Motiv nicht in Uebereinstimmung zu bringen, so ist dies bei der zweiten Auffassung noch viel

weniger der Fall, so daß auch diese beiden Versuche als verfehlt zu betrachten sind. Einen dritten Versuch, die Statue dramatisch aufzufassen und demgemäß mit anderen Personen zu gruppiren, hat neuerdings ein Schwede (Geskel Saloman) gemacht; er soll hier nur der Curiosität wegen erwähnt werden. Darnach soll die melische Statue ein Theil einer Gruppe „Herkules am Scheidewege“ sein, aber nicht, wie man vielleicht erwarten sollte, darin die Rolle der Göttin der Jugend spielen, sondern, da sie halbnackt ist, die Göttin der Wollust darstellen!

Aber sind denn nicht mit der Statue Fragmente eines linken Oberarmes und einer linken Hand, welche den Apfel hält, gefunden werden, die in offenbarem Widerspruch zu der hier dargelegten Ansicht stehen? — Es darf in der That als feststehend betrachtet werden, daß jene Fragmente nicht nur zugleich mit der Statue gefunden worden sind, sondern auch daß sie bei der Auffindung zwar nicht mehr mit der Statue zusammenhingen*), wohl aber mit ihr verbunden gewesen sein mögen. Wenigstens lassen dies nicht sowohl die Gleichartigkeit des Marmors als vielmehr die genau entsprechenden Größenverhältnisse der Statue und der Armfragmente mit hinlänglicher Sicherheit vermuthen. Dieser Umstand wird denn auch von den Vertheidigern der Hypothese der Apfelhaltung als ein Grund von entscheidendem Gewicht angeführt, vor welchem alle Gegengründe schwinden müssen. In der Freude über einen alle Schwierigkeiten wenn auch nicht lösenden, so doch abschneidenden Schluß sind aber einige Punkte nicht so beachtet worden, wie es hätte geschehen sollen.

Zunächst ist die Thatsache zu berücksichtigen, daß der linke Arm von allem Anfang an angesetzt war. Da dieser Arm unter allen Umständen sich vom Körper entfernte, so hätte der Künstler, wenn er ihn mit dem übrigen Körper aus einem einzigen Block hätte meißeln wollen, diesen von ganz bedeutend größeren Dimensionen nehmen, dann aber ein sehr großes Stück nutzlos abschlagen und zertrümmern müssen. Daß aber der Künstler entweder keine großen Blöcke zur Verfügung hatte oder aber auf das technische Kunststück, das ganze Werk aus einem Block herzustellen, keinen Werth legte, ein Umstand, der unsre Achtung vor seiner künstlerischen Einsicht nur erhöht, beweist die andre Thatsache, daß auch der Körper selbst von Anfang an aus zwei Blöcken (Ober- und Unterkörper) besteht. Es findet sich aber auch ein äußerer Beleg dafür: das Loch an der Schulter, in welchem mit einem metallenen Halter der Oberarm befestigt wurde, ist noch vorhanden. Nähme man nun nicht an, daß schon der Originalkünstler den linken Oberarm aus einem besonderen Stück angesetzt hätte, so wäre damit entschieden, daß die jetzt vorhandenen Armfragmente von einem

*) S. v. Goeler, S. 16 ff. und vgl. Zeitschrift für bildende Kunst, 1875, Kunstchronik Nr. 17.

Restaurator herrühren mußten — denn daß diese angesetzt waren, beweist ja jene Ansatzstelle — oder aber man müßte annehmen, sie wären überhaupt niemals mit dieser Statue verbunden gewesen: in beiden Fällen wären die Fragmente für die Frage nach dem ursprünglichen Motiv nicht zu berücksichtigen. Wir schließen uns jedoch der Ansicht an, der Originalkünstler habe schon selbst den linken Oberarm aus einem besonderen Stück gearbeitet. Darf dies aber als sicher gelten, so kann der Umstand, daß die Fragmente vermuthlich einmal mit der Statue verbunden waren, nichts für ihre Originalität beweisen: der linke Arm war ja unter allen Umständen von Anfang an angesetzt, und die Fragmente müssen daher durch ihre eignen Eigenschaften bewähren, ob sie zu dem originalen Arm oder einem später angesetzten gehörten. Als solche Eigenschaft werden zwei für die Originalität angeführt: die Gleichartigkeit des Marmors und die richtigen Proportionen der Fragmente. Der erste Grund beweist nichts, weil sich in demselben Steinbruch zu verschiedenen Zeiten sehr wohl ganz gleichartiger Marmor findet — wie könnte man sonst noch mit Sicherheit einen bestimmten Marmor auf eine bestimmte Fundstätte zurückführen? Und auch dasselbe Korn läßt sich finden: mußte es doch auch der Originalkünstler finden, da er ja sein Werk nicht aus einem Stücke schuf! Der zweite Grund beweist nichts, weil jeder nur einigermaßen tüchtige Bildhauer im Stande ist, die richtigen Proportionen ebenso sicher herzustellen, wie sie ein Gelehrter wahrnehmen kann. Auch ein dritter Grund, die Gleichartigkeit der Arbeit, der Meißelführung, scheint bei der mangelhaften Erhaltung des Oberarmfragmentes nicht unbedingt stichhaltig; für die Hand wird aber eine inferiore Arbeit zugegeben. Es bleiben also als entscheidend nur die inneren Gründe übrig, die Beantwortung der Frage: Stimmt das durch den Apfel angedeutete Motiv mit der Haltung des Körpers und mit dem seelischen Ausdruck? — Das ist entschieden nicht der Fall. Die Apfelhaltung ist typisch, die Körperbewegung ist dramatisch; die symbolische Haltung des Apfels hat mit dem hoheitsvollen Charakter des Ausdrucks nichts zu schaffen, den die Statue thatsächlich hat; das ruhige Hinhalten des Apfels steht in schroffem Gegensatze zu der stark gebogenen Körperhaltung. Da bleibt nichts übrig, als sich für eine von zwei Möglichkeiten zu entscheiden. Entweder das Motiv mit dem Apfel rührt von dem Originalkünstler her: dann ist zuzugestehen, daß ein innerer Widerspruch zwischen Hauptmotiv und Körperhaltung besteht, daß somit der Künstler einen Cardinalfehler begangen hat, der ihn nicht auf der Höhe erscheinen läßt, die man ihm nach der sonst hervortretenden Qualität seiner Arbeit einräumen muß; dann schadet es nichts, wenn man, um diesen Widerspruch zu erklären, auf die gewundene Körperhaltung der gothischen Sculpturen hinweist — der Künstler gehört aber dann in eine Zeit, in welcher man sich so grober Mittel bedienen mußte, um den

Körper überhaupt als bewegt erscheinen zu lassen. Wie mit solcher Unvollkommenheit die sonst so hoch gerühmte Trefflichkeit nach allen Seiten hin in Einklang zu bringen ist, bleibt natürlich ein Räthsel. Oder das Motiv mit dem Apfel rührt nicht von dem Originalkünstler her, der ein so bedeutender Meister war, daß das in dem Arme und in der Hand sich darstellende Motiv ein Ausfluß des Hauptmotivs sein muß, und daß, wenn dieses dramatisch ist, jenes nicht typisch sein kann.

Wenn nun aber das Apfelmotiv nicht vom Originalkünstler herrührt, die Hand mit dem Apfel aber doch wahrscheinlich einmal zur Statue gehört hat, so bleibt nur eine Möglichkeit: eine antike Restauration. Eine solche kann so stattgefunden haben, daß dem Restaurator das ursprüngliche Motiv nicht mehr bekannt war und er nach eigner Eingebung restaurirte und so zu einem Irrthum kam, der uns nicht in Erstaunen setzen darf, die wir so manche Gelehrte und Künstler unter Uebersehung der Cardinalfrage denselben Weg gehen sehen. Sie kann aber auch die Folge einer absichtlichen Aenderung sein: der Stadt Melos zu Liebe gab man der Statue das den Namen der Stadt charakterisirende Wappen derselben, den Apfel (μῆλον) in die Hand, zugleich, falls die Statue eine Venus darstellte, mit Bezug auf sie, da der Apfel als Symbol der Liebe galt, wie dies nicht nur in Griechenland, sondern überhaupt im Orient der Fall war; tritt er doch schon im Paradies in dieser Bedeutung auf. Ein solches Verfahren wäre zwar unkünstlerisch, aber noch nicht barbarisch und in Griechenland undenkbar gewesen: auch dort mußten die ästhetischen Gründe oft genug hinter politischen und religiösen zurücktreten. Eine Restauration würde auch die hohe Haltung des Apfels erklären, die bei dem Originalkünstler ganz undenkbar wäre, und ebenso die coquette Haltung des Apfels mit losgelöstem Mittelfinger, ein Motiv, das in die gute Zeit nicht paßt. Vielleicht beschränkte sich diese antike Restauration nur auf den Unterarm, während das Oberarmfragment noch vom Originalkünstler herrührt. Dann war sie noch einfacher zu bewerkstelligen und reducirte sich auf eine verhältnißmäßig geringe äußere Modification, welche freilich eine schwere innere Schädigung zur Folge hatte: der ganze Zusammenhang des Kunstwerks war zerstört.

Dieser einheitliche Zusammenhang, dieser Alles durchdringende, jedes Glied und jede Bewegung bedingende schöpferische Hauch ist es nun aber, der im Verein mit der Art, wie er alle äußeren Bedingungen eines Kunstwerkes berücksichtigt, dieses Werk so unbeschreiblich groß macht. Denn in der That war die Aufgabe keine leichte. In der Zeit, in welcher der Künstler schuf, innerhalb der letzten zwanzig Jahre des fünften Jahrhunderts — v. Goeler macht zutreffende Gründe für das Jahrzehnt 415—405 geltend — mußte noch mit der strengeren Gewohnheit der älteren Zeit gerechnet werden, welche der Enthüllung

des weiblichen Körpers nur schrittweise nachgab. So wählte der Künstler ein Motiv, welches ihn ebensosehr zur Enthüllung des Oberkörpers wie zur Verhüllung des Unterkörpers berechtigte. Damit erreichte er technisch zunächst die Vergrößerung der Masse des Unterkörpers durch das Gewand, wodurch die von Anfang an in Marmor gedachte Statue einen festen, unabhängigen Stand erhält. Er vermied aber zugleich den für das kunstsinnige Auge nichts weniger als schönen Anblick des weiblichen Unterkörpers, welcher, seinem eigenthümlichen anatomischen Bau entsprechend, durch die naturgemäße Zusammenschließung der Oberschenkel und der sich nach außen öffnenden Unterschenkel nicht nur an sich einen wenig erfreulichen Anblick bietet, der, wenn an jener Zusammenschließung der Oberschenkel nicht festgehalten wird, ein geradezu widerwärtiger wird, sondern zugleich den unabweislichen Eindruck der Schwäche und Hilflosigkeit macht. Das aber hätte grade bei der hier gewählten Behandlung des Motivs am allerwenigsten gepaßt. Der Künstler gewann aber zugleich andere bedeutende Vortheile. Das Gewand wird ein wichtiges Mittel, seine Absicht zu klarem Ausdruck zu bringen, und giebt, ohne die kräftig markirten Formen des Körpers zu verhüllen, reiche Gelegenheit für neue, schöne Formbildung, die um so reizender wird, je mehr der todte Stoff des Gewandes in Mitleidenschaft gezogen und von der den Körper durchwebenden Empfindung belebt wird, so daß er in der ihm eigenthümlichen Sprache denselben Inhalt redet wie der Körper. Im Gegensatz dazu taucht aber der wundervolle Oberkörper in um so strahlenderer Schönheit empor, der Theil des weiblichen Körpers, in welchem die Formenweichheit sich noch am ersten mit energischer Bewegung paaren kann, ohne den Charakter der Weiblichkeit einzubüßen. Nur wenig von dem nach dem Gewande greifenden rechten Arme verdeckt, baut sich der schöne Leib auf; ja, gerade diese geringe Verdeckung reizt die Phantasie unablässig zur Vervollständigung das nicht sichtbaren Theiles. Noch meisterhafter aber ist das Grundmotiv dazu benutzt, der Bewegung einen Rhythmus zu verleihen, der in der Verfolgung seiner Linien dem Auge immer neue Reize bietet und gerade dadurch die dem Kunstwerke am schwersten zu erreichende Aufgabe löst, der erneuten Betrachtung immer neue Schönheiten zu enthüllen. Den vollendetsten Anblick gewährt wohl die Stellung vor der Statue etwas nach ihrer linken Seite hin. Da wechselt das fest auftretende linke Bein mit dem stark ausladenden rechten und seiner in Ober- und Unterschenkel gebrochenen Linie, beide Beine verbunden durch den großen Zug tiefschattender Falten und breiter Flächen. Da wechselt die stark ausladende rechte Hüfte und die sich tief senkende rechte Schulter mit der straff ansteigenden linken Profillinie und der hoch erhobenen rechten Schulter. Da locken die entgegengesetzten Beugungen von rechts nach links, von hinten nach vorn, immer aufs neue die ursprüngliche

Lage sich auszudenken und die Bewegung von ihr aus bis zu diesem Moment, und von diesem Moment weiter fortzubilden, und über dieser reizvollen Complication thront in erhabener Ruhe der schöne, nur wenig nach der Seite geneigte Kopf, die fest auf einen bestimmten Punkt, mit etwas gesenkten Lidern energisch blickenden Augen, der wie zu einem ersten Laut, zum Anfang eines Wortes leise geöffnete Mund, die hoheitsvolle Stirn. Und alle diese Bewegung und die sie beherrschende Ruhe sind nur der gemeinsame Ausfluß eines Gefühles, einer Empfindung, welche von außen veranlaßt, die Seele des edlen Weibes mächtig aufregt und in kräftigem Wellenschlag alle Glieder durchdringt und jedes nach seiner Art bewegt, aus jedem die Antwort hervorlockt, die es nach seiner Stellung im Ganzen, nach der Eigenart seines Baues und seiner Functionen geben muß. Dies zu können ist aber nur Sache des großen Meisters, und als solchen lobt den Namenlosen sein Werk, die hohe Frau von Milo.

Die neuen Chopin-Ausgaben.

Abermals sind die Werke eines großen Tondichters aus den Banden des Monopols befreit: Mit dem gestrigen Tage, dem 1. Januar 1880, ist die gesetzliche Frist von dreißig Jahren, die nach dem Todesjahre eines Autors verstrichen sein muß, ehe das Privileg des ersten Herausgebers seiner Werke erlischt, für Friedrich Chopin abgelaufen, und jedermann hat das Recht, von heute an Chopins Werke zu drucken und zu verkaufen (Chopin † d. 17. October 1849 in Paris). Die entfesselte Concurrenz scheint denn auch mit einem im deutschen Buch- und Musikalienhandel noch nie dagewesenen Wetteifer auf das losgelassene Beutestück Jagd machen zu wollen oder vielmehr schon Jagd gemacht zu haben. Denn selbstverständlich beginnt keiner, der in die Rennbahn mit einzutreten gedenkt, etwa heute erst den Druck seiner geplanten Ausgabe. Nein, die Herstellung derselben ist längst in aller Stille besorgt, und mit dem heutigen Tage erscheint die Waare fix und fertig auf dem Markte. Wenn wir recht unterrichtet sind, so treten heute a tempo zwölf oder dreizehn Musikalienverleger — d. h. noch einige mehr als vor zwei Jahren beim Freiwerden Mendelssohns, des populärsten Componisten der Neuzeit — mit neuen Chopin-Ausgaben ans Tageslicht, darunter einer beträchtlichen Anzahl completter Ausgaben, die sämmtliche Werke Chopins umfassen werden.

Niemand ist natürlich heute schon in der Lage, über diese Ausgaben ein Urtheil abgeben zu können. Wir behalten uns vor, an einem möglichst bekann-

ten Beispiele, etwa an einem der geläufigsten Chopinschen Walzer, Mazureks oder Notturnos die Unterschiede der einzelnen Ausgaben zu beleuchten. Was wir heute bezwecken, ist weiter nichts, als auf das Ereigniß selbst mit einigen Worten hinzuweisen und aus den bis jetzt uns vorliegenden Ankündigungen und Prospecten einige orientirende Mittheilungen zu machen, die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Diejenige Musikalienhandlung, die bis jetzt bei weitem für den größten Theil der Chopinschen Werke das Verlagsrecht in Deutschland besaß, war der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Derselbe ist schon vor Jahren mit einer wohlfeilen Chopin-Ausgabe — in den bekannten rothcartonnirten Kleinoctavheften — hervorgetreten und hat auch vor kurzem noch, ein Vierteljahr vor dem Erlöschen seines Privilegs — freilich etwas spät! —, eine von C. Reinecke besorgte „Volksausgabe" in doppeltem Format, Quart und Octav, zu sehr billigem Preise gebracht, zu der von heute an ein Supplementheft unentgeltlich nachgeliefert wird, welches alle in anderem Verlag erschienenen und daher in den genannten Ausgaben noch nicht befindlichen Pianofortewerke Chopins enthalten soll. Sicherlich wäre es daher der Verlagshandlung von Herzen zu gönnen, wenn die Hoffnung, die sie am Schlusse ihres October-Prospectes ausspricht, „beim Heimfall (sic) ihrer Privilegien ein neues, höheres Verlagsrecht beim musikalischen Publikum sich zu erwerben", in Erfüllung ginge und vor allem auch an ihrer kostbaren „Ersten kritisch revidirten Gesammtausgabe" (14 Bände in Folio!) sich bewährte, die mit dem heutigen Tage ebenfalls vollendet vorliegt. Indessen, wie der Lauf der Welt nun einmal ist, wird das schwerlich anzunehmen sein. Es ist vorauszusehen, daß die Verlagshandlung den Löwenantheil des Gewinns, den sie bisher von Chopins Werken gehabt, in Zukunft in fühlbarer Weise mit andern wird theilen müssen, vor allem mit der Firma, die im Musikalienhandel gegenwärtig unbestritten den Weltmarkt beherrscht, mit C. F. Peters. Bis zur Stunde liegen uns, abgesehen von Breitkopf & Härtel, die Ankündigungen folgender Chopin-Ausgaben vor:

1. Leipzig, Fr. Kistner. Complette Ausgabe. Herausgeber: Carl Mikuli.
2. Leipzig, J. Schuberth & Co. Complette Ausgabe. Herausgeber: Alfred Richter.
3. Leipzig, C. F. Peters. Complette Ausgabe. Herausgeber: Hermann Scholtz.
4. Braunschweig, H. Litolff. Complette Ausgabe. Herausgeber: Louis Köhler.
5. Berlin, Bote & Bock. Complette Ausgabe. Herausgeber: Carl Klindworth.
6. Moskau, P. Jürgenson. Dieselbe Ausgabe.
7. Leipzig, C. F. Kahnt. Auswahl. Herausgeber: Salomon Jadassohn.
8. Leipzig und Winterthur, Rieter-Biedermann. Album. Herausgeber: Theodor Kirchner.

Was auf den ersten Blick an diesen Ausgaben erfreulich ist, das ist der Umstand, daß bei allen ein Name von mehr oder weniger gutem Klang als

„Herausgeber" fungirt oder figurirt. Wie im Buchhandel, seitdem „des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützende Privilegien" erloschen sind, die Lotterwirthschaft aufgehört hat, daß die Texte unserer Classiker von Setzern und Correctoren hergestellt wurden, wie kein deutscher Buchhändler heute mehr wagen würde, einen Band Schiller oder Goethe drucken zu lassen, ohne einen sachkundigen Herausgeber mit der Durchsicht des Textes zu betrauen, so wollen sich auch die Musikalienverleger offenbar nicht mehr damit begnügen, den Nachstich der Platten von ungenannten Correctoren überwachen zu lassen, sondern sie haben, wie man sieht, alle gesucht, Fachleute für die Herstellung ihrer Ausgaben zu gewinnen, die mit ihrem Namen für das Geleistete einstehen. Freilich ist auch das andere auf den ersten Blick klar, daß die genannten Namen nicht alle die gleiche Bürgschaft für die Gediegenheit der Leistung bieten einer so heiklen Aufgabe gegenüber, wie gerade Chopins Werke sie dem Herausgeber stellen.

Die Schwierigkeit liegt zunächst in der Herstellung eines correcten Textes. Die eignen Handschriften Chopins, auf die natürlich, wo es irgend möglich war, in erster Linie zurückgegangen werden mußte, sollen von Nachlässigkeiten aller Art und offenbaren Schreibfehlern wimmeln. Falsche Noten und Notenwerthe, falsche Vorzeichnungen und Schlüssel, Auslassungen von Accordintervallen und Punkten, Unrichtigkeiten in der Begrenzung der Octavenbezeichnung und der Bogen, ungenügende Vortragszeichen und Pedalbezeichnungen sollen in Hülle und Fülle darin zu finden sein. Eine Berufung auf die Manuscripte also, als auf ein sicheres Fundament der Textgestaltung, muß unter solchen Umständen vielfach bedenklich erscheinen; von entscheidenderer Wichtigkeit werden die Originaldrucke sein. Leider bilden aber auch diese keine absolut zuverlässige Grundlage für einen correcten Text. Die vorhandenen französischen, deutschen und englischen Originalausgaben weichen vielfach von einander ab und enthalten zahlreiche offenbare Fehler. Es gilt dies nicht bloß von den späteren Nach- und Neudrucken, die für die kritische Feststellung des Textes so gut wie keine Bedeutung haben, sondern auch von den ältesten Originaldrucken. Was die Abweichungen betrifft, so haben die verschiedenen Originalausgaben freilich alle ihren eigenthümlichen Werth. Die Pariser haben den Vorzug, daß sie, öfter als die deutschen und englischen, während des Stiches Chopin selbst in Paris zur Correctur vorgelegt werden konnten und thatsächlich vorgelegt worden sind; die deutschen und englischen wiederum enthalten, da sie meist später sind als die französischen, hie und da von Chopin selbst gemachte nachträgliche Veränderungen, beziehentlich Verbesserungen.

Angesichts dieser Thatsachen müßte man an der Herstellung eines durchweg authentischen Chopin-Textes wohl verzweifeln, wenn nicht andere Mittel zu Hilfe kämen: Originaldrucke in Privatbesitz, in denen von Chopins eigner

Hand Correcturen und Bemerkungen angebracht sind, und sodann die in dem Kreise von Chopins intimsten Schülern fortlebende Tradition. Die letztere freilich bildet an sich ein etwas gefährliches Mittel; in den meisten Fällen würde eine zweifelhafte Stelle einer Chopinschen Composition nach den Lesarten, die in den Köpfen und Fingern seiner Schüler umgehen, gestalten wollen, eine nicht viel geringere Kühnheit sein, als wenn man den Text Goethes oder Schillers nach dem — wir wollen gar nicht sagen im Volksmunde, sondern selbst bei den gebildetsten Schriftstellern unserer Tage umgehenden Citaten „emendiren" wollte. Welche Unsumme von Nachlässigkeiten im Citiren findet man tagtäglich auch bei Schriftstellern, bei denen man etwas Besseres erwarten sollte! Genaue Citate gehören zu den größten Seltenheiten. Und doch würde jeder, der citirt, bereit sein, einen Eid darauf abzulegen, daß er richtig citirt. Das menschliche Gedächtniß ist eben ein gar zu unzuverlässiges Ding und kann schriftlichen Zeugnissen gegenüber nur in ganz besonders gearteten Ausnahmefällen größere Glaubwürdigkeit beanspruchen als diese. Solche Fälle sind ohne Zweifel denkbar, und ein Unterschied ist es ja immer noch, ob einer nach zehn- und zwanzigmaliger Lectüre eine Dichterstelle citirt oder einen Passus aus einer musikalischen Composition, den er früher zehn und zwanzig Mal unter des Componisten eigner Aufsicht gespielt hat. Ein viel größerer Werth aber ruht natürlich in den von Chopins eigner Hand in Originaldrucken angebrachten Aenderungen.

Nach den vorliegenden Prospecten scheint es nun, daß in dieser Richtung namentlich die Kistnersche und die Petersśche Ausgabe hervorragendes Interesse werden beanspruchen dürfen. Der Herausgeber der Kistnerschen Ausgabe, Carl Mikuli, Director des galizischen Musikvereins in Lemberg, ein Schüler Chopins, besitzt selbst eine Anzahl Hefte der Pariser Ausgabe, in denen Chopin beim Unterrichte Mikulis eigenhändig Stichfehler verbessert hat, daneben solche, in denen Mikuli während den Unterrichtsstunden anderer Schüler, denen er beiwohnen durfte, Chopins Bemerkungen sich eingetragen hat. Ebenso sind in seinem Besitz mehrere, mit zahlreichen eigenhändigen Correcturen Chopins versehene Bände, welche die verstorbene Gräfin Delfine Potocka, eine vieljährige Schülerin und Freundin Chopins, ihm zum Geschenk gemacht hat. Zwei andere Schülerinnen des Meisters, Frau Marceline Fürstin Czartoryska in Krakau und Frau Friderike Streicher in Wien — Op. 46 ist der letzteren gewidmet —, die beide während eines mehrjährigen Unterrichts und auch sonst Gelegenheit hatten, ihren Lehrer seine Compositionen vortragen zu hören, bewahren gleichfalls in ihren Notenheften nicht wenige Correcturen und Anmerkungen von Chopins Hand, die der Herausgeber vergleichen konnte, kamen ihm aber auch mit bloßen Erinnerungen zu Hilfe, und Aufschlüsse der letzteren, wie gesagt, etwas gefährlichen Art sind dem Herausgeber auch von Seiten andrer hervor-

ragender Pianistinnen, die Chopins Unterricht genossen, und von Freunden Chopins zu Theil geworden. Ganz ähnlich liegen die Dinge bei der Peters'schen Ausgabe. Auch Hermann Scholtz in Dresden, einer der vorzüglichsten und intimsten Chopin-Kenner, hat neben den Originalausgaben und einer Anzahl Autographen drei Bände Chopinscher Compositionen benutzen können, die im Besitze einer früheren Schülerin Chopins, der Frau Generalin von Heygendorf in Dresden sind — ihr ist Op. 62 gewidmet —, und in denen sich Berichtigungen und Ergänzungen von Chopins Hand vorfinden; ebenso ist er an zweifelhaften Stellen durch den Rath eines langjährigen Chopin-Schülers, des Herrn Georges Mathias, Professor am Conservatorium in Paris, unterstützt worden. Ueber die große kritische Ausgabe von Breitkopf & Härtel können wir nur wiederholen, was die Verlagshandlung vor kurzem bei Gelegenheit der Ankündigung der von C. Reinecke besorgten „Volksausgabe" mittheilte, daß nämlich auch für die letztere „Chopins Handschriften im Besitz der Verlagshandlung, sowie die durch W. Bargiel, J. Brahms, F. Lißt, C. Reinecke, E. Rudorff gewonnenen kritischen Resultate der großen Gesammtausgabe" verwerthet worden sind.

Sicherlich werden auch die übrigen Verlagshandlungen, die jetzt mit neuen Chopin-Ausgaben hervortreten, bemüht gewesen sein, nach Maßgabe der ihnen zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel ihr Bestes zu bieten. Zu beklagen ist es dennoch, daß alle diese zahlreichen Hilfsquellen, die zum Theil von dieser, zum Theil von jener Seite ausgenutzt worden sind, nicht in einen Strom haben geleitet werden können, sondern durch die Concurrenz und die unausbleiblich damit verknüpfte eifersüchtige Geheimthuerei zersplittert worden sind. Es ist undenkbar, daß nicht trotz aller Handschriften, Originalausgaben, eigenhändiger Aenderungen und Berichtigungen des Componisten und aller „lebendiger Tradition" im Kreise der Schüler Chopins schließlich doch der subjectiven Meinung, der Neigung und dem Geschmack der einzelnen Herausgeber ein gewisser Spielraum geblieben sein sollte, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß, wenn nun die sämmtlichen Ausgaben vorliegen werden, eine sorgfältige Vergleichung derselben zu manchen gegenseitigen Ueberraschungen und zu kritischen Differenzen führen wird, die unsere an permanentem Stoffmangel leidenden musikalischen Zeitschriften für längere Zeit mit willkommenem Material versorgen dürften. Jedenfalls wird keine einzige Ausgabe mit dem Anspruch hintreten können, einen unfehlbaren Text zu bieten; sie werden, was die Textgestaltung anbetrifft, vielfach nur eine vorläufige, keine definitive Bedeutung haben; manche Lesart, die mit dem Anspruche der Echtheit auftritt, wird begründeten Zweifeln verfallen. Dann erst, wenn das bisher ängstlich geheimgehaltene Material längere Zeit zur Prüfung offen gelegen haben wird, wird es möglich sein, vielleicht nach so und so viel Jahren einmal, einen Text

zu bieten, der der Authenticität so nahe als möglich kommt. Und selbst bei dieser der Zukunft vorbehaltenen Ausgabe wird, so gut wie bei unseren kritischen Bach- und Beethoven-Ausgaben, einzelnes zweifelhaft bleiben. Nach den vorliegenden Andeutungen hat es fast den Anschein, als ob Chopin beim Unterrichte oder auch bei neuen Auflagen seiner Werke, wenn er Gelegenheit hatte, Revisionen vor dem Drucke zu lesen, rasch einmal zu kleinen Abänderungen einzelner Stellen bereit war; handelt sich's um Druckrevisionen, so werden diese Aenderungen natürlich für beabsichtigte Besserungen zu gelten haben, durch die die frühere Lesart annullirt wird; handelt sich's aber um Aenderungen in Schülerexemplaren, so liegt die Annahme nicht fern, daß auch äußere Rücksichten auf die Spielbarkeit dabei bestimmend gewesen sein mögen. Wer will nun sagen: Dies und nur dies ist der echt Chopinsche Text, und jenes nicht? Gewiß wird manche authentische Lesart, die den Anspruch erhebt, die einzig authentische zu sein, auf diese Weise zu einer bloßen Variante neben andern ebenso authentischen, interessanten und beachtenswerthen Varianten degradirt werden.

Da wäre es nun freilich ein großer Fortschritt, wenn auch die Herausgeber von Musikalien, da wo sie den Anspruch erheben, „kritisch" zu Werke zu gehen, sich mehr und mehr das Verfahren zum Muster nehmen wollten, welches die philologische Wissenschaft schon seit Jahrhunderten bei der Herausgabe von Schriftstellertexten aus dem classischen Alterthum und in neuerer Zeit ja auch die Literaturwissenschaft bei der Veranstaltung von Ausgaben unserer deutschen Classiker beobachtet hat: sich nicht mit der einen in den Text aufgenommenen Lesart zu begnügen und diese mit apodiktischer Bestimmtheit als die richtige hinzustellen, sondern dem Publikum in Anmerkungen, entweder am Fuße der Seite oder hinterm Text, in kleinerem Druck den kritischen Apparat in Kürze vorzulegen, auf Grund dessen die Entscheidung für die Gestaltung des Textes gefällt worden ist. Damit dies mit der nöthigen Kürze und ohne Raumverschwendung geschehen könnte, müßte freilich ein Vorwort vorausgesandt werden, welches über die benutzten Hilfsmittel Rechenschaft ablegte, jede einzelne zu Grunde gelegte Ausgabe vielleicht mit einer Chiffre bezeichnete, die dann in den Anmerkungen verwendet werden könnte. Dabei würde sich's zugleich darum handeln, da wo vielleicht mehrere vom Componisten selbst herrührende Varianten nachweisbar sind, die chronologische Reihenfolge derselben festzustellen, weil dies für die Beurtheilung des Componisten selbst und seiner Entwicklung von Wichtigkeit werden kann. Freilich, das sind weit ausschauende Wünsche, mit deren Erfüllung es noch gute Weile haben wird, die aber doch immer als erstrebenswerthes Ziel vorschweben müssen. Was bis jetzt von „kritischen" Ausgaben in diesem Sinne auf musikalischem Gebiete geleistet worden ist, beschränkt sich so ziemlich auf die von der Bach-Gesellschaft unternommene Ausgabe

der Werke Johann Sebastian Bachs, in der allerdings einzelne Bände — wir denken z. B. an Franz Kroll's unübertrefflich gewissenhafte Ausgabe des „Wohltemperirten Claviers“ — als mustergiltig in dieser Richtung dastehen.

Zu der Hauptaufgabe aber, einen zuverlässigen Text zu schaffen, gesellt sich gerade bei einem so schwierigen und eigenartigen Claviercomponisten wie Chopin eine zweite, nicht minder difficile: die nämlich, durch die geeignetste graphische Darstellung den Text möglichst lesbar und spielbar zu gestalten. Hierzu trägt nicht bloß eine klare und übersichtliche Druckanordnung, bequeme Einrichtung der Wendestellen, ein guter Fingersatz bei, lauter selbstverständliche Dinge, die schließlich bei allem Notendruck willkommen sind, wiewohl gerade die Herstellung eines guten Fingersatzes, der nicht principlos bald nach dem, bald nach jenem Grundsatze verfährt, bald auf große, bald auf kleine Hände Rücksicht nimmt, bei Chopin eine eminent schwierige Aufgabe ist, die schwerlich von sämmtlichen Herausgebern mit gleicher Vollkommenheit gelöst worden sein wird. Für eine möglichst lesbare Darstellung des Textes können noch eine ganze Reihe anderer Hilfsmittel in Frage kommen, und nach dieser Seite hin scheint es, nach den im Prospect gegebenen Andeutungen zu urtheilen, als dürfe wiederum die von Hermann Scholtz (Peters) besorgte Ausgabe ein hervorragendes Interesse beanspruchen. Der Herausgeber giebt selbst über die in dieser Hinsicht von ihm befolgten Grundsätze genaue Rechenschaft und macht z. B. darauf aufmerksam, daß er alle diejenigen Stellen, die in den bisherigen Ausgaben auf ein System zusammengedrängt waren, auf beide Systeme vertheilt hat, daß er einige in besonders schwierigen Tonarten notirte Partien enharmonisirt hat, daß er ferner bei polyphonen Stellen öfters ein und dieselbe Stimme ablösend an beide Hände vertheilt hat, daß er bei größeren schwierigeren Figuren, die Chopin fast immer in einer Schnur in Achtelnoten ausschrieb, eine Eintheilung in Gruppen vorgenommen hat, um die feinste rhythmische und melodische Ausführung an die Hand zu geben, daß er in gewissen Sätzen, in denen die Melodietöne dem Auge nicht unmittelbar kenntlich sind, die Melodienoten ausgeschrieben hat, daß er endlich hinsichtlich der Phrasirung, die namentlich in den früheren Werken Chopins öfter nur skizzenhaft angedeutet ist, detaillirender verfahren ist, um auch hier überall die klarste Darlegung des musikalischen Gedankens zu ermöglichen. Es liegt auf der Hand, daß eine Ausgabe, bei der in so überlegter und planvoller Weise auf eine durchsichtige Darstellung des Textes hingearbeitet worden ist, großen instructiven Werth haben und für den Unterricht sowohl wie für das Privatstudium besonders geeignet sein muß.

Leben wir in einem specifisch musikalischen Zeitalter? Fast sollte man es glauben, wenn man sich den enormen Chopin-Segen vergegenwärtigt, der am heutigen Tage bereitsteht, um durch die durchbrochenen Dämme des Privilegs

sich nach allen Himmelsrichtungen über die clavierspielende Welt zu ergießen. Ob aber die kühnen Unternehmer alle ihre Rechnung finden werden? Chopin hat ein kleines Publikum; es ist nur in seiner und tiefer gebildeten Musikkreisen zu suchen. Tausende maltraitiren Mendelssohns „Lieder ohne Worte", die nie eine Zeile von Chopin gesehen haben; tausende nudbeln den Des-dur-Walzer von Chopin und versteigen sich vielleicht auch noch zu der und jener Mazurka von ihm oder gar zu seinem Trauermarsch — damit ist aber auch das Maß ihrer Neigung und ihrer Fähigkeit erschöpft. Chopin wird, das ist gewiß, von jetzt an mehr gekauft werden als bisher. Wie zahllose Exemplare von Lessing, Goethe, Schiller, seit sie so billig geworden sind, daß man ihren Preis in Groschen angeben kann, in deutschen Häusern und Familien die Bücherbretter drücken, ohne deshalb sonderlich viel mehr gelesen zu werden als früher, so kann man ja jetzt auch allenthalben auf Clavieren und in Notenetagèren classische Musikalien „in diversen Couleuren" — wie die Firma C. F. Kahnt so geschmackvoll angekündigt — prangen sehen, ohne daß die glücklichen Besitzer immer sonderlichen Gebrauch davon zu machen wüßten. Vielleicht wird nicht der hundertste Theil von dem mit Chopinschen Compositionen bedruckten Papiere, das in den nächsten Jahren in die Welt gehen wird, von menschlichen Augen überflogen werden. Gleichviel. Etwas zur Popularisirung Chopins, so weit man bei ihm überhaupt von „populär"-werden reden kann, wird die tapfere, hoffnungerfüllte Unternehmungslust unserer Musikalienverleger, in der sich — mitten unter allem Pessimismus der Zeit — ein gut Stück optimistischer Gesinnung ausspricht, sicherlich beitragen. Für den deutschen Verlagsbuchhandel kann der deutsche Musikalienhandel hier einmal zum leuchtenden Muster dienen.*) Sicherlich werden die einzelnen Ausgaben — nach den Erfahrungen der letzten Jahre kann darüber kein Zweifel sein — auch in ansprechender Ausstattung einander zu überbieten suchen. Selbst der sog. Edition Peters, die bei ihrer alles ausstechenden Wohlfeilheit früher darauf verzichten mußte, in der äußeren Ausstattung ihrer Erzeugnisse mit anderen Ausgaben zu concurriren, ist es durch ihren enormen Absatz ermöglicht worden, auch in dieser Beziehung bei gleichbleibender Billigkeit Jahr für Jahr Besseres zu leisten; höchstens er-

*) Während es sonst vielfach umgekehrt ist, daß der Musikalienhandel vom Buchhandel lernen kann. Z. B. darin, daß er endlich einmal mit der Unsitte bräche, die Musikalien ohne Jahreszahl in die Welt zu schicken, und mit der weiteren Unsitte, die Titelblätter der Musikalien in kindischer Weise mit Bildchen u. dgl. herauszustaffiren. Im Buchhandel sieht man jedes Buch, daß ohne Jahreszahl erscheint, sofort mit verdächtigen Blicken an, und den kindischen Umschlagstand läßt man sich höchstens bei Jugendschriften gefallen. So sollte es auch im anständigen Musikalienhandel Grundsatz werden, daß ein Notenheft, welches sein Geburtsjahr verschweigt und in kindisch buntem Kleide erscheint, damit von selbst zur ephemeren Modewaare gestempelt wäre.

innern die gedrückten Formate, denen man das Herausgerechnete etwas ansieht, und die sich zu keinem recht entschiedenen und vornehmen Folio entfalten zu können scheinen, noch an das frühere Gesicht. Und nun vergleiche man damit die deutschen Classikerausgaben des Hempelschen Verlags in Berlin, sachlich unzweifelhaft das Beste, was geboten werden kann — aber welch eine beschämende Ausstattung! — Wer steht uns näher? Mendelssohn oder Schiller? Chopin oder Goethe? Wer zehn Mark hingiebt für eine Gesammtausgabe von Chopins Clavierwerken — und für diesen relativ ja wahrhaft lächerlichen Preis sind die drei starken Bände der Petersschen Ausgabe zu haben — sollte der nicht vierzig oder fünfzig Mark für eine anständig gedruckte Goethe-Ausgabe übrig haben? keine „illustrirte“ — damit verschone man uns! —, sondern eine mit feinem typographischen Geschmack hergestellte correcte Textausgabe, die man wirklich mit Freuden in die Hand nehmen kann? Ist kein deutscher Verlagsbuchhändler da, der den Muth hätte, uns solch eine Ausgabe zu bescheren?

Leipzig, den 2. Januar 1880. *,*

Der Ministerwechsel in Frankreich.

Vielleicht zufällig, sicher aber auffällig ist es, wie Frankreichs politische Entwicklung in den letzten Jahren fast immer einen andern und meist den entgegengesetzten Weg gegangen ist wie die Entwicklung Deutschlands und Oesterreichs in Dingen der Politik. Während in Preußen und andern Theilen des Reiches der Culturkampf den höchsten Grad der Erbitterung erreichte, herrschte jenseits der Vogesen der tiefste Friede zwischen Staat und Kirche, und jener räumte dieser in verschiedenen Beziehungen gutwillig das Feld. Als dagegen Deutschland sich mit dem neuen Papst auseinanderzusetzen begann und ein Vergleich kein Ding der Unmöglichkeit mehr zu sein schien, trat man französischerseits sofort entschieden gegen die ultramontane Anmaßung auf; die Ferryschen Gesetze wurden gegen dieselbe vorgeschlagen, und die Regierung machte wiederholt übereifrigen Bischöfen den Standpunkt klar. Als bei uns die Freihandelsideen einen Theil ihrer Eroberungen aufgeben mußten, fanden sie bei französischen Ministern wenigstens platonische Gönnerschaft. Als die öffentliche Meinung im Einklang mit unserm leitenden Staatsmann auch in anderer Hinsicht auf den Wegen des Liberalismus Halt machte und in conservative Bahnen einlenkte, und als in Oesterreich ähnliches sich vorbereitete und theilweise vollzog, sah man Frank-

reich links abschwenken und Schritt vor Schritt nach dieser Seite weitergehen, und der Ausgang der Ministerkrise des December, den wir bereits vor sieben Wochen (Nr. 46 d. vor. Jahrg.) voraussagten, läßt mit Bestimmtheit annehmen, daß diese Bewegung nach links sich im neuen Jahre fortsetzen wird, und zwar rascher als vorher.

Das Cabinet Waddington, zusammengesetzt aus Angehörigen des linken Centrums, d. h. Vertretern der conservativen Republik, und Mitgliedern der republikanischen Union, d. h. der zu Gambetta haltenden Fraction der französischen Fortschrittsparteien, und zwar so zusammengesetzt, daß ersteren die einflußreicheren Stellen und die Leitung übertragen war, ist den Angriffen seiner Gegner auf der Linken gewichen und hat einer Regierung Platz gemacht, die sich voraussichtlich den Forderungen jener Secte der Volksvertretung gefügiger erweisen wird. Wenn der Geist, den Thiers vertrat, bisher die Herrschaft mit dem Geiste, dessen Repräsentant Gambetta ist, zu theilen hatte, so wird letzterer nunmehr, soweit nicht der Präsident und der Senat in Frage kommen, allein herrschen und dabei Sorge tragen, daß in nicht ferner Zukunft auch diese Hindernisse seiner Bestrebungen auf parlamentarischem Wege beseitigt werden — auf parlamentarischem Wege, falls nicht inzwischen die rein destructiven Parteien, die Radikalen und Anarchisten, gestützt auf den Pariser Pöbel und durch weitere Verleihung von Freiheiten und weitere Untergrabung der Garantien des Bestehenden noch mehr als jetzt entfesselt und gestärkt, jene Beseitigung mit Gewaltmitteln unternehmen und dann auch der Aera Gambetta ein schleuniges Ende bereiten. Daß dies der Gang der Dinge sein wird, ist allerdings nicht gewiß, aber im hohen Grade wahrscheinlich. Es fragt sich, wenn man nach der Vergangenheit urtheilen darf, nur noch, wie lange es dauern wird, bis auf das B, das jetzt dem A gefolgt ist, die letzten Buchstaben des Alphabets folgen werden, die das Ende der Republik bedeuten.

Der Präsident der Republik scheint sich solchen oder ähnlichen Befürchtungen nicht verschlossen zu haben. Er trennte sich offenbar ungern von seinem bisherigen obersten Rathgeber, aber dieser war ebenso sicher davon überzeugt, daß seine Stellung allmählich unhaltbar geworden war. Die letzten Verhandlungen in der Deputirtenkammer hatten gezeigt, daß die äußerste Linke ohne Aufhören und durch keine Concession befriedigt vorwärts drängte, und daß sie im Bewußtsein ihrer Stärke mehr und mehr das Wort führte. Die Gemäßigten hatten sich zwar gesträubt, zu folgen, aber trotzdem war es bei ihrer Charakterschwäche auf der Bahn der Zugeständnisse an die Radikalen langsam weiter bergab gegangen. Auch Grévy hatte nicht die Energie bekundet, mit der man dem Andringen von Leuten wie Clemenceau und Lockroy auf die Dauer Halt gebietet, und Gambetta hatte bald offen, bald verdeckt den Feinden des Mini-

steriums in die Hände gearbeitet. Zwar war der Präsident noch vor kurzem für sein Cabinet eingetreten, aber das schwächliche Vertrauensvotum, das Waddington dann in der Frage der Magistratur davongetragen, hatte Grévy wankend gemacht. Der Justizminister Leroyer gab seine Entlassung ein, und das Cabinet begann damit zu zerbröckeln. Nachdem die letzte Amnestiedebatte vor den Weihnachtsferien demselben neben andern Demüthigungen ein zweites laues Vertrauensvotum gebracht hatte, mußte man schon seinen unverzüglichen Zerfall und den Eintritt radikalerer Elemente in die neue Combination erwarten, und diese Erwartung erfüllte sich.

Sonntag den 21. December erbaten sich sämmtliche Minister ihre Entlassung, und der Präsident ließ auf Waddingtons Rath den bisherigen Minister der öffentlichen Arbeiten de Freycinet zu sich bescheiden, um ihn mit der Bildung eines neuen Cabinets zu beauftragen. Dieser gewann bei einer Besprechung mit seinen Collegen vom linken Centrum die Ueberzeugung, daß dieselben keinem Ministerium beitreten würden, welchem Mitglieder derjenigen Gruppe der republikanischen Union angehörten, die in der Amnestiefrage gegen das der Regierung ertheilte Vertrauensvotum gestimmt hatten. Zu gleicher Zeit eröffneten ihm Waddington und Léon Say, daß sie zu keiner Veränderung des Regierungsprogramms die Hand bieten würden. Daraufhin ersuchte de Freycinet den Präsidenten, von ihm in Betreff der Umbildung des Cabinets abzusehen und sich an Waddington zu wenden. Letzteres geschah, und Waddington glaubte sein Ziel zu erreichen, wenn er dem Gambettisten Challemel-Lacour, der zur Zeit Gesandter Frankreichs bei der Eidgenossenschaft war, das Ministerium des Innern anböte. Aber noch an demselben Tage, dem 23., berief Grévy nach einer Berathung mit einigen der bisherigen Minister de Freycinet von neuem zu sich, so daß es schien, als ob die Bildung des neuen Cabinets von zwei Seiten zugleich versucht werden sollte, und als Challemel-Lacour ablehnte, trat Waddington definitiv zurück, wobei er sich indeß bereit erklärte, Minister des Auswärtigen unter dem neuen Premier de Freycinet zu bleiben. Letzterer wandte sich nun an die Mitglieder der republikanischen Union und glaubte sich nach einer Besprechung mit deren Führern eine Majorität im Abgeordnetenhause zu sichern, wenn er Waddington nicht bloß in der Ministerpräsidentschaft, sondern auch im Auswärtigen Amte ablöste. Jetzt erklärte Léon Say, in diesem Falle nicht im Cabinet verbleiben zu können, und beharrte dabei auch, als man ihm anbot, mit Casimir Perier, der das Portefeuille des Innern erhalten sollte, in das neue Cabinet zu treten. Als dieses Anerbieten abgelehnt wurde, suchte de Freycinet wiederum Waddington auf, legte ihm die von ihm entworfene Ministerliste mit Says Namen vor und trug ihm die Botschaft in London an, indem er annahm, Say werde, wenn Waddington eine so wichtige Stelle erhielte,

sich nicht mehr weigern. Diese Annahme erwies sich als unrichtig: Waddington lehnte die Botschafterstelle und Say das Verbleiben im Cabinet ab, und so blieb de Freycinet nichts übrig, als ein Ministerium zu bilden, wie es der 28. December entstehen sah.

In diesem neuen Cabinet sind von dem alten verblieben: de Freycinet, jetzt Premier und zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Tirard, der Minister für Ackerbau und Handel, Cochery für Post und Telegraphen, Ferry für den Unterricht, Lepère für innere Verwaltung und Cultus, endlich der Marineminister Jauresguiberry. Neu eingetreten sind: Varroy für die öffentlichen Arbeiten, Farre für das Departement des Krieges, Magnin als Finanzminister und Cazot für das Justizwesen. Farre, ein Genieoffizier und specieller Freund Gambettas, war 1870 Generalstabschef Bourbakis und zuletzt mit dem Commando in Lyon betraut; Cazot und Magnin sind Mitglieder der republikanischen Union. Jener, früher Professor der Rechte in Paris, folgte, am 4. September 1870 zum Generalsecretair des Ministeriums des Innern ernannt, der Delegation der provisorischen Regierung nach Tours und Bordeaux und gab dann gleichzeitig mit Gambetta seine Entlassung. Im Juli 1871 wählten ihn die Radikalen des Gard in die Nationalversammlung. Magnin, ursprünglich ein Eisenfabrikant, dann unter dem Kaiserreiche Mitglied der Linken im Corps Législativ und 1870 als Ackerbauminister Mitglied der Regierung der nationalen Vertheidigung, war von 1871 an Mitglied der republikanischen Linken, als deren Führer er eine Zeit lang wirkte. Varroy endlich, ein Mitglied der republikanischen Linken des Senats, ist seines Fachs Ingenieur, in welcher Eigenschaft er früher bei den Arbeiten zur Schiffbarmachung des Rheins, sowie bei der Ostbahn beschäftigt war. Er ist Mitglied des Generalraths der Meurthe et Moselle, dessen Präsident er ehedem war.

Betrachten wir die Träger dieser Namen näher, so ergiebt sich Folgendes. Das neue französische Cabinet hat nicht die Beimischung radikaler Elemente erhalten, die manche erwarteten. Andrerseits ist das linke Centrum zwar nicht ganz aus demselben entfernt, wohl aber alles bedeutenden Einflusses beraubt. Seine Betheiligung an der neuen Regierung ist auf einige Fachmänner beschränkt, und der politische Schwerpunkt des Ministeriums Freycinet liegt ungefähr an der Stelle, wo die republikanische Union sich mit der republikanischen Linken berührt. Es muß und wird, nachdem die gemäßigten Elemente aus ihm entweder ausgeschieden sind oder nur wenig bedeutende Stellungen in ihm einnehmen, wesentlich andere Wege einschlagen als das bisherige Cabinet des Präsidenten Grévy. Gambetta steht zwar nicht an seiner Spitze, ist aber als sein geistiger Vater und als sein künftiger stiller Dirigent, als sein spiritus rector zu betrachten, da es keine Capacitäten ersten Ranges aufzuweisen hat. Der Exdictator von

Tours und jetzige Präsident der Deputirtenkammer aber wird nicht ruhen, bis die Republik durch seine jetzt ans Ruder gelangten Anhänger und seinen Einfluß unter der Mehrzahl der Abgeordneten eine radikalere Gestalt bekommen hat, als sie bis jetzt besitzt, und das wird für Frankreich bedenkliche, ja gefährliche Zustände im Gefolge haben.

Möglich ist freilich, daß die Gefahr für geraume Zeit überwunden wird, aber dazu würde eine weit festere und geschicktere Hand erforderlich sein als die des jetzigen Präsidenten. Vielleicht besitzt Gambetta diese Hand, der, wie bemerkt, als der Urheber dieser Metamorphose der französischen Regierung anzusehen ist. Er wünschte sich — so berichtet man uns nicht ohne Grund — ein Ministerium, das die Wahlen im October 1881 und ein paar Monate später die Wahlen des Drittels der Senatoren, deren Mandat abläuft, in das rechte Bett zu leiden verstände. Sein Preßorgan, die Republique Française, sagt ganz unverfroren, zu dem Zwecke, daß die Wahlwürfel richtig fallen, habe man nicht ganz zwei Jahre zu verwenden, und diese gut zu verwerthen, sei der Beruf der neuen Minister. Da Gambettas Talent gegenüber stürmischen Kammersitzungen fraglicher Natur ist, so macht das Blatt ferner dem Cabinet wie der Mehrheit der Deputirten zur Pflicht, Interpellationen möglichst zu meiden und sich auf diese Weise Dauer bis zum Herbst 1881 zu sichern. Das Ministerium Freycinet soll im laufenden Jahre die Gemeinde- und einen Theil der Generalrathswahlen im Sinne Gambettas beeinflussen, es soll ferner die Säuberung des Beamten- und Richterstandes von unzuverlässigen Elementen vollenden, in die Unabsetzbarkeit der Richter ein Loch schlagen, die Geistlichkeit in Furcht vor dem Strafgesetze erhalten und den Artikel 7 des Ferryschen Unterrichtsgesetzes zur Geltung bringen, doch ohne aus seiner Annahme eine Cabinetsfrage zu machen, da dies seine Existenz gefährden würde und vor allem dafür zu sorgen ist, daß die Gambettisten am Ruder bleiben. Es wird sodann allen noch nicht begnadigten politischen Verbrechern in Numea und anderwärts die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich gewähren und endlich aller Wahrscheinlichkeit zufolge die Prinzen des Hauses Orleans, die in der Armee dienen, von ihren Posten entfernen, die Heeresorganisation vervollständigen und die active Diplomatie der Republik einer Sichtung in der Richtung unterziehen, daß auch auf diesem Gebiete für Beschaffung eines homogenen, der Centralstelle unbedingt ergebenen Personals gesorgt wird. Dem Entlassungsgesuche des französischen Botschafters in Berlin werden andere folgen, und Gambetta mit seiner Partei wird sich beeilen, die Mehrzahl derselben annehmen zu lassen, da die fortgeschrittenen Republikaner schon längst darauf warten, die Angelegenheiten der Republik im Auslande durch Leute von ihrer Gesinnung wahrgenommen zu sehen. Die Personen, welche auf die erledigten und noch zu erledigenden Stellen reflectiren,

besitzen meist geringe Geschäftserfahrung, es geht dem größten Theil derselben sogar die Fähigkeit ab, gesellschaftlich zu repräsentiren, und so wird die Republik bei der Suche nach geeigneten Leuten ihre Noth haben und zwar umsomehr, als die allgemeine Besorgniß, die Krisis bedeute trotz aller gegentheiliger Versicherungen und trotz des beim Neujahrsempfange im Elysée erfolgten Austausches von ausgesuchten Höflichkeiten zwischen Freycinet und Fürst Hohenlohe eine Aenderung in der auswärtigen Politik Frankreichs, die größte Vorsicht in der Wahl der Vertreter der Republik erheischt. Es ist wahr, die erste französische Republik nahm ihre Gesandten, wo sie dieselben fand, aber die Verhältnisse haben sich seitdem außerhalb Frankreichs sehr wesentlich geändert, ganz abgesehen davon, daß die heutige Republik und namentlich die jetzt zur Herrschaft gelangte Partei nicht entfernt die großen diplomatischen Talente aufzuweisen hat wie die Generation von Politikern, aus welcher die Regierung der Franzosen im letzten Jahrzehnte des vorigen Säculums hervorging.

Dem Vernehmen nach wird de Freycinet, wie herkömmlich, den Amtsantritt des neuen Cabinets den Vertretern Frankreichs im Auslande vermittels eines Rundschreibens mittheilen und damit die Erklärung verbinden, daß sich an der friedlichen Politik der Republik und deren Stellung zu den auswärtigen Mächten nichts geändert habe. Die Frage ist aber, ob sich daran nicht in mehr oder minder naher Zukunft etwas ändern wird. Auf alle Fälle wird Deutschland diese und ähnliche Versicherungen der Friedensliebe unter dem Ministerium Freycinet mit mehr Vorsicht aufnehmen müssen als unter Waddingtons Regierung. Auch Napoleon III. behauptete immer, sein Regiment sei der Friede, aber wer durfte ihm Glauben schenken? Wir besaßen in Waddingtons Charakter und in seiner ganzen Persönlichkeit Bürgschaften für ein friedliches und versöhnliches Verhalten Frankreichs gegenüber dem deutschen Reiche. Ueber seinen Nachfolger sind wir nicht so klar und in Folge dessen nicht so vertrauensvoll, und die Verschiebung des Standpunktes der Regierung nach links, sowie die Verstärkung des persönlichen Einflusses Gambettas sind natürlicherweise nicht gerade geeignet, die Gefühle der Zufriedenheit und des Vertrauens bei uns zu erhöhen. Das „Cabinet Gambetta ohne Gambetta", wie der Pariser Witz das Ministerium vom 28. December getauft hat, eine Gruppe neuer Minister, deren Biographien fast sämmtlich daran erinnern, daß sie ihren Focus in der Sphäre haben, wo Gambetta als Dictator die nationale Vertheidigung leitete, wird seinen Willen, auf die Dauer mit uns in Frieden zu leben, erst beweisen müssen, ehe wir ihm trauen.

Literatur.

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien von **Max Nordau.** Leipzig, B. Schlicke, 1880. Zwei Bände.

Der Verfasser hat von seinem dreiundzwanzigsten bis zu seinem dreißigsten Jahre den größten Theil Europas durchwandert, und das vorliegende Buch ist „ein Versuch, einige der Völker, in deren Mitte er während dieser siebenjährigen Wanderzeit gelebt hat, in dem Lichte zu zeigen, in welchem er sie nach erworbenem Verständniß ihres Seelenlebens gesehen". Er hat dabei „viele schöne Illusionen eingebüßt, doch auch einige tröstliche Erfahrungen erworben", indem er erkannt hat, daß jedes der von ihm besuchten Völker „neben weniger rühmlichen doch auch treffliche Eigenschaften besitze, daß selbst die auf den ersten Anblick abstoßenden Züge ihres Charakters, wenn man ihre geschichtlichen, klimatischen oder ethnologischen Ursachen kennt, in einem viel sympathischeren Lichte erscheinen, und daß man überhaupt jedes Volk lieben müsse, wenn man in seine Sprache, seine Literatur, seine Vergangenheit eingedrungen ist". Er will und hofft, daß es ihm mit dem Bericht über seine Erlebnisse gelingen möge, „seine eignen Sympathien dem Leser mitzutheilen und dadurch zur Besiegung des Hasses beizutragen, den die Politik der Cabinette zwischen den Völkern zu erregen und zu nähren sucht." Er hat, wie wir hinzufügen können, auf seine Wanderungen eine gute Bildung und die Gabe, gut zu beobachten, mitgenommen, aber auch ein starkes Selbstgefühl, einen sehr fortgeschrittenen Liberalismus und viel von jener Jugendlichkeit, die rascher als billig mit dem Urtheil fertig ist, die mehr oder minder an die landläufige Phrase glaubt und für sie schwärmend ihr Vorgeben in den Menschen und Dingen bestätigt sieht, und die hie und da auch theils in Ueberschwänglichkeit, theils in burschikosem Ton sich äußert. So enthält sein Buch richtige und unrichtige Urtheile, und neben vielen recht lebendigen und einigen glänzenden Schilderungen auch schwächere Kapitel, letztere namentlich da, wo seine kosmopolitische Tendenz ihm das Auge und das Urtheilsvermögen trübt. Im Ganzen erhebt es sich indeß immerhin über die gewöhnliche Touristenlectüre, und obwohl es, genau besehen, nicht viel Neues bringt, können wir es Lesern, die sich ein eignes Urtheil über das und jenes gebildet und bewahrt haben, sehr wohl zur Lectüre empfehlen.

Am schwächsten sind die Abschnitte, mit denen der Verfasser beginnt, und die seinen Winterbesuch in Rußland schildern. Die Butterwoche in St. Petersburg und Moskau, das „russische Rom", sind zwar recht hübsch beschrieben, Neues von Erheblichkeit aber erfahren wir nicht. Der Versuch, sich Verständniß des russischen Seelenlebens zu erwerben, ist, wie die Mittheilungen über das Leben in Petersburg und über die russische Cultur zeigen, nicht gelungen und konnte nicht gelingen, da hierzu ein Aufenthalt in ein paar großen Städten, der überdies nur einige Monate umfaßte, nicht ausreicht, und was wir von Hof, Kirche und Armee zu lesen bekommen, ist dürftig und besteht fast nur in Aeußerlichkeiten. Nicht viel größeren Werth haben die Berichte des Verfassers über seine Streifzüge in Skandinavien und Belgien. Dort wird Andersen, hier Wiertz viel höher gestellt, als sie verdienen. Der Abschnitt über die Gründe des Deutschenhasses in Dänemark wird kaum jemand zu den Schlüssen bekehren, zu denen der Verfasser gelangt. Gut und verständig dagegen ist der über den Gedanken der skandinavischen Union. Ueber Islands Natur und Bewohner sind wir besser unterrichtet, als daß wir die feuilletonistischen Bemerkungen, welche der vierte Hauptabschnitt darüber enthält, eine Bereicherung unseres

Wissens zu nennen vermöchten. Doch mag die Beschreibung der bekannten Jubiläumsfeier, welcher der Verfasser beiwohnte, in ihrer an die Caricatur streifenden Realistik als Gegenstück zu den Ueberschwänglichkeiten, welche die ‚Times' damals in die Welt setzte, davon eine Ausnahme machen. Sehr gut gefallen hat uns, was der Verfasser über England, seine Aristokratie und seine Demokraten, seine Religiosität, sein Theater, über „Season" und „Seaside" berichtet und urtheilt; die Schilderung eines Boardinghouse, das ihm als superior bezeichnet wurde, und in dem er deshalb für einige Zeit Wohnung nahm, ist ein kleines Cabinetsstück. Ebenfalls recht anziehend sind einige von den Abschnitten, in denen er von seinen Fahrten in Frankreich erzählt, vor allem die über Dijon, Macon und Lyon nebst dem dazwischen liegenden Gelände, seine Bilder aus der Heimat der Troubadours, sein Vergleich der Südfranzosen mit den Nordfranzosen und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in und bei Marseille. Dagegen können wir seiner Charakteristik des Socialismus in Frankreich nicht durchweg beipflichten; derselbe ist viel bösartiger und in seiner Verbindung mit dem politischen Radikalismus der Anhänger und Gesinnungsgenossen Blanquis weit gefährlicher, als der Verfasser annimmt. Gewiß grassiren beide nur in den großen Städten und Fabrikdistricten, die großen Städte, namentlich Paris, haben aber seit der ersten Revolution immer die Geschicke Frankreichs bestimmt, und dies wird auch in Zukunft nicht anders sein. Das letzte Kapitel des Buches erzählt uns von Spanien, der Alhambra, dem Fandango, dem Himmelfahrtstage in Sevilla, von Zigeunern, Wanderungen in Cordoba und schließlich von spanischen Zeitungen, deren Hauptblätter in sehr ergötzlicher Weise charakterisirt werden. Wir schließen unsere Anzeige mit folgender Probe aus dieser Charakteristik:

„Alle Blätter haben hier gewisse Züge mit einander gemein, die sofort beweisen, daß Spanien noch immer das Land der frommen Gläubigkeit, der höfischen Etiquette und der theatralischen Declamation sei. Jede Zeitung enthält eine Rubrik, die als die vornehmste an der Spitze des Blattes steht, und in welcher die Heiligen des Tages, das Evangelium der Woche und die in den zahlreichen Kirchen und Kapellen der Stadt zu lesenden ordentlichen und außerordentlichen Messen verzeichnet sind. Unter den Inseraten aber nehmen den ersten Platz die Einladungen zu Seelenmessen für Verstorbene ein." — „In ihrer Polemik gegen einander oder gegen öffentliche Persönlichkeiten sind die spanischen Blätter von einer auf den Fremden komisch wirkenden Höflichkeit und Umständlichkeit der Form, die große Derbheit im Wesen nicht ausschließt. Oft kommt es vor, daß eine Zeitung von der andern sagt: ‚Unser trefflicher College lügt wieder einmal unverschämt, und es ist erstaunlich, daß der gelehrte und beliebte Herausgeber des erwähnten vorzüglichen Blattes nicht an seinen eigenen Worten erstickt.' Ist ein hoher Beamter wegen Unterschleifs von seiner Stelle entsetzt worden, so liest man wohl: ‚Der ausgezeichnete Sectionschef Don Fulano, dessen geschickten Händen seit etlichen Monaten die Verwaltung der Silbergruben von Cartagena anvertraut war, hat mehrere Diebstähle begangen, welche die Entfernung dieses tüchtigen Beamten von seinem Posten nothwendig gemacht haben.' Andalusische Höflichkeit kündigte vor einiger Zeit in der ‚Palmera de Cadiz' die Hinrichtung eines Räubers ungefähr mit folgenden Worten an: ‚Unser wohlbekannter Mitbürger Don Enrique Pino, dessen Familie mit Recht zu den geachtetsten Bewohnern unsrer theuren Vaterstadt gerechnet wird, soll heut Nachmittag durch unsere flinken und geschickten Henker garottirt werden. Wir sind überzeugt, daß der tapfere Gaditaner sein Leben in würdiger Weise aufgeben wird, und freuen uns im voraus darauf.'"

Notiz.

Der Berliner „Tribüne", welche auf die Neujahrsvisite hin, die sich die „Grenzboten" bei ihr wie bei andern Zeitungen erlaubten, von deren erstem Hefte Notiz nimmt, indem sie gegen den darin befindlichen „Politischen Brief" die Waffe zückt, ist in ihrem Bestreben, für unsre politischen Artikel, wie Japhet, einen Vater zu suchen, ein kleines Unglück zugestoßen. Indem sie von unserm verehrten Mitarbeiter, Herrn Dr. Moritz Busch, sagt, daß er als politischer Leiter der Grenzboten gelte, enträthselt sie mit der Weisheit der Sphinx das Zeichen des Kometen, welches unsre „Politischen Briefe" tragen, als „einen Stern mit einem Busch" (!) und behauptet gleichzeitig, diesen Stern an einer Stelle erblickt zu haben, an welcher er schlechterdings nicht sichtbar war, nämlich unter unserm Artikel „Neue Frictionen". Er stand hier ebensowenig wie unter den Artikeln, welche sich 1877 mit gewissen Frictionen beschäftigten. Ihren Lesern gegenüber wird sich die Tribüne über diesen Lapsus leicht dadurch hinweghelfen, daß sie ihnen eine Berichtigung bringt; wie sie selbst aber sich über den starken Mangel an Stilgefühl trösten wird, den sie bei dieser Gelegenheit verrathen, müssen wir ihr überlassen. Vielleicht bekommt die „Tribüne" die „Grenzboten" nicht regelmäßig genug zu Gesicht, um zu wissen, daß das Zeichen des Kometen sich unter keinem andern Artikel der „Grenzboten" befindet als unter den „Politischen Briefen"; trotzdem hätte sie bemerken müssen, daß der betr. „Politische Brief" und die „Frictionen" unmöglich aus einer Feder geflossen sein können. Aber die „Tribüne" bemerkt überhaupt nicht alles, was augenfällig ist. Vielleicht sind wir auch ihr „in etwas behilflich", wenn wir ihre Aufmerksamkeit auf diesen Umstand lenken.

D. Red.

Neue Bücher.

Die Aufnahme in dieses Verzeichniß gilt als Empfehlung. Ausführlichere Anzeige mit Auswahl vorbehalten.

Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherren-Ordens. Eine kritische Untersuchung von Dr. Hans Prutz, ord. Professor der Geschichte an der Universität Königsberg. Berlin, Mittler & Sohn, 1879.

Moderne Zustände. Von Alexander Jung. Rostock, W. Werther, 1880.

Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien von Adolf Stern. Leipzig, B. Schlicke, 1880.

Deutsche Sagen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin. Mit Illustrationen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin, Friedberg & Mode, 1879.

Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner (1793—1830). Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, Schleiermacher, 1880.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Neunter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1879.

Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Gesammelt und nacherzählt von E. Veckenstedt. Graz, Leuschner & Lubensky, 1880.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Unruhen in Irland.

Seit mehr als einem Monate ist Irland wiederum der Schauplatz jener Unruhen, welche die „grüne Insel" seit Jahrhunderten periodisch heimgesucht haben. Wieder ist der leicht erregbare irische Pöbel in allgemeiner Bewegung, wieder sind in den größeren Städten Massenmeetings, aufrührerische Reden und Resolutionen gegen die englische Regierung an der Tagesordnung, während auf dem Lande und auf dem Grundbesitz der anglo-irischen Aristokratie die unruhigen Geister Pächter und Bauer gegen die „Unterdrücker" aufhetzen. Das ganze Land mit alleiniger Ausnahme der Industriebezirke im Norden ist in Aufregung, und in vielen englischen wie ausländischen Blättern begegnet man der Befürchtung, daß diese Unruhen so wie im Jahre 1847 allmählich einen größeren Umfang annehmen werden. Die Ursachen sowie die Anfänge der Bewegung sind denn auch heute thatsächlich dieselben wie damals; dieser Umstand aber, verbunden mit den irländischen Berichten mancher Londoner und Pariser Sensationsblätter, stellt die Sachlage doch ernster vor, als sie dem unbefangenen Augenzeugen erscheint.

Der wahre und hauptsächlichste Grund des erneuten Aufruhrs ist in den wiederholten Mißernten der letzten drei oder vier Jahre zu suchen. In England sowohl wie in Irland waren die Ernten in der letzten Zeit die denkbar schlechtesten und trafen natürlich in erster Linie die Landbevölkerung, die Pächter und Farmer. Die Pachtzinse mußten wie sonst erlegt werden, die Lebensmittel und der Haushalt forderten wie sonst ihre Ausgaben, aber die Einnahmen blieben aus. Die natürliche Folge war auf beiden Inseln die Frage: Wie ist diesem allgemeinen Nothstande am wirksamsten abzuhelfen? Die ruhige, bedächtige und ernste Landbevölkerung Englands, die durch Fleiß und Sparsamkeit im Durchschnitt hinreichendes Vermögen besitzt, um sich über einzelne Krisen von kurzer Dauer hinwegzuhelfen, verfiel auf das nächstliegende und auch am meisten gerechtfertigte Mittel: Verminderung der Pachtzinse. Die Petitionen an die Landeigenthümer hatten, da sie sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen bewegten, auch den gewünschten Erfolg, und wenn der Zinsennachlaß

auch nur momentane Abhilfe bot und die Landfrage durchaus nicht für immer beilegte, so ging doch alles ohne Unruhe und Aufregung ab.

Dieselbe Ursache hatte jedoch bei der celtischen Bevölkerung Irlands ganz andere Wirkungen. Dort stehen seit der Eroberung Irlands zwei Klassen einander gegenüber, die durch Abstammung, Religion und Besitz von einander durchaus verschieden sind. Die celtischen Urbewohner des Landes, katholischer Religion und größtentheils von hoher Armuth, und — die englischen Eroberer, protestantischer Religion und die eigentlichen Besitzer des Grundeigenthums, des Handels und der Industrie des Landes. Der Rassenstreit wird also dort eigenthümlicherweise noch durch den Religions- und Besitzstreit zu einem ganz unduldsamen Verhältniß zugespitzt. Das kalte, protestantische anglo-sächsische Element kam schon seit Jahrhunderten theils durch den Machtspruch der Eroberer, theils durch Ausdauer, Zähigkeit, Thatkraft und Handelsgeist in den Besitz des Landes und drängte das celtische Element aus seinen früheren Verhältnissen; die großen Massen der irischen Bevölkerung, leicht erregbar, ignorant und in den Händen der katholischen Priester, mußten dem starken anglo-sächsischen Elemente weichen. Die bessere, gebildete und besitzende Klasse der Celten, welche eine Zeit lang die Brücke zwischen den beiden feindseligen Elementen bildete, schloß sich allmählich durch eigene Wahl an das ihnen geistig und gesellschaftlich näher verwandte anglo-sächsische Element an, und heute sind die ersten irischen Familien, wie die O'Briens, die O'Callaghan, O'Neille, Kavanagh, O'Donnovan, O'Conor Don, O'Donnels u. s. w., ebenso loyale Anhänger der englischen Krone wie die Fitzgeralds, Butlers, Kinghams und andere englische, in Irland angesiedelte Familien. Auf diese Weise wurden dem Stamme der celtischen Bevölkerung die Blüthen geraubt, das Besitzthum und die Bildung von ihnen getrennt. Die großen Massen waren sich selbst überlassen, und arm, ungebildet, von religiösem Fanatismus und einer Menge Leidenschaften beherrscht, verfielen sie immer mehr und verschärften die Gegensätze zwischen sich und dem besitzenden Stande. Dies hat sich bei jeder Gelegenheit offenbart; Beispiele dafür anzuführen ist wohl überflüssig. Unwissenheit, Unerfahrenheit und Nachlässigkeit in ihrem Haupterwerbszweige, dem Ackerbau, thaten das Uebrige. Der letzte und ärgste Feind aber war auch hier, wie bei allen auf niederer Culturstufe stehenden Völkern, der jüdische Speculant, der so lange und so gerne Credit gewährte, bis — nichts mehr da war. So lebte die Masse der irischen Bevölkerung in der That nur von der Hand in den Mund, von Sommer zu Sommer, und nichts ist vorhanden, um der hungernden, verarmten Landbevölkerung über den kalten, rauhen Winter bis zum nächsten Frühjahr hinwegzuhelfen.

Nach den statistischen Berichten der letzten Jahre wohnen in Irland noch 180000 Familien von zusammen 800000 Personen in elenden, verfallenen

Lehmhütten, deren einziger Raum ihnen gleichzeitig als Schlafstätte, Küche, Stall und Scheune dient. Von dem Tage an, an welchem der Irländer heirathet, ist er selbst bei der schwersten Tagesarbeit nur nothdürftig im Stande, sich und seine Familie vor dem Hungertode zu schützen. Von den 7, im besten Falle 8 Schillingen Wochenlohn, die er erhält, zahlt er häufig sechs Pence bis zu einem Schilling wöchentliche Miethe für sein elendes home. Der Rest — also 1 Schilling den Tag — ist alles, was ihm bleibt, um sich und seine Familie zu nähren und zu kleiden! Hat der Landlord kein Erbarmen und läßt ihm nicht für den Winter eine Thüre zu seinem Hause machen, die Löcher im Dache verstopfen und aus seinen Waldungen Holz schlagen, so ist das Loos der Unglücklichen leicht zu ahnen. Das Elend ist in manchen Districten Irlands wahrhaft haarsträubend. Dazu kommt nun gegenwärtig die wiederholte Mißernte, das Ausbleiben der einzigen Erwerbsquelle von etwa zwei Millionen Menschen, und hiermit ist auch die Hoffnung auf weiteren Credit geschwunden. Gerade so wie in Polen hat auch hier der Geldleiher und Kaufmann sein Netz um die armen Pächter gewoben; von ihm erhalten sie Kleidung, Werkzeuge, Samen und Nahrungsmittel. Der gombeen man herrscht in Irland mit unumschränkter Gewalt und dictirt seinen Schuldnern die Bedingungen. Alles wird um 40, 50 bis 70 Procent über den wahren Marktpreis verkauft, ohne daß der irische Bauer im Stande wäre, sich von diesem systematischen Saugen und Rauben loszureißen. Die Pachtzinse müssen gezahlt werden, sonst ist der Executor hinterher, treibt die Familie aus dem Hause und zerstört es, um ihre Rückkehr zu verhindern. Die ehrbaren Pächter — und diese sind in Irland noch immer in der Majorität, zahlen ihre Zinse, aber viele haben nichts, um zu zahlen, andere wollen nicht zahlen.

Da kommt nun das aufrührerische Element wieder zur Geltung, jene Ueberreste des Fenierthums, die bis heute noch nicht ausgerottet sind; jene geheimen Gesellschaften blue ribbon-men und orange-men, die Anhänger der land-league u. a. Sie sind zwar stets vorhanden, aber so lange der irische Farmer zu leben hat, so lange kümmert er sich nicht um sie, und ihre Aufwiegelungen sind ohne Erfolg. Desto fruchtbarer ist die Saat, die sie säen, in solchen Zeiten wie die gegenwärtige. Zumeist sind es verwahrloste, aus der Gesellschaft wie aus dem Pachtbesitz verstoßene Elemente, ohne Mittel, ohne Heimat, ohne Charakter, theilweise auch politische Agitatoren, die sich zu Anführern des Volkes aufschwingen wollen, um bei der nächsten Parlamentswahl einen Sitz im Hause zu bekommen. Ihnen fällt das arme, ungebildete und von jeher unzurechnungsfähige Volk zum Opfer. Mit Freuden hören sie die Doctrinen der Demagogen, die ihnen Freiheit und Reichthum verkünden, Vertreibung der Landesherren und Besitzergreifung der Güter predigen und das Volk aufmuntern, ihre

schuldigen Pachtsteuern nicht zu zahlen. Hier werden die Abgaben direct verweigert, dort wird der Grundherr mit Brandbriefen überschüttet und ihm mit dem Tode gedroht, wenn er den Pachtzins nicht ganz erläßt. Anderswo richtet sich die Wuth der Malcontenten wieder gegen die ehrlichen Pächter, welche das Verbrechen begangen haben, den Pachtzins zu erlegen; ein paar maskirte Männer lauern ihm auf und brennen den Ahnungslosen über den Haufen; dort erscheinen in der Hütte eines Pächters ein paar Hallunken von der „Liga" und drohen ihm mit den ärgsten Qualen, wenn er seine Pflicht dem Grundherrn gegenüber erfüllt. Ebenso geht es den Justizbeamten und den Agenten der einzelnen Grundbesitzer. Die Bevölkerung ist in steter Aufregung und in steter Angst und Ungewißheit über ihr Schicksal. Eine Entscheidung muß getroffen werden, und was soll der arme Pächter mitten im Lande thun, wenn er von solchen Banden heimgesucht wird, die ihm den rothen Hahn aufs Dach setzen, seine Pferde und sein Vieh vergiften und ihm selber das Lebenslicht ausblasen, weil — er seine Pflicht erfüllt? Das Gesetz hat nicht die Kraft, und wenn die Kraft, so doch nicht die nöthige Schlauheit, ihn zu schützen. Wehrlos, wie er ist, schlägt er sich, um Ruhe zu haben, auf die Seite der Unzufriedenen und geht mit ihnen gegen seinen eigenen Grundherrn. Auf solche Weise wird das Land schon lange vor dem Ausbruch der Bewegung geschürt. Mittlerweile sind die Ernten vorübergegangen und haben kein Erträgniß geliefert; der letzte Heller ist aufgezehrt, der Credit natürlich schon lange versiegt. Der store keeper und Kleinhändler, der schon seinen ganzen Waarenvorrath und mehr auf Credit geliefert hat und keine Barmittel besitzt, um neue Waaren zu kaufen, auch nicht geneigt ist, dem ohnehin schon stark bei ihm verschuldeten Bauer noch weiter zu creditiren, weiß sich ebensowenig zu helfen wie der Bauer selbst. Der Ernte-Ertrag reicht gerade hin, den Pachtzins zu zahlen. Wird dieser erlegt, so bleibt für den Bauer ebensowenig etwas wie für den store keeper. So ist denn der letztere, der kleine Handelsmann und der Victualienhändler, schon in seinem eigensten Interesse ein anderer Feind des Grundherrn und wünscht gleichfalls, der Bauer möge den Pachtzins nicht erlegen. Es bilden sich derart in jedem Orte im Lande kleine Coterien, die durch Agitatoren noch aufgeregt werden. Dann werden die Massenmeetings einberufen, wo Tausende und Abertausende von Bauern und Kaufleute zusammenströmen — nicht etwa mit den Waffen in der Hand, um die Landlords hinauszuwerfen, sondern anfänglich nur aus Neugierde, um zu hören, was sich etwa thun läßt. Was aber ist die Theorie, die ihnen von den Demagogen hier aufgetischt wird? Vages Zeug, das in England und anderwärts nur Lachen erregen würde. Nicht so bei der leichtgläubigen Bevölkerung Irlands. Hier hören sie, daß der Bauer, und nicht der gesetzliche Landerbe, der Besitzer des Grund und Bodens sei. Hier wird

ihnen angerathen, die Landlords aus dem Lande zu jagen und selbst davon Besitz zu ergreifen; sie sollen die Steuern verweigern und die Stellung des Landlords so unerträglich machen, daß er froh ist, seine Güter um irgend welchen Preis zu verkaufen, im besten Falle sollen sie so viel vom Pachtzinse zahlen, wie sie können, und dafür eine Quittung für die ganze Summe verlangen. Beim nächsten Meeting finden sich die einmal Aufgehetzten um so gewisser wieder ein, die Unruhen nehmen immer größere Ausdehnung an, bis endlich die Regierung einschreitet und durch ihre Constabler die Rädelsführer verhaften läßt.

Soweit ist es auch gegenwärtig in Irland gekommen. Aber einmal der Anführer beraubt, wird die Bewegung viel zu zersplittert und schwankend, als daß sie irgend etwas Nennenswerthes erzielen könnte. Allerdings werden auch dies Mal wieder, wie in früheren Fällen, die Pachtzinse von Seiten der Grundherren reducirt und die Beschäftigung der Nothleidenden bei öffentlichen Bauten ins Werk gesetzt werden. Aber an die Uebertragung des Landes an die Pächter ist natürlich unter keinen Umständen zu denken. Es wäre auch das größte Unglück für diese heißblütigen, leichtsinnigen Massen, wenn sie auf irgend eine Weise in den Besitz ihres Pachtgrundes kämen. Der Irländer ist nicht für die Bebauung und Bearbeitung des Bodens geschaffen. Schon jetzt ist seine Ernte, seine Habe und sein Pacht verpfändet; würde das Land getheilt und jeder Pächter durch Kauf oder sonstwie zum Besitzer seines Pachtgutes werden, so würde er auch darin nur ein neues Pfand für den Geldleiher — den gombeen man — sehen. In wenigen Jahren wäre das Land aus ihren Händen in die des Kapitalisten übergegangen und der irländische Bauer gerade so arm, wie er es heute ist. Und selbst wenn der Pächter das Land, das ihm zugefallen, nicht auf solche Weise abwirthschaften würde, so wäre es nur ein Unglück für ihn. Irland ist Irland; je länger ein Bauer hier Land behält, desto schlechter wird es auch erwiesenermaßen durch die schlechte und nachlässige Bearbeitung, bis er es endlich wieder an Unterpächter vergiebt.

Während der Aufstand in Irland in höherem oder geringerem Maße fortdauert, hat die Regierung beschlossen, öffentliche Drainirungsarbeiten, Hafenbauten u. s. w. zu unternehmen, um der hart bedrohten Bevölkerung Subsistenzmittel für den Winter zu verschaffen. Einzelne Landlords nahmen die Regelung der Mißstände auf ihren Gütern selbst in die Hand und erließen die Renten theilweise oder ganz, gaben den Pächtern Vorschüsse und tragen ihr Möglichstes zur Linderung des Nothstandes bei. Für kommende Winter wird freilich die Regierung und das Parlament daran gehen müssen, den Verhältnissen auf der „grünen Insel" größere Aufmerksamkeit zu schenken und die Uebelstände mit stärkerer Hand anzufassen als bisher.

Dublin, Ende December.

Zum Gedächtniß Victor Emanuels.

(† den 9. Januar 1878.)

Von Otto Speyer.

(Schluß.)

Die nationale Einheit Italiens, deren nahe Verwirklichung noch Massimo d'Azeglio für einen schönen Traum erklärt hatte, war zur vollendeten Thatsache geworden. Ein in der Weltgeschichte fast unerhörtes Glück hatte die Bestrebungen des italienischen Volkes und seiner Leiter begünstigt. Die Aera der Revolutionen und Kriege war beendet; der Tempel des Janus blieb für Italien bis zum Tode Victor Emanuels geschlossen. Die innere Geschichte dieser sieben Jahre, die unablässig mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg gemachten Anstrengungen, die äußerlich geeinten Landestheile auch innerlich zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, die Kämpfe der Parteien, der heimliche oder offene Krieg mit der unversöhnlichen römischen Curie, die finanziellen Nothstände, das Verhalten des neuen Staates den anderen Mächten und den Europa in dieser letzten Zeit bewegenden Fragen gegenüber: alles das liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Es genüge, wenn wir hervorheben, daß Victor Emanuel auch in Friedenszeiten stets nur das Wohl seines Landes im Auge hatte, daß er ein Vater seines Volkes, daß er vor allem das Muster eines constitutionellen Königs war. Als im Frühling des Jahres 1876 die von Anfang an ununterbrochen herrschende Rechte der Kammer — die bei uns freilich schon eine Linke sein würde — eine parlamentarische Niederlage erlitt, berief er ohne Zögern ein Ministerium, das zum großen Theile aus ehemaligen Republikanern zusammengesetzt war. Keinem der mehr als hundert Minister, die Italien von 1860 bis 1878 verbraucht hat, hat er sein Amt schwer gemacht, seine freie Thätigkeit verkümmert, gegen keinen heimlich intriguirt, mochte er ihm so bequem und sympathisch sein wie der gewandte und schmiegsame Advocat Rettazzi oder so unbequem und unsympathisch wie der eiserne Baron Ricasoli. Massimo d'Azeglio sagte, es sei ein wahres Vergnügen, als Minister mit ihm zu thun zu haben. Aber man glaube nicht, daß er seine Räthe gleichgiltig hätte schalten lassen, ohne sich selbst um die Regierungsgeschäfte zu kümmern. „Er läßt uns gehen," sagte Cavour einst, „und wenn wir uns gehörig hineingeritten haben, bezeichnet er mit einem Worte den Ausweg, und immer den rechten." (Egli ci lascia andare, ma quando ci siamo ben bene imbarbugliati, con una sola parola egli trova il bandolo, e sempre il giusto.)

Victor Emanuel neigte, französisch gebildet und erzogen, später mit Napoleon befreundet und verschwägert, ungleich mehr nach dem stammverwandten Frankreich, als nach dem wenig gekannten und schon um des altverhaßten Namens der Tedeschi willen unsympathischen Deutschland hinüber. Seit 1870 wurde das allmählich anders. Der Fall der napoleonischen Dynastie, die schwankenden Zustände in Paris, die für Italien so bedrohliche Herrschaft des Ultramontanismus wandte seine wie seiner Staatsmänner Blicke mehr nach dem Norden, wo sich ihnen in dem neuen deutschen Reiche ein mächtiger Bundesgenosse mit vielfach verwandten Schicksalen, Strebungen und Interessen darbot, mit dem keinerlei Collision und von dem kein anmaßendes und lästiges Protectorat zu fürchten war. Die nicht ohne schwere Ueberwindung angetretene Reise nach Berlin im Sommer 1873, der Besuch Kaiser Wilhelms in Mailand im Herbst 1875, sowie die der beiden kronprinzlichen Paare diesseit und jenseit der Alpen führten dann auch zu einer persönlichen Annäherung der Herrscherfamilien, die zwischen den Thronfolgern zur wirklichen Freundschaft reifte. Der Verkehr zwischen unserm Kaiser und der italienischen Königsfamilie in Mailand trug einen Charakter der Herzlichkeit und Innigkeit, wie ihn die bisherigen Beziehungen kaum hätten erwarten lassen. „Möchten wir und unsere Söhne nach uns stets Freunde bleiben!" rief der Kaiser aus, und der König gab seiner aufrichtigen Freude in einer Depesche an den deutschen Kronprinzen Ausdruck. In dem Telegramm, das der zurückkehrende Kaiser von Bozen aus an seinen königlichen Wirth sandte, hieß es: „Unsere Begegnung war ein Moment von historischer Bedeutung, weil wir Beide von der Vorsehung an die Spitze von Nationen gestellt sind, die nach langem Kampfe ihre Einheit errungen haben." Des Königs Antwort umschrieb in anderen Worten denselben Gedanken. —

Das 29. Regierungsjahr des Königs nahte seinem Ende; 58 Jahre alt, stand er noch in der Vollkraft der Männlichkeit. Wie gewöhnlich, hatte er auch 1877 das Weihnachtsfest zu Turin im Kreise seiner morganatischen Familie verlebt. Aber schon auf dem Heimwege hatte er sich unwohl gefühlt: Appetit- und Schlaflosigkeit, Neigung zum Frösteln, alles bei dem kräftigen, abgehärteten Manne höchst ungewöhnliche Erscheinungen, wollten nicht weichen. Einen heftigen Fieberanfall auf der Rückreise coupirte er, wie schon öfters in ähnlichen Fällen, mit einer starken Dosis Chinin. In Rom angelangt, zog er sich, bei rauhem Wetter längere Zeit am offnen Fenster verweilend, eine starke Erkältung zu. Am 4. Januar fühlte er sich ernstlich unwohl; sein Leibarzt fand die Symptome bedenklich genug, um den Professor Boccelli zuzuziehen und am folgenden Tage den berühmten Arzt Dr. Bruno aus Turin telegraphisch herbeizurufen. Dieser fand eine entwickelte Pleuropneumonie beider Lungen vor, mit Erscheinungen complicirt, die ihn anfangs auf ein Malariafieber schließen ließen,

wie sich aber später herausstellte, einer durch Frieselausschlag charakterisirten, in Italien unter dem Namen Miliare bekannten und verrufenen Form des Typhus angehörten.

Sobald die Krankheit als lebensgefährlich erkannt war, nahm der Ministerpräsident seine Wohnung im Quirinal. Die Kinder des Königs: die Prinzessin Clotilde, die Königin Maria Pia von Portugal und der Herzog von Aosta wurden telegraphisch von dem Zustande ihres Vaters benachrichtigt; der Kronprinz Humbert war bei ihm, doch gaben die Aerzte noch am 7. und selbst am 8. Januar die Hoffnung nicht auf. Aber im Volke war das Vorgefühl des nahen Verlustes allgemein. Dichte Massen umlagerten den Palast, begierig auf jede Kunde lauschend; flüsternde Gruppen bildeten sich an den Straßenecken, die veröffentlichten Bulletins lesend und commentirend.

Der König war kein folgsamer Patient. Gegen den Rath der Aerzte setzte er einen zweimaligen Aderlaß durch, der wohl nur, wie einst bei Cavour, dazu diente, sein Ende zu beschleunigen. Am frühen Morgen des 9. war der Ausgang entschieden. Dr. Bruno theilte es dem Kranken mit, der die Nachricht mit großer Fassung empfing und nach den Sterbesacramenten verlangte. Sein Großalmosenier, Kanonikus Anzino, begab sich nach der nahen Pfarrkirche Santi Vincenzo und Anastasio, deren Pfarrer ihm die Hostie übergab, nachdem der Cardinalvicar vorher das Interdict vom Quirinal genommen hatte. Er hatte dabei, wie er später erklärte, den Widerruf des excommunicirten Königs als unzweifelhaft vorausgesetzt, da sonst kein Priester von dem großen Kirchenbanne absolviren könne. Anzino aber hatte den König schon früher, als er in San Rossore bei Pisa todkrank darniederlag, auf Erlaubniß des Erzbischofs von Pisa hin absolvirt und erachtete sich so diesmal ohne weiteres dazu berechtigt.

Zwischen der bigotten Hofaristokratie und dem Vatican bestanden die intimsten Beziehungen. Der Papst wußte genau, wie es mit dem Könige stand, und hatte schon bei Tagesanbruch seinen Sacristan, Monsignore Marinelli, gesandt, um den König als Bedingung für seine Absolution schriftlich zum Widerruf seiner Thaten und speciell der Annexion Roms zu veranlassen. Aber der Prälat wurde nicht vorgelassen, und ein zweiter, den der Papst am Nachmittage schickte, fand den König nicht mehr am Leben. Da dictirte der Papst selbst ein Communiqué, das im Osservatore romano erschien, ehe Anzino noch dem Cardinalvicar Bericht über den Verlauf der Ceremonie abgestattet hatte. Der König, hieß es darin, habe vorher um Vergebung des Unrechts gebeten, dessen er sich gegen den heiligen Stuhl schuldig gemacht habe. Auf Verlangen König Humberts strafte Anzino diese Nachricht ausdrücklich Lügen; auch weigerte er sich, dem Cardinalvicar wie dem Papste gegenüber, das Beichtgeheimniß zu verletzen. Außerhalb der Beichte habe Victor Emanuel erklärt: „Ich sterbe als Katholik.

Ich hatte stets eine besondere Zuneigung und Ergebenheit für die Person Seiner Heiligkeit und bedaure es, wenn ich durch irgend eine meiner Handlungen dem heiligen Vater persönlich Mißvergnügen bereitet habe. Aber bei Allem, was ich that, hatte ich stets das Bewußtsein, meine Pflicht als Bürger und Fürst zu erfüllen und mich dadurch in nichts gegen die Religion meiner Väter zu vergehen." So hatte die Curie auch dem sterbenden Könige gegenüber den Proceß verloren, und die krampfhaften Anstrengungen, denselben als einen gewonnenen darzustellen, brachten ihr nur Spott und Verachtung.

Der König hatte den Kronprinzen und dessen Gemahlin an sein Lager rufen lassen. Seine letzten Worte an den Sohn waren: „Ich empfehle dir Festigkeit, Liebe zum Vaterlande und der Freiheit." Dann wurde die tiefe Stille nur noch einmal durch den Ruf des Sterbenden: Die Kinder! Die Kinder! und durch das Schluchzen der im Zimmer Knieenden unterbrochen. Der König, bei vollem Bewußtsein, war ruhig und gefaßt. „Er starb wie ein Held." Um halb drei Uhr war der kurze Todeskampf zu Ende; Dr. Bruno drückte dem Entseelten die Augen zu und rief laut: „Der erste König von Italien ist gestorben!" Es war genau ein Lustrum nach dem Tode seines Freundes, des Exkaisers Napoleon in Chislehurst.

Gegen vier Uhr verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Der Eindruck war ein ungeheurer. Das Volk stand dem Ereigniß fassungslos, wie betäubt gegenüber. Nicht nur Weiber und Kinder, auch ernste Männer weinten laut. Und als der Telegraph die Todespost über die ganze Halbinsel trug, erhob sich eine Wehklage von den Alpen bis zum Aetna, und eine Nationaltrauer folgte, so allgemein, so tief, so echt und würdig zugleich, daß sie das ganze zuschauende Europa mitergriff. „Heute," konnte ein italienisches Blatt mit Recht ausrufen, „giebt es keine Hütte und keinen Palast zwischen Alpen und Meer, in dem nicht die Worte: ‚Victor Emanuel ist todt!' ein tiefschmerzliches Echo hervorriefen." „Italien betrauert ihn, wie nie ein König betrauert worden ist." Und dasselbe Echo erklang in allen Tonarten in der italienischen Presse aller Parteischattirungen. Selbst die klerikalen Blätter äußerten sich theilnehmend — ohne Zweifel auf höheren Befehl. Den Schmerzenslauten Italiens antwortete ein mächtiger Wiederhall von jenseit der Grenzen des Königreichs, zumal aus unserm Vaterlande. Nur die ultraklerikale und reactionäre Presse, wie die „Germania", das Wiener „Vaterland", der Univers und verwandte Geister machten „dem Werkzeuge der kosmopolitischen Revolution" gegenüber eine Ausnahme.

Inzwischen waren die Familienglieder mit Ausnahme der Prinzessin Clotilde und die Vertreter der fremden Höfe, unter ihnen der Erzherzog Rainer und der deutsche Kronprinz eingetroffen. Daß der erstere, ein naher Verwandter

des Königshauses, dem Begräbniß beizuwohnen kam, erregte kein Aufsehen, wenn auch seine Anwesenheit, gleichsam als Symbol der vollen Versöhnung zwischen Oesterreich und Italien, mit Beifall aufgenommen wurde. Desto tieferen Eindruck machte es auf die italienische Nation, daß der Erbe des deutschen Reiches persönlich gekommen war, seinem Freunde, dem neuen Könige, die Theilnahme seines kaiserlichen Vaters und des deutschen Volkes zu beweisen. Vom Könige wie vom Volke mit lebhaften Sympathie-Bezeugungen empfangen, legte er an der Leiche Victor Emanuels, die inzwischen in der chambre ardente aufgebahrt war, im Namen des deutschen Kaisers einen goldenen Lorbeerkranz nieder. Kein religiöses Symbol schmückte den schwarz ausgeschlagenen Trauersaal, kein Priester wachte bei der Leiche. Dagegen fluthete eine endlose Menge von Personen jedes Standes, Alters und Geschlechtes — nicht weniger als 146000 in den paar Tagen — aus und ein, um einen letzten Blick auf die sterbliche Hülle des verehrten Königs zu werfen.

Das Erbbegräbniß der Könige von Sardinien war die Gruftkirche der Superga, deren Rundbau hoch vom Gipfel der nahen Hügelkette auf ihre alte Hauptstadt herabschaut. Dorthin sollten auch Victor Emanuels Reste gebracht werden. Als aber ein römisches Blatt hervorhob, daß der König von Italien in der Reichshauptstadt ruhen müsse, damit sein Grab dem Vaterlande heiliger sei und die ganze Nation sich um ihn versammle, erkannte König Humbert sofort die Richtigkeit des Gedankens und beschloß, trotz des Einspruchs der Turiner und seiner nächsten Verwandten, die Beisetzung in Rom.

Es gelang, den Papst dahin zu bringen, daß er das Begräbniß im Pantheon bewilligte, trotz des Widerspruches der intransigenten Cardinäle. Dagegen setzten es die letzteren durch ihre Vorwürfe und Drohungen bei dem todkranken Greise durch, daß er nur die einfache Einsegnung und Beisetzung ohne alle weitere kirchliche Feier gestattete und dem Klerus des Pantheons verbot, der Bittformel: Absolve, Domine, animam famuli tui Victorii Emanuelis regis ein Italiae oder nostri hinzuzufügen.

Der Leichenzug, der sich in den Morgenstunden des 17. Januar aus dem Thore des Quirinals in weitem Bogen auf einem drei italienische Meilen langen Wege nach dem Pantheon bewegte, war vielleicht die großartigste Schaustellung dieser Art, welche die Welt gesehen hat. Außer dem Militär, den höchsten Staatsbehörden und Hofchargen, den fremden Diplomaten, den zur Feier hergekommenen Prinzen und Abgesandten der Höfe befanden sich dabei die 2700 Deputationen sämmtlicher Städte der Halbinsel. Nur der Stand, der bei solcher Feier sonst die erste Rolle spielt, war einzig durch acht Priester von der Pfarrkirche des Quirinals in schmutzigen Gewändern vertreten. Daß man diese wenigen Priester überhaupt herbeigezogen, war eine Tactlosigkeit der bigotten

Verwandten des Königs. Der Papst soll nachher sein Bedauern ausgesprochen haben, daß er nicht mehr habe thun können. Er hatte allerdings gezeigt, daß er der ganzen Nation gegenüber die Rechte der Kirche aufrechterhalten konnte; aber die Nation bewies ihm durch die imposanteste Demonstration, deren sie fähig war, daß sie die neue Rechtsordnung ihm zum Trotze anerkenne, und daß sein Fluch über den Verstorbenen und dessen Werk zu windverwehten Worten geworden war. Schon am 15. Januar wiesen die Listen der Polizei eine Zahl von 114 000 angemeldeten Fremden auf; schon in der Nacht vor dem 17. sammelten sich die Volksmassen auf dem ganzen Wege, den der Leichenzug nehmen mußte; in ehrfurchtsvollem Schweigen harrten hier dichtgedrängt über 200 000 Menschen wohl 7 Stunden lang, bis der Zug vorüber war. Es bedurfte keiner Polizei; nicht die leiseste Störung fiel vor. Das war mehr als bloße Neugier, als Liebe zum Schaugepränge, das war der grandiose Ausdruck der Anerkennung Victor Emanuels und seines Werkes. Ganz Italien hatte sich versammelt, zum letzten Male den Herrscher zu feiern, „dessen Name mehr als ein bloßer Königsname, ein historisches Symbol, eine Nationalfahne war". „Du hast," rief ein begeisterter Italiener aus, „viele Lehren in deinem Leben gegeben, o großer König; aber die größte von allen ist die, welche bei deinem Tode in ihrer ganzen Bedeutung erschien, daß die größte Macht, das größte Glück eines Monarchen die Liebe seines Volkes ist." —

Versuchen wir noch zum Schluß, in raschen Zügen ein Bild der äußern Erscheinung des Königs, seiner Lebensweise und seiner geistigen Eigenthümlichkeit zu entwerfen.

Allbekannt sind die Gesichtszüge des Königs, wie sie die italienischen Münzen charakteristisch genug zeigen. Nichts erinnert in ihnen wie in seiner Natur an das griechische Schönheitsideal; man könnte seine Bildsäule zur Contrastwirkung neben die des Apoll von Belvedere stellen. Der untersetzte Körperbau mit nicht allzu proportionirten Gliedern, der kurze Hals, die aufgestülpte Nase mit weitgeöffneten Nüstern, das stark hervortretende, auf eine kräftige Sinnlichkeit deutende Untergesicht, das auf den ersten Anblick fast an die äthiopische Rasse erinnert, halten jeden Gedanken an classische Schönheit fern. Aber die hohe edle Stirn, das ausdrucksvolle Auge, das bald im Glanze natürlicher Majestät, bald theilnehmender Güte leuchtete, die imponirende, zugleich leichte und kräftige Haltung, der elastische Gang endlich versöhnten mit jener Unregelmäßigkeit der Züge, so daß Viele, die oft mit ihm verkehrten, den König trotz allem schön finden wollten.

Von kräftiger Gesundheit und früh abgehärtet, scheute Victor Emanuel keinerlei körperliche Anstrengung; ja er liebte es, sie aufzusuchen, während er seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachging, sei es in den dichtverschlungenen

Buschwäldern und dem Geröhrig der toscanischen Maremmen, wo er den Eber, den Damhirsch und das zahlreiche Sumpfgevögel verfolgte, oder in den wilden Fels- und Eiswüsten am Südfuße des Monte Rosa, wo er der Gemse und dem seltenen Steinbock nachspürte. Unermüdlich, allen Gefahren trotzend, klomm er dem Wilde an Stellen nach, wohin ihm die Seinen kaum zu folgen vermochten. Unempfindlich gegen Hitze und Kälte, wechselte er die Kleidung nie nach der Jahreszeit und lebte im Winter meist in ungeheizten Räumen. Nur wenn er sich unwohl fühlte, ließ er sich Mantel oder Paletot reichen. Seine Garderobe war äußerst einfach, ihr Hauptbestandtheil die grobe Joppe des Jägers. Die Uniform trug er in Friedenszeiten nur mit Widerwillen. Feierliche Toilette zu machen nannte er wie alle Arten von Repräsentation le noje del mestiere, die langweilige Seite des Handwerks. Es war charakteristisch, daß er sich nie das Maß zu seinen Kleidungsstücken nehmen ließ. Als man ihn vor seiner Reise nach Berlin versicherte, am dortigen Hofe halte man viel auf ein elegantes Aeußere, er müsse da durchaus eine „angemessene" Uniform tragen, erwiederte er: „So bittet Baron C., der meine Statur hat, daß er sie sich für mich anmessen lasse." Er war der entschiedenste Feind jener steifen Hofetiquette nach spanischem Muster, die noch an seines Vaters Hofe herrschte. „Natürlichkeit und freimüthige Offenheit, die Abwesenheit aller steifen Förmlichkeit," sagt d'Azeglio, „bilden die Grundlage seines Wesens." Die regelmäßigen Hoffestlichkeiten beschränkten sich auf vier Diners zu 30 Personen jährlich; von Bällen und dergleichen war keine Rede.

Der Tag war streng bei ihm eingetheilt. Der König schlief nur 4—5 Stunden und stand Sommer und Winter um 4 Uhr auf. Auf einen Spaziergang oder eine kleine Jagdexcursion folgten schon zu früher Stunde Privataudienzen, dann die Arbeiten mit den Ministern und dem Militärcabinet. Nach einer ein- bis zweistündigen Ruhepause durchmusterte er dann die eingegangenen Briefe, Bittschriften und Auszüge aus den Zeitungen. Gegen Abend machte er eine Spazierfahrt; bei der Rückkehr empfing er die Vertrauten, und zwar stets nur einzeln. Bei guter Laune war er sehr gesprächig und hatte Interesse für die Neuigkeiten des Tages. Er las gern und viel, vor allem Bücher, die von der Jagd, von Pferden und Hunden handelten, sowie Reiseberichte. Ins Theater ging er oft, aber erst zur Stunde des Ballets. Von der Musik war er kein großer Verehrer; überhaupt lagen ihm Kunstgenüsse fern, während er einen aufgeschlossenen Sinn für die Schönheiten der Natur hatte. Erst spät abends hielt er seine einfache Hauptmahlzeit, nicht selten die einzige des Tages.

Ebenso einfach wie seine Kleidung und Lebensart war seine Sprache und Ausdrucksweise. Am liebsten unterhielt er sich in dem häßlich klingenden Dialect seiner Heimatprovinz; doch sprach er auch das classische Italienisch mit Eleganz

und, wenn es sein mußte, ein geläufiges Französisch. Seine Ausdrücke waren oft von einer Derbheit, wie wir sie in den höchsten Ständen nicht zu hören gewohnt sind. Er liebte es, mit Personen aller Klassen in ihrer eignen Sprachweise zu verkehren und entzückte die Leute aus dem Volke durch sein Eingehen auf ihre Anschauungen, Ideen und Interessen. Dabei hatte er einen trefflichen Mutterwitz und verschmähte bei aller Gutmüthigkeit unter Umständen auch nicht die beißende Satire. Als bei seinem Besuche der Kathedrale von Bologna der Erzbischof nicht erschienen war und sich später deshalb entschuldigen wollte, erwiederte der König: „Sie haben Recht gethan, denn ich war nicht gekommen, um die Priester, sondern um Gott zu besuchen.“ Einst hatte er einem Komiker des Theaters San Carlino in Neapel einen Orden verliehen. Als ihm die Hofleute darüber lebhafte Vorwürfe machten, antwortete er in ironischem Tone: „Es giebt ja so viele Narren, die nur um der Verdienste Jesu Christi willen decorirt sind, warum soll da nicht auch ein Polichinell unter ihnen figuriren?“

So anspruchslos und einfach der König in Bezug auf seine Person war, so verschwenderisch war er Andern gegenüber. Er vermochte keine Bitte abzuschlagen; seine Freigebigkeit gegen seine Günstlinge beiderlei Geschlechts wie gegen die Armen und Bedürftigen kannte keine Grenze. Am meisten kosteten ihn die Frauen. Victor Emanuel hat viel geliebt; hier war sein schwacher Punkt; dem stark ausgeprägten sinnlichen Zuge seines Wesens ließ er gern die Zügel schießen. Er verkehrte viel mit Tänzerinnen und Choristinnen, wurde aber selbst noch mehr von den Frauen verfolgt, als er ihnen nachstellte. Dauernd geliebt bis an seinen Tod hat er nur eine, die vielgenannte schöne Rosina, die er aus einem Marketenderzelte geholt und zur Gräfin Mirafiore erhoben hatte, und mit der er sich nach dem Tode seiner legitimen Gattin kirchlich, aber nicht civiliter trauen ließ. Die ehrgeizige Frau strebte eifrigst nach dem Titel einer Königin und einem Einfluß auf die Regierung, aber Victor Emanuel weigerte standhaft das eine wie das andere. Desto verschwenderischer überschüttete er sie, ihre Kinder und Angehörigen mit Geld und Gut und machte sich ihrethalben zum armen Manne. Zwischen der morganatischen und der legitimen Familie bestand eine naturgemäße Abneigung, welche zumal die stolze und hochgebildete Kronprinzessin Margherita, der Liebling des Volkes, die bei den fremden Besuchen mit ebensoviel Tact wie Liebenswürdigkeit die Honneurs des Hofes machte, sich zu verhehlen keine Mühe gab. Dennoch war Victor Emanuel, wie seiner ersten Gemahlin ein zärtlicher Gatte, so auch ihren Kindern ein treuer, liebevoller, um ihr Wohl und ihre Erziehung eifrig besorgter Vater.

Streng religiös erzogen, blieb der König Zeit seines Lebens ein frommer Katholik. Keinen Festtag versäumte er die Messe; auf seinen Jagden im Gebirge ließ er im Freien einen Altar errichten und den nächsten Priester herbei-

holen. Kein Schwur oder Fluch kam je über seine Lippen. Auch von Aberglauben war er nicht frei; er trug eine Halskette von Heiligen und Madonnen, vor der er großen Respect hatte. Bei bedenklichen Gesprächen pflegte er das große Muttergottes-Bild seines Zimmers mit dem Gesichte gegen die Wand zu kehren. Bei dieser Gemüthsrichtung und seiner persönlichen Verehrung für den Papst konnten schwere innere Conflicte nicht ausbleiben. Aber es siegte eben stets das Bewußtsein seiner Monarchenpflicht über die Bedenken des Privatmannes, und er bekämpfte das Papstkönigthum, dessen Verderblichkeit für Italien er klar erkannte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen, ohne den Frauen, Beichtvätern und dem heiligen Vater selbst den geringsten Einfluß auf seine Entschlüsse zu gestatten.

„Voller Geradheit, Muth und unbestechlicher Redlichkeit," so schildert ihn uns der berühmte Dichter Manzoni, „sucht er Ruhm und Glück nicht für sich, sondern nur für das Vaterland. In Einfachheit stets sich gleich bleibend, ohne sich darum zu bemühen, groß zu scheinen, ist er natürlich, weil er wahr ist." Von unerschütterlicher Consequenz und Energie, zäh und ausdauernd in seinen Entschlüssen wie in seinen Gesinnungen, blieb der König stets sich selbst wie Anderen treu. Das hat ihm jenen anscheinend so bescheidenen und doch so herrlichen und vielsagenden Beinamen verschafft, mit dem ihn sein Volk bezeichnet hat, und den ihm die Geschichte bewahren wird: Il re galantuomo, der König Ehrenmann. Seinen Ministern trat er stets offen und ehrlich gegenüber; nie hat er — eine auch in constitutionellen Staaten nicht häufige Erscheinung — fremden Einfluß auf die Regierung des Staates neben dem ihrigen, nie eine Camarilla geduldet. Nie hat er das gegebene Wort gebrochen; den Freunden — denn er besaß derselben in der vollsten Bedeutung des Wortes wie selten ein Monarch unter seinen Unterthanen — stand sein Herz wie seine Hand stets offen. Voll begeisterter Vaterlandsliebe, hatte er volles und unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg der italienischen Sache; aber er hatte auch Glauben an die Freiheit und ein hochherziges Vertrauen zu seinem Volke. Er verstand es — eine seltene Eigenschaft bei Königen —, auch fremde Meinungen neben der eignen gelten zu lassen und zu achten; er besaß eine politische Klugheit, die es ihm möglich machte, alle Elemente zu benutzen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ohne ihnen den Weg dahin ängstlich abzustecken und vorzuschreiben; er hatte jenen sichern und klaren Blick, der die rechten Werkzeuge rasch zu finden, die Menschen an ihren Platz zu stellen weiß, und endlich jene geniale Sorglosigkeit gegenüber allen kleineren Schwierigkeiten und Hindernissen, welche so unendlich viel zum Erfolge beiträgt.

Daß der König an den Berathungen seiner Minister persönlich thätigen Antheil nahm, beweist schon das oben angeführte Wort von Cavour. „Er zeigt,"

sagt ein anderer seiner Minister (Cibrario), „bei der Discussion der Staatsangelegenheiten eine Feinheit, einen Scharfsinn, welche diejenigen, die ihn nur als einen tapfern, gutmüthigen und populären Monarchen kennen, in das höchste Staunen versetzen. Ich kann Ihnen versichern, daß Victor Emanuel eine außerordentliche Regentenweisheit besitzt, verbunden mit einem unfehlbaren Scharfblick und dem feinsten Tacte, und daß der beste Theil der Thronreden wie der diplomatischen Actenstücke meist seiner Initiative zu verdanken ist." Dabei verstand er es, trotz aller Geringschätzung äußeren Ceremoniells und höfischer Sitte, erforderlichen Falls mit dem edeln und gebietenden Anstande angeborner Majestät aufzutreten.

Kein Wunder, daß der Name Victor Emanuel, der so eng und unauflöslich mit den großen Ereignissen der neuesten Geschichte Italiens verknüpft war, zum nationalen Banner, zum Feldgeschrei aller Parteien wurde, und daß die Nation in dem verehrten Könige die Verkörperung des nationalen Gedankens, das Fleisch und Blut gewordene Ideal ihrer politischen Hoffnungen erblickte. Es ist ihm in dem kurzen Zeitraume von 20 Jahren gelungen, den alten Traum der italienischen Patrioten zu verwirklichen, das einheitliche Nationalreich Italien nicht nur zu schaffen, sondern es auch so zu festigen, daß ihm nach menschlichem Ermessen eine lange Dauer beschieden ist. War er dabei vom Glücke begünstigt wie selten ein Fürst, hat ihm der Himmel die trefflichsten Helfer zu seinem großen Werke gesandt, so hat er diese Gunst des Schicksals auch ausgezeichnet zu benutzen verstanden. Und war er nicht in jedem Sinne des Wortes ein großer Mann, waren seine Neigungen nicht alle edelster Art, sein Privatleben nicht tadellos, so dürfen wir doch mit dem Dichter von ihm sagen, daß er „jeder Zoll ein König" war.

Aus Louis Schneiders Memoiren.

2. Schneider über A. v. Humboldt.

Auf den ersten Band der Schneiderschen Memoiren, den wir in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs d. Bl. anzeigten, ist rasch der zweite gefolgt, welcher ebenfalls eine gute Anzahl von Erinnerungen enthält, die allgemeines Interesse beanspruchen, bei welchem aber noch mehr wie bei jenem die Schwächen dieser Aufzeichnungen, breite Redseligkeit und Weitschweifigkeit, hervortreten, und in

welchem wir auch dem Uebelstande häufiger begegnen, daß dieselben Thatsachen, die der Verfasser in dem einen Aufsatze erzählt, in dem folgenden, ja bisweilen noch in einem dritten wieder berichtet werden, und daß andrerseits oft auf fernere Mittheilungen und darunter auf solche verwiesen wird, die vom Autor nur beabsichtigt, aber nicht niedergeschrieben, wenigstens nicht in die vorliegende Sammlung aufgenommen worden sind. (Vgl. S. 205 Anm.) Würde daher eine Ueberarbeitung, die hier ausgeschieden, dort ergänzt hätte, dem Buche wesentlich zu gute gekommen sein, und ist es zu bedauern, daß sie unterblieben ist, so bleibt das Buch dessen ungeachtet eine willkommene Gabe; denn auch hier wieder erfreuen neben der Befähigung des Verfassers, Dinge und Personen wohl zu beobachten und festzuhalten, die Ehrlichkeit, der tapfere königstreue Sinn, der stramme preußische Patriotismus und der gesunde, nur bisweilen etwas flache Humor, die aus dem ersten Bande zu uns sprachen.

Die ersten drei Abschnitte führen uns in die Revolutionszeit von 1848 zurück und geben ein lebendiges Bild von den Thorheiten und Gemeinheiten, denen sich ein großer Theil der Berliner in diesen aufgeregten Tagen überließ, und von den Verfolgungen, denen alle damals ausgesetzt waren, die nicht in das Horn der Führer der Bewegung zu blasen geneigt waren oder gar denselben entgegenzuwirken den Muth besaßen. Die Rolle, die Schneider nach seinen Berichten hierbei auf dem Theater und außerhalb desselben inmitten vieler Verzagten gespielt, die Unerschrockenheit, mit der er seine Gesinnung allen Bedrohungen und Gefahren gegenüber öffentlich bekannt hat, das Geschick, mit dem er den Wühlern entgegengetreten ist, sind in hohem Grade anerkennenswerth und lassen uns gern über kleine Schwächen, die neben so rühmlichen Eigenschaften hergehen, hinwegsehen. Sehr wacker hält er sich als Schauspieler im Vergleich mit ängstlichen Vorgesetzten und abtrünnigen Collegen. Ein Muster volksthümlicher Beredtsamkeit ist die im Kapitel „Katzenmusiken" S. 61 ff. mitgetheilte Stegreifrede, die er im Posthofe in der Oranienburger Straße vom Dache eines Postwagens herab an die versammelten Landwehrmänner Berlins gehalten hat, um gegen die Umtriebe der Braßschen Rotte zu wirken, und mit der er diese Umtriebe in der That lahmlegte. Höchst anschaulich ist die Schilderung der Katzenmusik, die ihm dafür zu Theil wurde, und der Nachstellungen, Mißhandlungen und Beleidigungen, mit denen er für seine furchtlose Opposition gegen die Helden der Clubbs büßte, Beleidigungen, die ihm dann bis auf die Hamburger Bühne folgten, und die ihn dort (vgl. S. 110 ff.) veranlaßten, der Bühne auf immer Valet zu sagen. Seine Stimmung während dieser Auftritte giebt der Verfasser so vortrefflich wieder, daß wir dieselben gewissermaßen mit ihm erleben. Von geringerem Interesse ist der vierte Abschnitt, in welchem der Autor erzählt, wie er das preußische Heer während des Feldzuges in Schleswig be-

gleitete, sehr werthvoll dagegen wieder die Reihenfolge seiner Erlebnisse, die er in den Abschnitten: „Am Hoflager König Friedrich Wilhelms IV." und „Als Vorleser" vor uns entwickelt. Sie umfassen die Jahre 1848 bis 1857 und enthalten eine große Anzahl charakteristischer Züge aus dem intimen Leben des genannten Fürsten und seiner Umgebung, die der Verfasser in seiner Stellung als Vorleser des Königs zu beobachten Gelegenheit hatte, und von denen einige neu, andere zwar im Allgemeinen bekannt, aber in dieser Bestätigung durch einen von den höchsten Zirkeln ins enge Vertrauen gezogenen und nach der ganzen Art und Weise, wie er sich giebt, richtig empfindenden und zuverlässigen Mann immerhin beachtenswerth sind. Von besonderer Bedeutung sind hier die Uebersicht über die Stoffe, worüber Schneider, nachdem er sein Programm dem Könige zur Auswahl unterbreitet, vorzutragen pflegte (S. 363), und nächst den Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms und andrer Fürstlichkeiten das, was er über A. v. Humboldt sagt. Ein weiteres Kapitel behandelt die Begegnung, die er in den Jahren 1850 und 1852 mit Mademoiselle Rachel am preußischen Hofe hatte, und auch hier (z. B. S. 377 ff.) finden wir wieder verschiedene charakteristische Mittheilungen. Der letzte Abschnitt endlich „Eine Kurierreise mit Hindernissen" ist eine Humoreske der ergötzlichsten Art, worin der Verfasser die komischen Abenteuer beschreibt, die er und eine Riesentasche mit Depeschen und Briefen während einer Tour erlebte, auf der er 1851 dem Könige nach Warschau folgte.

Wir haben bei der ersten Besprechung der Schneiderschen Memoiren das Buch durch Gruppirung einer Auswahl von Stellen, die eine bestimmte Persönlichkeit betrafen, von sich selbst eine Probe geben lassen; wir wollen das auch diesmal thun, und zwar wählen wir dazu die Partien, in welchen der Autor seine Beziehungen zu Alexander v. Humboldt schildert und sein Urtheil über den Vielgefeierten als Menschen abgiebt. Dies Urtheil, so sehr es manchen Leser frappiren wird, ist jedenfalls ein wohlbegründetes. Die Beweise, die Schneider beibringt, sind unwiderlegbar und stimmen mit anderen Notizen, die wir von unbefangener Seite erhalten haben, im Wesentlichen überein. Dagegen ist das, was der Verfasser den Cabinetsrath Niebuhr auf S. 245 über Humboldts wissenschaftliche und literarische Bedeutung äußern läßt, so allgemein wie dort hingestellt, eine zu starke Behauptung, die sich nur mit dem Verdrusse über das Allwissenheits- und Unfehlbarkeitsbewußtsein des Mannes, sowie über dessen Sucht, in Gesellschaft allein zu reden und zu gelten, erklären läßt, und die nur dann zutreffen würde, wenn sie sich auf einen Theil seiner Schriften, z. B. gewisse Partien des „Kosmos", beschränkte.

Humboldt ist eins der großen Lichter der Liberalen, einer der Götter namentlich der Demokratie von der jüdisch angehauchten Sorte. Andere Kreise

haben über ihn als Menschen längst anders geurtheilt. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, was Bismarck in Buschs Buch (Band 2, S. 80 ff.) vor und nach der köstlichen Anekdote vom frevelhaft vereitelten Redeaufschwung: „Auf dem Gipfel des Popokatepetl" über ihn bemerkt. „Es war dem alten Herrn sehr verdrießlich, wenn er nicht (in der höfischen Gesellschaft) das Wort führen konnte." — „Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt. Aber er war ein Mensch, dem Fürstengunst unentbehrlich war, und der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien. Das hinderte nicht, daß er hernach mit Varnhagen über den Hof raisonnirte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte." Die liberale Presse hat diese Aeußerung dem Kanzler erschrecklich übelgenommen; sie konnte oder wollte eben nicht von der Legende, der hergebrachten Auffassung ihres Heros lassen, obwohl die Varnhagenschen Denkwürdigkeiten dem Minister vollkommen Recht gaben. Hier, bei Schneider, finden wir nun weitere Bestätigung des Bismarckschen Dictums, und der Heros erscheint auch mit andern wenig angenehmen Menschlichkeiten behaftet, die wir um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen gleichfalls nicht verschweigen wollen.

Schon vor 1864 schrieb Schneider einen Abschnitt seiner Denkwürdigkeiten, in dem es heißt: „War meine Erscheinung (als Vorleser in den Abendgesellschaften Friedrich Wilhelms IV.) in diesem neuen und bisher am preußischen Hofe in dieser Art nicht gekannten Verhältnisse vielen willkommen, die mir wohlwollten und meine anderweite Thätigkeit kannten, so mögen auch viele davon unangenehm berührt gewesen sein. . . . . Zunächst machte ich diese Erfahrung an dem berühmten und gefeierten Alexander v. Humboldt, von dem mir General v. Rauch und andere Befreundete erzählten, daß er mir auf das entschiedenste abhold sei. Ich konnte das um so weniger begreifen, als der große Mann stets ungemein freundlich gegen mich war und sich anscheinend gern mit mir unterhielt. Ich fühlte aufrichtige Verehrung vor diesem Heros der Wissenschaft und Liebling meines königlichen Herrn. Es war mir immer, als stünde ich neben einer Unsterblichkeit, wenn er mit seiner gewinnenden Art wie in vertraulichem Gespräche das Wort an mich richtete. Aus dem schonungslosen Urtheil aber, das er über hochstehende Personen und selbst über ihm nahe Befreundete fällte, erkannte ich bald, daß ich in meinen Aeußerungen vorsichtig sein müsse, und ich fing an zu glauben, daß er auch gegen mich nur so lange freundlich gesinnt sei, als er mit mir sprach."

Diese falsche Freundlichkeit und jene Abneigung war Schneider nicht recht erklärlich. Humboldt befand sich am königlichen Hofe in bevorzugter und glücklicher Stellung. Er war seit langen Jahren erst beim Kronprinzen, dann beim König Friedrich Wilhelm der ausschließliche Beherrscher des Gesprächs bei den

Abendunterhaltungen des Hofes gewesen. Jede Besprechung geistiger Dinge hatte sich um ihn als um ihren Mittelpunkt, ihren Anreger und Hauptwortführer gedreht. Da er gut und mit einer ungewöhnlichen Treue des Gedächtnisses sprach, so redete er auch gern und viel, und so war es ihm etwas Ungewohntes und Unliebsames, wenn sich erst dann und wann, später regelmäßig einmal die Woche die Aufmerksamkeit eines ganzen Abends nicht auf ihn, sondern auf eine andere Persönlichkeit richtete, die über das bloß maschinenmäßige Vorlesen hinaus auch durch Gespräch, Erzählung und eigne Auswahl des zu Lesenden das Interesse des Königs fesselte, der doch nach Recht und Herkommen mit seinem Ohr einzig und allein ihm, Humboldt, gehörte. So ungefähr suchte der Verfasser anfangs den Aerger und den Widerwillen zu verstehen, die der große Mann nach Aussage Dritter gegen ihn empfand. Er ist indeß nicht sicher, daß er richtig gerathen. „Vielleicht," so meint er, „hatte ich auf irgend eine andere Weise sein Mißfallen verdient. Aber," fragt er, ohne sich die Frage beantworten zu können, „warum war er dann so freundlich gegen mich? Er, der berühmte, beneidete, mit allen Vorzügen überhäufte Mann, gegen einen unbedeutenden Menschen?"

Später, als die Varnhagenschen Aufzeichnungen von Ludmilla Assing veröffentlicht worden waren, begriff Schneider auch diese Freundlichkeit, und die Auflösung des Räthsels lautete: gewohnheitsmäßige Verstellung. Der Verfasser unsrer Memoiren kommt darauf bei Gelegenheit eines etwas peinlichen Vorfalles zu sprechen, den wir kurz mittheilen wollen, obwohl er mit Humboldt nichts zu thun hat. Alle Ostern übersendete die Berliner Porcellanfabrik, die bekanntlich Staatsanstalt ist, dem Könige eine Anzahl vorzüglich schön gemalter Ostereier von Porcellan, die der Monarch dann während der Feiertage an Mitglieder seiner Familie oder andere Personen seiner nächsten Umgebung zu verschenken pflegte. Nun war er einst an einem Ostertage allein nach Potsdam gekommen, hatte Schneider zu einer Vorlesung auf dem Stadtschlosse befohlen und dazu nur Offiziere einladen lassen. Nach dem Souper, an welchem der Vorleser theilnahm, wurde dem Könige ein Kasten mit zwölf solchen Porcellaneiern gebracht, weil die Zahl der Anwesenden gerade zwölf betrug. Jeder einzelne der Generale und Stabsoffiziere, welche am Tische saßen, erhielt ein solches Ei, auch der gleichfalls gegenwärtige Cabinetsrath Niebuhr bekam eins, nur Schneider ging leer aus. Als daher ein Ei übrig blieb, sah der König sich am ganzen Tische um, wobei er auch Schneider einen Augenblick fixirte, und dann sagte er: „Es ist noch eins übrig. Da, Niebuhr, Sie sollen zwei haben." Schneider gesteht, sich gewundert zu haben, daß er bei der Austheilung nichts bekommen. Das Ei, so meint er, wäre kein werthvolles Geschenk, wohl aber eine Aufmerksamkeit gewesen. Er versucht sich den sonderbaren Vorgang damit

zu deuten, daß alle anderen eingeladene Gäste, er aber der Dienstthuende war. Aber auch das scheint ihm bei dem sonstigen vertraulichen Verhältnisse des Königs zu ihm (von dem wir in dem Buche zahlreiche Beweise erhalten) „eine zu subtile Auslegung“. Er erzählt nun weiter: „Bei der Erwähnung des Cabinetsrathes Niebuhr kann ich nicht umhin, des eigenthümlichen Verhältnisses zu erwähnen, in welches sich derselbe während der Abendgesellschaften des Königs zu Alexander v. Humboldt stellte. Er war der Einzige, der es wagte, dem berühmten Gelehrten rücksichtslos zu widersprechen. Niebuhr war ein junger Mann, und die Bestimmtheit, mit der er in seinem gründlichen Wissen bei jeder Gelegenheit gegen den für unfehlbar gehaltenen Greis auftrat, hatte etwas Verletzendes. Allerdings war es auch mir einige Male vorgekommen, daß v. Humboldt über Dinge der märkischen Geschichte und über Theaterangelegenheiten mit großem Applomb Unrichtiges sagte; ich hätte mich aber, selbst ganz abgesehen von der Umgebung, nicht unterstanden, ihm zu widersprechen oder ihn berichtigen zu wollen. Niebuhr aber war in solchen und ähnlichen Fällen sofort, in Gegenwart des Königs und unaufgefordert, mit Aeußerungen wie: „Excellenz, das ist nicht so“ oder: „Das hängt anders zusammen“ bei der Hand, und das weitere Gespräch ergab dann auch gewöhnlich, daß Niebuhr Recht hatte. Aber selbst die Ueberzeugung, die man dadurch von seinem gründlichen Wissen gewann, milderte das Verletzende seines Auftretens nicht.“

Schneider hat sich dieses Betragen Niebuhrs anfangs nicht zu erklären gewußt und nur gefühlt, daß es Humboldt ärgern und schmerzen mußte, ihn, der in diesen Kreisen seit Jahren fast allein das Wort gehabt und niemals Widerspruch erfahren, niemals erlebt hatte, daß jemand ihn des Irrthums überführte. Erst später klärte sich der Grund auf, der Niebuhr bewogen, so schroff und schneidend gegen den alten Herrn vorzugehen. „Er nannte den berühmten greisen Gelehrten einen ungründlichen Vielwisser, der über alle möglichen Dinge, die er nicht genau kenne, sprechen müsse und sehr geschickt zusammenzuschreiben verstehe, was andere Leute gedacht und erfunden.“ — „Zu der Zeit, als ich in die Hofverhältnisse eintrat,“ fügt Schneider hinzu, „schien mir dieses Urtheil ebenso ungerecht als anmaßend, später habe ich es erst verstohlen, dann lauter auch von andern aussprechen hören, wozu aber wohl die Enthüllung des Charakters Humboldts durch die Varnhagensche Literatur beigetragen haben mag. Niebuhr war ein treuer Diener seines königlichen Herrn, v. Humboldt aber kein aufrichtiger und wahrer Freund seines unerschöpflich gnädigen gekrönten Freundes .... „Daß er falsch gegen jedermann und selbst gegen seine Freunde war, auch gegen die, mit welchen er im zärtlichsten Briefwechsel stand, weiß jetzt, nach den Veröffentlichungen der Assing, die Welt, und dies ist unstreitig

eine der Ursachen, weshalb er so rasch vergessen und ihm kein Monument errichtet worden ist, wofür nach seinem Tode viele schwärmten."

Schneider erzählt aber auch aus seiner eigenen Erfahrung sehr unerfreuliche Beispiele von dieser Falschheit des Mannes, den uns die Demokraten immer und immer wieder nicht bloß als großen Weisen, sondern auch als trefflichen Menschen rühmen. Wir haben gesehen, daß Humboldt ihm außerordentlich freundlich entgegenkam, daß jenem aber die Gunst, die Schneider beim Könige gewann, und der Umstand, daß er bald regelmäßig bei Hofe erschien und dann in den Abendgesellschaften die eigentliche Quelle der Unterhaltung war, mit Mißgunst und Verdruß erfüllten, die allmählich zu bitterem Hasse gegen den Neuling in dieser bis dahin von ihm beherrschten Sphäre wurden. Schneider ahnte zuerst nichts davon. Auffallend war ihm allerdings die scharfe und boshafte Weise, mit welcher er über Personen urtheilte, die sich gleich ihm der Gunst des Königs erfreuten, aber „ich hatte," so fährt er fort, „wirklich zu große Ehrfurcht vor der außerordentlichen Erscheinung, als daß ich mich gegen irgend jemand darüber zu äußern wagte. Gleich das erste Mal, wo er sich mit solcher Malice, aber auch mit jener leisen Stimme und jener süß und verbindlich lächelnden Miene über den Geheimen Hofrath Tieck aussprach, stand ich starr und wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen dürfe. Der König hatte nämlich zu Potsdam in der Straße am Obelisken gegenüber der Mauerstraße das ehemalige Wittmeyersche Haus für Tieck zur Wohnung einrichten und deshalb mit dem Bildwerk einer lesenden Muse verzieren lassen. Tieck bezog diese Wohnung nur im Sommer, und als er während des Sommers von 1848 in Berlin bleiben mußte und es im Hinblick auf die damaligen schwierigen Verhältnisse in Sanssouci wünschenswerth erschien, für den Generaladjutanten v. Rauch eine Wohnung ganz in der Nähe des königlichen Wohnsitzes zu haben, schrieb der Hofmarschall Graf Keller an Tieck, um anzufragen, ob es sein Befinden gestatte, noch im Herbste nach Potsdam herüberzukommen; wenn nicht, so sei es wünschenswerth und nothwendig, daß ein Generaladjutant die Wohnung bezöge. Tieck äußerte sich ablehnend. Ich weiß aber nicht sicher, ob sich die Sache genau so verhalten hat; denn ich kenne den Hergang nur aus dem Munde v. Humboldts, und dieser brodirte seine Erzählungen ebenso fesselnd als, wie ich glaube, absichtslos. Unvergeßlich aber sind mir die Worte, mit denen er mir die abschlägige Antwort Tiecks mittheilte: ‚Was sagen Sie nur dazu? Schlägt der alte Narr dem Könige das ab. Es ist zwar kein Vorzug, wenn Sanssouci sich noch mehr mit Generaladjutanten bevölkert; aber er hätte doch bedenken sollen, daß Se. Majestät sich aus seinen Vorlesungen nichts macht, und daß er die Wohnung nur für ehemalige Verdienste erhalten hat.'"

So sprach der Abgott der Demokraten von einem Manne, von dem man allem Anschein nach glauben mußte, Humboldt sei ihm mit innigster Neigung zugethan. Schneider gewöhnte sich später an diese hämische Unterhaltungsweise der Excellenz, konnte aber in seiner Arglosigkeit und bei seiner Verehrung vor Humboldt immer noch nicht fürchten, daß dessen Malice sich auch gegen ihn selbst richte. Erst nach Humboldts Tode und nach dem Erscheinen der Varnhagenschen Briefe bekam er den Beweis in die Hände, daß die Freundlichkeit des großen Mannes auch ihm gegenüber eine gezwungene und der Deckmantel von Uebelwollen und Geringschätzung gewesen waren. Schneider empfing damals von Karl v. Holtei in Breslau folgendes Schreiben:

„Unter den von Ludwig Tieck hinterlassenen Briefschaften, welche ich auf den Wunsch seiner Tochter für den Druck ordne, befinden sich allerlei Morgenbilletchen Alexanders v. Humboldt, in denen es, wie Sie denken können, nicht an solchen fehlt, wo die Krallen aus den sammtenen Katzenpfötchen herauskratzen. Wiewohl ich nun weit entfernt bin, dergleichen Neckereien dem Herzen des großen Mannes anzurechnen, sondern sie vielmehr mit einer ihm zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit*) entschuldige, bin ich doch fest entschlossen, alles wegzulassen, was den durch Varnhagen schon mehr als zu viel Verdächtigten noch weiterhin verdächtigen könnte. Ich zweifle nicht, daß er auch Ihnen, wenn er beim Könige mit Ihnen zusammentraf, stets nur das streichelnde Sammetpfötchen gezeigt haben wird, sodaß Sie sich vielleicht durch beiliegende Spuren der Krallen unangenehm berührt fühlen. Jedenfalls ist es besser, daß diese kleine Perfidie unter uns bleibt, und ich war schon vor acht Tagen, wo ich diese Zeilen dechiffrirte, entschlossen, sie Ihnen zu übersenden — zu beliebigem Gebrauche.“

Der beiliegende Brief Humboldts an Tieck lautete: „Theurer, verehrter Freund! Eine starke Erkältung, die mir die nothwendigen und häufigen Eisenbahnreisen zugezogen, hindert mich heute, Ihnen das Hohe Lied selbst zu bringen. Ich habe heute wieder auf mehrere Briefe und Correspondenzen des vortrefflichen Dr. Böttcher freundlichst geantwortet. Der Mann träumt poetische Vorlesungen, wo es sich um Sein und Nichtsein handelt, und wo die ‚größte Wonne‘ (wir hatten sie noch gestern) das jämmerliche Pathos und die bühnenhistorischen Späßchen des patriotischen und militärischen Schauspielers Schneider sind. Ich gehe unter. Sie rettet geistig Ihre Einsamkeit. Mit alter, unverbrüchlicher Verehrung Ihr Humboldt.“

Die Anführung der Anerbietungen eines Dr. Böttcher und der Ausruf des Königs: „Es ist meine größte Wonne, wenn Schneider uns etwas vorliest“,

*) Die aber doch wohl nicht in den Fingerspitzen oder der großen Zehe, sondern im Herzen Platz genommen hatte.

wiesen den nicht datirten Brief einem Tage zu, wo Humboldt Tags vorher seinen „theuren, unverbrüchlich verehrten Freund“ Tieck in der Unterhaltung mit Schneider einen „alten Narren“ genannt hatte. Wenn der Ton auf die Worte patriotisch und militärisch gelegt wurde, so weiß man, daß Humboldt weder Patriot noch ein Freund des Militärs war, und daß Schneider ihm deshalb noch neben seiner Eigenschaft als Concurrent doppelt verhaßt sein mußte. Wenn er ausruft: „Ich gehe unter“, so meint er seine frühere Alleinherrschaft über die Unterhaltung am Theetische des Königs. Als Schneiders Vorträge sich oft wiederholten, verhehlte er auch am Hofe sein Mißbehagen nicht. „Er begann zum Beispiel,“ so erzählen unsere Memoiren, „noch ehe ich hereingerufen wurde, einen für den König oder den Hof besonders interessanten Artikel aus einer mitgebrachten französischen Zeitung oder den Brief irgend eines berühmten Mannes an ihn vorzulesen, aber kaum war der Thee getrunken, so unterbrach ihn der König: ‚Das andere können Sie uns ja morgen mittheilen; heute liest uns Schneider etwas vor.‘ Auch während des Abendessens versuchte er einen andern Gegenstand zur Sprache zu bringen; sowie indeß die Couverts fortgenommen waren, kam auch schon die Aufforderung: ‚Nun, Schneider, fahren Sie fort!‘“ Was war natürlicher, als daß Schneider ihm unausstehlich wurde? Niemals aber ließ er dies merken. „Er sprach,“ erzählt unser Memoirenschreiber, „gewöhnlich spanisch mit mir, da er aus einem meiner Vorträge erkannt hatte, daß ich dieser Sprache mächtig sei, und es schien ihm eine ganz absonderliche Freude zu machen, sich in einem allen Nahestehenden unverständlichen Idiome über Personen der Gesellschaft, den wachthabenden Offizier, die Kammerherren und selbst über Höherstehende spöttisch zu äußern. Ich will ihm nicht nachahmen, sonst könnte ich in der That Unglaubliches erzählen. An Niebuhr hatte er nun seinen Mann gefunden“, und es scheint, als ob der König sich darüber gefreut hätte, wenn Humboldt in solchen Fällen vor den gelehrten Citaten Niebuhrs verstummen mußte.

Wenn Varnhagen gemeint haben sollte, Humboldt sei wenigstens ihm ein ehrlicher Freund gewesen, so würde er sich ebenso getäuscht haben wie die Vielen, die während seines Lebens diese Freundschaft für echt angesehen haben werden. Schneider schreibt: „Zu mir sagte v. Humboldt einmal: ‚Varnhagen treibt ja auch Russisch. Vielleicht will er bei den Russen seine diplomatischen Talente verwerthen, weil hier doch niemand etwas von ihnen wissen will.‘ Da ich Herrn Varnhagen v. Ense nicht kannte, so ging diese Aeußerung unbeachtet an mir vorüber. Als aber jene Humboldtsche Correspondenz mit ihm erschien, stand sie plötzlich vor meinem Gedächtniß, und ich fragte mich: Was kann den bevorzugten, beneideten, über alles Kleinliche so erhaben gestellten Mann zu solcher Doppelzüngigkeit und Perfidie bewogen haben?“

Wir haben viel Schlimmes über Humboldt nacherzählen müssen. Zum Schlusse wollen wir nicht verschweigen, daß Schneider gelegentlich auch ein Beispiel für das richtige Urtheil mittheilt, das Humboldt über hervorragende Zeitgenossen hatte. Er berichtet: „So scharfsinnig seine Urtheile über Verstorbene waren, so irrthümlich bewiesen sie sich öfters über Lebende. Namentlich trat das bei der Entwicklung des Kaisers Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche ein. Als dieser noch Präsident der Republik Frankreich war, nannte ihn Humboldt in Sanssouci bei mehreren Gelegenheiten: un imbécile — un rien — une incapacité consommée und blieb auch dabei, als ganz Europa auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam wurde. In solchen Fällen pflegte dann der König mit seiner unbeschreiblich liebenswürdigen Art zu sagen: ‚Davon verstehen Sie nichts, Humboldt', eine Zurückweisung, die dieser aber, wenigstens anscheinend (er bedurfte ja der Hofluft zum Leben), nie übel nahm, indem er mit vollster Geschicklichkeit des Hofmannes sogleich das Gespräch fallen ließ."

Wir wissen jetzt, daß der König hier irrte, Humboldt dagegen richtig sah, und daß Schneider sich in dieser Beziehung über die Urtheile beider täuschte. Wir wissen es aus einer Quelle, der niemand ein unzutreffendes Verdict über politische Persönlichkeiten nachsagen kann, aus den von Busch nachgeschriebenen Tischgesprächen Bismarcks in Versailles. „Ein Tiefenbacher — dumm und sentimental" lautete die wohlmotivirte Ansicht des ersten Politikers der Gegenwart über den Exkaiser der Franzosen.

Zur Frage der Altersversorgungskassen.

Das Bestreben, die Einflüsse der Zufälligkeiten des wirthschaftlichen Lebens auf den Menschen und seine Lage aufzuheben oder doch auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen, zieht immer weitere Kreise. Zur Feuerversicherung ist die Hagel- und Viehversicherung getreten; dann kamen die Krankenkassen, und an sie reihten sich die Lebensversicherungsanstalten; nun tritt auch die Forderung auf, für die aus Altersschwäche oder sonstigen Ursachen hervorgehende Invalidität von Angehörigen der arbeitenden Klasse, sowie für etwaige Wittwen und Waisen derselben auf dem gleichen Wege Sorge zu tragen. An sich ist dieser Gedanke ja kein neuer; eine ganze Reihe derartiger Anstalten sind schon in deutschen Fabriken und zum Theil auch durch freiwilligen Zusammenschluß

von Arbeitern ins Leben gerufen worden. Ja auf einem einzelnen Arbeitsgebiete, im Bergbau, ist schon seit Menschenaltern durch die unter staatlicher Verwaltung stehenden oder auf Verlangen des Staats gegründeten „Knappschaftskassen" nicht nur für Krankheitsfälle, sondern auch für Alters- und Wittwenversorgung in einer nach mancher Seite hin mustergiltigen Weise Sorge getragen worden. Neuerdings ist auch eine Art Staatsanstalt ins Leben getreten, welche, ähnlich wie die französischen und belgischen caisses de retraite, dem Arbeiter die Möglichkeit zu vortheilhaftem und wohl garantirtem Einkauf in eine Versicherungsanstalt eröffnen: die Wilhelmsspende. Aber über alles dies hinaus macht sich doch in neuester Zeit der Gedanke geltend, daß gerade diese Seite der Versicherung eine allgemeine, möglichst die gesammte Arbeiterschaft oder doch einen überwiegenden Theil derselben umfassende Regelung finden sollte, weil das derselben entsprechende Bedürfniß eben ein allgemeines und ein solches sei, welches ohne schwerste Gefährdung unserer socialen Verhältnisse nicht länger vernachlässigt bleiben dürfe. Namentlich zwei Gesichtspunkte sind es, welche hierfür geltend gemacht werden: ein armenrechtlicher und ein socialpolitischer.

Unsere gegenwärtige Niederlassungs-Gesetzgebung hat zwar das Heimatrecht beseitigt, aber sie hat die Pflicht der Armenversorgung festgehalten und dieselbe nur von den Heimatgemeinden auf diejenigen Gemeinden übergewälzt, in denen die zu Unterstützenden durch zweijährigen Aufenthalt den sogenannten „Unterstützungswohnsitz" erworben haben. Wir lassen die Frage, in wie weit 1) der Grundsatz der absoluten Unterstützungspflicht ein richtiger, 2) die gänzliche Beseitigung des Heimatrechts nothwendig oder zweckmäßig, 3) die Frist zur Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes eine richtig gegriffene war, hier auf sich beruhen; wir für unsern Theil beantworten alle drei Fragen in verneinendem Sinne und hoffen, daß die bevorstehenden Umgestaltungen seither in Kraft gewesener Wirthschafts- und socialpolitischer Gesetze auch diesen Punkt treffen werden. Mag man aber jene Fragen beantworten, wie man will, so wird doch kaum ein Urtheilsfähiger in Abrede stellen, daß die den Gemeinden aufgebürdete Last der Sorge für Arbeitsunfähige sowie für Wittwen und Kinder vermögenslos Gestorbener der richtigen Ausgleichung nach zwei Seiten hin entbehrt: einerseits dem Arbeitgeber und zwar insbesondere dem Fabrikbesitzer, andrerseits auch dem Arbeiter gegenüber.

Auch der eifrigste Anhänger der ungehemmten industriellen Entwicklung und der schrankenlosen Freizügigkeit wird nicht bestreiten, daß die Verantwortlichkeit der Fabrikbesitzer für den socialen Einfluß, den die rücksichtslos von ihnen zusammengetriebenen Massen von Arbeitern ausüben, bez. dem diese Arbeiter selbst unterliegen, bisher so gut wie gar nicht ihren Ausdruck gefunden hat. Mochten diese Massen noch so sehr aus geordneten Zuständen herausgerissen

und in ein Chaos hineingeschleudert worden sein, mochten sie noch so starken depravirenden, demoralisirenden und degenerirenden Einflüssen unterliegen, mochten sie ihren neuen Wohnort noch so sehr mit früher ungekannten socialen Mißständen inficiren und mit noch so unverhältnißmäßigen Pflichten gegen Arbeitsunfähige und Unmündige belasten — dies alles brauchte den Fabrikherrn nicht im mindesten zu kümmern; es gab keinerlei Bestimmungen darüber, wie er seinerseits zu einer entsprechenden Mitverantwortlichkeit und Mitleistung herangezogen werden könne. Eine Zeit lang ist es sogar versucht worden, einfach zu leugnen, daß die Fabrikindustrie das Armenwesen in merkbarer Weise beeinflusse; man behauptete, daß ganz andere Kategorien armer, bez. verarmter Personen es seien, die das Armenbudget industrieller Städte so unerträglich belasteten. Doch ist diese Behauptung längst fallen gelassen worden und hat anderen Erwägungen, mit denen man sich über die Schwere der Frage hinwegzutäuschen suchte, Platz gemacht. Im Allgemeinen verließ man sich darauf, daß die zum Industriebetriebe herangezogenen Arbeiter meist solche aus der Umgegend sein würden, und in der That ist auch in Deutschland die Zahl der Fälle nicht übermäßig groß, in denen die Umgegend nicht wenigstens das Hauptcontingent zu den beschäftigten Arbeitern gestellt hätte. Trotzdem giebt es Fälle, und ihre Zahl ist nicht gering, in denen doch die Menge der auswärtigen Zuzügler eine schwer ins Gewicht fallende geworden ist. Wo dies aber zutrifft, da treten auch die oben erwähnten Bedenken in Kraft. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß solche Verhältnisse ein Analogon fänden in den Stadtgründungen orientalischer Despoten, wenn dieselben Hunderttausende zusammentrieben ohne inneren Halt, und sie vielleicht nach einigen Jahren wieder ebenso auseinander jagten. Es sind Fälle vorgekommen, wo nach verhältnißmäßig kurzem Bestehen einer Fabrikindustrie dieselbe wieder aufhörte oder verlegt wurde und nun einen Rückstand von der Gemeinde zu verpflegender Personen zurückließ, der in grellem Mißverhältniß stand zu den Vortheilen, welche die Gemeinde aus dem Fabrikbetriebe vielleicht gezogen hatte. Fälle, in denen die der Gemeinde erwachsene Last noch immer eine gröblich unverhältnißmäßige ist, wenn auch das eben geschilderte Extrem bei ihnen nicht eintrat, können massenhaft beobachtet werden.

Von der socialen Wirkung auf die Arbeitermassen als solche und auf die in ihnen vorhandenen sittlichen Factoren, die doch wahrlich auch nicht zu unterschätzen ist, ist hierbei noch ganz abgesehen. Die Vertheidiger des unbeschränkten Industrialismus gehen allerdings stets von der Ansicht aus, daß unter allen Umständen der Segen, den die Industrie verbreite, ein überwiegender sei, und daß die Gemeinden, in denen die industrielle Entwicklung sich hauptsächlich vollziehe, die damit verbundene Belästigung eben in den Kauf nehmen müßten. Dies würde aber doch nur unter der doppelten Voraussetzung richtig sein, daß

erstens die vor sich gehende Entwicklung auch den Arbeiter selbst durchgehends auf eine höhere moralische und wirthschaftliche Stufe hebt, und daß zweitens der dem Arbeiter gezahlte Lohn unter allen Umständen hinreiche, um nicht nur den persönlichen, sondern auch den aus der Familiengründung hervorgehenden Aufwand desselben vollständig zu bestreiten und außerdem noch eine Versicherungsprämie für den Fall der Arbeitsunfähigkeit, sowie für den der Hinterlassung von Wittwen und Waisen zu liefern. Beide Voraussetzungen treffen leider keineswegs in der wünschenswerthen Allgemeinheit, ja sie treffen nicht einmal in einem solchen Umfange zu, daß man im Großen und Ganzen auch nur ihr nothdürftiges Vorhandensein annehmen könnte. Zahlreiche Angehörige des Arbeiterstandes, sowohl den Handwerkerkreisen wie der ländlichen Bevölkerung entstammte, sind entschieden durch ihr Hineinziehen in die Massen-Arbeiterschaften der Fabriken in ihrer sittlichen Kraft und in ihrem Zusammenhange mit Kreisen, aus denen diese Kraft Nahrung schöpfte, schwer beeinträchtigt worden, wenn wir auch zugeben, daß bei vielen anderen Elementen wenigstens eine wirthschaftliche Hebung, in einer gewissen — nicht allzugroßen — Zahl von Fällen sogar eine Hebung des Sittlichkeitsstandes unter den verwendeten Arbeitern oder einem Theile derselben stattgefunden hat. Daß aber die gegenseitige Abwägung dieser Wirkungen nicht zu einem Uebergewicht der von der Fabrik-Industrie geübten sittigenden und veredelnden Einflüsse führen würde, unterliegt für uns keinem Zweifel. Was ferner die Fähigkeit der gezahlten Löhne betrifft, aus ihnen alle die oben erwähnten Lasten bestreiten zu können, so läßt sich ja natürlich das Nichtvorhandensein dieser Fähigkeit nicht schlechthin und durchgehends nachweisen; aber zweierlei läßt sich mit voller Sicherheit behaupten: daß in einer großen, ja überwiegenden Menge von Fällen der übliche Lohn nur eben hinreicht, um eine Familie in recht dürftiger Weise zu unterhalten, und daß, wenn auch der Lohn an sich zur Bestreitung einer Prämie für Arbeitsunfähigkeit und Hinterlassung von Wittwen und Waisen wohl hinreichend sein möchte, dieser Umstand doch so lange werthlos ist, als diese Prämie nicht auch wirklich angesammelt und für den fraglichen Zweck dienstbar gemacht wird. Nach beiden Richtungen hin aber muß durchaus Abhilfe geschaffen werden, wenn der Industrialismus als ein Segen für unsere wirthschaftlich-socialen Verhältnisse angesehen werden soll. Kann aus dem Lohne die Prämie nicht bestritten werden, so hilft alles Drehen und Wenden nicht darüber hinaus, daß aus Mitteln der öffentlichen Wohlthätigkeit bez. der öffentlichen Armenpflege das Deficit gedeckt werden muß, die Industrie also vom Standpunkte der wirthschaftlichen Gesammtheit mit einer fortwährenden Unterbilanz arbeitet. Ebenso klar ist es, daß die bloße Thatsache genügender Lohnhöhe nichts nützt, so lange nicht ein entsprechender Lohntheil zur Versicherung heran-

gezogen wird; und hier liegt der Punkt, wo auch dem Arbeiter gegenüber die ihm zufallende Mitverantwortlichkeit schärfer betont werden muß. Es ist leider nur zu notorisch, daß zur Zeit bei unserem Arbeiterstande keine Eigenschaft schwächer entwickelt ist als die der Vorsorglichkeit für spätere Jahre, und ebenso dürften alle Urtheilsfähigen darüber einig sein, daß der über das stricte Bedürfniß hinausgehende Verbrauch unserer Arbeiterfamilien nur in den wenigsten Fällen ein solcher ist, welcher ihrer inneren Tüchtigkeit zu gute kommt, ja in sehr vielen Fällen nicht einmal ein solcher, der wenigstens ihr äußeres Behagen im Sinne eines vernünftigen Lebensgenusses erhöht. Es ist somit durchaus berechtigt, den Gesichtspunkt festzuhalten, daß auf die Heranziehung der entsprechenden Lohnquote zur Herstellung einer allgemeinen Versicherung gegen Arbeitsunfähigkeit gehalten werden muß, nöthigen Falls mit den Mitteln einer zwangsweisen Durchführung.

Es ist indessen keineswegs die Meinung der Vertreter unserer Idee, daß die zu begründenden Anstalten lediglich den Charakter einer Succursale des öffentlichen Armenwesens tragen sollen. Wahr ist es, daß das letztere bedeutend entlastet werden wird, daß man also mit gutem Rechte auch die Gemeinden zu den Kosten dieser Anstalten mit wird heranziehen können, und wenn es nur durch die Auferlegung einer kostenlosen Verwaltung, des Einziehens der Beiträge und dergl. m. wäre. Im übrigen dürfte der zweite Gesichtspunkt, dessen wir oben gedachten, der socialpolitische, mindestens ebenso wichtig sein.

Alle Kenner unserer Arbeiterzustände sind darin einig, daß sie als einen der schlimmsten Factoren derselben die Hoffnungslosigkeit bezeichnen, unter welcher der Arbeiterstand seiner großen Masse nach leidet. Selbst der in gutem Lohn stehende Arbeiter, der — ohne daß ihm persönlich hieraus ein großer Vorwurf gemacht werden kann — nicht an strenge Sparsamkeit und an zweckmäßige Verwaltung seiner Ersparnisse gewöhnt ist, sieht, soweit es sein Alter und die Erziehung seiner Kinder betrifft, durchgehends sehr trübe in die Zukunft. Wie groß aber ist nicht die Masse derjenigen Arbeiterfamilien, welche jahraus jahrein von der Hand in den Mund leben, und welche durch eine Krankheit oder gar durch den Tod des Ernährers sofort in das bitterste Elend gestürzt werden — und zwar wiederum, ohne daß man berechtigt wäre, einen ernsthaften Vorwurf gegen ihr Leben und ihre Verwendung des Lohnes zu richten. Denn es ist unbillig, an die Charakterfestigkeit und moralische Kraft der Menschen Ansprüche zu erheben, welche über ein bescheidenes Durchschnittsmaß hinausgehen. An Gelegenheiten, den Arbeiter innerhalb seiner Sphäre zur Vorsorglichkeit und zur Vermögens-Ansammlung heranzuziehen, fehlt es zwar nicht — wir erinnern an die Erbauung verkäuflicher Arbeiterhäuser —, aber die Benutzung solcher Gelegenheiten läßt leider immer noch sehr viel zu wünschen

übrig. Die Masse unseres Arbeiterstandes mag also eine leidliche Gegenwart haben, aber die Zukunft ist eine düstere, und es ist bei dieser Lage der Dinge vollkommen erklärlich, wenn der Durchschnittsarbeiter entweder am liebsten gar nicht an diese Zukunft denkt, oder zu Betäubungsmitteln greift, oder endlich allerhand Träumereien und Phantasien über eine, auf den Trümmern der jetzigen Gesellschaft zu errichtende bessere Zukunft für ihn und die Seinen sich hingiebt. Ein humaner Fabrikbesitzer*) sagte dem Schreiber dieser Zeilen einmal, er selbst habe es zu Reichthum und Behagen gebracht, er habe aber in seiner Fabrik Arbeiter, die er schon vorgefunden habe, und die es zu nichts gebracht hätten, ohne daß man diese Leute des Unfleißes, des liederlichen Lebens 2c. beschuldigen könne; im Gegentheil, es seien sehr wackere Leute darunter; hier müsse ein Fehler in unserer Gesellschaftsordnung stecken. So ist es in der That. Unzählige Arbeiter kämpfen heutzutage, ohne nachweisbare eigene Schuld, mit der Lebensnothdurft in einem Maße, welches den Gedanken an Sicherung vor den Wechselfällen des Lebens gar nicht aufkommen läßt. Das wäre an sich keineswegs ein unerträglicher Zustand, denn alle derartigen Verhältnisse sind schließlich relativ; ohne Frage hat sich sehr vieles schon gebessert, und ohne Frage wird es zu einem Zustande, welcher allen, selbst bescheidenen Wünschen Genüge leistet, kaum je zu bringen sein. Aber seit eine unermüdliche, mit allen Hilfsmitteln unserer Zeit ausgerüstete Agitation dahin gerichtet ist, in den Arbeitern einerseits das Bewußtsein ihrer dürftigen, vielfach unbefriedigenden Lage wachzurufen und andrerseits sie zur Stellung der Frage zu veranlassen, ob dem nicht abzuhelfen sei, seitdem ist die Lage eine ganz andere geworden, und die oben geschilderte Hoffnungslosigkeit darf nicht mehr bloß im Lichte eines sittlichen, sie muß uns auch in dem eines schweren socialen Factors erscheinen.

Nun macht sich allerdings gegen die Absicht, diese Hoffnungslosigkeit zu beseitigen oder ihr doch den stärksten Stachel zu nehmen, ein schweres Bedenken geltend. Der Arbeiter, so sagt man nicht ganz grundloserweise, sei ohnehin stark disponirt, an Vorsorge für die vielleicht kommenden üblen Tage und an das Schicksal seiner Hinterbliebenen nicht zu denken, sich wenigstens keine großen Sorgen darum zu machen und sich keine irgend fühlbaren Entbehrungen aus diesem Grunde aufzuerlegen; wie solle das erst werden, wenn der Arbeiter im voraus wisse, daß er gegen Alter und Arbeitsunfähigkeit in jedem Falle versichert sei, ihn also gar nicht mehr viel treffen könne? Dann würde man ja darauf schwören dürfen, daß er nicht den geringsten Anlaß mehr sehen werde, etwas zu sparen, sich vielmehr mit einer gewissen inneren Beruhigung dem Ver-

*) Den Namen des Braven zu verschweigen, liegt kein Grund vor; es war der vielgenannte, auf einer Reise nach Amerika in der Salzseestadt verunglückte Tabakfabrikant Carl Gräff zu Bingen.

brauche alles dessen, was er verdiene, hingeben werde. Um so sicherer müsse dies zutreffen, da ja unter den Arbeitern die Meinung stark verbreitet sei, daß eine Art Pflicht für jeden Einzelnen darin bestehe, möglichst viel zu verbrauchen. Daß aber allgemeine Einrichtungen nach Art der in Aussicht genommenen sofort einen sehr merkbaren Einfluß ausübten, beweise das Haftpflichtgesetz; denn es sei notorisch, daß seit Erlaß desselben die Zahl der Unfälle sich relativ vergrößert habe, weil die Arbeiter im Bewußtsein der dem Arbeitgeber zufallenden Entschädigungspflicht leichtsinniger geworden seien. Dieses ganze Raisonnement, so plausibel es sich anhört, ruht aber doch auf sehr unsicherer Grundlage, selbst wenn wir davon absehen, daß die angeblich mit dem Haftpflichtgesetze gemachte Erfahrung bis jetzt mehr auf Behauptungen Einzelner als auf wirklichen Nachweisen beruht. Die Annahme, daß ein heute unvorsorglicher Arbeiter dadurch, daß ein sehr bedeutender Factor eben dieser seiner Unvorsorglichkeit aus dem Wege geräumt wird, noch unvorsorglicher werden würde, entspricht doch weder der Logik, noch den auf anderen Gebieten gemachten Erfahrungen, noch den Vorstellungen von der Güte und Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Natur, die unsere Zeit doch sonst allenthalben festhält. Man vergesse zweierlei nicht. Erstens, daß der Arbeiter wie der Mensch überhaupt ein Product der Zeit und der ihn umgebenden Verhältnisse ist, und daß diese Verhältnisse darnach angethan sind, um es durchaus erklärlich zu machen, wenn der Durchschnittsarbeiter hoffnungslos und unvorsorglich — zwei in der That auf dem gleichen Grunde erwachsende Eigenschaften — wird, daß also eine Besserung seiner Verhältnisse in der Richtung, ihn mit mehr Muth und mehr Lebensfreudigkeit zu erfüllen, gerade diejenigen Einflüsse z. Th. hinwegräumen würde, welche ihn heute unvorsorglich machen. Zweitens, daß die erstrebte Einrichtung denn doch den Sinn nicht hat, noch haben kann, den Arbeiter und seine Familie nach allen Seiten hin auf Rosen zu betten. Immer handelt es sich nur um ganz bestimmte Lebenslagen, deren Eintritt nachgewiesen werden muß und wohl controlirbar ist, und immer müssen die Leistungen der Anstalt so bescheidene, ja dürftige bleiben, daß eben nur der bittersten Noth gesteuert ist und eine Verlockung, diesen Zustand herbeizuführen, schwerlich je in erheblichem Grade eintreten kann. Berücksichtigt man diese beiden Punkte, so wird man wahrscheinlich zu dem Resultate gelangen, daß in der That eine starke Chance vorhanden ist, durch die zu gründende Anstalt nicht nur in äußerlichem Sinne, sondern recht eigentlich von innen heraus, nämlich durch moralische Kräftigung, die sociale Lage des Arbeiters zu bessern, und daß also auch dieser socialpolitische Gesichtspunkt mit Recht für die Idee der Altersversorgungskassen geltend gemacht werden kann.

Hamburg. Julius Schulze.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Molière-Museum.

Nachdem neuerdings als Seitenstück zu den bekannten Shakespeare- und Dante-Jahrbüchern auch ein Goethe-Jahrbuch angekündigt worden ist, dessen erstem Bande wir mit Spannung entgegensehen, hat Dr. Heinrich Schweitzer in Wiesbaden auch den Anfang mit der Herausgabe eines Molière-Museums gemacht, das ein Sammelwerk zur Förderung des Studiums dieses Dichters in Deutschland sein soll und unter besonderer Mitwirkung der Molière-Forscher Humbert, Laun und Fritsche in zwanglosen Heften erscheinen wird (Leipzig, in Commission bei Th. Thomas). Das vorliegende erste Heft, allein aus der Feder des Herausgebers stammend und betitelt „Biographisches auf Grund eigner Quellenforschung", behandelt „Molière im Elternhaus und in der Schule", nachdem eine lange Einleitung (über 100 Seiten) vorausgeschickt ist. Wer sich nicht schon durch die an der Spitze stehende umfängliche Liste aller „Gönner des Unternehmens" (ein ganzes Adreßbuch von Bekannten des Verfassers aus dem Gelehrten- und Künstlerstande, theilweise mit völlig gleichgiltigen Notizen über Ursprung und Datum dieser Freundschaften) hat abschrecken lassen, wird mindestens schaudern bei dem ersten 16 Zeilen langen Satze, der folgendermaßen lautet: „Daß ich in meinem 71. Jahre zum ersten Male vor das eigentliche Lesepublikum trete und mich so gewaltsam um die süße Illusion bringe, die so viel Selbstüberschätzung zu hohen Jahren kommen läßt, und mit der sich so sanft aus lebenswierigem Nichtsthun in die ewige Ruhe eingehet, ‚daß man sicher etwas geleistet hätte, wenn man das nur irgend gewollt', die Abenteuerlichkeit entschuldige ich vor mir selber damit, daß ich es bei diesem ersten Versuche aller Wahrscheinlichkeit bewenden lassen werde, daß ich ja gegen jede späte Reue über den voreiligen Schritt gesichert sei und daß das Buch eines solchen ABC-Schützgreises, wie Montaigne uns nannte, sich wenigstens eines Tages für dessen Freunde, Gönner und Sinnesgenossen zu Erinnerungsblättern eignen könne, zumal wenn diese, wie hier, den Verfasser in dem ihm sicher günstigen Lichte zeigen, in dem verklärenden nämlich vom Cultus des Großen und Wahren her." Beim Weiterlesen zeigt sich aber doch, daß sowohl die Einleitung — die nach Darlegung des Planes zu dem ganzen Unternehmen den Dichter betrachtet: nach der „Signatur seines Wesens und Wirkens", seiner „Weltbedeutung", der Schätzung seiner Poesie, seiner „biographischen Behandlung" und seinem Nachleben in Frankreich und in Deutschland — wie die Hauptstudie über Molières Kinder- und Knabenjahre viele interessante Einzelheiten bietet, welche die Frucht sind eines offenbar eingehenden und liebevollen Studiums von Molière und allem, was auf ihn Bezug hat, dabei zum Theil aus schwer zugänglichen Quellen geschöpft und geeignet, das Interesse für den Dichter und seine Zeit mannigfach zu fördern. Wir verweisen in dieser Hinsicht namentlich auf die Erörterungen über Molières Mitschüler Chapelle, Ber-

nier, Hesnault, Cyrano de Bergerac und seinen berühmten Lehrer Gassendi, auf die nach dem notariellen Inventar vom Januar 1633 entworfene Schilderung der Einrichtung in Molières Geburtshause, auf das deutsche und ins Französische übersetzte „Todtengespräch" zwischen Sixtus V. und Molière, zu welchem auch das beigegebene facsimilirte Titelbild gehört. Andrerseits können wir freilich nicht verschweigen, daß der Darstellung große Breite anhaftet, und daß das Studium der beiden Abhandlungen gerade dem ernsthaften Leser durch allerlei Wunderlichkeiten der Form und beständige Seitensprünge wesentlich erschwert ist. Die Redseligkeit des Alters und zugleich der Mangel an schriftstellerischer Uebung lassen den Verfasser offenbar nicht durchdringen zu dem Gesetze weiser Beschränkung, auf das Verleger und Redacteure im eigenen Interesse wie in demjenigen vielbeschäftigter Leser zu halten gewohnt sind. So kommt es, daß der „ABC-Schützgreis" inmitten aller seiner Notizen und über seinem ganzen Molière-Enthusiasmus sich nicht recht zu helfen und zu keiner knappen, klaren, übersichtlichen Darstellung zu gelangen weiß.

Zum Belege des Gesagten geben wir außer den bereits citirten Eingangsworten noch einige wenige Proben. S. XXV heißt es: „Der Lustspieldichter, für den die Hauptagentien seiner Ueberzeugungsmacht im schlagfertigen Incontraststellen und Abdabsurdumführen zu suchen" — S. XXVI: „Was aber Molière immer mit einem ganz eigenen Reiz ausstatten wird, das ist sein naives Großsein, wie in den Tag hinein, sein rührendes Nichtwissen von seiner Bedeutung für alle späteren Tage" — S. 8: „Und wie nun 1668 den Matadoren der Pariser Facultät ... aufgegeben ward, sich im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege über diese Brodfrage auszusprechen, da verpaßten diese wahrlich die neue Gelegenheit nicht, sich lächerlich zu machen, wie schon aus der Schlußfolgerung ihrer Expertise hervorgeht, die ganz von der unverbesserlichen Selbstgenügsamkeit und der verknöcherten Schulfuchserei zeugt, auf Grund deren es unserm Dichter bereits mehrfach gelungen war, diese Sorte von Galenikern unter seinen komischen Bühnentypen aufs Eingreifendste mitfiguriren zu lassen." — S. 16 fg.: „Höchstens könnte man ihm den Vorwurf machen, der die meisten Väter der sogenannten Genies trifft, daß sie sich in ihrer Standpunktnahme ihrem Kinde gegenüber von Hause aus nur auf einen Durchschnittsmenschen vorgerichtet haben, und daß in ihrer prosaischen Auffassung der Dinge (sie fragen sich ganz einfach, woher bei dieser großen Anzahl jugendlicher Genies alle die Dummköpfe später herkommen?) sie eher an Zuchthäuser als Ruhmestempel für dasselbe denken, wenn sie es die gebahnten Wege verlassen und nach eigenen und neuen abentheuern (sic), der Phantasie mehr als dem Gebot der Pflicht und reiferer Einsicht nachleben und durch Allotriatreiben in einer Art geregelten Müssigganges ein Geschäft suchen sehen."

Noch amüsanter sind theilweise die bizarren Seitensprünge, Vergleiche und Abschweifungen des eifrigen alten Herrn. Auch davon eine kleine Blumenlese. S. XII fg. schreibt er: „So erinnern sie mich durch die Abweichungen in ihren An-

gaben über unsern Dichter gar oft an jene beiden Examinanden in der Geschichte, von denen der eine sein ungenaues Wissen damit entschuldigte, daß er nur die Begebenheit und nicht die Jahrzahlen im Kopfe behalten könne, der Andere aber nur die Jahrzahlen ohne die Begebenheiten wissen wollte." — S. XVII: „Wird hier nicht zugleich in Molière der Soldat der Aufklärung und des Fortschritts mit aufs Korn genommen, der sich an einem der Vorpostengefechte betheiligte zu all den heißen Treffen, die wir in unseren Tagen als den Culturkampf bezeichnen?" Ebenda: „Unser Museum wird, wie das bekannte Panopticum in Berlin, auch seine Verbrechergalerie haben." — S. XXXI: „Man wird hier an jene hygrometrischen Apparate erinnert, jene Wetterverkünder aus einem Häuschen bestehend, aus dem ein Kuttenträger tritt, so oft schlecht Wetter im Anzuge ist. Molières schöne Tage hören auch auf, sobald die Dunkelmänner aus dem Häuschen und frei herumprocessiren können." — S. IL: „Auguste Fontaine ... der es mit seiner Zurschaustellung der kostbarsten Bücher inmitten des Viertels der Börse und der Wechsler auf eine perpetuelle Herausforderung der Geldmacht durch die Geistesmacht abgesehen zu haben scheint" — S. CIV: „Nachdem er (Meyer Hirsch) einen Erbschaftsproceß verloren, was blieb ihm Folgerichtigeres zu thun, als das Kammergericht zu insultiren, und wie er demnach zu längerer Strafhaft verurtheilt ward, mit unbeugsamem Starrsinn darauf zu bestehen, daß er zur Abbüßung seiner Strafe bei strengem Winterfrost und zu Fuß (vulgo per Schub) nach Stettin transportirt werde? ... Nur Molière durchleuchtete noch von Zeit zu Zeit seine lange Nacht des Wahnsinnes." Gleich darauf folgt eine lange Geschichte von einem kranken deutschen Arzte in Paris, der in dem Studium Molières Zerstreuung fand. Da heißt es: „Bald war er der von allen Kranken in Paris am meisten aufgegebene Arzt; in seinen Sprechstunden sprach er ungestört mit sich selber; die Armen erwiederten seine Visiten nicht mehr durch Gegenvisiten, seine Hausglocke hörte auf zu ertönen." (Warum nicht lieber „wurde das ungezogenste Ding in der Stadt"?)

Durch dergleichen Zuthaten soll die Darstellung gewürzt werden, denn der Verfasser ist ernstlich darauf aus, „mit einem Buche zum Nachlesen zugleich ein lesbares" zu schreiben. Wir meinen, er hätte der Sache, die ihm so sehr am Herzen liegt, mehr gedient durch eine klare und übersichtliche Abhandlung ernsteren Tones, die darum noch immer „lesbar" und keine trockene Zusammenstellung eines bloßen Studienapparates zu sein brauchte. Hoffentlich nimmt das Molière-Museum, dem wir von Herzen Gedeihen wünschen, künftighin eine etwas straffere, sachgemäßere Haltung an. Es ist dies schon im Interesse unseres literarischen Rufes im Auslande, speciell in Frankreich, zu wünschen.

Literatur.

Entwickelung und Gestaltung des Heeres-Sanitätswesens der europäischen Staaten. Von Major **Emil Knorr.** Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, 1880.

Wenn ein Soldat von Fach es in die Hand nimmt, eine Geschichte des Heeres-Sanitätswesens zu schreiben, so hat der Arzt von Fach unwillkürlich die Befürchtung, daß die ärztlichen Fragen zu Gunsten der militärischen in den Hintergrund treten werden. Diese Befürchtung wäre jedoch für obiges Buch eine ungerechtfertigte. Selten werden wir bei einem Soldaten einer so vorurtheilsfreien, man möchte fast sagen wohlwollenden Kritik des ärztlichen Standes, soweit er in Beziehungen zum Heere tritt, begegnen. Besonders bemerkenswerth tritt dies bei dem Urtheile über die zur Zeit geltende Einrichtung im Sanitätswesen des deutschen Heeres hervor. Referent, der selbst in einem Sanitätsdetachement den Krieg 1870—71 mitmachte, hat sich gefreut, an verschiedenen Stellen auf betrübende Erfahrungen hingewiesen zu sehen, die durch die Coordination des militärischen Leiters und des ärztlichen Leiters wiederholt entstanden waren und entstehen mußten. Coordination bedingt Reibung, die nur durch Subordination gehoben werden kann. Dieser Grundsatz, der in der deutschen Heeresorganisation allseitig zur principiellen Geltung gekommen ist, hat nur noch im Heeres-Sanitätswesen einige Ausnahmen aufzuweisen, die ihren Grund wohl in einer wenig günstigen Beurtheilung der militärischen Fähigkeiten der Militärärzte finden.

Der geschichtliche Theil des vorliegenden Werkes zeugt von einem immensen Fleiße. Die Schilderungen der allmählichen Entwicklung des Sanitätswesens der einzelnen Staaten bis zu seiner jetzigen Höhe sind höchst anziehend. An der Spitze marschirt unstreitig Deutschland, wiewohl der Verfasser auch hier noch viele Punkte zu betonen hat, die einer Besserung dringend bedürfen. Gar keine Organisation eines militärärztlichen Standes finden wir in Montenegro, wo überhaupt keine Militärärzte existiren.

Aus der Vorrede ersehen wir, wie vorzüglich der Verfasser mit authentischem Quellenmateriale unterstützt worden ist. Die hervorragendsten Namen des militärischen und ärztlichen Standes aller Staaten haben sich durch Beiträge betheiligt. — Das Buch ist der Kaiserin Augusta gewidmet.

Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Gesammelt und nacherzählt von **E. Veckenstedt.** Graz, Leuschner & Lubensky, 1880.

Nirgends hat man so eifrig und mit so gutem Erfolge nach dem Beispiele der Grimms die Reste der alten Religion und Mythologie gesammelt als in Deutschland, und noch immer wird neues Material zusammengebracht und veröffentlicht, darunter vieles, was auch neues Licht auf das bereits Gewonnene wirft und deshalb willkommen genannt werden muß. Dahin gehört mit einem nicht kleinen Theile seines Inhalts auch das obige Buch, obwohl wir ihm den außerordentlichen Werth für die Wissenschaft, den ihm das Vorwort zuschreibt, nicht beilegen können, wie uns denn überhaupt der pathetische Ton, den der Verfasser dort an-

schlägt, nicht recht am Orte zu sein scheint, zumal da er mitunter auf Schlüssen beruht, die wie Schnelldenkerei aussehen. Lassen wir das bei Seite, so ist die Sammlung, deren einzelne Stücke meist dem Munde der Wenden entnommen sind, die in der Niederlausitz wohnen, in vieler Hinsicht eine erfreuliche Gabe. Sie beginnt mit 107 Nummern, die sich auf die Tradition von einem Wendenkönige ohne Namen beziehen, und von denen allerdings einige, z. B. 88 und 89, nicht volksthümlichen Ursprungs, sondern durch Einwirkung aus gelehrten Kreisen entstanden sind. Nach den übrigen ist der Wendenkönig eine mythische Persönlichkeit, welche je nach der Localität verschieden erscheint, bald als ein Held, bald als ein Zauberer, bald als ein kinderfressender Dämon, bald als ein Wassergott. Manches an ihm erinnert an Züge der germanischen Mythologie, anderes entstammt slawischer Phantasie, z. B., daß der König die Kinder, die er frißt, mit einer Mohrrübe erschlägt, daß er selbst mit einer solchen erschlagen wird, daß über den Graben oder den See, der sein Schloß umgiebt, eine Brücke von Leder oder rothem Tuche führt, und daß er befiehlt, ihm nach seinem Tode die Haut abzuziehen und sie auf eine Trommel zu binden, die den Wenden dann in der Schlacht den Sieg bringt. Die hierauf folgenden Sagen vom Nachtjäger gleichen fast durchgehends denen, die in deutschen Gegenden vom wüthenden Heere erzählt werden. Auch die Märchen vom dummen Hans, die auf einen allen arischen Völkern gemeinsamen Herkules hinweisen, finden ihr Seitenstück in deutschen Volkserzählungen. Dasselbe gilt von den Geschichten vom Pumphut, dem wir auch in Kuhns norddeutschen Sagen begegnen, vom Doctor Faust, vom Eulenspiegel und von den Wenden- und Schildbürgerstreichen. Auch die Sagen von den Schwanjungfrauen, den Ludki, die unsern Wichtelmännchen gleichen, und den Nixen sind mit deutschen meist nahe verwandt. Ferner finden sich auch unter den vermischten Märchen, die S. 214 bis 271 mitgetheilt werden, mehrere, die in ähnlicher Weise in deutschen Kinder- und Spinnstuben erzählt werden. Endlich ist dasselbe von Teufels- und Spukgeschichten und dem, was die Wenden von der Pest, vom Tode und den Todten, von Vampyren, Glocken, versunkenen Orten, vom Drachen, von den Schlangen und vom Werwolf zu berichten wissen, zu sagen, obwohl hier manches seine besondere nationale Färbung hat und mehr an die Sagen der Russen anklingt als an die unsern. Ein guter Theil der uns hier vorgeführten Sagengestalten und mythischen Namen gehört jedoch auch den Wenden allein an. So der Posserpanc, der Serp oder Serpel, der indeß vielleicht nur eine andere Gestaltung des deutschen Bilmesschnitters ist, die Pschespolnica, der Jeb, die Golen, der Schirrmann und die Schirrawa, die Serpolnica, Maria na Penku, Anna Subata, Fika, Gibane, die Boscha Lostsch, die als kleines Kind mit langen weißen Haaren erscheint, um Todesfälle und anderes Unglück anzuzeigen, die Wurlawa und die Glühende Frau. Der Posserpanc und der Serp sind Dämonen, die den Kindern, welche in Erbsen- oder Kornfelder gehen, mit einer Sichel den Kopf abschneiden, wenn sie die Fragen, die sie ihnen vorgelegt, nicht beantworten können. Auch Erwachsenen, die dem Nachbar das Getreide abmähen, widerfährt das gleiche von ihnen. Eine ähnliche Sagengestalt ist die Pschespolnica, die nicht duldet, daß die Bauern in der Mittagsstunde auf dem Felde verweilen. Man hält sie fern, wenn man in dieser Zeit ein Feuer anzündet und darüber gewisse Kräuter kocht. Nur ein andrer Name für diese zu einem Gespenste gewordene Getreidegöttin ist die Anna Subata, die mit furchtbarer Miene und großen Eckzähnen erscheint, und vor der alles davon läuft. Maria na Penku ist nach den Sagen, die der Verfasser von ihr mittheilt, eine Wald- oder Baumgöttin, eine wendische Dryade. Die Fika, eine mehr komische Figur, raucht Tabak und wird von den Bauern gehänselt und gefoppt, indem sie ihr, wenn sie um Tabak für ihre Pfeife

bittet, Stroh oder Schießpulver geben. Die Gibane ist eine kleine weiße Frau, die sich bei den Bäuerinnen einstellt, wenn sie Kuchen backen. Die Wurlawa kommt zu den Frauen, die abends nach zehn Uhr noch spinnen, und giebt ihnen eine Mulde voll Spindeln, die sie vollspinnen müssen, sonst müssen sie ihr Leben lassen. Die Murawa ist unsere Trude, die des Nachts Alpdrücken geht. Sie kommt auf einem Ziegenbock geritten, wie die deutschen Hexen, und hat eine rauhe Zunge. Der Schirrmann und die Schirrawa sind wilde Leute mit rauhem Fell wie Hunde, welche des Nachts den Pferdejungen auf den Wiesen erscheinen. Der Jeb ist ein Nix, der Bludnik ein Vetter unsrer Irrlichter. Auch in dem Kapitel vom Aberglauben der Wenden findet sich manches Eigenthümliche. — Für das größere Publikum ist das Buch, da es viele Varianten enthält, wohl kaum geeignet; zur Sagenvergleichung aber liefert es, wie bemerkt, einen beachtenswerthen Beitrag.

Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit. Von Emil Pirazzi. Offenbach, in Commission von Th. Steinmetz, 1879.

Den Inhalt dieses Buches kann nach dem Titel niemand ahnen. Der Verfasser desselben scheint in Offenbach am Main die anerkannte Autorität in Sachen der Localhistorie zu sein. Er hat beinahe ein Vierteljahrhundert lang Stoff zu einer Geschichte Offenbachs gesammelt und sich bemüht, unter seinen Mitbürgern Interesse für die geschichtliche Vergangenheit des Ortes zu wecken. Als 1876 eine umfangreiche Straßentaufe in Offenbach vorzunehmen war, geschah es auf seine Anregung, daß eine Anzahl neuer Straßen mit berühmten Namen aus der Geschichte der Stadt belegt wurden.*) Um den Bewohnern der Stadt „nun auch so eine Art Commentar zu den neuen Straßenbenamungen zu bieten“, begann er schon damals eine Darstellung einzelner Partien der Stadtgeschichte. Die Arbeit blieb aber „als Torso“ liegen und wurde erst „durch die anreizende Idee einer Hessischen Landes-Industrie-Ausstellung (1879) wieder aus ihrem Schlummer erweckt“ — also ein schlummernder Torso! —, und so entstand das vorliegende Buch als „Festgabe“ zu besagter Ausstellung.

Daß wir in diesen Bl. das Buch erwähnen, geschieht nur um seines letzten Abschnittes willen, der weit über ein Drittel des Ganzen (S. 177—278) ausmacht und die Ueberschrift trägt: „Der Musensitz am Main.“ Dieser Abschnitt giebt auf Grund ungemein fleißiger Forschungen genaue und zuverlässige Nachrichten über alle diejenigen Persönlichkeiten und deren Familien, unter denen der junge Goethe 1774 und 1775 zur Zeit seines Liebesverhältnisses mit Elise Schönemann (Lili) in Offenbach verkehrte (André, Bernard, d'Orville, Ewald), behandelt die Lili-Affaire von ihren ersten Anfängen bis zu ihren letzten Nachspielen und erzählt auch die ganze Geschichte von Sophie La Roche und Bettina, denn „die Großmama hat in Offenbach ihre Tage beschlossen, die Enkelin ihre Kinderschuhe ausgetreten“.

Auch dieser Abschnitt ist, wie das ganze Buch, natürlich zunächst für den braven Offenbacher Bürgersmann bestimmt; er liest sich zum größten Theil wie eine Reihe Feuilletons aus einem kleinstädtischen Wochenblättchen. Da der Verfasser augenscheinlich keinerlei Voraussetzungen bei seinen Lesern machen zu dürfen glaubt, so ergeht er sich mit der größten Breite über alles, was er mitzutheilen hat, erzählt längstbekannte Dinge, als ob sie noch nie erzählt worden wären, kommt aus dem

*) Ein nachahmenswerthes Beispiel, das namentlich, wenn es in großen Städten befolgt würde, einigen Ersatz bieten könnte für die schwindenden Denkmäler früherer Zeit mit denen die Gegenwart ja vielfach unbarmherzig aufräumen muß.

Hundertsten ins Tausendste, und da er, wie's im Vorworte heißt, „zum mindesten versuchte in anziehender Darstellung zu schreiben, so daß man sein Buch auch als Lecture (sic) benutzen könne", so würzt er seine Erzählung auf Tritt und Schritt mit trivialen Anspielungen und geschmacklosen Späßen und stellt dabei seine eigne Person und die Bedeutung seines Buches mit einer Eitelkeit in den Vordergrund, die widerwärtig sein würde, wenn sie nicht öfter einen rührend komischen Anstrich hätte. Am Schlusse des Buches kommt er nochmals auf das neue Straßennetz zu sprechen, „in dessen Maschen wir die Namen der Offenbacher Plejade für alle Zeiten bei uns festhalten werden" — also eine Plejade in den Maschen eines Straßennetzes! — tritt dann mit strahlendem Antlitz vor seiner eigenen Leistung einige ehrfurchtsvolle Schritte zurück und ruft begeistert auf: „Und ein literarisches Denkmal ist ihnen jetzt auch aufgerichtet!", und im Vorwort bittet er seine Offenbacher Mitbürger, daß sie sein Buch „sich zu eigen erwerben (nicht nur es leihen!), sodann auch es lesen (nicht nur es hinlegen!), endlich aber auch es bewahren (nicht verschleudern!), und ihm, gebunden, ein bescheidenes Plätzchen in ihrer Hausbibliothek gönnen" mögen.

Trotz dieser Wunderlichkeiten, die wir leicht verzehnfachen könnten, wird der Literarhistoriker, insbesondere der Goethe-Forscher, an dem Buche nicht gleichgiltig vorübergehen dürfen. Viel neues enthalten zwar die hundert Seiten über den „Musensitz am Main" nicht, trotz alles Ballastes, mit dem sie beschwert sind, und trotz aller Noten, „die sich arabeskengleich um das feste Gefüge des oberen Textes schlingen". Vielen Raum verschwendet der Verfasser z. B. durch seitenlange Auszüge aus Goethes Briefen an Auguste Stolberg; er hält diese Briefe für eine große literarische Seltenheit — was sie nach unsern Erfahrungen keineswegs sind — und erzählt des Breiteren, welche Mühe es ihm gekostet, in den Besitz eines Exemplares derselben zu gelangen, hat also keine Ahnung davon, daß sie in Hirzels „Jungem Goethe" wieder abgedruckt sind. Der ganze Verlauf von Goethes Liebesverhältniß zu Lili erscheint bei aller Breite der Darstellung weder überall richtig aufgefaßt noch klar geschildert, obgleich der Verfasser das vor kurzem erschienene Buch des Grafen Dürckheim, „Lilli's Bild", benutzt hat. (Vgl. dagegen die Aufsätze darüber in den „Grenzboten" 1879 S. 305—322 und 390—408.) Doch fehlt es nicht an werthvollen Einzelheiten, für deren Feststellung die Goethe-Forschung dem Verfasser und seinem begeisterten Spüreifer zu Danke verpflichtet ist. S. 190 heißt es: „Nikolaus Bernard ist der Freund Goethe's, der ‚Onkel' Bernard gewesen; sein Neffe Peter Bernard aber der leidenschaftliche Musik-Enthusiast und Inhaber der berühmten Kapelle! Diese paar Zeilen schreiben sich ganz glatt hin, und lesen sich noch rascher, als sie sich schreiben; und doch sind sie das Resultat langer und gewissenhafter Nachforschungen und das Facit einer verwickelten Rechnung voll der theilweise widersprechendsten Angaben und Faktoren." Diese Versicherung glaubt man dem Verfasser gern; wie er aber hier eine bisher giltige Annahme als irrig beseitigt hat, so hat er auch die Person d'Orvilles (Johann Georg, nicht Johann Jakob) endgiltig festgestellt und die Wohnhäuser und Gärten der sämmtlichen in Frage kommenden Familien, die man bisher zum Theil an falscher Stelle gesucht hat, nachgewiesen, so daß über das Terrain, wo die von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" mitgetheilten Offenbacher Erlebnisse gespielt haben, kaum noch ein Zweifel sein kann. Noch wichtiger ist es, daß der Verfasser zwei bisher unbekannte, leider undatirte, Briefchen Goethes an Rahel d'Orville mittheilt, die sich im Besitz der Nachkommen erhalten haben. Beide versetzen uns mitten hinein in die Leidenschaft der Lili-Periode. In dem einen heißt's: „Gestern führte mich ein böser Geist zu Lili in einer Stunde da sie mich so ganz entbehren konnte, da es denn meinem Herzen ward,

als wenn's gemangt würde, und ich mich eilig fortmachte", in dem andern: „Da ist Käs liebe Frau und gleich in Keller mit ihm. Der Kerl ist wie ich, solang er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfere Kerls. Drum in den Keller mit ihm, wie ich auch gegenwärtig in Frankfurt sitze, vollkommen wie in einer Eisgrube." Die Brieschen genau zu datiren wird schwer halten; so viel ist klar, daß das erste vor, das andere nach der Schweizerreise, im Hochsommer 1775, geschrieben sein muß. Graf Dürckheim hat sein oben erwähntes Buch mit einem Porträt Lilis geschmückt, ohne anzugeben, aus welcher Zeit dasselbe stammt; Pirazzi theilt mit, das es 1782 gemalt ist, wo Lili 24 Jahre alt und Mutter zweier Kinder war. Graf Dürckheim hat auch zwei Briefe Lavaters an Lili aus den Jahren 1783 und 1784 veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß Lili damals in trüber Stimmung und trostbedürftig war. Aus diesen Briefen herauszulesen, daß Lili den Schmerz über ihre Trennung von Goethe niemals recht habe verwinden können und in ihrer Ehe mit dem Straßburger Banquier Türckheim nicht glücklich gewesen sei, liegt nicht der leiseste Grund vor; sie mußten also bis auf weiteres räthselhaft bleiben. Aus Pirazzis Darstellung ersehen wir nun — was der Verfasser selbst nicht gesehen hat —, daß die Bekümmerniß Lilis jedenfalls auf den 1782 erfolgten Tod ihrer Mutter und den schon längere Zeit drohenden und 1784 hereinbrechenden Bankerott des Schönemannschen Geschäfts zurückzuführen ist. Was die La Roche und Bettina betrifft, so hat der Verfasser das letzten Sommer von G. v. Löper veröffentlichte Buch „Briefe Goethes an Sophie La Roche und Bettina Brentano" leider nicht mehr benutzen können; es würde sonst auch hier in seiner Darstellung manches anders ausgefallen sein. (Vgl. die beiden Aufsätze: „Goethe und Maximiliane La Roche" und „Bettina und die Goethischen Sonette" in den „Grenzboten" 1879, S. 346—356 und 432—442). Hiermit sind die speciell den Goethe-Freund interessirenden Angaben des Buches erschöpft. Daß in diesen der alleinige Werth desselben für weitere Kreise beruhe, behaupten wir damit nicht. Sowohl der „obere Text" des Verfassers wie die „arabeskengleich um sein festes Gefüge sich schlingenden Noten" enthalten manche interessanten Einzelheiten zur Literatur- und namentlich auch zur Musikgeschichte, die niemand, ohne besonders darauf aufmerksam gemacht zu sein, hier suchen würde. Wir empfehlen daher das Buch, trotz seiner seltsamen Form, allen, die es angeht, zu fleißiger Ausschöpfung und Verwerthung. Es ist das gewöhnliche Loos localgeschichtlicher Literatur, auf die engsten Kreise beschränkt zu bleiben, und eines der undankbarsten Geschäfte — Referent redet aus reichster persönlicher Erfahrung! —, Zeit und Kraft an localgeschichtliche Forschungen zu verschwenden. Vielleicht macht der Verfasser des vorliegenden Buches erfreulichere Wahrnehmungen.

Auf die übrigen Theile hier näher einzugehen, haben wir keine Veranlassung. Sie sind im wesentlichen der Geschichte Offenbachs, namentlich der Entwicklungsgeschichte seiner blühenden Industrien gewidmet und sind, wiewohl sie viel culturgeschichtlich interessantes Material überhaupt bieten, doch in erster Linie „für die Offenbacher" bestimmt, wie in der Ueberschrift des sechsten Kapitels mit scherzhaftem Hinweis ausdrücklich bemerkt ist. Als Titelbild ist dem Buche eine Ansicht Offenbachs aus dem 17. Jahrhundert nach Merian beigegeben.

Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien von Adolf Stern. Leipzig, B. Schlicke, 1880.

Riehl hat in seinen „Freien Vorträgen" einen geistvollen Aufsatz: „Der Kampf des Schriftstellers mit dem Gelehrten", worin er den Gegensatz des „schreibenden Gelehrten" und des „wissenschaftlichen Schriftstellers" durch die Geschichte hindurch

verfolgt und schließlich zeigt, in welcher Weise beide Kategorien sich in der Gegenwart gegenüberstehen. Eine dritte Klasse hat er wohl mit gutem Grunde bei Seite gelassen: die leider immer mehr sich ausbreitende Klasse derer, die wir mit dem (früher durchaus ehrenvollen, heute nur noch in verächtlichem Sinne gebrauchten) Worte „Literaten" bezeichnen. Fragen wir, in welchen Händen gegenwärtig die deutsche, speciell die neuere deutsche Literaturgeschichte sich befindet, so ist die Antwort im allgemeinen eine recht betrübende. Der junge Nachwuchs der zunftgerecht geschulten Specialisten dreht sich, wie die jungen Hündlein, die ihren Schwanz haschen, ewig in demselben Zirkel umher: der Zirkel umfaßt ein paar Jahrzehnte aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; was darüber hinausliegt, ist ihnen unbekanntes Land, in das sie sich auch nicht hineingetrauen. Da sitzen sie nun zusammen und schreiben in ihrer orakelnden, pretiösen und prätentiösen Manier dicke Bücher über Geister sechsten und siebenten Ranges aus Lessings oder der Sturm- und Drangzeit; aber was ist ihnen Heinrich v. Kleist oder Grillparzer oder Hebbel oder Gutzkow? Von den heutigen Historikern sagt Riehl: „Eine Weltgeschichte zu schreiben gilt fast für reine Dilettanten-Vermessenheit; wer im neunten Jahrhundert zu Hause ist, der darf sich beileibe nicht ans neunzehnte wagen." In der Literaturgeschichte ist es womöglich noch schlimmer; da heißt es gar: Wer im achtzehnten Jahrhundert zu Hause ist, der darf sich beileibe nicht ans neunzehnte wagen. Wenn nur die Beschäftigung mit der neueren deutschen Literatur nun wenigstens in den Händen von „wissenschaftlichen Schriftstellern" läge, dann brauchte man ja die Zünftler in der stillen Freude an ihrer Regenwürmergräberei nicht zu stören. Leider ist dem nicht so; leider ruht die Darstellung und Beurtheilung der neueren deutschen Literatur fast ausschließlich in den Händen von „Literaten", die durch Dreistigkeit alles, was ihnen sonst etwa fehlt, ersetzen zu können meinen. Von der Literatur der Gegenwart wird dies jeder, der überhaupt ein Urtheil hat, und der sich sein Urtheil nicht machen läßt, ohne weiteres zugestehen müssen. Wie lange muß man in unseren Zeitschriften und Zeitungen suchen, ehe man über einen neu erschienenen Roman, ein neues Schauspiel, einen neuen Band Gedichte einer wirklichen Kritik begegnet! Und wenn die Kritiklosigkeit nur immer bloß auf Unfähigkeit zurückzuführen wäre! Es wäre noch ein Glück. In vielen Fällen hat sie aber leider eine weit schlimmere Quelle: die Kameraderie und die gegenseitige Reclame. Denn diese „Literaten" sind ja fast alle zugleich große Dichter. Aber auch die Literatur der voranliegenden Jahrzehnte liegt zum guten Theil in unzulänglichen Literatenhänden. Die wenigen „wissenschaftlichen Schriftsteller", die sich ihrer annehmen, kann man an den Fingern herzählen.

Der Verfasser des vorliegenden Buches gehört zu der angedeuteten erlesenen kleinen Schaar. Adolf Stern ist einer der gründlichsten Kenner der deutschen Literatur der letzten fünf, sechs Jahrzehnte. Die sachkundige Auswahl und die wohlmotivirte Gruppirung, die seine beiden Sammelwerke: „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung" und „Fünfzig Jahre deutscher Prosa", 1820—1870, (erstere bereits in zweiter Auflage erschienen) auszeichnen, beweisen, in welchem Grade er das Gebiet beherrscht. In dem vorliegenden Buche hat er sechs größere Aufsätze zur Literatur der Gegenwart, die früher einzeln in Zeitschriften veröffentlicht worden waren, vereinigt; die Themate lauten: Ludwig Tieck in Dresden — Wilibald Alexis — Friedrich Hebbel — Karl Gutzkow — Eduard Mörike — Franz Dingelstedt. Ihnen reiht sich noch ein kleines Erinnerungsblatt an den 1874 verstorbenen, nur in engeren Kreisen bekannt gewordenen „Dichtercomponisten" Peter Cornelius an. Was allen diesen Charakterbildern in gleicher Weise eigen ist, das ist die ernste und aufrichtige Hingabe an den Gegenstand, die Sicherheit und Reinheit des

ästhetischen, die Milde und Vornehmheit des sittlichen Urtheils, und nicht zuletzt die fein abgewogene, echt künstlerische Darstellung. Wenn wir irgend etwas an diesen Charakterköpfen bedauern, so ist es das, daß es eben nur einzelne Charakterköpfe sind. Die Behandlung der neueren Kunst-, Literatur- und Musikgeschichte zerfasert leider so total in derartigen „Studien", „Bildern", „Porträts", „Charakterköpfen" und „Profilen", daß man in dieser Fülle der Gesichte nachgerade das dringende Bedürfniß nach leitenden Fäden, nach Gruppen, Richtungen, Strömungen empfindet. Die oft gehörte Ausrede, daß es dazu noch zu früh sei, daß viele Erscheinungen uns noch zu nahe stehen, als daß wir schon das Bleibende von dem Vergänglichen sondern, die Zusammenhänge und Ziele klar erkennen, kurz, wirklich geschichtlich vorgehen könnten, wird doch gewissen Erscheinungen gegenüber mit jedem Jahre hinfälliger, und es wird Zeit, daß die Person allmählich in den Hintergrund, die Sache in den Vordergrund tritt. Sterns Buch hat uns, gestehen wir es offen, nicht am wenigsten gerade da gefesselt, wo die einzelne Gestalt einmal zurücktritt, also z. B. in seiner trefflichen Auseinandersetzung über den „historischen" und den „archäologischen" Roman, in dem lebendigen Gesammtbilde von dem literarischen Treiben in Dresden vor Tiecks Eintritt. Hoffentlich erwächst aus den oben erwähnten beiden Sammelwerken im Verein mit den „Bildern und Stüdien" des Verfassers — den gesammelten wie den nicht gesammelten — mit der Zeit einmal eine größere geschichtliche Darstellung. Einstweilen empfehlen wir das hier genannte Buch unseren Lesern aufs wärmste.

Neue Bücher.

Die Aufnahme in dieses Verzeichniß gilt als Empfehlung. Ausführlichere Anzeige mit Auswahl vorbehalten.

Vier gemeinverständliche Vorträge über Platons Lehrer und Lehren. Von Martin Wohlrab, Rector des kgl. Gymnasiums zu Chemnitz. Leipzig, B. G. Teubner, 1879.

Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Walther-Forschung von Willibald Leo. Wien, M. Gottlieb, 1880.

Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Von Heinrich v. Sybel. Fünfter Band, zweite Abtheilung (Schluß des Werkes). Stuttgart, Ebner & Seubert, 1879.

Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Dargestellt von R. Haym. Erster Band, zweite Hälfte. Berlin, Gärtner, 1880.

Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts von Dr. Karl Hase, Professor an der Universität Jena, Geh. Kirchenrath. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880.

Die Erde und ihr organisches Leben. Ein Geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Lief. 1—4. Stuttgart, Spemann, 1879—80.

Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Von Wilibald von Schulenburg. Leipzig, Brockhaus, 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von A. Gnauth, E. Herdtle, H. Ortwein, A. Schill, Val. Teirich u. a. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, Engelhorn, 1879.

Aus dunklen Tagen. Ein Novellenbuch von Adolf Stern. Leipzig, B. Schlicke, 1879.

Fritz Mauthner, Vom armen Franischko. Kleire Abenteuer eines Kesselflickers. 1. und 2. Auflage. Bern und Leipzig, Georg Frobeen & Co., 1880.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Oesterreich und Serbien.

Seit dem Juli 1878 befindet sich zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Fürstenthum Serbien eine Angelegenheit in der Schwebe, die in der letzten Zeit zu einem Conflicte zu werden drohte, und deren wir, da sie sich noch immer dazu gestalten kann, mit einigen Worten gedenken müssen. Die Presse hat absichtlich und unabsichtlich allerlei Unrichtiges darüber gebracht, und so herrscht über die Sache wohl in vielen Kreisen Dunkel; es ist aber gerade in den Fragen, die den Osten und Südosten angehen, gegenwärtig von Wichtigkeit, daß wir klar sehen, was vorgeht; denn wir sind Freunde Oesterreich-Ungarns und können in den Fall kommen, ihm den Beistand von Verbündeten leisten zu müssen.

Während des Berliner Congresses schlossen Graf Andrassy und der serbische Minister Ristitsch eine Uebereinkunft ab, in welcher die Fragen eines Handelsvertrags und des Baues von Eisenbahnen principiell erledigt wurden. Da Andrassy auf dem Congresse mehrere serbische Ansprüche befürwortet hatte, zeigte sich Ristitsch auch bei jener Convention entgegenkommend und ließ in dieselbe sogar den Gedanken einer Zolleinigung, wenn auch nur als Möglichkeit, mit aufnehmen. Die österreichisch-ungarische Regierung verpflichtete sich demnach in jenem Aktenstücke, binnen drei Jahren ihr Eisenbahnnetz mit der serbischen Eisenbahn bei Belgrad zu verbinden, wogegen die fürstlich serbische Regierung versprach, die Eisenbahnlinien im Sinne des Berliner Vertrags zu verbinden und in Verkehr zu setzen, welche von Alexinatz nach Belgrad sowie in der Richtung von Belowa (Sofia-Konstantinopel) gehen und an die Linie Mitrowitza-Salonik anknüpfen. „Der Ausbau der verschiedenen Linien muß," so hieß es in der Convention weiter, „binnen drei Jahren erfolgt sein. Beide Regierungen werden gemeinsam dahin wirken, daß in derselben Frist der Bau und Anschluß der bulgarischen und ottomanischen Eisenbahnen begonnen wird. Der Bau und Betrieb der serbischen Bahnen muß den betreffenden Eisenbahnen in Oesterreich-Ungarn und Rumelien entsprechen. Nach Abschluß des Berliner Friedens

werden sich zu Wien Vertreter Serbiens, der Türkei und Oesterreich-Ungarns versammeln, um einen Vertrag zur Verwirklichung dieser Stipulationen zwischen den genannten Staaten und den hierbei interessirten Gesellschaften abzuschließen. Die Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien sollen so geregelt werden, daß der gegenseitige Verkehr möglichst erleichtert und die niemals unterbrochene Pflege der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten begünstigt wird. Mit Rücksicht auf die Interessen der Grenzdistricte wird deren Verkehr in einem besondern Vertrage geordnet werden. Im Hinblicke hierauf verpflichten sich Oesterreich-Ungarn und Serbien, einen den weiter unten angeführten Zwecken entsprechenden Handelsvertrag abzuschließen. Beide Staaten werden zu gleicher Zeit die Frage einer Zolleinigung in Betracht ziehen, falls man finden sollte, daß dies im Interesse der contrahirenden Parteien läge. Wie sich dieselben aber auch entscheiden werden, verpflichten sie sich unter allen Umständen, sobald als möglich einen Handelsvertrag abzuschließen. Zu diesem Ende werden Abgeordnete beider Staaten vier Monate nach Unterzeichnung dieser Convention oder, falls dies möglich, noch früher in Wien zusammentreten. Indem sich Oesterreich-Ungarn verpflichtet, die Donauregulirung beim Eisernen Thore und den Stromschnellen von Orsowa ohne finanzielle Beihilfe Serbiens durchzuführen, verpflichtet sich andrerseits Serbien, alle jene Erleichterungen und Unterstützungen zu gewähren, welche zur Ausführung dieser Arbeiten verlangt werden sollten, namentlich wenn die Regulirung das serbische Ufer berühren sollte. Dafür wird Serbien bei der Schifffahrt im Eisernen Thore die Rechte der meistbegünstigten Länder und Völker genießen. Sollte es nöthig sein, so wird diese Convention den betreffenden gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt werden."

Man sieht hieraus, daß die Einzelheiten nicht gleich festgestellt wurden, man sich vielmehr die Verhandlungen darüber für bestimmte Zeit vorbehielt. Aber hierzu wollte es bisher nicht kommen. Zunächst bot der Umstand, daß die Convention vom Juli 1878 zwei verschiedene Fragen, die des Handelsvertrags und die der Eisenbahnen, betraf, Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten. Serbien schien in erster Linie an den Handelsvertrag zu denken, Oesterreich-Ungarn dagegen wollte zunächst die Frage der Eisenbahnen gelöst sehen. So kamen die beiden Parteien nie zusammen. Die eine wie die andere fand eben Gründe für das Verharren auf ihrem Standpunkte. Allein bald stellte sich doch heraus, an wem eigentlich die Verschleppung der Sache lag. Von Wien aus erklärte man wiederholt und bestimmt, daß man beide Fragen zu lösen beabsichtige, in Belgrad dagegen verrieth man, wenn auch nicht mit klaren Worten, das Bestreben, nur auf einen Handelsvertrag einzugehen, sich aber den Verpflichtungen in Betreff der Eisenbahnen zu entziehen. Um so energischer drang nun das

Wiener Cabinet auf Erfüllung des Vertrags, und ein Jahr nach dessen Abschluß schien die serbische Regierung nachgeben zu wollen, indem sie den General Alimpitsch nach Wien schickte, der dort mit den Vertretern Oesterreich-Ungarns eine neue, mehr ins Einzelne eingehende Vereinbarung traf. Man nannte dieselbe eine „Präliminar-Convention", insofern an ihrem Detail noch geändert werden konnte und sie überhaupt der Sanction der bezüglichen Regierungen bedurfte. Bald aber erfuhr man in Wien, daß man in Belgrad darunter noch etwas anderes verstand: ein neues Mittel zur Verschleppung der Sache. Ristitsch erklärte nämlich, Alimpitsch sei nur beauftragt gewesen, sich über die Wünsche und Absichten der österreichisch-ungarischen Regierung Gewißheit zu verschaffen. Die „Präliminar-Convention" sollte also ein zu nichts verbindendes Protokoll, bloßes Material zu weiteren Verhandlungen sein.

In Wien war man aber nicht gemeint, sich diese Auffassung anzueignen. Man drang vielmehr auf eine wenigstens generelle Anerkennung der Präliminar-Convention seitens der Belgrader Regierung. Diese ließ nun den Streit um die Bedeutung der Convention vorerst ruhen, indem sie wieder auf Lösung der Handelsvertragsfrage zusteuerte und in Betreff der Eisenbahnen die Behauptung aufstellte, zur Erledigung dieser Angelegenheit bedürfe es der Mitwirkung der Türkei und Bulgariens — eine nur scheinbar glückliche Ausrede; denn allerdings sollen nach dem Berliner Juli-Vertrage zu der Commission, welche die Eisenbahnanschlüsse zu regeln hat, Vertreter der Pforte und der bulgarischen Regierung herangezogen werden, aber erst dann, wenn es sich um Eisenbahnen auf türkischem und bulgarischem Gebiete handelt, nicht schon jetzt, wo die Frage des Anschlusses der österreichisch-ungarischen Bahnen an die serbische auf der Tagesordnung steht. So konnte der Baron v. Haymerle in den Einwürfen des serbischen Ministers nur ein neues Manöver der Verzögerung erblicken, und bald erfuhr man denn auch, daß man im Auswärtigen Amte zu Wien nunmehr entschiedener aufzutreten entschlossen sei. Wie officiöse Federn berichteten, erklärte der Baron v. Haymerle dem Geschäftsträger Serbiens, wenn dessen Regierung den in Wien erhobenen Forderungen nicht nachkomme, so werde man sich genöthigt sehen, zu andern Mitteln zu greifen. Darauf machte Serbien Miene, klein beizugeben, indem Ristitsch dem Vertreter Oesterreich-Ungarns in Belgrad, Baron Herbert, die Versicherung ertheilte, daß Serbien sich sehr bald in der Lage sehen werde, über die in Rede stehenden Fragen Endgiltiges mit Oesterreich-Ungarn zu vereinbaren, und indem der Repräsentant Serbiens in Wien beauftragt wurde, sich am Ballhofsplatze in ähnlichem Sinne zu äußern.

Die Zweifel jedoch an der Aufrichtigkeit dieser Versicherungen, welche jedem nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge sogleich aufsteigen mußten, verstärkten sich wenige Tage nachher, indem von Belgrad eine Reihe von Verfügungen

der serbischen Regierung gemeldet wurden, die nicht entfernt darnach aussahen, als ob Ristitsch eingelenkt hätte und dem Verlangen Haymerles gerecht werden wollte. Man erfuhr, daß auf die Vorstellungen des russischen Ministerresidenten Persiani der Ministerrath in Nitsch beschlossen, die Concession in Bezug auf den Bau und Betrieb der serbischen Eisenbahnen, sowie auf die Beschaffung des Geldes für diese Zwecke dem russischen Eisenbahn-Consortium Poljakoff & Comp. zu verleihen, und daß Poljakoff nächstens aus Paris in Nisch eintreffen werde, um den Vertrag mit Serbien abzuschließen. Sodann aber hat der serbische Finanzminister die Ausfuhr von Getreide, Mehl und Hülsenfrüchten verboten. Alles das stimmt nicht zu der Nachricht, Ristitsch wolle endlich nachgeben. Besonders unangenehm würde in Wien und Buda-Pest die Verleihung der Eisenbahn-Concession an russische Unternehmer empfunden werden, da die österreichische Staatsbahn alles aufgeboten hat, dieselbe sich zu verschaffen, und da der gegentheilige Ausgang der Sache einen Sieg des russischen Einflusses in Belgrad zu bedeuten hätte. Noch hofft man in Wien, es werde dem nach Nisch abgereisten Baron Herbert gelingen, den Dingen eine andere Wendung zu geben und den Vertrag in der Skupschtina zu Falle zu bringen. Drohungen aber würden hier schwerlich verfangen, mehr würde der Agent Oesterreich-Ungarns vermuthlich erreichen, wenn er sich einen wohlgefüllten Beutel mit Dukaten mitnähme; denn vor dem Golde pflegen serbische Skupschtina-Mitglieder wohl nur in sehr seltenen Fällen ihre patriotischen Bedenken zu bewahren. Hinter Serbien steht Rußland, zunächst mit seinen Rubelspenden, und Oesterreich-Ungarn hat zu sorgen, daß ihm die russische Agitation hier nicht wie in den Jahren vor dem letzten Kriege über den Kopf wachse.

Vielleicht ist aber die Poljakoffsche Affaire auch nur ein Mittel der Verschleppung. Wenigstens muß man auf diesen Gedanken kommen, wenn man sich nach dem letzten Grunde der Zögerungen und Ausweichungen Serbiens gerade in der Eisenbahnfrage umsieht. Die Südslawen wünschen mit den Magyaren, die sich allerdings durch schroffes Benehmen gegen sie nicht empfohlen haben, möglichst wenig zu schaffen zu haben. Serbien will aber auch deshalb keinen Eisenbahnanschluß an die österreichisch-ungarische Monarchie, weil es fürchtet, der Annexion dadurch eine Handhabe zu bieten. Wenn die eigentliche und letzte Lösung der orientalischen Frage herankommt, wird es einen großen Kampf geben, bei welchem Oesterreich-Ungarn und Serbien wahrscheinlich nicht Seite an Seite stehen werden, und dann kann es sich leicht ereignen, daß jenes sich genöthigt sieht, in Serbien einzumarschiren; dazu aber sollen ihm wenigstens nicht die Eisenbahnen zu Gebote stehen, die ihm sein Vorhaben erheblich erleichtern würden.

Nach den neuesten Nachrichten hat v. Haymerle im ungarischen Delegations-

ausschusse für auswärtige Angelegenheiten ausführlich Auskunft über den Stand der Verhandlungen mit Serbien ertheilt und dabei die Erklärung abgegeben, nächstens werde ein serbischer Bevollmächtigter zur Ordnung der Sache in Wien anlangen. Auch damit ist man formell noch nicht viel weiter gekommen als dahin, wo man zwei Monate nach Abschluß des Berliner Juli-Vertrags stand. Serbien befindet sich in vortheilhafter Stellung; denn einerseits steht hinter ihm Rußland, und andrerseits kann Oesterreich-Ungarn nicht wohl das allein unfehlbar wirksame Mittel von Gewaltschritten anwenden, ohne die orientalische Frage wieder aufs Tapet zu bringen. Darum erwiederte auch der Minister, als man ihn im Ausschusse fragte, welche Mittel er zu gebrauchen gedenke, um Serbien zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zu zwingen: das hänge von den Umständen ab und könne nicht Gegenstand der Debatte sein. ✠

Die geschichtliche Entwicklung der orientalischen Frage.*)

Von Georg Winter.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts bildet durch die französische Revolution nicht nur den Ausgangspunkt für eine neue Phase der historischen Entwicklung des gesammten Occidents, es hat auch, wenngleich weniger deutlich erkennbar, eine neue Periode für die Geschichte des Orients, speciell der europäischen Türkei, eingeleitet. Die großen Ideen der beginnenden Revolution von 1789 fallen zeitlich zusammen mit den ersten Reformversuchen, welche die Pforte aus eigener Initiative unternahm.

Fast ein Jahrhundert ist seitdem verflossen; die gesunden und wahren Gedanken, die neben allem Exorbitanten und Furchtbaren doch die eigentliche Grundlage jener gewaltigen Bewegung der Geister in Frankreich bildeten, sind allmählich und zum Theil unbewußt Gemeingut aller civilisirten Nationen Europas geworden; die orientalische Frage aber, welche damals zuerst in höherem Maße die Aufmerksamkeit der gesammten occidentalischen Welt auf sich zog, ist noch immer nicht gelöst; noch mehr, sie befindet sich trotz aller ebenso

*) Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker & Humblot, 1879.

gutgemeinten als meist vergeblichen Aenderungsversuche im Einzelnen noch genau in demselben Stadium, in welchem sie der unglückliche Sultan Selim III. seinem Nachfolger und den übrigen europäischen Nationen als verhängnißvolles Vermächtniß hinterließ. Fast in jedem Jahrzehnt sind seitdem um die Lösung dieser Frage blutige Kriege entbrannt, zuweilen schien es, als wenn ein allgemeiner Weltkrieg darüber ausbrechen sollte, wir selbst haben die letzte Phase dieser trüben Entwicklung an uns vorüberziehen sehen, aber noch immer ist die Gefahr, welche aus den inneren Zuständen der Türkei für den allgemeinen Weltfrieden erwächst, keineswegs beseitigt; die letzten Wirren in Aegypten, welche zur Absetzung des Chedive geführt haben, bezeugen es deutlich genug. Fortwährend verfolgen die europäischen Großmächte mit der höchsten Spannung jedes neue Stadium der historischen Entwicklung des Orients, zahlreiche Conferenzen sind darüber gehalten, unendlich viel diplomatischer Scharfsinn auf die Verhandlungen verwendet worden; vergeblich — das drohende Gespenst ist nicht zu bannen.

Was ist es doch eigentlich, was eine definitive Lösung der orientalischen Frage so schwierig, fast unmöglich erscheinen läßt? Was ist es, was die europäischen Mächte immer von neuem veranlaßt, jede Bewegung des „kranken Mannes“ mit der äußersten Spannung zu verfolgen? Ist nicht diese fortwährende Spannung selbst für die übrigen Völker Europas ein Unglück?

Ohne Zweifel haben wir es hier, so einfach die Lage der Dinge auf den ersten Blick erscheint, mit einem der verwickeltsten historischen Phänomene zu thun, welche die neuere Culturgeschichte aufweist. Im wesentlichen handelt es sich doch bei allen diplomatischen Verhandlungen über diese Angelegenheit zunächst um eine Garantie für die Sicherheit der den Osmanen unterworfenen christlichen Bevölkerung. Die historischen Ursachen, aus denen diese gegenwärtige Lage entsprungen ist, kehren fast in derselben Form sehr oft in der Weltgeschichte wieder: eine neu zuwandernde, durch Abstammung und Religion entgegengesetzte Bevölkerung unterwirft die bisherigen Einwohner des von ihr besetzten Landes und verleibt sie ihrem Staatswesen ein. Die Ursachen sind dieselben, und doch wie verschieden die Wirkungen! Während die germanischen Stämme, welche das Römerreich vernichteten, so entgegengesetzt ihre ganze Cultur und Sinnesweise der römischen war, doch gar bald mit den Unterworfenen zu einer einzigen Nation verschmolzen und so den Grund zu den Nationen, die wir die romanischen nennen, legten, ist es genau eben diese Verschmelzung der Unterwerfenden und der Unterworfenen, welche sich bisher in der Türkei stets als unmöglich herausgestellt hat. Alle die zahlreichen Reformversuche, welche seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts sowohl von den Sultanen selbst als von der Pentarchie der europäischen Großmächte gemacht worden sind, haben stets dieses Ziel und

dieses Ziel allein erstrebt; wiederholt sind auch Gesetze gegeben worden, welche eine solche Verschmelzung herbeizuführen bestimmt waren; aber sie standen und stehen eben auf dem Papier, Niemand beobachtet sie. Die Christen bilden in den europäischen Provinzen der Türkei, so sehr sie numerisch den Osmanen überlegen sind, noch immer die rechtlose, unterworfene Rajah, gegen die sich der Muselmann jede Gewaltsamkeit gestatten zu können glaubt. Hat es doch in der Praxis bisher noch nicht einmal durchgeführt werden können, daß das Zeugniß eines Christen bei gerichtlichen Acten von Muhamedanern als vollwichtig angesehen würde. Daher die Unsicherheit selbst in dem privaten und commerciellen Verkehr der Christen mit den Türken, daher auch von Seiten der unterdrückten und geknechteten Rajah die immer wiederkehrenden Empörungen, deren letzte, in großartigem Maßstabe unternommene die endliche Emancipation von Serbien und Rumänien herbeigeführt hat.

Niemand kann leugnen, daß die gesammte christliche Welt des Occidents ein gemeinsames sittliches Interesse daran hat, daß den unaufhörlichen Gewaltsamkeiten der Osmanen gegen die Christen ein Ziel gesetzt werde. Und in der That ist dies der Grund gewesen, der die europäischen Mächte zu einem fortwährenden Eingreifen in die inneren Zustände einer fremden Macht veranlaßt hat. Auf welche Weise aber soll eine Aenderung des Zustandes herbeigeführt werden, wenn die dahin zielenden Verordnungen des Großherrn selbst bei dessen eigenen muselmännischen Unterthanen keinen Gehorsam finden? Das ist der eigentliche Kern der orientalischen Frage. Für die Staaten, deren völlige Unabhängigkeit durch den Berliner Frieden anerkannt worden ist, ist die Frage nunmehr definitiv gelöst, und wir sehen diese jungen, kräftigen Nationalitäten, nachdem der unerträgliche Druck von ihnen genommen ist, einer gedeihlichen Entwicklung entgegengehen. Schon sind in Serbien erfreuliche Keime zu einer Cultur im europäischen Sinne gelegt worden. Aber die christliche Bevölkerung bildet ja auch in den noch in directer oder indirecter Abhängigkeit von der Pforte stehenden europäischen Provinzen der Türkei die Majorität. Dort aber ist sie nach wie vor der Willkür türkischer Statthalter, türkischer Behörden und türkischer Gerichte preisgegeben, obwohl die Verfassung vom 23. December 1876 ihnen formell wesentliche Erleichterungen zugesichert hat. Aber wie diese ganze Verfassung überhaupt, so stehen auch jene die Lage der Christen erleichternden Bestimmungen nur auf dem Papier; sie sind werthlos, so lange türkische Richter die Streitigkeiten zwischen Türken und Christen entscheiden.

Die eigentliche Schwierigkeit der hier zu lösenden Frage hat klarer fast als alle Diplomaten ein großer Gelehrter schon vor zwei und einem halben Jahrzehnt erkannt und meisterhaft dargestellt; im Gewühl des eben damals ausgebrochenen Krimkrieges ist seine Stimme ungehört verhallt, obwohl seine An=

schauungen die volle Billigung des Königs von Preußen und selbst des Kaisers von Rußland fanden. In der That sind die von ihm aufgestellten Gesichtspunkte noch heute die eigentlich entscheidenden.

Leopold von Ranke legte im Sommer 1854 dem Könige von Preußen ein Gutachten über die orientalische Frage vor, welches dieser dem Kaiser Nicolaus übersandte. Hier ist mit voller Schärfe und evidenter Klarheit der Gedanke durchgeführt, daß die letzte Ursache des Mißlingens aller bisherigen Reformversuche der Charakter der muhamedanischen Religion selbst sei, welche ihren Bekennern nicht nur gestatte, sondern zur heiligen Pflicht mache, die Ungläubigen (Giaurs) zu unterdrücken. Geht doch die gesammte osmanische Gesetzgebung ursprünglich von dem Gedanken aus, daß die unterworfenen Christen von Rechts wegen ihr Leben verwirkt haben; die Kopfsteuer, welche sie zu zahlen haben, wird geradezu als der Tribut aufgefaßt, durch welchen sie die Berechtigung, weiter zu leben, erkaufen.*)

Drei Wege sind es im Ganzen nach Ranke, auf denen der gegenwärtige, von allen Seiten als unerträglich erkannte Zustand verändert werden kann. Davon ist, wenn die Aenderung als eine Besserung gelten soll, der eine, der zu einer Wiederherstellung der unbedingten Herrschaft der Moslim führt und natürlich von diesen fanatisch gepriesen wird, von vornherein ausgeschlossen. Es bleiben also nur noch die beiden Möglichkeiten einer vollkommenen Verschmelzung oder einer vollkommenen Trennung der Nationen und Religionen. Auf dem ersteren, namentlich von England anempfohlenen haben sich alle bisherigen Reformversuche bewegt. Und in der That sind die Grundsätze, welche diesen Reformen zu Grunde lagen, lobenswerth und, theoretisch betrachtet, richtig; ein organisches Staatswesen kann sich eben nur entwickeln, wenn der principielle Gegensatz der Elemente, aus denen es besteht, gehoben wird. Aber nicht immer gehen Theorie und Praxis Hand in Hand. Was ist, so fragt Ranke mit Recht, das Resultat aller bisherigen Reformversuche gewesen? Was hat es der christlichen Bevölkerung genutzt, daß der Hatischerif von Guilhane (3. November 1839) gleiche Sicherheit aller Unterthanen der Pforte für Vermögen, Ehre und Leben garantirte? Thatsächlich sind auch nach der Emanation jenes Hats die Christen als Rajah, d. h. als rechtlose Herde, betrachtet und behandelt worden. Aus dieser Rajah wirkliche Unterthanen des Sultans mit bürgerlichen und politischen Rechten zu machen, das eben ist die scheinbar unlösbare Aufgabe.

In der That waren und sind die Schwierigkeiten, welche sich einer Verschmelzung der verschiedenen Bevölkerungselemente der Türkei entgegenstellen,

*) Das Rankesche Gutachten ist zum ersten Male gedruckt in Sybels Historischer Zeitschrift 1865 S. 406 ff., jetzt wieder abgedruckt in dem oben erwähnten neuesten Werke Rankes.

unermeßlich, weil sie eben in der Natur der Dinge selbst liegen. Man sollte, wenn man der Pforte Vorwürfe wegen der mangelhaften Ausführung ihrer immer und immer wieder erlassenen Verordnungen macht, doch nicht vergessen, daß der Sultan doch nur dann dafür verantwortlich gemacht werden könnte, wenn er den Mechanismus seines Staatswesens vollkommen in der Hand hätte. Das ist aber thatsächlich nicht mehr der Fall gewesen, seitdem der osmanische Staat seinen ursprünglichen Charakter, der auf eine erobernde Militärmonarchie hinauslief, verloren hat. Seitdem sind in den einzelnen Districten des osmanischen Reiches die eigentlichen Machthaber die türkischen Paschas, welche, ohne jede Rücksicht auf den stets in der Ferne weilenden Sultan, Regierung und Verwaltung ihrer Länder nach eigener Willkür handhaben. Die Sultane selbst stehen diesen Zuständen, wie sie sich in dem seinem Verfall unrettbar entgegeneilenden Staate nun einmal gebildet haben, ohnmächtig gegenüber. Sie haben das schon vor vielen Jahrzehnten selbst eingesehen und sich durch Annäherung an die Zustände der übrigen europäischen Staaten zu retten gesucht. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Reformversuche Selims III., welche vor allem darauf ausgingen, die Gewaltherrschaft seiner eigenen Garde, der Janitscharen, zu brechen, ehrlich gemeint gewesen sind. Wozu aber haben sie geführt? Sowie man wagte, an die Privilegien der bevorrechteten Klassen moslimischen Glaubens zu tasten, fiel der Sultan der Wuth der fanatisirten Muhamedaner zum Opfer: Selim III. wurde auf Betrieb der Janitscharen von den Ulemas abgesetzt (29. Mai 1807). Nicht besser erging es den Reformversuchen, welche Mahmud II. in den Jahren 1820—32 in Bosnien machte; sie blieben ohne jeden praktischen Erfolg. Es ist also vor allem der Widerstand der Osmanen selbst, welcher eine wirkliche Besserung der Lage unmöglich erscheinen läßt. Die türkischen Paschas würden, wie Ranke mit furchtbarer Wahrheit ausführt, dem Christen, der es gewagt hätte, sich auf den Hatischerif von Guilhane zu berufen, den Kopf abgeschlagen haben.

Aber noch eine andere Schwierigkeit kam hinzu, die sich namentlich nach dem Erlaß des durch den Krimkrieg veranlaßten Hat-Humayun vom 8. Februar 1856 klar gezeigt hat. Nicht die Türken allein verschmähen und verabscheuen eine Vermischung und Verschmelzung mit den Christen, sondern fast noch stärkeren Widerstand setzen die Christen selbst einer solchen entgegen. Sicherheit der Person und des Eigenthums sind die Forderungen, die sie zunächst aufstellen; im Uebrigen aber wünschen sie eine Annäherung an die Türken keineswegs. Immer und immer wieder richteten sie ihre Augen nach den fremden Reichen hin, die griechischen Christen auf Rußland, die an Zahl viel schwächeren Katholiken namentlich auf Frankreich. Das aber war es, worin die Türkei mit Recht von Anfang an die größte ihr drohende Gefahr sah.

Dem gegenüber war es nun stets ihr Bestreben, den gerade in diesen Nationalitäten sehr mächtigen Klerus auf ihre Seite zu ziehen und dauernd an ihr Interesse zu fesseln. Bei den katholischen Christen sind alle ihre hierauf gehenden Bemühungen stets vergeblich gewesen: der katholische Klerus empfing und empfängt seine Befehle unmittelbar von der römischen Curie selbst. Um so besser gelang es mit den griechischen Christen. Indem sich die Sultane von vornherein die Ernennung oder wenigstens die Bestätigung des Patriarchen von Konstantinopel, der als das Haupt der griechischen Christen angesehen wird, vorbehielten, brachten sie den gesammten Klerus griechischer Confession in mehr oder weniger directe Abhängigkeit von der Pforte, zumal da bei den fortwährenden finanziellen Bedrängnissen, in denen das türkische Reich schwebt, die Bestätigung nie ohne Erlegung einer ansehnlichen Geldsumme ertheilt wurde. Diese Summe brachte der Patriarch auf, indem er nun seinerseits wieder die Stellen der Bischöfe verkaufte; das System der Käuflichkeit der kirchlichen Aemter setzte sich dann bis auf die kirchlichen Dorfobrigkeiten fort und war von um so verderblicherem Einfluß, als der Klerus in den türkischen Provinzen nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Jurisdiction ausübte. Dadurch entstand neben den türkischen Gewaltsamkeiten auch von Seiten der christlichen Geistlichkeit ein System der Erpressungen und Bedrückungen, das den Zustand der christlichen Bevölkerung nahezu unerträglich machte. Für die Pforte war das insofern ein Gewinn, als dadurch die Eintracht der Christen unter einander vernichtet wurde; aber gar bald zeigte sich auch die Kehrseite dieses verderblichen Systems. Die vollständiger Vernichtung ausgesetzte christliche Bevölkerung raffte sich doch zu verzweifelten Befreiungsversuchen empor, die nicht immer erfolglos waren; man denke nur an die Befreiungskriege der Serben unter ihrem alten Nationalhelden Kara Georg und Milosch Obrenowitsch, die Ranke in seinem Buche „Die serbische Revolution“ so anschaulich und eindringlich geschildert hat; sie fielen zeitlich mit den glorreichen Kämpfen der Deutschen gegen die napoleonische Gewaltherrschaft zusammen und führten, wenn auch nicht zu völliger Unabhängigkeit, doch zu einer Art von innerer Selbständigkeit und zu einer wesentlichen Erleichterung der bedrückten Lage der christlichen Bevölkerung in Serbien; sie sind recht eigentlich die Grundlage gewesen, auf der sich die serbische Selbständigkeit dann bis zur völligen Emancipation weiter entwickelt hat.

Nach dem wesentlich durch die Hilfe der Westmächte glücklich überstandenen Krimkriege sah sich die Pforte zu weiteren Concessionen auf dem Wege der Reform genöthigt. Scheinbar freiwillig, thatsächlich aber durch die Haltung der europäischen Mächte gezwungen, erließ sie den so berühmt gewordenen Hat-Humayun vom 8. Februar 1856, der am 30. März in das Instrument des Pariser Friedens aufgenommen wurde; er kann rechtlich als Grundgesetz für

die christlichen Unterthanen der Pforte betrachtet werden, nur daß auch er freilich niemals recht zur Ausführung gekommen ist. Wäre er durchführbar gewesen, so wären die berechtigten Forderungen der europäischen Mächte im wesentlichen erfüllt gewesen; die convulsivischen Zuckungen, die seit 1856 die Pforte ihrem Untergange immer näher gebracht haben, wären nicht nöthig gewesen. Aber die Grundsätze, von denen er ausgeht, sind zu idealer Natur; sie berücksichtigen zu wenig die realen Verhältnisse und die wirklichen Bedürfnisse. Man darf nun einmal den osmanischen Staat nicht mit dem Maßstabe der europäischen Culturstaaten messen; europäische Civilisation liegt den osmanischen Einwohnern des türkischen Reiches eben so fern wie bis vor kurzer Zeit den christlichen selbst.

Wenn es bisher der oberste Grundsatz der türkischen Regierung gewesen war, daß zu jeder Theilnahme an der Staatsregierung, namentlich zur Bekleidung von Staatsämtern und öffentlichen Ehrenstellen, nur die Osmanen berechtigt seien, und dies Princip nun durch den Hat-Humayun umgestoßen und auch den Christen der Zugang zu den Aemtern eröffnet wurde, so war von vornherein vorauszusehen, daß dies, wie schon wiederholt, an dem Widerstande der osmanischen Bevölkerung scheitern werde: der Türke hätte es als eine Beleidigung seiner geheiligten Religion angesehen, wenn einem Giaur eine politische Machtstellung eingeräumt worden wäre, oder wenn er sich in seinen Rechtsstreitigkeiten dem Urtheil eines Christen hätte unterwerfen sollen. Gemischte Gerichtshöfe für Streitigkeiten zwischen Christen und Türken sind zwar verheißen worden, sie sind auch in Folge des Hat-Humayun wirklich constituirt worden, aber niemals zur Anwendung gekommen. Ist der Geist religiöser Duldsamkeit für alle Völker überhaupt schwer zu erreichen und nie mit Gewalt in dieselben hineinzubringen, so ist dies bei dem seiner Natur nach zum Fanatismus und zur Intoleranz hinneigenden Islam doppelt schwer. Hat doch auch die christliche Kirche Jahrhunderte gebraucht, ehe sie sich zu diesem erhabenen Standpunkte der Duldung aufzuschwingen vermochte, sind doch in unserem eigenen Vaterlande von Deutschen gegen Deutsche bis in das 17. Jahrhundert hinein der Religion wegen blutige Kriege, vielleicht die blutigsten von allen, geführt worden. Wie sollten wir vom Islam mehr Toleranz erwarten als von der doch sonst so weit vorgeschrittenen christlichen Kirche des 17. Jahrhunderts? Auch hier gilt es für den Historiker, Gerechtigkeit zu üben, die traurige Wahrheit zwar klar erkennbar darzustellen, aber auch auf ihre inneren Ursachen und auf ihre Analogien in der übrigen Weltgeschichte hinzuweisen.

Wenn nun diese Verordnung an dem Widerstande der Osmanen scheiterte, so fand die weitere Bestimmung, daß die allgemeine Wehrpflicht, allerdings mit der Berechtigung zum Stellvertreterkauf, auch auf die Christen Anwendung finden sollte, bei den Christen selbst ebenso energischen Widerstand wie bei den

Türken. Wie konnte es auch anders sein? Den Christen, die noch immer in der Praxis keinen Grundbesitz erwerben, nicht einmal Sicherheit für ihr sonstiges Eigenthum erreichen konnten, war nichts daran gelegen, an der Seite ihrer Unterdrücker die Waffen für eben diese zu tragen. Wenn man ihnen gestattet hätte, Waffen zu tragen — was ihnen zu allen Zeiten verboten war —, um sich gegen die Willkürlichkeiten der türkischen Grundbesitzer zu wehren, so wäre ihnen das eine willkommene Gabe gewesen; aber mit den Muselmännern in einem und demselben Regiment, natürlich unter türkischen Commandeuren, zu dienen, das war eine Zumuthung, der sie sich aufs äußerste widersetzten. An ihrem und der Türken einmüthigem Widerstande ist der Hat-Humayun von 1856 ebenso gescheitert wie der Hatischerif von Guilhane; so sehr sie sonst in ihren Intentionen und in ihrer ganzen Sinnesweise auseinandergingen, in diesem Punkte waren sie einig.

Aber nicht diese in der Natur der inneren Zustände der Türkei liegenden Verhältnisse allein sind es, welche die orientalische Frage zu einer so complicirten, ihre Lösung zu einer so sehr verwickelten machen. Sie bilden nur das eine Moment: das andere liegt in der natürlichen Eifersucht der großen europäischen Mächte untereinander. Denn so unzweifelhaft es auch ist, daß nur eben durch diese Eifersucht die Existenz der Pforte bisher den beständigen Angriffen Rußlands gegenüber gesichert worden ist, so erhellt doch auf der andern Seite, in welche schwierige Lage die Pforte durch dieselbe versetzt ist.

(Schluß folgt.)

Krause.

Nach seinen Briefen.

Von A. Procksch.

1.

Krause! — Wer ist Krause? — Ist es der philosophische Schriftsteller, der sehnlichst darnach strebte, an einer deutschen Universität eine Professur zu erlangen, und der es Zeit seines Lebens nicht über den Privatdocenten hinausbrachte? der unter den Freimaurern eine Rolle zu spielen suchte, bis er wegen des Bruches seines Maurerschwures aus dem Orden ausgestoßen werden mußte? der in Jena, Rudolstadt, Dresden, Berlin, wieder in Dresden, dann in Göttingen und endlich in München ein halbes Abenteurerleben führte, zeitlebens ohne

Amt und amtlichen Erwerb blieb, immer tiefer in Noth und Schulden sank, bis er sich von dem Pariser Revolutionscomité anwerben ließ, in Folge dessen er in Göttingen ausgewiesen wurde? der darauf auch in München, wohin er sich gewandt hatte, keine Stellung, ja kaum Aufenthalt fand und erst zur Ruhe kam, als der Tod ihn aus diesem Abenteurerleben abrief?

Wohl, lieber Leser, meinen wir beide denselben Krause, und doch ist derselbe Mann — ein ganz anderer. Hören wir sogleich als Berichtigung dieser Zeilen, die seinen äußern Lebensgang skizziren, so wie er auf den ersten Blick erscheint, den Brief eines Mannes, dessen wahrhaft vornehme Gesinnung aus seinem Schreiben selbst deutlich hervorleuchtet. Am 30. September 1828 schrieb Graf Wintzingerode von Göttingen aus an den Landdrost Geheimrath v. Campe in Hannover folgenden Brief, der sich in Krauses Papieren findet*):

„— — — Durch Bouterweks Tod ist die Professur der Philosophie und Aesthetik erledigt, — welche nicht nothwendig vereint zu sein braucht. Seit mehreren Jahren lebt hier ein als philosophischer Schriftsteller und Docent rühmlich bekannter Dr. Krause. Seine Bemühungen, den Professors-Titel und einen kleinen Gehalt zu erlangen, waren bisher so vergebens, wie die seiner zahlreichen Freunde, zu denen auch ich gehöre (sowie Laffert, Wedemeyer, Sartorius bey Lebzeiten, Blumenbach, Thibaut, Bauer u. s. w.) und zu denen jeder Unbefangene gehören wird, der die stupende Gelehrsamkeit, das kindlich religiöse Gemüth, den hellen Geist, und — das viele Unglück dieses höchst interessanten Mannes näher kennen lernt.

Die Klippen, an denen alle Bemühungen scheiterten, waren so viel ich weiß drey, von denen jedoch nur eine eingestanden wird, nämlich seine zahlreiche Familie von Frau und 12 Kindern. Dieser Grund ist schwer zu verstehen, da man denn doch im Falle seines Todes diese Menschen nicht über die Grenze transportieren wird, und die Gefahr, daß sie dem Staate und dem Publikum zur Last fallen, weit größer ist, wenn er sie in der bisherigen Armuth zurückläßt, als wenn man ihm die Mittel gewährt, etwas zu erwerben, sie zu erziehen, mit heiterm Geiste die vielen Werke zu vollenden, die er angefangen hat (und von denen jetzt dreye erscheinen) und so den Seinen etwas zu hinterlassen. — Der zweite minder bestimmt articulierte Grund, ist der Vorwurf daß er zu den Naturphilosophen gehöre. Er läugnet dies, ob ganz mit Recht, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls scheint es mir auch kein Grund ihm eine dauernde Anstellung zu versagen, da man ihn ja doch als Doctor legens sein System vortragen läßt, da die Zahl seiner Zuhörer zu wachsen beginnt, und da dies Fach denn doch auch auf einer Academie wie die hiesige besetzt seyn muß. — Der dritte, und wie ich

*) Der Briefwechsel Krauses ist von seinem Schüler und Schwiegersohn Hermann v. Leonhardi mit größter Sorgfalt gesammelt worden und befindet sich im Besitz der Erben Leonhardis. Er umfaßt über 2000 Nummern.

besorge der Hauptgrund, der aber gar nicht articuliert wird, rührt von den Verfolgungen der Freimaurer her, in deren Logen zu Berlin und Dresden er sehr thätig und sehr gefeyert war, bis er auf den unglücklichen Gedanken kam, eine wohlthätige Reformation dieses Ordens und Ausrottung unwürdiger Spielereyen dadurch zu bewirken, daß er ein in diesem Sinne längst geschriebenes englisches Werk übersetzte. Dies ward ihm so übel genommen, daß man ihn ausstieß, und seitdem auf das schonungsloseste verfolgte, obgleich man ihn einer Ungesetzlichkeit weder überwies noch . . . anschuldigte, und obgleich bedeutende und geachtete Maurer sich seiner in Schriften annahmen, z. B. Moßdorf, Gerlach, Wedekind, Heldmann, Silber u. s. w. Die Encyclopädie der Freimaurerei und das Conversationslexikon sollen über seine Unschuld vollständige Beweise enthalten. Jedenfalls sollten diese obscuren Bisbillen*) keinen Grund abgeben, um einem sonst so anerkannt tüchtigen Manne eine Anstellung zu versagen. — Doch höre ich von vielen Seiten behaupten, daß es der wahre Grund sey.

Seine Wünsche sind höchst bescheiden; der Professorstitel und ein kleiner Gehalt würden ihn befriedigen; wollte ihm Bouterweks ganzes Fach nicht übertragen werden, so könnte man ihn nur für Geschichte der Philosophie und Aesthetik anstellen. — Könntest Du durch Deinen großen Einfluß auf alle Zweige der Administration hierzu etwas beytragen, so thätest Du ein sehr gutes Werk, alter Freund, und die vielen Gutgesinnten und gewiß Unpartheiischen, die sich für Krause auf das lebhafteste interessieren, würden Dich segnen.

Die Frage, ob er wohl thun würde, selbst nach Hannover zu gehen? wußte ich ihm nicht zu beantworten, da ich dazu die Verhältnisse nicht genug kenne, und ihn bey seinen so sehr beschränkten Umständen nicht gern zu einer unnützen Ausgabe veranlassen mögte. Entschließt er sich dennoch dazu, und hast Du Zeit ihn anzunehmen und Dich mit ihm einzulassen, so bin ich gewiß, daß sein tiefer und doch so klarer Geist, seine Einfachheit und wahrhaft rührende Bescheidenheit Dich für ihn einnehmen und die Ueberzeugung geben werden, die sich auch durch die Erfahrung bestätigt, wie unendlich wohlthätig dieser Mann auf die jungen Leute wirken müsse, die mit ihm in Berührung kommen, wie nützlich daher seine dauernde Acquisition für die Universität seyn würde. Dixi et salvavi."

Dieser Brief, welcher ein Urtheil über Krause enthält, dem heute alle, die ihn kennen, sich anschließen, wird zur Genüge beweisen, daß der eigenthümliche Mann, der wohl nur wenigen genauer bekannt ist, es verdient, daß er bekannter werde.

---

*) Ueber Bisbillen schreibt mir Hermann Sauppe in Göttingen: „Das Wort Bisbillen ist mir als Fremdwort im Deutschen neu, indessen kann kein Zweifel sein, daß es von dem italienischen bisbiglio Geflüster, bisbigliare flüstern, leise reden, herkommt und die leisen, nicht offen hervortretenden Redereien der Mißgünstigen bezeichnet, was in den Zusammenhang genau paßt." Vgl. unser pispern, Gepisper.

Karl Christian Friedrich Krause wurde den 6. Mai*) 1781 in Eisenberg, einem freundlichen Städtchen am östlichen Abhange des Thüringer Waldes, wo sein Vater damals Lehrer war, geboren. Er besuchte hier die Bürgerschule, mit welcher ein Lyceum verbunden war, von Ostern 1792 bis Michaelis 1794 die Klosterschule in Donndorf, die sich damals unter der Leitung August Krafts eines vortrefflichen Rufes erfreute, dann abermals das Lyceum in Eisenberg und später das Gymnasium zu Altenburg, nachdem sein Vater Ostern 1795 Pfarrer in Nobiz bei Altenburg geworden war. Seine körperliche Entwicklung war eine sehr langsame gewesen; er war als Kind viel krank, und sein Vater — die Mutter starb ihm früh — hielt den schwächlichen Knaben fast immer im Zimmer. In Folge der Blattern, die ihn im fünften Jahre befielen, mußte er lange an Krücken gehen; auch die Masern griffen ihn im achten Jahre heftig an, und beständig litt er an Kopfschmerzen. So blieb er klein und schwächlich; seine Wirbelnaht behielt bis zum zwölften Jahre eine ziemlich große Oeffnung. Erst als er nach Donndorf kam und dort angehalten wurde, sich abzuhärten, besserte sich sein körperliches Befinden wesentlich; die Wirbelnaht wuchs zu, und der bis dahin auffällig kleine Knabe fing tüchtig zu wachsen an.

Seine geistigen Anlagen entwickelten sich im Gegensatze zum Körper sehr früh und schnell. Schon im fünften Jahre hörte man von ihm ungewöhnlich klare Ansichten, selbst über religiöse und gesellschaftliche Verhältnisse. Merkwürdig ist, daß er in seinem fünften und sechsten Lebensjahre, aber auch später noch, besonders bei wichtigen Ereignissen, eine Stimme gehört haben will, die ihm zurief: „Denke an den Tod!", doch machte ihn diese Stimme durchaus nicht ängstlich. Als er seine geliebte Großmutter verlor, hatte er selbst keine Thränen; das Weinen der andern war ihm unbegreiflich. Zur Natur hatte er eine ganz besondere Liebe; er soll oft so freudig über sie erregt gewesen sein, daß er sich auf die Erde warf und sie küßte. Frühzeitig erwachte auch seine Neigung zur Musik; schon im siebenten Jahre lernte er Clavier spielen und trieb es mit einer für seinen Vater beunruhigenden Ausdauer; als zehnjähriger schrieb er die Nächte hindurch Sonaten von Bach, Haydn und Mozart ab, die ihm sein Vater nicht kaufen wollte. Mit seiner hellen und hohen Sopranstimme

*) Das Kirchenbuch giebt als Geburtstag den 7. an; dieser Angabe steht aber die noch vorhandene schriftliche Notiz des Vaters über Krauses Geburt entgegen, die mit den Worten beginnt: „Im Jahre 1781 hat mir meine liebe Ehefrau Christiana Friederika geb. Böhmin den 6. Maji Abends halb 11 Uhr das erste Söhnchen zur Welt gebohren. — — — Es hat den Nahmen Carl Christian Friedrich, in der heiligen Tauffe erhalten." Früher war der Tauftag wichtiger als der Geburtstag, und da in jener Zeit die Taufe meistens am 1. oder 2. Tage nach der Geburt, sehr selten später stattfand, der Tauftag Krauses aber der 9. Mai war, so ist der Irrthum des Kirchenbuches leicht erklärlich.

sang er die Kirchenlieder sofort genau nach; in Donndorf wurde er sehr bald Vorsänger in dem wohlgeschulten Singechore. Hier spielte er auch fleißig Orgel und fing bereits unter dem trefflichen Cantor Schicht an, Generalbaß zu studiren. Daneben wurden aber auch die ernsteren Fächer nicht vernachlässigt; schon im dreizehnten Jahre war er ein tüchtiger Lateiner und Grieche; er übersetzte damals für sich die Odyssee.

In derselben Zeit aber, wo er sich seinen Aufgaben mit ungewöhnlichem Fleiße hingab, war er oft von heftigem Alpdrücken geplagt. Einmal wurden seine Augen am hellen Tage blind, bis sie nach langem Aufenthalte in freier Luft wieder frei wurden. Schon im fünfzehnten Jahre mußte er zur Ader lassen und wiederholte dieses Verfahren von da an jährlich, später noch öfter, bis in sein starkes Mannesalter. Dabei quälten ihn die „fliegenden Mücken" oft so sehr, daß er nicht selten Stunden und Tage lang nicht lesen konnte, und wenn diese Qual aufhörte, peinigte ihn heftiges, oft Tage lang dauerndes Kopfweh. Trotz dieser Anfälle wuchs er in diesen Jahren gegen früher ziemlich stark und erlangte bald eine kräftige Gestalt; zwar war seine Statur nicht hoch, sie blieb untermittel; aber seine Schultern waren breit und seine Muskelkraft so bedeutend, daß er im Alter von 20 Jahren vier Centner heben und drei Erwachsene herumtragen konnte. Dabei hörte er nicht auf, durch Singen seine Stimme zu üben und zu stärken.*)

Inzwischen hatte er sich in einem Alter von wenig mehr als 16 Jahren vor dem Consistorium in Altenburg das Reifezeugniß zum Besuche der Universität erworben — es war am 11. Juli 1797 — und war nun vor die Entscheidung zu einem Lebensberufe gestellt. Auf den Wunsch seines Vaters studirte er in Jena von 1797 bis 1801 Theologie, aber mit größerem Eifer Philosophie und Mathematik; denn keine geringeren als Fichte und Schelling lehrten damals in Jena. So schrieb er am 11. Januar 1798 an seinen Vater: „Fichte gefällt mir ausnehmend, Schulz und Griesbach auch, Voigt nicht, Eichstädt passabel, Jacobi vorzüglich", und am 22. Februar: „Ich bewundre Fichtes Verstand alle Tage mehr." Dagegen wollte ihm Schelling anfangs wenig behagen.

Als der Vater im nächsten Winter eine genaue Darlegung des Studienplanes von seinem Sohne verlangte, schrieb ihm dieser am 18. November 1798:

„Dieses halbe Jahr will ich bloß das Fichtesche System studieren. Künftiges halbes Jahr will ich, es sei hier oder in Leipzig, wie es Ihnen gefällt, Dogmatik

*) Die obige Darstellung der Knabenjahre Krauses ist größtentheils genommen aus H. S. Lindemanns „Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftlehre C. C. F. Krauses und dessen Standpunktes zur Freimaurerbrüderschaft" (München, 1839). Lindemann, ein persönlicher Schüler Krauses, hat diese Angaben jedenfalls zum größten Theil aus dem Munde Krauses selbst und seiner Familie.

hören, die Bibel durchlesen (und mir zugleich ein System der biblischen Dogmatik und Moral bilden) und Geographie studieren. Dabei bleiben aber immerfort täglich einige Stunden für das philosophische Studium ausgesetzt. Dann will ich ein halbes Jahr Geschichte, sowohl politische als Kirchengeschichte, dann ein halbes Jahr Litterärgeschichte studieren als Einleitung in das Studium aller Wissenschaften. Dann will ich die mathematischen und physikalischen Wissenschaften treiben. In diese Zeit wird das Candidatenexamen fallen, wozu es an Vorbereitung auch nicht fehlen soll. Wenn ich das philosophische Studium mit Glück bis dahin werde fortgesetzt haben, hoffe ich es dann wagen zu können, in Jena Doctor zu werden, und bin ich einmal Candidat und Doctor der Philosophie, dann wirds ja weiter gehen. Dabei will ich die Musik fortsetzen, das heißt Clavier und Flöte, um dereinst vielleicht auf Reisen davon Gebrauch zu machen und weil ich daraus immer ein Vergnügen schöpfen werde, das für die Bildung eines guten Geschmacks überhaupt äußerst vortheilhaft und eines gebildeten Menschen würdig ist. — Um diesen Plan ins Werk zu setzen, werde ich meine Zeit inskünftige so eintheilen: Dieses halbe Jahr will ich täglich 8 Stunden philosophiren, nämlich früh von 3 oder 4 bis 11; sechs Stunden nehmen die Collegia weg; die übrige Zeit will ich auf Musik, Erholung und Zeitungslesen wenden. Um neun werde ich jedesmal zu Bette gehen; Sonntags will ich mich im Französischen, Englischen und Italienischen üben, um dadurch wenigstens Vergessenheit zu verhüten. Ich habe diese Lebensweise schon angefangen. Nach diesem halben Jahre bleiben täglich 4 Stunden zum philosophieren, 3 zu belletristischer Lectüre, 8 zu der für das jedesmalige Halbjahr bestimmten Wissenschaft, und die übrige Zeit des Tages für Musik und Erholung ausgesetzt."

In der Folge änderte er an diesem Plane mehrfach und hauptsächlich insofern, als die Philosophie immer mehr in den Vordergrund trat.

In den Anfang des Jahres 1799 fiel die Entlassung Fichtes in Jena. Fichte hatte 1798 einen Aufsatz „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung" zu einer Abhandlung Forbergs „Entwicklung des Begriffs der Religion" geschrieben und in demselben die Begriffe „Gott" und „moralische Weltordnung" einander gleichgesetzt. Es währte nicht lange, so erschien ein anonymes Pamphlet „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichteschen und Forbergschen Atheismus", in Folge dessen die kursächsische Regierung die Aufsätze Fichtes und Forbergs confiscirte und von Weimar die Bestrafung beider verlangte. Darauf schrieb Fichte eine „Appellation an das Publicum" — Ende Januar 1799 — und einen Brief „an irgend einen geheimen Rath in Weimar", wie Krause sagt — es war der Geheime Rath Voigt —, in welchem er die Regierung von seiner Bestrafung abzuschrecken suchte; derselbe hatte aber eine andere Wirkung: Fichte erhielt seine Entlassung. Wie alle Gebildeten, so interessirte sich auch Krauses Vater für diesen Streit und ließ

sich die betreffenden Aufsätze und fünfzehn über den Streit erschienene Flugschriften von Carl schicken; über den Eindruck, den der einfache, streng christliche Pfarrer erhielt, äußert er sich in einem Briefe vom 16. Juni: „Aus der Fichteschen Appellation habe ich ersehen, daß der Mann mit seinem System noch nicht aufs reine ist, und wird auch wol nicht so bald ins Reine kommen; wenigstens wenn sein Gebäude haltbar sein soll, wird wol mancher Balken weggelassen und haltbarer aufgenommen werden müssen.“ Hierauf antwortete Krause am 20. Juni:

„So viel ich die alten Systeme kenne, glaube ich, daß sie ohngefähr so weit gekommen sind, als ein Baumeister, um mich Ihres Gleichnisses zu bedienen, der Material auf einem Orte angefahren, und es einzeln bearbeitet hat, aus dem gröbsten, aber noch nicht weiß, wo und wie er das Gebäude selbst anlegen solle; hingegen Fichte hat doch schon einen festen, haltbaren Grund gelegt, einen Plan des ganzen Gebäudes entworfen und jedem Zimmer und allen Theilen des Hauses seinen Platz angewiesen; ein Gebäude, das weder er noch irgend ein Mensch noch die ganze Menschheit irgend einmal auflösen kann, welches eine unendliche Aufgabe ist, die sich nur erweitert, je näher man ihrer Lösung zu sein denkt. Aber ists nicht Verdienst, zu einem babylonischen Thurme den Grund gelegt, — als bloße Backsteine und Maschinen herbeigeschafft zu haben und über dem Auszirkeln jedes Einzelnen den babylonischen Thurm selbst zu vergessen? Die Vergleichung des Systemes der Wissenschaften mit einem Gebäude ist wohl in etwas deutlich, aber unschicklich im Ganzen, da das Haus immer auf etwas anderm, auf einem Boden beruht, das System aber der Wissenschaften sich selbst hält; wollte man es mit etwas vergleichen, so wäre es einzig das Universum der Außendinge.“

Diese Antwort des 18jährigen Studenten ist hochinteressant: on le voit venir, den großen Wissenschaftslehrer, der er später seinen Zuhörern war.

Nach Fichtes Abgange hörte er bei Schelling; über diesen schrieb er dem Vater:

„Mit Schellings Vortrag bin ich wol zufrieden sowie mit seiner Philosophie. Sein Vortrag kommt zwar in mehrerer Rücksicht dem des Professor Fichte nicht bei, hat aber doch einiges, was ihn vortheilhaft, selbst vor dem Fichteschen, auszeichnet; besonders weiß er seine Sätze durch passende und frappante Beispiele zu erläutern. In seiner Naturphilosophie fand ich Sätze, auf die ich schon für mich selbst, dem Fichteschen System zu Folge, gekommen war.“

Neben dem großen Eifer aber, mit dem Krause den Wissenschaften oblag, entwickelte sich gleichzeitig immer mehr eine andere, weniger günstige Eigenschaft, die schon in Donndorf bemerkt und getadelt worden war, und die später für ihn so verhängnißvoll wurde: der Mangel an Ordnungssinn in allen äußeren, geschäftlichen Dingen und die Nichtachtung von Schwierigkeiten, die in den

menschlichen Verhältnissen liegen. Grata negligentia nennt es einmal einer seiner Freunde, die ebenfalls viel darüber klagten. Der Vater, in dieser Beziehung das gerade Gegentheil, war oft sehr ärgerlich, wenn ihm z. B. Carl schrieb, er habe wieder eine Anzahl — oft sehr theurer — Bücher, oder ein Reißbrett für 19 Thaler, oder musikalische Instrumente gekauft, natürlich immer ohne Geld, das der Vater nun nachträglich bewilligen mußte. Außer sich aber wurde derselbe, als ihm sein Sohn mittheilte, er habe für 24 Thaler eine Drehbank von neuer Erfindung gekauft, weil er zu solchen mechanischen Arbeiten außerordentliche Lust habe und ihm diese Beschäftigung bei dem sitzenden Leben Erheiterung und Beförderung der Gesundheit verspreche; er schrieb ihm in der stärksten Form des Imperativs: „Die Drehbank giebst Du wieder zurück." Ja, zuweilen steigerte sich der Aerger des Vaters, der die patria potestas in altrömischem Sinne geltend machte, über die Manier seines Sohnes, eigenmächtig zu kaufen und zu verkaufen, was ihm beliebte, und dann nachträglich den Vater um das Geld zu bitten, bis zu einer Erbitterung, in welcher er auch ungerecht wurde, und dann kam es zu den unerquicklichsten Auseinandersetzungen. Bei einer solchen Gelegenheit bezeichnete der Sohn am 22. October 1799 seinen Standpunkt in folgender Weise: „Das Recht der unpartheiischen Untersuchung, Herrschaft des freien moralischen Willens und allgemeine Menschenliebe sollen das Ziel meines Lebens und meiner ganzen Thätigkeit sein", und am 3. December 1799 schrieb er:

Alle Unordnung meines ökonomischen Zustandes, welche einzig die Veranlassung Ihrer Unzufriedenheit mit mir von jeher gewesen sind, kommen alle aus folgenden Quellen. 1) weil wir verschiedene Begriffe von dem Nothwendigen und von der besten Anwendung des Geldes haben. Sie nennen nothwendig, was zum Essen und Trinken und zur Erwerbung derjenigen Kenntnisse gehört, die dazu unentbehrlich sind, sich erst Brod zu verschaffen und seinen bürgerlich ehrlichen Namen zu behaupten. Dies nenne auch ich nothwendig, aber dies nicht allein, und nicht im ersten Grade. Ich kenne keine Nothwendigkeit als die moralische, die mich zur rücksichtslosen Ausbildung meiner Vernunft auffordert und alles was zu diesem Zwecke führt, nenne ich gleich stark nothwendig; das Geld hat für mich keinen Werth, als in wiefern es Mittel zu solchem Zwecke ist, und die Pflicht gebietet, von dem Gelde, was in unserer Gewalt steht, die bestmöglichste Anwendung zu dergleichen Gebrauche zu machen. Aus dieser Verschiedenheit unserer Grundsätze schreibt sich Ihre ganze Unzufriedenheit mit mir her; sie muß auch nothwendig immer fortdauern, da ich meine Grundsätze nicht ändern kann, und es ist unvermeidlich, daß Sie mich eigenwillig, leichtsinnig, lieblos u. s. w. nennen, weil Sie bloß auf das Aeußere meiner Handlungen, aber nicht auf ihre Beweggründe sehen. 2) Weil ich immer das, was ich brauchte, bezahlen mußte, ohne Ihre Einwilligung einholen zu können und ohne von Ihnen das Geld erhalten zu haben. Deshalb mußte ich von jeher Schulden machen und versetzen,

wodurch ich um meinen ehrlichen Namen und um vieles Geld kommen und Ihnen Misvergnügen machen mußte. Wie viele trübe Stunden mich das gekostet hat, das weiß nur ich."

Endlich am 6. März 1800:

„Ich weiß kaum, was ich Ihnen schreiben soll. Der Kummer, dem mich der Gedanke preisgiebt, daß ich Ihnen Herzeleid mache, und wider meinen Willen mache, verpflichtet mich, meinen Charakter und meine Handlungsweise vor Ihnen zu entschuldigen. . . . . Mein Wille ist rein, meine Wünsche sind bloß, mein Handeln und Wissen — unabhängig von äußern Einflüssen zu bilden; sinnliche Vergnügungen, als solche, haben nie mein Herz eingenommen; ich weiß diese zu verachten. Uebrigens bin ich auf Alles, was mir begegnen kann, gefaßt, — ich kenne keine Furcht und Muthlosigkeit. Ich bin noch nie so mit mir selbst einig, so heiter und festen Muthes gewesen, als jetzt; auch selbst Ihre Vorwürfe können mich nicht aus der Fassung bringen, wenn gleich Ihre Bekümmernisse auch mich bekümmern; ich bin seit Ihrem letzten Briefe, so, wie zuvor, unermüdet in meinen Arbeiten vorgeschritten, und ich hoffe Sie bald durch die That zu überzeugen, daß ich mich auch in Rücksicht dessen, was ich gelernt habe, nicht zu schämen Ursache habe. Nur Sie bedaure ich um Ihres ungegründeten Kummers willen, da ich weiß, daß er ein Vaterherz trifft, das wirklich für sein Kind zärtlich besorgt ist. Ich habe gar nicht Ursache, in die Litaney einzustimmen: O mihi praeteritos etc.! Ich freue mich meiner Grundsätze, meiner Entschließungen, und meines ganzen Bewußtseins, und wundre mich über das glückliche Zusammentreffen günstiger Umstände vergangener Jahre, die mich in philosophischer und moralischer Hinsicht zur Selbsterkenntniß gebracht haben. . . . . Mein Plan ist wol überlegt und steht unerschütterlich fest — wenn ihn nicht Krankheit und Tod vereitelt; — vielleicht werden Sie mich daran zu hindern suchen, so viel an Ihnen ist, aber Sie werden mich gewiß nicht daran hindern. Ich bitte Sie von Herzen, mich zu unterstützen; aber unterstützen Sie mich nicht mit Widerwillen, oder darum, weil ich Sie darum bitte; sondern bloß dann und insoweit, als Sie es etwan für Ihre Pflicht halten dürften; Ihr väterlicher Rath wird mir stets willkommen und geachtet sein; nur Befehle kann ich in Punkten, die mein Wohl und Auskommen in Zukunft betreffen, nicht anerkennen, weil sich Ueberzeugungen nicht befehlen lassen."

Der Plan, von dem er hier spricht, war der, akademischer Lehrer zu werden, und er bewies in der Folge, daß dieser Plan allerdings klar und entschieden gefaßt war. Man sieht aber außer der für einen noch nicht 19 Jahre alten Jüngling ungewöhnlichen Reife des Urtheils und Entschiedenheit des Willens doch auch die Unfähigkeit, sich in die reale Welt, die Welt des Raumes, zu finden, wo die Sachen sich hart stoßen, eine Unfähigkeit, in Folge deren er viele bittere Erfahrungen machte.

Uebrigens gestaltete sich mit der Zeit das Verhältniß zum Vater wieder

besser, als dieser erkannte, daß Carl wirklich unermüdlich fleißig und durchaus unverdorben war, und den ganzen Sommer 1801 verbrachte der Sohn im väterlichen Hause zu Nobiz. Als sich zu Anfang des Jahres 1801 eine Gelegenheit zu einer „Hofmeisterstelle“ in der Beustschen Familie in Altenburg bot, setzte der Vater alle Annehmlichkeiten derselben in das schönste Licht, und ohne gerade zu drängen, legte er doch dem Sohne nahe, wie lieb es ihm sein würde, wenn derselbe die Stelle annähme; allein Carl schlug es ab und gab folgende Gründe für seine Entscheidung an:

1) Ich könnte mich nicht verbindlich machen, länger als ein Jahr zu bleiben; — das müßte ich, als ehrlicher Mann, dem andern contrahierenden Theile unverhohlen sagen; daß ich aber unter dieser Bedingung nicht reüssiren würde, wissen Sie so gut, wie ich. — 2) Käme der Contract zu Stande, so müßte ich ihn halten, d. h. ich müßte ganz der Bildung meines Zöglings und gar nicht meiner eignen leben, denn die Erziehung leidet keine Allotria, — und wer weiß, was für ein schweres Werk meiner warten könnte — auf dessen Vollendung doch meine Ehre beruhte! — 3) Ich liebe zwar Gesellschaft und der Umgang mit meinem Principal würde mir allerdings nicht nur ehrenvoll, sondern auch zu Zeiten angenehm sein, doch gewiß nicht immer und nicht anhaltend; — denn meine Stimmung ist einmal für die ruhige Einsamkeit, aus der allein Harmonie und Gründlichkeit hervorgeht. Ich kenne die Welt, wie sie sein sollte, und es lohnt sich in der That wenig der Mühe, sie zu finden, wie sie ist; wenigstens würde ich sie in jener constellation nur zu oft finden, wie sie nicht sein sollte. Ich empfinde schon zuvor die Langeweile, die Muthlosigkeit und die Sehnsucht, die mich in die Welt zurückängstigen würden, für die ich allein leben kann. — 4) Gute Besoldung, gute Kost und dergleichen Annehmlichkeiten locken mich nicht! — Und was die mancherlei Connexionen betrifft, in die ich dann kommen könnte, so würden sie für mich bei allem ihren etwaigen Glanze sehr zeittödtend und uninteressant sein. Mein eigner Werth soll mich empfehlen, so gering er auch sein mag, oder ich will nicht empfohlen sein; und wie unsicher ist eine Rechnung für die Zukunft, die auf Menschen gestellt ist; Menschenleben und Menschengunst sind gar veränderliche Größen. — 5) Meine Studien leiden schlechterdings keine Zerstreuung, sie verlangen die anhaltendste Anstrengung, die ohne die völligste Gemüthsruhe unmöglich ist. Diese Jahre sind gerade für meinen künftigen Werth die entscheidendsten. Wenigstens noch ein Jahr lang wird mich die Mathematik ununterbrochen beschäftigen — wozu ein sehr unbeträchtlicher Kostenaufwand gehören wird; ich weiß, wie wenig oder viel ich hierin werde leisten können, und ich glaube, diese Wissenschaft soll mir bald den ersten Unterhalt bringen. Sollte ich zumal, wenn es anders Ihren Wünschen gemäß ist, ein Jahr oder wenigstens ein halbes Jahr bei Ihnen in Nobitz leben können, so würde der Aufwand noch geringer und mein Studium noch ungestörter werden. — Ich weiß wohl, in mancher Augen urtheile ich und handle

ich thöricht; allein das ist allerdings besser, als in seinen eignen Augen ein Thor zu sein. Ich handle, wie ichs für vernünftig halte, und bin für die Zukunft voll Zuversicht; denn ich weiß, was mir geraubt werden kann, und was nicht."

Diese Reflexionen des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings sind darum ausführlich hier mitgetheilt worden, weil sie auch für den Mann in allen Wechselfällen seines bewegten Lebens die niemals erschütterte Grundlage, die unverrückte Richtschnur seines Handelns bildeten.

Den Sommer 1801 brachte Krause, wie schon erwähnt, in Nobiz zu; am 6. October wurde er zum Doctor promovirt und eröffnete sich noch in demselben Monate den Weg in den geistlichen Beruf durch das Candidatenexamen, womit er seine eigentliche Lernzeit abschloß.

Schon im Winter 1801—2 hielt er in Jena, wohin er im October 1801 zurückgekehrt war, in engem Kreise Vorlesungen, seine Habilitation aber mit der Abhandlung De philosophiae et matheseos notione et eorum intima coniunctione erfolgte erst im März 1802; es war dies der Ausgangspunkt seiner schriftstellerischen und seiner Lehrthätigkeit. Eine eingehende Darstellung seines philosophischen Systems liegt außerhalb der Grenzen dieses Lebensbildes; auch würde dieselbe nichts sein können als eine dürftige Reproduction der trefflichen gekrönten Preisschrift Paul Hohlfelds: „Die Krausesche Philosophie in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und in ihrer Bedeutung für das Geistesleben der Gegenwart." (Jena, Costenoble, 1879.) Aus dieser Schrift sind auch im Folgenden die Angaben über Krauses Schriften und Lehre, soweit sie nicht aus dem Briefwechsel unmittelbar sich ergeben, entnommen. Hier möge nur soviel erwähnt sein, daß der ursprüngliche wissenschaftliche Standpunkt Krauses der des harmonischen Idealismus oder des idealen Pantheismus ist. Seiner Erstlingsschrift, in welcher Krause zugleich seine Bekanntschaft mit Platon, Aristoteles, Baco, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, dem Schweden Thorild und Kepler zeigt, ließ er 1803 seine „Grundlage des Naturrechts oder philosophischen Grundriß des Ideales des Rechts. I." und „Grundriß der historischen Logik für Vorlesungen" folgen; mit den Schriften „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik. 1. Theil, Jena 1804", „Factoren und Primzahlen von 1—100000" und „Entwurf des Systems der Philosophie. 1. Abtheilung", (beide 1804) schließt der 1. Abschnitt seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Inzwischen war eine entscheidende Wendung in Krauses Leben eingetreten: am 19. Juli 1802 vermählte sich der 21jährige, vermögenslose Privatdocent mit Amalia Concordia Fuchs, einem Mädchen aus seiner Geburtsstadt Eisenberg, deren Vater zwar in guten Verhältnissen war, aber von dem Vermögen nichts herausgab, auch in der Folge, wie es scheint, die Tochter nicht sonderlich unterstützte. Krauses Vater war gleich bei der Ver-

lobung unglücklich über das Vorhaben seines Sohnes; eindringlich stellte er ihm vor, wie gefährlich es sei, ohne feste Stellung, ohne Vermögen, im Beginn einer so weit angelegten wissenschaftlichen Laufbahn und in dieser Jugend zu heirathen; er hoffte zwar, daß das Verhältniß bloß ein nicht ernsthafter Liebeshandel sein und bald sein Ende finden werde; aber bevor ein Vierteljahr verging, war die Verbindung vollzogen. Krause hat mit seiner Frau über 30 Jahre in der glücklichsten, mit 14 Kindern gesegneten Ehe gelebt, von denen 12 ihn überlebten; auch zeigen die Briefe, welche beide, wenn sie getrennt waren, einander schrieben, die innigste Zärtlichkeit, die selbst durch die bald eintretende und beständig wachsende Schwerhörigkeit Amaliens nur momentan getrübt wurde. Aber die Erfahrung zeigte doch, daß der Vater Recht gehabt hatte. Und hatte Krause vielleicht gedacht, daß ihm seine Frau die Sorge um äußere Dinge abnehmen werde, für die der nur der Wissenschaft lebende Mann nicht das geringste Interesse und Verständniß hatte, so hatte er sich darin vollständig getäuscht. Da Amalien der Sinn für Ordnung, insbesondere in Geldangelegenheiten, fehlte, so wurde dies für beide die Quelle wachsender Noth, aus der sie zeitlebens nicht herauskamen. Krauses Vater fand sich in das Unvermeidliche, und das Verhältniß zu seiner Schwiegertochter gestaltete sich bald freundlicher; als aber die Noth gar kein Ende nehmen wollte, im Gegentheil nur immer wuchs, und er durch die Freunde seines Sohnes seine Vermuthung voll bestätigen hörte, da unterließ er es nicht, in seiner praktischen, derben Ausdrucksweise zuerst den Sohn und dann die Schwiegertochter selbst zu ermahnen, wirthschaftlicher zu sein — freilich ohne allen Erfolg, und so ist denn die Noth die unentwegte Begleiterin ihrer Liebe durch ihr ganzes Leben geblieben.

Seine Vorlesungen von 1802—4 über Mathematik, Logik, Naturrecht, Naturphilosophie und das System der Philosophie fanden wachsenden Beifall und zogen immer mehr Zuhörer an; im Sommer 1803 hatte er in vier Vorlesungen zusammen nicht weniger als 106 Zuhörer — für die Frequenz der Universität, die damals nicht größer war, als gegenwärtig, eine sehr bedeutende Hörerzahl. Als aber im August 1803 eine Menge Docenten — wie Schütz sen. und jun., Kilian, Hufeland und andere — sich von Jena wegzogen und noch mehrere ihnen folgen wollten, da sank auch die Studentenzahl; bei Beginn des Winterhalbjahrs schrieb Krause an seinen Vater: „Es sollen kaum 300 Studenten hier sein; kaum 50 neue sind gekommen; da können natürlich die Collegia nur schwach besucht sein. Bis jetzt haben sich gegen 50 zu meinen Collegien gefunden.“ Zwar konnte er bald darauf schreiben: „Ich habe so viele Zuhörer im Verhältniß zu 3 Collegien, da ich im vorigen halben Jahre 4 las, als voriges halbes Jahr, welches mich wegen der so sehr geringen Anzahl der Studenten vollkommen befriedigt“, aber am 22. Februar 1804 meldete er doch wieder: „Es

sieht um unsere Universität kritisch aus; — alle Ausländer wollen fort, wenn gewisse Bedingungen ihnen nicht gestattet werden, die man ihnen aber wol zugeben wird. Von neuen Professoren wissen wir noch nichts; die Medicin ist kärglich besetzt." Als im Sommer desselben Jahres die Studentenzahl auf 250 sank und immer mehr Lehrer, u. a. auch die Juristen Thibaut und Schaubert fortgingen, da erwachte auch bei Krause die Sehnsucht, Jena zu verlassen. Im Sommer 1804 las er gar nicht, und am 22. September desselben Jahres schrieb er an seinen Vater:

„Es sind zwar mehrere Studenten bei mir gewesen, welche wünschen, daß ich lesen soll, und von 20 hat man mir gewiß gesagt, daß sie hören wollen. Was ist aber das? von 20 bezahlen jetzt etwa 5; da komme ich nicht auf die Kosten, Zeit und Kraft geht umsonst verloren. Ich sehe also als gewiß voraus, daß ich hier nicht lesen kann, und da es mit der Universität so offenbar bergein geht, daß man blind sein müßte, wenn man es nicht merken sollte —, so kann ich auch nicht hoffen, jemals hier mein Glück zu machen. Hierzu kommt, daß die jetzigen Mitglieder der philosophischen Facultät größtentheils solche sind, die bei dem vorigen Flore der Universität nichts gelten, also vielmehr bestrebt sind, mich und andre, welche eine andre Philosophie lehren, als sie, zu unterdrücken und wegzuschaffen; kurz wir Privatdocenten werden bei allen neuen Unternehmungen der Academie so gar für nichts geachtet, daß es fast unehrlich wäre, wenn man dabei geduldig zusehen könnte."

Dazu mögen persönliche Verdrießlichkeiten gekommen sein, wie sich aus verschiedenen Aeußerungen herauslesen, insbesondere aber aus einem Briefe schließen läßt, den jedenfalls im Herbst 1804 in Jena Gotthilf Heinrich Schubert an Krause richtete:

„Deine Schriften, jugendlich und zum Theil Zeugen eines ungemeinen Fleißes, haben mich sehr erfreut; ich werde Dir das aufrichtige Urtheil nicht schuldig bleiben. Verzeihe aber, wenn ich geradezu loben muß, mit wenig Beschränkung. Denn auf Deinem Standpunkt sind sie meist völlig in sich selber gegründet und vollendet, vollendet, so weit es der Keim oder die Knospe sein kann und darf.

Ich bin, mein Theurer, voll inniger Freude und Hoffnung, und ich weiß, meine Zukunft wird groß und göttlich sein, und wir werden uns noch oft im Leben immer inniger, verklärter und flammender begegnen. Mein Inneres ist längst für das Einzige und Höchste entzündet. — Es wäre gar nicht unmöglich, daß wir uns als Lehrer auf einer Academie zusammenfänden. Laß uns doch künftig hierauf Rücksicht nehmen und nichts versäumen, was dazu führen kann. Gehst Du nur nicht nach Rußland (wohin ich nie gehen möchte), so gehst Du sehr leicht an einen Ort, der mir auch zugänglich wäre. Gehe voran, bereite die Stätte. Gefällt Dir Erlangen? In Jena ist nichts mehr, mich reut die Stunde, da ich mich mit

einigen jetzigen Jenensern eingelassen. Deine Landsleute kennen Dich nicht, und aus Bitterkeit und Aerger habe ich sie oft mit Fleiß noch über Dich irre geleitet: sie sind nicht werth, Dich zu besitzen, Du mußt weiter."

Es trieb ihn also fort, aber nach einem Orte, wo er ganz zurückgezogen leben und völlig ungestört in das Innere der Wissenschaft würde eindringen können, wozu er einen unwiderstehlichen innern Beruf fühlte, also nicht in eine Universitätsstadt. Er hatte sich auch schon für einen Ort entschieden, und zwar für Rudolstadt, dessen reizende Lage und sonstige Verhältnisse, insbesondere dessen Anstalten für Kunst und Wissenschaften, wie er schrieb, ihn anlockten, und schon Anfang October siedelte er mit Frau, zwei Kindern und seiner Schwester dahin über, ohne Amt und Subsistenzmittel, nur auf die Unterstützung seines Vaters angewiesen! Dieser Wegzug von der Universität, für die er doch seine Thätigkeit bestimmt hatte, war der zweite verhängnißvolle Fehler, den er beging; denn nun wurde er dadurch gerade das, was er vermeiden wollte: ein außer Curs gekommener Privatdocent; erst nach sehr langer Zeit gelang es ihm unter viel ungünstigeren Verhältnissen, in diese Laufbahn zurückzukehren. Allerdings kam die Ungunst der Zeitumstände dazu, da die napoleonischen Kriege die Aufmerksamkeit von der Wissenschaft ablenkten und auch die Mittel viel mehr auf Kanonen als auf Lehrer der Wissenschaft verwendet wurden; aber er hätte sich doch einen Namen machen und dadurch einen Ruf an eine andere Universität erwerben können. Es war eine Selbsttäuschung, wenn er es für das Klügste hielt, Jena jetzt zu verlassen, wo man ihn noch vermisse; denn so groß war doch sein Ruf, nachdem er erst vier Semester gelesen hatte, noch nicht, daß man ihm sofort eine Professur hätte anbieten müssen. Auch war für ihn jetzt die Familie ohne Zweifel ein Hemmniß, die seine Freiheit im Handeln lähmte, zumal da er sich von seiner Frau auch nicht auf einen Tag trennen wollte.

In dieser Zeit wandte er sich auch an einen Freund Kahn in Mitau und versuchte, ob er vielleicht in Dorpat eine Professur erlangen könnte; aber der Versuch war ohne Erfolg. In Rudolstadt wollte er jedenfalls nicht lange bleiben; schon gegen Ende des Jahres 1804 faßte er den Entschluß, sich nach Dresden zu wenden. Er hatte die Idee, entweder durch Gründung eines Erziehungsinstitutes oder durch öffentliche Vorträge oder endlich durch Privatunterricht, insbesondere in der Musik, die er von Jugend auf immer aufs eifrigste gepflegt hatte, die Mittel zu seinem Unterhalt zu gewinnen; sein Hauptzweck aber war, diesen Aufenthalt besonders zu seiner ästhetischen Ausbildung nach jeder Richtung hin auszunützen, was er denn auch redlich that; er ließ keine Gelegenheit unbenützt, die reichen Sammlungen Dresdens zu besuchen, die Bauwerke, insbesondere die Kirchen, zu studiren und die Musik zu pflegen. Bereits Anfang April 1805 siedelte er nach Dresden über. Freilich stellte er

an den Vater abermals keine geringen Anforderungen; denn nicht nur die Schulden in Jena, die Krause in große Verlegenheiten gebracht und in Unannehmlichkeiten verwickelt hatten, hatte der Vater tilgen und die Existenz in Rudolstadt ermöglichen müssen; auch für Dresden mußte er wenigstens vorläufig die Subsistenzmittel hergeben. Die Idee, ein Erziehungsinstitut zu gründen, kam in der Folge nicht zur Ausführung; mit Vorlesungen machte er einen erfolgreichen Versuch, aber seine Existenz konnte er keinesfalls darauf gründen, und da er auch von dem Privatunterricht, den er mehrfach ertheilte, nicht leben konnte, so mußte ihn der Vater fortdauernd unterstützen.

Zum ersten Male tritt jetzt ein Anfall von Schwermuth bei ihm auf, der sich später wiederholte. Am 5. September 1805 schrieb er seinem Vater:

„Immer habe ich, an Sie zu schreiben, verschoben, weil ich hoffte, vielleicht einiges Glückliche zu erfahren, durch dessen Nachricht ich Sie hätte erfreuen können; allein des Glücklichen ist nur wenig und des Unangenehmen, ich will nicht sagen des Unglücks viel. Unsere Selma [das zweite Kind], die, wie Sie wissen, von Anbeginn ihres Lebens gekränkelt hat, — ist uns vorige Nacht halb 12 Uhr gestorben. — Es war ein liebes Kind, eine schöne Seele in einem schönen Leibe. — Meine Frau ist noch nicht niedergekommen, ich erwarte es jeden Tag mit bangen Besorgnissen, theils wegen des jetzt auf sie so schädlich wirkenden Kummers, theils auch wegen der Sorgen für Unterhalt, die mich jetzt furchtbar treffen. Ich habe jetzt wahrlich eine harte Probe zu bestehen, die mein Herz von allen Seiten in der Tiefe angreift. Doch schickt mir vielleicht Gott Beistand, daß ich bis zuletzt ohne Murren aushalte. — — Ich treibe es, so lange es geht, ich arbeite (aber nicht mehr ruhig), ich sorge, ich verkaufe, so lange ich etwas habe, wie dann, mag Gott wissen. Es ist hart, bei dem lebendigsten Bestreben nach Erkenntniß und Vollkommenheit, bei dem Gefühle, der Welt nützen zu können, von der Welt verlassen unterzugehen. Mein Trost ist die ewige Weisheit, in der solche Begebenheiten ewig begründet sind, und der Gedanke, daß ich ja nichts besseres bin, als so viele vortreffliche Menschen, die ein Aehnliches oder Schlimmeres erduldet haben." —

Zur Frage der Altersversorgungskassen.

(Schluß.)

Von den gegnerischen Gesichtspunkten, die in ansehnlicher Zahl und Stärke gegen die Altersversorgungskassen auftreten, sind zwei von principiellem, tief eingreifendem Charakter, während die übrigen sich mehr als technische Schwierig-

keiten darstellen. Da ist zuerst das schwerwiegende Bedenken, daß der Staat durch die Gründung einer derartigen Anstalt oder selbst durch die bloße Forderung, daß allenthalben Anstalten für diesen Zweck ins Leben treten sollen, einen mächtigen Einfluß auf die Lohnhöhe für sich in Anspruch nimmt, ja sogar eine Art Garantie dafür übernimmt, daß der Arbeiter stets auf eine bestimmte Lohnhöhe rechnen könne. Der vom Staate befohlene allgemeine Beitritt zu solchen Kassen würde nicht nur das schrankenlose „Recht auf Arbeit" proclamiren, sondern sogar das Recht des Arbeiters, stets eines so hohen Lohnes sicher zu sein, daß daraus die geforderte Prämie gezahlt werden kann.

Man braucht diesen Satz nur auszusprechen, um sich einerseits von dem durchaus Zwingenden, was in ihm liegt, und andrerseits von der platten Unmöglichkeit zu überzeugen, einem derartigen Anspruche zu genügen. Selbst wenn wir mit vollen Segeln in den socialistischen Staat hineinsteuern wollten, würde es dennoch völlig gegenstandslos sein, eine derartige Möglichkeit ins Auge zu fassen. Es ist aber doch zu bedenken, daß die Schwankungen von reichlichem zu schlechtem Arbeitsverdienst und wieder zu gänzlicher Arbeitslosigkeit hauptsächlich in der Fabrikindustrie vorkommen und hier wieder mit der bisher nicht anerkannten, gleichwohl aber unseres Erachtens thatsächlich bestehenden Verpflichtung des Fabrikbesitzers in Zusammenhang gebracht werden könnten, für denjenigen Theil der von ihm geschaffenen Verhältnisse, welcher andernfalls der Gesammtheit zur Last fallen müßte, rechtzeitig Vorsorge zu treffen; sei dies in Gestalt einer Caution oder einer für einen bestimmten Zeitraum ihm aufzuerlegenden eventuellen Leistungspflicht, oder in sonstiger Weise. Aehnliche Auflagen könnten unter gewissen Voraussetzungen den Gemeinden gemacht und dadurch für den Kreis derselben eine ähnliche Leistung sicher gestellt werden. Endlich ist auch das denkbar, daß den Mitgliedern der Kasse für gewisse Fälle eine bis auf mehrere Jahre sich erstreckende Zahlungsfrist gewährleistet werden könnte, so daß schon alles Aergste zusammenkommen müßte, um das hier ausgesprochene Bedenken praktisch werden zu lassen. Wenn der Himmel einfällt, so schlägt er freilich alle Spatzen todt. Mag man übrigens sagen, was man will: dieser Gesichtspunkt ist ein solcher, welcher wie eine Keule unter die unbesonnenen Phantasien mancher Leute fährt und von dem ganzen glänzenden Gebäude nur noch eine ziemlich nebelhafte Möglichkeit übrig läßt.

Weniger zerschmetternd, aber doch gleichfalls sehr wuchtig tritt der zweite gegnerische Gesichtspunkt in die Schranken, und für die stricten Anhänger der heute noch vorherrschenden politisch-socialen Richtung ist er vielleicht von ebenso großer Bedeutung. Kann es zweckmäßig sein, sagt man, eine höchst persönliche Angelegenheit der Menschen, deren Erledigung an sich auf die mannigfachste Weise denkbar ist, zu einem Gegenstande staatlicher Vorschrift zu machen? und

kann es ferner zweckmäßig sein, diese Vorschrift auf eine Modalität zu richten, welche thatsächlich in einer Menge von Fällen bereits zur freien Anwendung kommt, dann aber nur noch in Zwangsform möglich sein würde?

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Vorsorge für den Fall der Invalidität, wenn auch noch so wünschenswerth, doch schließlich nicht der alleinige und nicht einmal der wichtigste aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte ist, und daß daher, wenn die sociale Gesammt-Entwicklung durch diese Einrichtung in merkbarer Weise geschädigt werden sollte, sie allein zur Rechtfertigung dieser Schädigung schwerlich ausreichen dürfte; daß ferner die Sicherung einer Arbeiterfamilie durch den Anspruch auf eine Pension doch bei weitem nicht die einzig mögliche ist, sondern daß durch Eigenthumserwerb, durch Betrieb eines kleinen Geschäftes und dergl., ja selbst durch einfaches Einlegen in die Sparkasse häufig ein gleiches und selbst besseres Resultat erzielt werden kann, so daß die Auswahl unter diesen verschiedenen Arten der Vorsorge am zweckmäßigsten dem Einzelnen überlassen bleibt, der doch jedenfalls seine Verhältnisse am besten kennt; daß endlich der Weg der Invaliditäts-Versicherung bereits in hinlänglichem Umfange beschritten ist, um den meisten Menschen, die sich überhaupt auf diesem Wege sichern wollen, eine ihren Verhältnissen angemessene Möglichkeit hierzu zu gewähren. Gegen alle diese Gesichtspunkte läßt sich in der That nur dann aufkommen, wenn man das Wirkungs- und Rechtsgebiet des Staates sehr weit hinausrückt und ihm nicht nur die Befugniß zur Bekämpfung hervorgetretener Mißstände, wäre es selbst mit den außerordentlichsten Mitteln, sondern auch diejenige zuschreibt: den gesammten socialen und bürgerlichen Einrichtungen die Richtung zu geben. Auch hier also tritt uns eine principielle Erwägung entgegen, welche nur unter einer überaus bedenklichen Voraussetzung die Möglichkeit der Sache bestehen läßt.

Treten wir vollends, dieser beiden Gesichtspunkte ungeachtet, näher an die Art und Weise hinan, wie die Sache etwa ausgeführt werden könnte, so stößt uns eine Betrachtung auf, in deren Lichte die obigen Erwägungen noch bedenklicher, ja fast potenzirt erscheinen. So ziemlich alle Sachverständigen sind darüber einig, daß ohne Beitrittszwang eine Anstalt der bezeichneten Art, die einen ernstlichen Nutzen und eine hinlänglich gesicherte Grundlage haben soll, nicht denkbar ist; schon darum nicht, weil — während Krankenkassen bei gelegentlicher und fortwährend wechselnder Mitgliedschaft ja recht leidlich bestehen können — brauchbare Rechnungsgrundlagen für eine Altersversorgungskasse nur dann herzustellen sind, wenn ein abgegrenzter, hinlänglich großer und in sich hinlängliche Garantien bietender Kreis von Personen zur bleibenden Theilnahme verpflichtet ist. Hieran reiht sich die weitere Erwägung, daß innere wie äußere Gründe aufs lebhafteste dafür sprechen, die Anstalt, wenn sie denn einmal gegründet

werden soll, so umfassend wie nur möglich zu machen — innere Gründe, weil in der That eine Abgrenzung kaum möglich ist*) und gerade diejenigen Arbeiterkreise, welche z. B. bei der Beschränkung auf Fabrikarbeiter ausgeschlossen bleiben würden, einer solchen Einrichtung am allermeisten bedürftig sind; äußere, weil die Anstalt um so billiger verwaltet und mit um so zweckmäßigeren Einrichtungen versehen werden kann, je größer und allgemeiner die Mitgliedschaft ist.

Aber noch mehr. Wenn man einmal so weit gehen will, so lassen sich sehr gewichtige Gründe dafür anführen, auch das gesammte Krankenkassenwesen mit der Altersversorgungsanstalt zu verbinden. Besteht doch eine technische Hauptschwierigkeit für die Verwaltung einer Altersversorgungsanstalt darin, vorübergehende Krankheit oder auch Arbeitsunfähigkeit von bleibender Invalidität zu unterscheiden, sowie die Grenzlinie zwischen Ganz- und Halb-Invalidität zu ziehen, und haben doch auch die gegenwärtigen Krankenkassen mit den Schwierigkeiten dieser Abgrenzung sehr zu kämpfen, während andrerseits ein Hauptgrund für die noch mangelhafte Ausbildung des Unfallversicherungswesens eben auch darin zu suchen ist, daß man in vielen Fällen nicht recht weiß, wer gewisse unversicherte Lasten eigentlich zu tragen hat. Aber auch dies ist noch nicht Alles. Die Krankenkassen mögen sich, eine jede wie sie will, einrichten, ohne Rücksicht darauf, wie die ausscheidenden Mitglieder sich nachher zurechtfinden; die regelmäßige Absorption der Mitgliederbeiträge durch die stets vorkommenden Krankheitsfälle ist eine so starke, daß verhältnißmäßig nur wenig erübrigt werden

*) Die aus der Abgrenzungsfrage erwachsenden Schwierigkeiten werden in trefflicher Weise in einer der Publikationen des Mittelrheinischen Fabrikanten-Vereins dargelegt; da heißt es: „Wer ist ein ‚unselbständiger Arbeiter'? Ist es der ländliche Taglöhner, der ein kleines Eigenthum besitzt, aber je nach Bedürfniß und Jahreszeit seine Arbeitskraft in fremden Diensten aufwendet? Ist es der Kleinbauer, der gelegentlich Fuhren übernimmt, in Rübenzucker- oder ähnlichen Fabriken vorübergehend arbeitet 2c.? Ist es überhaupt der Arbeiter in Fabriken, welche nur während einer bestimmten Saison in Thätigkeit sind, oder der ländliche Arbeiter, welcher, z. B. beim Baue von Handelsgewächsen, nur eine bestimmte Periode hindurch beschäftigt wird? Ist es der städtische Kleingewerbtreibende, der hauptsächlich im Auftrage eines Industriellen, eines Confectionsgeschäfts, einer Schuhfabrik 2c. thätig ist? Ist es der nicht besitzlose Mann, der in Gemeinschaft mit einer Anzahl Genossen eine Arbeit beim Straßenbau, im Steinbruche 2c. übernimmt, und der in diesem Jahre vielleicht als Unternehmer fungirt, während im nächsten Jahre einer seiner Genossen diese Stellung bekleidet? Ist es der Bauernsohn, der, statt auf dem väterlichen Besitzthum zu arbeiten, sich für einige Jahre an Fremde verdingt? Ist es, mit einem Worte, derjenige, der aus irgend einem Grunde vorübergehend in Lohnarbeit steht und auch vielleicht später wieder stehen wird, der aber ebenso gut selbständig arbeiten könnte und jedenfalls nicht dauernd ein Lohnarbeiter sein wird? Und gesetzt, alle diese Fragen würden bejaht: wie ist dann der Beitrag zu berechnen, da doch die Invalidenversicherung ständige Beiträge voraussetzt und man Niemandem zumuthen kann, ein paar Wochen oder Monate lang Beiträge zu entrichten, die nachher weggeworfen sein würden? Muß also auch derjenige, der nur vorübergehend oder gelegentlich Lohnarbeiter ist und es aller Voraussicht nach nicht bleibt, gleichwohl lebenslang Mitglied der Kasse bleiben?"

kann, sie bildet auch in so hohem Maße den Zweck der Kasse, daß nicht viel erübrigt zu werden braucht, so daß das Mitglied bei seinem Ausscheiden keinen großen Schaden erleidet. Ganz anders bei einer Altersversorgungskasse, wo die Chance sofortigen Anspruchs nur eine kleine, die für die Zukunft anzusammelnde Prämienreserve aber die Hauptsache ist. Hier ist es unerläßlich, daß entweder die unbeschränkteste Kassen-Freizügigkeit herrsche, d. h. daß allenthalben gleichmäßig eingerichtete Anstalten bestehen, in welche jedes irgendwo einmal beigetretene Mitglied sofort wieder in bequemer Weise eintreten kann — wobei sich immerhin den verschiedenartigen Preisverhältnissen Rechnung tragen ließe —, oder daß ein umständlicher Berechnungsmodus für die Abfindung der austretenden Mitglieder festgesetzt werde. Wie man sieht, spricht diese ganze Erwägung auch gegen die Zulassung freier, etwa gewerkschaftlicher ꝛc. Kassen nach Art der jetzigen „eingeschriebenen Hilfskassen", so sehr auch sonst eine Gliederung der Kassen je nach den verschiedenen und verschiedenartig gefährlichen Gewerben sich empfehlen würde. Alle diese Dinge drängen gewaltsam darauf hin, die ganze Sache als eine Nationalanstalt von ungeheuerstem Umfange aufzufassen, und es ist durchaus nicht verwunderlich, daß schon vielen guten Leuten der Gedanke gekommen ist: eigentlich müsse das ganze Volk zu dieser Anstalt herangezogen werden, da ja doch Niemand wissen könne, ob er nicht vielleicht im Alter unterstützungsbedürftig sein wird, und da, sofern der Beitrag als eine Steuer für Besserung der allgemeinen socialen Verhältnisse aufgefaßt werden müßte, die besseren Stände sich diese Steuer recht gut gefallen lassen könnten. Da entsteht denn freilich die Frage, ob man nicht zu dem gleichen Behufe lieber eine allgemeine Steuererhöhung ins Werk setzen und aus dem Ertrage derselben die Lasten einer vollständigeren und rationelleren Armenpflege bestreiten soll.

Unter solchen Umständen mag es kaum noch nöthig erscheinen, auf die außerordentlichen technischen Schwierigkeiten hinzuweisen, welche bei Errichtung der fraglichen Anstalt überwunden werden müßten. Obenan stehen die Beschaffung einer Rechnungsgrundlage und die Frage der Beitreibung. Ueber erstere Schwierigkeit hat man sich dadurch hinwegzuhelfen gesucht, daß man vorschlug, die Durchschnittsresultate der Knappschaftskassen zur Grundlage zu machen, indem man annahm, bei den allgemeinen Kassen würden die Verhältnisse sich jedenfalls günstiger stellen als bei den Knappschaftskassen, es werde also höchstens ein unnöthiger Ueberschuß erzielt werden. Aber diese Rechnung trügt nach mehreren Seiten hin. Die Verhältnisse der Knappschaftskassen sind außerordentlich verschiedenartige, und ein mechanisch aus denselben gezogener Durchschnitt würde keineswegs einen reellen Anhaltepunkt gewähren. Ferner wird, um die Last der Beiträge erträglich zu machen, die Reduction derselben auf das äußerste Maß unerläßlich sein; ein Ansatz, welcher erhebliche Ueberschüsse ermöglicht,

wäre daher schwerlich durchführbar, da jeder Pfennig mehr des naturgemäß hohen Wochenbeitrags die Schwierigkeiten progressiv steigert. Was das Einsammeln der Beiträge betrifft, so bedenke man, ein wie rascher Wechsel des Arbeitsherrn und selbst der Beschäftigung bei einer großen Menge von Arbeitern stattfindet, und wie groß ferner die Zahl derjenigen Arbeiter ist, welche einen größeren oder kleineren Theil des Jahres hindurch überhaupt nicht in Lohnarbeit stehen — entweder weil sie keine finden, oder weil sie vorübergehend auf eigene Rechnung arbeiten. Man ist wohl der Meinung gewesen, daß die Gemeinden diese Schwierigkeit würden bewältigen können, und im Allgemeinen mag dies auch zugegeben werden. Aber so einfach ist die Sache immerhin nicht.

Muß nun also die ganze, so viel verheißende Idee mit Seufzen als unausführbar bezeichnet und bei Seite gelegt werden? Dies ist trotz allem unsere Meinung keineswegs. Vielmehr bleibt immerhin zweierlei übrig: das Vorhandensein eines concreten, nachweisbaren und abgrenzbaren Bedürfnisses bei den Fabrikarbeitern im engeren Sinne des Wortes, insbesondere bei denjenigen Kategorien derselben, welche entweder geschlossene, consolidirte Arbeiterschaften darstellen, oder welche im Gegentheil rein äußerlich in neue sociale Verhältnisse hineingerissen worden sind und gegenwärtig jedes Haltes innerhalb derselben entbehren; fernerhin die Hoffnung, daß allenthalben locale, fachgewerbliche &c., dabei im Cartel miteinander stehende Versorgungskassen ins Leben treten und dann eine staatliche Verallgemeinerung dieser Anstalten und eine Unterweisung derselben unter bestimmte gleichmäßige Vorschriften, eher jedenfalls als heute, sich als ausführbar darstellen könnte.

Wir glauben demnach, daß das gegenwärtig zu erlassende Staatsgesetz sich darauf beschränken sollte, den Gemeinden das Recht zu verleihen, durch Ortsstatut die Arbeiter gewisser bestehender oder neu zu schaffender Industriezweige bez. Etablissements zum Eintritte in eine Altersversorgungskasse zwangsweise heranzuziehen. Als selbstverständlich ist hierbei vorausgesetzt, daß auch die Wittwen- und Waisenversorgung berücksichtigt werde; daß die Arbeitgeber in ähnlicher Weise wie bei den Knappschaftskassen ihren Beitrag leisten; daß gewisse allgemeine Normativbestimmungen, analog denjenigen für die eingeschriebenen Hilfskassen, von den zu gründenden Anstalten befolgt werden müssen; daß unter diesen Bestimmungen die Möglichkeit der Uebertragung von einer Kasse auf die andere oder des Rückkaufs eine hervorragende Rolle spiele. Was insbesondere den letzteren Punkt anlangt, so ist ja nicht zu vergessen, daß bei den Anstalten, wie wir sie hier im Auge haben, die erstrebte allgemeine Kassen-Freizügigkeit leider ein unerreichtes Ideal bleiben würde. Denn wenn wir auch der Meinung sind, daß der Erlaß eines solchen Ortsstatuts keineswegs in das ganz beliebige Ermessen der Gemeindevorstände gestellt, sondern Vorsorge getroffen werden sollte,

daß den Gemeinden unter bestimmten Umständen die Gründung einer Altersversorgungskasse auferlegt werden kann, so würde doch jedenfalls das Netz dieser Anstalten ein sehr weites bleiben, und sehr viele, aus berechtigten Gründen ihren Wohnort wechselnde Arbeiter würden in dem neuen Wohnorte eine Kasse nicht wieder finden. Die hieraus hervorgehenden Härten lassen sich indeß mildern, indem der Rückkauf streng geregelt wird, indem Maßregeln getroffen werden, welche auch dem seinen seitherigen Wohnort verlassenden Arbeiter die fernere Mitgliedschaft an der hier bestehenden Kasse ermöglichen, indem endlich der Uebergang von einer Kasse zur andern thunlichst erleichtert wird. Findet alles dies seine Berücksichtigung, so würde immerhin ein ansehnlicher Theil der armenrechtlichen und socialpolitischen Gründe, welche nach Errichtung von Altersversorgungskassen rufen, seine Erledigung finden.

Daneben würde in Erwägung zu ziehen sein, was sich thun ließe, um die Gründung freier Altersversorgungskassen zu begünstigen, und zwar solcher, welche von vornherein einen auf die Allgemeinheit hinstrebenden Charakter tragen. Hierfür gäbe es zwei Anhaltepunkte: die Innungskassen und die Gewerkvereinskassen. Von den Vertretern der Innungsidee ist stets daran festgehalten worden, daß die den Innungen zu verleihenden Rechtsbefugnisse an das Vorhandensein von Anstalten geknüpft werden, welche den Bestand und die gedeihliche Thätigkeit der Innung garantiren; als solche Anstalten sind stets auch die Hilfskassen angesehen worden. Sehr gut wäre es nun ausführbar und würde der Innungsidee durchaus entsprechen, einen Theil der erwähnten Befugnisse statt den Einzel-Innungen den nationalen Innungsverbänden vorzubehalten und diesen die Pflicht der Begründung und Erhaltung einer fachgewerblichen Altersversorgungs-, sowie Wittwen- und Waisenkasse aufzuerlegen. Aehnlich könnte den Gewerkvereinen gegenüber vorgegangen werden; liefern sie den Nachweis, im Besitze einer in ihrer Solvenz gesicherten Altersversorgungs-, Wittwen- und Waisenkasse zu sein, so mögen Gesetzgebung und Verwaltung diesen Vereinigungen ihre volle Gunst zuwenden. Auch braucht ja nicht ausgeschlossen zu sein, daß die verschiedenen fachgenössischen Gewerkschaften eine gemeinsame Anstalt dieser Art haben. Die Invalidenkasse der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine scheint allerdings den Forderungen, welche in diesem Sinne erhoben werden müßten, einstweilen nicht zu genügen.

Wäre einmal ganz Deutschland von einem engen Netze fachgewerblicher, theils mehr vom Arbeitgeber-, theils mehr vom Arbeiterstandpunkte geleiteter Kassen dieser Art überspannt, und besäßen alle größeren Städte sowie alle industriellen Orte oder Bezirke ihre locale Zwangsanstalt der gleichen Art, so würde die weitere Frage sich in Erwägung ziehen lassen, was zur vollen Ver-

allgemeinerung dieser Anstalten und zur Herstellung möglichster Gleichmäßigkeit und Freizügigkeit unter ihnen sich etwa noch thun ließe.

Der Gedanke, jedem redlichen Arbeiter die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter und auf Versorgung seiner Hinterbliebenen zu eröffnen, ist ein so herrlicher und bedeutsamer, daß wir um seinetwillen gerne alle die Thorheiten in den Kauf nehmen, die sich an ihn geknüpft haben. Es würde den philanthropischen Ideen unsrer Zeit ein wesentliches Element fehlen, wenn dieser Gedanke nicht aufgetaucht wäre. Darum soll uns das Streben, zunächst das Ausführbare aus demselben herauszuschälen und uns wohl zu hüten, daß wir uns nicht von ihm in die bedenklichsten Regionen verlocken lassen, doch die Aussicht auf eine Zukunft nicht zerstören, wo der Gedanke als Ganzes sich wieder vor unsere Seele stellen und uns zu seiner endlichen Verwirklichung aufrufen kann. Es gilt, hier eine Arbeit zu vollbringen, welche, wie irgend eine, für die Geschicke des Menschengeschlechts segensvoll werden und einen besten Theil dessen verwirklichen helfen kann, was uns heute als Arbeiterbewegung, als Staatssocialismus ꝛc. beunruhigt und ängstigt.

Hamburg. Julius Schulze.

Die Geheimlehre der Tempelritter.

Die Ansichten über die Ursachen, welche den Untergang des Tempelherrenordens herbeigeführt haben, waren bisher getheilt: nach den einen fiel er lediglich der Habsucht und der politischen Eifersucht Philipps des Schönen zum Opfer, nach den andern wurde er als ketzerisch und sittenlos mit Recht unterdrückt, und Jakob de Molay, sein Großmeister, starb nicht als Märtyrer tyrannischer Königsgewalt, sondern als Haupt eines ruchlosen Geheimbundes den Tod auf dem Scheiterhaufen. Die erstere Meinung war bis auf die neueste Zeit die vorherrschende. Seit den scharfsinnigen Untersuchungen aber, deren Ergebnisse Loiseleur in seiner 1872 erschienenen Schrift: Ladoctrine secrète des Templiers bekannt machte, mußte man darin wankend werden, und eine Arbeit des Königsberger Professors Hans Prutz über denselben Gegenstand*), die in diesen Tagen erschienen ist, läßt uns nicht mehr daran zweifeln, daß zwar der letzte Grund zum Sturze des mächtigen Ordens, dessen militärische und finanzielle Kräfte denen eines ansehnlichen Königreichs gleichkamen, in seiner bedrohlichen Machtstellung lag, daß aber zugleich in der Geheimlehre und dem sittlichen Verhalten desselben reichlich Gründe vorhanden waren, die zum Einschreiten aufforderten und die Beseitigung des Ordens als eines Gräuels rechtfertigten.

*) Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherren-Ordens. Eine kritische Untersuchung von Dr. Hans Prutz, ord. Professor der Geschichte an der Universität Königsberg. Berlin, 1879. E. S. Mittler & Sohn.

Die Beweisführung in dem Prutzschen Buche ist durchweg überzeugend. Sie beruht auf gründlichem, von genauer Kenntniß der Culturgeschichte und der Sectenentwicklung während der Zeit der Kreuzzüge unterstütztem Studium des gegen die Tempelherren geführten Processes und fördert die Erkenntniß der Sache insofern noch über den von obengenanntem französischen Gelehrten erreichten Standpunkt hinaus, als sie die Zeit nachweist, in welcher die Ketzerei des Ordens entstand und sich zur Genossenschaft organisirte, und als sie ein nur allmähliches Umsichgreifen der geheimen Lehren und Bräuche vom Centrum desselben darlegt, in Folge dessen der englische, schottische und irische Zweig der Templer noch verhältnißmäßig rein waren, als die Katastrophe von Frankreich her über sie hereinbrach.

Wir können jene Beweisführung nicht im Einzelnen verfolgen und verweisen in dieser Hinsicht auf das Buch selbst. Dagegen werden wir im Nachstehenden, da mit letzterem eine wichtige Streitfrage gelöst zu sein scheint, und da diese Lösung Licht zugleich auf einen für weite Kreise interessanten Theil der Sectengeschichte des Mittelalters wirft, die Hauptresultate, zu denen Prutz gelangt ist, zu einem Bilde des Wesens und Treibens der Templer gruppiren, bei dem auch ihre Machtstellung in der Kürze berücksichtigt werden soll. Wir bemerken nur noch, daß der zweite Theil der Prutzschen Schrift sich mit dem Nachweise beschäftigt, daß die 1877 von Merzdorf in Oldenburg veröffentlichten „Geheimstatuten des Ordens der Tempelherren" (Halle, Schwetschkes Verlag) unecht sind — ein Nachweis, der für historisch Gebildete überflüssig war, sodaß wir hier keine weitere Notiz davon zu nehmen brauchen.

Die Kreuzzüge haben im Widerspruche mit ihrem angeblichen Ursprunge aus reiner Begeisterung für den Christenglauben in ihren schließlichen Wirkungen das Gebäude des mittelalterlichen Katholicismus untergraben und erschüttert. Sie haben durch ihren Ausgang zu religiöser Gleichgiltigkeit und zu Freidenkerei geführt. Am frühesten und stärksten war dies im heiligen Lande selbst der Fall, dessen aus Franken und Orientalen bestehende Mischbevölkerung sich entweder geistlos an mechanische Aeußerlichkeiten hing oder crassem Materialismus verfiel und in moralischer Beziehung nicht selten tief unter ihren als rohe Barbaren verschrieenen muhamedanischen Nachbarn stand. Tiefer blickende Beobachter mußten dies bemerken und dabei empfinden, daß man gut und edel sein könne, ohne Christ zu sein, und von dieser Empfindung war es nicht weit zu dem Entschlusse, den früher ausschließlich betonten religiösen Gesichtspunkt überhaupt bei Seite zu lassen und auf Offenbarung und Dogma gar kein Gewicht mehr zu legen. Wer diese Richtung aber einschlug und einigermaßen consequent verfolgte, gerieth in entschiedenen Gegensatz zu Rom und seinem gesammten Kirchenwesen: er wurde entweder religiös indifferent oder begann mit den Secten der Katharer in der römischen Kirche das neue Babylon zu sehen, das gestürzt werden mußte, um einer reineren Gottesverehrung Platz zu machen.

Damit ist die geistige Atmosphäre bezeichnet, in welcher die Ketzerei des Tempelherrenordens entsprang, jene Irrlehre, die denselben allmählich in einem mit seiner ursprünglichen Bestimmung unvereinbaren Sinne umwandelte und im Verein mit anderen Ursachen seinen Untergang veranlaßte. Früh verweltlicht, wurde derselbe bald den Aufgaben untreu, zu deren Lösung er gestiftet worden. Erfüllt von der Gier nach Besitz und Herrschaft, war er schon frühzeitig bemüht, Syrien möglichst ausschließlich in seine Gewalt zu bringen, und in dem Streben nach diesem Ziele trat er allen denjenigen, die in Palästina das Interesse der gesammten Christenheit verfochten (Beispiele auf S. 12 bis 14), mit rücksichtsloser Feindseligkeit entgegen. Zugleich mit diesem Vorwurfe wurde aber schon im dritten Viertel des zwölften Jahrhunderts in gut unterrichteten Kreisen der andere

laut, daß der Orden durch den Ruf der Ketzerei verunziert werde, und 1208 muß dieses Gerücht bestimmte Gestalt angenommen haben und in dieser dem Papste vor die Augen getreten sein; denn in diesem Jahre schreibt Innocenz III. an einen Visitator des Ordens, nachdem er wiederholter Beschwerden von Cardinälen und Bischöfen über das Treiben der Brüder gedacht: „Die Ordensritter fröhnen dem Geize und dämonischen Lehren. Sie nehmen in unziemlicher Weise Theil an der Welt, sie ergeben sich der Völlerei, und ihr Ordenskleid ist nichts als eine heuchlerische Lüge. Viel Schändliches verschweigen wir, um nicht härtere Strafen verhängen zu müssen." Seit jener Zeit verstummten die Klagen über die Genossenschaft nicht mehr, und namentlich sagte man ihr da, wo sie besonders reich und mächtig war, von Seiten des Volkes allerlei Uebles nach. Wiederholt warnten die Päpste, und mehrmals dachte man in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an eine Reformation des Ordens.

Das eben genannte Jahrhundert ist recht eigentlich das Jahrhundert der Häresien. Nirgends aber wucherten diese so üppig wie in Südfrankreich. Hier zählten die „Thalleute", die Waldenser, die „Armen von Lyon" und vornehmlich die Albigenser nach vielen Tausenden, und gerade hier hatten die Templer frühzeitig ausgedehnten Landsitz erworben und denselben dann so vermehrt, daß er das Centrum ihrer Macht war. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, wie leicht die zahlreichen Tempelritter, die in den dort befindlichen Ordenshäusern lebten, in Folge der vielfachen, durch die verschiedenen Formen des Verkehrs gebotenen Berührungen mit einer durch und durch ketzerischen Bevölkerung selbst von den Meinungen derselben angesteckt und der Kirche abwendig gemacht werden mußten, zumal da sie aus dem Orient eine starke Disposition zur Häresie, zu antipäpstlicher Denkart und zu skeptischer Auffassung der kirchlichen Dogmen mitgebracht hatten. Der Ausgang des zweihundertjährigen Kampfes um das heilige Land war eine Enttäuschung der Hoffnungen, mit denen die christliche Glaubensbegeisterung denselben begonnen hatte, und eine allgemeine Abkühlung der letzteren. Der Gott Muhameds war stärker gewesen als der christliche. Dieser Eindruck wird bei denen, welche den Kampf am längsten fortgesetzt hatten, also auch bei den Templern, am tiefsten gegangen sein, und damit wird sich der Gedanke verbunden haben, daß das Papstthum, die Stellvertretung des Christengottes, welche in der Höhezeit der Kreuzzugsbewegung über die militärischen und finanziellen Mittel der christlichen Welt fast unbeschränkt verfügt hatte, für das Mißlingen verantwortlich zu machen sei, weil es dem auf alle Weise geltend gemachten päpstlichen Einflusse gelungen war, die rein kirchlichen Interessen in den Vordergrund zu schieben und die Feldherren und Politiker zu nöthigen, s i e statt der weltlichen zur Richtschnur ihres Handelns zu wählen. Ein sehr deutlich redendes Beispiel für das Vorhandensein dieser Ansicht nebst Beweisen für deren Berechtigung findet sich auf S. 24 bis 27 unsrer Schrift, und wir ersehen daraus, daß der Tempelherrenorden durch die Entwicklung, die er unter dem Einflusse der Ereignisse in Palästina durchgemacht, für Ketzereien besonders empfänglich und dieselben zu hegen und auszubilden in hervorragendem Maße disponirt war, als er sich nach dem Abendlande zurückzuziehen und vorzüglich in dem von Ketzergemeinden förmlich wimmelnden Südfrankreich niederzulassen anfing.

Die Curie war von der Häresie des Ordens, wie wir sahen, schon früh unterrichtet, konnte letzteren aber nicht gut entbehren, und so bewahrte sie das Geheimniß bis zu einer Zeit, wo sie, ohne sich selbst zu schaden, nicht mehr schweigen, sich nicht mehr sträuben konnte, der weltlichen Macht zum Sturze der entarteten Genossenschaft ihren Beistand zu leihen. Die öffentliche Meinung sprach sich zu

Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu laut und entschieden gegen den Orden aus, als daß es am päpstlichen Hofe noch gerathen gewesen wäre, die umlaufende üble Nachrede ferner zu ignoriren. Als Philipp der Schöne dann, unterstützt vom Papste, energisch gegen den Orden vorging, ergab die gegen letzteren angeordnete Untersuchung mit ihren Zeugenaussagen folgendes, was als zweifellos erwiesen anzusehen ist: 1) Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Genossenschaft der Templer war verbunden mit einer Verhöhnung des Kreuzes durch Bespeien oder Fußtritte, mit ausdrücklicher Verhöhnung Christi und mit drei Küssen, welche die Candidaten dem Receptor auf den Mund und zwei für unanständig geltende Körpertheile zu geben hatten. 2) Bei ihren geheimen Zusammenkünften erwiesen die Tempelherren vielfach einem Idol göttliche Verehrung, welches die Gestalt eines Kopfes hatte, und in welchem sie das Bild des wahren Gottes erblickten, an den man allein glauben dürfe. 3) Die zu Priestern geweihten Mitglieder des Ordens ließen bei der Messe die auf den Eintritt der Transsubstantiation bezüglichen Worte weg. 4) Die Obern behaupteten, obgleich Laien, berechtigt zu sein, den Rittern des Ordens die Absolution zu ertheilen. 5) Den Mitgliedern des Ordens wurde bei der Aufnahme die ausdrückliche Erlaubniß zu widernatürlichen Vergehen gegen die Sittlichkeit ertheilt.

Der Orden hatte in dieser Beziehung neben seiner 1128 zu Troyes festgestellten Regel noch Statuten, welche ihm eine geheime Organisation gaben. In diese innere Verbindung wurde man erst aufgenommen, nachdem man sich einige Zeit in der äußeren bewährt hatte, und in ihr erst wurde man mit den ketzerischen Lehren der Genossenschaft bekannt gemacht. Diese Lehren prägen sich in dreien von den obigen fünf Punkten aus: in der Leugnung der Gottheit Christi, der Verwerfung des Gedankens, den das Kreuz versinnbildlicht, und der Anbetung eines Gottes der unteren Welt. Die Templer waren, wie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Gnostiker, wie im neunten Jahrhundert die Paulicianer und wie im elften die Katharer, Dualisten. Sie glaubten an zwei Götter, einen oberen, den Schöpfer des Geistes und alles Guten, und einen unteren, von dem sie die materielle Welt und das Böse herleiteten. Dies ist zwar nirgends positiv ausgesprochen, geht aber mit Bestimmtheit aus vielfachen Andeutungen und zahlreichen Aussagen (vgl. S. 53 und 54) hervor. Christus war ihnen nicht der Sohn Gottes, sondern Josephs und der Maria, er war ein falscher Prophet und nicht als Opfer und Erlöser der Menschheit, sondern wegen seiner eignen Vergehungen gekreuzigt worden.

Ueber jene positive Lehrmeinung von der Existenz zweier Götter steht nach den von Prutz angeführten Zeugenaussagen zunächst fest, daß der befremdliche Cultus der Ritter, bei dem ein Idol angebetet wurde, nicht dem oberen, sondern dem unteren Gotte galt, der von den Verhörten zwar als Dämon oder Teufel bezeichnet wurde, der aber nicht die Verkörperung des bösen Princips, daher auch kein Feind Gottes und des Guten, sondern zunächst nur ein unterer Gott ist, welcher geringere Kräfte als der obere hat und sich mehr mit irdischen Dingen beschäftigt. Er wird sogar als „Freund Gottes, der mit ihm redet" bezeichnet. Er erfüllt weltliche Wünsche und hat die Kraft, Kranke gesund zu machen und die Ritter mit Glücksgütern zu segnen. Er ist es endlich nach Artikel 56 und 57 der Anklageacten, der die Bäume blühen und die Erde sprossen läßt. Er allein, nicht auch der obere Gott, ist den Menschen zugänglich. Hierin glichen die Templer aber den Albigensern und waren vermuthlich auch der thracischen Secte der Bogumilen verwandt, welche in dem unteren Gotte den ältesten Sohn des oberen erblickte, der, mit dem Vater zerfallen und aus dem Himmel vertrieben, Schöpfer der Erde und der Menschen wird, aber, unfähig, dieselben zu beleben, sich des Vaters Hilfe er-

bitten muß und dieselbe auch erlangt. Bei der genannten Secte ist Jesus der jüngere Sohn des oberen Gottes, und sie glaubt, daß derselbe Mensch geworden, aber nur scheinbar. Die Templer gingen weiter. Sie zogen aus ihrer dualistischen Grundlehre ähnliche Consequenzen wie die übelberufenen Luciferianer, welchen der zu Bethlehem geborene, irdisch sichtbar gewesene Christus ein Uebelthäter war. Diese Ansicht der Templer von Christus erhellt am deutlichsten aus der von dem sicilischen Ordensritter Galeerand de Teus bei seinem Verhör mitgetheilten Formel, mit welcher die Obern in den Kapiteln den anwesenden Brüdern die Absolution ertheilten, und welche lautete: „Ich bitte Gott, daß er euch eure Sünden vergeben wolle, wie er sie Maria Magdalena und dem Schächer vergab, der gekreuzigt wurde." Der Genannte fügte erläuternd hinzu: „Das ist nach unseren Satzungen von jenem Jesus oder Christus zu verstehen, der von den Juden gekreuzigt wurde, weil er sich für einen Gott und den König der Juden ausgab, zum Hohne für den wahren Gott, der im Himmel ist. Denn als derselbe dem Tode nahe war, bereuete er seinen Betrug und bat den wahren Gott um Verzeihung, und da erbarmte sich dieser über ihn und vergab ihm. Deshalb verstehen wir die Worte: ‚Wie Gott dem Schächer am Kreuze verzieh' von diesem gekreuzigten Christus."

War nach dem Gesagten die Grundlage der templerischen Geheimlehre die allen Katharern eigne dualistische Häresie, so wirkte beim Ausbau jener die luciferianische Ketzerei wesentlich mit. Nach dieser besitzt nur der ältere mit dem Vater zerfallene und aus dem Himmel verstoßene Sohn Gottes, der Schöpfer der irdischen Welt, ein Anrecht auf die Verehrung der Menschen. Mit anderen Worten: die Luciferianer verehrten die Materie, und folgerecht war ihnen der Materie zu dienen der wahre Gottesdienst; wilde Befriedigung der Sinnenlust, Jagd nach Besitz und Genuß erfüllte am vollkommensten den Beruf des Menschen, war Recht und Pflicht. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Lehre bei wenig cultivirten, sinnlich stark veranlagten Völkern, aber andrerseits auch bei solchen, die sittlich verwildert, in geistige Zuchtlosigkeit gerathen und daher vor allem materiellen Interessen ergeben waren, Beifall finden mußte. Und in letzterem Zustande befand sich gegen das Ende des Kreuzzugszeitalters ein großer Theil der abendländischen Welt. Besonders die im Orient heimisch gewordenen Franken waren zur Aufnahme dieser wahrhaft teuflischen Lehre disponirt, namentlich seit der Sieg des Islam ihnen wie vielen Anderen die Unfähigkeit und Rechtlosigkeit des Christenthums dargethan hatte. Eucheten, nahe Verwandte der Luciferianer oder Satanianer, gab es im elften Jahrhundert in Mesopotamien, im zwölften auf der Balkanhalbinsel und etwas später in Oesterreich, Tirol, Steiermark und Böhmen, im Brandenburgischen und in den Rheinlanden. Diese entsetzliche Ketzerei kann auf ihrem Wege nach Westen auch Palästina berührt und dort die Templer angesteckt haben, sie kann aber auch, unentdeckt und ungestört, wie sie bis 1314 blieb, bis nach dem Süden Frankreichs weitergepflanzt worden und dort erst in den Orden eingedrungen sein, der schon seit lange der katharischen Ketzerei verfallen und so auch für dieses schärfere Gift empfänglich geworden war. Sicher scheint nach den Ausführungen des Verfassers unserer Schrift, daß sie die Geheimlehre und das Leben der Templer mit bestimmt hat. Nach der Meinung der Luciferianer ist Satan, Lucifer, der Erstgeborne Gottes, mit Unrecht aus dem Himmel verstoßen und seiner Rechte beraubt worden, und er wird dereinst zu dem ihm gebührenden Platze aufsteigen. Der diesen jetzt einnehmende jüngere Sohn Gottes wird dann mit allen Menschen, die jetzt Lucifer die Anbetung verweigern, der ewigen Verdammniß verfallen. Von einer Menschwerdung Gottes ist hier natürlich nicht die Rede, auch nicht von der bloß scheinbaren der Doketisten. Folglich wurde auch das Meßopfer verworfen, desgleichen Taufe,

letzte Oelung und Ehe. Gebeichtet wurde nur Laien und nur im allgemeinen, nicht mit Aufzählung der einzelnen Sünden. Vom Fasten und der Sonntagsheiligung wollten die Gemeinden dieser Secte ebensowenig wissen wie von den Sacramenten.

Die moralischen Consequenzen, die sich aus solchen Lehrmeinungen mit Nothwendigkeit ergeben mußten, waren gräuelvoll. Der Gott der Luciferianer kannte kein Böses. So überließen sie sich ungescheut allen Lastern und namentlich bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen in den Kellern und Höhlen, die sie „Bußhöhlen“ nannten, den schamlosesten Ausschweifungen, und andrerseits war all ihr Dichten und Trachten auf die Erwerbung von Geld und Gut gerichtet, und in den Gebeten, die sie an ihren Lucifer richteten, handelte es sich vor allem um Verleihung von Reichthum.

Vergleichen wir hiermit das Leben der Templer, die in gewissen Punkten den Glauben der Luciferianer theilten, so begegnen wir auch in dieser Beziehung einer Aehnlichkeit beider. Ganz bestimmt behauptete die öffentliche Meinung und wiederholte die Anklageschrift, daß der Gier der Ritter nach Vermehrung ihres Besitzes jedes Mittel recht sei. Sie hielten es, so sagte man, nicht für Sünde, selbst durch Meineid unrechtes Gut an sich zu bringen, ja die Glieder des Ordens müßten sich eidlich zu rücksichtslosester Förderung des Reicherwerdens ihrer Genossenschaft verpflichten. Ob das alles begründet war, ist nicht nachzuweisen. Doch sprach der in kurzer Zeit unerhört gewachsene Besitz des Ordens dafür, und noch mehr fiel der Gebrauch ins Gewicht, den letzterer im schneidenden Widerspruche mit seinen ursprünglichen Statuten von den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln machte. Geradezu riesige Hilfsquellen standen den Rittern zu Gebote. Schon in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts waren sie im Stande, dem König Richard von England die Insel Cypern für 100 000 Goldbyzantiner (nach dem damaligen Werthe des Goldes im Vergleich zum heutigen 8 Millionen Francs) abzukaufen und ihm davon sofort 40 000 (2 440 000 Francs) auszuzahlen. Als charakteristisch für den Orden ist hier hervorzuheben, daß er auf der von ihm erworbenen Insel eine so furchtbare Raubwirthschaft und ein solches Erpressungssystem einführte, daß schon nach wenigen Monaten eine allgemeine Erhebung der Bevölkerung ausbrach, welcher die Ritter ohne ihre festen Burgen erlegen sein würden. Etwa ein Vierteljahrhundert später spricht Jakob von Vitry mit Erstaunen von den unermeßlichen Besitzungen der Templer diesseits und jenseits des Meeres, und noch immer wuchsen dieselben weiter an Gütern. Wieder ein halbes Jahrhundert später giebt Matthäus Paris die Zahl der den Tempelherren gehörenden Manoirs auf neuntausend an, von denen jedes einzelne hinreichte, jährlich einen Ritter auszurüsten und zu unterhalten. Der Werth dieses Besitzes wird verschieden geschätzt; denn während die Einen die Kosten für Ausrüstung und Unterhalt der neuntausend Ritter auf 25 Millionen Francs das Jahr veranschlagen, betrugen sie nach Andern 62 Millionen. Damit war aber die höchste Entwicklung des Reichthums und der Macht des Ordens noch nicht erreicht. Im Jahre 1307 war die Zahl der demselben gehörigen Manoirs auf 10 500 gestiegen, und es wird nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man die jährlichen Einnahmen des Tempelherrenordens auf zwei Millionen Lire oder etwas mehr als fünfzig Millionen Francs nach heutigem Geldwerthe angegeben hat. Was das zu bedeuten hatte, leuchtet erst vollkommen ein, wenn man die Thatsache daneben hält, daß um dieselbe Zeit der König von Frankreich aus seinem Domänenbesitze nicht mehr als 80000 Lire oder 2 200 000 Francs das Jahr zog. Welche Mittel mußten dem Orden zu Gebote stehen, wenn er allein in der Sénéchaussée Beaucaire im Verlaufe von nicht ganz vierzig Jahren Lände-

reien mit einem Jahresertrage von etwa 320000 Francs kaufen konnte! Und mit diesen kolossalen Einkünften aus seinen Landgütern, für die er überdies dem Landesherrn gegenüber keine Steuern zu entrichten hatte, sind die Einnahmen des Ordens noch nicht ganz bezeichnet; denn hierzu traten noch zahlreiche Schenkungen, die Sammlungen, die auf päpstliche Autorisation hin für ihn veranstaltet wurden, und der sicherlich nicht geringe Gewinn, welchen dem Orden seine in großem Stile betriebenen Handesspeculationen abwarfen, und welcher ihnen aus der Verwerthung ihrer Flotte zum Transporte von Kreuzfahrern und Pilgern zufloß. Die Ritter benutzten endlich ihre Stellung und ihre reichen Hilfsmittel im Abend- wie im Morgenlande zur Vermittelung des unzweifelhaft sehr beträchtlichen Geldverkehrs zwischen diesen beiden Gebieten, sie waren die Wechsler, die Banquiers für alle vornehmen Kreuz- und Wallfahrer, und sie liehen den Fürsten beträchtliche Summen, natürlich nicht um bloßen Gotteslohn, sondern gegen hohe Courtagen und Zinsen. Nach alledem kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß die jährlichen Einnahmen der Templer sich in dem Jahrzehnt vor seiner Aufhebung mindestens auf 60000000 Mark belaufen haben. Der Orden war damals finanziell eine Großmacht, wie er auch durch die Zahl seiner Mitglieder, die gegen 20000 betragen haben mag, eine sehr ansehnliche Stellung einnahm.

Von dem Gebrauche aber, welchen die Tempelherren von ihren gewaltigen Mitteln machten, gewinnt man nach den Notizen, die darauf hindeuten, keine günstige Vorstellung. Nirgends finden wir hier gemeinnützige Zwecke gefördert, von einem große Opfer verlangenden Kampfe mit den Ungläubigen ist seit 1291 nicht mehr die Rede, es blieb dem Orden nur noch die Armen- und Krankenpflege übrig, auf die er durch seine ursprünglichen Statuten ausdrücklich hingewiesen war, und nichts ist ihm so einstimmig vorgeworfen worden als die bewußte und absichtliche Vernachlässigung dieser Pflicht. Die Templer thaten hierin schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nicht entfernt so viel als die Johanniter. Die große Anklageacte behauptet denn auch, daß der Orden in Bezug auf Almosengeben und Gastlichkeit den Bestimmungen seiner Regel nicht in gebührender Weise nachkomme, und verschiedene Zeugenaussagen haben das bestätigt. Ein schottischer Mönch sagt aus (S. 81), daß die Tempelherren wegen unrechtmäßigen Erwerbes vielfach in schlechtem Rufe gestanden, sich ohne Scheu auf Kosten ihrer Nachbarn auf redlichem und unredlichem Wege an Landbesitz zu bereichern gesucht und Gastfreundschaft nur gegen mächtige und reiche Leute geübt hätten, was natürlich mehr einbrachte als kostete. Ganz der gleiche Vorwurf wird aber von einer andern Seite erhoben, nur daß es dabei heißt, es geschehe aus Furcht, wenn man die Reichen und Mächtigen gastlich aufnehme.

Nach dem Obigen erfüllte der Orden also von den ihm durch seine ursprünglichen Satzungen auferlegten Verpflichtungen keine mehr. Das ungeheure Vermögen, das seine Begier nach Besitz zusammengebracht, diente fast nur selbstsüchtigen Bestrebungen, der Ertrag desselben ermöglichte den Rittern ein prunkvolles, schwelgerisches Leben, zuletzt kannte die Genossenschaft, wie es scheint, nur noch materielle Interessen und strebte allein noch nach Erwerb, Macht und Sinnengenuß.

Erinnern wir uns nun des wesentlichsten Inhalts der templerischen Geheimlehre und des Zusammenhangs derselben mit der Häresie der Luciferianer, und vergleichen wir damit die Moral des Ordens und die der ebenerwähnten Secte, so tritt uns eine überraschende Aehnlichkeit in Dogma und Moral, Theorie und Praxis vor die Augen, und die Systeme der beiden Genossenschaften decken einander beinahe ganz. Das wird u. a. dadurch bestätigt, daß nach der Aussage des englischen Ritters Wolby de Bust ein Hochmeister des Ordens, der denselben sehr bereichert

hatte, auf dem Todtenbette den andern Obern den Rath ertheilte, wenn sie herrschen und gedeihen wollten, die Anbetung des Idolkopfes beizubehalten. Darnach galt also der durch diesen Kopf versinnbildlichte Gott als Spender all des reichen weltlichen Besitzes, dessen sich der Orden erfreute. Dies ist aber eine Vorstellung, die weit über den Standpunkt der gewöhnlichen Katharer hinausgeht, und die wir im wesentlichen nur bei den Teufelsanbetern oder Luciferianern wieder antreffen.

Endlich sind die Templer auch in den unsittlichen Verirrungen, die ihnen in Artikel 40 bis 45 der Anklageacte schuldgegeben und durch die Zeugenaussagen nachgewiesen wurden, mit jener widerwärtigen Secte verwandt. Widernatürliche Ausschweifungen kamen nach jenen Aussagen nicht bloß bei Einzelnen vor, und es ist Thatsache, daß diese geistlich-ritterliche Genossenschaft den neu eintretenden jüngeren Mitgliedern ausdrücklich zu solchen die Erlaubniß ertheilte. Allerdings ist der Orden in dieser Richtung nicht so weit abgeirrt wie die Luciferianer, welche die abscheulichsten Dinge nicht nur gestatteten, sondern als religiöses Gebot hinstellten, und deren nächtliche Zusammenkünfte wir uns als gräuelvolle Orgien zu denken haben, aber der sittliche Grundirrthum ist auf beiden Seiten wesentlich der gleiche, wie schon durch die drei symbolischen Küsse angedeutet wird. (Vgl. S. 85.)

Was aber war das von den Tempelherren erwiesenermaßen bei ihren geheimen Zusammenkünften angebetete Idol? Nach dem oben Mitgetheilten war es ein Bild des unteren Gottes, des Schöpfers der Materie, des Herrn über die Schätze dieser Welt. Nach den Aussagen der Zeugen in dem gegen den Orden angestrengten Processe war es aus Metall gefertigt und nicht selten vergoldet und stellte einen menschlichen Kopf dar. Derselbe hatte nach den Einen ein bärtiges, nach den Andern ein bartloses Gesicht, nach Einigen hatte er zwei, wieder nach Einigen drei Gesichter — Verschiedenheiten, die nicht sehr ins Gewicht fallen. Denn ähnliche Darstellungen treffen wir auch bei andern katharischen Secten an. Die den Luciferianern am nächsten stehenden Bogumilen z. B. bildeten den von ihnen verehrten verstoßenen Sohn Gottes als Jüngling mit sprossendem Barte, Gott Vater aber als langbärtigen Greis ab. Bei den norddeutschen Stedingern ferner, die 1234 durch einen Kreuzzug ausgerottet wurden, finden wir Aehnliches. Auch sie verehrten den untern Gott unter der Gestalt eines Idols. Dasselbe war hohl, durch eine mechanische Vorrichtung öffnete es sich, sobald der Cultus der Secte es erforderte, und aus dem Innern sprang den Andächtigen eine Katze entgegen — das Thier, welches dem Mittelalter und abergläubischen Leuten bis auf unsere Tage als die eigentliche Verkörperung des Teufels galt.

Im Uebrigen scheint der Cultus dieses Idols bei den Templern förmlich organisirt gewesen zu sein, insofern in den Haupthäusern des Ordens (vgl. S. 87) die Hauptidole, d. h. die für besonders mächtig und wirksam gehaltenen, aufbewahrt wurden und nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten und hohen Festen den Eingeweihten zu Gesicht kamen, während die andern Ordenshäuser sich im Besitze weniger hochgehaltener Idolköpfe befanden; ja nach einer Notiz ist anzunehmen, daß manche Ritter diesen Gegenstand ihres Götzendienstes auf ihren Reisen im Mantelsacke mit sich führten, was indeß wohl nur Bezug auf die Obern des Ordens hat.

Die Zeugen geben dem Idol den Namen Baphomet. Dabei ist nicht an Mahomed und ebensowenig, wie manche gemeint haben, an *βαφὴ μήτους* oder *βαφὴ μήτιδος*, die „Geistestaufe" der Gnostiker, zu denken. Baphomet war der Name des Idols, und ein Cultus, bei dem das Bild eines Gottes angebetet wird, ist von dem Islam durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt, da der Muhamedaner absolut keinen Bilderdienst kennt.

Die wesentlichen Bestandtheile der templerischen Ketzerei wären hiermit in leidlich befriedigender Weise festgestellt, und es fragt sich nur noch, wann und wo, durch wen und unter welchen Umständen die ursprünglich doch getrennten Bestandtheile derselben zu einer innern dogmatischen Einheit verbunden worden sind. Nach den uns einleuchtenden Nachweisungen des Verfassers unsrer Schrift ist klar, daß die templerische Geheimlehre im Orient entstanden ist, d. h. daß dort die von verschiedenen katharischen Secten vorzüglich Südfrankreichs entlehnten häretischen Elemente zu einem dogmatischen Systeme verschmolzen worden sind. Nur auf diesem Wege erklärt sich die gleichmäßige Verbreitung dieser Geheimlehre über alle Theile des Ordens. Andrerseits aber fehlt es (vgl. S. 92 und 93) nicht an Angaben, die mit Bestimmtheit auf das Morgenland und zwar auf die Hauptburg der Templer in Palästina, das in Galiläa gelegne Castrum Peregrinorum, das heutige Atlith hindeuten. Was die Zeit der Zusammenstellung der im Orden verbreiteten ketzerischen Meinungen zu einem geheimen Statut betrifft, so haben wir gleichfalls ziemlich sichere Anhaltspunkte zur Bestimmung derselben. Antonius Syci von Vercelli, der 1271 als Notar des Tempelherrenordens im Orient war, versichert, daß die Irrlehre schon damals vorhanden gewesen. Damit stimmt es, wenn einige Zeugen den 1291 gefallenen Guilelmus de Bello Joco (Wilhelm von Beaujeu), andere den Hochmeister Thomas Bérard als denjenigen nennen, welcher den Orden als Ketzergemeinde organisirt habe. Letzterer stand von 1265 bis 1272 an der Spitze desselben. Selbstverständlich muß dieser Organisation und der Aufzeichnung der Geheimsatzungen ein längerer Zeitraum vorangegangen sein, in welchem die Ketzerei, die an bestimmter Stelle und wahrscheinlich auch durch einen bestimmten Kreis von Persönlichkeiten eingeschleppt war, im Orden soweit Verbreitung und solche Zustimmung von Seiten der Obern gefunden hatte, daß man sie zum Dogma für die ganze Genossenschaft zu machen wagen konnte. Dieser Zeitraum muß vor 1219, wo die Burg Atlith entstand, ja schon vor 1208 begonnen haben, da wir sahen, daß Innocenz III. in diesem Jahre den Templern dämonische Lehren schuldgab.

Fassen wir das Bemerkte zusammen, so ergiebt sich folgende Entwicklung. Im Ausgange des zwölften Jahrhunderts wurde der Tempelherrenorden in Folge seiner vielfachen Beziehungen zu Südfrankreich und durch den Eintritt dortiger Edelleute von der daselbst herrschenden albigensischen Ketzerei ergriffen, die durch die kirchliche Abgeschlossenheit desselben begünstigt und geschützt, rasch um sich griff und Wurzel schlug. Die Albigenserkriege lockerten das Band, das zwischen dem Orden und der römischen Hierarchie bisher bestanden, noch mehr. Dazu kam der furchtbare Eindruck, welchen die unglückliche Wendung des Krieges im Orient wie überall so namentlich in diesem an dem großen Kampfe hervorragend betheiligten Kreise machen mußte, die Verzweiflung an der Wahrheit, dem Rechte und der Macht des Christenthums gegenüber dem Islam. Das Zusammenwirken dieser Umstände veranlaßte, daß der Orden sich im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts unter dem Schutze eines streng gewahrten Geheimnisses zu einer auf Grund albigensischer Lehren vereinigten Ketzergemeinde organisirte, während er äußerlich noch kirchlich und leidlich berufstreu erschien. Der Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit, in welchem er dann fortlebte, führte naturgemäß zu einer immer nachdrücklicherer Betonung der materiellen Seite seiner Existenz; Reichthum und Macht wurden die einzigen Ziele seines Strebens, und nur wo ihm der Kampf gegen die Ungläubigen noch Vortheil brachte, kam er der alten Verpflichtung dazu noch nach, sonst stand er ihnen gleichgiltig, ja freundschaftlich gegenüber. Je mehr die Ritter endlich im Gange dieser Entwicklung sittlich verwilderten, je mehr sie sich von allen Idealen

abwendeten und den materiellen Interessen dienstbar wurden, umsomehr bürgerte sich auf dem durch die Häresie der Albigenser vorbereiteten Boden die scheußliche Ketzerei der Luciferianer mit ihrem Idolcultus, ihren sittenlosen Ceremonien und ihrer praktischen Verhöhnung auch der natürlichsten Moral bei ihnen ein. So aber wurde der Orden allmählich zu dem, als was die öffentliche Meinung ihn schon lange vor 1311 mit richtigem Tacte bezeichnet hatte, und als was ihn der Proceß, der in jenem Jahre abgeschlossen wurde, erkennen läßt.

Der angebahnte Frieden zwischen Baden und Rom.

Die Hoffnung, welche der Großherzog von Baden bei der Eröffnung der Kammern am 18. November v. J. aussprach, „daß es den auf den Frieden gerichteten Bestrebungen seiner Regierung gelingen werde, auch die bis dahin noch nicht erledigten Fragen in dem Verhältnisse der katholischen Kirche ihrer Lösung näher zu bringen“, hat sich schneller verwirklicht, als die Freunde eines Ausgleichs gehofft und die Gegner desselben gefürchtet. Am 17. d. Mts. hat die großherzogliche Regierung dem Landtage, dessen zweite Kammer sich zur Zeit mit einer ganz unbegreiflichen Weitschweifigkeit mit den Verwaltungsvorlagen beschäftigt, einen Gesetzentwurf vorgelegt, der den Ausgleich mit der Curie herbeizuführen in hohem Grade geeignet ist, und man darf von vornherein wohl als feststehend annehmen, daß die Regierung, ehe sie den Gesetzentwurf eingebracht, sich der Zustimmung der Curie vergewissert hat, so daß die von ihr gemachten Vorschläge auch von Seiten der Kirche Annahme finden werden. Der von ausführlichen Motiven begleitete Gesetzentwurf besteht aus drei Artikeln und hat im ersten Artikel folgenden Wortlaut:

Art. 1. Von der in Art. 1 des Gesetzes vom 19. Febr. 1874, betr. die Aenderung einiger Bestimmungen des Gesetzes vom 9. Oct. 1860, über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate, vorgeschriebenen besonderen Prüfung zum Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung sind diejenigen Kandidaten befreit, welche nach beendigtem Universitätsstudium, bez. nach der durch ein mindestens $2^1/_2$ jähriges Universitätsstudium erlangten wissenschaftlichen Reife zum Eintritt in die praktisch-theologischen Kurse, eine theologische Fachprüfung im Großherzogthum abgelegt haben, sofern dieser Prüfung ein staatlich ernannter Kommissär angewohnt und das Ergebniß der Prüfung der Staatsbehörde nicht Anlaß zur Beanstandung der Kandidaten wegen Mangels hinlänglicher allgemein wissenschaftlicher Bildung gegeben hat.

Artikel 2 enthält die Uebergangsbestimmung, daß denjenigen katholischen Geistlichen, welche die theologische Fachprüfung bestanden haben oder schon zu Priestern geweiht worden sind, bevor dies Gesetz in Geltung tritt, auf einge-

brachte Bitte und auf den Nachweis der bestandenen Abiturienten- resp. Maturitätsprüfung und dreijährigen Besuches einer deutschen Universität die Staatsprüfung zum Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung erlassen werden kann. Der dritte Artikel beauftragt das Ministerium des Innern mit dem Vollzuge dieses Gesetzes.

Nach dem jetzt geltenden Gesetze vom 19. Februar 1874 ist der Zustand in Baden ein ganz ähnlicher wie in Preußen. Außer Beibringung des auch nach dem neuen Gesetze verlangten Nachweises einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung wurde die Zulassung zu einem Kirchenamte noch von einer, vor einer Staatsbehörde abzulegenden öffentlichen Prüfung in den alten Sprachen, in Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur abhängig gemacht, welche darthun sollte, daß der Betreffende die für seinen Beruf erforderliche allgemein wissenschaftliche Vorbildung erworben habe. Von dieser Prüfung konnten allerdings die betr. Theologen dispensirt werden, wenn sie unter Beibringung des oben angeführten Nachweises darum baten. Die Curie zu Freiburg aber, die darin übrigens vollständig freie Hand gehabt haben soll, hatte den katholischen Geistlichen nicht nur die Ablegung der Prüfung, sondern auch die Bitte um Erlaß derselben verboten. Ein einziger katholischer Geistlicher hat diesen Dispens trotzdem erbeten und erhalten; es ist ihm schlecht genug bekommen. Diesen Standpunkt des Non possumus hat die Curie auch heute noch nicht aufgegeben; aber sie scheint, zuverlässigen Mittheilungen zufolge, jetzt doch insofern zu einem Zugeständnisse bereit zu sein, als sie das Recht des Staates, sich um den Bildungsstand der Kirchendiener zu bekümmern, anerkennt und gestattet, daß ihre Candidaten einer Prüfung sich unterziehen, an welcher sich auch der Staat durch einen Vertreter betheiligt, mit der Berechtigung, auf das Ergebniß der Prüfung einen bestimmenden Einfluß üben zu können. Der liberalen Partei, die in der badischen Kammer die ausschlaggebende ist, genügt allerdings dieses Zugeständniß nicht, sie verlangt von der Curie die formelle Zurücknahme des Verbots, sich der Prüfung zu unterziehen oder um den Dispens nachzusuchen. Daher ist von ihr auch die Vorlage nichts weniger als freundlich entgegengenommen worden, und wer die Abgeordneten eine Stunde nach deren Einbringung hörte, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß der Gesetzentwurf auf keinen Fall Aussicht habe, angenommen zu werden. Anders aber sieht es in der öffentlichen Meinung aus. Das Volk, welches ja für die subtilen Unterscheidungen von staatlichem und kirchlichem Recht niemals eine besonders klare Vorstellung und ein eingehendes Verständniß gehabt hat, ist des Culturkampfes herzlich überdrüssig. Unsere Bevölkerung, aus beiden Confessionen in wenig sich unterscheidenden Bruchtheilen bestehend, war es gewohnt, in den verschiedenen Verhältnissen des öffentlichen und privaten Lebens freundlich mit einander zu verkehren, ist

durch vielfache verwandtschaftliche und geschäftliche Beziehungen unter einander verbunden und sah so den Culturkampf von den Kanzeln und in der Presse sich mehr abspielen, als daß es ihn selbst mit ausgefochten hätte. Anfangs fand es — wann und wo wäre das nicht der Fall? — an der wilden Rauferei Gefallen, aber der Ueberdruß folgte bald genug nach, und heute wünscht man in unserer wesentlich liberalen Bevölkerung nichts sehnlicher als Frieden mit der Curie. Nur die radikaleren Partei f ü h r e r wollen sich dieser Ansicht noch nicht anschließen, weil sie sich nicht die Mühe geben, das Volk und seine Wünsche des näheren kennen zu lernen. Der parlamentarische badische Liberalismus hat etwas Kirchenfeindliches, die Grenzen seines religiösen Bewußtseins liegen vielfach noch jenseits des Protestantenvereins, dem hier ja eine Reihe der einflußreichsten Männer angehören. Das Volk aber ist doch noch nicht verflacht genug, um an bloßen religiösen Phrasen ein Genügen zu finden. Das badische Volk ist — wie das deutsche Volk überhaupt — viel religiös gesinnter, ja viel „orthodoxer“, als sich die Schulweisheit seiner bisherigen politischen Stimmführer träumen läßt. Im Volke wird die Regierungsvorlage, durch welche der religiöse Frieden wieder hergestellt werden soll, eine freudige Aufnahme finden. Und auch in der Presse dürfte das der Fall sein. Das einzige wirklich einflußreiche, weil im ganzen Lande sehr verbreitete und angesehene Blatt, die „Badische Landeszeitung“, die wie 1866 in der deutschen Frage und 1878/79 in der Zollpolitik auch diesmal wieder die Stellung scheint einnehmen zu wollen, die schließlich als die allein richtige und auch vom Volke in seiner Mehrheit gebilligte sich erweist, brachte schon am 17. Januar Abends einen der Vorlage vollkommen zustimmenden Artikel, der, obwohl man sonst das Blatt mit Unrecht für ein officiöses hält, diesmal doch in seinem Ursprunge Regierungskreisen nicht ganz fern zu stehen scheint. Das Blatt selbst knüpft zwar insofern eine Verwahrung daran, als es seine eigene Stellung sich noch vorbehält, da die Zeit zur Prüfung der Vorlage zu kurz gewesen; dies wird aber niemand auffällig finden, der die eigenartigen Parteiverhältnisse Badens kennt. Die ultramontane Partei wird mit ihrer Presse allen Anzeichen nach für den Gesetzentwurf eintreten, und die Amtsverkündiger werden das ex officio thun. Was dann noch bleibt, ist an Einfluß, zum Theil sogar an Ansehen zu gering, um irgend etwas zu vermögen.

So wird, wie wir hoffen, die ausschlaggebende nationalliberale Partei dem tief im Denken und Fühlen unseres Volkes begründeten allgemeinen Drängen nach kirchlichem Frieden sich fügen und einer Vorlage ihre Zustimmung nicht versagen, welche sich als das Resultat reiflicher Erwägung der Regierung, eingehender und ernster Unterhandlung zwischen beiden in Betracht kommenden Gegnern und alles in allem als ein Act politischer Weisheit erweist. Das wenigstens können wir nach bester Kenntniß der Sachlage mit Sicherheit vor-

wegsagen: Nähme die liberale Partei wie in der wirthschaftlichen, so auch hier in der kirchlichen Frage eine Stellung ein, die den Anschauungen des Volkes, seinen Bedürfnissen und Wünschen entgegengesetzt wäre, dann würde ihr maßgebender Einfluß als gebrochen anzusehen sein und sie das an sich jetzt schon stark erschütterte Vertrauen der Bevölkerung vollends verlieren. Die liberale Partei hat alle Ursache, zu zeigen, daß auch sie noch etwas praktischen Sinn und politische Weisheit sich gewahrt hat; die Gelegenheit dazu ist jetzt gegeben. Fällt die Vorlage, so fällt wahrscheinlich auch die Kammer, und daß eine Neuwahl vielmehr der Regierung als der liberalen Mehrheit Recht geben würde, glauben wir mit ziemlicher Gewißheit voraussagen zu können.

Karlsruhe, den 19. Januar.

Politische Briefe.

2. Die preußische Verwaltungsreform. Vorgeschichte.

Das Werk der preußischen Verwaltungsreform, mitten im Bau begriffen wie es ist, hat eine Geschichte, die man sich immer wieder zurückrufen muß, um mit dem richtigen Verständniß die Weiterarbeit zu verfolgen, und eine Vorgeschichte, die man kennen muß, um die Geschichte des bisherigen Baues zu verstehen.

Das Wort Selbstverwaltung war schon bei dem vormärzlichen Liberalismus beliebt, der am liebsten den englischen Ausdruck gebrauchte. Schon vor den Märztagen glaubte der deutsche Liberalismus auf den französischen herabsehen zu dürfen, weil er sich die wundervolle Idee des selfgovernment angeeignet hatte. Auf seine Gelehrsamkeit ist der deutsche Liberalismus immer stolz gewesen, während er Ursache gehabt hätte, sich seiner Confusion zu schämen, und darin hat sich leider bis auf den heutigen Tag nichts gebessert. Unter selfgovernment nämlich dachte man sich die locale Volkssouveränetät, aber gleichzeitig schwärmte man für die nationale Idee, d. h. für die centrale Volkssouveränetät. Solche Confusion gelingt freilich der französischen Logik nicht; dort hat man sich unter Freiheit, unter Selbstverwaltung, immer nur die centrale Volkssouveränetät gedacht, und nicht ohne von der französischen Folgerichtigkeit einen imponirenden Eindruck zu empfangen, kann man die jüngsten Nummern von Gambettas République française lesen, worin sie von dem unaufgeblichen Begriff der Centralsouveränetät aus unbarmherzig spottet über Arrondissementswahlen, über Freiheit des Unterrichts und allerlei Aehnliches. In Deutschland

duselte man lange fort in der Confusion, als ob über Dorf=, Stadt=, Kreis=, partikularen Staatsparlamenten eine nationale Souveränetät mit Regierung und Parlament bestehen könne. Da kam Gneist, als die Märzbewegung den tiefsten Grund ihres Niedergangs erreicht hatte, und legte seit 1856 in Werken voll tiefer Gedanken und schwerer Gelehrsamkeit den Hauptgedanken nieder: Selbstverwaltung ist Ausführung der Gesetze des Staats, d. h. der Centralregierung, durch den unentgeltlichen Ehrendienst der Bürger, welche der Staat zu diesem Dienste beruft. Indem jedoch Gneist mehrfach davon sprach, daß eine Verwaltung, die nicht nach Rechtsgesetzen, sondern nach eigenen Maximen und eigener Tradition geführt wird, und deren Glieder lediglich Berufsbeamte sind, welche der Staat besoldet, sich mit einem Parlament nicht vertragen, sondern mit ihm nur Collisionen haben können, gab er zu einem neuen Mißverständniß Anlaß. Obwohl Gneist die sogenannte parlamentarische Regierung rund heraus für eine Entartung der wahren englischen Staatsverfassung erklärte, wurde er mit dieser Ansicht als ein Schrullenjäger behandelt. Jedes Zeitbewußtsein nimmt nur auf, was ihm zusagt, wenn es nicht etwa bis zur Selbstzerstörung aufgerüttelt wird. Gneists liberale Zeitgenossen lernten von ihm nur, was sie wollten, dasjenige, was, wie man zu sagen pflegt, in ihren Kram paßte. An der parlamentarischen Souveränetät, als Ziel der Staatsentwicklung, hielt man fest und ließ sich nicht durch Gneist von der Untauglichkeit dieses Zieles überzeugen. Aber man lernte von Gneist, daß die Staatsverwaltung nicht mehr allein durch einen geschlossenen Berufsstand geführt werden dürfe und nicht mehr allein nach Maximen, welche Eigenthum dieses Standes bleiben, sondern nach rechtlichen Normen. Daß jeder dieser beiden Gedanken nur richtig ist, wenn ihm die richtige Grenze gezogen wird, darum kümmerte man sich, froh der neuen Weisheit, herzlich wenig. Man hätte am liebsten jeden Schritt des Beamten an Gesetze gebunden und die Gerichtshöfe des Privatrechts, die man sonderbarerweise allein ordentliche Gerichte nennt, zum Wächter der ausführenden Verwaltung bestellt. Auch hier hat Gneists unermüdliche Belehrung nach und nach dem gröbsten Mißverständniß etwas den Raum geschmälert. Man hat sich bequemt, einzusehen, daß das öffentliche Recht und das Privatrecht von solcher Verschiedenheit sind, daß sie eine gesonderte Rechtspflege erheischen. Ungern dagegen entschließt man sich zu lernen, daß nicht das ganze staatliche Thun bis in die Einzelheiten durch Gesetze bestimmt werden kann. Mit dem frohen Glauben, daß dies möglich sei, meinte man sich des Berufsbeamtenthums beinahe ganz entledigen zu können. Denn wenn der Staatsdienst darin besteht, Gesetze nachzuschlagen und nach dem Gefundenen zu verfahren, so kann diese Kunst jeder Laie erlernen. Wenn diese Art von Selbstverwaltung erreicht wäre, dachte man sich die Harmonie zwischen Parlament und Verwaltung hergestellt. Was kann die Verwal=

tung noch für Interesse haben, sich dem Parlament zu widersetzen, nachdem sie, alles eigenen Geistes bar, eine reine Ausführungsmaschine geworden? Und andererseits, da man gegen Gneist die Ernennung der Selbstverwaltungsbeamten durch Volkswahl, nicht durch königliche Berufung festhielt, so dachte man sich diese Beamten als Parlamentarier durch das Vertrauen desselben Volkes, von dem sie ihr Beamtenmandat erhalten. Dann würden die Parlamentarier die Gesetze geben, die sie selbst ausführen, und so der tiefe Satz Gneists verwirklicht sein: die Gesetze kann nur geben, wer sie ausführt.

Mit solchen Gedanken begannen die Versuche der Verwaltungsreform zur Zeit der neuen Aera. Der liberale Graf Schwerin — nicht erst der reactionäre Graf Eulenburg I — mußte sich als Minister des Innern zu der Einsicht bequemen, daß man nicht mit einer Landgemeindeordnung anfangen könne. Darum nicht, weil diese Gemeinden den Apparat einer in Vorstand und Vertretung getheilten Gemeindeobrigkeit größtentheils nicht aufbringen können, und weil es zweitens ganz unmöglich ist, diese Gemeinden mit ihren ganz verschiedenartigen Vermögensverhältnissen zwangsweise in große Gemeinden zusammenzulegen. Man muß also eine Corporation bilden, wie sie der vorhandene preußische Kreis darbot, die aus Gemeinden, nicht aus Individuen gebildet ist, und der es in langen Jahren gelingen muß, die Unterschiede der Gemeinden auszugleichen. Dies hatte Graf Schwerin eingesehen, und er legte in mehr als einer Session Kreisordnungen vor, die aber nicht zur Berathung gelangten vor dem sich entwickelnden Militärconflict. Unter dem mancherlei Segen, den dieser Conflict trotz seiner schweren Gefahren bewirkt hat, ist nicht gering anzuschlagen, daß die unreifen Entwürfe der damaligen Zeit nicht zur Ausführung gelangt sind.

Als die Indemnität von 1866 den Conflict niederschlug, war das Augenmerk des Liberalismus, um ähnlichen Gefahren vorzubeugen, mehr auf die Verwaltungsreform gerichtet, als auf Budgetrechte, Ministerverantwortlichkeit oder sonst etwas. Doch konnte die Regierung diese Gabe nicht sogleich vorlegen, die so tiefes Nachdenken und große Umsicht erheischte; es gab auch Anderes genug zu thun. Nach dem französischen Kriege aber mußte die Regierung sich entschließen, der nicht mehr zu beschwichtigenden Ungeduld des Liberalismus nachzugeben. Die Kreisordnung wurde vorgelegt, die auf den ersten Anlauf auch damals noch nicht, wohl aber 1872 zu Stande kam.

Dieses Werk zeigt in den Grundzügen überall den heilsamen Einfluß Gneists und ist im Ganzen als ein wohlgelungenes, jedenfalls als das beste aller Verwaltungsgesetze dieser Art zu bezeichnen.

Literatur.

Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien von **Fritz Mauthner.** Neue Folge. Bern und Leipzig, G. Frobeen & Co., 1879.

Eine neue Folge jener amüsanten Satiren, in denen Mauthner die von der großen Masse bewunderte und gehätschelte Manier „berühmter" Schriftsteller und Dichter der Gegenwart verspottet. Die, welche diesmal das Loos getroffen hat, sind Bodenstedt, du Bois-Reymond, Felix Dahn, Hamerling, Paul Heyse, Hans Hopfen, Paul Lindau, die Marlitt, Johannes Scherr und Adolf Wilbrandt. Am besten gegeißelt erscheint uns unter allen das gespreizte Wesen und die verblüffende Profundität von du Bois-Reymonds akademischen Festreden, sodann die wohlfeile Art, in der Paul Lindau bald in „sommerlichen", bald in „überflüssigen" Briefen an irgend einem armen dummen Teufel den Marsyasschinder spielt, endlich die alberne Sucht nach rüden Neologismen, durch die sich Scherr fort und fort an unserer Muttersprache versündigt.

Daß die erste Serie dieser „parodistischen Studien" bereits ein Dutzend, die vorliegende zweite binnen wenigen Wochen ein halb Dutzend Auflagen erlebt hat, verdanken sie keineswegs bloß der weitverbreiteten Lust am Spott, sondern sicherlich auch dem richtigen Gefühl, daß hier eine Art von Kritik geübt wird zu einer Zeit, wo der größte Theil der Presse belletristischen Erzeugnissen aller Art beinahe kritiklos gegenübersteht. H. v. Treitschke hat neulich, in anderem Zusammenhange, gesagt, daß unsere Zeitungen noch nie so wenig ein treues Spiegelbild der öffentlichen Meinung gewesen wie gerade jetzt. Das gilt auch hinsichtlich der literarischen Kritik. Die Mauthnerschen „Studien" finden flotten Abgang, einfach weil der urtheilsfähige Theil des Publikums hier in heiterer Form findet, was er in ernster Form in unserer Presse überall vergebens sucht: sein eigenes Urtheil. Der gebildete Theil des Publikums übt schon Kritik, es hat keine Noth. Aber diese Kritik geht bloß von Mund zu Munde, sie wird nirgends gedruckt; gedruckt wird ja fast bloß noch die Reclame.

Gedenkblatt des deutsch-französischen Krieges 1870—71. Essen, G. D. Baedeker (1880).

Ein so voluminöses Recensionsexemplar wie dieses specimen typographiae oder vielmehr lithographiae hat seit langer Zeit nicht auf dem Redactionstische der „Grenzboten" gelegen. Das genannte „Gedenkblatt" besteht aus einem 186 Cm. langen, 86 Cm. breiten Tableau, das, an schwarzweißrother Schnur hängend, nach Art einer Landkarte zwischen schwarzpolirten Stäben auf Leinwand aufgespannt ist, und auf dem die Geschichte des Krieges von 1870—71 in tabellarischer Form (Namen der Schlachtfelder, der Fürsten, der Heerführer, der betheiligten Armeetheile, gleichzeitige Aussprüche, Telegramme, Gedichte) in den verschiedensten Schrift-Gattungen, Größen und Farben dargestellt ist. Wirkliche Uebersichtlichkeit ist bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des Gebotenen nicht erreicht worden, und über den Geschmack des patriotischen Zeichners wollen wir den Mantel christlicher Liebe breiten. Jedenfalls ist das Ganze wohlgemeint und wird als „Zimmerschmuck" in öffentlichen Localen willkommen sein. An Klassenzimmer höherer Lehranstalten wagen wir nicht zu denken; die liebe Jugend hat heutzutage eine zu böse Zunge und möchte unliebsame Vergleiche mit Straßenplacaten anstellen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Unsere Grenze im Nordosten.

1.

Die russische Zeitschrift „Rußkaja Starina“ begann vor einiger Zeit mit der Veröffentlichung einer Reihe von Erinnerungen an die Zustände und Ereignisse während des polnischen Aufstandes von 1863, die erst vor einigen Wochen abschloß. Diese Denkwürdigkeiten fanden zunächst in Rußland wenig und in Deutschland nur insofern Beachtung, als die „Deutsche Rundschau“ dieselben für unser Publikum zurechtmachte. Dagegen trat eine Stelle des Schlußartikels dieser Mittheilungen sofort den Weg durch eine Anzahl deutscher Blätter an, und zwar einmal weil er sensationeller Natur war, dann weil er eine directe Anklage gegen den Fürsten Bismarck erhob, indem demselben schuld gegeben wurde, versucht zu haben, sich mit der polnischen Insurgentenpartei gegen Rußland zu verständigen, und weil man irrthümlich annahm, der Verfasser, der sich N. W. Berg nannte, sei eine hochgestellte Persönlichkeit, nämlich kein Geringerer als der Graf Friedrich Wilhelm Rembert v. Berg, einst Statthalter von Polen und am 18. Januar 1874 zu St. Petersburg verstorben. Die „Deutsche Rundschau“ hatte schon im October vor dieser Verwechselung gewarnt, aber, wie das der journalistischen Oberflächlichkeit gegenüber zu gehen pflegt, vergeblich; denn nicht bloß größere deutsche und österreichische Blätter wie das „Berliner Tageblatt“ und die „Neue Freie Presse“, sondern auch der polnische „Czas“ und ein Correspondent des „Golos“ beharrten — die letzteren beiden übrigens schwerlich aus Irrthum — noch um die Mitte des December bei der Meinung, die aus einem wenig bekannten jüdischen Journalisten und Parteischriftsteller den wohlbekannten General und Statthalter gemacht hatte, der den obengenannten Aufstand niederschlug und dann die Russificirung Polens mit rücksichtsloser Strenge in die Hand nahm.

Aber auch die „Enthüllungen“ jenes Berg selbst hatten, obgleich sie sehr bestimmt auftraten, keinerlei Anspruch darauf, auch nur annähernd wahrheitsgetreu zu sein, waren vielmehr perfide Erfindung. Nach denselben sollte im Jahre 1865

der Minister v. Bismarck den Generaladjutanten des Königs Wilhelm, v. Treskow, zu dem in Dresden sich aufhaltenden Agenten der sogenannten polnischen Nationalregierung Klobuchowski abgesandt haben, um ihm mitzutheilen, er, Bismarck, habe die Absicht, nach Petersburg zu reisen, wo er Gelegenheit finden werde, an maßgebender Stelle über die Geschicke Polens zu verhandeln. Es frage sich nun, ob die Polen nicht eine Schwenkung nach preußischer Seite hin machen und sich lieber deutscher Herrschaft unterwerfen als unter russischer Botmäßigkeit bleiben wollten. Im ersteren Falle werde er in Petersburg ein Abkommen vorschlagen, nach welchem Rußland wahrscheinlich die zum Weichselgebiet gehörigen Landstriche Polens abtreten werde. Klobuchowski habe daraufhin mit dem vielgefeierten polnischen Schriftsteller Kraszewski gesprochen, um ihn zu einer Kundgebung in der von Bismarck gewünschten Richtung zu veranlassen, und Kraszewski habe jenem zwar erwiedert, er besitze weder Vollmachten noch gehöre er einer Partei an, ihm aber doch angerathen, sich an den Fürsten Czartoryski in Paris zu wenden, und ihm zu diesem Zwecke einen Empfehlungsbrief an letzteren übergeben. Mit diesem Schreiben sei Klobuchowski in der That nach Paris gereist, der Fürst aber habe dasselbe nicht einmal bis zu Ende gelesen, sondern ausgerufen: „Zu den Deutschen? Nimmermehr!“ Ob Bismarck dann wirklich Verhandlungen in Petersburg angeknüpft, sei unbekannt geblieben.

So die „Enthüllung“ des panslawistischen Journalisten in der „Rußkaja Starina“. Sie ist, wie wir wiederholen und sogleich mit einer offenbar aus bester Quelle geflossenen bündigen Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ begründen werden, von Anfang bis zu Ende erlogen*), und zwar zu dem Zwecke erlogen, den Reichskanzler bei der russischen Regierung und der öffentlichen Meinung zu verdächtigen und den Haß aller slawischen Stämme gegen Deutschland zu schüren; auch scheint die sensationelle Erfindung im Einklange mit gewissen polenfreundlichen Artikeln der panslawistischen Presse Rußlands zu stehen, die auf eine Versöhnung mit den Polen hinstrebten und als Zeichen der Zeit angesehen wurden. Wenn aber deutsche fortschrittliche Blätter das Bergsche Geschichtchen brachten und sich den Anschein gaben, es zu glauben, so wußte man sofort, daß dabei die Absicht obwaltete, gegen den Reichskanzler daraus in gewohnter Weise Kapital zu schlagen. Sie haben indeß damit die Rechnung ohne den Wirth gemacht und ein Dementi hervorgerufen, das nicht bloß ihnen in verschiedener Beziehung recht unangenehm sein muß, sondern auch weiter im Osten durch seine offene Sprache zu denken geben wird.

*) Dasselbe gilt von der später vom „Djen. Poznanski“ gebrachten Version der Geschichte, die dieselbe ins Jahr 1864 verlegt und Klobuchowski direct mit Bismarck verhandeln läßt.

Indem die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" daran anknüpfte, daß die Berliner „Volkszeitung" das tendenziöse Histörchen der „Rußkaja Starina" mit der Bemerkung reproducirt hatte, dasselbe sei „nicht ganz aus der Luft gegriffen", erklärte sie es zunächst für „vollständig erfunden und erlogen". Es sei, so hieß es dann in dieser Abfertigung, nicht wahr, daß v. Treskow 1865 oder zu anderer Zeit nach Dresden oder überhaupt irgend wohin an einen Agenten der polnischen Nationalregierung abgesandt worden. Die preußische Regierung habe niemals mit einem solchen Agenten unterhandelt, und niemand im Ministerium des Auswärtigen habe von der Existenz eines Herrn Klobuchowski etwas gewußt. Niemals sei hier „das Maß von Unbekanntschaft mit den Thatsachen vorhanden gewesen, welches erforderlich wäre, um zu glauben, daß man die Mitwirkung der polnischen Revolutionspartei zu dem Zwecke erlangen könne, die Abtretung irgend eines Theiles von Russisch-Polen an Preußen herbeizuführen".

Dann aber fuhr der Artikel, die Defensive verlassend, fort: „Die Möglichkeit einer solchen Abtretung ist allerdings seit dem Tode Kaiser Alexanders I. wiederholt angeregt worden, aber nur durch russische Initiative in anti-polnischem Sinne, zur Erleichterung der Beherrschung der Polen. Namentlich ist von Seiten des Kaisers Nicolaus der Gedanke einer Abtretung nicht nur des linken Weichselufers, sondern auch Warschau's dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. gegenüber mehr als einmal und zuletzt im Laufe des Krimkrieges nahegelegt worden, aber stets ohne Anklang zu finden, weil der König nicht geneigt war, das Verhältniß seiner polnisch sprechenden Unterthanen den deutschen gegenüber zu verstärken. Auch in späterer Zeit, bei dem Mißlingen der Versuche, die durch den Grafen Lambert, den Großfürsten Constantin und den Marquis Wielopolski gemacht wurden, wurde in russischen gouvernementalen Kreisen die Frage einer ‚neuen Theilung Polens' ventilirt, um einen Theil der Schwierigkeiten der Regierung des Weichsellandes auf Preußen zu übertragen und die Aufgabe Rußlands um so viel zu erleichtern, Warschau aber als einen beliebten Garnisonsort und mit Rücksicht auf seine fortificatorische Bedeutung zu behalten. Aber auch diesmal fanden die darüber nach Berlin gelangenden Mittheilungen dort an höchster Stelle kein Entgegenkommen, da der Glaube an den deutschen Beruf Preußens mindestens derselbe geblieben war wie zur Zeit des Krimkrieges und ein Zuwachs an polnisch redenden Preußen demselben nicht förderlich erachtet wurde."

Das wäre denn die Auffassung der „polnischen Frage", die preußischer- und russischerseits in den letzten Jahrzehnten obgewaltet hat. Früher aber herrschten in dieser Beziehung auf dieser wie auf jener Seite bis zu einem gewissen Punkte

wesentlich andere Anschauungen und Bestrebungen, und hieran in geschichtlicher Reihenfolge zu erinnern, ist die nächste Absicht der folgenden Betrachtungen.

Als 1795 die dritte Theilung Polens erfolgte, nahm sich Rußland außer dem Herzogthum Kurland alles, was bei der zweiten Theilung der Republik von Litthauen geblieben war, alles Land bis an den Niemen, eine gerade Linie von Grodno bis Brzesc-Litowski, und den oberen Bug, im Ganzen ein Gebiet von 2030 Quadratmeilen. Oesterreich erhielt das Land auf beiden Seiten der oberen Weichsel, hier bis zur Piliza, dort bis zum Bug, im Ganzen etwas über 1000 Quadratmeilen. Preußen endlich, das ungefähr 1300 Quadratmeilen beansprucht, aber mit dieser Forderung dem Einspruch der beiden andern Mächte, die bis zum Kriege zu gehen entschlossen waren, sich zu fügen hatte, mußte sich mit 697 Quadratmeilen begnügen. Es bekam Warschau, hatte aber auf Krakau zu Gunsten Oesterreichs zu verzichten.

Später, im Januar 1798, schrieb das französische Directorium seinem Berliner Gesandten, er solle der preußischen Regierung vorschlagen, aus den ihr zugefallenen polnischen Provinzen ein eigenes Reich unter einem Prinzen des Hauses Hohenzollern zu bilden und so die Wiederherstellung ganz Polens einzuleiten. Der betreffende Brief gelangte aber nicht an seine Adresse, sondern nach Petersburg. Hier wurde andrerseits 1805 durch den Fürsten Adam Georg Czartoryski bei Kaiser Alexander der Plan angeregt, den Umstand, daß Preußen sich weigerte, am Kriege Rußlands und Oesterreichs gegen Frankreich theilzunehmen, zur Erweiterung der russischen Grenzen bis an die Weichsel und über diese hinaus zu benutzen, wobei auch an Ostpreußen gedacht wurde. Die Polen der östlichen preußischen Provinzen sollten sich in Masse erheben, das Reich Polen sollte wieder erstehen und Alexander dessen König werden. Der Gedanke scheiterte daran, daß man russischerseits nicht die militärische Macht vereinigt hatte, die zu seiner Ausführung nöthig war, und daß Alexander im entscheidenden Augenblicke Bedenken empfand und von der Sache absah.

Der Krieg von 1806 und der Tilsiter Frieden sind bekannt. Preußen verlor durch letzteren, von Rußland, seinem Verbündeten, schmählich verlassen die Hälfte seines Länderbestandes, darunter seine polnischen Provinzen, und aus letzteren wurde das Großherzogthum Warschau gebildet, zu dessen nominellem Landesherrn Napoleon den König von Sachsen ernannte, während er selbst der eigentliche Herr blieb. Für das preußisch gewesene Polen war die deutsche Verwaltung im Ganzen ein Segen, für Preußen selbst aber war sie kein Gewinn gewesen. Bis auf den heutigen Tag sind dort die deutlichen Spuren jener gerechten und auf Hebung der Cultur bedachten Verwaltung zu finden, während andrerseits die damalige Entartung des preußischen Systems wesentlich auf eine übermäßige Anspannung der Kräfte des Staates zu Gunsten des schwer

zu assimilirenden Besitzes an der Weichsel zurückzuführen ist. Es war daher nichts weniger als ein Glück, daß nach dem Siege, den die Verbündeten 1813 über Napoleon erfochten, der Wiener Congreß Preußen nöthigte, sich für die Abtretung eines Theils des eroberten Sachsen mit einem Stücke des früher von ihm besessenen polnischen Gebietes entschädigen zu lassen, zumal es dadurch eine militärisch schlecht abgerundete Grenze bekam.

Der Kaiser Alexander hatte in Wien die Wiederaufrichtung des Reiches Polen im Auge und beanspruchte zu diesem Zwecke, daß ihm mit Ausnahme Großpolens bis zur Prosna das gesammte Herzogthum Warschau überlassen werde. Das widersprach entschieden früheren Uebereinkünften. Schon nach der dritten Theilung Polens, im Jahre 1797, hatte Rußland Preußen und Oesterreich gegenüber Verpflichtungen übernommen und Vorbehalte unterzeichnet, die mit seinem jetzigen Begehren nicht im Einklange standen. Später hatte es in dem am 27. Februar 1813 zu Kalisch abgeschlossenen Vertrage mit Preußen letzterem die Abrundung seiner verschiedenen Provinzen zu einem von den Verhältnissen, die es vor dem Kriege von 1806 gehabt, unabhängigen Staatskörper zugesagt und dem Könige Friedrich Wilhelm ausdrücklich außer seinen gegenwärtigen Besitzungen besonders Altpreußen verbürgt, mit welchem zugleich ein Gebiet vereinigt werden sollte, das diese Provinz in jeder militärischen und geographischen Beziehung mit Schlesien verbände. Vier Monate später hatte die russische Regierung in dem zwischen ihr und der preußischen und österreichischen zu Reichenbach vereinbarten Vertrage Auflösung des Herzogthums Warschau und Vertheilung der dasselbe bildenden Landstriche unter die drei contrahirenden Mächte nach deren Anordnungen versprochen. Endlich war im Teplitzer Vertrage vom 9. September 1813 eine freundschaftliche Vereinigung Preußens, Oesterreichs und Rußlands über das Herzogthum Warschau zu Stande gekommen.

Der Freiherr v. Stein, welcher an den Verhandlungen über diese Verträge theilgenommen, machte dem Kaiser Vorstellungen, indem er ihm schrieb, die von ihm verlangte Grenze von Thorn über Kalisch nach Krakau bedrohe Preußen und Oesterreich und stelle außerdem gegen ersteres „eine Linie mit einspringendem Winkel in Ost- und Westpreußen auf, welche so wunderlich und unregelmäßig sei, daß sie selbst in Friedenszeiten jede Verwaltungsmaßregel hemme".

Als diese Mahnung unwirksam blieb, schritt England ein. Castlereagh übersandte dem Kaiser Alexander eine Note, in der er, vom Kalischer Vertrag ausgehend, mit großem Nachdruck die Gefahren betonte, die sich aus dessen Begehren für die Ruhe Preußens, Oesterreichs und ganz Europas ergeben müßten, Gefahren, welche namentlich die an die Polen gerichtete Aufforderung in sich schlösse, sich um Rußlands Kaiser zu schaaren und an der Wiedergeburt ihres Vaterlandes zu arbeiten. Wenn, so sagte der brittische Diplomat am

Schlusse seiner Deduction, der Kaiser die Wiederherstellung eines polnischen Reiches dennoch für sittliche Pflicht halten sollte, so könnte diese nicht dadurch erfüllt werden, daß man zwei Drittel des alten Gebiets der Republik zu einem Kriegswerkzeuge in der Hand einer einzelnen Macht gestalte, sondern nur dadurch, daß die Polen wirklich wieder „in liberaler Weise" zu einem politisch unabhängigen Volke erhoben würden. Einer solchen Maßregel würde ganz Europa seinen Beifall schenken. Bestände dagegen der Kaiser auf seinen Forderungen, so sei es nicht möglich, dem Congreß einen Plan zur Herstellung eines geordneten Zustandes in Europa vorzulegen; Preußen und Oesterreich könnten nicht Anordnungen zustimmen, durch die sie ohne militärische Grenzen gelassen würden.

Ehe der Kaiser diese Note beantwortete, besprach er sich mit seinen leitenden Staatsmännern Capodistrias und Pozzo di Borgo, und da diese seine Pläne mit Polen ähnlich wie Castlereagh mißbilligten, ließ er die Erwiederung auf die Vorstellungen des letzteren von Adam Czartoryski und Baron Anstett ausarbeiten. Es hieß darin, was die zu Kalisch und Reichenbach eingegangenen Verpflichtungen Rußlands betreffe, so seien sie „nur Theile eines eventuellen, für einen bestimmten Fall geschlossenen Vertrags", giltig nur in der Voraussetzung, daß der europäische Friede auf der damals von Oesterreich vorgeschlagenen Grundlage zu Stande komme. Seitdem habe der Erfolg des Krieges viel beträchtlichere Eroberungen, eine veränderte Weltlage und für Preußen und Oesterreich andere Friedensbedingungen, „erstaunliche Vergrößerungen", herbeigeführt, und so habe auch Rußland das Recht erworben, eine weniger beschränkte Entschädigung zu erhalten. Schon habe der Kaiser Preußen Danzig, Oesterreich die Salzwerke von Wieliczka überlassen; auch der beste und volkreichste Landstrich des Herzogthums Warschau solle an Preußen abgetreten werden. Was Rußland dann bleibe, sei ein verwüstetes Gebiet mit nur 2200000 Einwohnern und 8 Millionen Einkünften. Dasselbe begünstige keineswegs einen Angriff auf Wien oder Berlin, sei vielmehr als abgeschnitten zu betrachten, wenn Preußen und Oesterreich sich zum Kriege gegen Rußland vereinigten. Die Herstellung des Namens Polen bedrohe die Nachbarn mit keinerlei Gefahr; denn der Kaiser sei erbötig, denselben ihre polnischen Besitzungen förmlich zu garantiren. Die Nationalität aber, die er den Polen zurückgeben wolle, sei das sicherste Mittel, deren Unruhe zu beschwichtigen. Im Allgemeinen hatte Czartoryski in seiner Denkschrift nach der Stimmung, die den Kaiser Alexander beherrschte, den Ton der verkannten und schwer gekränkten Unschuld angeschlagen. Noch mehr war dies in dem Begleitschreiben der Fall, wo Alexander in Person sprach, und wo es u. a. hieß: „Die Reinheit meiner Absichten macht mich stark, Mylord, die Pfeile des Mißtrauens werden mich nicht treffen, und wenn ich

an der Ordnung der Dinge festhalte, die ich in Polen herstellen möchte, so geschieht dies, weil ich im Gewissen die innige Ueberzeugung hege, daß ich damit mehr zum allgemeinen Besten handle als zu meinem eignen Vortheile."

Daß dieses Schriftstück den Gang der Politik ändern werde, erwartete der Kaiser selbst schwerlich. Dagegen war etwas zu gewinnen, wenn der König von Preußen sich von der Harmlosigkeit der russischen Pläne überzeugen ließ, und dies wurde von Alexander, der recht wohl wußte, wie er seinen Freund zu nehmen hatte, ohne Verzug versucht. Er lud ihn am 6. November zum Mahle im vertrautesten Kreise ein*), „führte eine bewegte Scene herbei und machte die Unterstützung der russischen Ansprüche durch Preußen zu einer Sache des Gefühls, der Freundestreue. Der Kaiser berief sich in beredter Weise auf die Freundschaft, die sie beide verbände, auf den Werth, den er ihr beilegte, auf alles, was er gethan, um sie zu einer ewigen zu machen. Er habe, so fuhr er fort, seinen Ruhm stets in der Wiederherstellung eines Königreichs Polen gesucht, und jetzt, wo er auf dem Punkte stehe, diesen lang genährten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen — sollte er da den Schmerz erleben, in den Reihen derer, die sich ihm widersetzten, auch den geliebtesten seiner Freunde zu zählen, den einzigen Fürsten, auf dessen Gesinnung er stets gebaut habe!" Einem solchen Angriff war Friedrich Wilhelm, den auch die Tilsiter Erfahrung in seinem Glauben an Alexander nicht beirrt hatte, nicht gewachsen, er sagte dem Kaiser seine Unterstützung bei dessen Absichten auf Polen zu. „Es ist nicht genug, daß Sie in dieser Stimmung sind, auch Ihre Minister müssen sich ihr fügen", bemerkte Alexander und bewog, um das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm war, den König, sofort Hardenberg herbeirufen zu lassen. Derselbe erschien, der Kaiser bemächtigte sich gewandt des Wortes, wiederholte ihm, was er dem Könige gesagt, und was dieser treue Freund ihm versprochen, und ließ, als Hardenberg Einwendungen machen wollte, ihn nicht ausreden. Im Namen des Königs sprechend fragte er den Minister, ob er dessen Befehlen nicht gehorchen wolle, und Hardenberg — der kein Bismarck war — mußte sich fügen Er dachte einen Augenblick daran, sich vom öffentlichen Dienste zurückzuziehen. fand aber dann, daß es besser sei, zu bleiben, um Schlimmeres zu verhüten Er bemühte sich fortan fast nur noch, Alexander zu bewegen, das Eine und das Andere von seinen Forderungen zu Gunsten einer friedlichen Ausgleichung fallen zu lassen, und er hatte damit, allerdings in sehr bescheidenen Grenzen, Erfolg.

*) Wir folgen hier und in einem Theile des Vorhergehenden v. Bernhardis „Geschichte Rußlands", Th. I S. 56—120, später der Abhandlung Riemanns „Der Vertrag von Kalisch und unsere Ostgrenze" im letzten Jahrgange von Raumers Historischem Taschenbuche.

Daß Preußen seiner Politik auf diese Weise eine Wendung gab, die ihm England entfremdete, dem es nur darum zu thun war, Rußland vom Herzen Europas fernzuhalten und darum die Wiederherstellung Polens unter russischer Oberherrschaft zu vereiteln, ist vielfach getadelt worden, und nicht mit Unrecht. Indeß war, wie Bernhardi zu bedenken giebt, die Lage Preußens in der That eine schwierige. England war immer eigennützig und unzuverlässig gewesen, und der Tory Castlereagh neigte viel weniger zu Preußen, das einer freisinnigen Entwicklung zustrebte, als zu Oesterreich hin. Letzteres willigte nur mit starkem Widerstreben in die Vereinigung Sachsens mit Preußen. Frankreich widersprach derselben geradezu. „Kam es zu einem europäischen Kriege, an dem Preußen gegen Rußland theilnahm, so wagte möglicherweise niemand, ihm den Besitz Sachsens streitig zu machen. Anders konnte sich die Sache verhalten, wenn der Kaiser Alexander zu friedlichem Ausgleich in eine Theilung des Herzogthums Warschau willigte. Dann wurde gewiß von vielen Seiten der Einwand erhoben, daß Preußens gerechten Ansprüchen durch seine Erwerbungen in Polen Genüge geschehen sei, und es ist zum mindesten sehr zweifelhaft, ob England alsdann noch ein Aeußerstes daran gesetzt hätte, ihm Sachsen zu verschaffen. Eine starke Vergrößerung nach Polen hin war aber für den preußischen Staat — wie oben schon angedeutet — unter allen Umständen von sehr zweifelhaftem Werthe, und sie mußte geradezu verderblich werden, wenn dieser Staat nicht zu gleicher Zeit eine entsprechend größere Ausdehnung und festere Stellung innerhalb Deutschlands gewann. Slawische Elemente in größerem Maße in den Staatsverband aufgenommen, eine zahlreichere polnische Adelsbevölkerung, noch mehr slawische und katholische Kleriker, ein unheilbar krankes Glied im Organismus, das sind Dinge, welche den Vortheil einer etwas besseren militärischen Grenze bei weitem überwogen hätten." Wie man darüber aber auch urtheilen möge, ein unverzeihlicher Fehler war es ohne Zweifel, daß die preußische Regierung sich der Unterstützung ihrer Forderungen durch Rußland, auf das sie jetzt allein noch rechnen durfte, nicht in bestimmt bindender Form zu versichern bemüht war, und dieser Fehler fällt hauptsächlich Hardenberg zur Last.

Die noch folgenden Verhandlungen über die Angelegenheit können wir nur kurz erwähnen. Die russische Widerlegung der Note Castlereaghs beantwortete dieser im wesentlichen damit, daß Verträge durch spätere, nicht vorhergesehene Erfolge nicht aufgehoben werden könnten, daß also der Umstand, daß Preußen und Oesterreich nach andern Seiten hin Gebiete erworben hätten, dem Kaiser nicht das Recht gebe, die Verträge von Kalisch und Reichenbach in Betreff Polens für erloschen zu betrachten und allein über das Herzogthum Warschau zu verfügen. Das Interesse Europas erheische, daß Preußen und Oesterreich

nicht der Abhängigkeit von Rußland verfielen, und deshalb müßten sie eine genügende militärische Grenze nach Osten hin haben. Der persönliche Charakter sei keine Bürgschaft für Verhältnisse, welche Dauer haben sollten.

Die russische Entgegnung auf diese vom 6. November datirte Note erfolgte am 21. Sie wiederholte in der Hauptsache nur das früher von Seiten des Kaisers Alexander Behauptete und erinnerte an die Anstrengungen, die er gemacht, und daran, daß er seit dem Uebergang über die Oder nicht mehr für sich selbst, sondern für die Interessen seiner Verbündeten gekämpft habe — was beiläufig dem Verlaufe der Begebenheiten nicht entsprach. Dann suchte die Denkschrift darzuthun, daß die Vereinigung des ganzen Herzogthums Warschau mit Rußland im Vergleich mit den gerechten Ansprüchen dieses Staates und mit den Erwerbungen Preußens, Oesterreichs und Englands eigentlich kaum genüge. Indeß sollten die aus den Verträgen von Kalisch und Reichenbach abgeleiteten Forderungen Preußens und Oesterreichs doch jetzt nicht mehr als durch den unerwarteten Erfolg der verbündeten Waffen beseitigt gelten und Rußlands Ansprüche nicht mehr unbedingte sein. Nur die Vermittlung Englands lehnte Alexander ab, die Parteien würden sich besser selbst mit einander verständigen.

So konnte Hardenberg sein Vermittlergeschäft mit etwas mehr Aussicht auf Erfolg betreiben. Am 23. November hatte er eine Unterredung mit Alexander, in der er ihm die Ansprüche Oesterreichs, welches den Zamoscer Kreis bis zur Nidda und Krakau mit den Salzwerken von Wieliczka forderte, und diejenigen Preußens, welches Thorn und die Grenzlinie der Wartha verlangte, vortrug. Der Kaiser hörte ihn ruhig an und schien wenigstens zum Theil auf diese Forderungen einzugehen. Am 27. ließ er dem preußischen Staatskanzler durch Czartoryski eine Erklärung zustellen, in der er sich unter der Bedingung, daß alle streitigen Fragen, Polen, Sachsen und Mainz betreffend, in eine Unterhandlung zusammengefaßt würden, bereit zeigte, „Opfer zu bringen", und seine Verpflichtung anerkannte, Preußen wenigstens die Wiederherstellung des Zustandes von 1805 zu sichern. Sachsen müsse demnach ungetheilt mit Preußen vereinigt, Mainz aber deutsche Bundesfestung werden. Thorn und Krakau endlich möge man zu unabhängigen und neutralen Freistaaten erklären.

Der preußische Staatskanzler war hiermit nicht zufrieden, er beklagte sich am 2. December bei Metternich, daß Preußen im Vergleich mit den kleineren deutschen Staaten und Holland zu schlecht bedacht werde. Er bekam zur Antwort, hätte Preußen im Einverständniß mit Oesterreich und England gehandelt, so hätte es alles, was es gewollt, von Rußland verlangen können — eine Behauptung, die nicht zutraf, da Oesterreich schwankte, indem es zwar gern das

Näherrücken Rußlands, aber ebenso gern die Vergrößerung Preußens durch Sachsen verhindert hätte.

In der schlimmen Lage, in der sich Preußen, jetzt von England verlassen, Oesterreichs Mißgunst und Frankreichs Ränken gegenüber befand, schrieb Hardenberg am 3. December an Metternich ein höchst unglückseliges Billet, in welchem es zunächst hieß, nur England habe die Weichsellinie verlangt und zwar vergeblich, Preußen und Oesterreich hätten ihre Ansprüche seit geraumer Zeit schon auf Thorn und die Linie der Wartha, auf Krakau und Zamosc beschränkt, die Zeit, mehr zu fordern, würde die gewesen sein, wo man in Reichenbach und Teplitz verhandelt habe, Thorn und die Warthagrenze verlange Preußen noch jetzt, Drohungen gegen Rußland würden die nothwendige Einigkeit gestört und eine feste Ordnung der Dinge unmöglich gemacht haben, und in welchem der Staatskanzler zuletzt die unverantwortliche Aeußerung that: „Machen Sie Mittel ausfindig, theurer Fürst, die Lage der Dinge, in der wir uns unglücklicherweise befinden, zu Ende zu bringen. Retten Sie Preußen aus seinem gegenwärtigen Zustande. Es kann nicht aus diesem schrecklichen Kampfe, worin es so große und edle Anstrengungen gemacht hat, und zwar ganz allein, in einem beschämenden Zustande von Schwäche hervorgehen und zusehen, wie sie sich alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen, und zwar großentheils durch seine Anstrengungen. Man kann ihm doch mit irgend einem Schatten von Recht nicht zumuthen, daß es ganz allein so schmerzliche Opfer bringe, blos zur Satisfaction der anderen. Eher müßte es von Neuem Alles aufs Spiel setzen." — „Ihr erhabner Monarch, theurer Fürst, ist die Geradheit, die Aufrichtigkeit, die Gerechtigkeit selbst. An ihn appellire ich." Dann folgten etliche Verse aus dem „Rheinischen Merkur", die mit den Worten begannen:

„Fleuch, Zwietracht, fleuch von unsern Gauen! Weiche,
Du Ungeheuer mit dem Schlangenhaar!"

und mit dem Wunsche endigten:

„Und wo der teutschen Sprache Laute tönen,
Erblühe nur **ein** Reich des Kräftigen und Schönen."

Dieser Versuch, Metternich durch Rührung zu gewinnen, sieht an sich schon höchst seltsam aus. Sich in solcher Weise in die Arme des Kaisers Franz, dieses Mannes mit dem steinharten Herzen, dieses bittern Feindes Preußens zu werfen, sich ihm beinahe auf Gnade und Ungnade zu übergeben, wäre unter allen Umständen ein arger Mißgriff gewesen. Die Appellation war aber jetzt doppelt am unrechten Orte, da Metternich und Castlereagh sich in dieser Zeit bereits fast ganz unter dem Einflusse Talleyrands befanden und Oesterreich den Entschluß gefaßt hatte, durch sein Verhalten zur sächsischen Frage seine Rolle

als Schirmvogt der kleinen deutschen Staaten zu beginnen, wie Gagern berichtet, afin de ne laisser ce rôle à la France.

So schleppten sich die Verhandlungen mit steigender Erbitterung den December 1814 und den Januar 1815 hindurch fort, es kam zuletzt zu einer geheimen Coalition Oesterreichs, Englands und Frankreichs, der Kaiser Franz sprach offen von Krieg und erklärte in einem Gespräche mit Abgeordneten der ehemaligen Reichsritterschaft: „Der König von Sachsen muß sein Land wiederhaben, sonst schieße ich."

In dieser Erhitzung trat Castlereagh, der sich inzwischen besonnen, daß man in England keinen neuen Krieg, sondern Frieden wollte, besänftigend ein. Er erklärte in einer Conferenz am 9. Januar mit Nachdruck zu Protokoll, daß man die Frage, wie Preußen durch einen Theil Sachsens entschädigt werden solle, von der Entscheidung der Mächte, nicht, wie bisher von den drei Verbündeten beabsichtigt worden, vom Willen des Königs Friedrich August abhängig machen müsse, und blieb dabei, obgleich Kaiser Franz ihn persönlich umzustimmen versuchte. So kamen die Dinge endlich wieder in die Bahn ruhiger Erörterung, und es handelte sich nur noch darum, wie viel Preußen von Sachsen erhalten solle. Ende Januar wurde allein noch über die Abtretung von Leipzig und der Festung Torgau verhandelt. Oesterreich erbot sich, um Sachsen beide Städte zu erhalten, von dem galizischen Kreise Tarnopol einen Strich mit 200000 Seelen an Rußland zu überlassen, wenn dieses dafür ein Stück Land an der Wartha mit ebensoviel Einwohnern an Preußen abtreten wolle. Der Kaiser Alexander lehnte diesen Vorschlag ab, und so wurde durch Castlereaghs Bemühungen Torgau für Preußen und Leipzig für Sachsen bestimmt.

Der Kaiser von Rußland trägt also die alleinige Schuld, daß Preußen nicht mindestens die Grenzlinie Thorn-Wartha bekommen hat. Stein sagt in dieser Beziehung über ihn mit gutem Grunde: „Der Kaiser Alexander erscheint in dem Lichte, das Vertrauen, welches ihm seine Bundesgenossen schenkten, mißbraucht zu haben, um die Entscheidung der polnischen Angelegenheiten bis zu einer Zeit auszusetzen, wo er Alles zu seinem Vortheile vorbereitet und eine drohende und entscheidende Stellung angenommen habe." Niemann aber ergänzt dieses Urtheil mit gleichem Rechte a. a. Orte (S. 38 fg.) dahin, „daß Alexander einen Mißbrauch mit dem Dankbarkeitsgefühle des Königs Friedrich Wilhelm getrieben hat. Ihm lag vor Allem daran, Preußen in eine unbedingte Abhängigkeit von Rußland zu bringen, was ihm auch in dem Grade gelang, daß dieselbe bis zum Jahre 1866 oder bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches gedauert hat." — „Er hat gehandelt, wie Parteien in einem Prozeß, die den gegnerischen Anspruch für gerechtfertigt erachten müssen, zu handeln pflegen,

indem sie alle Mittel anwenden, um den Gegner zu ermüden und durch Winkelzüge im Vergleichswege das zu erreichen, was sie im Wege Rechtens nicht erlangen können.“ ✠

Die geschichtliche Entwicklung der orientalischen Frage.*)

Von Georg Winter.

(Schluß.)

In der Mitte zwischen den stets zum offenen Aufruhr geneigten, z. Th. panslawistischen Phantomen ergebenen christlichen Bevölkerungen und dem fortwährenden Drängen der europäischen Mächte nach Reformen fristet die Türkei auf europäischem Boden nur ein kümmerliches Dasein, und wer wollte sagen, wie lange ihr auch nur dies noch möglich sein wird? Wir wollen hier nur an die endlosen Verwicklungen erinnern, welche durch die sogenannte ägyptische Frage zur Zeit des Vicekönigs Mehemed Ali der Pforte erwuchsen (1839—41).**)

Was dem Sultan Mahmud in Bosnien in eben jener Epoche mißlungen war, das gelang dem Vicekönig von Aegypten in seinem Lande: er wußte sich von der Herrschaft seiner Truppen zu emancipiren und dieselben nach europäischem Muster umzugestalten; zugleich hob er das materielle Wohlsein durch zwar despotische, aber dem Charakter des Landes entsprechende administrative und industrielle Maßregeln. Als er aber, auf die Macht, die er so erlangt, gestützt, seine Kräfte gegen den Sultan, seinen Oberherrn, selbst zu wenden sich anschickte, gab dies sofort wieder den Anlaß zu einer europäischen Verwicklung; es gab selbst einen Moment, in welchem ein allgemeiner Krieg aus dieser Frage zu entstehen drohte, indem Frankreich und anfangs auch England für Mehemed Ali, Rußland und Oesterreich aber für die Pforte Partei nahmen. Erst als

---

*) Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker & Humblot, 1879.

**) Vergl. darüber die lichtvollen Ausführungen Rankes im dritten Abschnitte seines neuen Werkes, S. 333 fg. Man wird hier das Geschick des großen Historikers, die Ereignisse aus ihrer Isolirtheit herauszuheben und sie im Zusammenhange der Weltbegebenheiten erscheinen zu lassen, um so mehr bewundern, als seine Darstellung ausschließlich auf den diplomatischen Verhandlungen zwischen den europäischen Mächten beruht, die, zunächst immer auf dem Interesse der Mächte selbst basirend, ein recht sprödes und trockenes historisches Material repräsentiren.

durch den Vertrag vom 15. Juli 1840 England den übrigen Mächten, deren Absicht auf eine Erhaltung der Integrität der Pforte gerichtet war, beitrat, mußte auch Frankreich, wo bisher Ministerium und Kammer gleich energisch für den Vicekönig in die Schranken getreten waren, in einen Vergleich willigen, der zwischen den Ansprüchen beider Theile vermittelte.

So ist auch Serbien unter der fortwährenden Einmischung der fremden Mächte emporgekommen. Als dort nach der Vertreibung der Dynastie der Obrenowitschen (1842) die Wahl des serbischen Volkes auf Alexander Karageorgewitsch fiel und diese Wahl die Bestätigung des Großherrn erhielt, war es vor allem Rußland, welches gegen diesen „revolutionären" Act des serbischen Volkes Protest erhob und die Vornahme einer neuen Wahl gebieterisch verlangte. Lange sträubte sich die Pforte gegen dieses Ansinnen, welches ganz geeignet war, ihre Autorität zu untergraben; endlich mußte sie nachgeben: die Wahl fiel wiederum auf Alexander Karageorgewitsch und erhielt diesmal, als legal, d. h. hier: mit Erlaubniß Rußlands vollzogen, dessen Bestätigung. Welchen Einfluß auf die unterworfenen Völker, vor allem auf die Serben selbst, mußte es aber haben, wenn sie sahen, wie die Pforte den Anforderungen Rußlands willenlos anheimgegeben war? Seitdem war eine Vereinigung des immer mehr erstarkenden und über eine Miliz von 50000 Mann verfügenden serbischen Staates mit den unruhigen Provinzen für die Pforte ein steter Gegenstand der Besorgniß, namentlich nachdem der ihr im ganzen ergebene Fürst Alexander Karageorgewitsch der nationalen Opposition, welche immer stark zu Rußland inclinirte, hatte weichen müssen und der alte Milosch Obrenowitsch, jener Held aus den Befreiungskriegen von 1809—1813, wieder an seine Stelle getreten war. Jene befürchtete Eventualität trat nun zwar nicht ein, aber die Entwicklung der serbischen Unabhängigkeit schritt ihren unaufhaltsamen Gang weiter.

Sehr merkwürdig erscheint uns in dieser Beziehung ein Memorandum, welches eine serbische Deputation im Jahre 1860 nach Constantinopel überbrachte, und welches Ranke in den Analekten zu seinem neuesten Werke abgedruckt hat. Es ist in französischer Sprache abgefaßt und enthält die hauptsächlichsten Forderungen der Serben an die Pforte, welche auf die Natur der dort obwaltenden Verhältnisse ein helles Licht werfen. Wir können nicht umhin, bei diesem Memorandum einen Augenblick zu verweilen. Der Zwiespalt zwischen den Verordnungen des Großherrn und den factischen Zuständen erscheint hier in drastischer Form.

Wir haben oben darauf hingewiesen, auf welche unüberwindlichen Schwierigkeiten ein harmonisches Zusammenleben der Moslim mit den Christen zu allen Zeiten gestoßen ist. Serbien, welches seit den glücklichen Befreiungskämpfen am Anfang unseres Jahrhunderts eine bevorrechtete Stellung einnahm, hatte es er-

reicht, daß durch einen Hat vom Jahre 1830 verordnet wurde, daß mit Ausnahme der Festungsgarnisonen keine Moslim in Serbien wohnen sollten: die ansässigen Grundbesitzer sollten expropriirt werden. Aber diese Bestimmung war nicht ausgeführt worden, im Gegentheil, im Jahre 1833 erschien ein neuer Hat, der den Moslim den Aufenthalt in Serbien noch auf weitere fünf Jahre gestattete. Aus den fünf Jahren waren 27 geworden, und noch immer befanden sich die türkischen Kadis und Woiwoden auf serbischem Boden. Hiergegen vor allem remonstriren die Serben in jenem Memorandum, denn der Aufenthalt türkischer Behörden gebe zu fortwährenden Gewaltsamkeiten Anlaß.*) Das Zusammenleben der beiden, von Natur und rechtlich getrennten Bevölkerungen habe fortwährende Unzuträglichkeiten, selbst blutige Zusammenstöße zur Folge.

Die übrigen Forderungen, welche die Serben erhoben, beziehen sich mehr auf speciell serbische Verhältnisse und vermögen zur Klärung der orientalischen Frage wenig beizutragen. Wenn Erblichkeit der Dynastie der Obrenowitschen und Unabhängigkeit des Senats wie überhaupt der inneren Verwaltung Serbiens von der Pforte verlangt wird und später auch von dieser zugestanden worden ist, so sind das abnorme Verhältnisse, und kein Billigdenkender kann verlangen, daß die Pforte derartige Concessionen ihren sämmtlichen europäischen Provinzen mache; sie würde dann eben auf ihr Souveränetätsrecht überhaupt verzichten und für die Dauer nicht verhindern können, daß ihre Provinzen Serbien auf dem Wege zu völliger Souveränetät nachfolgen. Vielleicht wäre dies der kürzeste Weg zur Lösung der orientalischen Frage, der gerechteste aber sicher nicht. Für uns kommt es gerade auf die Frage an, ob eine Besserung der Lage der christlichen Bevölkerung unter Aufrechterhaltung der türkischen Souveränetät möglich ist. Daß die fast 10 Millionen christlicher Einwohner der europäischen Türkei als absolut unterworfene Rajah der $1\frac{1}{2}$ Millionen Osmanen gelten sollen, ist ein unerträglicher Zustand; eben so unbillig aber wäre es, von der Pforte zu verlangen, daß sie auf ihre Souveränetätsrechte überhaupt Verzicht leisten solle. Jeder Staat trägt die Berechtigung zu seiner Existenz in sich; sie selbst aufzugeben wäre frevelntlicher Leichtsinn, thörichte Verzweiflung. Sittliche Kraft und Energie sind die einzigen Bindemittel der Staaten. Daß die Pforte an diesen unbedingten Erfordernissen aller staatlichen Entwickelung seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts ein gut Theil verloren hat, wer wollte es leugnen? Daß sie aber doch noch nicht aller sittlichen Kräfte bar ist, hat am besten der mannhafte Widerstand gezeigt, den sie in unsern Tagen der russischen Uebermacht geleistet hat. Diese militärische Standhaftigkeit ist gegenwärtig das

*) Les cadis, voivodes et autres autorités musulmanes, exerçant leur juridiction hors des forteresses, violent ouvertement tous les Hatts Impériaux.

einzige Moment, welches den morschen Bau des türkischen Reiches noch zusammenhält. Sollte — was nicht unwahrscheinlich — auch dieses einst zu existiren aufhören, dann wird die türkische Reichsmaschine in sich selbst zusammenstürzen oder wenigstens den Boden europäischer Civilisation zu verlassen gezwungen sein. Wir Mitlebenden aber haben nicht die Zukunft ferner Jahrhunderte in Betracht zu ziehen, sondern die Mittel, welche der Gegenwart zu helfen geeignet sind. Die bisherigen Reformversuche sind an dem Widerstande der türkischen Unterthanen gescheitert, weil jene eine Verschmelzung von Elementen erstrebten, die einander von Natur entgegengesetzt sind. Wenden wir nun noch einmal unsern Blick auf die Vorschläge, welche der große deutsche Historiker in jenem Gutachten seinem Monarchen und durch ihn den übrigen europäischen Großmächten vorgelegt hat.

„Die christlichen Einwohner der Türkei müssen aufhören, Rajah, das ist Unterworfene der den Staat ausmachenden, allein berechtigten Bekenner des Islam zu sein, sie müssen Unterthanen der Pforte werden, ebenso wie die Osmanli selbst." Dies ist das Grundprincip, von welchem auszugehen ist. Als erstes Erforderniß hierzu stellte Ranke die Möglichkeit für die Christen, Grundbesitz zu erwerben, auf. Und in der That sind gerade dadurch, daß sich, oft im Gegensatz zum Sultan selbst, neben den altberechtigten Spahi noch mannigfache muhamedanische Abenteurer allen Grundbesitz, auch auf dem flachen Lande, angeeignet haben, die meisten Unzuträglichkeiten entstanden; daher das fortwährende Drängen der serbischen Bevölkerung nach Entfernung der Moslim von serbischem Boden, welches in jenem Memorandum vom 7. Mai 1860 seinen schärfsten Ausdruck gefunden hat. Dieselbe Forderung ist auch in Bosnien immer und immer wieder erhoben und dort wirklich erfüllt worden, weil die slawischen Einwohner dort bei den einsichtigen Türken selbst Unterstützung fanden. Der Wesir von Bosnien bewilligte: 1) daß kein Türke in den Bezirk kommen dürfe, selbst der Spahi nur einmal im Jahre zur Einziehung seiner Gebühr; 2) daß die Einwohner sich selber richten sollten.

Diese letztere Concession bildet, wie Ranke richtig ausführt, ein weiteres unentbehrliches Erforderniß für eine gedeihliche Weiterentwicklung; denn ein Moslim wird nie dahin gebracht werden können, Streitigkeiten zwischen einem Glaubensgenossen und einem Christen unparteiisch zu entscheiden. Die Verfassung vom 23. December 1876 hat dann wirklich Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz verfügt; aber wie trotzdem die Sclaverei in der Türkei noch heute existirt, so ist auch eine Gleichheit der Christen mit den Türken in der Ausführung keineswegs vorhanden. Für diesen Punkt aber gäbe es doch ein Muster, nach welchem man sich in Adrianopel und selbst in Constantinopel sehr wohl richten könnte. In Belgrad hatte man, lange bevor Serbien seine

Souveränetät errungen hatte, eingeführt, daß nicht gemischte Gerichte eingesetzt wurden, welche doch nie zur Anwendung kommen, sondern daß nach dem auch vom Fürsten Gortschakoff aufgestellten Princip der Trennung der verschiedenen Nationen und Religionen zwei Gerichte, ein türkisches und ein christliches, neben einander bestanden. Der Instanzenzug richtete sich nach der Person des Angeklagten: war dieser ein Türke, so ging die Sache an das türkische Gericht, war er ein Serbe, an das serbische. Hierdurch entstand eine Reciprocität der Rechtspflege, welche Ungerechtigkeiten und Gewaltsamkeiten auf beiden Seiten verhinderte.

Ueberhaupt ist bei der Lage der Dinge unter den drei in unserm vorigen Artikel angegebenen Wegen zu einer Erleichterung der Lage der christlichen Bevölkerung ohne Zweifel der vorzuziehen, der nicht eine Vermischung der Populationen, welche von Türken und Christen in gleichem Maße verabscheut wird, sondern eine Absonderung derselben erstrebt. Nur auf diesem Wege wäre z. B. eine Heranziehung der Christen zur allgemeinen Wehrpflicht möglich; sie müßten eben eigene Regimenter für sich unter eigenen Commandeuren bilden. Die Gefahr, die der Pforte durch eine solche bewaffnete Organisation der christlichen Bevölkerung erwachsen könnte, wird dadurch mehr als paralysirt, daß nur so das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit in den Populationen der verschiedenen Theile des türkischen Reiches entstehen könnte.

Als drittes dringendes Erforderniß bezeichnet Ranke, daß den Gewaltsamkeiten ein Ende gemacht werde, welche mit der Eintreibung der Abgaben durch türkische Behörden verbunden sind; diese müsse ganz den christlichen Obrigkeiten, den Ortsvorstehern oder Knesen, überlassen werden. Am besten würde das dadurch geschehen, daß man für jede Provinz eine fest normirte Steuersumme (Tribut) festsetzte, etwa wie es in Aegypten geschehen ist, und dann die Vertheilung und Eintreibung der Steuern im Einzelnen den Christen selbst überließe. Ohne Zweifel würde die Pforte selbst hierdurch finanzielle Vortheile erlangen, denn bei dem bisherigen Modus erhielt sie stets nur einen Theil der Steuern, ein anderer Theil verblieb in den Taschen der türkischen Paschas.

Ranke resümirt die Forderungen, die an die Pforte zu stellen wären, in den Worten: „Den christlichen Einwohnern der Türkei soll, wie die freie Ausübung ihrer Religion, so auch das Recht auf ihr Eigenthum gewährleistet sein; sie sollen Richter und Vorsteher von ihrer Religion und Nation haben."

Rechtlich sind diese Forderungen im wesentlichen durch die Verfassung vom 23. December 1876 erfüllt worden; ja diese Verfassung ist noch weit über dieselben hinausgegangen, indem sie die Befähigung aller Unterthanen der Pforte ohne Unterschied der Religionen zu allen Beamtenstellungen aussprach. Aber die Verleihung politischer Rechte hat so lange keine reale Grundlage und daher keinen Sinn, als die private Sicherheit der Christen nicht durch praktisch aus-

führbare Maßregeln gewährleistet ist. Was bedeuten Preßfreiheit, Petitions- und Versammlungsrecht, wenn das einfachste Recht jeder socialen Gestaltung, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, noch immer in Frage gestellt ist? Man würde Unrecht thun, wenn man den Zustand eines Volkes nach den hin und wieder auftauchenden Ausbrüchen einer gewaltsamen inneren Entzweiung allein beurtheilen wollte, gerade wie man dem Naturforscher mit Recht einen Vorwurf daraus machen würde, wenn er die in der Erde wirkenden Kräfte nur nach den vulcanischen Eruptionen, die Elektricität nur nach den verheerenden Wirkungen des Blitzes beurtheilen wollte. Aber bezeichnende Symptome der im Innern geheim wirkenden Kräfte sind und bleiben sie doch. Die Ermordung des deutschen und des französischen Consuls in Saloniki, am 6. Mai 1876, die fortwährend wieder aufflackernden Feindseligkeiten der Muhamedaner gegen die Christen in Syrien sind allerdings vereinzelte und vorübergehende Erscheinungen, aber doch ebensoviele Symptome des im Geheimen, aber um so intensiver wirkenden Hasses, der in den Gemüthern der Muhamedaner wuchert.

Aber es sind auch Symptome des zunehmenden Verfalles des türkischen Reiches überhaupt. Der Türke fühlt instinctiv, daß ihm die Christen intellectuell und moralisch überlegen sind. Mit dem fatalistischen Gleichmuth, der ihm wie kaum einer andern Nation eigen ist, spricht er es aus: Allah will es, daß wir arm und die Christen reich werden. Weil der Islam sich den Institutionen der fortgeschrittenen europäischen Civilisation nicht anzupassen vermag, geht er seinem unaufhaltsamen Ruin entgegen. Es ist sehr bezeichnend, „daß im Jahre 1854 die französische Einquartierung binnen wenigen Wochen in Reinigung, Beleuchtung und Sicherung der städtischen Straßen mehr leistete als die osmanische Polizei seit Menschengedenken".*) Ist es nicht eben das sicherste Zeichen der sittlichen und physischen Ohnmacht eines Staates, wenn er die Pflichten gegen seine eigenen Unterthanen, die Sorge für deren Sicherheit und Bequemlichkeit, die Förderung von Handel und Verkehr nicht mehr zu erfüllen vermag? Von militärischen Niederlagen kann sich ein Volk wieder erholen; davon hat das preußische Volk am Anfange unseres Jahrhunderts einen glänzenden Beweis geliefert. Innerer Verfall aber kann nur zu einer durchgreifenden Verbesserung von Grund aus oder zu völligem Ruin des Staatswesens selbst führen. Erstere hat sich bisher stets als unmöglich herausgestellt; ergreift man aber nicht bald die geeigneten Mittel zur Besserung, dann ist der Eintritt der zweiten Eventualität nur noch eine Frage der Zeit.

Die gesammten inneren Zustände der Türkei kranken an derselben inneren Unwahrheit wie das Verhältniß der Türken zu den Christen. Nach der durch

*) Vergl. die Einleitung zu dem Rankeschen Gutachten bei Sybel a. a. O. S. 411.

feste Verfassungsnormen eingesetzten Volksvertretung, die noch am ehesten die entgegengesetzten Intentionen zu vermitteln geeignet wäre, fragt kein Mensch, nachdem sie kaum ein Jahr nach der Verleihung der Verfassung auseinandergejagt worden ist. Das einzige, was für diesen Ausfall entschädigen könnte, wäre eine straff, aber wohlwollend gehandhabte Monarchie; aber auch diese ist wohl zu wünschen, aber nicht zu erreichen. Die Einrichtungen der Verwaltung selbst haben es bewirkt, daß der eigentliche Schwerpunkt der Regierung und Administration nicht im Sultan selbst, der viel zu sehr durch die Intriguen des Harems in Anspruch genommen wird, sondern in dem Großwesir, der neuerdings den modernen Namen Premierminister angenommen hat, dem Mufti, dem die authentische Interpretation aller Gesetze zusteht, und den Vorstehern der kleineren Verwaltungsdistricte, den Walis, liegt.

Einzelne wohlwollende türkische Beamte sind wohl im Stande, segensreich zu wirken, und in Bosnien beruhte die ganze Reform der Verwaltung auf den Bemühungen des Wesirs. Auch ist namentlich für das Schulwesen in letzter Zeit manches nicht Unwesentliche geleistet worden. Man unterscheidet drei Arten von Schulen: 1) die Elementarschulen, welche nach den gesetzlichen Vorschriften jedes Kind osmanischer Herkunft vom sechsten Lebensjahre an besuchen soll. Es wird hier außer den Elementen des Wissens, Lesen, Schreiben und Rechnen, auch Religion, Erdbeschreibung und türkische Grammatik gelehrt. Diese Schulen sind im Großen und Ganzen in keinem schlechten Zustande und in der That vielleicht geeignet, die sittlichen Schäden, an denen der Mechanismus des türkischen Staates in seinem Innern krankt, wenn nicht zu heben, so doch zu mildern. Daneben giebt es noch sogenannte Primärschulen, deren Besuch nicht obligatorisch ist, die sich jedoch jetzt schon einer regen Betheiligung seitens der osmanischen Bevölkerung erfreuen. Im Jahre 1874 zählte man ihrer bereits 386 mit 19356 Schülern. Hier wird außer den Lehrgegenständen der Elementarschulen auch Arabisch, Persisch, Arithmetik, Geometrie, Geschichte und Zeichnen gelehrt. 2) Die Secundärschalen oder Lyceen, die ungefähr unseren höheren Bürgerschulen, nach ihrem Lehrplane sogar unsern Realschulen oder Gymnasien entsprechen sollen. Doch stehen diese bisher in den meisten Städten nur auf dem Papier, thatsächlich existiren ihrer im ganzen türkischen Reiche nur drei. 3) Die höheren Schulen, auf denen die Ulemas, d. h. alle die, welche an der regierenden, administrativen oder lehrenden Thätigkeit des Staatslebens activ theilnehmen, ausgebildet werden. Dahin würde außer den Militär-, Marine- und sonstigen Fachschulen auch die freilich noch in ihren Rudimenten befindliche Universität gehören, von der als besonderes Institut die medicinische Anstalt abgetrennt ist. Unleugbar ist in diesen Schuleinrichtungen der Keim zu besseren Zuständen enthalten. Denn religiöse Duldung gegen die Christen, sittliche Energie

und Seelengröße können nur durch eine höhere, auf das Allgemeine gerichtete Bildung in die verwilderten Gemüther der Osmanen gebracht werden. Aber Vieles von den glückverheißenden Einrichtungen ist im Gewühl des letzten, furchtbaren Kampfes um die Existenz wieder zu Grunde gegangen, vor allem aber fehlt es zu einer durchgreifenden Fortführung der begonnenen Reformen an dem Nothwendigsten, an — Geld.

Der trostlose Zustand der türkischen Finanzen ist fast sprichwörtlich geworden. Und doch wird uns von Reisenden immer und immer wieder versichert, daß das Land, vernünftig und fleißig bewirthschaftet, die ergiebigsten Hilfsquellen darbiete. Hier zeigt sich die ganze furchtbare Consequenz der Abneigung des in fatalistischem Gleichmuthe dahinlebenden Osmanen gegen den Ackerbau; hier zeigt sich auch andrerseits, daß der Bauernstand auf den früheren Stufen der staatlichen Entwicklung die einzige haltbare Grundlage einer gesunden socialen Gestaltung ist. Sowie sich die occidentalische Civilisation dieser von ihren eigenen Bewohnern vernachlässigten Landstriche bemächtigen würde, würden sie, weit entfernt, ein Deficit in der Verwaltung zu ergeben, einen beträchtlichen Ueberschuß abwerfen. Freilich dürfen die Abgaben von den Bodenerzeugnissen nicht von türkischen Paschas eingetrieben werden, welche einen beliebigen Theil der Erträge an die Regierung abliefern, um das Uebrige für sich zu behalten; eine geordnete und controlirbare Verwaltung wäre auch hier die Grundbedingung eines gedeihlichen Zustandes. Statt dessen wies das türkische Budget schon in dem Voranschlage für 1875/76 einer Einnahme von 19175841 Pfund Sterling gegenüber eine Ausgabe von 23100348 Pfund Sterling auf; thatsächlich ist aber durch die ungeheuren Ausgaben, welche der Krieg gegen Rußland erforderte, das Deficit auf 17 Mill. Pfund Sterling gestiegen. Die Staatsanleihen hatten schon im Jahre 1876 die enorme Summe von 182981783 Pfund erreicht, welche jährlich nahe an 9 Mill. Pfund, d. h. fast die Hälfte des gesammten Einnahme-Etats, Zinsen erfordern. Dies hatte schon im October 1875 einen versteckten Staatsbankrott zur Folge gehabt, indem die Pforte erklärte, die Zinsen der Staatsschuld einstweilen auf die Hälfte herabsetzen, für die andere Hälfte aber neue verzinsbare Schuldobligationen ausstellen zu müssen.

So desperaten inneren Zuständen gegenüber bietet eigentlich momentan die einzige Gewähr für eine zeitweilige Fortexistenz der Türkei auf europäischem Boden die Armee, aus der doch noch nicht alle sittlichen Kräfte entwichen sind; für die Dauer aber wird auch sie nicht im Stande sein, dem einmal eingetretenen Verfall im Inneren Einhalt zu thun, zumal gerade in ihr die Elemente, welche jeder heilsamen Reform im Inneren widerstreben, bei weitem überwiegen.

Das Schauspiel, welches so Europa seit einem Jahrhundert an sich vorüber-

ziehen und seiner endgiltigen Entwicklung entgegengehen sieht, ist eines der lehrreichsten, welches die Weltgeschichte überhaupt bietet. Wenn irgend ein Ereigniß, so ist dieser allmähliche Zusammenbruch des türkischen Reiches ein leuchtender Beweis dafür, daß das endgiltig Entscheidende in der historischen Entwicklung der einzelnen Nationen wie der Menschheit überhaupt der sittliche Geist ist, der die Völker belebt. Nicht, weil die übrigen europäischen Mächte numerisch der Türkei überlegen sind, geht diese zu Grunde, sondern weil der osmanische Geist unfähig ist, sich den civilisatorischen Elementen des Occidents anzupassen. Die physischen Mittel, die Gaben der Natur, über welche die Türkei gebietet, sind ebenso groß, vielleicht größer als die der übrigen europäischen Staaten. Indem es aber der Islam verschmäht, sich die Resultate der europäischen Civilisation anzueignen, wird er unfähig, die Mittel, welche ihm die Natur darbietet, auszunutzen und für den Kampf ums Dasein zu verwerthen.

Zur Bekräftigung für diese trübe, aber unumstößliche Wahrheit fügen wir unsern Ausführungen die schönen und wahren Worte an, mit denen Ranke sein neuestes Werk schließt. „Das osmanische Reich," sagt er (S. 518 fg.), „ist von dem christlichen Wesen übermannt und nach allen Richtungen durchdrungen. Sagen wir: das christliche Wesen, so verstehen wir darunter freilich nicht ausschließend die Religion; auch mit den Worten: Cultur, Civilisation würde man es nur unvollkommen bezeichnen. Es ist der Genius des Occidents. Es ist der Geist, der die Völker zu geordneten Armeen umschafft, der die Straßen zieht, die Canäle gräbt, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigenthum verwandelt, die entfernten Continente mit Colonien erfüllt, der die Tiefen der Natur mit exacter Forschung ergründet und alle Gebiete des Wissens eingenommen hat und sie mit immer frischer Arbeit erneuert, ohne darum die ewige Wahrheit aus den Augen zu verlieren, die unter den Menschen trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Leidenschaften Ordnung und Gesetz handhabt. In ungeheurem Fortschritt sehen wir diesen Geist begriffen. Er hat Amerika den rohen Kräften der Natur und unbildsamen Nationen abgewonnen und durchaus umgewandelt; auf verschiedenen Wegen dringt er in das entfernteste Asien vor, und kaum China verschließt sich ihm noch; er umspannt Afrika an allen Küsten; unaufhaltsam, vielgestaltig, unnahbar, mit Waffen und Wissenschaft unwiderstehlich ausgerüstet, bemeistert er die Welt. In den letzten Jahrzehnten ist er in das osmanische Reich gewaltig vorgedrungen. In Griechenland und in Serbien, in Aegypten und Constantinopel, hat er sich seine Organe erschaffen." Und weiter: „Der Geist des muhamedanischen Staates ist an sich selber irre geworden; seine Farbe verbleicht; die Geister des Occidents überwältigen ihn. Was auch geschehen möge, so dürfen wir wohl auf dem Standpunkte der historischen Betrachtung mit Sicherheit aussprechen, daß dies große Ereigniß nicht wieder rückgängig

gemacht werden kann; unter den tausendfach auseinandergehenden Bestrebungen der Menschen wird es sich auf die eine oder die andre Weise in unabänderlichem Gange vollziehen."

Krause.

Nach seinen Briefen.

Von A. Prockſch.

2.

Die ersten Jahre von Krauses Dresdener Aufenthalt sind für sein ferneres Leben von entscheidender Wichtigkeit geworden. Der Gedanke, der ihn fortan in erster Linie beschäftigte, war die Idee des „Menschheitbundes". Am 22. März 1808 wurde sie in ihm zur wissenschaftlichen Gewißheit, und von diesem Tage an begann er für sich eine neue Zeitrechnung. Von verschiedenen Seiten aus, sagt Hohlfeld (S. 36), vom Staate, vom Wissenschaft- und vom Kunstbunde aus war Krause zu der Ahnung eines Vereines gelangt, welcher das ganze Leben, nicht bloß einzelne Seiten desselben, und alle Menschen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes, des Berufsstandes, der Staatsangehörigkeit, des Volksthums, der Confession 2c. umfassen sollte. Seine Bescheidenheit führte ihn zu der Vermuthung, daß er diesen Gedanken wohl nicht zuerst gehabt haben könne, ja daß vielleicht ein solcher Verein, mindestens im Keime, bereits vorhanden sei. Den Keim zu einem solchen Bunde glaubte er in der Freimaurerbrüderschaft zu finden. Ehe wir aber eingehender hierüber sprechen, erwähnen wir noch, daß Krause im Zusammenhange mit dieser Idee des Menschheitbundes eine praktische Verwirklichung desselben oder doch den Ansatz dazu durch Napoleon hoffte. Am 16. December 1807 schrieb er hierüber — in demselben Briefe, in welchem er dem Vater mittheilt, daß er den Meistergrad in der Freimaurerbrüderschaft erlangt habe —: „Ich schrieb Ihnen, daß ich eine politische Schrift ausarbeite, die ich anonym herausgeben will; sie heißt: ‚Der Weltstaat durch Napoleon.'" Wahrscheinlich um sich die Autorschaft zu wahren, ließ er sich am 21. December folgendes merkwürdige Attest von seinem Freunde Moßdorf ausstellen: „Auf Verlangen des Herrn Dr. Krause wird hiermit attestirt: 1) daß mir derselbe am heutigen Tage ein Manuscript von seiner Hand unter dem Titel ‚Der Weltstaat durch Napoleon' vorgezeiget hat, bey dessen Durchsicht mir bemerklich geworden, daß der Verfasser die jetzigen Staatsveränderungen als

den Anfang der Vereinigung aller Völker der Erde in Einen großen Staat darstellen will, welche Vereinigung sich von und durch Europa über Asien und Africa nach America erstrecken soll; und 2) daß der Verfasser ein Concilium oecumenicum durch Napoleon veranstaltet, als das einzig rechtmäßige, urchristliche Mittel betrachtet, ein Concordat aller christlichen Parteyen zu Stande zu bringen; endlich 3) daß der Verfasser Europa, Asien und Africa als ein Ganzes Asien aber als Mutterland und die südasiatischen Völker und Länder als wesentlichste und vornehmste Theile dieses Weltstaates ansieht." Die Schrift kam auch in den Druck; aber unter der Feder erweiterte sich der Plan derart, daß der Buchhändler Arnold das auf drei Bände berechnete Werk, obgleich der Anfang davon gedruckt war, schließlich nicht verlegen wollte. Da aber das bereits Gedruckte eine ideale Zeichnung der Menschheit im allgemeinen enthielt, so ließ sich dieser Theil zu einem kleineren Ganzen abrunden, welches 1811 unter dem Titel erschien: „Das Urbild der Menschheit als Eines geselligen Ganzen. Ein Versuch. Gebildeten Lesern, vorzüglich Freimaurern gewidmet." Es ist die populärste Schrift von Krause.

Ungleich entscheidender aber wurde seine Verbindung mit der Freimaurerbrüderschaft. Er hatte sich früher ablehnend zu derselben verhalten; als er 1803 sein Naturrecht einem Gönner und Freunde seines Vaters, dem Secretair (später Rath) Schneider übersandte, erbot sich dieser, falls Krause im zweiten Theile desselben etwas über geheime Gesellschaften sagen wollte, ihm seine Ansicht von der reinen Maurerei und ihrem Verhältnisse zum Staate mitzutheilen. Dies geschah denn auch, wie es nach einem Briefe vom 30. April 1803 scheint, in einem ausführlichen Aufsatze; in diesem Briefe erwähnt Schneider noch Folgendes: „Vielleicht wissen Sie nicht, daß alle Studentenorden aus der Freimaurerei und namentlich in Jena entstanden sind. Bis 1764 war nämlich eine Loge (zu den drei Rosen, gestiftet durch Davies) in Jena. 1764 trat ein gewisser Betrüger (Johnson a Fünen) in Jena auf und machte, ehe er entlarvt wurde, viel Aufsehen. Die Studenten wurden Freimaurer. Wegen jenes Betrügers aber wurde die Loge von Jena nach Weimar verlegt und die Studenten erfanden sich nun selbst Ordensverbindungen." Ueber das Wesen der Freimaurer selbst äußerte sich Schneider in dem Briefe vom 20. Mai desselben Jahres folgendermaßen:

Sie kann in kosmopolitischer Hinsicht als ein Institut für die ganze Menschheit, in scientifischer Hinsicht als ein Gegenstand der Erkenntniß, und in praktischer Hinsicht als eine Kunst betrachtet werden. Als Institut betrachtet, ist sie eine gesellschaftliche Verfassung, die nach ihrer eignen, der Kunde ihrer Mitglieder allein vorbehaltenen Methode dem Menschen diejenige intellectuelle, moralische und ästhetische Bildung zu ertheilen sucht, durch welche die Vereinigung

der Cultur zur Humanität vollendet wird. In scientifischer Hinsicht begreift sie das Symbol, die Hieroglyphen und Gebräuche, die der Gesellschaft eigen sind, um dadurch die erhabenen Lehren, deren Verbreitung sie sich zunächst angelegen sein läßt, zu versinnlichen und eindringlich zu machen. Als Kunst ist sie zunächst: die Fertigkeit, das Symbol, die Hieroglyphen und Gebräuche der Grundverfassung gemäß anzuwenden (Endzweck der Logen). Höher und edler aber ist die Bedeutung: Fertigkeit, die erhabenen Grundlehren der FM. in das praktische Leben überzutragen, unverrückt vor Augen zu haben und zu befolgen.

Der Zweck liegt schon im Begriff und ist allgemein kein andrer, als durch Humanität das Wohl unserer selbst nicht nur, sondern auch anderer Mitmenschen, so viel wir können, zu befördern. Diese Tendenz allein würde jedoch die FM. noch nicht im eigentlichen Sinne charakterisiren, weil es auch andere Institute giebt, die im Allgemeinen dieselbe Tendenz haben und doch nicht FM. sind; und deswegen wurde im Begriffe mit darauf hingewiesen, daß nur die Art, wie sie den Zweck zu erreichen sucht, es sey, was ihre Individualität bestimmt und den Unterschied von andern Humanitätsanstalten ausmacht. ... Die Geheimnisse der FM. haben mit den eleusinischen Geheimnissen nichts gemein; aus dem Pythagoräischen Bunde aber dürfte sich vielleicht Manches, was sich davon bis ins 10. Jahrhundert (wo die FM. in Britannien entsprang) und ins 12., 13. Jahrhundert (wo sie ihre erste rohe Ausbildung bekam) erhalten hatte, herleiten lassen. ... Der Ursprung der Jenaischen Studentenorden hat sicher den Ursprung, den ich Ihnen angegeben habe. Freylich aber sind sie ... völlig ausgeartete wilde Orden mit Hineintragung der Duellsucht geworden ... Wenn alle edle Musensöhne mehr Gelegenheit hätten FM. zu werden, ... so würden die Studentenverbindungen immer weniger Mitglieder finden und die Duelle merklich nachlassen, wo nicht endlich ganz aufhören. Es versteht sich aber freylich, daß die Leitung immer richtig seyn und nur echte, keine Systemmaurerey (denn leider! ist auch die FM. selbst in verschiedene Systeme ausgeartet) ergriffen werden müsse."

Inzwischen verging ein Jahr; am 24. Juni 1804 aber meldete sich Krause bei Schneider zur Aufnahme in die Altenburger, damals wie heute besonders angesehene Loge „Archimedes zu den drei Reißbretern", in welche er am 10. August durch Ballotage aufgenommen wurde; zugleich war ihm die außerordentliche Ehre zugedacht, alle drei Grade auf einmal zu erlangen, wenn er zu seiner Aufnahme persönlich erscheinen würde; doch verschob sich die dazu nöthige Reise längere Zeit, und so erlangte er den Meistergrad erst Ende 1807 in Dresden, wo er der Loge „zu den drei Schwertern und wahren Freunden" affiliirt worden war.

Daß für Krause der Grund, dem Freimaurerbunde beizutreten, nicht ein äußerlicher war, sondern lediglich darin zu suchen ist, daß er in ihm den Anfang zu seinem Menschheitbunde zu finden glaubte, ist unzweifelhaft; es geht u. a.

auch aus einem Briefe an seinen Vater hervor. Nachdem er nämlich im Frühjahr 1808, jedenfalls nicht bevor er die Idee seines Menschheitbundes gefaßt (22. März 1808), bei einem Besuche in Nobiz seinem Vater seine Ideen entwickelt hatte, schrieb er ihm am 15. October:

„... Ich habe Ihnen, bei meinem letzten Dortsein, glaub' ich, eröffnet, welche Idee ich von der Freimaurerei gefaßt habe; daß ich glaube, es werde aus ihr ein allgemeiner Verein aller Menschen als Menschen hervorgehen, so wesentlich und beseligend, als Kirche und Staat. Diese Idee hat sich mir bewährt; ich habe unablässig seitdem geforscht, besonders dem Studium der Geschichte der Brüderschaft täglich 2—4 Stunden gewidmet, und es ist mir hieraus ein Werk entstanden, dessen Plan ganz durchgeführt und dessen Ausführung bis zur 200. Seite zum Drucke fertig vor mir liegt. Es führt den Titel: Unverdächtiger Bericht über das Wesen und die Bestimmung der Freimaurerei und der Freimaurerbrüderschaft und über ihr Verhältniß zum Staate, zur Kirche und zur ganzen menschlichen Bestimmung, erstattet an den Orient der großen Loge der Menschheit und allen guten Menschen gewidmet von einem treuen Freimaurer."

Bald traten seine Studien über den Freimaurerbund immer mehr in den Vordergrund; auch der Plan der Schrift, von der er seinem Vater geschrieben, erweiterte sich. Es ist aber von Interesse, Krause selbst über den Erfolg dieser Schrift sowie des in derselben Zeit ausgearbeiteten „Katechismus für Freimaurer" und der etwas später erschienenen Freimaurerreden zu hören. Er schrieb darüber am 1. Februar 1809 an seinen Vater:

„... Meine freimaurerischen Schriften nahen sich der Vollendung; der Katechismus ist 200 Seiten stark geworden; auch will ich meine drei letzten Reden drucken lassen. Es ist mir freudig und zugleich wehmüthig ums Herz, wenn ich an diese Arbeiten denke. Denn Dank ist nicht zu erwarten, weder vom Publicum, noch von den Freimaurern, im Gegentheil Undank, schiefe Urtheile und wenig Billigung. Das Wesen meiner Denkart strebt gegen alle Einseitigkeiten und gegen alle Gebrechen unserer Zeit an; wie könnte ich erwarten, dafür belohnt zu werden! Ich scheine, so viel wird mir täglich klarer, nicht bestimmt zu sein, ein äußerlich glückliches und freudenreiches Leben zu leben; ich bin völlig darein ergeben, wenn ich nur, so lange ich lebe, meine Kinder menschlich erziehen, ihre Gesundheit retten und sie und mein Weib glücklich durch dies Leben bringen könnte. Ich will arbeiten, so wie ich kann, und so wie ich soll, ohne dafür etwas zu hoffen."

Kürzer, treffender und — ergreifender kann niemand Krauses Leben und Wirken schildern; wie es ihm in ahnungsvoller Hoffnungslosigkeit zu kommen schien, so ist es wirklich geworden!

Bei der Universalität seiner Ziele dachte Krause auch an einen größeren

Wirkungskreis; er wollte statt Dresden Paris zum Wohnsitz nehmen. Bereits im November 1806 theilte er diesen Plan seinem Vater mit, der ihm freilich sofort die unübersteiglichen Schwierigkeiten vorstellte, die es haben würde, ohne alle Mittel oder Aussichten auf solche mit Frau und vier Kindern in eine wildfremde Stadt zu ziehen; aber nicht gleich gab Krause den Plan auf. Er hoffte, sich Johannes v. Müller zu empfehlen und durch diesen sein Ziel zu erreichen; dann wieder wollte er mit einem Freunde, Namens Seidel, der bis dahin Erzieher in Moskau gewesen war, gemeinschaftlich in Paris ein Erziehungsinstitut gründen. „Mehrere fürstliche und reiche russische Familien," schrieb er am 16. December 1807 an seinen Vater, „haben Seidel schon ihre Kinder versprochen, er kennt den russischen Gesandten Tolstoy in Paris persönlich, er wird den Plan des Instituts, den wir in den nächsten Wochen zusammen entwerfen werden, sowohl dem Kaiser von Rußland als auch Napoleon vorlegen lassen, wozu ihm die rechten Kanäle offen stehen; er hat endlich Weltkenntniß und Betriebsamkeit genug, um seine Absicht durchzusetzen." Alle diese Pläne kamen nicht zur Ausführung. Auch in Dresden selbst eine Anstellung in der Nähe des Hofes zu erlangen, wozu sich Krause mit Unterstützung des Generals Forell, dessen Sohn er unterrichtete, Hoffnung machte, gelang ihm nicht, weil der katholische Hof Katholiken begünstigte. Da man aber wußte, daß er hier anzukommen suchte, und da man ihn häufig in der katholischen Kirche sah, wohin ihn freilich nicht die Religion, am allerwenigsten die Confession, sondern die Kunst zog, da er endlich auch in Forells Hause oft mit Katholiken zusammentraf, ohne indeß von ihrer Confession bestimmt zu werden, so bildete sich von ihm, der über allen confessionellen Unterschieden stand, das Gerücht, er sei katholisch geworden. Dieses Gerücht drang auch nach Altenburg; welchen Eindruck es auf den lutherischgesinnten Vater machte, zeigt folgender Brief desselben, den er am 16. October 1808 an seinen Sohn schrieb:

„Daß Du nun seit über ein Vierteljahr nicht eine Silbe an uns geschrieben hat uns außerordentlich befremdet. Ernestine [Krauses einzige Schwester] und die Mama ... sagten immer: er ist doch wol krank, oder es ist sonst etwas Unglückliches ihm begegnet, daß er nicht einmal eine Zeile schreibt.... Ich sagte ihnen, daß Du bis zur Messe voller Arbeit sein würdest ..; aber es wurde geantwortet: zu einem Briefe an uns braucht er eine Viertelstunde Zeit — — es muß etwas ganz andres zu Grunde liegen, wir sind sehr in Sorgen, u. s. w. So sehr mich auch schon diese Aeußerungen beunruhigten und selbst mit Sorgen erfüllten, so suchte ich beide zu beruhigen. Auch wurde ich vor 6—8 Wochen durch einige furchtbare Träume von Dir erschreckt, wo ich Dich 2mal in der größten Lebensgefahr sahe, aus der Du menschlichem Anscheine nach nicht gerettet werden konntest; ich wurde darüber wach und erfuhr nicht, ob Du noch gerettet worden. — — Ich verschwieg aber diese

Träume, um nicht noch mehr Anlaß zu Unruhe zu geben. Vorgestern ging ich nach Altenburg, um den Kaiser Alexander zu sehen, der durchreisen sollte, aber nicht kam; und da erfuhr ich durch einen Freund im Vertrauen, von Dir gehe die Sage, Du habest Dich zur katholischen Kirche bekannt. Diese Worte gingen mir durchs Herz und ich war wie vom Schlage betroffen; mein ganzer Körper zitterte, und als ich aufstand, war ich wie gelähmt. Ich äußerte, das könnte ich Dir nicht zutrauen, daß Du so schlecht handeln und Dich selbst und Deinen Vater, Mutter und Schwester so schänden und entehren könntest, ich kennte Dich zu gut. Es wurde mir aber gesagt, daß es mehrere, die von Dresden zurückgekommen, für gewiß gesagt, und selbst die Brüder der Freimaurerloge sprächen mit Bedauern davon. ... Mein Herz war so voll Kummer, daß ich ohne Aufenthalt nach Hause eilte. ... Ich suchte meinen Kummer zu Hause zu verhehlen, aber man sahe mir es gleich beim Eintritt in die Stube an und fragte, was mir wiederfahren wäre? Ich verschwieg es, und verwies sie zur Geduld bis auf den rechten Zeitpunkt. Ich wußte mir keinen Trost, als darinne zu geben, daß es blose Sage sein könnte, die blos von Verleumdern herrühre, die Dich in der katholischen Kirche öfters gesehen haben möchten, und daß ich Dir so eine Schlechtheit und Bubenstück gar nicht zutraue und von Dir erwartete, daß Du Deinen redlichen Vater, der alles gern für Dich aufgeopfert hat, durch so etwas bis zum Grabe kränken und Deine Mutter und Schwester, die es auch so gut mit Dir meinen, betrüben und eine so große Schande auf mich und sie bringen würdest, zumal da Du, wenn Du diesen verfluchungswürdigen Schritt thun würdest, wider alle innere Ueberzeugung handeln und also Deinen Charakter auch als moralischer Philosoph ganz verleugnen und beflecken würdest, wenn Du, um Dein zeitliches Glück dadurch zu gründen, das doch ungewiß wäre, Deinen Geist auf immer mit den bittersten und nagendsten Vorwürfen beschweren und Dich bei der ganzen protestantischen und philosophischen Welt verabscheuungswürdig machen wolltest. ..... Ich beschwöre Dich nun als Vater bei dem Gotte, den Du glaubest, bei Deinem Gewissen, welches sich in Dir reget, und bei den Banden, womit uns die Natur und Religion verbunden, die Dir doch auch heilig sein werden, daß Du mir mit erstem Postgange schreibest und wie ich wünsche, diese Sage wiederlegest und die Verläumder dann durch eine öffentliche Annonce an den Pranger stellst. Nur dies wird mich beruhigen, und so lange will ich auch meinen Kummer allein tragen ... Gelte ich Dir noch etwas und ist Dir Deine eigne Gemüthsruhe theuer, so stürze Dich nicht in jenes Labyrinth von unseligen Gefahren. Bedenke, daß Du Gott und Menschen lügen und Deinen Charakter beflecken würdest, wenn Du jenen Schritt thun wolltest."

Man hört es namentlich aus dem Schlusse des Briefes heraus, daß der Vater nicht sowohl glaubte, daß der für ihn so entsetzliche Schritt schon geschehen sei, daß er aber doch fürchtete, sein Sohn, dessen freie Richtung seiner streng religiösen Gesinnung schon oft Anlaß zu Klagen gegeben hatte, könnte sich doch vielleicht zu einem Schritte hinreißen lassen, der ihm weit grauenvoller schien

als der zeitliche Tod. Er hatte aber recht, wenn er den Trägern jenes Gerüchtes gesagt hatte, er kenne seinen Sohn zu gut, um ihm ein solches Bubenstück zuzutrauen. Alsbald antwortete denn auch Krause:

„Ich eile Ihren letzten Brief zu beantworten, der mich innig betrübt hat, da er das zerrüttete Gemüth eines liebenden Vaters darstellt, aber auch erfreut, da er wahre Liebe zu mir, einen festen ehrwürdigen Charakter und wahre Religiosität ausspricht. Wohl mir und Ihnen, daß ich ihn auf eine erfreuliche Art beantworten kann! Ich habe zwar viel äußere Noth gelitten und leide sie eben jetzt, aber das kann ich mit einem Stolze, der einem schwachen Menschen verzeihlich ist, wohl sagen: diese Noth hat mich nie, auch nicht zur kleinsten moralischen Schlechtigkeit verleitet; sie mag andauern, so lange sie will, und reden wie sie will, meine Menschenwürde, meinen Glauben an Gott und das Göttliche im Menschen wird sie nie erschüttern, so lange mich Gott nicht verläßt und ich bei gesundem Verstande bin. Es ist mir nie eingefallen, die katholische Kirchenpartei zu ergreifen; ich brauche, Gott sei Dank! keinen menschlichen Vormund in Sachen der Religion, und erkenne, was die religiöse Freiheit betrifft, weder die katholische noch irgend eine Kirchenpartei als meinen Richter an. Ich denke und lebe im rein evangelischen Geiste Jesu Christi, verehre und achte das religiöse Streben aller kirchlichen Partheien und bin der Ueberzeugung, daß sie, als Secten, insgesammt untergehen müssen, und daß der ganzen christlichen Kirche eine große, heilbringende Reform oder vielmehr Palingenesie, bevorsteht. Ich ehre in Luther, Calvin, Melanchthon und andern religiösen Männern gerade diesen evangelischen Geist, sowie in jedem meiner Zeitgenossen, wo ich ihn finde. Wenn Sie mein Innerstes so genau kännten, als ich es wünschte, so würden Sie einsehen, wie unverwundbar ich gegen allen Sectengeist, besonders den religiösen, als den unsinnigsten und abscheulichsten von allen, bin. Mein äußeres Schicksal wende sich, wie und wohin es wolle, ich werde dereinst gewiß als freier, achtungswürdiger Mensch, voll frohen Hoffnungen auf Gott sterben, auf den ich einzig mein Vertrauen setze.

Die Vorsehung hat gewollt, daß ich Ihnen zeither, was man gewöhnlich so nennt, wenig Freude habe machen können! Aber bedenken Sie, daß dieß nicht in der Macht des Menschen steht! Kännten Sie mich genau, so würden Sie auf mich ebenso stolz sein, als ich es auf Sie bin. Ich bin Mensch, habe noch Fehler, wie andre, aber ich bin an Geist und Herzen gesund, und habe Vieles überwunden, was dem Menschen zu überwinden, in unserer Zeit, so schwer fällt, und wenn Gott hilft, hoffe ich auch noch besser zu werden, und der Menschheit bleibende Denkmale meines Daseins zu hinterlassen."

Die Schwermuth, die sich, wie schon 1805, auch in diesen und den oben angeführten Worten über seine freimaurerischen Schriften wieder bemerkbar macht, und die auch später zu Zeiten erneut hervortritt, bekümmerte den Vater tief, und er hörte nicht auf, alles, was ihm in der Handlungsweise des Sohnes

unpraktisch erschien, herauszuheben und ihm Rathschläge zu geben, die freilich für diesen meist unannehmbar waren. Bald aber verschwand die Verstimmung, als er sich mit dem ihm eigenen Eifer auf die Ausarbeitung seines freimaurerischen Hauptwerkes warf, das unter dem Namen „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" erscheinen sollte. Mit Beginn des Jahres 1809 trat er wieder in den lebendigsten Verkehr mit Schneider in Altenburg, der im wesentlichen der Freimaurerei und ihren Urkunden gegenüber dieselbe Stellung eingenommen zu haben scheint wie Krause. Der sehr ausführliche Briefwechsel zwischen beiden Männern läßt Schneider als einen sehr genauen Kenner der maurerischen Urkunden, als einen etwas bedächtigen, aber selbständigen und unabhängig denkenden Mann erscheinen, der z. B. kein Bedenken hatte, den Inhalt der erwähnten Schrift mit einer Ausnahme auch Nichtmaurern mitzutheilen, während Krause sie nur für Maurer bestimmte. Auch mit dem Hofprediger Reinhard, dem er schon als Knabe in Donndorf begegnet war, und der als Censor natürlich großen Einfluß besaß, hatte er eine interessante Unterredung über sein Unternehmen; nach seiner Mittheilung aus dem Februar 1809 billigte derselbe Krauses Vorhaben durchaus. Das Werk selbst gehört zu den mühseligsten, die man sich vorstellen kann, und Kenner versichern, daß es einen bewunderungswürdigen Scharfsinn verrathe, der, obwohl die Echtheit der von Krause behandelten drei ältesten Kunsturkunden mehr als zweifelhaft sei, doch keineswegs als unfruchtbar erscheine.

Die Arbeit beschäftigte ihn das ganze Jahr 1809 fast ausschließlich; erst am 22. September war das Manuscript fertig. Dem Werke wurde eine, von Moßdorf und Krause gemeinsam verfaßte, einen Bogen starke Ankündigung unter des ersteren Namen durch die Loge „zu den drei Schwertern", der beide angehörten, an alle Logen versendet. Alsbald brach eine große Bewegung in der Logenwelt aus, und ehe man noch das vorbereitete Buch selbst zu Gesicht bekommen hatte, gingen nicht nur Privatschreiben, auch anonym, bei Krause ein, sondern die Logen „zur goldnen Mauer" in Bautzen, „zur gekrönten Schlange" in Görlitz und die große Provinzialloge von Niedersachsen in Hamburg legten feierlichen Protest gegen die Veröffentlichung des Werkes bei der Dresdner Loge Krauses ein. Als die Angelegenheit am 10. Januar 1810 in einer Meisterconferenz zur Verhandlung und die Schreiben der genannten drei Logen zur Verlesung kamen, drückten verschiedene Anwesende ihr Befremden und ihren Unwillen über die in denselben enthaltenen Anmaßungen aus, und es ward einmüthig beschlossen, die geschehenen Anträge auf eine der Würde der Loge angemessene Art abzuweisen, dem Antwortschreiben aber die schriftliche Erklärung, welche Krause mit dem Bemerken, daß er von seinem in besagtem Logenschreiben gemißbilligten Vorhaben weder abstehen wolle noch könne, zu Protokoll

zu geben versprach, beizufügen. In diesem Sinne ergingen die für Krause sehr ehrenvollen Antwortschreiben.

Inzwischen konnte es nicht fehlen, daß sich auch abweichende Ansichten in der Dresdner Loge geltend machten, und als sechs hochgestellte Mitglieder derselben darauf antrugen, daß Krause und Moßdorf aus der Loge zu entfernen seien, wurde beschlossen, ein Comité zu wählen, welches eine Prüfung der demnächst erscheinenden Schrift vorzunehmen habe. Allein die entschiedene Stellung Krauses, welcher bei der ganzen Angelegenheit immer nur seinen eignen Willen mit unbeugsamer Festigkeit befolgt und schließlich sogar das Verlangen der Loge, das Buch zur Beruhigung ihrer Mitglieder einem Comité zur Prüfung vorzulegen, abgelehnt, dagegen das Buch nachher ohne weitere Anfrage an die Subscribenten vertheilt hatte, steigerte die Aufregung, und obwohl alle, die das Werk gelesen hatten, erklärten, daß sie nichts in demselben gefunden hätten, was für eine Verletzung der maurerischen Verschwiegenheit und somit für strafbar zu halten sei, kam es doch schließlich am 17. December 1810 in einer Meistersitzung zu dem wunderlich stilisirten Mehrheitsbeschlusse: „daß die Brüder Krause und Moßdorf, ohne Rücksicht auf irgend einen Antrag, wegen einer angekündigten, aber noch Niemand bekannten Schrift von der Loge auszuschließen, sondern nur erst nach genauer Prüfung sothanen Buches wegen einiger in demselben aufgestellten Meinungen und Grundsätze auf unbestimmte Zeit aus der Loge ... zu entfernen seien.“ Dieser Beschluß sollte also nicht als von den vorstellig gewordenen andern Logen veranlaßt, sondern als aus der eignen Initiative der Dresdner Loge hervorgegangen erscheinen.

Es steht Nichtmaurern nicht zu, über diesen Beschluß abzusprechen; auch persönliche Freunde waren, nicht sowohl in der Sache, als in der Form, um die es sich, zwar nicht ausschließlich, aber doch in erster Linie handelte, gegen Krause. So schrieb kurze Zeit nach Krauses Ausstoßung, als der ganze Heerbann der conservativen, Krause feindlichen Freimaurer über denselben herfiel, sein Freund Graf Geßler, eine treue, aufrichtige, aber praktische, realistische Natur, folgenden drastischen Brief an ihn:

„... Bei von der B. habe ich mit Verwunderung gehört, daß auch dieser schreit, ohne sagen zu können: worüber. Ich bitte Sie dringend, geben Sie Sich mit dieser Heerde Dummköpfe nicht mehr ab. Es hat ja von allen diesen armseligen Burschen nicht einer eine deutliche Idee im Kopfe, und was ein bischen gescheut ist, geht so bald heraus. Es kann mir wurmen, wenn ich sehe, mit was für schofelm Volk Sie Sich herumzanken und vorwerfen lassen müssen, Sie hätten meineidig ihre Geheimnisse entweiht und bekannt gemacht. Von Gassenködern todtgebissen zu werden, ist doch wahrlich ein erbärmlicher Tod. Es lacht Gottlob über die Geheimnisse der Maurerei jeder, aber desto weniger wird man es Ihnen verzeihen, daß Sie

solches plattes Zeug nicht geheim gehalten haben, da Sie es einmal zu thun versprochen hatten. Denn Sie mögen machen und singen und sagen, was Sie wollen, dieß werden alle Langohre yaen von einem Ende Deutschlands zum andern. — Ich weiß nicht, macht mich das Wetter hypochondrisch oder ists sonst etwas: ich verwünsche aus Freundschaft und Anhänglichkeit für Sie Ihre ganze maurerische Fehde zu allen Teufeln. Sie konnten in diesen Tempel der Dummheit einen Lichtstrahl fallen lassen, aber das mußte anders angefangen werden, ohne daß Sie compromittirt wurden. Ihre Freunde mögen zum Theil excellente Leute sein, aber sie haben Sie aus Unverstand in schlimme Händel verwickelt. Recht zu haben ist keine Kunst, aber recht schwer ist es oft, den Schein des Rechts nicht wider sich zu haben. Ihr polternder Herr Moßdorf ist gerade der Mann, um Sie in den Verdacht einer Uebereilung zu bringen. Folgen Sie meinem Rathe wenigstens darin: suchen Sie Sich mit Schröter zu verständigen; mißlingt Ihnen das, oder sind Sie verreist, wenn Schröter hier ist, so weiß ich nicht, was daraus werden wird. Sie haben in ein Wespennest gestört, das Ihnen die Nase zerstechen und sich nun anderwärts anbauen wird. Denn so lange die Welt stehen wird, möchte es wol immer nicht lauter Bienen, sondern Hummeln, Hornissen, Wespen u. s. w. in Menge geben; es ist ja die Ordnung der Natur. Leben Sie recht wohl Ihr Freund Alethophilus."

Wohl hatte er Recht, der aufrichtige Freund, der in so unverblümter Weise die Menschen zeichnete, wie sie sind, und so entschieden betonte, daß die niederen und mittelmäßigen Geister den Ton angeben. Aber so wehmüthig es uns berührt, daß dem großen Wahrheitsucher nichts beschieden war für sein Streben, als von denen, für welche er arbeitete, verkannt und — er, der besser war als sie alle — grausamer als ein Bösewicht verfolgt und fast zu Tode gehetzt zu werden, so ist es doch eine Genugthuung und ein Trost für ideale Naturen, daß die Nachfahren seiner Verfolger ihn rehabilitirt und sein Andenken gesegnet haben. Wenn sie die größten und thätigsten ihrer einstigen Bundesbrüder aufzählen, so nennen sie mit an erster Stelle den Namen Krause, und sie thun recht daran.

In wesentlicher Uebereinstimmung mit Graf Geßler schrieb um dieselbe Zeit ein Freimaurer Götze aus Leipzig an Krause:

„Sie haben Sich viele Feinde durch die Herausgabe der drei ältesten Kunsturkunden unter den Logenmaurern zugezogen und auch manchen trefflichen und redlich gesinnten Bruder wider sich eingenommen; damit haben Sie nun der Ausbreitung und Verwirklichung Ihrer Ideen wesentlichen Abbruch gethan. Warum beunruhigten Sie die Logennester? worin noch Niemand Honig fand, aber selten einer, der sie störte, ungestochen davon kam. Warum machten Sie Gebräuche bekannt, die schon so oft gedruckt sind, und ladeten den Vorwurf des Verraths auf sich? Es

ist schade, daß Sie gerade diesen Weg einschlugen, um Ihrer Idee Eingang zu verschaffen, da Sie ihr dadurch Selbst gewissermaßen Hindernisse bauten."

Moßdorf schrieb 1811 eine Vertheidigung, zunächst für sich; als er dieselbe im December desselben Jahres dem Censor Oberhofprediger Reinhard übersandte, antwortete ihm dieser: „.... Zwar kann ich als Ungeweiheter, mich auf keine Weise erkühnen, über eine Angelegenheit, die sich von so viel Seiten in ein mystisches Dunkel verliert, ein entscheidendes Urtheil zu fällen; soviel aber ist mir aus Ihrer trefflichen Darstellung von Neuem klar geworden, daß in den verborgenen Hallen der Maurerei dieselben Leidenschaften ihr Spiel treiben, welche auch in der profanen Welt herrschen, und mehr als einmal hat sich mir beim Lesen Ihres Werkes die Frage aufgedrungen: tantaene caelestibus irae?"

Krause selbst aber blieb mit den besten und tüchtigsten Freimaurern auch dann noch verbunden, als er aus der Loge geschieden war, wurde auch von dem Geheimen Rath Dr. Klaproth in Berlin, der als beigeordneter Großmeister der Berliner Großloge „zu den drei Weltkugeln" den Antrag auf seine Ausschließung unterzeichnet hatte, auf Graf Geßlers Empfehlung freundlichst aufgenommen. Von den Logen aber hielt er sich absichtlich und auch dann fern, als man ihm den Wiedereintritt, z. B. in Potsdam, leicht machte, und wollte überhaupt nur dann zurückkehren, wenn man ihn in ehrenvoller Weise zum Wiedereintritt einladen würde, was nicht geschah; keine der beiden Parteien wollte den ersten Schritt thun. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals war es aber, daß ein sehr beschäftigter Freund Krauses in Berlin sich später von dem Ausgestoßenen wiederholt Reden anfertigen ließ, um sie in den Logen vorzutragen.

Auch an seinem „Menschheitbunde" wurde Krause durch die erlittenen Anfechtungen nicht im entferntesten irre; es blieb sein höchster Stolz, Stifter desselben zu sein. Dieser Menschheitbund, sagt Hohlfeld, ist „der christliche Gedanke des allumfassenden Reiches Gottes, nur wissenschaftlich begründet und im Inneren durchgestaltet. Der Menschheitbund wird der leitende Gedanke des Alters der Reife auch für unsere Erdmenschheit werden. Derselbe hat die Aufgabe, alles rein und allgemein Menschliche als solches, das ganze Menschenthum als Ganzes, zu fördern, zu pflegen und zu vollenden. Er ist gewissermaßen das Gewissen der Menschheit. Seine Macht soll eine rein geistige (moralische), keine äußere Zwanggewalt sein. Seine Wirksamkeit ist friedlich, liebevoll, gerecht, mit allem schon bestehenden Guten in allen Gesellschaftskreisen, in Familie und Volk, Staat und Religionsverein u. s. w. in vollem Vereinklang. Die Verfassung des Menschheitbundes ist die freie Gemeindeverfassung: die frei erwählten Bundesbeamten leiten den Bund im Namen und im Auftrage der Gemeinde." Im Zusammen-

hange hiermit steht auch sein 1810 erschienenes System der Sittenlehre, in welchem er vollständig zum Theismus übergegangen ist und u. a. sagt: „Ich bin überführt, daß in der Geschichte dieses Planeten die einzig wahre Religion sich vollendet zuerst und für alle Zeiten durch Jesus geoffenbart hat, sowie auch die wahre Philosophie, welche zur Anschauung des Absoluten und Urguten hindurchgedrungen, zuerst in Platos religiösem poetischem Geiste empfangen wurde."

Die Leipziger Gewandhausconcerte.

Die Leipziger Gewandhausconcerte erfreuen sich eines großen Rufes nicht bloß im Inlande, sondern überall im Auslande. Man schenkt auswärts den hiesigen Musikvorgängen eigentlich nur Beachtung, soweit sie sich auf dem klassischen Boden des Gewandhauses abspielen. Ein Blick z. B. in französische Musikzeitungen beweist das zur Genüge; diese registriren einfach die Programme der Gewandhausconcerte und kümmern sich um die sonstigen Musikthaten Leipzigs so gut wie gar nicht. Hiernach liegt der Schluß nahe, die Gewandhausconcerte seien der Extract, die concentrirte Quintessenz des Leipziger Musiklebens und die Programme derselben der beredte Ausdruck der in Leipzig herrschenden musikalischen Geschmacksrichtung. Mit einem solchen Schlusse würde man jedoch sehr fehlgehen. Zur Belehrung für fernerstehende sei es gesagt, daß die Programme der Gewandhausconcerte einzig von einem Directorium (d. h. von einer Anzahl von Unternehmern, vulgo Kunstmäcenaten), nicht aber vom Dirigenten aufgestellt werden, und daß dieses Directorium sich nicht nach dem Geschmacke des Concertpublikums richtet, sondern seinen eigenen Weg geht und durchaus seinerseits den Geschmack des Publikums beeinflußt. Im allgemeinen ist gegen ein solches Verfahren gewiß nichts zu sagen. Vorausgesetzt, daß das maßgebende Directorium ein hervorragendes Musikverständniß besitzt, woran nicht zu zweifeln — obgleich keiner der Directoren Musiker von Beruf ist —, vorausgesetzt ferner, daß mit Consequenz eine bestimmte Richtung eingehalten wird, kann es gewiß nur erziehlich auf das Publikum einwirken, wenn die Aufnahme eines Stückes in das Programm eines Gewandhausconcertes schon als ein Urtheil über die Qualität und Stilart desselben aufgefaßt werden kann. Das große Publikum hat kein Urtheil und bedarf, um sich eins zu bilden — was ja heute leider unerläßlich ist — der Anleitung und der fortdauernden Führung.

Welcher Art ist nun aber diese Führung? Ist aus den Programmen der Gewandhausconcerte wirklich eine bestimmte, consequent durchgeführte Richtung ersichtlich? Wir wollen versuchen, diese Frage aus den Programmen der ersten Hälfte der gegenwärtigen Saison zu beantworten, da diese geeignet sind, uns ein vollständig

richtiges Bild von der Art der Zusammensetzung der Programme des Instituts überhaupt, wenigstens seit einem Lustrum, zu geben. Vorausschicken müssen wir noch einige allgemeine Bemerkungen über die Organisation des Instituts der Gewandhausconcerte, welche das oben über das Directorium Gesagte zu ergänzen geeignet sind. Zur Aufführung gelangen: in erster Linie Orchesterwerke, ausgeführt von dem sogenannten Gewandhausorchester, welches aber nicht ein selbständiges, für diesen Zweck engagirtes Orchester ist, sondern einfach das Stadt- oder Theaterorchester, verstärkt durch vorgerücktere Streichinstrumentenschüler des Conservatoriums. Ferner werden Chorwerke (Oratorien, Cantaten 2c.) aufgeführt, und zwar durch den „Gewandhauschorverein", mit dem es freilich schlecht bestellt ist, sodaß er in den Männerstimmen immer durch den Universitäts-Gesangverein der „Pauliner" verstärkt werden muß. Zu Anfang dieser Saison war der Gewandhauschorverein sogar gänzlich aufgegeben und die „Singakademie" für die Mitwirkung bei choralen Aufführungen gewonnen worden, ein Verhältniß, das jedoch heute wieder gelöst ist zu Gunsten des wiederbelebten Gewandhauschorvereins. Endlich wird ein sehr erheblicher Bruchtheil der Concertaufführungen ausgefüllt durch solistische Leistungen der hervorragendsten Virtuosen des In- und Auslandes. Die einzige völlig selbständig von der Concertgesellschaft engagirte Kraft ist der Kapellmeister; selbst die beiden Concertmeister gehören auch dem Theaterorchester an. Welche Mißstände daraus entstehen können, wenn ein Concertinstitut ersten Ranges sein Orchester nicht so bezahlt, daß dasselbe als von ihm unterhalten angesehen werden kann, haben wir im vorigen Jahre erlebt, wo die Möglichkeit der Fortführung der Gewandhausconcerte ernstlich dadurch in Frage gestellt war, daß das Orchester vom Theater bis hart an die Grenze des Erlaubten in Anspruch genommen wurde und etwa der dritte Theil der Bläser krank lag. Nichtsdestoweniger verdankt das Gewandhaus sein Renommée der vorzüglichen Schulung dieses Orchesters, und wir werden a priori geneigt sein, den Schwerpunkt der Gewandhausconcerte in die orchestralen Aufführungen zu legen, zumal, wie gesagt, die Chorverhältnisse nichts weniger als erfreulich sind. Wie wunderbar, daß bei einem so wenig festen Fundamente ein so feststehender Ruf, ja man kann sagen die Hegemonie in musikalischen Dingen erlangt werden konnte! Entweder muß die Oberleitung eine wirklich vorzügliche gewesen sein und noch sein, oder die Wahl der leitenden musikalischen Kräfte ist eine so glückliche gewesen, daß durch diese die Erfolge möglich wurden. Gedenken wir der Namen Mendelssohn und David, so werden wir zu der letzteren Annahme hinneigen, daß nämlich die hervorragende Bedeutung der Gewandhausconcerte ihren Dirigenten und Concertmeistern zu verdanken ist. Da ist es denn freilich im höchsten Grade zu bedauern, daß die Concert- und Kapellmeister nicht die eigentlich maßgebenden Factoren für die Aufstellung der Programme sind. Mendelssohns persönlicher Einfluß war freilich so groß, daß man ihn selbst als völlig selbständig betrachten konnte; jetzt liegen die Verhältnisse nicht so günstig, und etwaige Gelüste des Dirigenten, ein Werk zur Aufführung zu bringen, das er für gut hält, begegnen nur allzu häufig einem

unüberwindlichen Widerstande an höchster Stelle, während umgekehrt manche aufgenommene Programm-Nummer die Billigung des Kapellmeisters nicht hat. Wir haben eine viel zu hohe Meinung von Herrn Kapellmeister Reinecke, als daß wir nicht wünschen sollten, er wäre in der Aufstellung der Progamme durchaus selbständig!

Wenden wir uns der Musterung der Programme zu, so ist die gewiß erfreuliche Bevorzugung der Klassiker unserer Instrumentalmusik auf den ersten Blick ersichtlich. Von Beethovens symphonischen Meisterwerken sind uns in den ersten zehn Concerten drei zu Gehör gebracht worden, die Eroica, die Pastoral-Symphonie und die A-Dur-Symphonie. Von Mozart haben wir die C-Dur-Symphonie mit der Schlußfuge, von Haydn die Es-Dur-Symphonie Nr. 3 (Breitkopf & Härtel) gehört. Aus der nachbeethovenschen Zeit wurde Schuberts C-Dur-, Schumanns B-Dur- und D-Moll-, Brahms' C-Moll-Symphonie und — Goldmarks „Ländliche Hochzeit" aufgeführt. Wie kommt Goldmarks „Symphonie" in diese Gesellschaft? Läßt man erst eine solche Bildergalerie unter dem Namen Symphonie im Gewandhause zu, mit welchem Rechte perhorrescirt man dann die Programm-Symphonien von Raff und die symphonischen Dichtungen von Liszt und Berlioz? Solche Inconsequenzen stehen leider nicht vereinzelt da. Wir kennen eine köstliche Geschichte vom Gewandhause und der bekannten Symphonie von Joachim Raff, wollen sie aber für uns behalten, da Meister Raff uns nicht gerade beauftragt hat, sie weiter zu erzählen; nur soviel wollen wir verrathen, daß Raff eine G-Moll-Symphonie geschrieben hat mit verschwiegenen Ueberschriften, und daß diese G-Moll-Symphonie im Gewandhause zur Aufführung gekommen ist. Daß sie aufgeführt wurde, verdankt sie aber lediglich dem Umstande, daß weder die ganze Symphonie noch die einzelnen Sätze ein übergeschriebenes Programm haben. Man perhorrescirt eben die Programm-Musik oder eigentlich richtiger die Ueberschriften; zu modern kann nicht leicht ein Werk sein, wir haben vielmehr im Gewandhause schon allerlei modernstes Pathos, allermodernste Dissonanzenseligkeit kennen gelernt — wenn das Ding nur keinen Namen hat. Aber eben darum sind solche Ausnahmen wie die Zulassung der Goldmarkschen Suite äußerst verwunderlich. Ein ähnlicher Fall war vor Jahren die Aufführung von Rubinsteins „Don Quixote", von dem man auch nicht begriff, wie er über die Schwelle des Gewandhauses gekommen war, vor der so manches unschuldige Werk jahrelange Quarantaine halten muß. Vielleicht galt es, den Löwen zu zähmen, um ihn einmal in einem Abonnementsconcerte vorführen zu können. Daß die „Liebesnovelle" von Arnold Krug, welche das vorige Jahr brachte, trotz aller genrehaften Naivetät und Anspruchslosigkeit doch eigentlich auch eine Programmcomposition vom reinsten Wasser ist, scheint man ganz übersehen zu haben. Auch die dramatische Symphonie Rubinsteins ist eigentlich eine Programmcomposition, man ließ sie aber wohl durch, weil schließlich ein Zusatz wie „dramatisch" auch nicht mehr Programm ist als eroica, pastorale, pathétique. Das hat ja auch seine Richtigkeit. Die Scheide zwischen absoluter und Programm-Musik ist überhaupt ein sehr bewegliches Ding, und man thäte jedenfalls besser, wenn man einfach den

Namen eines Componisten entweder zuließe oder ablehnte, anstatt die Werke aufzuführen, die keine Ueberschriften haben, die mit Ueberschriften aber abzulehnen. Die ganze Lächerlichkeit, man möchte sagen Kindlichkeit der Maxime tritt grell hervor, wenn man durchmustert, inwieweit einer der neuesten Lieblinge des Gewandhauses, Camille Saint-Saëns, zur Aufführung gelangt. Sein Clavierconcert, sein Celloconcert, sein Violinconcert passiren unbeanstandet, vermuthlich überläßt man die Verantwortlichkeit den vortragenden Herren Virtuosen; daß man aber seine A-Moll-Symphonie zuläßt, während man seine poèmes symphoniques unberücksichtigt läßt, ist wiederum nur begreiflich, wenn man die Titelscheu des Gewandhauses kennt. Denn daß Saint-Saëns mit seinen symphonischen Dichtungen glücklichere Würfe gethan hat als mit der genannten Symphonie, wird ein Unbefangener kaum bestreiten. Was weiß man im Gewandhause von der Danse Macabre, dem Phaéton, dem Rouet d'Omphale, der Jeunesse d'Hercule? Nichts. Es liegt uns ferne, es etwa für eine Pflicht des Gewandhauses erklären zu wollen, seinem Publikum eine Uebersicht über die modernste symphonische Literatur zu verschaffen. So bedauerlich es ist, daß in Leipzig, der Centrale des Musikhandels, kein Institut existirt, das sich diese Aufgabe stellt — die „Euterpe", die zweite Concertgesellschaft Leipzigs, könnte sich damit mehr Dank und einen besseren Namen machen als mit den, leider oft genug ungenügenden Vorführungen klassischer Werke —, so achten wir doch die Tendenz hoch, in der Musik das conservative und klassische Element zu vertreten, und wir würden das Gewandhaus nur beglückwünschen, wenn es dieses Ziel unverrückt im Auge behielte. Leider müssen wir bekennen, daß uns das Vorhandensein dieser Tendenz immer fraglicher wird angesichts des sonderbaren Gemengsels von zum Theil recht fragwürdigen Novitäten, welche sich in immer größerer Anzahl auf den Programmen einfinden. Hier giebt es nur eine Alternative: entweder man schließt die Componisten, welche der klassischen Richtung nicht huldigen, überhaupt aus, oder aber, wenn man sie zuläßt, so führe man sie mit den Werken vor, in denen sich ihre Individualität ganz ausprägt. Nur dadurch wird man der Bildung schiefer und falscher Urtheile vorbeugen. Vor allem aber muß doch ein gewisser Plan, eine gewisse sachliche Kritik sich in der Auswahl der vorgeführten Novitäten zu erkennen geben. Was dieses Coquettiren mit den Franzosen Saint-Saëns, Lalo, Godard, Gonoz bedeuten soll, ist uns unverständlich, da es durchaus aus dem Rahmen der Gewandhaustraditionen herausfällt.

Gegen die in den ersten zehn Concerten dieses Winters vorgetragenen Ouvertüren ist nichts zu erinnern. Gespielt wurden: Schumanns „Genoveva", Beethovens dritte Leonorenouvertüre, Webers „Euryanthe", Rheinbergers „Demetrius" (neu), Franz von Holsteins als Skizze nachgelassene und von Albert Dietrich instrumentirte „Frau Aventiure", Mendelssohns „Fingalshöhle", Cherubinis „Abenceragen", Beethovens „Coriolan", alles Werke, die auf Form halten und nicht extravagiren. Der Titel „Ouvertüre" ist aber zugleich fürs Gewandhaus eine Paßkarte für Programmmusik, und unter diesem Deckmantel kommt manches Werk hinein, das vergeblich

anklopfen würde, wenn es sich unvorsichtigerweise als „Symphonisches Tongemälde", „Symphonische Dichtung" oder dergleichen vorstellen würde. Ouvertüren haben nun einmal usuell Titel; sofern also nur einigermaßen eine gerundete Form kenntlich ist, werden sie gespielt, sie mögen heißen, wie sie wollen. Daß dem ungeachtet keine Wagnersche Ouvertüre gespielt wird, obgleich Richard Wagner geborner Leipziger ist, versteht sich von selbst; denn das Gewandhaus ehrt viel zu sehr das Gedächtniß Mendelssohns, als daß es sich dem Verfasser des „Judenthums in der Musik" aufthun könnte. Nun, man hört ja oft genug im Theater Wagners Opern und in allen Bier- und Kaffeeconcerten die Ouvertüren und Potpourris daraus von verschiedenartigster Qualität. Höchstens könnte man wünschen, daß die Faust-Ouvertüre einmal zur Aufführung gebracht würde. Allein wie gesagt: wir wünschen gar keine Novitäten, wir wünschen nur Consequenz!

Die mißlichen Chorverhältnisse erwähnten wir bereits. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß wir in den ersten zehn Concerten nur ein größeres Chorwerk zu hören bekamen: Max Bruchs Composition der Schillerschen „Glocke". Das Werk ist großartig angelegt und füllt den ganzen Abend aus. Näher auf die Composition einzugehen, behalten wir uns für ein andermal vor. Die Glocke ist vielleicht Bruchs schönstes Werk und eine willkommene Bereicherung unserer Chorgesangliteratur; wie sein erstes Violinconcert zum ständigen Repertoire der Geigenvirtuosen neben Beethovens und Mendelssohns Concert und Spohrs „Gesangsscene" gehört, so wird seine „Glocke" künftig neben Haydns „Schöpfung" und „Jahreszeiten", Schumanns „Paradies und Peri" und „Der Rose Pilgerfahrt" gewiß ein Liebling größerer Chorgesang-Vereine werden. Außer der „Glocke" hat das Gewandhaus nur noch einmal Chorgesang gespendet und zwar eine Novität von Jadassohn, „Verheißung", und einige Chöre aus Händels „Israel in Aegypten". Jadassohns Werk macht keine großen Ansprüche, ist kurz, stimmungsvoll und nicht schwer; sein Hauptwerth liegt in der gut sanglichen Behandlung der Chorstimmen.

Der alte Ruhm des Gewandhauses liegt in seinen Orchesterleistungen. Das exacte Zusammenspiel unter David als erstem Concertmeister war mustergiltig, die Rhythmen wurden mit äußerster Präcision zur Geltung gebracht, und Dinge, wie sie jetzt manchmal vorkommen, z. B. im Trauermarsche der Eroica, daß die punktirten Rhythmen nicht deutlich herauskommen, würden damals unerhört gewesen sein. Man hat David oft darum gescholten, daß seine Drillung des Orchesters gar zu militärisch gewesen sei, hat die Uniformität des Auf- und Niederstrichs aller Geiger derselben Partie kritisirt — jetzt beginnt aber bereits an negativen Resultaten sich zu zeigen, wozu jene Dressur gut war. Wir gedenken nicht von einem wirklichen Niedergange der Leistungen des Gewandhausorchesters zu reden; wir möchten nur andeuten, daß eine kleine Anfrischung nicht schädlich wäre — man vermißt eben mehr und mehr den oft genug schulmeisternden, aber immer scharf zufassenden, energischen, wahrhaft in der Musik lebenden David am ersten Violinpulte. Die alten Traditionen sind zwar noch nicht erstorben, und in Leistungen wie der großen

Leonoren-Ouvertüre oder der Coriolan-Ouvertüre, der Ouvertüre zu „Anacreon" oder zur „Zauberflöte" zeigt sich die alte Verve und die bewunderungswürdige Virtuosität im rauschenden Passagenspiel wie im wonnigsten, verschwindenden und doch vollen Pianissimo; da fühlt man sich in die alte Zeit zurückversetzt und vergißt, daß jetzt manchmal eine gewisse Lahmheit und Schlaffheit hervortritt, die uns früher unbekannt war. Gestehen wir es nur offen: der Schwerpunkt der Gewandhausconcerte liegt heute nicht mehr in den symphonischen, sondern in den solistischen Leistungen. Mag das nun ein Zeichen der Zeit überhaupt, oder mag es ein Symptom krankhafter Zustände bei uns sein, wegleugnen läßt sich die Thatsache nicht. Früher mögen wohl manchmal die Virtuosen da oben auf dem Podium in der Probe das Gefühl eines examen rigorosum gehabt haben, als noch David die Concertbegleitung dirigirte und nichts durchgehen ließ; heute, fürchten wir, haben sie dies Gefühl nicht mehr, wenn wir das überlegene Lächeln dieser Herren recht verstehen. Auch die Wahl der vorzutragenden Werke scheint jetzt mehr als ehedem den Virtuosen überlassen zu werden, sonst wüßten wir es uns nicht zu erklären, wie ein Werk wie das Godardsche Violinconcert zu der Ehre käme, im Gewandhause gespielt zu werden. Für die Zulassung solcher phrasenhaften, inhaltlosen französischen Werke wissen wir der Direction wahrlich wenig Dank, auch wenn sie von bedeutenden Virtuosen wie Herrn Sauret gespielt werden. Viel höher steht das Violinconcert von Saint-Saëns, welches Herr Marsick aus Paris vortrug, besonders in seinem ersten Satze; aus den beiden übrigen lugt freilich der experimentirende, nach Originalität haschende Componist der A-Moll-Symphonie hervor. Daß man einen Virtuosen eigene Compositionen vortragen läßt, ist nichts ungewöhnliches; Herrn Popper hatte man aber doch wohl in dieser Richtung etwas allzustarke Concessionen gemacht, da er außer einem Celloconcert eigener Mache eine, allerdings recht hübsche, Gavotte zu Gehör brachte, während er außerdem nur Schumanns „Träumerei" spielte, übrigens auch diese von ihm selber für sein Instrument bearbeitet.

Des weiteren auf die Leistungen der übrigen Instrumentalvirtuosen und der Gesangskünstler einzugehen, verbietet uns der Raum. Wir bedauern dies nicht sonderlich, da wir, wie gesagt, den Schwerpunkt der Gewandhausconcerte in den Leistungen des Orchesters erkennen und aufs entschiedenste der Ansicht sind, daß dieser Schwerpunkt, auf den der alte, weitverbreitete Ruhm des Institus sich gründet, nicht verrückt werden sollte. In diesem Sinne möge auch der oben ausgesprochene Tadel gegen die Programme und gegen die aufkeimende laxere Disciplin aufgefaßt werden: nicht als eine Polemik gegen das Institut, sondern als ein wohlgemeinter Mahnruf zur Wahrung des hohen Ansehens, des alten Prestige der Gewandhausconcerte.

* T *

Politische Briefe.

3. Das neue Militärseptennat.

Unser heutiger Brief wollte sich eigentlich mit der Geschichte der preußischen Verwaltungsreform beschäftigen. Aber Donnerstag den 22. Januar ging dem Bundesrathe ein vom 14. Januar datirter kaiserlicher Antrag zu, betreffend Ergänzungen und Aenderungen des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874. Dieser Antrag ist wie ein Blitz zwar nicht aus heiterem, sondern aus umwölktem Himmel gekommen, den aber doch kein Mensch für einen Gewitterhimmel gehalten hätte. Das Militärgesetz von 1874 hatte die Friedenspräsenz des Reichsheeres bis zum 31. December 1881 auf ein Procent der Bevölkerung von 1867 festgestellt. Man hatte also bei Erlaß dieses Gesetzes angenommen, in der Frühjahrssession von 1881 würde der Bundesrath dem Reichstage einen neuen Vorschlag zur Feststellung der Friedenspräsenz zugehen lassen müssen, nicht früher. Nun ist freilich inzwischen der Anfang des Budgetjahres vom 1. Januar auf den 1. April verlegt worden. Man nahm folglich an, in den drei ersten Monaten von 1881 werde der Reichstag zu beschließen haben über die Friedenspräsenz vom 1. April 1881 an, sei es, daß die Dauer des Gesetzes von 1874 verkürzt würde, sei es, daß man die Geltung dieses Gesetzes bis zum 1. April 1882 verlängerte. Statt dessen hat der Kaiser und die Rathgeber, welche ihm in der Führung der Reichsgeschäfte zur Seite stehen, sich bewogen gefunden, schon jetzt den Entwurf eines neuen Militärgesetzes im Bundesrathe einzubringen, welches vom 1. April 1881 bis zum 31. März 1888 gelten soll, welches also die Geltungsdauer des Gesetzes von 1874 um neun Monate abkürzt. Der neue Gesetzvorschlag setzt die Friedenspräsenz auf ein Procent der Bevölkerung von 1875 fest, erhöht also die Stärke des Friedensheeres um 25615 Mann. Außerdem ordnet der neue Gesetzvorschlag die Errichtung von neuen Truppentheilen an: von 11 Infanterie-Regimentern, 1 Infanterie-Bataillon, 1 Feldartillerie-Regiment, 32 Feld-Batterien, 1 Fußartillerie-Regiment, 1 Pionier-Bataillon. Eine dritte wesentliche Neuerung besteht darin, daß künftig ein Theil der Ersatzreserve zu Friedensübungen einberufen werden soll. Die Ersatzreserve erster Klasse, um die es sich dabei handelt, besteht aus Personen, welche theils, obwohl dienfttauglich befunden, sich freigelooft haben, theils aus Personen, die wegen geringer körperlicher Fehler vom Dienste befreit worden sind, aber noch in dem Alter der regelmäßigen Dienstpflicht in Linie und Landwehr stehen.

Diese Anführungen genügen, um den Charakter des neuen Gesetzes erkennen zu lassen als abzielend auf eine Erhöhung der Kriegsbereitschaft theils durch

Erweiterung des Rahmens der Feldarmee, theils durch Vermehrung der ausgebildeten Mannschaften.

Es wäre eine Uebertreibung, die wirkungslos zu Boden fallen müßte, wenn jemand behaupten wollte, Deutschland könne die ihm jetzt zugemuthete Steigerung der Kriegslast nicht ertragen. Weder können ein Dutzend neue Regimenter und einige Dutzend neue Batterien unsere Finanzen ruiniren, noch werden die Uebungen der jüngeren Ersatzreservisten uns unsere Werkstätten und Schreibstuben veröden. Dennoch hat die neue Vorlage wie ein Schreck gewirkt, der vielen Leuten in die Glieder gefahren ist. Man ist erschrocken nicht über das Maß der nunmehr zu tragenden Last, sondern über die Aussicht, die Last ins Unbegrenzte wachsen zu sehen, nachdem man geglaubt hatte, einen unüberschreitbaren Punkt erreicht zu haben. Der Schrecken ist mehr ein psychologischer als ein physischer, hat eine Vorstellung und nicht einen sinnlichen Eindruck zur Ursache. Wer den Schrecken heilen will, muß die Vorstellung des unendlichen Wachsens der Militärlast heilen. Ist diese Vorstellung heilbar? Vorstellungen heilt man durch Besprechen, was bei physischen Uebeln eine Gaukelei ist, obwohl sie ja oft genug auch dort angewandt worden.

Die Erschrockenen fragen: Wo liegt die Grenze der Friedensrüstungen, in denen sich alle Staaten überbieten? Man wird nicht eher damit aufhören können, als bis der letzte Mann und das letzte Pferd dem Kriegszwecke unterthänig gemacht worden ist; vorher aber wird man den Bankerott, die Erschöpfung der Volkswirthschaft in einem Grade herbeiführen, von dem sie sich nie wieder erholen wird. Dies ist die schreckenerregende Vorstellung.

Hier ist die Besprechung: Die Staaten rüsten, nicht weil jeder mit einem ins Blaue gerichteten Streben der Stärkste sein will, sondern sie rüsten, weil sie den augenblicklichen Zustand Europas noch nicht für definitiv halten. Die Unzufriedenen hoffen diesen Zustand noch in ihrem Sinne zu wenden, die Zufriedenen glauben sich bereit halten zu müssen, einen letzten Angriff auf ihren Besitzstand abzuschlagen, bevor ihnen derselbe nicht mehr bestritten wird. Das ist die Lage. Wer der europäischen Welt das Gefühl der Nothwendigkeit des jetzigen Zustandes geben könnte, der würde sie auf lange von übermäßiger Kriegsbereitschaft befreien. Die Lage wäre nur dann verzweifelt, wenn wir verzweifeln müßten, dieses Gefühl jemals sich ausbreiten zu sehen. Dazu ist jedoch kein Grund. Dem jetzigen Zustande fehlt der Glaube einer definitiven Ordnung vornehmlich darum, weil noch nicht alle Combinationen, ihn zu ändern, erschöpft sind. Diese Combinationen haben sich vermindert, seitdem dem Fürsten Bismarck das unendlich heilsame Werk gelungen, Oesterreich-Ungarn unter die Bürgen des jetzigen Zustandes zu stellen und die Lebenskraft des jetzigen Zustandes zum Bürgen der Interessen Oesterreich-Ungarns zu machen. Aber eine

große Combination bleibt, den jetzigen Zustand Europas noch einmal umzuwerfen: der französisch-russische Angriff auf den gesammten deutsch-ungarischen Bund. Dieser combinirte Angriff liegt wie ein unwiderstehlicher Reiz in der europäischen Luft, der nicht verschwindet, bis er seine Wirkung einmal vollständig erprobt hat.

Indessen gelingt es zuweilen, den stärksten Reiz erst ohnmächtig und endlich leblos zu machen durch einen stärkeren Gegenreiz. In unserem Falle kann dieser Gegenreiz nur der Gedanke sein, welcher den Franzosen und Russen beigebracht wird, ihren combinirten Angriff unter allen Umständen scheitern sehen zu müssen. Diese Ueberzeugung wird freilich durch die paar neuen Regimenter, Batterien und Uebungen der Ersatzreserve nicht geweckt. Sie kann überhaupt durch deutsche Rüstungen allein niemals geweckt werden. Allein wenn es eine englische Regierung gäbe, im Stande, das Parlament zu der Erklärung zu vermögen, daß England bei einem französisch-russischen Angriffe seiner Verpflichtungen eingedenk sein werde, für die belgische, luxemburgische, schweizerische Neutralität einzutreten, daß England während dieses Krieges außerdem die Neutralität der Nord- und Ostsee verlange, so zweifeln wir schon sehr, ob jener combinirte Angriff jemals stattfinden würde. Es giebt also Mittel — das ebengenannte ist wahrscheinlich nicht das einzige —, den jetzigen europäischen Zustand in einen wirklichen Friedenszustand zu verwandeln auch ohne neuen Krieg. Wenn das ebengenannte Mittel, da es lediglich in der Hand der englischen Politik liegt, nicht angewendet wird, so brauchen wir immer noch nicht zu verzweifeln an dem nahen Eintritt einer wirklichen Friedensepoche. Wenn der französisch-russische Angriff eintritt und die Abwehr findet, die ihm bereitet werden soll, und wenn wir die Rechten bleiben, ihm diese Abwehr zu bereiten, so wird auf diesen Angriff die definitive Friedensepoche folgen. Wir gehen also nicht einem Schrecken ohne Ende entgegen durch grenzenlos zunehmende Rüstungen, sondern einem Ende, das wir guten Grund haben nicht als ein Ende mit Schrecken, sondern als ein Ende mit Ehren und nur als das Ende eines schweren Zustandes, nicht des Lebens, sondern vielmehr mit der Gewähr einer langen Lebensdauer uns vorzustellen.

✱

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Unsere Grenze im Nordosten.

2.

Wir haben im vorigen Artikel gesehen, daß der Vertrag von Kalisch, nach welchem Rußland an Preußen ein Gebiet abtreten sollte, das die Provinz Altpreußen in jeder militärischen und geographischen Beziehung mit Schlesien verbände, vom Kaiser Alexander nicht erfüllt wurde. Die 1815 gezogene Grenze verbindet die genannten Theile des preußischen Staates nicht direct oder doch nur an einer schmalen Stelle mit einander, nur der Netze-District hängt mit Schlesien zusammen; sie bildet nicht eine gerade Linie Russisch-Polen gegenüber, sondern eine tiefe Einbuchtung in Preußen hinein, sodaß von Peisern, dem westlichsten Punkte des russischen Reichs aus, die Provinzen Preußen und Schlesien völlig vom Hauptkörper abflügeln und somit von dorther leicht abgeschnitten werden können.

„Es lag," wie Niemann*) bemerkt, „nahe, im Vertrage von Kalisch als das für Preußen bestimmte Gebiet den Besitzstand von 1793 (das ehemalige Südpreußen) anzugeben, und es bleibt immer ein schwerer Vorwurf für Hardenberg, daß er die öfters (zunächst in Reichenbach und Teplitz) wiederkehrende Gelegenheit versäumte, diese oder eine ähnliche Bestimmung irgendwo einzuschieben. Der Umstand aber, daß in dem Kalischer Vertrage der Besitzstand von 1793 nicht aufgenommen ist, läßt darauf schließen, daß die Paciscenten denselben nicht in Absicht hatten; dagegen steht unzweifelhaft fest, daß preußischerseits als die geringste Gebietserweiterung die Linie Soldau-Thorn-Wartha betrachtet wurde; denn diese Linie wurde von Stein und den preußischen Staatsmännern als das Minimum gefordert und als solches hartnäckig vertheidigt. Wenn Kaiser Alexander uns dessen ungeachtet die Grenze Thorn-Kalisch aufdrang, so entsprach die That den Worten nicht, in welchen er so oft seine Vertragstreue gegen Preußen betheuerte."

*) Raumers Historisches Taschenbuch, Jahrgang 1879 S. 41.

Unsere geographische Ostgrenze ist, wie Niemann (S. 50 fg. a. a. O.) ausführlich nachweist, nicht so verschwommen, wie man gewöhnlich meint, sondern durch eine natürliche Marke klar vorgezeichnet. Diese Naturgrenze ist nicht die Weichselspirale, sondern der Landrücken, der das Flußgebiet der Oder und der unteren Weichsel vom Flußgebiet der mittleren Weichsel scheidet. Derselbe beginnt, auf der großen Reymannschen Karte deutlich erkennbar, nach Niemanns Angaben „auf dem oberschlesisch-polnischen Plateau östlich von der Przemsa und zieht sich in streng nördlicher Richtung und fast in gerader Linie in einer Länge von 48 Meilen über die Weichsel weg an die Soldau an der Grenze des ostpreußischen Kreises Neidenburg. Er ist als Wasserscheide bedeutender als manches große Gebirge und erreicht im Süden eine Höhe von 1200 Fuß über dem Spiegel der Ostsee." Zwischen den Quellen der Schwarzen Przemsa und der Piliza 1173, bei den Warthaquellen 1000, bei Petrikau 700, bei Neusulzfeld nicht weit von der großen Fabrikstadt Lodz 600 Fuß hoch, verliert er sich im Norden von Strykow in die Silnasümpfe und die Moore der Bzura-Senke, um jenseits derselben sich wieder zu erheben und zwischen Gostynin und Gombin an die Weichsel vorzudringen, wo er den Charakter der preußischen Seenplatte annimmt. Bei Brzwilno östlich von Plock überschreitet er die Weichsel und zieht sich alsdann nordwärts an die Soldau.

Dieser Landrücken ist geographisch deshalb so bedeutsam, weil von ihm westlich alle Wasser nach Deutschland, in die Oder, respective in die untere Weichsel abfließen, während sie östlich von ihm in die mittlere oder polnische Weichsel münden. Durch die ihn im Westen und Osten begleitenden Thäler der Wartha und Piliza mit deren Nebenflüssen tritt er aber auch in scharfer Ausprägung hervor. „Er bietet statt der gegenwärtigen verzwickten Grenze von 75 Meilen Länge eine einfache Grenze von 44 Meilen und schließt Dobrzyn und Nessau, die bis ins 15. Jahrhundert hinein zum Lande des deutschen Ordens gehörten, wieder an das alte Stammland an."

Wichtiger noch als die hydrographische Bedeutung dieses Landrückens ist dessen geologischer Einfluß. „Wer," so sagt Niemann, „eine Karte der Weichselspirale aufmerksam betrachtet, dem muß auffallen, daß alle Zuflüsse der mittleren Weichsel von den Rändern des polnischen Kessels auf den Hauptstrom in der Gegend von Warschau zueilen." ... „Der Rand dieses Kessels wird gebildet im Norden durch die preußische Seenplatte, im Osten durch die Hochfläche der Podlachischen Sümpfe, Seen und Wälder von Augustowo bis Wlodawa am Bug, im Süden durch das Gebirgsland der oberen Wieprz und der Lysa Gora in Kleinpolen, endlich im Westen durch den von uns besprochenen Landrücken. Der innerste Theil dieses Kessels wurde in vorhistorischer Zeit, ähnlich der oberrheinischen Tiefebene, durch einen großen Landsee eingenommen, in den sich

die obere Weichsel mit dem San und alle übrigen Zuflüsse der mittleren Weichsel ergossen. Dieser Landsee war etwa 500 Quadratmeilen groß und durch den westlichen Landrücken vollständig vom Meere abgeschnitten. Die untere Weichsel existirte damals noch nicht. Das Meer drang zwischen dem pommerschen Landrücken und der preußischen Seenplatte tief in das Land hinein und bildete in der Nähe von Thorn ein Becken, in welches die Drewenz, die Brahe und wahrscheinlich auch die den Goplosee durchfließende obere Netze mündeten. Nach und nach zog sich das Meer zurück, zunächst bis zur Mündung des Schwarzwassers bei Schwetz, sodann bis zur Ossamündung und zuletzt bis Mewe und Montau, wo noch jetzt das Delta der Niederung beginnt. Als nach der Eiszeit die Zuflüsse des erwähnten großen Landsees dessen Wasserverdunstung überstiegen und sein Wasserspiegel sich hob, sägte sich das Wasser eine Rille durch die Tertiärformation des Landrückens, und dieselbe erweiterte sich allmählich zu einem so bedeutenden Abflußcanal in den Meerbusen bei Thorn, daß der Landsee nach und nach ablief und sein Boden trocken gelegt wurde. Auf diese Weise bildete sich die jetzige Weichsel aus zwei früher gesonderten Systemen, und die obere Netze ist der eigentliche Quellfluß des Stromstücks der untern Weichsel."

Die Beweise, die Niemann für diese Hypothese beibringt, finden die Leser a. a. O. S. 53 bis 58. Wir geben hier nur die Resultate wieder, zu denen er gelangt ist. Dieselben gehen dahin, daß der Landrücken zwischen der untern Przemsa und der Soldau auch unsere geologische Ostgrenze ist, und Niemann fügt hinzu, „daß es erst die Geologie ist, die uns Aufschluß über die auffallende Erscheinung giebt, nach welcher das Schicksal der untern Weichsel seit historischer Zeit bis jetzt, mit Ausnahme der zweihundertjährigen Real-Union Westpreußens mit Polen, stets von dem der mittleren Weichsel getrennt war und beider Anwohner stets verschiedenen Nationalitäten angehörten. Der Grund liegt darin, daß beide Flußabschnitte geologisch besondere, selbständige Flußsysteme sind. Und dieser Grund wirkt noch in der Gegenwart fort. Auch heute noch sind die Landschaften der obern Wartha ein Zubehör der untern Weichsel. Bei Plock hat die polnische Weichsel ihre Endschaft und zugleich ihren nördlichsten und westlichsten Punkt erreicht. Bei der Skrwa-Mündung fängt die deutsche Weichsel an, und bis zur Skrwa reichte längere Zeit einmal auch die Herrschaft der Deutschen Ritter. Von hier fließt der Strom bis Wloclawek fast reinwestlich in Deutschland hinein. Dort ändert sich sein Lauf, und er wendet sich von nun an im Ganzen betrachtet nach Norden; denn Woclawek liegt genau südlich von der Mitte der Weichselmündungen und ist die südlichste Stadt der deutschen Weichsel. Zugleich aber befinden sich im Süden von ihr die Landschaften der obern Wartha, die noch in geschichtlicher Zeit eine Wasserverbindung mit dem Goplosee hatte und dadurch gleichsam ein Nebenfluß der Weichsel wurde. Auch

liegen die bedeutendsten Städte dieser Landschaften, Kalisch und Lodz, in südlicher Richtung nur etwa 15 Meilen von diesem Weichselpunkte entfernt, und Czenstochau, die südlichste Stadt des Warthagebietes, befindet sich wieder direct südlich von Wloclawek und den Weichselmündungen. Hieraus folgt aber, daß die hier in Rede stehenden Warthalandschaften das natürlichste und nächste Handelsgebiet von Danzig sind, und daß Wloclawek, der Lage nach für die Weichsel das, was Frankfurt für die Oder und Magdeburg für die Elbe ist, ein bedeutender Stapelplatz werden oder schon sein müßte, wenn jene Landschaften zum Deutschen Reiche gehörten."

Der von Riemann bezeichnete Landrücken ist ferner auch ethnographisch gewissermaßen unsre Ostgrenze; denn bis dahin ist die polnische Bevölkerung sehr stark mit deutschen Elementen gemischt. Da ist zuvörderst die größte Stadt dieser Gegenden, Lodz, beinahe ganz und Kalisch, die zweitgrößte, halb deutsch. Sodann befinden sich in allen übrigen von den dortigen Städten bedeutende deutsche Gemeinden, und selbst auf dem platten Lande sind allenthalben Deutsche als Gutsbesitzer, Beamte, Handelsleute und Handwerker (wobei wir hoffen, daß unser Gewährsmann die Juden nicht einrechnet, die ja allerdings eine Art Deutsch reden, aber unmöglich als Deutsche betrachtet werden können). „Diese Landschaften sind," wie Riemann behauptet, „obgleich nicht unter preußischer Herrschaft, dennoch ebenso germanisirt, wie manche Theile der Provinz Posen es auch nur sind. Eine auffällige Erscheinung muß einen natürlichen Grund haben, und dieser liegt darin, daß diese Striche innerhalb der natürlichen Machtsphäre des deutschen Geistes liegen. Jenseits jener Linie hört dieser Einfluß schnell auf, die deutschen Elemente in der Bevölkerung verschwinden und treten nur noch einmal in stärkerem Procentsatz in Warschau auf." Wir haben keine genauen statistischen Ermittelungen über die Mischung der Nationalitäten in diesen Landstrichen, doch meint Riemann nicht fehl zu gehen, wenn er behauptet, daß von den 600 000 Deutschen, die in Russisch-Polen wohnen sollen, die Hälfte auf Kujawien und die Warthalandschaften kommt, deren Areal er auf etwa 450 Quadratmeilen und deren Einwohnerzahl er auf etwas mehr als 1100000 schätzt.

Der Landrücken von der untern Przemsa bis zur Soldau ist endlich auch unsere von der Natur gegebene militärische Grenze; denn durch ein Vorrücken bis an diese Linie würde der Busen fremden Landes zwischen Westpreußen und Schlesien vollständig ausgefüllt und die Ostgrenze des deutschen Reiches für Berlin von 40 auf 58, für Thorn von 1 auf 10, für Posen von 8 auf 25, für Breslau von 10 auf 23 und für Beuthen von $^1/_2$ auf $4^1/_2$ Meilen hinaus gerückt. „Auch würde," so fährt unsere Quelle fort, „falls man Kolo am Knie der Wartha zu einer Festung ersten Ranges und dadurch zu einem mit Thorn correspondirenden Waffenplatze machte, unsere Ostgrenze eine gleich starke Defen-

sivstellung gewinnen wie unsere Westgrenze. Die Lage von Thorn entspricht der Lage von Mainz. Beide Waffenplätze haben vorzugsweise defensive Bedeutung, beide sind aber zur Sicherheit des Reiches gegen einen äußern Feind ganz unentbehrlich. Die Lage von Kolo ist von hohem strategischen Werthe, weil unterhalb jenes Ortes die Wartha durch einen Kalkriegel aufgestaut wird, während sie oberhalb bis Sieradz sumpfige Ufer hat, welche einer Armee den Uebergang sehr erschweren, ja unmöglich machen. Nach Norden hin beherrscht Kolo den Isthmus zwischen Weichsel und Wartha und sperrt ihn gegen einen von Osten anrückenden Feind. Wir haben keine andere militärische Linie gegen Rußland als den in Rede stehenden Landrücken mit den beiden Festungen Thorn und Kolo zum Rückhalt; man müßte denn sogleich über die Weichsel hinweg bis an den Bug gehen, wie Knesebeck im Jahre 1813 forderte. Jene Linie ist aber nur defensiv bedeutend und für eine Aggressiv-Operation ganz bedeutungslos. Rußland würde durch Abtretung der Landschaften westlich dieser Linie in seiner Sicherheit gegen das deutsche Reich nicht im Geringsten gefährdet. Dagegen war die Linie Drewenz-Prosna keine militärische Linie, vielmehr sicherte sich Kaiser Alexander dadurch die Möglichkeit, mit einem bei Peisern auf preußisches Gebiet einrückenden Heere Schlesien und Preußen abzuschneiden und deren Hilfsquellen für sich auszubeuten. Wenn diese unsere überaus ungünstige (?) Lage uns bis jetzt nur geringe politische Nachtheile gebracht hat, so lag es besonders an den von Nikolaus und Alexander II. warm gepflegten verwandtschaftlichen Beziehungen zum preußischen Hofe. Eine militärische Ostgrenze haben wir auch heute noch nicht, und es ist bis heute das von Alexander I. feierlich gegebene Wort, daß Preußen den Antheil am Herzogthum Warschau erhalten solle, der nothwendig sei, um Altpreußen militärisch mit Schlesien zu verbinden, uneingelöst geblieben."

Soweit konnten wir dem Verfasser unsrer Abhandlung in der Hauptsache ungefähr folgen. Wenn er aber schließlich meint: „Das deutsche Reich hat in den letzten Jahren Rußland so viel gute Dienste geleistet, daß der Wunsch gerechtfertigt ist, Rußland möge in freundschaftlichem Wege, allenfalls unter voller Entschädigung für seine materiellen Opfer, die Verabredungen des Kalischer Vertrages jetzt in ihrem ganzen Umfange erfüllen", so sind wir abweichender Ansicht. Jener Wunsch war 1815 und vielleicht noch ein paar Jahrzehnte später begreiflich und in mancher Hinsicht wohl auch gerechtfertigt, und er kann dies in Zukunft wieder einmal sein. Für die Gegenwart spricht wenig für ihn und vieles gegen ihn. Er erscheint unpolitisch, und er gründet sich auf keine unbedingte Nothwendigkeit, seit Preußen zum deutschen Reiche geworden, und seit seine Ostgrenze durch Befestigungen hinreichend geschützt ist, wozu jetzt und hoffentlich für lange Zeit das Einverständniß mit Oesterreich-Ungarn kommt.

Wir haben genug zu thun mit der Assimilirung der slawischen Elemente in den östlichen Strichen des Reichsgebietes, und wir können nicht wünschen, die Zahl der dort wühlenden Ultramontanen vermehrt zu sehen. Rußland ist durch Einverleibung des größten Theils von Polen in seinen Staatskörper nur größer, aber bei dem unausrottbaren Widerwillen des zahlreichen Adels und des Klerus dieses Landes gegen den Anschluß an das Kaiserreich im Osten nicht stärker geworden, und wir haben keinen Beruf, der russischen Regierung die Last, die sie sich damit aufgeladen hat, auch nur theilweise abzunehmen. Jede Landabtretung endlich, auch eine unerzwungene, würde, zumal wenn sie an Deutschland erfolgte, von der jetzt mächtigsten Partei des russischen Volkes grollend aufgenommen und als eine nur zeitweilige angesehen werden.

Wir haben Ursache, zu vermuthen, daß diese Anschauungen für jetzt im wesentlichen auch die des deutschen Reichskanzlers sind. Die „Neue Freie Presse" hat auf einen 1863 von verschiedenen deutschen Blättern gebrachten Bericht über eine Unterredung verwiesen, die damals zwischen Bismarck und dem Danziger Abgeordneten Behrend stattgefunden haben soll. Derselbe lautet:

„Herr v. Bismarck traf dieser Tage (im Februar 1863) ein hervorragendes Mitglied des Abgeordnetenhauses auf einem Hofballe. Eine Unterhaltung knüpfte sich an; man kam auf die polnische Frage, und der preußische Ministerpräsident äußerte im wesentlichen Folgendes: Es gebe zwei Wege, die polnische Frage zu behandeln: entweder den Aufstand sofort in gemeinsamer Cooperation mit Rußland zu unterdrücken und somit rasch ein fait accompli zu schaffen, gegen welches die Westmächte dann vergebens protestiren würden; oder aber, man könne die Sache sich weiter entwickeln, die Russen und Polen sich fester verbeißen lassen, dann, falls die Russen Hilfe erbäten oder gar hinausgeschlagen würden, in Polen einmarschiren und es — für Preußen in Besitz nehmen. Als Herr v. Bismarck soweit gekommen war, äußerte der mit solcher Mittheilung beglückte Abgeordnete seine Freude über den guten Humor des Ministers, der ihn mit solchem exquisiten Ballscherz regalire. Im Gegentheil, replicirte Herr v. Bismarck, er spreche ernsthaft von ernsthaften Dingen, spreche als preußischer Ministerpräsident. Rußland sei längst Polens müde, ihm sei in St. Petersburg von maßgebendster Seite aus gesagt worden, die Russen hätten es schwer — wegen der fortgeschrittenen Cultur der Polen —, diese zu beherrschen, die Deutschen würden das können. Wir würden Polen in drei Jahren germanisiren, sagte Herr v. Bismarck, und gleichzeitig fügte er hinzu, es dürfe nur Personalunion eintreten, und die polnischen Abgeordneten würden nicht länger hier in Berlin, sondern in Warschau tagen."

Hierzu können wir nur bemerken: dieser Bericht ist offenbar in wichtigen Punkten ungenau, und selbst wenn er durchweg die Wahrheit wiedergäbe, würde

er, wie die „Norddeutsche Allgemeine" sehr richtig bemerkt, „nicht maßgebend sein"; denn der Bismarck von heute ist, wie in andern Beziehungen so auch in dieser, nicht der Bismarck von 1863.

Nur als ein Beispiel der dummen Lügen, mit denen die Panslawisten ihren Federkrieg gegen die deutsche Politik führen, erwähnen wir schließlich das Märchen, welches ein Correspondent des „Golos" seiner Redaction als Seitenstück zu den Mittheilungen des „Grafen" Berg in der „Rußkaja Starina" aufband. Darnach wäre „Jurji Cenciala, Exdeputirter des Herrenhauses aus Schlesien" (eine völlig unbekannte Größe), von den Preußen 1866 zum Mitgliede der Stadtverwaltung und des Revolutionscomités (?) in Teschen ernannt worden, und derselbe hätte dem Correspondenten des „Golos" erzählt, daß die Preußen, nachdem sie in Oesterreich-Schlesien jene Oertlichkeit besetzt, wo die Weichsel entspringt, daselbst unverweilt ihre Ordnungen eingeführt und preußische Beamte eingesetzt hätten, aber nur bis zur Weichsel. Als Moral der schlechterfundenen Fabel fügt der Verfertiger derselben hinzu: „Um es offen herauszusagen, die Preußen müssen zugestehen, daß nur die Intervention Napoleons III. sie daran verhinderte, die beabsichtigte Gebietserwerbung zu verwirklichen."

Endlich noch ein paar Worte über die angeblich so große Schwäche unserer Ostgrenze in militärischer Hinsicht. Eins der letzten Hefte der „Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift" brachte eine Studie über „Deutschlands Nordostgrenze", die den österreichischen Generalstabs-Hauptmann Kirchhammer, einen Offizier, welcher sich unter Fachleuten durch seine Arbeiten über die Belagerung von Paris, über die Befestigung von großen Städten und über die Wehrmacht Englands einen geachteten Namen erworben, zum Verfasser hatte. Zum ersten Male werden darin von einem Sachverständigen und einem Manne, der sich in seiner Darlegung keinen Zwang auferlegt, die strategischen Verhältnisse der deutsch-russischen Grenzlande einer genauen Betrachtung unterzogen. Wir heben von den Hauptstellen dieser Abhandlung zuvörderst jene hervor, die sich mit der Linie der deutschen Defensive: Pregel, Weichsel, Netze, Wartha und Oder beschäftigt, von welcher der Verfasser sagt, sie bilde eine fast ununterbrochene, dem Angreifer so große Schwierigkeiten bietende Front, „daß sie von keiner auf dem europäischen Continente an Stärke übertroffen werde". Die weitblickenden und mit dem Auswärtigen Amte in enger Fühlung stehenden Leiter des deutschen Heerwesens haben sich aber mit der natürlichen Stärke der deutsch-russischen Grenze keineswegs begnügt. Ein ansehnlicher Theil der französischen Milliarden hat dort fruchtbare Anlage gefunden.

Seit 1871 wurde an der Vervollständigung der drei großen Vertheidigungssysteme Königsberg, Thorn-Posen und Breslau ununterbrochen und mit ebensoviel Rührigkeit als Verständniß gebaut. Als imposante Schöpfung moderner

Befestigungskunst erhebt sich heute das permanent verschanzte Lager von Königsberg, der Mittelpunkt des weit ausgreifenden Vertheidigungssystems am Pregel.

Noch größere Sorgfalt wurde dem zweiten und wichtigeren Systeme Posen-Thorn gewidmet. Der kürzeste Weg zum Herzen Deutschlands durchzieht dasselbe. Drei Vertheidigungslinien treten hier in enge Wechselbeziehung: die Weichsel, die Netze, die Wartha. Wäre das deutsche Heer gezwungen, die Defensive am Pregel aufzugeben, so fände es bei Thorn die denkbar größte Sicherung. Die Verbindung mit Berlin ist durch die starke Netze-Linie gedeckt. Gegen einen Angriff von Ostpreußen her hätte es bei Thorn die freieste Verbindung nach Westen und Südwesten. Gegen den gefährlicheren Angriff von Warschau und dem linken Weichselufer her hätte es die starke Weichsel-Linie bis zum Meere gerade hinter sich.

Weder auf der einen noch auf der andern Linie dürften somit die Russen den Meridian von Thorn überschreiten, ohne sich strategisch bloßzustellen. Sie wären daher genöthigt, zuerst das starke Thorn anzugreifen und zu nehmen. Nun haben aber hier die gewaltige Weichsel und ihr Anschluß an die feste Netze-Linie und die schiffbare Drewenz die Vorbedingungen zu einer Festungsgruppe geschaffen, aus welcher deutsche Vertheidiger kaum vertrieben werden könnten, und welche den Angreifer stets zu einer mißlichen Theilung seiner Streitkräfte zwingen würde. Seit mehr als sechs Jahren sind preußische Genie-Offiziere mit Tausenden von Arbeitern unausgesetzt beschäftigt, um Thorn zu einer Lagerfestung ersten Ranges und zu einem doppelten Offensiv-Brückenkopfe zu gestalten. Der Erweiterungsbau wird noch in dem laufenden Jahre vollendet sein. Auch bei Posen ist der aus elf Werken bestehende Gürtel detachirter Forts seiner Vollendung nahe.

Am schwächsten ist das dritte und südlichste Vertheidigungssystem an der deutsch-russischen Grenze. In Oberschlesien, wo sich die Defensive am liebsten niederlassen möchte, wird sie durch die Natur wenig unterstützt. Die obere Oder und die Neiße kommen militärisch fast gar nicht in Betracht, und die schlesischen Festungen tragen daher in jenem Gebiete den Charakter von Plätzen im offnen Felde. Erst an der mittleren Oder finden sich natürliche Bedingungen für ein Defensivsystem, dessen Hauptpunkt Breslau wäre. Wenn man bisher nichts gethan hat, um dieses System fortificatorisch zu heben, so ist das keine Unterlassungssünde. Denn zunächst ist zu berücksichtigen, daß die Basirung der russischen Offensive gegen Deutschland an die Linien der Weichsel, des Bug und des Niemen gebunden ist. Ihre Subjecte sind Grodno, Nowogeorgiewsk, Warschau, Iwangorod und Brest-Litowski. Die russische Basis ist im Vergleich mit der Ausdehnung des deutschen Kriegsschauplatzes zu klein und von Haus aus umfaßt, in der rechten Flanke von der Provinz Preußen, in der linken von Oester-

reich, welches von Galizien aus das Weichselland bis Iwangorod strategisch beherrscht. Hauptmann Kirchhammer schreibt in Folge dessen wörtlich:

„Die Freundschaft oder doch die Neutralität Oesterreich-Ungarns ist für Rußland im Fall eines Krieges gegen Deutschland vom denkbar größten Werthe." Eine russische Armee, die auf der Hauptoperationslinie Warschau-Posen-Berlin vorgeht, läßt die Provinz Preußen in der Flanke und im Rücken. Der Führer derselben muß folglich seine Kräfte theilen und eine zweite Armee zur Operation gegen die gedachte Provinz mit ihrer starken Vertheidigungslinie am Pregel verwenden. Dagegen erscheint Preußisch-Schlesien als die Achillesferse des deutschen Grenzgebietes, wo das reiche Breslau ganz offen daliegt. Hält man dies mit den großen Schwierigkeiten zusammen, welchen eine Offensive der Russen auf den nördlichen Operationslinien begegnen würde, so muß man annehmen daß die russische Armee bemüht sein würde, eine Erweiterung ihrer Basis in Schlesien zu gewinnen. Dies vermöchte sie aber eben nur, wenn Oesterreich-Ungarn es gestattete.

In noch höherem Grade aber hat, wie Kirchhammer meint, Deutschland bei einem Kriege mit Rußland das zwingende Bedürfniß, seine Operationsbasis nach Schlesien auszudehnen. „Die deutsche Offensive kann in das Innere Rußlands nur dann getragen werden, wenn sie Herrin des Weichsellandes, Russisch-Polens, ist. Darin, daß Deutschland den Besitz desselben vor allem erstreben muß, daß die Occupation Russisch-Polens der erste große Act der deutschen Offensive sein muß, liegt das Geheimniß des hohen Werthes dieser Provinz im Vertheidigungssysteme des Zarenreiches." Nun besäße die deutsche Operationsbasis beim Vormarsche nach Russisch-Polen alle ökonomischen und militärischen Bedingungen, wenn sie durchweg gesicherte Flanken hätte. Die linke Flanke ist durch die Ostsee gedeckt, die rechte ungedeckt. Von Böhmen und Oesterreich-Schlesien aus wäre die deutsche Basis auf der rechten Seite und im Rücken zu bedrohen. „Deutschland hat sonach," wie Kirchhammer behauptet, „in einem Kriege gegen Rußland militärisch das denkbar größte Interesse, Oesterreich-Ungarn zum Freunde zu haben, zum mindesten seiner Neutralität sicher zu sein", — wie Oesterreich-Ungarn, so fügen wir hinzu, bei einem Kampfe mit den Russen das denkbar größte Interesse hat, zu wissen, daß Deutschland ihm als Bundesgenosse zur Seite oder wenigstens ihm nicht feindlich gegenübersteht.

Wir wissen, daß diese Interessengemeinschaft jetzt auf beiden Seiten erkannt und daß solcher Erkenntniß bei der vorjährigen Anwesenheit des Fürsten v. Bismarck in Wien in einer Weise Ausdruck gegeben worden ist, die bis auf weiteres genügen wird. ✠

Die religiöse Anlage des Menschen.

Die Frage nach dem Wesen der Religion und der Anlage des Menschen zu derselben ist uralt; zu ihrer Beantwortung aber ist ein sehr verschiedenes Verfahren möglich. Die christlichen Theologen sind meist, je nachdem sie mehr kirchlich-gläubig oder mehr philosophisch angelegt waren, entweder von dem begrenzten Gebiete der biblischen und kirchlichen Vorstellungen als dem positiv Gegebenen ausgegangen, oder sie haben durch psychologische Zergliederung Ursprung und Wesen der Religion zu entdecken, durch speculatives Denken den Gegenstand derselben zu erfassen und nachzuweisen gesucht.

Die neuere Zeit will sich aber doch mit den alten Wegen nicht zufrieden geben. An alles bloß Positive legt sie theils eine berechtigte Kritik, theils setzt sie ihm einen unbegrenzten Skepticismus entgegen; gegenüber aller Speculation aber ist sie nur allzurasch mit dem bekannten Goethe-Worte von der „dürren Haide" bei der Hand. Es kennzeichnet sie eben, wie es Pierson in seinem Buche „Richtung und Leben" ausdrückt, der Hunger nach Realitäten; auf jedem Gebiete des Wissens, auch auf dem innerlichsten, verlangt sie nach einem reichen Erfahrungs- und Beobachtungsmaterial. So ist denn auch auf dem Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte ein früher unbekanntes reges Leben erwacht; die Sprach- und Mythenvergleichung hat hier ihre Schlüsse gebaut; die Berichte der Reisenden haben neue Wahrnehmungen auch auf religiösem Gebiete ans Licht gebracht, die Völkerkunde hat sie von ihrem neutralen Standpunkte aus registrirt, Freund und Feind christlicher Weltanschauung haben begonnen, sich gleichfalls mit ihnen auseinanderzusetzen.

Da war es denn sicherlich ein glücklicher, zeitgemäßer Gedanke, daß die altberühmte Teylersche theologische Gesellschaft in Haarlem im Jahre 1874 unter ihre Preisfragen auch die mit aufnahm: Was lehrt die Völkerkunde auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte über die Anlage des Menschen zur Religion?

Von den zwei eingegangenen Lösungsversuchen hat derjenige Julius Happels die ziemlich hohen Ansprüche der Gesellschaft befriedigt und den Preis davongetragen. 1877 ist die Arbeit im Druck erschienen*), und wer sich überhaupt für Religionswissenschaft interessirt, wird nicht allzuoft von einem Buche so von

*) **Die Anlage des Menschen zur Religion**, vom gegenwärtigen Standpunkte der Völkerkunde aus betrachtet und untersucht von **Julius Happel**, Prediger der reformirten Gemeinde zu Bützow. Von der Teylerschen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Haarlem, de Erven F. Bohn, 1877.

Anfang bis zu Ende gefesselt werden wie von diesem. Der Verfasser ist seinen theologischen Grundanschauungen nach ein Jünger Richard Rothes; für den weitaus größten Theil seines Stoffes konnte er aber bei diesem keine directe Belehrung finden, sondern war auf die eigenen Füße gestellt. Und was für ein reiches Gebiet alter und neuer Literatur hat er für seinen Zweck rüstigen Fußes und gesunden Blickes durchwandert!

Das erste der fünf Kapitel, in welchen Happel seinen Stoff behandelt, trägt die Ueberschrift: „Die Existenz der religiösen Anlage." Es führt uns eine Reihe von Zügen vor, die sich in den verschiedensten Religionen wiederfinden. Hierher gehört z. B. die Zwölfzahl und die Dreizahl, die in den meisten Göttersystemen von großer Wichtigkeit sind. „Noch weit allgemeiner ist der Dualismus eines guten und bösen Princips" und vor allem „die Auffassung der Gottheit als Mann und Weib" verbreitet. Mißverständlich ist es nun freilich, wenn Happel „alle Religion von diesem letzteren Dualismus ausgegangen" sein und in Himmel und Erde zuerst Vater und Mutter aller Sterblichen gesehen haben läßt (S. 14). Wir können ihn hier selbst als Zeugen gegen sich aufrufen, denn S. 127 schreibt er „den Naturvölkern ursprünglich eine religiöse Richtung auf alle Naturgegenstände" zu. Dies scheint entschieden das Richtigere. Wenn wir irgendwo eine für unser Schicksal einflußreiche Persönlichkeit zu einer ersten Begegnung erwarten, so sehen wir jeden Eintretenden, jeden Nahenden darauf an, ob er nicht der Erwartete seine könne, und unsere Phantasie ist sehr geneigt, die Frage bis auf weiteres zu bejahen. So mag auch der religiöse Trieb, die religiöse Ahnung des noch ganz kindlichen Menschen, dem ja noch alles, was ihn umgiebt, neu und räthselhaft ist, in allen Naturdingen etwas geheimnißvoll Göttliches gefunden und erst in zweiter Linie — wenn auch vielleicht nicht viel später — eine Ausscheidung vorgenommen, sich von seinem naiven Polydämonismus zu einer auszeichnenden Verehrung der Himmelsgötter erhoben haben. Nahe lag es dann, dem obersten Himmelsgotte die Erdgöttin als Gattin beizugesellen. Weiter zeigt Happel, wie der, so zu sagen, anarchischen Götterwelt fast überall ein centralisirender Trieb innewohnt, wie einem Gotte die Hegemonie übertragen wird und die übrigen Götter dann als seine Brüder, Söhne, Schwestern, Töchter und Weiber aufgefaßt werden, gleichzeitig aber auch die ganze Götterfamilie immer mehr vermenschlicht wird.

„Am allerallgemeinsten aber ist der Geisterglaube verbreitet." Alles ist von guten oder bösen Geistern „bewohnt, beseelt, besessen". Unter diesen Geistern nehmen die der Vorfahren eine hervorragende Stelle ein. Ihre Verehrung setzt aber auch bereits einen Unsterblichkeitsglauben voraus, der am häufigsten in Gestalt der Annahme einer Seelenwanderung auftritt. Merkwürdigerweise hingen aber gerade die lebensvollsten Nationen in ihrer Blütheperiode dem Unsterb-

lichkeitsglauben nicht an. „Solange die Völker auf der Oberwelt etwas Rechtes zu thun haben, bleibt ihnen keine Zeit, über den Tod zu träumen, und zu sinnen auf das, was hernachmals kommen wird“ — eine Bemerkung, die lebhaft an die Anschauungsweise des alten Goethe erinnert, der zwar „keineswegs das Glück entbehren“ mochte, „an eine künftige Fortdauer zu glauben“, und mit Lorenzo von Medici alle diejenigen auch für dieses Leben für todt erklärte, welche kein anderes hoffen, der aber doch allem Grübeln und Reden über diese Dinge abhold war. „Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen,“ sagte er, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe I S. 85 und 86.)

Außer dem Ueberblick über das Gleichmäßige in den religiösen Vorstellungen der verschiedenen Völker giebt nun Happel auch einen lehrreichen Hinweis auf die Aehnlichkeiten in ihren religiösen Handlungen. „Hauptsächlich um dreier Zwecke willen macht sich der Mensch mit seiner Gottheit zu schaffen: er will die Gottheit erforschen, er will sie genießen, er will damit wirken; darum sind das Orakeln, das Opfern und die Zauberei die wesentlichsten und am allgemeinsten verbreiteten religiösen Thätigkeiten.“ Man sieht, daß dieselben in der dreifachen Function des menschlichen Geistes überhaupt begründet sind, in Erkenntniß, Gefühl und Willen — beiläufig auch ein Zeugniß dafür, daß die Religion nicht bloß Sache einer Seite des Menschen, sondern des ganzen Menschen ist. Und wenn wir statt der etwas speciellen und mehr auf untergeordnete Religionsstufen hinweisenden Ausdrücke „Orakel, Opfer und Zauberei“ etwa die anderen einsetzen: Gottessprüche, Gottesdienste und Gotteswerke (Wunder), so können wir geradezu behaupten, daß alle Religionen dieselben in irgend einer Form zu ihrem Wesen rechnen.

Ohne auf die reiche, concrete Ausfüllung jenes Schemas mit religionsgeschichtlichem Material einzugehen, wollen wir nur darauf hinweisen, wie Happel in ebenso wissenschaftlicher wie religiöser Weise niemals über die vielleicht rohe und ungeschlachte Außenseite solcher Erscheinungen plump aburtheilt, sondern auch aus ihnen noch gleichsam den Herzschlag wirklicher Religion heraushört, auch in ihnen die freilich noch unbeholfenen Regungen einer höheren Kraft im Menschen erblickt. So sagt er: „Man kann darüber spotten, daß der Mensch auf der Naturstufe vom Lispeln der Blätter des Baumes Orakel nimmt, aber geht nicht eben daraus hervor, daß in ihm noch etwas anderes und specifisch höheres als im bloßen Thiere arbeitet?“ Oder: „Weit entfernt davon, in der Zauberei nur ein sinnloses Unternehmen zu sehen, legt sie vielmehr das ursprüng-

lichste Zeugniß ab von der berechtigten Prätention, mit welcher der Mensch der materiellen Natur als ihr Herr entgegentritt."

Was das Grundgefühl der Religion betrifft, so tritt Happel mit Recht dem primus in orbe deos fecit timor entgegen, der alten, weitverbreiteten Anschauung, daß die Furcht der alleinige und zureichende Grund der Religion sei, obgleich auch er bereitwillig anerkennt, „daß die Furcht in der Religion eine Hauptrolle spielt". Vielmehr erklärt er: „In dem Schauer vor dem Unbekannten und Unsichtbaren, vor dem Mächtigen und Unnahbaren sehen wir die Quelle aller Religion", und an einer andern Stelle: „Aller geschichtlichen Erfahrung zufolge werden wir uns den ersten Menschen weder als eine Bestie, noch als einen Engel vorstellen dürfen, sondern als ein leicht erregbares und empfängliches Wesen, welches in seinen Vorstellungen und Neigungen noch unstät umherschweifte und daher bald von Furcht, bald aber auch von Dankbarkeit und Liebe wechselnd erfüllt wurde." Gewiß, nicht die gemeine Furcht, sondern der „fromme Schauder", mit welchem nach Schillers Dichtung Ibycus in Poseidons Fichtenhain eintritt, ist als das Grundgefühl der Religion zu betrachten. Wenn selbst so religiöse Forscher wie Rudolf Seydel (Die Religion und die Religionen, S. 14 fg.) einfach die „Religion der Furcht" an den Anfang der Religionsgeschichte stellen, so dürfen wir dies, im Einklang mit Happels Erörterungen, wohl kurz als einen ungenauen Ausdruck für „Cultus der Furcht" bezeichnen. Denn das gerade beweist der von Seydel angeführte Gesang der Neger auf Madagaskar:

„Zanchor und Niang erschufen die Welt;
O Zanchor, wir richten an dich kein Gebet;
Der gütige Gott, der braucht kein Gebet;
Aber zu Niang müssen wir beten,
Müssen Niang besänftigen" u. s. w.

Also dankbare Liebe zum guten Gott, aber begütigender Cultus zunächst bloß für den bösen.

Woraus erklären sich nun die mannigfachen überraschenden und wesentlichen Aehnlichkeiten der verschiedenen Religionen? Nicht aus einer gemeinsamen Ur-Religion, antwortet Happel, sondern aus der Grundeinrichtung des menschlichen Wesens. Damit ist eigentlich schon gesagt, daß die Anlage zur Religion eine allgemein-menschliche ist. Aber auch nur in diesem bestimmten Sinne will Happel verstanden sein. Wo das eigenthümlich menschliche Wesen wirklich zur Entfaltung kommt, da ist auch die Religion mit vorhanden. Sie gehört zu den „Hauptunterscheidungs-Merkmalen des Menschen vom Thiere". Dagegen ist natürlich der empirische Nachweis, daß jeder Mensch und jedes Volk zu jeder Zeit Religion gehabt haben, weder zu erbringen noch zu verlangen. Denn „be-

sonders vom Standpunkte der christlichen Religion aus — und hier kommt der Jünger Rothes zu Worte — wird man nicht leugnen können, daß ein Mensch Religion haben kann, ohne daß dieselbe in besondern ausschließend religiösen Handlungen sich äußern müsse"; und unsere Kenntniß der Naturvölker ist trotz aller Fortschritte der Ethnographie doch der Natur der Sache nach noch lange nicht vollständig und zuverlässig genug. Zu demselben Standpunkte hat sich neuerdings auch Max Müller bekannt (in seinem Aufsatz über Fetischismus im Novemberhefte 1878 von „Nord und Süd").

Am Schlusse des ersten Kapitels zieht Happel das praktische Facit aus dem bisher Entwickelten. Er weist die Verkenner und Verächter der Religion auf die Unverwüstlichkeit derselben, die „dem Phönix gleich, zwar ihren Leib immer wieder verbrennen lassen kann, aber aus der Asche stets neu verjüngt emporsteigen muß", auf ihr wahres Wesen, das durchaus nicht in grauer Theorie, sondern in warmem, alle Verhältnisse durchfluthendem Leben besteht, und auf ihre centrale Bedeutung in der menschlichen Geschichte hin.

Das zweite Kapitel ist speciell dem „Object der Religion (Motiv der religiösen Anlage)" gewidmet. Der parenthetische Zusatz soll ausdrücken, daß wir es hier nicht bloß mit der Gottheit oder den Göttern als dem eigentlichen und höchsten Objecte der Religion zu thun haben, sondern auch mit den Gegenständen, welche den Gedanken an jene vorzüglich wecken und daher mit ihnen in engster Verbindung gedacht werden oder den Verkehr mit ihnen zu vermitteln scheinen.

Hier hat man sich vor allem zu hüten, daß man die Gegenstände, in welchen die Naturvölker etwas geheimnißvoll Geisterhaftes walten sehen, nicht ohne weiteres selbst als ihre Götter bezeichne. In dieser Beziehung nehmen wir bei Tacitus schon einen bedeutenden Fortschritt über Cäsar hinaus in der Beurtheilung der Religion der alten Germanen wahr. Cäsar sagt einfach: deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam (Unter die Zahl der Götter rechnen sie allein die, welche sie sehen, und durch deren Hilfsleistungen sie augenscheinlich unterstützt werden, die Sonne, das Feuer und den Mond), Tacitus dagegen viel feiner und wahrer: deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident (Mit den Namen von Göttern belegen sie jenes geheimnißvolle Etwas, das sie allein mit den Augen der Ehrfurcht sehen).

Mit einer bestimmteren Ausgestaltung des geahnten Göttlichen, das man auf jener ersten Stufe der Auffassung am treffendsten mit dem schwer zu übersetzenden lateinischen Worte numen (etwa: göttliche Macht) bezeichnet, durch Phantasie und künstlerische Abbildung war für die Religion keineswegs ein großer Fortschritt gemacht, vielmehr die Gefahr der Herabziehung der Gottheit ins

Materielle und ihrer Erstarrung in demselben eng verbunden. Daher begreift sich sehr wohl das israelitische Verbot der Abbildung Gottes. „Nachdem die Götter einmal eine so plastische Gestalt erlangt hatten," wie besonders bei den Hellenen, „wäre der hebräische Monotheismus unmöglich gewesen; nur weil Israel zu der Zeit, als es seinen Monotheismus erhielt, noch auf dem Standpunkte der Naturvölker sich befand, konnte das Gottesbewußtsein so kräftigen Ausdruck gewinnen, daß vor dem obersten Gott die nur ganz blaß vorgestellten übrigen Geister zu abstracten Engelgestalten herabsanken."

Schon oben sahen wir, wie aus der bunten Vielheit der numina sich einzelne hervorheben, die eigentlich erst den Namen Götter verdienen. „Nicht wenige Gründe sprechen dafür, daß man die eigentlichen Götter nur in den Himmelserscheinungen gesehen und den Erscheinungen auf der Erde nur insofern Verehrung beilegte, als sie mit dem Himmel in irgend welchem näheren Zusammenhang zu stehen schienen. Dafür scheint schon der Umstand zu sprechen, daß in allen Welttheilen, unter den Natur-, wie unter den Culturvölkern, die mächtigsten und höchsten Götter den Himmel einnehmen." Dazu wirkten mehrere Eigenschaften des Himmels naturgemäß zusammen: seine unnahbare Erhabenheit, seine leuchtende Klarheit und Schönheit, sein mannigfacher, entscheidender Einfluß auf Wohl und Wehe der Menschen.

In der weiteren Schilderung Happels, nach welcher die Erde jenen Himmelsmächten gegenüber „doch immer die empfangende blieb", scheint uns nicht alles ganz klar. Es müßte bestimmter hervortreten, daß wir es an dieser Stelle gleichsam mit einer zweiten Schicht der religiösen Entwicklung zu thun haben, sonst kommen wir wieder mit dem so einleuchtenden Satze von der ursprünglichen religiösen Richtung auf alle Naturgegenstände in Conflict. Vielmehr ist zuerst eine chaotische Fülle von numina vorhanden, woraus sich bald die Himmelsgötter zu einer höheren Stellung emporarbeiten; dann fallen wiederum verklärende Strahlen von diesen erhöhten Himmelsmächten auf die mehr ins Dunkel zurückgesunkenen irdischen Gegenstände. Wir glauben, mit dieser Aufstellung auch bei Happel selbst auf keinen Widerstand zu stoßen. Nun erstreckt sich aber die religiöse Verehrung nicht bloß auf die Götter selbst, sondern, wie schon angedeutet, auch auf die Gegenstände, mit denen sie in besonders enger Verbindung gedacht werden. Happel bezeichnet dieselben als „Sacramente", d. h. Sachen, welche gleichsam als elektrische Conductoren religiöse Kräfte in die Welt leiten. Hierher gehören zunächst die Götzenbilder, bei denen es für ihre Zauberkraft durchaus nicht auf künstlerische Gestaltung ankommt. War doch z. B. die Here von Thespiä in ältester Zeit ein Baumast, die in Samos ein Brett, die zu Argos eine hohe Säule. Damit ist denn auch der Uebergang zu einer richtigen Auffassung der Fetische und des Fetischismus gebahnt. „Dieser Punkt," sagt

Pfleiderer in seiner Religionsphilosophie (S. 319), „ist von Happel so gründlich und klar (S. 135—140) ausgeführt, daß die Frage damit als geschlossen betrachtet werden darf." Der Fetisch ist nach ihm ein „Sachgut" (d. h. ein an sich lebloser Besitz), „mit welchem höhere, himmlische, übernatürliche Kräfte durch Zauber in Verbindung gebracht worden sind". Unter diesen Gesichtspunkt stellt Happel mit Recht auch die Reliquien, sowie er mit den Götzen die Heiligenbilder in Parallele stellt.

In jener Definition des Begriffes Fetisch sind nun zwei sehr wichtige Anschauungen schon mit enthalten: einmal die bestimmte Unterscheidung der Götter selbst von den Fetischen, sodaß man dem Neger nicht mehr die plumpe Vorstellung unterschieben darf, sein Holzklotz sei mit Stumpf und Stiel der Gott selbst, und ferner die Anerkennung, daß der Fetischismus eine in allen Religionen irgendwie vorkommende Erscheinung, nicht aber, wie so oft behauptet wird, die Ur-Religion der Menschheit selbst ist. Bestätigt wird diese Auffassung Happels auch durch Max Müller (in dem oben genannten Aufsatze), welcher doch noch keinen Bezug auf Happels Werk nimmt. Müller stellt das portugiesische feitiço mit dem lateinischen facticius zusammen, welches bedeutet: mit der Hand gemacht; dann: künstlich, bezaubernd oder bezaubert; auch er beschränkt daher den Begriff auf leblose und greifbare Gegenstände und sagt gegen die Annahme der Ursprünglichkeit des Fetischismus: „Jedenfalls ist die Gefahr, metamorphisches Gestein für primäres vulcanisches hinzunehmen, weit größer in der Anthropologie als in der Geologie."

Im Unterschiede von der Verehrung der Fetische als von Menschen bearbeiteter Sachen erörtert Happel weiter die Stein-, Pflanzen-, Thier- und Menschenverehrung. Die Steine erinnerten theils als Denksteine an Theophanien, theils galten sie als vom Himmel gefallen wie der schwarze Stein der Kaaba, eine Vorstellung, zu welcher die Meteorsteine Anlaß geben. Natürlich wurden ihnen dann Zauberkräfte zugeschrieben. Noch weit enger ist das Verhältniß, in welchem die Götter zur Pflanzenwelt stehen; noch unser Gefühl wird ja angeheimelt durch die Vorstellung: „ein Dryas lebt in jenem Baum", mit welcher es sogar einem Forscher wie Fechner wiederum heiliger Ernst ist. Aber auch in den Thieren erblickten die Naturvölker einerseits etwas ihnen Verwandtes, andrerseits etwas geheimnißvoll Dämonisches. In der späteren Entwicklung des Thierdienstes lassen sich nach Happel hauptsächlich vier verschiedene Arten unterscheiden: „a) die Thiere werden heilig gehalten, weil die Völker ihre Abstammung auf die Thiere zurückführen, so namentlich bei den Indianern und vielen afrikanischen Völkern; b) die Götter und Menschen erscheinen in Thieren, Thiere sind gleichsam die Leiber der Götter (Polynesier, Aegypter, Indianer); c) gewisse Thiere stehen zu einzelnen Göttern in einem

näheren, vertrauteren Verhältnisse, so namentlich bei den Indogermanen, z. B. das Pferd bei Persern, Deutschen, Preußen, wegen seiner Vorausahnung künftiger Ereignisse; Vögel, Hühner und Gänse erfreuten sich bekanntlich bei den Römern wegen der Zeichendeuterei einer vorzüglichen Versorgung; d) endlich die Thiere werden nicht mehr unmittelbar verehrt, sondern die Gestalt derselben symbolisirt das Nahesein göttlicher Kräfte." Natürlich stehen bei den Naturvölkern gerade diejenigen sinnlichen Kräfte und Triebe in besonderer Schätzung, in welchen die Thiere dem Menschen überlegen sind.

Die Verehrung von Menschen endlich ist insofern naturwüchsig, als sie den Abgeschiedenen, der Sichtbarkeit Entrückten, dann aber doch eigentlich nicht den Menschen als solchen gilt. Aber auch sie werden mehr als Schutz- oder Plagegeister untergeordneter Art, nicht als eigentliche Götter betrachtet. Eine spätere, tiefe Entartung ist es, wenn lebende Menschen, Priester oder Fürsten, z. B. römische Kaiser, sich göttliche Verehrung erweisen ließen. Damit ist zugleich die nach Euhemeros benannte Religionstheorie, die Götter seien von Haus aus einfach vergrößerte Menschen, abgewiesen.

Aus dieser reichen Fülle von Gegenständen der religiösen Verehrung haben nun die verschiedenen Völker je nach ihrer individuellen Anlage und Entwicklung zu wählen gehabt, und auch an den gemeinsamen Gegenständen der Verehrung tritt für den einen dieser, für den andern jener Zug besonders in den Vordergrund. Obgleich der Lichtglanz und die leuchtenden Körper sowie die zeugende Kraft des Himmels überall verehrt wird, so liegt doch für die Arier auf jenem, für die Aegypter, Phönicier und Syrer auf dieser der Nachdruck. Sabiern, Chaldäern und Arabern imponirte vor allem die Regelmäßigkeit der Himmelserscheinungen. Während ferner bei den verstandesnüchternen Chinesen der Ahnencult so ziemlich als der einzige Inhalt der Religion übrig geblieben ist, hat die lebendige Phantasie der Inder die ganze Welt mit Göttern bevölkert, die freilich später von der Speculation in einem rückhaltlosen Pantheismus aufgehoben wurden. In anderer Weise hielten die Germanen gleichsam über ihre reichhaltige Götterwelt Gericht, indem sie dieselbe in der Götterdämmerung untergehen ließen, auf welche jedoch eine neue Welt mit neuen Göttern folgt — eine ahnungsvolle Darstellung der Wahrheit, daß die Religion selbst nicht mit den unvollkommenen Vorstellungen eines Volkes und Zeitalters über dieselbe untergeht. In der griechischen Religion tritt die Naturbedeutung der Götter schon sehr hinter ihre Functionen auf den geistigen Gebieten zurück. In der hebräischen aber wird die Gottheit überhaupt von der materiellen Welt bestimmt unterschieden und namentlich in ihrer moralischen Beziehung zum Menschen erkannt.

(Schluß folgt.)

Die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich.

Zu den Thatsachen, welche die geschichtliche Entwicklung unserer Nation von jeher in hervorragender Weise bedingt haben, ist unstreitig jene merkwürdige Verschiebung zu rechnen, die das deutsche Volksthum und die politische Begrenzung des deutschen Landes in der Richtung von West nach Ost allmählich, aber stetig erlitten haben. Lagen einst die westlichen Grenzen des deutschen Reichs und seiner burgundischen Nebenländer am Rhone und an der Saone, an der obern Maas und Schelde, so bildete dieselben bis 1871 der Rhein von Basel abwärts bis zur Mündung der Lauter, und erst der letzte Krieg hat sie wieder in entgegengesetzter Richtung, bis an die Vogesen und die Maas hinausgerückt. Wenn dagegen andrerseits in den Jahrhunderten von der Völkerwanderung bis zur Zeit Karls des Großen jenseits des Böhmerwaldes und der Elbe kein germanischer Laut vernommen wurde, so endigt gegenwärtig das deutsche Sprachgebiet erst an Weichsel und Niemen. Dieses Vorrücken der ethnographischen Grenze gegen Osten ist im nördlichen Deutschland weit gleichartiger, consequenter und durchschlagender vor sich gegangen als in den südlicheren Gegenden, trotzdem daß hier die Donau dem deutschen Volke die Richtung für seine Ausbreitung vorzuzeichnen schien. Aber offenbar haben auf die Bevölkerungszustände und die geschichtlichen Schicksale dieser Gebiete, welche die Römer mit den Namen Noricum und Pannonia bezeichneten, außer dem Strome noch andere, von denen der norddeutschen Tiefebene wesentlich abweichende Naturverhältnisse, insbesondere ihre Lage und Bodenplastik, von frühester Zeit an einen bestimmenden Einfluß geübt.

Freilich sind die Strahlen, welche in die älteste Vergangenheit dieser Gegenden eindringen, nur spärlich und dürftig. Dennoch ist es einer äußerst fleißigen und mühevollen Forschung, die zu den besten Leistungen der vor 1848 noch gar nicht vorhandenen, seitdem aber mit großer Rührigkeit vorwärtsstrebenden österreichischen Historiographie*) gehört, gelungen, einiges weitere Licht über dieselbe zu verbreiten, und ein außerösterreichischer Gelehrter, Professor O. Kämmel in Dresden, hat sich neuerdings die dankenswerthe Aufgabe gestellt und, wie hier sogleich hinzugefügt sein möge, auch in dankenswerthester Weise gelöst, diese Unzahl einzelner, an sich zusammenhangsloser Untersuchungen zu sichten,

*) Erst ganz neuerdings hat sich dieselbe wiederum ein neues Organ geschaffen in den von Mühlbacher unter Mitwirkung von Sickel, Thausing und v. Zeisberg begründeten „Mittheilungen des Instituts für österreichische Gesichtsforschung“.

zu ordnen und unter einander zu verbinden.*) Wenn er auch hierbei, wie der Gegenstand es gar nicht anders zuläßt, angethan mit dem schweren Rüstzeug gelehrter Forschung einherschreitet, so hat er es doch zugleich verstanden, ein künstlerisch wirkendes und darum auch für den nicht fachmännischen Leser anziehendes Mosaikbild aus der Masse der einzelnen Steinchen zusammenzufügen.

Wie sich der Naturforscher von den verschiedenen geologischen Schichten des Erdbodens die Geschichte seiner Bildung erzählen läßt, so helfen dem Historiker die noch erkennbaren Ueberreste mehrerer über einander gelagerten Bevölkerungsschichten die Schicksale dieser Gegenden in Zeiträumen aufhellen, die weit vor dem Anfange ihrer eigentlichen Geschichte liegen. Von der unter südländischer, vornehmlich etruskischer Einwirkung entwickelten vorrömischen Cultur der Bewohner Noricums, deren keltische Nationalität nicht bloß durch die bestimmtesten Angaben der Alten, sondern auch durch die zu hunderten überlieferten Orts- und Personennamen über allen Zweifel erhaben ist, ein Bild zu gewinnen, dies ermöglichen uns nicht sowohl die Nachrichten antiker Schriftsteller als vielmehr die Funde in Pfahlbauten und Gräbern, was letztere betrifft, vor allem die auf dem großartigen Todtenfelde von Hallstatt, wo nicht weniger als 993 Gräber bloßgelegt und 6084 Objecte aus ihnen entnommen worden sind. Durchweg zeigen diese eine Bevölkerung mit bereits sehr mannigfachen Bedürfnissen, wie sie nur eine höhere Cultur hervorruft, und hinter der die des östlicheren Pannoniens noch weit zurücksteht. Frühzeitig verstanden diese Ostkelten, die Mineralschätze ihres Landes, Salz, Kupfer, Eisen, Gold, zu gewinnen und, gleich den Producten ihrer Herden, der Wolle und dem Leder, selbst zu verarbeiten. Seit der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts drangen die etruskischen Handelsleute bis in diese Thäler vor, wo sie für die Erzeugnisse ihrer heimischen Metallindustrie reiche Rimessen fanden an dem trefflichen steirischen Eisen und dem Bernstein der Ostseeküste. Denn auch für einen nordwärts gerichteten Handelsweg, der die Traun hinunter zur Donau und diese überschreitend nach Böhmen und Schlesien führte, war Hallstadt der Ausgangspunkt, während weiter nach Osten Carnuntum, das heutige Petronell, einen wichtigen Stapelplatz des Bernsteinhandels bildete.

Allmählich wird eine Steigerung der norischen Civilisation sichtbar, eingeleitet durch den kräftigen Concurrenten des etruskischen Händlers, den römischen Kaufmann, der den Wein, das Oel, die Erzeugnisse des Gewerbfleißes des Südens, austauscht gegen Bergbauproducte, Vieh, Häute, Sclaven. Kräftiger aber noch wirkt hier wie anderwärts die militärische Organisation des Römerreichs,

*) Die Entstehung des österreichischen Deutschthums. Von Otto Kämmel. Erster Band. Bis zum Ausgange der Karolingerzeit. Leipzig, Duncker & Humblot, 1880.

welche an der Donau die beiden mächtigen Bollwerke Carnuntum und Vindobona, eine fortlaufende Grenzbefestigung, eine Kriegsflotille auf dem Strome und ein Straßennetz schuf, auf welchem das bunte Völkergemisch der römischen Legionen herbeizog, und die griechisch-römischen Culte mit starker orientalischer Beimischung, auch den unter diesen Kriegerschaaren mit Vorliebe gepflegten Mithrasdienst ins Land brachte. Allmählich entstehen römische Ortschaften, die bedeutenderen werden mit Stadtrecht ausgestattet, doch ohne daß eine systematische Colonisation stattgefunden hätte; besaßen auch diese Stadtgemeinden römische Verfassung, so hat ihre Einwohnerschaft doch gewiß zum überwiegenden Theile aus Einheimischen bestanden. Ueberhaupt können Noricum und Pannonien das Maß einer sehr bescheidenen provinziellen Cultur niemals überschritten haben, die Städte werden eben nur römische Sprachinseln inmitten keltischer Bevölkerung gewesen sein. Aus verschiedenen Merkmalen ergiebt sich, daß im heutigen Kärnten mit Südsteiermark und Krain sowie im nördlichen Salzburg und südlichen Oberösterreich auf der einen, in dem Striche längs der Donau auf der andern Seite der römische Einfluß überwog, in den dazwischen liegenden Territorien aber nur schwach oder so gut wie gar nicht zur Geltung kam.

Theilweise, namentlich zwischen dem Inn und der Enns, hat dieses romanische Element selbst den Zusammenbruch der römischen Herrschaft überdauert; nur ist es nicht, wie am Po, am Rhone und am Tajo, stark genug gewesen, um auf die eindringenden Germanen eine Einwirkung auszuüben, vielmehr haben diese, wie sich dies in größerem Maßstabe besonders in Tirol nachweisen läßt, die Trümmer der Romanen bald assimilirt. Noch geringer ist die Erhaltung romanischer Reste im Lande östlich der Enns; östlich von der Leitha hat nicht eine einzige von den römischen Niederlassungen längs der Donaulinie ihren antiken Namen bewahrt, von den Gewässern, die ihn sonst am ehesten festzuhalten pflegen, nur wenige, z. B. die Raab. Mit dem Zusammenbruche der Militärgrenze verließen die römischen Bewohner schaarenweise diese Landschaften, die von da an überhaupt für lange Zeit nicht mehr zu geordneten Zuständen gelangten. Zeitweilig der Aufenthalt der Heruler und Langobarden, fielen sie nach deren Abzug nach Italien bis an die Enns den Awaren anheim, die als ein unstätes Reitervolk nur als Herren darin schalteten, zur Bebauung des Landes aber slawische Colonisten herbeizogen, die nun entweder auf diese Weise geräuschlos sich ausbreiteten oder auch, von den Awaren gedrängt, in größeren Schaaren einbrachen und sich festsetzten; nicht jenes von manchen slawischen Historikern gepriesene friedfertige Volk, das, von Ackerbau und Viehzucht lebend, nur zur eigenen Vertheidigung die Waffen ergriff, sondern ein rauhes, kriegerisches Geschlecht, das zur selben Zeit im Heergefolge der Awaren das byzantinische Reich erschütterte. Doch nur wenige und schwache Lichtstrahlen

fallen auf die schreckliche Katastrophe, welche damals die norischen Städte, die alten Culturcentren, in Schutthaufen verwandelte, die Bevölkerung vernichtete oder unterwarf und das Christenthum so völlig zerstörte, daß es zwei Jahrhunderte später einer neuen Bekehrung von Salzburg aus bedurfte.

So wurde die spätere bairische Ostmark im wesentlichen slawisches Land, die Vorposten der Slawen reichen noch bis nach Oberösterreich, etwas spärlicher auch ins Salzburgische hinein, im allgemeinen nimmt die Dichtigkeit ihrer Ansiedelungen von Süden nach Norden ab. Hauptsächlich in den schmäleren Flußthälern, nicht auf dem schweren Boden, den ihr Hakenpflug nicht zu bearbeiten vermochte, sind sie anzutreffen, und in diesen steigen sie, wie Windisch-Matrie am Fuße des Groß-Venedigers und andere Namen bezeugen, viel weiter ins Gebirge hinauf, als dies etwa im Erzgebirge die Sorben gethan haben. Es bezeichnet dagegen die Unsicherheit der weiten Wiener Ebene, die lange Zeit hindurch der Tummelplatz awarischer Reiterhorden blieb, daß dort kein einziger slawischer Ortsname vorkommt, wie denn überhaupt die auffallend geringe Zahl slawischer Niederlassungen in unmittelbarer Nähe der Donau die Vermuthung nahe legt, daß dieses Volk die Nähe der großen, so oft von verwüstenden Horden betretenen Straße eher mieden als suchten. Entsprechend der allgemein slawischen Sitte erfolgte ihre Ansiedelung nicht durch große Grundbesitzer, sondern durch Geschlechtsgenossenschaften, wenn auch später einzelne große Grundherren sich unter ihnen emporgeschwungen haben. Die von diesen Alpenslawen erreichte Cultur ist immer eine sehr primitive geblieben; die Eintheilung in Zupanien hatten sie mit anderen ihrer Stammesgenossen gemeinsam, eine weitere politische Entwicklung hinderte die awarische Herrschaft. Von dieser befreite auch sie wohl zeitweise der Franke Samo, der von Böhmen aus das erste, freilich nur kurzlebige Slawenreich gründete; als jedoch die Awaren sie nach dessen Tode aufs neue unterjochen wollten, riefen sie die Hilfe ihrer Nachbarn, der Baiern, an, und damit beginnt jene mächtige deutsche Einwirkung, welche, wesentlich verschieden von der gewaltsamen Art, wie dieser Proceß sich im nordöstlichen Deutschland vollzog, die Alpenslawen durch friedliche Mittel erst bekehrte und unterwarf, dann ihr Gebiet durch intensive Colonisation in ein deutsches Land verwandelte. Natürlich trat dieselbe in den verschiedenen Landschaften mit verschiedener Intensität auf. Nur schwach ist sie in Steiermark, namentlich im Ennsthale, etwas stärker an Mur, März und oberer Leitha. In Kärnten bemächtigt sie sich vor allem der alten Centrallandschaft um Klagenfurt, steigt aber an der Donau nur in einzelnen Ansätzen hinauf und berührt von den Nebenthälern nur das der Lavant und die von Norden her mündenden. An der Donau hielten sich die Deutschen, anders als ihre Vorgänger, mit Vorliebe in der Nähe des Stromes, nahmen die kleinen Mündungsebenen der südlichen

Nebenflüsse für sich, machten namentlich das Tullner Feld zum Hauptcentrum ihrer Ansiedelungen und bauten überdies gern ihr germanisches Bauernhaus im Schatten altrömischer Castelle. Abwärts vom Wiener Walde wurde nur die Strecke der Donau bis Carnuntum von deutschen Ansiedlern in Besitz genommen. Karls des Großen Awarenkrieg, die Errichtung der Ostmark und die Organisation der christlichen Kirche förderten diesen Proceß mächtig. Noch ist jedoch damals an der Donau Lorch der einzige Handelsplatz, bis zu welchem die deutschen Kaufleute vorgehen dürfen, und mit schwerer Strafe wird der Versuch, Waffen und Rüstungen auszuführen, bedroht, noch also gelten die Ostmark und Pannonien als unsichere Erwerbung, halb als Ausland.

Waren demnach auch diese Lande noch weit davon entfernt, wirklich deutsche zu sein, so blühte doch in den Thälern der Ostalpen deutsches Leben fröhlich empor. Da schlugen plötzlich die Fluthen einer neuen Völkerwanderung zerstörend über dem Lande zusammen. Das wilde mongolische Reitervolk der Magyaren brach in die alten Wohnsitze der ihnen stammverwandten Awaren ein; der Sturz des Mährenreiches, durch die Angriffe der Deutschen selbst beschleunigt, riß die letzte schützende Vormauer nieder, und in einer mörderischen Schlacht vernichteten 907 die Magyaren die Wehrkraft des bairischen Stammes. „Nicht leicht," mit diesen Worten schließt der Verfasser diesen ersten Abschnitt seiner Darstellung, „kann sich ein anderes Ereigniß der älteren deutschen Geschichte an verhängnißschwerer Bedeutung mit dieser Junischlacht des Jahres 907 messen. Unwiderruflich zerstört war die herrschende Stellung, welche bis dahin Baiern im ostfränkischen Reiche behauptet hatte. Verloren war alles, was seit mehr als hundert Jahren das Schwert und der Pflug zumeist des bairischen Stammes dem Mutterlande gewonnen, verloren die Ostmark und ganz Pannonien, die deutsche Herrschaft zurückgeschleudert bis an die Enns, das eigene Stammland den verheerenden Einfällen barbarischer Horden wehrlos überliefert, die politischen und kirchlichen Bande mit den deutschen Pflanzungen jenseits der Enns zerrissen, sie selbst vernichtet oder der Verkümmerung preisgegeben. Niemals ist dieser Verlust wieder völlig eingebracht worden. Nur ein kleiner Theil dieser Lande wurde im 10. und 11. Jahrhundert zurückgewonnen, niemals aber, seitdem ein ungarischer Staat sich gebildet hat, ist es gelungen, das alte Pannonien deutscher Herrschaft und deutschem Volksthume wieder zu erobern. Ohne die Dazwischenkunft der Magyaren und ohne die Schlacht von 907 würden nach menschlichem Ermessen die Marken des geschlossenen deutschen Nationalgebietes statt an der oberen Raab heute an der unteren Save stehen."

Deutsche Dichtung im Liede.

Unter diesem Titel hat vor wenigen Wochen Professor Imelmann vom Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin eine höchst interessante Anthologie herausgegeben. Dieselbe umfaßt fünf und ein halb Hundert deutscher Gedichte und Gedichttheile, die selbst wieder deutsche Dichtung und deutsche Dichter zum Gegenstande haben, also eine Art Geschichte unsrer poetischen Nationalliteratur aus dem eignen Munde unsrer Dichter.*)

Der Gedanke, der dieser Sammlung zu Grunde liegt, ist an sich nicht neu. Petri's „Eichenkränze" (Wiesbaden, 1827) und Krögers „Ehrentempel Deutschlands" (Altona, 1835), Kletke's „Deutsche Geschichte in Liedern, Romanzen, Balladen und Erzählungen deutscher Dichter" (Berlin, 1846) und Grube's „Deutsche Geschichte in deutschen Gedichten" (Leipzig, 1850), Zimmermanns „Geschichte der Deutschen in poetischen Darstellungen" (Erlangen, 1855) und Wagners „Poetische Geschichte der Deutschen" (Darmstadt, 1858), endlich F. Jos. Scherers „Deutschland im Liede" (Paderborn, 1876) — dies alles sind Sammlungen von Gedichten, in denen lediglich Gestalten und Ereignisse der vaterländischen Geschichte besungen werden. Selbst auf die allgemeine Weltgeschichte ist der Gedanke wiederholt ausgedehnt worden, zuletzt noch in K. W. Bindewalds „Poetischer Weltgeschichte" (Frankfurt a. M., 1872), und sogar für die Erdkunde ist eine ähnliche Anthologie zusammengestellt worden von Rob. v. Schlagintweit in seinen „Poetischen Bildern aus allen Theilen der Erde" (Soest, 1869). Andrerseits ist die Idee aber auch bereits beschränkt worden auf die deutsche Literaturgeschichte. Wie der Herausgeber der vorliegenden Sammlung selber mittheilt, hat er in Ferdinand Freiligrath und der zweiten Abtheilung von dessen poetischem Sammelwerke „Dichtung und Dichter" (Dessau, 1854) schon einen Vorgänger gehabt.

Dennoch bietet unsre Sammlung etwas durchaus Neues, wenn wir einerseits die erstaunliche Fülle, andrerseits den Werth und Gehalt des Gebotenen berücksichtigen. Vom Nibelungenliede an bis in die Dichtung unsrer Tage herein haben wir hier einen Chor von poetischen Stimmen, Urtheilen, Erwähnungen vor uns, in dem die gesammte Entwicklung unsrer poetischen Nationalliteratur sich wiederspiegelt. Namentlich von den Minnesingern, vom Zeitalter Gottfrieds von Straßburg und Rudolfs von Ems an lassen sich, wie der Herausgeber selbst

*) Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. J. Imelmann, Prof. am kgl. Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Berlin, Weidmann, 1880.

betont, derartige poetische Stücke und Stellen in selten abgebrochner Continuität verfolgen bis herauf zu den Höhen unsrer klassischen Poesie, und wiederum von den Tagen Goethes und Schillers bis zur jüngsten Vergangenheit und unmittelbaren Gegenwart, bis zu Freiligraths warmen, klangvollen Poetengedichten und Paul Heyses sinnigen, stimmungsvollen literarischen Sonetten und Episteln. Die Volkspoesie des sechzehnten Jahrhunderts, Luther und Hans Sachs, die gelehrte Renaissancepoesie des siebzehnten in den beiden schlesischen Schulen und den Hofpoeten, die Anakreontiker und die Odendichter des achtzehnten Jahrhunderts in den Hallischen, Berliner und Halberstädter Kreisen, Gottsched und seine Anhänger und Gegner, Klopstock und die Leipziger, der Göttinger Hain und seine Verwandten, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, die Romantiker, die Dichter der Freiheitskriege, die „schwäbische Schule" und so in ununterbrochner Reihe herab bis zu Hebbel und Geibel, Theodor Storm und Victor Scheffel — sie alle ziehen an unserm Auge in solchen Zeugnissen aus Dichtermund vorüber. Und in dieser reichen Fülle ist nichts Unbedeutendes, nichts, das nicht nach irgend einer Seite hin charakteristisch wäre; abgesehen etwa von einigen Gelegenheitsgedichten im gewöhnlichsten Sinne des Wortes, Festprologen u. dgl., möchten wir kaum eine einzige Nummer der reichen Sammlung missen.

Was uns, auf den ersten Blick wenigstens, nicht recht behagen wollte, ist der Umstand, daß die alten, echten, zeitgenössischen Stimmen, und die modernen, retrospectiven in bunter Reihe in der Sammlung durch einander stehen. Es ist auf diese Weise eine Kette entstanden, in der glänzende, farbenechte Perlen mit blässeren, mattergefärbten auffällig abwechseln. Aber freilich, sollten die letzteren nicht überhaupt ausgeschlossen werden — und wer möchte ein Gedicht wie „Hans Sachsens poetische Sendung" hinauswünschen? —, wie hätten sie dann anders geordnet werden sollen?

Schwerer läßt sich ein anderes Bedenken abweisen. Imelmanns Buch ist weit entfernt, eine gewöhnliche Anthologie zu sein, es ist ein Buch von entschiedenem wissenschaftlichen Werthe, eine wichtige Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Da ist es denn zu bedauern, daß der Herausgeber sich überhaupt die Beschränkung auferlegt hat, nur solche Stimmen vorzuführen, die in poetischem Gewande erscheinen. Durch diese Verbindung eines wissenschaftlichen und eines ästhetischen Gesichtspunktes ist sein Buch doch auch wieder halb und halb auf die Stufe einer bloßen Anthologie herabgerückt worden. Ein Quellenbuch zur deutschen Literaturgeschichte, wie es uns vorschwebt, müßte eine umfassende Sammlung aller zeitgenössischen Stimmen (die modernen würden darin ganz auszuschließen sein) bilden, die über einen Dichter oder Schriftsteller selbst wieder aus hervorragender Dichter- und Schriftstellerfeder geflossen sind, gleichviel ob

dieselben in poetischer oder prosaischer Form auftreten. Man vergegenwärtige sich, welche Ausbeute von Material allein Lessings „Literaturbriefe“ oder Goethes „Dichtung und Wahrheit“ für die Literatur des 18. Jahrhunderts spenden würden! Man denke an die zahlreichen berühmten Kritiken — wie J. J. Engels Briefe über „Emilia Galotti“, Sonnenfels' Kritik über die „Minna von Barnhelm“, Schillers Recensionen des „Egmont“ und der Bürgerschen Gedichte, Goethes Recension der Voßschen Gedichte —, die eine derartige Sammlung mit umfassen könnte und müßte. Solch ein Corpus sententiarum würde freilich zehn so starke Bände füllen wie Imelmanns Sammlung; aber wäre es nicht eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen werth, auf die Beschaffung eines derartigen Quellenbuches, das ein zum Theil weit zerstreutes, entlegenes und schwer zu erreichendes Material zu bequemer Benutzung vereinigen würde, hinzuarbeiten? Was Imelmann uns geschenkt hat, ist ein höchst dankenswerther Theil davon, der aber doch eben nach einem äußerlichen und für die Sache unwesentlichen Gesichtspunkte aus dem großen Ganzen ausgespart ist.

Sehen wir ab von diesem Bedenken — und wer wäre so undankbar, an der dargebotenen reichen Gabe um der denkbaren reicheren willen zu mäkeln? —, so haben wir in Imelmanns Buch ein höchst willkommenes Hilfsmittel erhalten zur Vertiefung, Belebung und — Ausschmückung unseres literargeschichtlichen Studiums, eine Sammlung, deren Werth und Bedeutung wir nicht treffender bezeichnen können als mit des Herausgebers eigenen Worten, wenn er sagt: Sie ergiebt ein farbenreiches, bewegtes, vielseitig anregendes Bild der in dem langen und mühsamen Entwicklungsgange unserer Dichtung einander ablösenden, neben- und durcheinander laufenden Richtungen, in welchem die Persönlichkeiten ihrer Träger und die lebendigen Wirkungen von Dichter auf Dichter, der Kunstzusammenhang, die Verzweigung der Schulen oft in greifbarer Deutlichkeit zur Anschauung kommen. An Art, Form und Werth sind die mitgetheilten Stücke selbstverständlich so verschieden wie möglich: lehrhafte Umständlichkeit wechselt mit epigrammatischer Prägnanz, Enkomiastisches mit Polemischem, Weitschauendes und Abschließendes mit Halbwahrem oder Befangenem; nach tiefgeschöpften und tiefdringenden Worten eines Unsterblichen läßt wohl ein Geringer seine matte Stimme vernehmen, auf prangende Blumen folgen welke Blätter. Ein literaturgeschichtliches Interesse möchte sich dennoch an jedes hier aufgenommene Stück knüpfen und auch das poetisch oder kritisch dürftigste noch irgendwie instructiv sein, etwa einen Blick thun lassen in die Unsicherheit zeitgenössischen Urtheils oder die Langsamkeit der Urtheilsbildung überhaupt. Des Vorzüglichen, unbedingt Werthvollen aber ist keineswegs wenig in der Sammlung, und es kann reichlich entschädigen für das, was unmittelbaren Genuß nicht gewährt.

Daneben aber hat die Sammlung unzweifelhaft auch ihre pädagogische Bedeutung; der Herausgeber hebt dieselbe zwar nicht ausdrücklich hervor, sein Buch erscheint aber gewiß nicht zufällig mitten unter der gediegenen Unterrichtsliteratur des Weidmannschen Verlags. Welche Wichtigkeit die poetische Form für das feste Einprägen geschichtlicher Ereignisse, für die klare Vergegenwärtigung geschichtlicher Zustände erlangen kann, wird jeder Leser aus seinen eignen Schülerjahren wissen. Man braucht dabei nicht an kindische versus memoriales zu denken. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich noch mit Vergnügen daran, wie er sich als Schüler bei der stets gefürchteten „Geschichtsrepetition" den Untergang der Sassaniden an der fest memorirten ersten Strophe von Platens „Harmosan" jedesmal im Nu wieder mit allem Detail vergegenwärtigte.

Auf einzelne Partien der Sammlung sowie des knappen und inhaltreichen Commentars, der dieselbe begleitet, näher einzugehen, ist überflüssig. Lieber wollen wir dem fleißigen Sammler eine kleine Nachlese anbieten, nicht um ihm Lücken nachzuweisen oder mit Belesenheit zu coquettiren, sondern zum Danke für die reiche Belehrung, die wir aus seinem Buche geschöpft haben. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß manches von unseren Nachträgen dem Herausgeber wohlbekannt gewesen, aber absichtlich von ihm übergangen worden ist; einzelnes wird ihm aber doch vielleicht neu sein.

Etwas dürftig ist Logau weggekommen. Er hat außer dem unter der Ueberschrift „Von meinen Reimen" mitgetheilten Epigramm noch mehrere mit derselben Ueberschrift geschrieben, wie: „Mein Reim ist offt was frey" oder: „Hat jemanden wo mein Reim innerlich getroffen", die ebenfalls hätten aufgenommen werden sollen; auch die Epigramme: „Poeterei" und „Gekrönte Poeten" würden sich an passender Stelle haben einfügen lassen. (Vgl. O. Lange, Sprachschatz der deutschen Literatur, S. 181 fg.) Auf Lessings Tod vermißt man die Verse des alten Gleim:

Den Einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! sprach Gott, und Leibnitz ward geboren.
Es werde Finsterniß! sprach Gott, und Lessing starb.

ebenso den schwungvollen Nachruf, den Elise Reimarus im Namen der „Wahrheit" dem abgeschiedenen Freunde widmete. (Vgl. Stahr, Lessings Leben.)

Die derben goethischen Reime auf Nicolai, die Hirzel im „Jungen Goethe" (III 180) mittheilt, hat Imelmann wohl absichtlich bei Seite gelassen, vielleicht auch die poetische Epistel, mit der Goethe an Gotter den „Götz von Berlichingen" sandte. (Ebda. I 34.) Auf keinen Fall aber dürften die drei berühmten „Venetianischen Epigramme" Goethes fehlen: „Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen" (29), „Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dich-

ters, ihr Götter" (34) und „Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine" (35); namentlich das erste, worin der Dichter selbst sich seines zur Meisterschaft entwickelten Talentes „deutsch zu schreiben" rühmt und beklagt, daß er dies Talent in den „Venetianischen Epigrammen" an einem so wohlfeilen Stoffe vergeude — die Worte „schlechtester Stoff" sind bekanntlich von vielen, selbst von Klopstock, mißverständlich auf die deutsche Sprache bezogen worden! —, gehört durchaus in den Umkreis der vorliegenden Sammlung. Unbekannt geblieben ist wohl dem Herausgeber das kleine Preislied auf Goethe von M. Carriere: „Es steht ein Haus zu Frankfurt am Main" (vgl. Bindewald, Poetische Weltgeschichte III 107), desgleichen das meisterhafte Epigramm, das Hermann Grimm seinem Essay über Schiller und Goethe als Motto vorangestellt hat:

Muthvoll drang er hinauf zum wolkenverhüllten Gipfel,
Und der olympischen Burg Thore, sie sprangen ihm auf;
Aber der andere ruhte gelassen am Fuße des Berges;
Sieh, und es kamen zu ihm alle die Götter herab.

Auf Hölderlin hat Ludwig Pfau ein schönes Sonett gedichtet: „Ja, treulich hat dein Schutzgott dich bewacht", das ebenfalls Aufnahme verdiente. Etwas emsiger hätten endlich auch die Xenien ausgebeutet werden können; vor allem müßte die Xenienreihe dasein, die Schiller später unter der Ueberschrift „Shakespeare's Schatten" zu einem Ganzen verbunden hat. Das bürgerliche Schauspiel Ifflands und Kotzebue's ist ja nirgends so prächtig gegeißelt worden wie in diesen Epigrammen. Wir vermuthen, daß Imelmann diese Xenienreihe, die er, wie eine Anmerkung auf S. 601 beweist, natürlich gekannt hat, deshalb ausgelassen hat, weil sie sich nicht auf einen einzelnen bestimmten Namen, sondern auf eine durch mehrere Namen vertretene Gattung bezieht. Aber ist nicht dasselbe der Fall mit den Gedichten „Naturpoesie" und „Volkslied" (S. 64), „Die beiden Musen" (S. 163), „Die deutsche Muse" (S. 227) u. a.?

Hiermit berühren wir überhaupt eine Klasse von Gedichten, die Imelmann principiell — oder nein, nicht principiell, denn es finden sich eben Ausnahmen — von seiner Sammlung ausgeschlossen zu haben scheint, die aber doch recht eigentlich in eine derartige „Deutsche Literaturgeschichte in poetischer Form" gehören; wir meinen diejenigen Dichtungen, die, ohne daß man sie auf einen bestimmten Namen fixiren könnte, sich doch auf wichtige Vorgänge in der Entwicklung unserer Nationalliteratur beziehen. Hierher gehören z. B. die Gedichte, in denen die Bestrebungen Ausdruck finden, vor allem die deutsche Sprache zu heben und der Gallomanie ein Ende zu machen, Bestrebungen, die ja mit den auf die Neubelebung der Poesie gerichteten im 17. und 18. Jahrhundert untrennbar Hand in Hand gingen; ferner diejenigen, welche die Aufnahme fremder Dichtungsformen und die daran sich knüpfenden Controversen behandeln; wir

denken z. B. an den Alexandriner und seine Einführung und Wiederverdrängung, an die lange umstrittene Frage: Reim oder nicht Reim? Antike Odenschemata oder volksthümliche deutsche Liedstrophen? an die Einführung des Hexameters und des Distichons, endlich an die zahlreichen Stimmen, die für und wider das Sonett sich erhoben. Moscherosch's zornige Satire auf die Sprachverwälschung: „Pfuy dich der Schand!", Logau's allbekanntes Epigramm: „Deutsche sind so alte Leute, lernen doch erst reden heute", Goethes herrlicher Spruch: „Was reich und arm! was stark und schwach!" und sein „Venetianisches Epigramm" (59): „Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen" dürften entschieden in Imelmanns Sammlung nicht fehlen; ebensowenig die zahlreichen Sonette, die der Streit um die Sonettenfrage selbst hervorgerufen hat (wie Voßens „Was singelt ihr und klingelt im Sonetto" und „Auch du, der, sinnreich durch Athenens Schenkung", Goethes „Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben" und „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen", Platens „Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren" u. a.). Vereinzelte Ansätze in dieser Richtung hat Imelmann gemacht, wie er denn z. B. die Verse von Gisbert Vincke über die deutschen Hexametristen (S. 510) und Platens Sonett über die Sonettendichter (S. 490) aufgenommen hat; nur hätte es bei diesen nicht bleiben sollen. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber, in einer zweiten Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird, die eben angedeuteten Desiderien zu berücksichtigen. Die Sammlung würde dadurch höchstens um e i n e n Bogen stärker werden, sachlich aber einen sehr willkommenen Zuwachs erhalten.

Zum Schluß noch eine heitre Zugabe. Das vorliegende Buch hat die Erinnerung an zwei Gedichte in uns geweckt, die der Herausgeber sicherlich nicht gekannt hat, und die von Rechtswegen doch auch in sein Buch gehörten. Es sind ein paar Preislieder auf Goethe und Schiller, die ein verstorbener, vielgenannter sächsischer Schulmann, der neben andern kleinen Schwächen auch die hatte, sich für einen auserwählten Liebling Apolls und der Musen zu halten, und in Folge dessen sein Lebenlang lateinische, bisweilen leider auch deutsche Verse drechselte, an den hundertjährigen Geburtsfesten Goethes (1849) und Schillers (1859) veröffentlicht hat. Beide Gedichte haben ihrer Zeit in engeren und weiteren Kreisen unsägliches Vergnügen angerichtet, einzelne Strophen daraus sind lange von Mund zu Munde gegangen. Der heutigen Generation aber sind sie wohl ganz fremd geworden, und so wollen wir dem Herausgeber unsrer Sammlung und damit zugleich den Lesern dieser Blätter wenigstens aus dem langen Lobgesang auf Goethe einige Strophen mittheilen. Der Anfang lautet:

Hört ihr die Musen freundlich singen
Von alten und von neuen Dingen,
Von Dingen, die da sind und waren,
In diesem und vor hundert Jahren?

Dort, wo des Maines Wellen rauschen,
Am Furt die Franken Waaren tauschen,
Die Deutschen ihre Kaiser krönten,
Und Kaiser ihre Mannen lehnten,

Dort stand fern von dem Weltgewühle
Ein Haus gebaut im alten Style,
Der Wohnsitz alter Deutscher Treue,
In heil'ger Huth und voller Weihe.

Dort war Lucina eingegangen,
Und hatte unter Sorg' und Bangen
Das neue Kind des Lichts geborgen
Am rosenfarbnen Lebensmorgen.

Ob todt, ob lebend? — war die Frage, —
Für einen oder viele Tage?
Der Vater zagt', die Mutter bebte,
Bis sie es hört' — ihr Wolfgang lebte.

Es wird nun weiter erzählt, wie die Eltern plötzlich zu ihrem größten Erstaunen eine Harfe und eine Lorbeerkrone in der Wiege des Kindes liegen sehen, und die Hauptstrophen des Gedichtes schildern dann, wie die Zeit dies Räthsel löst:

Die Deutschen galten für Barbaren,
Eh Wieland, Schiller, Göthe waren,
Und Welscher Sang das Ohr erfüllte,
Bis jener Bund die Sehnsucht stillte.

Der Andern Leier war verklungen,
Als Göthe lang' noch fortgesungen,
Und, wie als Jüngling er begonnen,
Als Greis noch Gunst und Ruhm gewonnen.

Durch Sinn des Schönen und des Feinen
Lehrt Großes er und Weises einen.
In Grunau lebt ein Geist der Sitte,
Wo Hermann folgt der Jungfrau Tritte.

Der Griechen Kunst ersteht verjünget,
Des Deutschen Meisters Hand gelinget,
Uns neu zu schaffen, was verblichen,
Und schöner jetzt, als einst den Griechen.

Auf Tauris seh't Iphigenien
Zu neuem Leben hier erglühen,
Wie sie Diana kaum gerettet,
Und dort auf sichern Strand gebettet.

Und hört die alten Deutschen Lieder
Jetzt neu von unserm Göthe wieder,
Von jenem alten Fuchs am Hofe
Und seiner Minne mit der Zofe.

Und Freiheit tönt in seinem Sange
Auf Egmont's letztem, bangen Gange,
Die Hoffnung bleibt, der Stille lebet,
Den Alba er zu stürzen strebet.

Der Dichterjüngling schien zu ahnen,
Er müsse suchen neue Bahnen,
Für Deutsche Kunst ein neues Leben
Ein Sänger der Natur erstreben.

Er sucht im Osten, sucht im Westen,
Sucht überall nur nach dem Besten,
Er hebt die Steine, pflückt die Pflanzen,
Sieht Ein Gesetz nur in dem Ganzen.

Die Kunst soll die Natur beachten
Auf Höhen und in tiefen Schachten,
Ihr folgen soll die Kunst und dienen,
Die Wahrheit lehren auf den Bühnen.

Und schien, was war, nicht zu gefallen,
Das hielt er fern von Thespis Hallen,
Doch sollt', was nicht war, wahr erscheinen,
Die Dichtung sich mit Wahrheit einen.

Er folgte nicht dem Stagiriten,
Ließ sich nicht dreimal Eins gebieten;
Er wollte, wie der Britte, walten
Und frei im Dichterreiche schalten.

Sinn und Gefühl ließ er gewähren,
Treu blieb er stets nur ihren Lehren;
Was recht, was schön ihm schien, er faßte,
Was unschön, häßlich ist, er haßte.

Er trennt den Kern nicht von der Schale,
Er schafft und formt das Ideale;
Sinnvoll und leicht entquillt dem Munde
Der Rhythmen Strom zu jeder Stunde.

Er forschte fort in allen Reichen,
Wohin des Menschen Augen reichen;
Fand überall die Pforten offen,
Und ging hinweg mit neuen Stoffen.

Er sammelt Muscheln, Gemmen, Münzen,
Schreibt uns von Reineke und Hinzen,
Erklärt des Regenbogens Farben,
Läßt Fausten nicht am Fasse darben,

Treibt hier sein Spiel mit jungen Zofen,
Dort Spott mit alten Philosophen,
Und selbst Mephisto muß dem Kühnen
Zum Sakrileg als Teufel dienen.

Er steigt hinauf und steigt herunter,
Ist fröhlich überall und munter.
Am liebsten lebt er an den Thronen,
Wo ihm der Erde Götter wohnen.

Das ganze Poem wäre wohl etwa nicht ernst gemeint gewesen? — Dem Dichter war es heiligster Ernst damit. Wenn aber Imelmann als Appendix zu seiner interessanten Sammlung nachträglich ein kleines cabinet separé für unfreiwillige Humoristen eröffnen will, so soll er die beiden Gedichte in extenso haben. * * *

Tafelfreuden im Zeitalter der Minnesinger.

Die Denkmäler, welche die Baukunst und die Plastik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts geschaffen, sind in ihrer Art dem Besten gleichzustellen, was die Renaissance geschaffen hat, und die lyrische und epische Poesie wurde in dieser Zeit ebenfalls mit großem Erfolge geübt. Das culturgeschichtliche Leben aber, aus dem jene Künste erblühten, ist bis jetzt nur versuchsweise und unvollkommen geschildert worden, während wir über die Cultur der Renaissance wenigstens auf italienischem Boden längst das Meisterwerk Jakob Burckhardts haben. Daher ist ein neues Werk des Breslauer Kunsthistorikers Schultz*) mit Freuden zu begrüßen, welches sich die Aufgabe stellt, der Ausfüllung dieser Lücke in gründlicher Weise vorzuarbeiten, und von welchem uns der erste Band in diesen Wochen zugegangen ist.

Der Verfasser will keine eigentliche Culturgeschichte schreiben, d. h. nicht die geistigen Bewegungen und die Entwicklung der Charakter-Eigenschaften jener Periode darstellen, sondern hat, von der Wahrnehmung ausgehend, daß, während die gelehrte Forschung für die Erkenntniß der kirchlichen Kunst und der Poesie derselben sehr viel gethan und ihre Aufgabe im Großen und Ganzen gelöst hat, die Denkmäler der Privatkunst, des Kleinlebens der genannten Zeit, fast noch gar keine Berücksichtigung erfahren haben, seine Thätigkeit diesen letzteren zugewendet. Da das Meiste davon im Laufe der Zeit zerstört worden und verloren gegangen ist, so ist es nicht leicht, sich eine klare Vorstellung von dem Wesen und dem Reichthum dieser Profankunst des frühen Mittelalters zu machen; indeß lohnte es, wie unser Werk beweist, des Versuchs, eine solche aus dem Wenigen, was von Bauten, Geräthen, Geschirren, Stoffen und Abbildungen derartiger und anderer Gegenstände übrig geblieben ist, mit Zuhilfenahme der Beschreibungen und Andeutungen, die wir in gleichzeitigen Schriftstellern und Dichtern finden, zu gewinnen.

Selbstverständlich mußte dabei auch die Bestimmung jedes Kunstgegenstandes erörtert und in das Leben hineingegriffen werden, dem er erwachsen war und ge-

*) Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Dr. Alwin Schultz. Außerord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau. Erster Band. Mit 111 Holzschnitten. Leipzig, Hirzel, 1879.

dient hatte, und so entstand naturgemäß eine Schilderung der ganzen äußeren Existenzweise jener Periode, die allerdings vorwiegend das Leben der vornehmen Stände berücksichtigt, aber auch das der Bauern und des damals sich herausbildenden Bürgerthums gelegentlich in Betracht zieht — eine Beschränkung, die sich damit erklärt und rechtfertigt, daß die Kunst vor allem in jenen zu Hause und für jene thätig war.

Der Verfasser hat sich sein Ziel aber noch näher gesteckt, indem er nur das Leben der höfischen, d. h. der fürstlichen und ritterlichen Kreise in einem bestimmt abgegrenzten Zeitraume ins Auge faßt, der etwa von 1150 bis 1300 reicht, und auch für diese Beschränkung waren gute Gründe maßgebend. Die Historiker dieser Periode geben geringe Ausbeute für Culturgeschichtliches; denn diese Chronisten und Annalisten verweilen bei der Schilderung des Volkslebens nur höchst selten, da sie die Kenntniß desselben bei ihren Lesern voraussetzen. Eine viel ergiebigere Quelle haben wir in den Epen und Romanen, an denen gerade diese Epoche so reich ist, und selbst in den lyrischen Dichtungen derselben vor uns. Die epischen Dichter schildern im Gegensatz zu den Geschichtschreibern mit Vorliebe und in behaglicher Breite, und sie haben dabei stets nur ihre Zeit im Auge, d. h. gleichviel, ob sie von Karl dem Großen und seinen Paladinen, von Artus und seiner Tafelrunde, von Aeneas, Alexander Magnus oder einem andern Helden des klassischen Alterthums berichten, immer beschreiben sie ihn und die Seinigen als gekleidet und bewaffnet wie Fürsten und Ritter ihrer Tage und lassen sie reden und handeln, wohnen, essen und trinken, wie sie es bei deren Standesgenossen selbst beobachtet haben. Dabei sind sie, wie unser Werk wiederholt nachweist, unbedingt glaubwürdig. Sie schildern nichts, was nicht in Wirklichkeit vorhanden war. Sie umgeben ihre Helden und Heldinnen mit großer Pracht und füllen deren Schlösser mit allerlei kostbaren Dingen an, aber dieser Luxus war damals in der That vorhanden, wenn er auch nur selten entfaltet wurde. Was die Dichter darstellen, haben sie gesehen oder sich beschreiben lassen; erfunden haben sie nichts als die seltsamen und oft ungeheuerlichen Abenteuer, Thaten und Leiden ihrer Helden.

Hat man nun in den Romanen und Epen des frühen Mittelalters reichlich Auskunft über das Hofleben des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, so versiegt diese Quelle, sobald wir in das vierzehnte eintreten. Hier müssen andere Materialien aufgesucht, geprüft und bearbeitet werden, die sich in den Privaturkunden der Archive und Gerichtsbücher der Staaten und Städte vorfinden, und ein derartiges Unternehmen übersteigt bei der Massenhaftigkeit dieser Beweis- und Belegstücke die Kraft eines Einzelnen bei weitem. Erst wenn alle diese Quellen durchforscht und in Monographien ausgebeutet sind, wird man daran denken können, die einzelnen Darstellungen zu einem Gesammtbilde, wie wir es vom Culturleben der altgriechischen und altrömischen Geschichtsperiode besitzen, zu vereinigen und die Sittengeschichte auch des späteren Mittelalters zu beschreiben.

Was der Verfasser in der ihm durch die Umstände gebotenen Beschränkung geschaffen hat, ist ein Mosaikbild, ein Gemälde, zusammengesetzt aus einer großen Zahl von mühsam und mit umsichtiger Auswahl aufgesuchten und größtentheils wirksam gruppirten Einzelheiten. Er hatte zwar bei seiner Arbeit einige Vorgänger, sie waren aber meist unzureichend. Nützlich konnten sich ihm nur Meiners' „Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters", v. Raumers „Untersuchungen zur Culturgeschichte der Staufenzeit" und Weinholds Werk „Die deutschen Frauen im Mittelalter", sowie die Schrift des Vicomte de Vaublanc La France au Temps des Croisades erweisen. Das Meiste mußte er selbst in den Quellen aufsuchen und zusammenstellen, und wie gewissenhaft er dies gethan hat,

zeigt die Fülle von Citaten, welche den Text des Buches als Anmerkungen begleiten.

Der vorliegende erste Band schildert uns das Leben des frühen Mittelalters im Frieden, der zweite wird sich mit dessen Leben unter den Waffen beschäftigen. Jener behandelt zunächst in ausführlichster Darstellung die Art und Weise, wie die höfischen Kreise jener Zeit wohnten, die äußere und innere Anlage und Einrichtung ihrer Burgen, die Mauern und Thürme, die Säle und Kemenaten, die Gärten, Kapellen, Küchen, Schlafkammern und Badestuben, die Geräthe, Teppiche und Gemälde derselben, endlich die Städte, die unter dem Schutze der Burgen allmählich entstanden. Das zweite Kapitel bespricht die Kinderwelt, deren Spiele, Erziehung und Unterricht, die Heranbildung der Knappen bis zum Ritterschlag, die Frauen und ihre Pflichten und Arbeiten, die Dienerschaft, die Zwerge und Narren, die man zu halten pflegte, und schließt mit den damaligen Ansichten von dem, was schön und was häßlich war. Ein dritter Abschnitt geht nach einigen Mittheilungen über das Aufstehen am Morgen, das Baden, Waschen und sonstige Dinge der Toilette zu dem über, was in jener Zeit Mode war, worauf verschiedene Notizen über die Kaufleute, die Märkte und Messen, die Zolleinrichtungen, die Räuber und Juden derselben folgen. Aus dem vierten Kapitel gedenken wir weiter unten einen Auszug zu geben, der zeigen soll, was und wie man in der Zeit der Minnesinger aß und trank, und was bei Tische der Anstand erforderte. Das fünfte schildert in der Hauptsache die verschiedenen Methoden der Jagd, das sechste in seiner ersten Hälfte Reisen, Reitthiere und Reitzeug, dann eine Anzahl Spiele, weiterhin die Musik dieser Epoche und ihre Instrumente, Romane, fahrende Sänger und Jongleure und zuletzt die Turniere der ritterlichen Welt. Der letzte Abschnitt hat es mit dem Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander, den dahin fallenden Unsitten und Lastern, Ehe und Ehescheidung, Mitgift, Hochzeit u. dgl. zu thun, wobei wir die Moral der Zeit in keinem besonders erbaulichen Lichte sehen, und das Ganze schließt nach einem Blicke auf die Ceremonien, unter denen damals die Könige gekrönt wurden, mit einer Schilderung des Liebeslebens der Bauern und einer Bauernhochzeit des dreizehnten Jahrhunderts.

Man wird nach dieser Uebersicht vielleicht wie wir die Empfindung haben, daß Manches vortheilhafter gruppirt sein könnte. Auch einige Wiederholungen kommen vor. Aber der Reichthum, die Anschaulichkeit und die Lebendigkeit dieses Sittengemäldes sind in allen Partien gleich groß, und wir stehen nicht an, es zugleich als eine der gediegensten Leistungen seiner Art unsern Lesern angelegentlich zu empfehlen. Die beigegebenen Holzschnitte erhöhen noch den Werth des Buches.

Wir wenden uns nun zu dem versprochenen Auszuge aus dem vierten Kapitel, dem wir des Contrastes halber einige Züge aus jener mittelalterlichen Bauernhochzeit folgen lassen.

Sobald der Ritter vom Bett aufgestanden und angekleidet war, ging er zur Messe, und von da zurückgekehrt, setzte er sich — wie es scheint, um neun Uhr — zum Frühmahl. Dasselbe war bald einfacher, bald reichlicher. Weißbrot, ein Schulterstück von einem Wildschwein, kleine Vögel gebraten und in Sauce, dazu Wein und Glühwein — so lautet das Menu eines Frühstücks, das uns der Dichter des Aiol beschreibt. Nach dem Essen ruhte man eine Weile aus. Die Hauptmahlzeit wurde um drei, hie und da erst um sechs Uhr abends eingenommen. Man blieb da lange bei Tische, trank nach dem Dessert noch Wein, unterhielt sich ein wenig und ging dann zu Bette. Die Gerichte auf der Tafel vornehmer Leute bestanden meist aus Fleischspeisen. Kohl, Kraut und Rüben geziemten sich für die Bauern. Die Herren verlangten substanziellere Kost. Des Fleisches von Hausthieren geschieht

in den Romanen keine Erwähnung. In Wirklichkeit aber wird, zumal im Herbste, wenn das Vieh, das nicht überwintert werden sollte, geschlachtet wurde, ein guter Rinder- oder Schweinebraten auch auf der Herren Tische so wenig gefehlt haben wie andere Gerichte, für welche die bürgerlichen Dichter sich begeistern. Im Winter wurde nur Salzfleisch gegessen. Allein hoffähig scheinen solche Speisen nicht gewesen zu sein; die ritterliche Gesellschaft gab dem Wildbret entschieden den Vorzug und wußte von zahmen Thieren nur das Geflügel zu schätzen, unter dem man den Hühnern besondere Vorliebe zuwandte. Sie wurden am Spieße gebraten und mit einer Pfeffersauce servirt, auch füllte man Pasteten mit ihrem Fleische. Noch geschätzter waren die Kapaunen, die mit einer Nelkenbrühe aufgetragen wurden, und als ein Leckerbissen ersten Ranges galt der Pfauenbraten. Von Jagdthieren, die auf den Tisch kamen, werden Hirsche, Rehe, Wildschweine und Hasen sowie Kaninchen erwähnt. Von wilden Vögeln, die theils mit Falken gebeizt, theils in Schlingen gefangen wurden, fanden Kraniche, Reiher, Schwäne, Trappen und selbst Rohrdommeln viel Beifall. Ferner wurden wilde Gänse und Enten gegessen, und auch Fasan, Regenpfeifer, Taucher, Rebhuhn und Haubenlerche bildeten beliebte Gerichte. Fische kamen nicht bloß als Fastenspeisen vor; man verzehrte sie frisch und gesalzen, wie denn der eingesalzene Hering schon damals ein weithin verbreiteter Handelsartikel war. Häufig wird der Salm genannt, und ebenso kennen die Dichter der Zeit, von der die Rede ist, die Lachsforelle, den Stör und den Aal. Die Hechte wurden in einer mit Nelken, Zimmt und Pfeffer gewürzten Sauce, die Aale in einer Art Gallerte servirt. Sonst kamen die Fische meist gebraten auf den Tisch.

Sehr beliebt waren Pasteten, deren man verschiedene Arten hatte, und die man schon damals zu Scherzen zu verwenden verstand. So heißt es in dem französischen Romane von Flore, daß bei einem Festmahle eine mit lebendigen Vögeln gefüllte Pastete aufgetragen wurde, die, sobald man das Gebäck zerbrach, herausflogen und dann von Falken, die in einer andern Abtheilung der Pastete verborgen gewesen waren, verfolgt und erjagt wurden. Von deutschen Poeten werden noch mancherlei andere Gerichte aufgezählt, von deren Zusammensetzung wir aber meist nichts wissen. Den Namen nach sind sie wohl Erfindungen französischer Kochkünstler. So z. B. das Gramangir und das Flementschir im Titurel. Dagegen weist die Bezeichnung Dyamargariton auf Griechenland hin. Nur zu dem Blamensier (blanc manger) giebt uns ein Kochbuch des vierzehnten Jahrhunderts das Recept, wonach dasselbe aus dicker Mandelmilch, Hühnerbrüsten, Reismehl, Schmalz und Zucker bestand.

Außer Salz galt vorzüglich der Pfeffer als zur Zubereitung eines schmackhaften Essens durchaus unerläßlich. Der letztere wuchs, wie man sich erzählte, in einer Ebene am Berge Olimpius wie ein Rohrwald. Sobald die Frucht reif war, kamen giftige Würmer in den Wald, und um den Pfeffer ernten zu können, brannte man jenen nieder und gewann darauf aus der Asche die Körner, wie man Erbsen ausdrischt. Auch der Kümmel wurde zur Würzung der Speisen gebraucht, desgleichen Muskatnüsse und Muskatblüthen, Kardamom und, wie bereits erwähnt, Nelken und Zimmt. Joinville berichtet, daß die Aegypter des Abends im Nil ihre Netze auswerfen und dann am Morgen darin Ingwer, Rhabarber, Aloeholz und Zimmt vorfinden. Zu den Braten wurden verschiedene Saucen, die Salse, der Pfeffer und der Agraz genossen; der letztere durfte unter anderen zu Hammelbraten und Hühnern nicht fehlen. Außerdem werden Beigerichte erwähnt, aber nicht näher beschrieben. Wir wissen nur, daß darunter Lattich und Portulak in Essig war, und daß die Franzosen schon zu dieser Zeit die Brunnenkresse als Salat zu verspeisen liebten.

Zu jedem Gedecke wurde bei Anordnung der Tafel Weißbrot (Simeln, unsere Semmeln) hingelegt. Das feinste Gebäck wird als „Schüsselbrot" bezeichnet. Biscuit war ebenfalls bekannt, und die im Lanceloet angeführten „Credemicken weiß wie Schnee" werden ein ähnliches Gebäck gewesen sein. Zum Nachtisch wurden Honigkuchen, Gewürztorten, ja gefüllte Torten, in Deutschland auch in Fett gebackene und mit Zimmt bestreute Krapfen gegeben. Endlich wußte man auch die Pfannkuchen zu schätzen. Als Nachtisch wurde Käse gereicht. Die französischen Dichter nennen verschiedene Sorten desselben, z. B. Fromage de Gayn und de Clermont, auch Schafkäse. Butter dagegen scheint nur selten vorgekommen zu sein.

Das Dessert bestand aus Obst, Südfrüchten und verschiedenen gewürzreichen Leckereien. Man hatte Aepfel und Birnen, die man sich sorgfältig schälte, Weintrauben, Quitten und Nüsse. Auch Pfirsiche kamen bei Reichen auf die Tafel. Johann ohne Land, der 1216 starb, hatte seinen Tod dadurch beschleunigt, daß er sich in der letzten Nacht den Magen mit Pfirsichen und Cider verdorben. Daß man auch geröstete Kastanien verspeiste, wissen wir aus dem Parzival. Schließlich gehörten Mandeln, Feigen, Datteln, Ingwer, große Rosinen und Granatäpfel zum Dessert eines herrschaftlichen Mahles. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Mehrzahl der alten Dichter die Mahlzeiten mit sichtlichem Behagen schildert, ein Beweis, daß sie selbst einen guten Tisch zu ehren wußten und bei ihren Lesern Interesse dafür voraussetzen durften.

Die scharf gewürzten Speisen erregten gewaltigen Durst, und das sollten sie auch. Ihn aber mit Wasser zu löschen, galt schon damals für despectirlich. Nur im Nothfall entschloß man sich dazu, gewöhnlich hatte man etwas Besseres zu trinken. Das Bier freilich wird in jener Zeit nicht viel werth gewesen sein; es wird, wenn es im Iwein heißt, ein Becher voll Wein stärke mehr als vierundvierzig Becher Wasser oder Bier, Dünnbier gewesen sein. Indeß gab es in Frankreich eine kräftigere Sorte, die Godale — vielleicht das englische good ale. Ferner wurde viel Meth, ein Getränk aus gegohrenem Honigwasser, getrunken, der, wenn ihm Gewürze zugesetzt waren, Bougleraftre oder Borgerafte hieß. Man bereitete daneben Wein aus Birnen und Aepfeln. Das Haupttafelgetränk aber lieferte die Traube. Rheinwein nimmt sich schon der Siegfried des Nibelungenliedes mit, als er die Fahrt nach Island antritt. Der baierische Wein stand in schlechtem Rufe, er sollte nur jung genießbar sein. Berühmt dagegen waren der Mosel- und der Frankenwein, von denen ersterer selbst in Frankreich hoch geschätzt wurde, der Ungar, der Botzener, der Wippacher (aus Krain), der weiße Chiavenna und der Reinfal aus Rivoglio in Istrien, der heutzutage seinen alten Ruf gänzlich eingebüßt hat.

Ueber die damaligen französischen Weine, die beiläufig in Deutschland nicht beliebt waren, belehrt uns die Bataille des Vins des Henri d'Andeli. Der König Philipp läßt da die besten Weine zusammenkommen. Außer den Ausländern aus Spanien und Cypern, von Piacenza und von der Mosel erscheinen die Sorten, welche die Gelände der Marne, Seine und Aisne erzeugt, die berühmten Burgunder von Auxerre, Chablis, Tonnere, Beaune und Navers und die Weine der Charente Inferieure, der Gironde und der Provence. Als alle auf der Tafel des Königs versammelt sind, excommunicirt ein englischer Priester feierlich die Krätzer von Beauvais, von Chalons und von Etampes, die alle drei „die Trinker räudig machen". Auch der von Clermont ist nicht viel besser. Die Weine von Le Mans und Tours, von Argences, Chambellay und Rennes bekommen Angst und suchen das Weite. Der Argenteuil, „klar wie eine Thräne", rühmt sich, der beste von allen zu sein. Ihm widerspricht der Pierrefitte, indem er sich auf die Gewächse von Marly, Deuil und Montmorency beruft, während der von Meulan die von Auxerre

und Soissons sowie den Altarwein von Taugou (Charente Inferieure) für der höchsten Achtung werth erklärt. Der Wein von Epernay (kein Champagner, denn dieser wurde erst vor etwa zweihundert Jahren erfunden) rühmt sich, die Sorgen und die Gicht zu vertreiben und die Erzeugnisse von Reims und Chalons weit zu übertreffen. Der von Auxey meint, daß er mit Fräulein Langtonne von der Mosel den Kölnern das Geld aus der Tasche locke und ins Land bringe. La Rochelle bemerkt zu seinem Lobe, daß es die Bretagne, die Vlaminger, die Engländer, Schotten, Irländer, Norwegen und Dänen mit Getränk versorge. Noch eine Anzahl anderer Weine suchen sich Anerkennung zu verschaffen. Die besten verhalten sich den Prahlern gegenüber schweigsam. Der Priester excommunicirt schließlich das flandrische und englische Bier, wirft seine Kerze hin und schläft nach der Probe drei Tage und Nächte ohne aufzuwachen. Philipp aber ernennt den Cyperwein zum König und den „guten edlen Wein von Aquilat" (Aquila im Neapolitanischen oder Aguilas in Spanien?) zum Cardinal und Legaten.

Von den südlichen Gewächsen schätzte man in dieser Zeit außer dem cyprischen Weine vorzüglich den von Philippopel und den Malvasier, den die Gegend von Monembasia in der südlichen Peloponnes lieferte. Was für Sorten der Mugler, der Terrant, der Vin de Plant, der Schavernac, der Araz und der Ekke gewesen sind, läßt sich nicht bestimmen. Sie werden aber vermuthlich zu den italienischen Weinen gehört haben, die gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ziemlich viel in Deutschland verbreitet waren.

Ein trinkbarer Wein war damals gewiß nicht leichter zu erlangen als heutzutage. Verstanden die Weinhändler die Kunst des Fälschens auch nicht so gut wie jetzt, so klagt doch schon Berthold von Regensburg über die Betrüger, die Wasser für Wein verkaufen. Schlimmer noch war es, daß auch das unverfälschte Gewächs vieler Gegenden nicht zu genießen war. In ganz Norddeutschland, bis nach Thorn hinauf, wurde viel Wein gebaut, er war aber ohne Zweifel entsetzlich sauer, und da wir nicht berechtigt sind, unsern Vorfahren eine unempfindliche Zunge zuzuschreiben, vielmehr annehmen müssen, daß unter den vornehmen Leuten des Mittelalters der Geschmack gleichfalls entwickelt gewesen, so muß man damals den schlechten Rebensaft zu verbessern verstanden haben. Und das war in der That der Fall. Man setzte Honig und Gewürze hinzu, ließ den Wein über wohlriechenden Kräutern oder aromatischen Früchten ziehen, kurz man braute sich eine Bowle. Die gewöhnlichste Bowle wurde aus Maulbeeren bereitet und hieß Moraz. Neben ihr machte man sich eine durch Aufgießen von Wein auf Ysop, Salbei, Rosen und Kirschen. Ein anderes wohlschmeckendes Getränk war der Würzwein, der besonders mit Nelken versetzt war und auch als Medicin gebraucht wurde. Etwas Aehnliches war der aus Rothwein bereitete Lutertrank oder Claret. Die Gewürze wurden hier zu Pulver zerstoßen und mit Zucker oder Honig in ein leinenes Säckchen gethan, worauf man sie wiederholt mit gutem Weine begoß, der die Kraft der Gewürze auszog und in ein Gefäß unter dem Säckchen allmählich ablief. Verwandt mit dem Claret war der Sinopel, der ebenfalls aus Rothwein gemacht wurde.

Nach den Briefen des Petrus Plesentis muß man zweifeln, ob das Getränk und die Speisen, die an den Tafeln der Fürsten verabreicht wurden, immer gut waren. Er schreibt nämlich: „Ich habe zuweilen gesehen, daß den Vornehmen so verdorbener Wein vorgesetzt wurde, daß er mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen, mit Schauder und Widerstreben, eher geseiht als getrunken wurde." „Am Hofe wird," so fährt er fort, „der Menschenmenge wegen das Schlachtvieh gleichviel, ob gesund oder krank, verkauft, auch die Fische schon vier Tage alt, und doch mindern Fäulniß und Gestank den Preis nicht. Denn die Dienerschaft kümmert's

nicht, ob die unglücklichen Gäste sterben oder krank werden, wenn sie selbst nur an den Tischen ihrer Herren mit besseren Gerichten bedient wird." Der Verfasser scheint zu übertreiben; denn er will vor dem Hofleben warnen; etwas Wahres wird aber doch wohl an der Sache gewesen sein.

Die Dichter schildern uns meist nur die großen Gastereien, welche die zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten stattfindenden Hoftage oder Reichsversammlungen begleiteten, wo der Fürst seine Lehnsleute um sich versammelte, um mit ihnen Gesetze zu berathen und in letzter Instanz schwebende Processe zu entscheiden. Dabei wurde, da das fürstliche Schloß die Gäste bei weitem nicht faßte, außerhalb desselben auf Brettergerüsten gespeist, die mit Teppichen behangen und belegt waren. Ungeheure Massen von Vieh, Wild und Geflügel, Wein und anderen Getränken wurden dabei angeschafft, wie wir aus der Beschreibung des Hoftages ersehen, den Kaiser Friedrich 1184 zu Mainz abhielt, um seinem Sohne, dem Könige Heinrich, den Ritterschlag zu ertheilen.

Zuerst gab es bei solchen Festlichkeiten ein Frühstück (prandium, Diner), dann eine Hauptmahlzeit (cena, Souper). Ueber jenes berichtet Bartholomäus de Glanvilla: „Erst werden die Gerichte zubereitet, Sitze und Sessel hingestellt, im Speisesaale die Tische aufgeschlagen und die Tischtücher aufgelegt. Die Gäste mit dem Herrn obenan nehmen aber nicht eher Platz, als bis alle sich die Hände gewaschen haben. Abseits setzen sich die Töchter der Herrin des Hauses, untenan die Diener. Löffel, Messer und Salzfässer werden zuerst, dann Brot und Becher auf die Tafel gebracht. Verschiedene Gerichte folgen. Die Gäste werden mit Fiedeln und Zithern erheitert. Die aufgetragenen Speisen zerlegen sie sich gegenseitig und theilen sie unter einander. Nach Beendigung des Diners nimmt man die Tischtücher mit den Ueberbleibseln ab, hebt die Tischplatten von den Schragen, wäscht sich die Hände und trocknet sie ab. Dann werden Danksagungen gegen Gott und den Gastgeber ausgesprochen und der Heiterkeit wegen immer wieder die Becher dargeboten. Nachdem dies beendet ist, legt man sich entweder zur Ruhe aufs Bett oder kann nach Hause gehen."

Beim Souper, das großartiger und festlicher ist, muß nach diesem Schriftsteller mancherlei bedacht werden. „Erstens die schickliche Zeit, denn es muß weder zu früh, noch zu spät stattfinden. Das zweite ist ein passendes Local, das geräumig, anmuthig und sicher ist. Drittens des Einladenden Freigebigkeit und Heiterkeit; denn ein Souper ist nichts werth, wenn das Gesicht des Gastgebers finster drein schaut. Viertens Mannigfaltigkeit der Gerichte, auf daß, wer von einer Speise nicht mag, sogleich von einer andern kosten kann. Fünftens Abwechselung der Weine und der Becher. Sechstens artiges Benehmen der Diener. Siebentens, daß die Gesellschaft jedem der Theilnehmer ansteht. Achtens, daß die Sänger und Musiker ausgezeichnet tüchtig sind. Neuntens, daß viele Lichter brennen; denn im Dunkeln zu soupiren ist unangenehm und der Fliegen halber gefährlich. Zehntens, daß alle aufgetragenen Speisen lecker bereitet sind; denn beim Souper pflegt man nicht wie beim Diner den Tischgenossen grobe und gewöhnliche Gerichte vorzusetzen, sondern ausgesuchte, leichte und wohlschmeckende, zumal an den Höfen. Elftens muß das Souper lange dauern. Alle zu schnell genossene Speise nämlich schadet zur Nacht, und deshalb soll man gemächlich soupiren. Zum Zwölften muß jeder zum Souper so geladen werden, daß er dadurch keinen Verlust erleidet; denn es ist unanständig, nach einem freiwillig dargebotenen Mahle zur Zahlung eines Beitrags zu nöthigen. Das Dreizehnte endlich ist die Annehmlichkeit eines Schläfchens; denn nach dem Souper muß man ruhen, weil dann der Schlaf sehr süß ist, und deshalb befanden sich im Palast elfenbeinerne Betten und goldene Lagerstätten."

Die Tischtücher waren weiß, aber mit goldnen oder silbernen Borten besetzt oder mit Stickereien verziert. Ohne Tischtuch zu speisen galt für durchaus unschicklich. Das Tafelgeräth bestand aus großen Schüsseln, kleineren, die unsern Tellern entsprachen, Salzfässern, Messern, Löffeln und Trinkgeschirren. Für gewöhnlich speiste man von Zinn, bei Fürsten an hohen Festtagen von Silber. Doch gilt letzteres gewiß nur von den vornehmeren Gästen. Der Erzbischof Hoyer von York war unzweifelhaft ein großer Herr, aber das Silbergeschirr, das er bei seinem 1182 erfolgten Tode hinterließ, reichte höchstens für sechzehn Personen aus. Gabeln waren nicht im Gebrauch, man führte die festen Speisen das ganze Mittelalter hindurch mit der Hand zum Munde, und für die Saucen und Suppen hatte man Löffel, die zuweilen von Gold waren. Für die zweifelhafte Ehrlichkeit der Gäste zeugt, daß beim Abräumen der Tafel die Löffel nachgezählt wurden.

Der Wein wurde in Kannen aufgetragen, aus denen man dann die Becher füllte. Als Trinkgefäße hatte man den Kopf, einen rundlichen Becher mit Deckel, und den Napf, eine Schale ohne Deckel. Gläserne Schalen kamen vor, doch haben sich nur wenige davon erhalten. Dieselben scheinen gegossen zu sein und sind von grüngelber Farbe und mit Figuren geziert. Andere Pocale waren aus Silber oder Gold, oft auch aus Maserholz gefertigt. Letztere kamen auch auf fürstlichen Tafeln vor, wo sie mit Edelmetallen beschlagen und mit Juwelen und Emaille verziert waren. Der Becher Ludwigs des Heiligen z. B. war ein Deckelgefäß aus Maserholz mit einem Fuße aus vergoldetem Silber, auf dessen Grunde sich ein halb erhabenes Email mit goldnen Lilien auf blauem Felde befand. Gewöhnliche Becher waren aus Zinn, besonders kostbare, die aus Krystall geschnitten waren, kamen aus Byzanz. Eine damals nur in Frankreich und England, später auch in Deutschland sehr beliebte Gattung von Trinkgefäßen hatte die Gestalt eines Schiffes. Dasselbe stand auf einem Fuße, der Bauch bildete den eigentlichen Becher, das Deck mit den Masten und Segeln war der Deckel, der beim Trinken abgehoben wurde. „Nur ein einziges Mal," bemerkt der Verfasser, „finde ich des Trinkhorns gedacht. Es ist aus Gold gebildet und reich mit Edelsteinen besetzt."

Nachdem die Tafel gedeckt und das Essen in der Küche fertig war, trat der Truchseß oder Seneschal, der die letzten Vorbereitungen überwacht hatte, mit dem Stabe, dem Abzeichen seiner Würde, in den Saal, meldete, vor dem Fürsten niederknieend, daß die Mahlzeit bereit sei und das Waschwasser gereicht werden könne. Darauf ließ der Herr Ruhe gebieten, und Trompetenschall oder lauter Zuruf gab das Signal, nach welchem jeder auf seinen Platz zu gehen und zu warten hatte, bis die Edelknaben unter der Leitung des Kämmerers zu ihm kamen, um ihm knieend eine Schüssel vorzuhalten und ihm Wasser über die Hände zu gießen, welche sich die Herrschaften dann an einer Serviette abtrockneten, die dem Pagen um den Hals hing. Nahmen Damen an dem Mahle theil, so wurde ihnen das Waschwasser zuerst dargereicht. Die Waschbecken waren oft aus Gold oder Silber getrieben und zuweilen mit Niello-Arbeit geschmückt. Ein solches Geschirr, das die Form eines Pfaues hatte und mit vielen köstlichen Steinen besetzt war, wurde 1255 von der Königin Margaretha von Frankreich dem Könige von England verehrt. Von diesen werthvollen Geschirren ist fast nichts auf unsere Zeit gekommen. Dagegen blieben Becken aus unedlen Metallen, mit Figuren verziert, weniger selten erhalten. Die Wasserkannen waren mitunter nach Art der Aquamanilia in der Gestalt von Löwen, Drachen und Vögeln gebildet.

Nachdem alle sich die Hände gewaschen, setzte man sich zu Tische, wobei die Gäste vom Truchseß nach ihrem Range placirt wurden. Die Speisen wurden von Edelknaben herzugebracht, und zwar die größeren Vögel an Spießen. Das Ge-

flügel kam unzerschnitten auf den Tisch, die übrigen Braten aber schon zerlegt. Jenes wurde von den Pagen, bisweilen auch von Edelfräulein tranchirt. Ein besonderer Vorzug war es für den Gast, wenn eine der Damen vom Hause ihm die Bissen vorschnitt. Andere Knaben reichten den Wein herum und füllten die geleerten Becher von neuem. Gewöhnlich tranken mehrere Gäste aus einem und demselben Geschirr, bei Hoffesten dagegen mußte jeder sein besonderes haben.

Sieben bis acht Gänge konnten bei einer Festmahlzeit wohl vorkommen. Bei den gastfreien Slawen aber wurde dem Besuche noch viel mehr zugemuthet. Helmold berichtet in seiner Slawischen Chronik: „Nach Beendigung des Gottesdienstes bat uns Pribislaus, in seinem Hause, das etwas von dem Orte (Altenburg) entfernt liegt, einzukehren. Und er empfing uns mit großer Fröhlichkeit und bereitete uns eine köstliche Mahlzeit. Zwanzig Gerichte waren auf dem Tische vor uns aufgestellt."

Daß bei Festlichkeiten auch die Tafelmusik nicht fehlen durfte, wurde oben schon erwähnt. Zuweilen aber wurde dazu von den Gästen selbst mitgewirkt. So wird in der Geschichte vom Chastelain de Couci berichtet, daß bei einem Mahle die Nachbarin des Helden während des Essens ein Lied zu singen beginnt. Alle fallen bei dem Refrain ein, und nachdem die Tafel aufgehoben worden, singen auch die Dame von Fayel und andere hohe Frauen. Sehr beherzigenswerth mag erschienen sein, was Robert de Blois im Chastiement des Dames dem schönen Geschlecht empfiehlt, wenn er sagt: „Habt ihr eine gute Singstimme, so singt laut. Schön zu singen am gehörigen Orte und zu rechter Zeit, ist etwas sehr Angenehmes. Aber wisset, durch zu viel Singen kann man erreichen, daß auch ein schöner Gesang gering geachtet wird. Darum sagen manche Leute, gute Sänger langweilen oft."

Wenn wir uns die prunkvollen Tafeln, die Masse von kostbaren Geschirren und die aus den theuersten Stoffen geschnittenen Kleider der Gäste bei diesen Gastmählern vergegenwärtigen, so scheint dazu zu gehören, daß die Theilnehmer an denselben sich auch durchweg eines Betragens nach den Geboten des Anstandes befleißigt hätten. Das scheint aber keineswegs der Fall gewesen zu sein. In den Anweisungen zu guter Sitte wird vor Unarten gewarnt, die heute kaum der gemeinste Mann sich zu Schulden kommen läßt. Thomassin von Zirklar im „Welschen Gaste" spricht offenbar zu Leuten der besseren Klasse, und was legt er ihnen ans Herz? Der Wirth soll sorgen, daß alle Gäste genug haben, und ihnen nicht Gerichte bringen, welche sie nicht essen. Die Gäste aber sollen bescheiden und mit dem Gebotenen zufrieden sein. Man soll nicht vor dem ersten Gerichte das Brot aufessen, nicht mit beiden Händen stopfen, nicht mit vollem Munde trinken oder sprechen. Es schickt sich ferner nicht, seinem Nachbar den Becher zu bieten, während man ihn selbst noch an den Lippen hat. Beim Trinken soll man in den Pocal sehen, beim Essen nicht zu hastig verfahren, dem Schüsselgenossen nichts wegnehmen, auch, wenn der Nachbar rechts sitzt, mit der linken Hand essen u. s. w. Noch schlimmere Ungebühr rügen „Des Tanhausers Hofzucht" und die „Wiener Tischzucht". Es mag angehen, wenn man die Leute ermahnen mußte, ihre Hände und Fingernägel recht sauber zu halten, damit sie beim Zulangen in die gemeinsame Schüssel ihren Eßgenossen nicht das Mahl verekelten. Schlimmer schon ist es, daß man ihnen einzuschärfen hatte, nicht mit bloßer Hand die Kehle zu kratzen, sondern lieber einen Zipfel des Gewandes dazu zu nehmen, während des Essens nicht die Nase zu säubern oder sich in den Augen oder den Ohren zu schaffen zu machen. Ja selbst das mußte gesagt werden, daß es sich nicht schickt, sich bei Tische in die bloße Hand zu schneuzen oder das Tischtuch dazu zu benutzen. Gewiß werden viele von den

Edelleuten bessere Manieren gehabt haben, aber die meisten waren an so bäuerische Sitte gewöhnt, daß sie mit bloßer Hand ins Salzfaß griffen, ihres Nachbars Löffel gebrauchten, direct aus der Schüssel schlürften oder sie mit dem Zeigefinger auswischten, sich auf den Tisch aufstützten, schnauften, schmatzten und andere unpassende Töne ausstießen, sich in den Zähnen stocherten und im Verlaufe der Mahlzeit den Gürtel weiter schnallten. Für Leute der Art waren Anstandsregeln wie die obigen nichts weniger als überflüssig.

Auch die Anweisungen, die der Roman de la Rose den Damen giebt, sind bezeichnend für die Sitten der Zeit. Die Frau vom Hause soll merken lassen, daß sie sich um die Wirthschaft kümmert, und deshalb zu spät zu Tische kommen und sich zuletzt niedersetzen. Dann soll sie dem Tischgenossen, der mit ihr aus einer Schüssel ißt, vorschneiden und vorlegen. Hierauf wird sie vom Dichter ermahnt, die Finger nicht bis an die Gelenke in die Brühe zu tauchen, die Lippen nicht mit Suppe und fettem Fleische unsauber zu machen und nicht zu viel auf einmal in den Mund zu schieben. Sie soll ferner die Bissen fein mit den Fingerspitzen fassen, sich nicht betropfen, nicht mit vollem Munde und nicht, bevor sie sich die Lippen vom Fett gesäubert, trinken. Endlich soll sie kleine Schlucke thun, statt den Becher auf einen Zug hinunter zu stürzen.

Ein Festgelage, das ein großer Fürst veranstaltete, „währte länger als ein Wintertag zur Weihnachtszeit". Der Wein floß während des Essens und nach demselben in Strömen. Aber noch galt es nicht für anständig, sich zu übernehmen, und von dem Cultus der Betrunkenheit, der von den Fürsten und Edelleuten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gepflegt wurde, war man noch weit entfernt. Eine Verherrlichung der Trunksucht findet sich in den Dichtungen der Minnesingerperiode nirgends; Compositionen wie der „Weinschwelch" und „Der Wiener Meerfahrt" sind nicht in höfischen, sondern in bürgerlichen Kreisen entstanden.

Die Ueberreste der Mahlzeit wurden an die Armen vertheilt. Als König Wenzel von Böhmen 1297 sein Krönungsfest feierte, war so viel übrig geblieben, daß man den Werth auf 200 Mark (etwa 8000 Mark unseres Geldes) veranschlagte; trotzdem wurde alles den Armen gegeben, und ähnlich verfuhr man mit den Ueberbleibseln des Mahles, welches König Albrecht während des Reichstags zu Nürnberg seinen Gästen spendete. Und das war den armen Leuten zu gönnen, da sie für gewöhnlich sehr schlecht lebten. Die Bauern sind nicht zu den Armen zu zählen, und doch, welch ein Leben führten sie zu Anfang der hier ins Auge gefaßten Zeit! Ihre Nahrung war ihnen (unter den Babenbergern wenigstens) gesetzlich vorgeschrieben, Wildbret ihnen verboten, Fleisch, Kraut und Gerstenbrei dagegen gestattet; in den Fasten sollten sie Hanf, Linsen und Bohnen essen, Fische und Oel aber den Herren überlassen. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts freilich war dies vorbei, und die Bauern ließen sich zu großem Verdrusse des Adels selbst Delicatessen wohlschmecken. Indeß konnten das nur die reichen, die unbemittelten lebten recht kümmerlich. Wie es bei ihren Hochzeiten zuging, mag uns ein Auszug aus dem Gedichte „Von Metzens Hochzeit" erzählen.

Der junge Meier Bärschi will seine Geliebte Metzi heirathen. Beide wählen sich biderbe Leute zu Trauzeugen. Der alte Rubung fragt erst ihn, dann sie, ob sie einander zur Ehe nehmen wollen, und als sie das bejahen, ist die Ehe geschlossen, „ohne Schüler und Pfaffen". Sie bringt mit: drei Bienenstöcke, eine Stute, einen Bock, ein Kalb, eine halbe Kuh und etliche Ferkel. Er sichert ihr einen Juchart Landes mit Flachs besäet, einen Malter Hafer, zwei Schafe, einen Hahn mit vierzehn Hennen und ein Pfund Pfennige zu. Noch denselben Abend feiert man in Bärschis Hause die Hochzeit. Hier stillen die Gäste zuerst ihren Hunger

mit Weißbrot. Dann bekommen je vier einen Kübel mit Hirse. Als der leer ist, verlangen sie mehr Essen, und bis dies gebracht wird, zechen sie tapfer, so daß „schon manchem die Zunge hinkt". Der Meier Nasentropf trinkt allein einen Quarttopf aus, so daß frisch eingeschenkt werden muß. Der Spielmann muß sich hören lassen, und damit er bei Kräften bleibt, wird ihm wacker zugetrunken. Das zweite Gericht, Rüben mit Speck belegt, findet Beifall, und sie essen, daß ihnen der Bart schmalzig wird. Manche verbrennen sich Mund und Zunge, und beim Lachen fallen ihnen die Speckbrocken auf die Knie. Als die großen Näpfe ebenfalls geleert sind, bringt der Koch das Brautmus und den Braten. Die Würste, die es daneben noch giebt, schmecken so gut, daß man zuerst das Brautmus stehen läßt, aber später kommt auch das an die Reihe; sie brocken tüchtig ein und löffeln alles rein aus. Der Tisch wird dann aufgehoben, und jetzt zeigt sich unzweideutig, daß die Gesellschaft betrunken ist. Am nächsten Morgen schenkt Bärschi seiner jungen Frau als Morgengabe ein Mutterschwein. Später kommen die Bauern mit Trommelschall und Zwerchpfeifenklang, um die Eheleute nach der Kirche zu begleiten. Dann geht der Zug wieder in das Hochzeitshaus zurück, wo sie, während der Spielmann ihnen was vorpfeift, von neuem zu schmausen beginnen. Es giebt Kraut, Erbsen, Linsen und Würste, und so stopfen sie sich voll, daß manchen der Gürtel platzt, während die Klugen ihn vorher schon genugsam gelockert haben. Natürlich wird dazu auch wieder ordentlich getrunken, sodaß bald alle mehr oder minder angeheitert sind. Nach der Mahlzeit setzen sich zwei der vornehmsten Bauern zur Braut und sammeln die Hochzeitsgaben für sie ein, wobei der eine Gast Geld, der andere ein Tuch, wieder ein anderer Hausgeräth, einen Melkkübel, einen Spiegel, einen Spinnwirtel, einen Krug oder einen Kamm spendet. Darauf wird auch der Spielmann beschenkt, der sodann unter der Linde draußen zum Tanze aufspielt. Da springen die Bauern, daß ihnen das Stroh aus den Schuhen fällt. Wie bei solchen Bauerntänzen Herkommen, giebt's schließlich Streit. Die Schwerter werden gezogen, und es entspinnt sich eine herzhafte Schlägerei, bei der viele verwundet werden. Der eine ist in den Mühlbach geworfen worden und hat sich in seinem Rachedurst beim Müller einen Spieß geliehen, mit dem er sieben Mann tödtlich ansticht. Das Fechten dauert darnach fort, bis sich die andern Bauern ins Mittel legen und Frieden gebieten. So endet — nicht ganz so traurig wie das Nibelungenlied, aber auch nicht eben heiter — Metzens Hochzeit.

Neue Bücher.

Die Aufnahme in dieses Verzeichniß gilt als Empfehlung. Ausführlichere Anzeige mit Auswahl vorbehalten.

Johann Sebastian Bach. Von Philipp Spitta. 2. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880.

Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Dargestellt von Frederik Winkel Horn. Leipzig, B. Schlicke, 1880.

Dramaturgische Spähne. Hamburgische Theaterberichte 1876—1879. Von Johannes Wedde. Hamburg, H. Grüning, 1880.

Ein Wort über unser Judenthum. Von Heinrich von Treitschke. Separatabdruck aus dem 44. und 45. Bande der Preußischen Jahrbücher. Berlin, G. Reimer, 1880.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Freihändlerische Kathederweisheit.

Soviel uns bekannt, gab es bisher kein Buch, welches die nationale Zollpolitik, wie sie Fürst Bismarck inaugurirt hat, und deren Gegentheil, die kosmopolitische Freihandelstheorie, eingehend in wissenschaftlicher Weise kritisirt und erstere zu rechtfertigen unternommen hätte. Jetzt ist die erste Hälfte einer Schrift erschienen, welche sich als ein solcher Versuch charakterisirt*) und nach den bis jetzt vorliegenden Kapiteln jedenfalls Anspruch auf Beachtung hat. Soweit der Verfasser kritisch verfährt, stimmen wir ihm in der Hauptsache bei, ohne den mitunter allzuschroffen Ton, dessen er sich bedient, allenthalben zu billigen. Er zeigt uns aber nicht nur die Blößen und Schwächen der wirthschaftlichen Modelehre, sondern geht auch daran, ein eignes System aufzustellen, und hier vermögen wir uns ihm, soweit sich bis jetzt urtheilen läßt, nur bis zu einem gewissen Grade anzuschließen. Die Basis seiner, beiläufig nicht systematisch zu Werke gehenden und vielfältig vom eigentlichen Thema abspringenden Betrachtung ist das Gesetz der Erhaltung und Vermehrung der productiven Kräfte, welches er aus der Beobachtung der Natur und ihrer Entwicklung ableitet. Zugleich aber versucht er nachzuweisen, daß nicht einzig und allein die Selbstsucht das Motiv der wirthschaftlichen Thätigkeit bilde, sondern daß dieselbe, namentlich da, wo sie sich im kaufmännischen Calcül bekundet, nur eine Form des menschlichen Erhaltungstriebes sei. Aus diesem leitet er nicht bloß die Familie, das Eigenthum, das Recht, den Staat, sondern auch — Moral und Religion ab, was wir nicht billigen können. Dagegen ist er offenbar im Rechte, wenn er behauptet, daß wegen der Mannigfaltigkeit der Formen, in denen sich der Erhaltungstrieb äußert, und wegen der Unberechenbarkeit des im thierischen Menschen waltenden geistigen Menschen es ein verfehltes Beginnen sei, die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens von Gesetzen regiert werden zu lassen,

*) Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Wirthschaftspolitik. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Oswald Stein. Bern und Leipzig, G. Frobeen & Comp., 1880.

die mit Naturnothwendigkeit wirken, und wenn er die Nationalökonomie nicht als die materialistische Lehre von der Erzeugung, der Vertheilung und dem Verbrauche der Tauschwerthe, sondern als Philosophie der Gesellschaft auffaßt und zu diesem Behufe die Entstehung der wirthschaftlichen Theorien in stetem Zusammenhange mit der Staaten- und Völkergeschichte und der ganzen Gedankenrichtung der jeweiligen Epochen erklärt.

Wir behalten uns vor, auf das Buch zurückzukommen, wenn es abgeschlossen vorliegen wird. Für heute geben wir in einem Auszuge aus dem fünften Kapitel eine Probe von dem, was wir uns von den Urtheilen des Verfassers über die deutschen Freihändler, namentlich über die auf dem Katheder wirkenden ungefähr aneignen können.

Der Vater der Freihandelstheorie ist bekanntlich Adam Smith. Sein System hat die Denkart des Kaufmanns zur Grundlage. Zweck und Ziel der wirthschaftlichen Thätigkeit ist die Mehrung der Tauschwerthe. Die Volkswirthschaft erscheint als Inbegriff aller Privatwirthschaften; Privatvortheil und Gemeinvortheil decken sich, und die Summe der privaten Tauschwerthe macht den Nationalreichthum aus. Die privaten Wirthschaften wissen am besten, was ihnen nützt, also muß man sie gewähren lassen; denn ihr Gewinn ist eben auch der Gewinn des Gemeinwesens. Die Anerkennung eines selbständigen moralischen Sinnes war mit dieser Anschauung nicht vereinbar, und so beschwichtigte Smith die Bedenken gegen den utilitarischen Calcül mit der Behauptung, daß die Selbstsucht des Einzelnen im Egoismus aller Andern ihre Schranke finde und die Regulirung sich so ganz von selbst mache. Zudem stimmte diese Theorie des nackten Egoismus mit der philanthropischen und kosmopolitischen Richtung des achtzehnten Jahrhunderts, die in dem Satze der Encyklopädie gipfelt: „Die Wohlfahrt des Individuums ist auch die Wohlfahrt der ganzen Menschheit."

Folgte also Smith dem Zuge seiner Zeit, nahm er auf die besondere Natur der einzelnen Nationen keine Rücksicht, und operirte er gerade, als ob die Staaten schon die Organe der in ihre Atome aufgelösten und nur durch das Sonderinteresse der Individuen geordneten Friedensgemeinschaft der Menschheit wären, so blieb er doch ein Sohn seines Volkes. Er vertrat eine Idee, aber als Politiker rechnete er mit Thatsachen. Dem Kosmopolitismus huldigte er, weil derselbe dem englischen Interesse förderlich war, weil die Industrie Englands eines Schutzes durch Zollschranken nicht zu bedürfen schien.

Der „größte französische Nationalökonom", Jean Baptiste Say, hat wenig mehr gethan, als daß er Smiths Werk vom Nationalreichthum übersichtlicher und faßlicher gemacht hat, daß unter seiner formenden Hand die vulgären Geschäftsregeln des Marktes wissenschaftliche Gestalt und gelehrten Anstrich erhalten haben. Was er selbst Neues erdacht, will nicht viel bedeuten; doch

mag erwähnt werden, daß er alle Production, die materielle wie die geistige, gleich achtet, während Smith den geistigen Arbeiten die Productivität abspricht. Say fand namentlich bei der Kaufmanns- und Börsenwelt Beifall, die großen Zeitungen, meist den Interessen dieser Kreise dienstbar, wirkten kräftig für ihn, und sein aus der Finanzwelt stammender Anhang verstärkte sich zugleich durch jugendliche Schwärmer, die sich von der Phrase der wirthschaftlichen Freiheit angezogen fanden. Erst als jüngere Kräfte seine Schule mit Geist und Witz energisch angriffen, ging sein Stern unter.

Zu derselben Zeit, als Cobden den Manchesterverein gründete, welcher Apostel des Freihandels in alle Welt aussandte und durch Broschüren, Zeitungen und — andere Mittel thätig war, tauchte in Deutschland als einer jener Apostel der englische Sprachlehrer Prince-Smith auf und gründete wie Say eine Schule. Sein Evangelium bestand aus den Sätzen Laissez faire — die Concurrenz sei frei — das Gesetz der Nachfrage entscheide allein. Die Geschäftsleute, die Judenschaft voran, begriffen sofort, daß dies eine gute, d. h. eine für sie vortheilhafte Lehre und eine leicht zu lernende Wissenschaft sei. Die Presse that, was sie konnte, um dieselbe zu verbreiten und anzupreisen; denn — die meisten Journalisten waren ja auch Geschäftsleute. Die liberalen Parteien nahmen theils aus kurzsichtigem Eifer gegen die absolutistischen Regierungen, theils aus Privatinteresse die „Principien" der Freihandelspolitik in ihre Programme auf. Volkswirthschaftliche Vereine und Congresse secundirten, und mehrere Universitäten unterstützten die Agitation mit ihrem Ansehen.

In Deutschland predigten Prince-Smith und Genossen nun tapfer die Allmacht des Kapitals, die gleichbedeutend ist mit der Ohnmacht des Staates. Da hieß es à la Adam Smith: „Der Privatvortheil ist mit dem allgemeinen Nutzen identisch." Dann sagte man mit kühler Würde: „Dem Besitzlosen ist nur dadurch zu helfen, daß er die Willenskraft hat, nicht länger jeder augenblicklichen Noth rathlos gegenüberzustehen, nicht länger seine Nachkommen ohne einige Ausstattung dem Lebenskampfe entgegenzuschicken. Wenn er das nicht zu thun versteht, muß er seinen Verbrauch entsprechend einschränken und die Dürftigkeit als natürliche Folge seiner beschränkten Productionsfähigkeit ertragen. Das ist das Grundgesetz volkswirthschaftlicher Organisation, die einzig mögliche Bedingung, unter welcher der volkswirthschaftliche Zweck, Vermehrung und gerechte Vertheilung der Befriedigungsmittel, gesichert werden kann. Der volkswirthschaftlichen Gemeinde ist jede Solidarität grundsätzlich fremd."

Also keine Solidarität, nur Freiheit: Freiheit der Concurrenz unter den Geldsäcken erster, zweiter und dritter Klasse und Freiheit des Verhungerns für die Armen! Laissez passer — la misère! Laissez faire — la mort! Dem Staate kommt, wie Prince-Smiths Evangelium uns belehrt, keine andere Aufgabe

zu als „die Production von Sicherheit". Das heißt, wie der Verfasser unsrer Schrift richtig bemerkt, „die ganze Weisheit und Kunst des Regierens besteht darin, daß der Staat auf Kosten des Volkes den Nachtwächter für die ‚Verwalter des Nationalreichthums' macht" — die, wie wir hinzufügen können, bald nur noch aus Börsenjuden bestehen werden. Der Mitbürger, der nichts hat, mag umkommen, gleichviel, ob er brav und fleißig gewesen ist, seine Kinder mögen verhungern, wenn er ihnen kein Brot schaffen kann; denn so will es das „Naturgesetz des freien Marktes", welches keine Solidarität und somit auch keine Nation kennt. Und das nennt man in Deutschland Nationalökonomie, das will Wissenschaft sein!

Die Quintessenz der manchesternen Weisheit lautet: Ziel der Wirthschaft ist Erwerb und Vermehrung von Tauschwerthen, Gütern, Reichthümern. Das Geld ist Zweck, der Mensch nur Mittel zum Zweck. Was nicht Tauschwerthe schafft, ist nicht productiv. Die Consequenz dieser Abgeschmacktheiten ist, wie Fr. List sagte, daß die Schweinezüchter productive, die Erzieher von Kindern unproductive Elemente der Gesellschaft sind. Welche Rolle die Moral in einer derartigen Wissenschaft spielt, kann man sich vorstellen. Say meint, eine Handlung könne vom moralischen Standpunkte aus verwerflich erscheinen, während sie wirthschaftlich ganz gerechtfertigt sei. Ein neuerer Nationalökonom, dessen „Gesinnungstüchtigkeit" über jeden Zweifel erhaben ist, hat (vgl. S. 127 unsrer Schrift) die Ansicht ausgesprochen, daß „die Wissenschaft der Nationalökonomie keine Competenz habe, über Unternehmungen (faule Gründungen und Vertrieb von Schwindelmedicin z. B.) abzusprechen, welche mit ihren Erzeugnissen geschickt auf die Thorheiten und Schwächen der Zeit speculirten, ganz gleich, ob sie auch unsägliches Unheil anrichteten. Vom Standpunkte der Wissenschaft sei jeder Betrieb rationell, welcher im einzelnen Fall die Erreichung des Zieles am meisten sichere." „Die Moraltheologie des Jesuitenpaters Gury erscheint," so äußert sich Stein hierüber, „gegen die Moral des ökonomischen Liberalismus als eine kleinliche Stümperei."

Ueberblicken wir mit dem Verfasser unseres Buches das, was die Wissenschaft der Nationalökonomie in Deutschland sonst geleistet hat, so hat er wohl nicht Unrecht, wenn er sagt: quantitativ mehr als anderwärts, qualitativ verhältnißmäßig wenig. Die deutschen Professoren sollen das System Smiths ausgebaut und verbessert haben; ihre Arbeit beschränkte sich aber fast nur auf Schematisirung und Wortklauberei. Man stritt sich über Dinge, die für die Praxis nicht den geringsten Nutzen gewährten. Während der Kampf um das Dasein acute Form annahm und die wirthschaftlichen Interessen der Völker täglich mehr in den Vordergrund traten, ergingen sich Dutzende von „berufenen" Lehrern der Nationalökonomie in zwecklosen Betrachtungen über abstracte Be-

griffe, und vergeblich wartete man auf eine klare und entschiedene Meinungsäußerung derer, die in erster Linie dem Volke zu rathen bestellt waren. Während aus den sich gegenüberstehenden Parteien Recepte zur Heilung der Noth hin und herflogen und die Stentorstimmen der Rufer im Streit bis in die entferntesten Winkel des Reiches drangen, hüllten sich die meisten und darunter die größten Lichter des Katheders in tiefes Schweigen — das Schweigen der Verlegenheit.

„Vor allem scheinen," wie Stein bemerkt, „viele Nationalökonomen über den Begriff ihrer Wissenschaft nicht im Klaren zu sein. Wer die Nationalökonomie auf die Production und Vertheilung der Tauschwerthe zustutzt und die Volkswirthschaftspolitik nebst der Bevölkerungslehre sozusagen nur als Anhängsel betrachtet, wer die Nationalökonomie bloß als Lehre von den Mitteln zur Befriedigung der Consumtion auffaßt und die Volkswirthschaft als die fortgesetzte Thätigkeit zur Erwerbung und Vermehrung des Reichthums definirt, der erhält allerdings eine Schablone oder auch ein System, aber die eigentliche Wissenschaft gewinnt dabei so wenig als die Praxis."

Daran ändert auch das Thun derer nichts, welche ein Ragout von geschraubten Definitionen und gesuchten Worten zusammenkochen und, um ihm ein Ansehen zu geben, es mit allerlei Flitterwerk in Gestalt von mehr oder minder werthlosen Auszügen und Citaten aus den Schriften aller möglichen Nationalökonomen, Socialisten, Populationisten, Communisten, Schutzzöllnern und Freihändlern anputzen, dann einzelne Vorgänge des privaten wirthschaftlichen Lebens mit gelehrter Sauce zu angeblichen Heilswahrheiten herrichten und diese Dogmen benutzen, um einige nothdürftige Schlußfolgerungen für die künftige Gestaltung der nationalen Wirthschaft, der gesellschaftlichen Organisation und der staatlichen Wohlfahrt abzuleiten. „Auf der einen Seite wird die Nationalökonomie verkümmert, indem man ihr Gebiet nach der Schablone beschneidet, auf der andern werden Dinge aus der Praxis hereingezogen, welche nicht zur Wissenschaft gehören. Man bemüht sich, wirthschaftliche Erscheinungen, welche in tausenderlei stets wechselnden Formen und Gestalten sich präsentiren, in die spanischen Stiefel der Definition hineinzuzwängen und mit Benutzung der zu einer besonderen Fachwissenschaft erhobenen Statistik aus einer Menge nur annähernd oder scheinbar gleichartiger Thatsachen ‚Naturgesetze' zu gewinnen."

Sehr charakteristisch für die Auffassung der Nationalökonomie auf den meisten Kathedern ist deren Verweisung in die Facultät der Juristen. Mit Recht sagt Stein: „Eine Wissenschaft, welche sich mit den mannigfaltigen Bedürfnissen der nationalen Existenz beschäftigen soll, paßt sehr wenig zu einer Wissenschaft, welche es vornehmlich mit schulmäßig krystallisirten Begriffsbestimmungen zu thun hat." ... „Die Nationalökonomie hat von ihrer juristischen Nachbarschaft

Vieles, aber leider nur Schlimmes angenommen. Während die juristische Praxis aus den Gesetzbüchern die mittelalterliche Casuistik ausmerzt, fängt die Nationalökonomie an, die zahllosen Erscheinungen des täglichen Lebens zu schablonisiren, also eine neue Casuistik zu schaffen. So verfehlt sie natürlich ihre Bestimmung, die aus ihrer Verbindung mit der Jurisprudenz für diese erwachsen sollte, und die darin bestand, die Rechtsbeflissenen mit den wichtigsten Aufgaben der Gesellschaft und des Staates bekannt zu machen, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihnen ein großes Gebiet neuer Rechtsbildung aufzuschließen, sie mit fruchtbaren Anregungen zu durchgeistigen und sie vor Verknöcherung und Einseitigkeit zu bewahren."

Von den wirklich bedeutenden Nationalökonomen sind denn auch nur wenige Juristen oder überhaupt Fachgelehrte gewesen. Colbert war ursprünglich Kaufmann, Quesnay Mediciner, Adam Smith Philosoph, Ricardo Banquier, Cobden Fabrikant. Thümen, ein Vorgänger Lists, war Landwirth, List selbst ein Autodidakt, der sich vom Schreiber zum Rechnungsbeamten emporarbeitete und dann auf einen Lehrstuhl gelangte, von dem er von den zünftigen Collegen heruntergebissen wurde. Der Amerikaner Henry Carey betrieb den Buchhandel, und Rodbertus bewirthschaftete seine Güter. Von denen, welche die Nationalökonomie bei uns in wissenschaftlicher Form pflegen, verdienen außer Schmoller, Schönberg, v. Stein und Oncken nur noch einige wenige Beachtung, und es ist Schade um die Zeit, die man auf die Lectüre der Schriften verwendet, welche von den übrigen angefertigt worden sind. Betrachtet man den gewundenen Stil und die ungeschickte Ausdrucksweise mancher von diesen gelehrten Herren, so möchte man fast meinen, sie verstünden nicht deutsch zu denken, weil sie nicht deutsch zu schreiben wissen. Viele sind entweder zu bequem oder zu ungelenk, um sich für ihre Vorlesungen und Bücher eine klare und präcise Form anzueignen. Andere scheinen sich geradezu Mühe zu geben, dunkel und verworren zu reden und zu schreiben. Sie bekunden eine förmliche Scheu, den Dingen ihren wahren Namen zu geben. „Ja, man kommt," wie der Verfasser unserer Schrift sagt, „unwillkürlich zu dem Verdachte, daß der Jargon, in dem sich einzelne gefallen, hie und da keinen andern Zweck habe, als den Mangel an Gedanken durch ein Dickicht orakelhafter Worte, Formeln und Satzconstructionen zu maskiren und so durch die Dunkelheit des Sinnes die Bewunderung derjenigen zu erregen, welche zu den Vertretern der deutschen Wissenschaft wie die Juden zum Tempelvorhang emporzuschauen pflegen." ... „Auch in der sonstigen Behandlungsweise des Materials haben unsere ökonomischen Systematiker geringe Fortschritte gemacht und von der naturwissenschaftlichen Methode nicht viel mehr als den Namen und die Formulirung von ‚Gesetzen' entlehnt. Dutzende von Lehrbüchern haben ein ‚System' ähnlich den abgestandenen Compendien der

alten Magister. Gewiß ist bei Ordnung des Stoffes vor allem das Streben nach Uebersichtlichkeit zu loben. Aber man muß dabei das rechte Maß innehalten, man darf nicht jede Unterabtheilung wieder in Unterabtheilungen zerlegen und die Zahl der Rubriken und Paragraphen ins Unendliche vermehren. Statt die Begriffe in logischer Reihenfolge zu erörtern, löst man jeden wirklichen oder vermeintlichen Gedanken mit mikroskopischer Genauigkeit in seine Theile auf und preßt die einzelnen Theilstücke, um ihnen die nöthige wissenschaftliche Folie zu geben, in Definitionen. Dabei wird nicht nur der Sprache in schauerlicher Weise Gewalt angethan, sondern auch alle Klarheit und Verständlichkeit aus dem ‚System' hinausgearbeitet. So entstehen dickleibige Lehrbücher und bandwurmartige Collegienhefte, welche die Studenten mit theuerem Gelde bezahlen müssen, während sie kaum einen einzigen fruchtbaren Gedanken enthalten."... Say hat das System Smiths wenigstens den Franzosen zurechtgemacht. Die deutsche Schule aber hat es den deutschen Zuständen nicht angepaßt. Den kosmopolitischen Tendenzen hat sie eine kleine Dosis Patriotismus zugesetzt und die Volkswirthschaftspolitik in eine bureaukratische Schablone umgeformt. Daneben sind trotz der angeblichen Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode immer neue scholastische Probleme aufgetaucht. Selbst Roscher, in dem die historische Schule ihren Meister verehrt, gesteht: „Wer eine längere Reihe von solchen Schriften durchmustert, dem wird gewiß nichts mehr darin auffallen als die ungeheuren Verschiedenheiten, ja Widersprüche, in dem, was die Theoretiker als wünschenswerth und nothwendig bezeichnen. Fast kein erheblicher Punkt, wo sich nicht die gewichtigsten Autoritäten für und wider anführen ließen. Man hat diesen Uebelstand wohl zu verdecken gesucht, man hat namentlich den Socialisten gegenüber wohl gemeint, in den Hauptfragen sei die Nationalökonomie doch ebenso einig wie die Naturwissenschaft. So gern ich dies in Bezug auf Fragen nach dem Sein der Dinge zugebe, so entschieden stelle ich es in Abrede, wo es sich um das Seinsollen handelt. Wir dürfen darüber unser Auge nicht verschließen." Der Kampf der Geister ist auf diesem Gebiete vielfach zu bloßer Wortklauberei ausgeartet, bei der man sich mit den Künsten der Sophistik meist um ganz unwesentliche Dinge streitet, die Menge der Bücher und Broschüren aber derart anwächst, daß man Mühe hat, sich noch darin zurechtzufinden.

Dabei scheint aber, wie bemerkt, die herrschende Schule sich nicht einmal recht deutlich gemacht zu haben, was Volkswirthschaft und was die Aufgabe der ökonomischen Wissenschaft ist. Adam Smith und Say haben die Aufgabe der Volkswirthschaft darin erblickt, daß sie Reichthümer schaffe, die Fähigkeit dazu nur den Individuen zuerkannt und deshalb für dieselben die größte Freiheit der Bewegung verlangt. Das Interesse der Einzelnen fällt nach ihnen mit dem

Staatsinteresse zusammen. Ihre Nationalökonomie trägt somit den Charakter einer Privatökonomie. Nimmt man an, diese Art von Nationalökonomie passe vollständig für ein industriell hoch entwickeltes Land und Volk, so mußten sich die Deutschen, welche das System Smiths und Says acceptirten, in erster Linie fragen, ob diese Voraussetzung bei uns zutreffe, ob unsere Gewerbthätigkeit auf dem Punkte angelangt sei, wo sie gleich der englischen den Schutz des Staates entbehren könne. Ferner aber mußten sie untersuchen, ob das Ziel der National-ökonomie wirklich allein in der Vermehrung des Reichthums von Individuen bestehe, ob Privatbesitz mit Nationalvermögen identisch sei, und weder das Eine, noch das Andere ist geschehen. Unsere Nationalökonomie steht also allerdings auf einem nationalen, aber nicht auf deutschem, sondern auf englischem Boden. Smith blieb trotz seines Umgangs mit den weltbürgerlich angehauchten Physiokraten ein Engländer. Zweifellos hat sein Buch den Engländern Nutzen gebracht. Aber wenn andere Völker den dabei gepredigten Grundsätzen nachleben sollen, so müssen sie mit England und andern Hauptindustrieländern concurriren können, sonst werden sie erdrückt. Die Befreiung der Weltindustrie von allen nationalen Schranken entspricht dem Interesse der englischen Krämer und Großfabrikanten und den Wünschen schwärmerischer Kosmopoliten, und unsere Wirthschaftspolitik kann sie nur soweit brauchen, als wir den Engländern in dem oder jenem Zweige der Gewerbsthätigkeit gewachsen sind. Die Lehre von der absolut freien Concurrenz im Weltkampfe der Nationen unter den jetzt obwaltenden Umständen verwirklichen wollen, heißt den Millionär, der sein Etablissement in der Nähe der zum Betrieb desselben nothwendigen Rohstoffquellen und der zum Vertrieb seiner Producte dienenden Verkehrswege hat, mit dem mäßig wohlhabenden und in Betreff des Bezugs seines Materials und der Versendung seiner Erzeugnisse nicht so günstig gestellten Fabrikanten mit Aussicht auf Erfolg in Wettbewerb treten lassen. Es heißt, das Recht des Stärkeren zur Verfassung des Wirthschaftslebens erheben und die Grundlagen der Staaten und Nationen zerstören.

Die nationalökonomische Wissenschaft muß andere Wege einschlagen, ihre Rücksichtnahme auf Schulen und Cliquen abthun, sich den Bedürfnissen des gemeinen Wesens anpassen, den Lehren des praktischen Lebens mehr Recht einräumen, beim Volke und dessen Arbeit in die Schule gehen und mehr beobachten als Definitionen ausdisteln. Die Nationalökonomie ist etwas ganz anderes als das, was die internationalen Krämer und die denselben in die Hände arbeitenden Kathederbonzen unter dem Worte verstehen. „Um zu begreifen, was sie ist, bedarf es der Kenntniß der Nation, für die man zunächst zu wirken berufen ist, und der Liebe zu derselben. Wer keinen Patriotismus besitzt, kann sich unmöglich für den Gedanken erwärmen, daß über den Privatinteressen das höhere

Interesse der nationalen Gesammtheit steht, und daß die Freiheit der Privatökonomie da ein Ende haben muß, wo sie mit den berechtigten Forderungen der nationalen Existenz in Conflict geräth. Pflicht der Staatsgewalt einerseits und der Wissenschaft andrerseits ist es, darüber zu wachen, daß die productiven Kräfte des Landes und Volkes nicht bloß intact erhalten, sondern auch vervollkommnet werden; mit andern Worten: Erhaltung und Vermehrung der Landes- und Volkskraft ist die wahre Aufgabe der Nationalökonomie. An die Stelle der todten Güter ist die schaffende Natur, an die Stelle der Tauschwerthe die lebendige Nation zu setzen und die Wissenschaft den Einflüssen des Krämerthums zu entziehen." .. „Wenn die Nationalökonomie nicht mehr das Gepräge eines engherzigen Klasseninteresses trägt, wenn sie aus der Niederung des privaten Calcüls auf die Höhe des nationalen Interesses emporgetragen wird, wenn sie sich vom Manchesterthum emancipirt, werden wir bald nicht mehr über Mangel an volkswirthschaftlicher Bildung zu klagen haben. Denn eine Lehre, die den Vortheil der Nation im Auge hat, wird vom Volke jedenfalls schneller begriffen werden als der Wortschwall von einer Freiheit, die vielen Tausenden, welche den besten Willen haben, nur die Aussicht auf freudloses Vegetiren und langsames Verhungern eröffnet."

Die religiöse Anlage des Menschen.

(Schluß.)

Die etwas dunkle Ueberschrift des dritten Kapitels von Happels Buch*) „Die Qualität der religiösen Anlage" ließe sich vielleicht durch die deutlichere ersetzen: Die Hauptentwicklungsstufen des religiösen Sinnes. Happel führt hier mit Recht nicht etwa den weitschichtigen, buntfarbigen Begriff „Heidenthum" als Vertreter einer einzelnen Stufe auf; ebensowenig operirt er mit den Gesichtspunkten: Fetischismus, Polytheismus, Dualismus, Monotheismus oder ähnlichen, denn „dualistische Ideen, fetischistische Neigungen und monotheistische Triebe sind allgemeine Erscheinungen des religiösen Lebens, die zu allen Zeiten und

*) Die Anlage des Menschen zur Religion, vom gegenwärtigen Standpunkte der Völkerkunde aus betrachtet und untersucht von Julius Happel, Prediger der reformirten Gemeinde zu Bützow. Von der Teylerschen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Haarlem, de Erven F. Bohn, 1877.

unter allen Völkern auftreten." Vielmehr unterscheidet er nach ihrer gesammten Geistesrichtung und ihrem inneren Werthe die sinnliche, die materialisirte, die versittlichte und die normalisirte Religionsstufe. Wir würden uns freilich unter den gegebenen Religionen vergebens nach solchen umsehen, die als reine Paradigmata dieser vier Klassen dienen könnten. Das volle, vielseitige Leben will sich eben nie ganz dem begrifflichen Schema fügen; bald ragt das unregelmäßig gestaltete Gebiet einer empirischen Religion hinaus über die Längen- und Breitengrade, durch die wir seine Lage im geistigen Kosmos bezeichnen möchten, bald wieder reicht es nicht an sie heran. Aber in welchem jener vier Bezirke der principielle Schwerpunkt liegt, wird sich bei den meisten Religionen ausmachen lassen.

Die beiden zuerst genannten Stufen verhalten sich zu einander wie die kindlich-naive Phantasie-Anschauung zu einer das rechte Maß überschreitenden Richtung des Geistes auf das Sinnliche. Auf jenem ersten Standpunkte ist es selbstverständlich, daß „Gott ißt, trinkt, riecht, schmeckt, geht, fährt, fliegt, lacht, zürnt, bereut"; dagegen verräth sich der zweite Standpunkt, wenn die Götter neidisch, gefräßig, trunksüchtig und wollüstig gedacht werden. Der kindlich-naive Religionstypus ist, wenn man von der Entwicklung des einzelnen Menschen auf die des Menschengeschlechtes schließen darf, der ursprünglichste; der rohsinnliche dagegen ist als eine Ausartung von jenem zu betrachten. Die richtigste Vorstellung von jener urwüchsigen, unschuldig sinnlichen Gottesvorstellung gewinnt man nach Happel aus dem alten Testament, während ihm „die vedische Ansicht und Behandlung der Götter im Ganzen mehr den Eindruck einer herabgekommenen kindischen, als einer ursprünglich kindlichen Religion" macht. Nach den Proben, die man aus zweiter Hand von der vedischen Literatur zu erhalten pflegt, fühlt man diesem letzten Urtheil gegenüber sich allerdings zu dem Einspruch veranlaßt: „Das ist eine harte Rede; wer mag sie hören?" Jedenfalls sind hier sorgfältiger, als es der Laie vermag, die verschiedenen Schichten der vedischen Literatur zu unterscheiden, wie denn auch Max Müller (a. a. O.) erklärt, daß sich im Rig-Veda noch keine Spur vom Fetischismus findet, viele dagegen in späteren Veden.

Begreiflich ist es, daß einfache Hirtenvölker wie die Israeliten und jagd- und kriegsfrohe Naturvölker wie die alten Germanen vor dem Herabsinken in trägen Sinnengenuß und damit vor grobsinnlicher Göttervorstellung und -Verehrung besser gesichert waren als wohlsituirte Culturvölker wie die Phönicier. Eine Ahnung hiervon spricht sich wohl auch in der Sage von dem Ackerbauer Cain und dem Hirten Abel aus. Aber mögen wir es nun mit vorderasiatischen Culturvölkern oder mit amerikanischen und australischen Naturvölkern zu thun haben, mit den wollüstigen Culten berührt sich gewöhnlich auf demselben Boden

das andre Extrem, die Grausamkeit der Selbstverstümmelungen und der Menschenopfer. Wo keine natürlich entwickelte zarte, sittliche Scheu von heimlichen Ausschweifungen zurückhält, da macht der sittliche Instinct in ebenso unnatürlicher Gegenwirkung seine Rechte geltend.

Das Volk der Hellenen war durch seine glückliche Organisation, seine weit maßvollere sinnliche Prädisposition und seine reiche innere Begabung vor jenen Gefahren bewahrt geblieben. Es hat sich früh zu geistiger Freiheit und edlen Culturschöpfungen erhoben. Dieser Sieg des Geistes über die niederen Mächte der Sinnlichkeit wie über die elementaren Naturkräfte spiegelt sich in den Mythen von der Ueberwindung der Titanen durch höhere Götter ab, und unter den Schutz der letzteren werden nun die nützlichen Erfindungen, die Einrichtungen des Hauses, der Gesellschaft, des Staates gestellt, auf sie werden dieselben zurückgeführt und damit zugleich geheiligt und befestigt. Ja, in der Erfüllung der Pflichten, welche diese sittlichen Gemeinschaftskreise an den Menschen stellen, erkennen wenigstens die Fortgeschrittenen allmählich eine noch gottwohlgefälligere Thätigkeit als in den nichtsdestoweniger pietätvoll aufrechterhaltenen religiösen Ceremonien. So ist die Religion auf der Stufe der Versittlichung angelangt, wenn auch noch keineswegs auf der reiner, ungetrübter Sittlichkeit.

Aber wie sich in gleichem Schritt mit dem sittlichen Volksgeiste auch die Religion der Griechen und der unter denselben Gesichtspunkt fallenden Römer allmählich entwickelt hatte, so wurde sie auch wieder in den sittlichen Verfall dieser Völker unrettbar mit hineingezogen. Die Gründe, weshalb auch die reineren Vorstellungen und Gesinnungen eines Sokrates und Platon jenen Niedergang nicht aufhalten konnten, lassen sich aber unsres Erachtens noch etwas klarer entwickeln, als es Happel gethan hat. Namentlich erweckt der Satz, daß „die Vollendung der Religion auf dem Standpunkte einer rein natürlichen Entwicklung der Cultur nicht zu erreichen“ sei, den Schein, als wolle Happel die normalisirte Religion schließlich durch einen deus ex machina herbeiführen lassen, was doch gar nicht seinen Anschauungen entspricht. Ein Grund für die Einflußlosigkeit jener Philosophen gegenüber dem religiösen Volksbewußtsein lag einfach schon darin, daß sie Philosophen, nicht volksthümliche Reformatoren waren. Sagte doch Platon selbst: „Es ist schwierig, das höchste Wesen zu finden, unmöglich, es der Menge bekannt zu machen.“ Dazu kam, daß seine Volksgenossen so sehr in das vielseitig entwickelte hellenische Weltleben versunken waren, daß es eines ganz besonderen Reizes bedurfte, um sie zu gesammelter Vertiefung in die religiösen Fragen zu bringen. Daß aber die überlieferte mythische Götterwelt keine Befriedigung mehr gewährte, das war eine einfache Folge der bei aller gesunkenen Sittlichkeit doch vorwärtsschreitenden Verstandesbildung.

„Israel ging gerade den umgekehrten Weg wie Griechenland; während dieses von der Sittlichkeit ausgehend zu Gott, kam Israel von der Religion zur Sittlichkeit. Seine eigentliche Geschichte beginnt ‚das Volks Gottes' mit der Idee einer absoluten Persönlichkeit, eines schlechthin überweltlichen, heilig-geistigen, moralischen Gottes, eines Seins, das nichts ist als Verstand und Wille" — aber doch wohl auch Gefühl? —, „und dessen Absehen daher einzig auf die Herstellung der moralischen Normalität des Handelns gerichtet ist. Während auch von den griechischen Göttern noch gesagt werden muß, daß sie durch Menschen gemacht sind, gilt von dem Gotte Israels vielmehr, daß er Israel gemacht hat." Mit diesen Worten schildert Happel die alttestamentliche Religion als den Anfang der normalisirten, von oben her in die rechte Bahn gerückten Religionsentwickelung. Dies ist wieder eine von den Anschauungen Richard Rothes, dem seine lebensvolle, realistische Frömmigkeit den Muth gab, mit dem Bewußtsein der göttlichen Nähe und des göttlichen Wirkens auch insofern Ernst zu machen, daß er an bestimmten Punkten ein besonderes Eingreifen Gottes in die menschliche Geschichte wissenschaftlich nachzuweisen suchte, das immerhin nicht in einem Zauberschlage, sondern in einem durch den Organismus des menschlichen Wesens vermittelten geistig-sittlichen Impuls bestehe. Wenn dieser Begriff der Wirksamkeit Gottes auf den Menschen auch ein sehr würdiger und einleuchtender ist, so lassen sich doch für die wissenschaftliche Erkenntniß gewiß nicht die einzelnen Fälle constatiren, wo ein solcher Impuls stattgefunden hat. Der Geschichtsforscher kann uns wohl als Führer auf die höchsten Bergspitzen des Menschlichen hinauf geleiten, von denen die befruchtenden Quellen ins Thal herniederrinnen, aber nicht in den Aether des Göttlichen; wir können wissen: „das Gesetz ist durch Mosen gegeben", aber wir können nur glauben, daß Mose ein gotterleuchteter Mann war. Und wie jene Behauptung einer besonderen Normalisirung der israelitischen Religion durch Gott für die Wissenschaft zu weit geht, so kann sie andrerseits dem religiösen Gerechtigkeitssinn nicht genügen. Ihm erscheint sie leicht als Partikularismus; ihm ist Gott nicht bloß der Juden, sondern auch der Heiden Gott, der Jedem giebt nach dem Maße seiner Empfänglichkeit, sodaß der Grund der mannigfaltigen religiösen Strahlenbrechungen mehr in den verschieden gestalteten Prismen der Menschen- und Volksgeister, als unmittelbar in der Leuchtweise des einen göttlichen Urlichtes liegt. Abgesehen von jener specifischen Erklärungsweise können wir uns den Ausdruck „die normalisirte Religionsstufe" für die biblische Religionsentwicklung sehr wohl aneignen und auch in Bezug auf die geschichtlichen Vorbedingungen derselben Happels Darstellung als eine gesunde und lehrreiche bezeichnen.

Auch die Religion Israels hat sich — wie schon Andere vor Happel erkannt haben — von einer sinnlicheren und polytheistischen Religionsstufe

emporgearbeitet. Hat doch der israelitische Gottesname Elohim seine Pluralform auch in derjenigen Zeit behalten, wo er längst mit dem Singular des Verbums verbunden wird. Daß Abraham „um seiner reineren Gotteserkenntniß willen das Land seiner Väter habe verlassen müssen", möchte nur noch besser gestützt werden als durch die mehrdeutige Stelle Jesaias 29,22: „Also spricht der Herr, der Abraham erlöset hat." Combiniren wir zu diesem Zwecke lieber Josua 24,14: „Lasset fahren die Götter, denen eure Väter gedient haben jenseits des Wassers (Euphrat) und in Aegypten" mit 1. Moses 12,1: „Und der Herr sprach zu Abram: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will." Aber weder Abraham selbst scheint immer auf der Höhe seines Gottesbewußtseins geblieben zu sein, wie man aus der Erzählung von der versuchten Opferung Isaaks schließen kann, noch vollends die späteren Geschlechter. Von Jakobs Gattin Rahel wird berichtet, daß sie die väterlichen Hausgötzen mit auf die Flucht nahm (2. Moses 31,19), und auf Trübungen der israelitischen Religion durch den Aufenthalt in Aegypten weist nicht bloß die eben angeführte Stelle des Buches Josua hin, sondern auch die Aufrichtung des goldenen Kalbes am Fuße des Sinai. Das Zeugniß des Propheten Amos (5,26) von der Abgötterei der Israeliten aber ist nach Schrader („Assyrisch-Biblisches" in den Studien und Kritiken, 1874, S. 324—344) nicht, wie es auch Happel noch thut, auf den Wüstenzug, sondern auf eine weit spätere Zeit zu beziehen. In der That zeigen sich auch nach Happels Ansicht Spuren genug in den biblischen Büchern, daß in der vorexilischen Zeit die große Masse des israelitischen Volkes sich niemals ganz auf der idealen Höhe seiner eigentlichen Religion erhalten hat, sondern namentlich mit den Religionen Vorderasiens jederzeit Fühlung gehabt hat. Man braucht bloß nachzulesen, was 2. Könige 21 von der Religionsmengerei des Manasse (in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts) berichtet wird, um ein recht stattliches Verzeichniß fremder Culte vor sich zu haben. Aber wie sich schon zu Elias' Zeiten 7000 fanden, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt hatten, so fehlte es Israel nie an solchen, die das bessere Erbe der Väter rein und treu bewahrten und auf die Nachwelt hinüberretteten. — Wie war es nun zu einem solchen religiösen Stammkapital gekommen?

Zunächst scheint Israel von Haus aus gewisse für den Erwerb desselben wichtige Völkereigenthümlichkeiten in sich vereinigt zu haben: „die kindliche Naivetät und Genügsamkeit des nomadisirenden Arabers mit der Wanderlust der Germanen" und mit dem exclusiven Nationalstolz der Parsen. Das einfache Hirtenleben begünstigt offenbar eine nach innen gehende Gemüthsrichtung; das Wanderleben reißt gleichsam die religiöse Ahnung immer wieder von der Erdscholle los, sodaß die Göttergestalten nicht so leicht mit einer bestimmten Natur-

anschauung verwachsen können, sondern fließender und nebelhafter bleiben. Nur eine Naturerscheinung entschwand dem Auge nicht, wohin man auch den Wanderstab setzen mochte: der hohe Sternenhimmel. An ihn konnte sich daher leicht die Vorstellung des einen Gottes anknüpfen, der bald als der Höchste, bald als der Allmächtige bezeichnet wird. Das war ein einfacher, leicht zu behaltender und doch außerordentlich entwicklungsfähiger Gedanke. War er aber einmal ernstlich gefaßt, so nahm ihn, wie schon bemerkt, das zähe Stammesbewußtsein, durch welches sich die Besten dieses Volkes auszeichneten, in seine sichere Obhut, und gerade die Leiden, welche das wahre Israel als Gotteskämpfer und Gottesknecht zu erdulden sich bewußt war, machte ihm seine Religion doppelt theuer.

Daß aber nun nicht bloß das Ererbte conservirt, sondern das Entwicklungsfähige wirklich entwickelt wurde, das war das Verdienst der religiösen Genien, an denen Israel gerade so reich war. Vor allem ist hier Moses von grundlegender Bedeutung, dem sich nach 2. Mos. 6, 3 der allmächtige Gott der Väter unter dem neuen Namen Jahve*) offenbart. Es spricht sich darin das Bewußtsein des Moses aus, auf dem Boden der Ueberlieferung zu stehen und doch eine Fortbildung derselben zu vertreten, nämlich die Anschauung, daß der über alles Vergängliche erhabene Gott, freilich zunächst mit einem einzelnen Volke, einen Bund schließen will, der auf unverbrüchlichen moralischen Bedingungen ruht. Aber wenn auch die Gottesfurcht einen reinen sittlichen Grundton anschlug, so hatte doch die sittliche Claviatur des Volkes Israel einen viel zu geringen Umfang, als daß sich darauf ein klangvolles Tonstück reicher, vielseitiger, gottgeweihter Cultur hätte abspielen lassen. Die religiöse Richtung war mit einseitiger Stärke ausgebildet, sodaß sie nicht sowohl darin sich bethätigte, daß die großen menschlichen Gebiete der Kunst, Wissenschaft, des Staatslebens u. s. w. in Gottes Namen und Geiste angebaut wurden, als vielmehr in den privaten Tugenden des Familienlebens und der Wohlthätigkeit, sowie in mehr oder weniger willkürlich angeordneten religiösen Ceremonien.

So galt es jetzt, den Strom echter Frömmigkeit aus dem engen Bett des israelitischen Volksthums in das weite Culturgebiet der alten Welt, namentlich zunächst des griechisch-römischen Lebens, hinauszuleiten. Dies konnte aber erst angestrebt werden, nachdem die Erkenntniß gewonnen war, daß die wahre Gottesliebe und die Nächstenliebe, Religion und Sittlichkeit nicht außer einander liegen wie zwei sich schneidende Kreise, sondern zusammengehören wie Avers

*) Die gewöhnliche Aussprache Jehova beruht bekanntlich auf einem Irrthum. Die Bedeutung des Namens ist nach der Auffassung der Bibel selbst (2. Mos. 3, 14) wohl: Der Ewige, nach den neueren Sprachforschern dagegen: der Lebensspender, der ins Leben Rufende.

und Revers derselben Münze. Und diese Erkenntniß ist nicht in trockener Schulsprache, sondern in lebendiger Volksthümlichkeit ausgesprochen in der Lehre Jesu.

Hiermit berühren wir das Thema des folgenden Kapitels: Das Verhältniß der religiösen Anlage zur Sittlichkeit oder der moralische Werth der religiösen Anlage.

Happel legt seiner ethnographischen Umschau auf dem Gebiete der Wechselwirkung von Religion und Sittlichkeit zunächst eine Darstellung der principiellen Gesichtspunkte Richard Rothes zu Grunde. Dieser findet mit Recht das correcte Verhältniß von Religion und Sittlichkeit darin, daß beide sich, wie wir es in der Anschauung Christi historisch gegeben fanden, gegenseitig decken, daß die Sittlichkeit sich von der Frömmigkeit durchdringen, die Frömmigkeit sich von der Sittlichkeit erfüllen läßt, daß gleichsam jene die Seele, diese der Leib ein und desselben organischen Wesens ist. Da aber beide in Folge der abnormen menschlichen Entwicklung factisch fast stets relativ auseinander fallen, so kann die Religion eine dreifache schiefe Stellung zur Sittlichkeit einnehmen. Entweder sie leugnet die natürlich sittlichen Aufgaben, die in der Welt zu lösen sind, überhaupt und zieht sich auf eine phantastisch ausgemalte jenseitige Welt des Glaubens zurück; dann entsteht die schwärmerische Frömmigkeit. Oder sie giebt sich doch etwas auf Erden zu schaffen, aber nicht im Dienste der sittlichen Gemeinschaft, sondern in einem Kreise willkürlicher, angeblich von der Gottheit angeordneter Handlungen; dann entsteht die mechanische Frömmigkeit, die Religion der todten, nicht sittlichen Werke. Oder endlich das sittliche Bewußtsein ist so getrübt, daß die Religion sich mit geradezu unsittlichen, widersittlichen Gebräuchen und Handlungen umgeben kann: dann entsteht die „viehische“ Religion. Da aber die Religion dem Elemente, mit dem sie sich verbindet, immer das Gepräge göttlichen Rechts, unverbrüchlicher Geltung aufdrückt, so kann sie niemals ein gleichgiltiges Anhängsel sein, sondern entweder giebt sie der Sittlichkeit den rechten Halt und die unerschütterliche Festigkeit, oder sie hemmt und stört sie oder sie heiligt gar die Bestialität. Wir erkennen darin ebensowohl eine Warnung vor kühlem Indifferentismus, als eine Mahnung zu steter gewissenhafter Controle der religiösen Vorstellungswelt.

Die mechanische Frömmigkeit oder der religiöse „Hof- und Lakaiendienst“ ist natürlich bei Culturvölkern weit umständlicher ausgebildet als bei Naturvölkern. So hat ja bei den Römern bekanntlich geradezu das Wort religio die Bedeutung der Aengstlichkeit und der Erfüllung der besonderen cultischen Pflichten. Solche Religionen erfordern eine große Anzahl von Priestern und Feiertagen, wie die israelitische und der Katholicismus; oder sie bringen auch einen ganzen Stand religiöser Müßiggänger hervor, wie abermals der Katholicismus und der Buddhismus.

Hat sich einmal das religiöse Leben eine besondere Gestalt neben dem sittlichen gegeben, so liegt die Gefahr nahe, daß es auch in Conflict mit demselben geräth. Das gewöhnliche Leben mit seinen Arbeiten, Leiden und Freuden erscheint jetzt leicht als das profane, dem religiösen gegenüber werthlose. Da es nun in Folge dessen für den Thätigkeitstrieb keine rechte positive Aufgabe mehr giebt, so wirft er sich auf eine negative, asketische; und da der Erkenntnißtrieb nicht auf der naturgemäßen Bahn der Wissenschaft einhergehen darf, so sucht er sich auf den künstlichen Flügeln schwärmerischer Ekstase oder phantastischer Speculation in ein überirdisches Gebiet aufzuschwingen. Wenn eine solche religiöse Gemeinschaft unter Culturvölkern ihre Bekenner hat, so kann es an feindlichen Zusammenstößen mit der Cultur, der naturgemäßen sittlichen Gemeinschaft nicht fehlen, und diese müssen um so heftiger sein, da die religiöse Gemeinschaft im Bewußtsein ihres Verkehres mit Gott nur zu leicht auch ihre Verkehrsformen, Anschauungen und Einrichtungen auf göttliche Eingebung und Einsetzung zurückführt. Diese Conflicte sind weit älter als der zwischen der katholischen Kirche und dem Staatsleben. Der griechische Philosoph Anaxagoras wurde — von Sokrates ganz zu schweigen — unter anderm auch deshalb unter die Anklage der Asebie (Gottlosigkeit) gestellt, „weil er die Sonne für nichts als eine glühende Steinmasse erklärte, also den Sonnengott zu leugnen schien".

Wenn wir gar noch an die zahlreichen sittlichen Ausartungen der Religion, an die wüste Sinnlichkeit gewisser heidnischer Culte und an die blutige Grausamkeit selbst der christlichen Kirche gegen ihre Ketzer denken, so drängt sich uns die Frage auf: Ist vielleicht gar eine religionslose Sittlichkeit das Ziel, dem wir zuzustreben haben? Die Frage wird heutzutage von nicht wenigen bejaht.

Ob freilich schon der Buddhismus, wie Happel meint, „allen Ernstes die Völker von der Religion sammt allen ihren Uebeln erlösen" will, dürfte doch noch sehr streitig sein. Zwar nennt auch Lipsius (Dogmatik S. 97) denselben geradezu eine Religion ohne Gott, aber schon Max Müller (a. a. O.) drückt sich vorsichtiger aus: „Buddha glaubte an keine Devas, vielleicht an keinen Gott", und Pfleiderer bestreitet entschieden die Meinung von dem Atheismus Buddhas. (Religionsphilosophie S. 635.) Jedenfalls hängt die Frage eng mit der anderen nach dem Nirwana, dem Strebeziel der Religion Buddhas, zusammen. Faßt man dieses rein nihilistisch als den Frieden des Kirchhofs auf, so liegt dann allerdings auch der Schluß auf Atheismus nahe; denn in dem religiösen Ideal spiegelt sich regelmäßig die Gottesidee einer Religion, in dem Lebensziel des Einzelnen der Lebensgrund des Ganzen. Ist dagegen Nirwana doch ein wirklich empfundener Zustand der Seligkeit, wenn auch einer völlig unbeschreiblichen, von allen irdischen Lustgefühlen verschiedenen, so wird ihm auch ein

Gottesglaube entsprechen, wenn auch ein schwer faßbarer und nicht näher bestimmbarer.*) Uebrigens schlug die unpersönliche Gottesvorstellung Buddhas bei seinen Anhängern bald genug in seine eigene Vergötterung um.

Was aber Buddhas That nicht gewesen sein mag, könnte deswegen immer auf christlichem Boden sich vollziehen: die völlige Loslösung der Sittlichkeit von der Religion. Hat doch die Reformation wenigstens die sclavische Bevormundung des sittlichen Lebens durch die Kirche abgeschüttelt, und haben doch namentlich Kant und Lessing die Selbständigkeit der Sittlichkeit gegenüber der Religion betont. Aber im Grunde haben doch auch diese großen Geister ihre sittlichen Ideale nicht aus den Fingern gesogen, sondern wurzeln mit denselben in dem sittlichen Gemeingeist, an dessen geschichtlicher Ausbildung kein anderer Factor so mächtig mitgewirkt hat wie das Christenthum. Das Gefühl der Selbständigkeit gegenüber dem kirchlichen Machtgebot ist also vollkommen berechtigt und selber echt christlich, die Verwechselung der unbedingten kirchlichen Autorität mit der christlichen Religion aber und die in Folge dessen häufige Verleugnung dieser zugleich mit jener, wenn auch begreiflich, so doch unberechtigt.

Um auch die segensreichen Wirkungen wahrer Religiosität auf das sittliche Leben in einzelnen Beziehungen nachzuweisen, greift Happel dennoch seine Beispiele zunächst nicht aus der Geschichte christlicher Völker heraus, weil sich hier mit dem Strome christlicher Frömmigkeit so viele Nebenflüsse anderer Art vereint haben, daß man sehr schwer mit Sicherheit entscheiden kann, welche Bestandtheile desselben gerade dieses oder jenes Räderwerk in Gang setzen. Er zieht es vor, einen Blick in das Leben der Besseren in Israel zu thun, in welchem entschieden die Religion, welche im Christenthum zur Vollendung kam, die mächtigste Triebfeder war, und weist hin auf die sittliche Reinheit, welche Israel vor den Hellenen auszeichnet, hinter denen es doch an Cultur soweit zurückstand, auf die Hoffnungsfreudigkeit, welche auf dem Bewußtsein beruht, daß man nicht bloß einzelne Güter hat, sondern in Gott die Quelle aller Güter, und auf jene daraus hervorgehende Zähigkeit, mit der sich das Volk in allen Schicksalsstürmen als den „Knecht Gottes" behauptet.

Solche sittliche Wirkungen brachte die Religion Israels hervor, obgleich sie selbst ihr Wesen noch als Gottes*furcht* bezeichnet. Wie viel mehr noch mußte die Religion der Gottes*kindschaft* ausrichten, welche außerdem noch den oft so fanatisch auflodernden nationalen Partikularismus überwand!

Es bleibt noch nach Happels Ausdruck die Frage nach dem Schicksal der religiösen Anlage übrig. Selbstverständlich kann es sich hier nicht um den Versuch handeln,

*) Für die letztere Auffassung des Nirwana trat der religiös ganz unbefangene jung Inder lebhaft ein, der vor kurzem in Leipzig studirte.

auf ungefähr 60 Seiten eine vollständige Religionsgeschichte zu bieten. Niemand kann die Riesenhaftigkeit, ja Unlösbarkeit einer solchen Aufgabe entschiedener hervorheben als Happel, wenn er sagt: „Von den meisten Völkern wissen wir nur einzelne Ideen, Götternamen und allerlei abergläubische Vorstellungen und Gebräuche. Es fehlt uns namentlich die Kenntniß der Religion des gemeinen Mannes, des alltäglichen Lebens, abgesehen von ihrer Bearbeitung durch Priester, Gelehrte, Künstler und Staatsmänner. Gerade bei der Beurtheilung des religiösen Lebens kommt es aber nicht sowohl auf die Veräußerlichung derselben in Mythologie, Cultus, Lehre u. s. w. an, als vielmehr auf ihre unmittelbare gefühlsmäßige Wirksamkeit in der Tiefe des Gemüths, welche an und für sich schon schwer zu constatiren ist." Es sollen hier also nur gewisse Gesetze aufgezeigt werden, nach denen unter gewissen Bedingungen gewisse Erscheinungen im religiösen Leben eintreten. Natürlich kommt es dabei einerseits auf die Volkscharaktere, andrerseits auf geographische, klimatische und historische Verhältnisse an. Naturvölker sind von den Einwirkungen der äußeren Natur weit abhängiger als Culturvölker, in denen der innere Factor schon eine gewisse Bestimmtheit und Festigkeit gewonnen hat. Eine solche Wirksamkeit des Nationalcharakters zeigt sich z. B. offenbar darin, daß der Protestantismus wesentlich die germanischen Stämme ergriffen hat, während die römische Kirche hauptsächlich unter den romanischen, die griechische unter den slawischen Völkern ihre Anhänger besitzt. Die Ausführung dieses Themas greift selbstverständlich vielfach auf schon Besprochenes zurück. Wir wollen uns daher nur auf wenige Grundzüge beschränken.

Im allgemeinen tritt die Religion wie auch die Sprache und das geistige Leben überhaupt auf ihrem Entwicklungsgange aus dem Zeichen der Phantasie zunächst in das des Verstandes. Der unerschöpfliche Quell naturwüchsiger Göttergestalten versiegt allmählich, und es treten höchstens noch neue Begriffsgottheiten hinzu, wie namentlich bei den Römern die subalternen Götter, welchen die kleinsten Gebiete, die trivialsten Erscheinungsgruppen des menschlichen Lebens in specielle Obhut und Pflege gegeben wurden. An die Stelle der alten volksthümlichen Götter trat bald, so bezeugt uns Plinius, die Fortuna, welche dann noch nüchterner Fors (das Schicksal) genannt wurde. „Endlich sprach man nur noch von seinem Stern und von den Gesetzen des Werdens." Auf griechischem Gebiet vertreten hauptsächlich die Sophisten und Epikureer diesen kühlen Standpunkt, auf deutschem die beiden zweiten Friedrich mit einem guten Theil ihrer Zeitgenossen, der kaiserliche Staufer im dreizehnten, der große Preußenkönig im achtzehnten Jahrhundert. Aber neben dieser Richtung, die sich die Religion überhaupt möglichst vom Leibe hält, läuft im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert wie zu den Zeiten der epikureischen Schule eine andere her, welche die

Bedeutung der Religion anerkennt und dieselbe nur dem Verstande conformer zu machen sucht: die der Stoiker in alter, die der Rationalisten in neuer Zeit. Noch anders äußert sich die Vertrocknung der eigenen Religiosität darin, daß man sich ängstlich und sclavisch an die Religion der Väter mit all ihren Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten anklammert. Zu einer völlig werthlosen Scrupulosität, die mit großem Aberglauben eine vollständige Verwirrung der sittlich-religiösen Begriffe verbinden kann, hat dieser Trieb namentlich im späteren Römerthum geführt, zu einer wenigstens vielfach todten, heuchlerischen Rechtgläubigkeit im späteren Judenthum und Protestantismus.

Es kann aber auch eine neue Vertiefung der Religion aus der Unzufriedenheit mit dem bloß Ueberlieferten hervorgehen: man wendet sich wieder von den mechanischen Ceremonien und den abergläubischen oder geistentleerten Vorstellungen zurück zu den inneren Quellen des religiösen Lebens, zu Gefühl und Gewissen, an deren fruchtbaren Ufern immer neue Blüthen der Anschauung und Verehrung statt der verwelkten oder gar künstlichen alten erwachsen. Jenen Gang zu den lebendigen Quellen thaten Männer wie Sokrates unter den Hellenen, der sich in frommer Ehrfurcht von seinem Dämon (im guten Sinne des Wortes) leiten ließ, ohne daß er doch mit den herkömmlichen Formen brach; ihn thaten die hebräischen Propheten, die christlichen Mystiker des Mittelalters.

Aber eine wirkliche Erneuerung des religiösen Lebens setzt immer, wie Happel sich ausdrückt, „geniale Inspiration des Völkerlebens" voraus, „wie sie in den entscheidendsten Epochen der Weltgeschichte stattgefunden hat. Im Mittelpunkte einer solchen allgemeinen religiösen Bewegung stehen alle Reformatoren des religiösen Lebens."

Die Allgemeinheit dieser Bewegungen ist freilich, wie wir schon sahen, nur eine begrenzte gewesen wegen der Verschiedenheit der Völker- und Rassentypen. So entspricht der Buddhismus vor allem dem Wesen der mongolischen Rasse; so hat sich der Islam hauptsächlich nur der vorderasiatischen und nordafrikanischen Völker bemächtigen können. Darum tritt auch an uns die Frage heran, ob denn wirklich das Christenthum die absolute Religion sei? Vom geschichtlichen Standpunkte betrachtet, ist die Bejahung dieser Frage eine noch unerwiesene Behauptung. Dennoch läßt sich doch das mit gutem Gewissen sagen: das Christenthum hat schon jetzt eine Lebenskraft, ein Fähigkeit der Anpassung an den Tag gelegt wie keine andere Religion. Es hat die Verpflanzung aus dem jüdischen Volksthum in die griechisch-römische Welt und von da wieder in die germanische Art ertragen und überdauert; es ist aus der kirchlichen Form des Katholicismus in die freiere, einfach religiös-sittliche Darstellungsweise des Protestantismus übergegangen; es scheint also doch in allerlei Stoffwechsel sein inneres Selbst bewahren, über „allerlei Volk" sich ausbreiten zu können.

Wollte man dem gegenüber vielmehr die classische Bildung als die tragende Säule unserer modernen Cultur und Sittlichkeit hinstellen, so würde man damit gerade den in dieser Beziehung wichtigsten Stand ganz außer Rechnung lassen, den breiten bürgerlichen Mittelstand, dessen sittlicher Aufschwung wesentlich „durch Luthers Bibel und das evangelische Kirchenlied vermittelt worden" ist. Und so schließt denn Happel mit den ebenso besonnenen, als warmen Worten: „Wenn wir auf irgend ein geistiges Gut der Menschheit unser Vertrauen setzen dürfen, daß es ihr beständig bleibe, so wird der Glaube es sein, der seit 1800 Jahren immer wieder aufs neue die Welt überwunden hat; und der scheint doch recht gesehen zu haben, welcher dieses prophetische Wort gesprochen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.'"

Krause.

Nach seinen Briefen.

Von A. Prodsch.

3.

Um seine Idee des „Menschheitbundes" näher zu begründen und zu erläutern, vereinigte sich Krause für das Jahr 1811 mit dem Buchhändler Arnold in Dresden zur Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel „Tagblatt des Menschheitlebens", welche wöchentlich viermal erscheinen sollte. Den Plan der Zeitschrift legte Krause in einer Vorrede dar; sie sollte die Menschheit und ihr Leben als ein Ganzes auffassen, als Ganzes zur Anschauung bringen und alles Einzelne im Ganzen und in seinem Verhältnisse zu ihm, sowie alles Einzelne in seinem wechselseitigen Verhältnisse im Ganzen betrachten. Denn Krause glaubte die rechte Zeit gekommen, um einen ersten Versuch der Art zu machen; die Idee der Menschheit als eines organischen Ganzen und ihrer harmonischen Vollendung auf Erden leuchte jetzt zuerst herein ins Leben und beginne alle seine inneren Theile zu erhellen, zu erwärmen und zu bekräftigen. „Wir leben," sagt er, „in einem großen Staatenbunde, worin Freiheit der Gedankenäußerung durch den Druck der höher auflebenden Menschheit gesetzlich gesichert ist, worin jede höhere echtmenschliche Erkenntniß und Kunst äußerlich befördert und ermuntert wird. In Sachen der Religion ist uns freie Aeußerung der eigenthümlichen Ueberzeugung gestattet, sobald sie nicht mit allgemein menschlicher Religionswahrheit streitet;

in der Wissenschaft ist freier Forschgeist belebt, wie noch nie, und in der Kunst, der schönen und der nützlichen, regt sich ein jugendliches Streben. Dies Alles fordert uns auf und verpflichtet uns, eine Zeitschrift des Menschheitlebens innerhalb der Schranken dieses Zeitalters und in der eigenthümlichen Gestalt desselben, jetzt zu unternehmen, damit diese wesentliche Idee in schönerer Zukunft durch geselligen Fleiß schöner und umfassender wirklich werde." Dann beginnt die erste Nummer der Zeitschrift mit dem „Glauben an die Menschheit": „Ich glaube an Eine Menschheit des Weltalls, die ursprünglich und ewig in Gott ist; in Vernunft und Natur bestehend, die Einheit beider in Gott; von Gott geliebt, Gott liebend; das innigste Wesen Gottes; in Wechselleben mit Gott, mit Vernunft und Natur als Ein Ganzes und in allen Sonnenbauen eigenthümlich, vollendet." Hierauf folgt der Glaube „an die Menschheit der Erde, an den Einzelmenschen und seine Unvollkommenheit; an die Befreiung dieser Erdenmenschheit von allem Unmenschlichen, allem Uebel, Irrsal und Laster; an die Vereinigung aller Menschen dieser Erde in Einen Gottinnigkeitsbund, in Einen Tugendbund, Einen Rechtbund und Einen Schönheitbund; Wissenschaftbund, Kunstbund und Selbbildungsbund; an die Vollendung des Menschheitlebens auf Erden als Eines wolgeordneten, gottähnlichen Ganzen, und an Einen Menschheitbund, welcher einst alle Menschen der Erde, als ganze Menschen, in Eine Menschheit vereinen wird, bis ans Ende ihrer Lebenzeit auf Erden. Und an das künftige Leben der Menschheit dieser Erde im höheren Ganzen des Weltalls. Denn Gott ist in ewiger Liebe, überall mit seiner Menschheit; auch diese Erde und diese Menschheit sind sein Werk und Leben; was Gott beginnt, das führt er herrlich aus." In Nr. 19 stellte er einen Versuch auf, die Gebote der Menschlichkeit an den einzelnen Menschen auszusprechen; dem ersten: „Du sollst Gott erkennen, anbeten, lieben und heilig halten!" folgen elf andre, und dann noch eine Reihe von besonderen Geboten und Verboten; die letzteren lauten: „Du sollst nicht hochmüthig sein, noch ein Selbstling, nie träge sein, nie lügen, nie heucheln, nie dich verstellen u. s. w. dem Bösen sollst du nie Böses entgegensetzen, sondern nur Gutes, und dem Uebel, welches dir widerfährt, sollst du nicht Zorn entgegnen, sondern in ruhiger Ergebung in Gott überwinden!"

Diese Gedanken waren freilich für die große Menge zu abstract und zu hoheitsvoll; je gedankenreicher die Zeitschrift war, desto wenigere fanden sich, die sie lesen wollten. So hatte das Unternehmen keinen Erfolg und wurde bereits nach dem ersten Quartale aufgegeben. Die Zeit eines Bundes, der die ganze Menschheit verknüpfen sollte, war nicht so nahe, wie Krause glaubte. Wie seine nächsten Freunde über diese Ideen dachten, zeigt folgender Brief des Grafen Geßler vom 9. Januar 1811:

„Es wird mir sehr schwer, auf Ihr letztes Schreiben zu antworten. Unsere Ansichten sind so sehr von einander verschieden, daß wir nie zusammen kommen können ... Hätten Sie mir gefolgt und Ihr dickes Buch (?) verkauft, so wären Sie geborgen. Daß es mit deshalb, weil es so dick ist, von vielen ungelesen und von den meisten unbeherzigt bleiben wird, habe ich Ihnen auch vorausgesagt. Sie haben durch die höchst wunderbare Idee Ihres höchst unmöglichen Menschheitbundes, Ihr Buch unschädlich gemacht, und Sie sehen, daß mann davon Nutzen zieht. Ihre Vorrede zu dem Tagblatte ist so schwer zu verstehen, daß ich und alle, denen ich sie hier mitgetheilt habe, sie mit angestrengter Aufmerksamkeit lesen mußten, weil Sie noch so oft in den naturphilosophischen Stilum verfallen sind. Damit wollen Sie auf das Publikum würken? Sie glauben an eine Perfectibilität des Menschengeschlechts, die evident nicht in der menschlichen Natur ist. Betrachten Sie doch erst die Menschen einzeln; erwägen Sie ihre mannichfaltigen Anlagen, die Mittel, durch die sie entwickelt werden, wie das Physische im Menschen sein denkendes Princip beschränkt, wie höchst selten der Mensch unbefangen urtheilt, besonnen, vernünftig, kalt, leidenschaftslos denkt und handelt; was alles dazu gehört, um ihn, immer nur auf kurze Zeit, in diesen Zustand zu setzen. Sie werden mir doch gestehen, daß es leichter ist, auf einzelne Menschen, als auf große Massen Gutes zu würken. Machen Sie einmal mit Ihren naturphilosophischen Homilien einen Versuch. Sie trauen Ihren Blättern eine gewaltige Kraft zu, wenn Sie Sich einbilden, daß Sie damit mehr bewürken werden, als durch das Evangelium bisher geschehen ist. Lieber Freund, setzen Sie nicht Ihr Lämpchen gegen die Sonne? Daß ich in den Wind rede, weiß ich recht gut; die Herren, die das böse Talent haben, entsezlich viel Worte zusammenkoppeln zu können, verlieren sich in ihren Phrasen und sind gegen die evidenz mit dicken Büchern gewappnet. Aber ich muß Ihnen antworten, weil Sie mit mir reden. Lügen oder die Wahrheit verkleistern, mag ich nicht. Ihre Blätter wird sehr bald kein Mensch lesen wollen, weil sie nur für einen gantz winzigen Theil des Publicums einiges Interesse haben. Das Speculative ist nur für wenige, theils weil es die meisten ennuyirt, theils weil die meisten wissen, wie wenig dabey herauskommt. Es ist eine Art von Schachspiel, das nicht jeder mag. Aus dem Freymaurerorden mußten Sie gestoßen werden, weil Sie ihn öffentlich für eine Fratze erklärt haben, die dem Menschheitbund Platz machen müsse. Es ist, wie ich vermuthe, eine von den Brüder Freymaurern herrührende Maßregel, das beydes zusammen ins Publicum zu werfen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, und die Sache für sich selbst sprechen zu lassen. Es ist mir nur zu klug und besonnen für die Herren, und mag wol nur ein Spiel des Zufalls sein, der es mit Ihnen nicht gut gemeint hat. Was Sie dagegen sagen wollen, weiß ich nicht. Ihre Vernunftreligion wäre charmant wenn alle Menschen so glücklich organisirt wären, wie Spinoza. Aber wie viele solche Gemüther zählen Sie denn unter Ihren Naturphilosophen, die ja doch bekanntermaßen das Salz der Erden sind. Ob Sie gerade izt den glücklichen Moment gewählt haben, die Menschen zu wechselseitiger Liebe

und Freundschaft einzuladen? da gerade ein Theil davon beschäftigt ist, den andern todtzuschlagen und zu schinden, da Mangel und Elend überall einreißen, grade weil ein Theil der Menschen alles Gewerbe und Mittel etwas zu verdienen geflissentlich zerstöret, dabey aber den andern mit ungeheuren Abgaben belastet, als wenn sie wunder wie viel zu erwerben im Stande wären. — Ihr Glaubensbekenntniß verstehe ich großentheils gar nicht, und was ich verstehe, kann ich (bis auf wenige Punkte) nicht unterschreiben. Noch ist zu allen den Bunden, als der Rechtsbund, Gottinnigkeitsbund u. s. w. u. s. w. blutwenig Anstalt gemacht worden. Der zuletzt gemachte Bund war der Rheinbund. Daß ich der eintzige prenumerant hiesigen Ortes zu Ihrem Tageblatte bin, konnten Sie leicht errathen, da mann hier der natürlichen Religion entrathen zu können glaubt und sich blos an die Offenbarung hält — und es mag jeder Unbefangene, Unpartheiische mir sagen, ob Ihr Glaubensbekenntniß nicht viel schwerer zu begreifen ist, als das allerorthodoxeste; was ist denn also dabey gewonnen? — Ich sehe Sie, lieber Freund, hinter einer bunten Seifenblase her ins Verderben rennen — Anstatt Ihre Zeit zu Ihrer Familie Besten, nützlich anzuwenden, vergeuden Sie sie auf eine Art, die mir unglaublich vorkommen würde, wenn ich es nicht sähe. Wären Sie nicht ein durchaus gutherziger Mann, so würde ich besorgen müssen, daß Sie böse werden auf Ihren warhaft ergebnen Freund und Diener Geßler."

Graf Geßler war damals etwa 56 Jahre alt, also ein Mann, der das Leben kannte; er nahm in jener Zeit Unterricht bei Krause in der Mathematik, besaß also ungewöhnliches wissenschaftliches Interesse; er war endlich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, ein aufrichtiger, wahrhaft treuer Freund Krauses. Wenn also er schon so urtheilte, wie geringen Beifall wird das „Tagblatt" wohl bei der großen Menge gefunden haben! Und doch sind zu Krauses „Menschheitbunde" seit der Zeit des „Tagblatts" große Anfänge gemacht worden; am 7. März 1811 schrieb er in demselben einen kurzen Artikel in Gesprächsform über „den Telegraph und seine Deutung", in welchem es u. a. heißt: „Durch die Erfindung des Telegraphen ist das, was vorher nur Idee war, daß die gesammte Menschheit, wie durch Ein Tugendgesetz bestimmt, so auch einst noch durch einen einzigen irdischen Königwillen geleitet werden könne, um ihre gesammten heiligen Zwecke mit allbesiegender Kraft zu erstreben, eine beginnende Erscheinung geworden. Denn gleichwie, wenn Napoleon wollte, sein Herrscherwille binnen zwei Stunden aus einem Lager vor Cadix bis nach Danzig reichen würde, so kann auch einst noch von der Capstadt nach Buenos Ayres über Suez und Kamtschatka ein Befehl in wenigen Tagen gelangen." Dergleichen galt damals für die Ausgeburt einer ungezügelten Phantasie, über welche man lächelte; wenn aber heute nahezu und zum Theil großartiger erfüllt ist, was Krause damals im Geiste sah, sollte das wirklich nur ein sonderbarer Zufall sein?

Nach dem „Tagblatt des Menschheitlebens" beschäftigten Krause die mannig-

faltigsten und scheinbar disparatesten Gegenstände; jede Erscheinung, die ihm entgegentrat, welcher Art sie auch sein mochte, zog er sofort in seinen Ideenkreis hinein, um Stellung zu ihr zu nehmen und sie zu verarbeiten. So interessirte er sich schon seit 1811 für den thierischen Magnetismus und kam dadurch mit Ennemoser in Berührung. Mit Hilfe des Magnetismus wollte er auch in den nächsten Jahren eine Reihe glücklicher Curen ausgeführt haben. Daneben widmete er der Mathematik reges Interesse, der Geographie, der Musik, für welche er eine neue Notenschrift ersann, und vor allem dem Studium der Sprachen. Neben der Idee einer allgemeinen Sprache, sowohl mit Zeichen für das Auge als mit Lauten und Lautzeichen, und einer mathematischen Zeichensprache begannen schon jetzt seine Studien über die Wurzelwörter, die ihn fortan unablässig beschäftigten.

Seine äußere Lage blieb indessen wesentlich dieselbe. In den ersten Jahren hatte ihm der Vater jede sich bietende Möglichkeit, zu einem geistlichen Amte zu gelangen, mitgetheilt; dann fand sich zweimal Gelegenheit zu einer Anstellung am Gymnasium zu Altenburg, später auch (durch Eichstädt) in Weimar; allein Krause wollte sich zur Uebernahme eines Lehramtes nur dann entschließen, wenn ihm dasselbe so viel eintrüge, daß er ganz davon leben könnte, und da dies nicht der Fall war, so verzichtete er auf die Anstellungen. Im Frühjahr 1813 scheuchte ihn der Kriegssturm nach Tharandt, wo er den Sommer zubrachte; gleichzeitig aber faßte er den Entschluß, nach Berlin überzusiedeln und an der neugegründeten Universität als akademischer Lehrer thätig zu sein. Am 17. December 1813 traf er mit Familie in Berlin ein. Er gedachte hier namentlich mathematische Vorlesungen zu halten; Fichte, sein alter Lehrer, begrüßte dieses Vorhaben freudig und sagte ihm jede Unterstützung zu. Auch hier suchte ihm sein aufrichtiger Freund, Graf Geßler, die Wege zu ebnen; er schrieb ihm am 9. Januar 1814:

„Der Himmel gebe, daß Sie zur guten Stunde nach Berlin mögen gekommen sein und da Beyfall finden mögen. Was ein so armer Mann als Hamlet thun kann, soll ihnen nicht fehlen. — Hier ist ein Brieflein an Herrn von Schuckmann. Haben Sie die Güte, Herrn Schleyermacher zu sagen, daß er es blos meiner discretion zu danken habe, daß ich ihn nur mündlich an das erinnern ließe, was ich ihm über Sie gesagt hätte. Ihn meiner Achtung schriftlich zu versichern, halte ich für unnütz, da er meine Gesinnungen hierüber kennen müsse. — Sie schreiben mir nichts über Madame Hertz. Sie haben sehr unrecht gethan, wenn Sie diese gescheute und liebenswürdige Frau vernachlässigten. An Mr. Solly haben Sie einen der redlichsten und gescheutesten Engelländer kennen gelernt."

Auch diesmal unterließ er es nicht, Krause seine Meinung zu sagen, und im folgenden Briefe schrieb er wiederum:

„Niemand solte es mehr freuen als mich, wenn Sie in Berlin das fänden, was Sie so lange vergebens gesucht haben .... Herr Hofrath Parthey wird Ihnen durch den Gebrauch seiner Freymaurerbibliothek vielleicht manche genußreiche Stunde machen, aber nutzen wird Ihnen das studium der freymaurerischen Verirrungen gerade nicht; Sie haben ja, dächt' ich, darüber Mosen und die Propheten .... Ich halte mich davon, weil ich den Distelstrauch kenne und recht gut weiß, daß auch der fleißigste Gärtner keine Feigen darauf ziehen wird. Mein Freund Klaproth wird Ihnen nie schaden — aber ich wünsche, daß sie auch Ihrerseits Leute in Ruhe lassen möchten, deren Treiben Sie nichts angeht. Hudibras und sein spanischer Waffenbruder bekamen einen Haufen Schläge, fochten mit Windmühlen und mit Gesindel — und es blieb alles beym alten! — Ich will Ihnen nicht wehe thun mit diesem Vergleich, denn wir sind alle, bei jeder Exaltation, in dem Falle der erwähnten Helden. Von Ihnen, dem mathematiker verlange ich, daß Sie es weniger als andere sein sollen. Stolpern mögen Sie, wie wir andern, aber Sie sollen nicht auf der Nase liegen bleiben."

In Berlin fand Krause mehrere Freunde, die ihm zeitlebens treu blieben; zu ihnen gehörte vor allen Zeune, den er öfters seinen liebsten Freund nennt, Director der Blindenanstalt und Professor an der Universität für Geographie und deutsche Sprache, eine offene, etwas sanguinische Natur; ferner der offene, ehrliche Plamann, Director eines Erziehungsinstituts, nach seinen Briefen zu schließen eine anima candida; Graßhoff, Director des Taubstummen-Instituts, Professor Weiß, Heinsius, Ludwig Jahn u. a. An der Universität habilitirte er sich mit der Schrift De scientia humana et de via ad eam perveniendi, von der Professor Kern in seinem Lehrbuche der Metagnostik sagt, daß sie das wissenschaftlichste und besonnenste Werk unter allen neueren transscendental-philosophischen Werken und selbst mit mehr σωφροσύνη geschrieben sei als Kants Prolegomena.

Bald nach Krauses Ankunft in Berlin starb Fichte, der, wie Krause am 28. Februar 1814 an seinen Vater schreibt, ihn seiner Freundschaft feierlich versichert hatte. Dieser Todesfall veranlaßte Krause, statt der beabsichtigten mathematischen Vorlesungen nunmehr philosophische zu halten; auch meinten seine Freunde, es treffe sich glücklich, daß er gerade jetzt nach Berlin gekommen sei; Fichtes Professur werde niemand anders als er bekommen. Er suchte bei dem Cultusminister Geh. Staatsrath v. Schuckmann um die Stelle nach, und dieser nahm persönlich Krause sehr wohlwollend auf und erklärte ihm, daß, sobald der Friede hergestellt sein werde, er an Krause denken werde. Krause schrieb auch an Graf Geßler, der mit Schuckmann befreundet war, mit der Bitte, ihm in diesem Vorhaben förderlich zu sein. Geßler erwiederte ihm am 14. März 1814:

„Verwunderlich ist mirs allerdings, daß die Besetzung eines philosophischen Lehrstuhls von der Ankunft des Königs abhängen soll. Es scheint fast, als habe sich der König vorbehalten, Fichtes Nachfolger zu tentieren. Nun, das können Sie abwarten. Ich beneide Ihnen den Vorzug, von einem Könige über philosophische Gegenstände examiniert zu werden. Wenn ich pro gradu von lauter vornehmen Herren examiniert werden könnte, würde ich noch auf meine alten Tage magister. [G. war damals etwa 60 Jahre alt.] Bey so bewandten Umständen kann Ihnen eine Empfehlung an Uhden nichts helfen; überhaupt sind Sie ihm durch Sich Selbst am besten empfohlen. Vernachlässigen Sie Madame Hertz nicht, sie ist eine liebenswürdige und unterrichtete Frau. Sie sind als eine graduirte Person gewohnt, das letzte Wort zu haben und durch Verwirrung der Streitfrage Recht zu behalten. Aber ich bin eigensinnig, wie ein nostrificierter magister, und werde, wenn es verlangt wird, in einer lateinischen dissertation beweisen, daß das „Kunst und Wissenschaft nicht aus den Augen verlieren" [wie Krause an Geßler geschrieben hatte] eine verdammte Phrase ist. Außerdem habe ich immer nur behauptet, daß Sie die Zeit, da Sie das leere freymaurerische Stroh draschen, verloren haben. Wo ich Sie auf dieser Tenne wieder betraple, schreibe ich selbst ein Buch gegen Sie. Nehmen Sie Sich vor Sich Selbst in Acht! Es will Jemand ihren zweiten Theil der Kunsturkunden widerlegen; lassen Sie ihn gewähren! bleiben Sie von diesem — weg. Sie haben die armen Leute durch Aufdekung ihrer armen Geheimnisse genung gequält, sie ferner neken zu wollen wäre Ungezogenheit. Wollen Sie gegen Lüge und Irthum zu Felde ziehen, so giebt es mehr Schreken in der Natur. Die maurerischen mystifications sind von keinem so großen Belang. Befassen Sie Sich nicht mehr damit .... Man hat mir gesagt, Fichtes Stelle sei schlecht dotiert gewesen. Als die Philosophen barfuß gingen und in zerrissenen Mänteln, war das recht gut; aber izt, da man den Abderitenstreich (unter uns) gemacht hat, in die großen Städte die Universitäten zu verlegen, brauchen sie mehr .... Könnte ich nur zu Ihrem Fortkommen recht viel beytragen!"

In Bezug auf eine Aeußerung Moßdorfs, die er vor Absendung des Briefes erhielt, bemerkte er dann noch nachträglich:

„Dienstag war Moßdorf bey mir und erzählte mir mit einer Art von triumph, Sie hätten den Artikel „illuminaten" für das Conversationslexikon bearbeitet. — Wenn Sie Sich doch enthalten könnten, in alle diese Wespennester zu stören! Da Sie einmahl geheirathet und Frau und Kinder zu ernähren haben, solten Sie darauf denken, Sich ein Auskommen zu verschaffen und alle Teufeleyen, die Ihnen Feinde machen, bey Seite lassen. Sie lassen Sich immer von hämischen Affen zur Katze brauchen die die castagne aus dem Feuer holt. Sie wissen, daß ich kein illuminat bin, und alle bisher bestehende geheime Verbindungen nicht mag, weil sie großentheils aus elenden Subjecten bestehen, mit denen mann wol schlechte Streiche, aber nichts rechtliches anfangen kann. Ich kenne sie genung, um zu wissen, daß

mann sie zufrieden lassen muß, wenn mann klug oder wenigstens reich und unabhängig ist."

In der Hoffnung, Fichtes Nachfolger zu werden, verging Krause der Frühling, und der Sommer kam; der König kehrte zurück, aber Krause bekam Fichtes Professur nicht; er war wieder um eine Hoffnung ärmer. Endlich zwang ihn der geringe Besuch der Universität und sein immer drückender werdender Mangel, Berlin wieder zu verlassen. Dennoch hatte er dort nicht umsonst gelebt. Mit seinen Freunden gründete er im Februar 1815 die „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache" und wurde ihr erster Ordner; die Zahl der Mitglieder, zu denen u. a. Minister v. Altenstein, Ludwig Jahn und Geh. Staatsrath Nagler gehörten, belief sich auf 40. Gleichzeitig faßte er jetzt die Idee des „Urwortthums" bestimmt auf; nach der 1816 erschienenen, in 6000 Exemplaren verbreiteten Ankündigung, sollte es ein Wörterbuch werden, welches zu der höheren Ausbildung unserer Muttersprache ein Wesentliches mitzuwirken bestimmt war. Es sollte, wie der Titel sagte, darin das Urwortthum der deutschen Volkssprache aus den Quellen und mit Mundarten und den ursprünglich deutschen Neben-Volksprachen in urlautgemäßer Ordnung hergestellt und mit einer neuen Bezeichnung der Aussprache und Sprachtafeln versehen erscheinen. Der „Ankündigung" waren empfehlende Urtheile seiner Berliner Freunde (Zeune, Heinsius, Wolke, Plamann, Graßhoff, Bauer) beigedruckt. Trotzdem war die Aufforderung zur Subscription, durch welche Krause die Herstellungskosten zu decken hoffte, von sehr geringem Erfolg. Zwar interessirten sich die besten Menschen dafür; der Kronprinz Friedrich Wilhelm subscribirte, und Prinzessin Wilhelm, Marianne, schrieb ihm am 29. October 1816: „Ich freue mich schon sehr auf die Beendigung Ihres wichtigen und mir so viel versprechenden Werkes, des Urwortthums." Allein der Preis von 12 Thlr. erschien zu hoch, und man wollte das Werk erst sehen. Der geringe Erfolg der Subscription und die Nörgeleien einzelner Mitglieder der Berliner Sprachgesellschaft, insbesondere Jahns, der sich damals sehr geltend machte, raubten Krause schließlich die Lust; dazu kam, daß gerade jetzt Werke ähnlichen Charakters von Radloff und Heinsius herauskamen, die billiger waren, und daß Krause mit anderen Arbeiten überladen war. Bis an das Ende seines Lebens trug er sich noch mit der Idee dieses Werkes, aber schließlich blieb es bei der Idee, und die Ankündigung ist das Einzige geblieben, was von dem Werke im Druck erschien.

Der reichste Gewinn seines Berliner Aufenthaltes waren wohl die persönlichen Bekanntschaften, die er dort machte. Wie hoch ihn Zeune schätzte, liest man u. a. in einem Briefe desselben an Krauses Vater: „Ich bin überzeugt," sagte er, „daß, wenn Ihr Sohn Zeit und Muße hat, seine großen Werke zu vollenden, Deutschland, ja Europa ihn einst unter ihre größten Denker zählen

werden. Je mehr er hier bekannt wird, desto mehr nimmt die Liebe und Achtung für ihn zu. Ich bin fest überzeugt, daß er gewiß noch eine gute Anstellung bekommt, wenn er es nur noch eine Weile ruhig mit ansehen kann und seine großen Werke erst herausgiebt." In einem Briefe an Krause selbst vom 8. April 1817 äußert er sich folgendermaßen: „Ueberhaupt bist Du mir immer wie ein gottgeliebtes theures Haupt erschienen, das noch unser liebes Menschengeschlecht in Liebe, Kunst und Wissenschaft zu manchem fördern wird."

Krause war auch in Berlin auf Schwierigkeiten gefaßt und gewillt, ihnen zu begegnen; „ich werde wol zu kämpfen haben," schrieb er damals an seinen Vater, „so lang ich lebe; denn mein inneres Leben setzt mich in zu herben Widerstreit mit dem äußern, und Gott will so oft ein andres von mir, als die Menschen. Doch kann ich das wesentlich Gute noch ferner fördern, wofür ich lebe, so will ich dafür, wenn es so gut ist, auch betteln gehen." Aber schließlich erschöpften sich seine Mittel und Kräfte, und wenn auch seine Freunde ihn noch länger zu unterstützen bereit waren, so hielt er es doch, wie er am 8. September 1815 seinem Vater erklärte, nicht für erlaubt, sich helfen zu lassen, wenn er sich selbst helfen könne. Trotzdem war seine Unentschlossenheit wohl niemals in seinem Leben so groß wie im Spätsommer 1815; eine düstere Stimmung bemächtigte sich seiner. Am 28. September erzählt er seinem Vater: „Als ich neulich in tiefe Gedanken versunken, über den Gang meines Lebens, meine Leiden und daß ich vom Staate verschmäht werde, in den Saal der Singacademie trat, wurde eben die herrliche Motette von Bach gesungen: ‚Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir — ich will dich erretten.' In dieser Gesinnung habe ich die Stärke des Sinnes und Gemüthes, worin ich bis heute aufrecht stehe. Gott wird weiter helfen!"

Ehe Krause von Berlin schied, lud Zeune den Freund noch einmal mit der deutschen Sprachgesellschaft am 1. October 1815 zu sich ein; die ganze Gesellschaft bewies Krause so viel Dank und Liebe, wie ihm von einer ganzen Gesellschaft noch niemals widerfahren war. „Zum Schluß," schreibt er seinem Vater, „stellten sich die noch anwesenden um mich und sangen ein herzliches Abschiedslied, und mehrere begleiteten mich dann zu meiner Wohnung. Dieser Abend war einer der schönsten meines Lebens." Welche Ansicht aber edle Männer in Berlin über Krauses Weggang hatten, klingt aus den Worten des Geh. Staatsraths Nagler, des späteren Generalpostmeisters, heraus, welcher in jenen Tagen an Moßdorf schrieb: „Es gereicht Berlin nicht zur Ehre, daß man einen Mann von Krauses Kenntnissen und Herzen nicht zu gewinnen und auf schickliche Art anzustellen gewußt hat." Ihm selbst schien, was ihm begegnete, das Beste zu sein, so schmerzlich auch seine Trennung von den Berliner Freunden war. „Sie sollten," schreibt er seinem Vater, „Zeune, Vetter, Graßhoff, Plamann, Nagler

und so manchen andern kennen, um meinen Schmerz zu theilen." Schweren Herzens langte er am 5. October 1815 wieder in Dresden an.

In seinem zweiten Dresdener Aufenthalte beschäftigten Krause neben dem „Urwortthume" verschiedene andre Entwürfe, die aber alle nur zum kleinsten Theile zur Ausführung kamen. Insbesondere fesselten ihn sprachliche Studien, deren Frucht u. a. ein Aufsatz „Ueber die Würde der deutschen Sprache" war (erschienen Ostern 1816); daneben beschäftigten ihn Aufsätze über die Wissenschaftsprache; über den Begriff des Sprachgebrauchs und dessen Rechte; über die sogenannte allgemeine Sprache überhaupt, über die Ton- und Schriftsprache insbesondere, u. ähnl. Daß er bei diesen Studien auf dem richtigen Wege war, sieht man daraus, daß er, was damals noch ziemlich neu war, das Sanskrit „als die Mutter unserer Ursprache" erkannte und fleißig studirte und, wie er am 14. Mai 1816 an seinen Vater schreibt, auch das Altpersische zur Vergleichung heranzog. Es ist bekannt, daß Krauses Streben dahin ging, die Fremdwörter aus der deutschen Sprache auszumerzen und unter entwickelnder Weiterbildung deutscher Wurzeln, die er „Urlinge" nannte, durch deutsche zu ersetzen, insbesondere die in der Wissenschaftsprache üblichen fremden termini technici durch deutsche Namen zu verdrängen und so eine deutsche Wissenschaftsprache zu schaffen. Auch die Orthographie suchte er, von Adelung ausgehend, zu reformiren. Sein Freund Bauer in Potsdam tadelte in seinem Urtheile über das „Urwortthum", dessen Nichtherausgabe er für einen unersetzlichen Verlust für die Sprache ansah, nur das eine, daß er darin nicht durchaus Adelung folgen wolle, und schrieb: „Wenn gleich der Sprachgebrauch kein Tyrann ist, der ewig unbedingt Gehorsam heischen kann, so darf man sich ihm doch nicht eigenmächtig ganz entziehen, wenn man nicht den Zweck alles Sprechens und Schreibens, bei Hörer und Leser Eingang zu finden, wenigstens zum Theil verfehlen will. Darum ist es ernste Sache des Sprachforschers, den Gebrauch streng zu untersuchen, auf seine Mängel, Fehler und Häßlichkeiten aufmerksam zu machen und Vorschläge zur Besserung zu thun. Diese Vorschläge darf aber der Sprachlehrer nicht gleich für durchaus nothwendig zur Annahme halten, und ihnen deswegen sofort selbst folgen, sondern er muß diese Annahme ungezwungen dem Volke und den bedeutendsten Schriftstellern desselben überlassen, durch welche ja auch, namentlich bei uns sehr viele wahre Besserungen des bisherigen Sprach- und Schreibgebrauchs allgemein oder doch bei einem großen Theile unsers Volkes eingeführt worden sind." Hierzu bemerkte Krause: „Diese Sätze drücken genau meine Ueberzeugung und Absicht aus; gerade deshalb will ich in dem Urwortthum den gewöhnlichen Schreibegebrauch beibehalten, und wenn ich auch aus Ueberzeugung neugebildete Kunstwörter in meinen Vortrag einwebe, so werden sie

doch stets genau erklärt werden, und es bleibt dann Jedermann überlassen, sie nach eigner Prüfung anzunehmen oder zu verwerfen."

Neben den sprachlichen Studien beschäftigte sich Krause damals mit Pasigraphie und Telegraphie, auch wurde er in Bezug auf letztere 1820 von Zeune zu Rathe gezogen, der von dem preußischen Ministerium um ein Gutachten angegangen worden war; ebenso interessirte ihn noch lebhaft der thierische Magnetismus. Endlich kam jetzt auch die zweite Auflage der „Drei ältesten Kunsturkunden," an welche er schon in Berlin gedacht hatte, zur Ausführung. „Was dieselbe wirken wird," schrieb er von Berlin aus seinem Vater, „weiß ich noch nicht; ich muß aber meinem innern Berufe folgen, von dem ich unwiderstehlich getrieben werde."

In den zweiten Dresdner Aufenthalt fällt auch Krauses Italienische Reise. In Berlin hatte er die Bekanntschaft eines wohlhabenden Fabrikanten Namens Tamnau gemacht, in dessen Begleitung er die Reise am 17. April 1817 antrat. Auch sie war für Krause, wie er es bestimmt ausspricht, in erster Linie eine Pflicht; durch das Studium der Malerei, Bildhauerei, der Musik und dramatischen Kunst in Italien wollte er seine Aesthetik vervollkommnen. Der Weg führte die Freunde über München, Verona, Venedig, Florenz nach Rom und Neapel; der Rückweg ging über Lyon und Paris. Es versteht sich von selbst, daß Krause alles benutzte, um seine Kenntnisse zu erweitern und seinen Geschmack zu läutern. Das einzige, was ihm die Reise verleidete, war die Trennung von seiner Familie, und auch diese empfand zum ersten Male die Abwesenheit des Gatten und Vaters. Voll rührender Zärtlichkeit sind die Briefe der Ehegatten; als aber Amalie dem Vater Krause in Nobitz schrieb: „Wir haben uns gelobet, mit einander zu sterben und ich vermag ohne meinen lieben Mann nicht zu leben", schrieb derselbe: „Das ist Schwärmerei, — man stirbt nicht gleich." Mitte September war Krause wieder in der Mitte der Seinen; er kam noch zeitig genug, um sein neuntes, während der Reise geborenes Kind zu sehen, das bald darauf der Tod wieder abrief.

Nach der Reise nahm Krause mit erneutem Eifer den Unterricht seiner Kinder auf, dem er nicht weniger als acht Stunden täglich widmete. Wir sind entschieden geneigt, diesen persönlichen Unterricht seiner Kinder für einen Fehler zu halten, wenn wir bedenken, wie viel Kraft derselbe absorbirte, und was Krause in diesen acht Stunden täglich hätte arbeiten können; dagegen äußerte er selbst hierüber am 15. Februar 1817 in einem Briefe an seinen Vater:

„Ich habe nun das Schwerste überstanden und sehe deutlich, daß meine beiden ältesten Söhne nach 3 Jahren zur Universität reif sein werden, und zugleich, daß Sophie dann eben so weit sein wird. Es ist wahr, ich könnte, wenn ich jetzt nicht täglich 8 Stunden mit Kindunterricht zubrächte, mein wissenschaftliches System früher in Druck geben, allein dieser Unterricht wirkt Wesentliches mit, diesen Glied-

bau noch zu vervollkommnen, und ich habe zugleich die Absicht, in meinen Kindern ein lebendes System, eine rechte Wissenschaftschule zu hinterlassen, welche dann das fortführt und vollendet, was ich begonnen habe. Ich muß daher aushalten; es scheint, ich erreiche meine Absicht; aber ich setze mir dieß nicht in den Kopf; ich thue meine Pflicht, und denke, wenn es wesentlich im Wesen, oder mit dem Volke zu reden, wenn es Gottes Wille ist, wird es geschehen. Erreiche ich diese Absicht auch nicht ganz, so werden doch meine Kinder besser erzogen, als die Mehrzahl, von mir gehen. Und dann, im vierzigsten Jahre, bin ich auch nicht veraltet, wenn ich sonst leben soll, sondern im schönsten Mannesalter, und meine Geisteskräfte fühle ich jetzt immer noch zunehmen. Wenn wir so glücklich sind, uns einander in Muße zu sehen und mitzutheilen, will ich Ihnen das Eigenwesentliche meines Systems erklären, wo Sie dann mit mir einsehen werden, daß der Entwurf zu einem weseninnigen Menschheitleben, in einem werdenden Menschheitbunde, der in dem Wissenschaftbaue, so wie ich ihn schaue, nur erfaßt werden kann, das Höchste ist, oder vielmehr das Ganze, Einwesentliche, was Menschen auf Erden und im Himmel ersinnen, lieben, wollen und ausführen können, und daß dafür Wesentliches zu wirken, wie ich bereits gethan habe, ob es gleich wenige Zeitgenossen ahnen, eines Lebens voll Leiden, ja so vieler solcher Leben, als nöthig ist, werth ist. Daß zuerst wenige bemerken, was geschieht, und daß die Stifter des neuen, vollwesentlichen Lebens äußerlich leiden müssen, das ist selbst im Entfaltgange der Menschheit wesentlich, und ich übernehme dieß von Herzen gern, und strebe nach Muth und Geduld, alles Widrige zu tragen. — Hierauf beziehe ich alles, was ich denke und thue, auch die Bearbeitung meines Urwortthums und meine Reise stehen in wesentlicher Beziehung auf meinen Hauptzweck. Sie haben mir gesagt, daß Sie einst, als ich todkrank war, mein Leben erbeten; ich hoffe zu Gott, daß ich auch in Zukunft mein Leben gut anwenden werde."

Und als ihm sein Vater geschrieben hatte: „Es heißt, Professor Köthe in Jena werde Generalsuperintendent in Gotha werden. Dieser ging aufs Gerathewohl nach Jena und hat sein Glück da gefunden, und Du wolltest Dich damals, als Du wieder zurück gehen solltest, nicht dazu entschließen, und hast nun 14 Jahre in Sorgen und Mühe ohne alle Aussicht Dich kümmerlich durcharbeiten müssen. Welche unbegreifliche Wege der Fürsehung!", antwortete er am 14. Mai 1816: „Ich habe mich kümmerlich und kummervoll durcharbeiten müssen; aber das, wozu ich durchgedrungen bin, ist auch höher als alle Schätze und äußerlichen Aemter der Erde. Ich bin mit Gottes Wegen völlig zufrieden."

Die Erziehung seiner Kinder hatte nicht den Erfolg, den er hoffte. Die älteste Tochter Sophie wollte er zur Künstlerin, speciell zur Sängerin ausbilden, aber zu einer Anstellung derselben als Sängerin kam es nicht; später verheirathete sie sich (in Göttingen) mit dem nachmals berühmten Sinologen Plath. Seine Söhne gab er 1820 auf die Kreuzschule, später zwei nach Altenburg, vollendete

also ihre Vorbereitung nicht selbst, wie er gewünscht hatte; aber er selbst war überzeugt, auf dem rechten Wege zu sein. 1818 schreibt er an seinen Vater:

Ich habe zeither, wie stets, mein ganzes Leben durchgeprüft und nicht gefunden, wie ich jemals hätte anders handeln gekonnt, als ich jedesmal nach reiflicher Ueberlegung gehandelt habe. Ich habe mich stets bemüht, meinen Lebensberuf zu erkennen und ihm treu zu leben. Dieses habe ich bisher, bei allen noch so großen Schwierigkeiten, mit möglichster Treue gethan, und muß es auch ferner thun, es gehe, wie Gott wolle. Ich kann meinen Posten nicht treulos verlassen, und indem ich auf dem Wege meiner Pflicht, von außen mit Dunkel umhüllt, vorwärts gehe, muß ich Gott unbedingt und ganz, ohne allen Rückhalt, vertrauen, und ich vertraue ihm so, auch wenn Tausende mich verschmähen, verfolgen, verkennen, auch wenn ein Freund nach dem andern von mir abfallen sollte. Daß es mir äußerlich besser gehen möchte, wünsche ich noch mehr um Ihrer willen, als um meiner selbst willen. Sie haben von meiner Geburt an bis heute Vaterpflicht im vollen Sinne gegen mich erfüllt, und mehr als Pflicht im gewöhnlichen Sinne; dadurch haben Sie das Aufkeimen und Gedeihen des Guten auf Erden befördert, und ich danke Gott dafür. Sie werden ferner thun, was Sie können, und Gott wird das Seine thun, wenn ich fortwährend treu das Meine thue, mich auch äußerlich zu erhalten."

Schon die Resignation, die aus allen diesen Worten klingt, zeigt, daß seine äußere Lage immer hilfloser wurde. Einmal schrieb er sogar dem Vater, daß sie seit längerer Zeit kein Fleisch mehr essen könnten. „Ich habe aber," fügt er hinzu, „die geringe Kost zeither sehr gut vertragen, und wir haben unsere Grützsuppe und meistens trockenes Brod mit Heiterkeit und Danksagung genossen." Dies rührte den Vater, der in praktischen Dingen ganz das Gegentheil seines Sohnes war und bei jedem unklugen Schritte die schlimmen Folgen vorausgesagt hatte. Er hatte ja seinen Sohn seit 1804 mit bedeutenden Geldsummen unterstützt, hatte zwei Drittel seines Einkommens dem Sohne geschickt, alle Rathschläge ertheilt, die er ertheilen konnte; er hatte alles gethan. Wenn manchmal sein Unmuth durchbrach, dem er dann in derben Worten Luft machte, so machte ihn doch die Noth des Sohnes auch wieder weich. „Bedauernswerther Sohn," antwortete er ihm auf obige Mittheilung. „Ach, so weit ists mit Euch gekommen, daß Ihr mit trocknem Brode Euch sättigen müßt!! auch wol dieses nicht allemal haben werdet. Leider ist von Zeit zu Zeit alles so erfolgt, wie ich vorausgesehen." Wahrhaft rührend ist es, wie der alte, mehr als siebzigjährige Mann nun immer und immer wieder dem Sohne zuredet: „Habe nur Muth!" Bisher hatte der Sohn immer den Vater getröstet und überzeugungsvoll auf den unausbleiblichen Erfolg seiner wissenschaftlichen Thätigkeit verwiesen; jetzt schrieb derselbe Sohn:

„Es ist mir überaus schmerzlich, gerade, wo ich der Vollendung meiner größeren Schriften und der Erziehung der Sophie so nahe bin, mich so unaussprechlich hülflos

zu erblicken, daß ich verzweifeln möchte, wenn nicht Vertrauen in Gott mich aufrecht erhielte. Wie lange ich aber diese Qual noch aushalte, und ob so lange, bis ich arbeitend und kämpfend durchdringe? Ich besorge sehr, daß das nun bald über meine Kräfte gehen wird und daß ich nahe vor dem Ziele der Erlösung hinsinken werde. Ich selbst bin es für mich recht wol zufrieden, nur meine Kinder und meine Frau schmerzen mich. Ich will mich aber zusammennehmen, immer aufs Neue zusammenraffen, so lange und so gut ich kann, ob ich vielleicht doch erhalten werde. Was Ihnen möglich ist für uns zu thun, darum bitte ich Sie um Gotteswillen, denn die Noth ist dringend, und in dem jetzigen Zustande der menschlichen Gesellschaft ist sonst keine Hülfe für mich, der ich mitten unter Menschen in der Wüste bin. — Vielleicht wird Hilfe kommen, wenn sie zu spät ist. Außer Ihnen und meiner lieben Schwester ist ja kein Mensch auf dieser Erde, vor dem ich meine und der Meinigen Noth klagen und dadurch mein armes Herz erleichtern könnte und dürfte; verzeihen Sie mir also, daß ich es thue. Werde ich dennoch erhalten, dringe ich dennoch hindurch durch diese Qual, so werden Sie auch die einzigen sein, die sich recht innig mit uns freuen."

Und der Vater, den sonst der Sohn aufrichtete, den die Leiden des Sohnes vom frühen Morgen bis wieder zum Morgen durch den Tag und den Traum hindurch begleiteten, verhehlte zwar nicht, daß der Sohn selbst und sein Mangel an Weltklugheit an diesem Loose schuld sei; aber er fügt doch auch hinzu: „Fasse nur Muth! Vielleicht kommt noch zur rechten Zeit Hilfe! Hilfe, die Gott aufgeschoben, hat er drum nicht aufgehoben!"

In dieser Zeit der bittersten Noth war es, wo Krause sich mit der Abfassung eines umfassenden „Systems der Wissenschaft" trug. Dieses Werk sollte in etwa dreißig starken Bänden alles organisch gegliedert umfassen, was unter den Begriff Wissenschaft fällt, also alle Einzelwissenschaften in ihrem organischen Verhältniß zu der Fundamentalwissenschaft der Philosophie. Auch diesen Plan hat er zwar nicht zu vollenden vermocht, aber doch auch nie aufgegeben.

(Schluß folgt.)

Die Zukunft der deutschen Eisenindustrie.

Die neue, mit so großer Intensität eingeführte Zollgesetzgebung mußte für Deutschland, vorzugsweise aber für Preußen, und hier wiederum für die rheinisch-westfälische Stahlindustrie eine tiefgreifende, gesundmachende Wirkung hoffen lassen. Leider hat es den Anschein, als ob diese Hoffnung nur gar zu

bald wieder zunichte gemacht werden sollte durch die „Entphosphorungs-Patente", die gegenwärtig vielfach in der Presse von sich reden machen.

Die Börsenspeculation — um nicht zu sagen: eine unheilvolle Spielluft, die nach jahrelanger erzwungener Zurückhaltung jetzt stärker denn je hervorbricht — hat es verstanden, auf Grund der wirthschaftlichen Reformen und im Anschluß an den Schutzzoll in der Montan-Industrie einen Cursaufschwung zu Stande zu bringen, der irrthümlich auf einen gleich intensiven Geschäftsaufschwung schließen läßt. Ein Geschäftsaufschwung ist allerdings vorhanden, aber nicht in Folge eines gesteigerten Verbrauches ihrer Industrie-Producte, sondern in Folge einer höheren Verwerthung ihrer Industrie-Papiere. Die Industrieproducte steigen nur um Procenttheile im Werth, die Industrie-Papiere dagegen erhöhen ihren Werth um das doppelte, dreifache, ja vierfache. Den Gewinn daraus ziehen zunächst die Bankinstitute, welche nun ihre großen, noch aus der Gründerperiode herrührenden Effecten-Bestände abstoßen können, wogegen die Eisen- und Stahlwerke und die Kohlenzechen nach wie vor aus der Hand in den Mund leben und nach der fast siebenjährigen Deroute schon zufrieden sein müssen, daß sie überhaupt arbeiten können. Die strenge Winterkälte und das Wiederanblasen von Hohöfen haben allerdings auch die Nachfrage nach Kohlen und ihren Preis gesteigert; diese Preiserhöhung kommt aber mehr den Händlern als den Zechen zu gute. Wenn aber auf der andern Seite ebenso fest steht, daß der Verbrauch von Eisen sich nirgend gesteigert hat, und daß der über Gebühr betonte Aufschwung sich auf die stärkere Nachfrage für Amerika reducirt, die sicher eine schnell vorübergehende sein wird, ferner, daß die Entphosphorung des Eisens eine Ueberproduction an Stahl sicher zur Folge haben muß, für die endliche Hebung der Arbeits- und Arbeiternoth, also auch für die Zukunft wenig oder keine Aussicht ist, so dürfte die Hoffnungsfreudigkeit, in welche die Montanindustrie so schnell und so leicht sich eingewiegt hat, schwerlich als eine gerechtfertigte und auf realen Verhältnissen sicher begründete zu bezeichnen sein.

Wenn aber der neuen Erfindung der Entphosphorung des Eisens, deren Gelingen zweifellos feststeht, wenn auch ihre technische Ausführung noch keineswegs als eine vollkommene und abgeschlossene zu betrachten ist, schon jetzt mit Zuversicht vorher gesagt werden darf, daß sie keine Aufhebung der Ueberproduction an Stahl, wohl aber die Verlängerung von Noth und Elend der Arbeiterbevölkerung in ihrem Gefolge haben wird, so dürfte wohl der Versuch gerechtfertigt sein, in die Erzeugung von Eisen und Stahl bez. deren Entphosphorung und in das Wesen sowie die naturnothwendige Verschiebung der Ueberproduction an Stahl auch dem Laien einen Einblick zu eröffnen.

Die Klammern und Dübel, welche vor 5000 Jahren schon die Aegypter bei ihren Bauten verwendeten, die Geschütze und Geschosse im Mittelalter, so

gut wie die Pflugschar von heute bestanden und bestehen aus sogenanntem weichen Eisen, aus Schmiedeeisen und Gußeisen. Die Säbelklingen aus Damascus, die Damascener Waffen, welche die maurischen Könige führten, die gezogenen Feuerwaffen der Neuzeit, desgleichen die Schreibfedern der schreibseligen Gegenwart bestanden und bestehen aus Stahl.

Eisen und Stahl sind Verbindungen aus denselben beiden Stoffen, aus Eisen und Kohle. Ihr Kohlengehalt aber ist es, welchem das Eisen ebenso wie der Stahl die Eigenschaften verdanken, durch welche sie uns so unentbehrlich geworden sind, daß wir sagen können, ohne sie wäre die ganze gegenwärtige Cultur undenkbar.

Der Kohlenstoff mengt sich mechanisch bez. verbindet sich chemisch in drei Verhältnissen mit dem Eisen:

Eisen mit $5^3/_4$ % Kohlenstoff giebt Roheisen bez. Gußeisen.
Eisen mit $^1/_2$ % Kohlenstoff giebt Schmiedeeisen.
Eisen mit $1^1/_2$ % Kohlenstoff giebt Stahl.

Die edelste und hochwerthigste Verbindung des Eisens mit dem Kohlenstoff ist der Stahl. Die wichtigste Verbindung beider aber ist das Roheisen, weil aus ihm allein alle Arten von technisch nutzbarem Eisen und Stahl hergestellt werden können.

Die bei weitem meisten Eisenerze nun, welche zur Gewinnung des Eisens brauchbar sind, enthalten zwei Feinde des Eisens, von denen es nur sehr schwer befreit werden kann: Schwefel und Phosphor. Wenn Schwefel dem Eisen beigemengt ist, so wird das Roheisen dickflüssig, verliert an Festigkeit, und alle aus ihm hergestellten Schmiedeeisen- und Stahlsorten brechen leicht beim Hämmern in der Rothgluth, sie werden „rothbrüchig“. Wenn Phosphor dem Eisen beigemengt ist, so wird es zur Herstellung von Schmiedeeisen und Stahl vollständig unbrauchbar, weil deren Festigkeit bei gewöhnlicher Temperatur ungemein leidet: sie werden „kaltbrüchig“. Während aber die Beseitigung d. h. Unschädlichmachung des Schwefels bei der Roheisen-Erzeugung schon bisher zum größten Theile möglich war, ist die Entfernung des Phosphors bis auf die neueste Zeit absolut unmöglich gewesen, und selbst bei Schmiedeeisen und Stahl gelingt dieselbe nur mit großen Schwierigkeiten und auch dann nur unter ganz besonderen Umständen.

Hat man also Erze, welche reich an Phosphor sind, und sieht man ab von ihrer Verwendung für Gußwaaren, für welchen Zweck ein Gehalt an Phosphor sogar erwünscht ist, weil er das Eisen dünnflüssig macht, so gab es bis jetzt nur zwei Wege, auf denen eine Nutzbarmachung phosphorhaltigen Eisens sich ermöglichen ließ; entweder mengte man phosphorhaltiges Eisen und phosphorfreies Eisen in solchem Volumverhältniß zusammen, daß ein Product entstand,

bei dem die schädlichen Eigenschaften des Phosphors nicht mehr zur Erscheinung kamen, oder aber man unterwarf das Roheisen dem sogenannten Puddelproceß, d. h. man knetete das teigflüssige Eisen in flachen backofenförmigen Oefen, sogenannten Flammöfen, in denen die Flamme von oben, auf und über das Metall schlägt, unter energischem Zutritt der Luft und bei relativ mäßiger Hitze zu Bällen, den sogenannten Luppen, zusammen. Bei diesem Proceß geht ein großer Theil des Phosphors in die Schlacke, welche rechtzeitig beseitigt werden muß. Für beide Processe nun, für den Mischungsproceß mit möglichst phosphorfreiem Eisen ebenso wie für den Puddelproceß, steht selbstverständlich der Werth des Productes in directem Verhältniß zu der Qualität der dabei zur Verwendung gekommenen Eisensorten, und bezüglich des Phosphorgehaltes liegt die Anwendbarkeit beider Processe in ziemlich engen Grenzen, weil die nothwendigen, mehr oder weniger phosphorfreien Eisensorten hoch im Preise stehen und aus weiteren Entfernungen herbeigeschafft werden müssen, denn mit ergiebigen Fundstätten für phosphorfreie Erze ist Deutschland bez. Preußen nicht eben reich gesegnet.

Gelingt es, ein Verfahren zu finden, durch welches man im Stande ist, aus phosphorhaltigem Roheisen ein phosphorfreies, d. h. hämmerbares, geschmolzenes Metall zu erhalten, dann wird es möglich, die Eisenerze direct auf Stahl bez. auf Schmiedeeisen zu verarbeiten. Ein solches Verfahren haben nun zwei englische Chemiker gefunden. Auf dem Meeting der Iron and Steel Institute, welche im September 1878 zu Paris stattfand, legten die englischen Chemiker Thomas und Gilchrist eine Abhandlung vor über die Lösung der Frage der Entphosphorung des Eisens im Bessemer-Converter.

Der Bessemer-Converter, nach seinem Erfinder Henry Bessemer genannt, ist ein Gefäß aus Kesselblech, mit feuerfestem Thon ausgefüttert, von der Form einer Birne, welche mit dem abgestutzten Stiel-Ende nach oben sieht und an zwei eisernen Zapfen beweglich aufgehängt ist. Einer der Zapfen ist hohl, um durch ihn stark gepreßten Wind in einen Sammelkasten unter der Birne blasen zu können, damit dieser Wind durch den Boden der Birne aus 50—80 Oeffnungen in feinen Strahlen in das Innere der Birne eintreten kann, um den ca. 100 Centnern flüssigen Roheisens, welches in die Birne eingelassen wurde, ihren Kohlenstoff durch Oxydation d. h. Verbrennung entweder soweit zu nehmen, daß ihm nur noch 1½ % übrig bleibt, d. h. daß es Stahl, oder soviel, daß nur noch ½ % Kohlenstoff zurückbleibt, d. h. daß es Schmiedeeisen wird. Dieser Proceß, der übrigens beim Hüttenbetrieb wesentlich modificirt wird, dauert etwa 20 Minuten, während der Puddelproceß einen Zeitraum von etwa 1½ Tagen bedarf, wobei vorausgesetzt ist, daß die Birne nur mit phosphorfreiem Eisen beschickt wird. Die epochemachende Erfindung der genialen englischen Chemiker

ermöglicht es nun, die Bessemer Birne, den Bessemer-Converter, auch mit phosphorhaltigem Eisen beschicken und doch brauchbaren Stahl bez. brauchbares Schmiedeeisen aus ihm erhalten zu können. — Wie wird das erreicht? — Wie alles Große, Epochemachende, so ist auch diese Erfindung schließlich wunderbar einfach:

Das Futter der Birne, zu welchem bisher ausschließlich feuerfester, kieselsäurehaltiger Thon verwendet wurde, wird jetzt aus Kalkstein hergestellt. Der Phosphor des Eisens geht bei der hohen Temperatur zum Kalkstein, verbindet sich mit dem Kalk zu phosphorsaurem Kalk, und das Eisen wird von Phosphor frei.

Wie einfach ist dieser chemische Proceß! Wie einfach klingt auch der technische Erfolg, welcher unmittelbar aus ihm resultirt: Von nun an ist aus jedem Roheisenmaterial ein fehlerfreies Endproduct zu erzeugen! Schwer und niederdrückend aber sind die socialen Folgen, welche die neue Erfindung mit einer gewissen Naturnothwendigkeit nach sich ziehen zu wollen scheint.

Es sind noch nicht 25 Jahre verflossen, seit Henry Bessemer durch seine Erfindung der Stahlbereitung ohne Brennstoff die ganze Eisenindustrie zwang, von Grund auf sich umzugestalten. Stählerne Dampfkessel, stählerne Panzerplatten, Eisenbahnschienen, Schiffs- und Brückenbaumaterialien, Ketten, Geschirre und tausend Utensilien, welche das tägliche Leben bedarf, fertigt man jetzt aus Stahl; bei der geringen Preisdifferenz haben die Vorzüge des Stahls das Eisen immer mehr verdrängt. Wurde auch dem mit Ungestüm andringenden Neuling der zäheste und hartnäckigste Widerstand von den renommirtesten Eisenwerken entgegengesetzt, so konnten doch schließlich auch diese die übermächtige Concurrenz nicht abweisen und waren gezwungen, ganze Reihen von Puddelöfen, welche Millionen gekostet hatten, zu demoliren und durch Bessemer-Converter zu ersetzen. Hand in Hand damit ging die Nothwendigkeit, durch kräftigere Walzwerke, schwerere Hämmer und complicirtere Hilfsmaschinen die alten, weniger leistungsfähigen zu ersetzen; dies kostete aber weitere Millionen. Endlich — und das war das Folgenschwerste — drängte sich die Nothwendigkeit zur Sicherung der geeigneten Erzgewinnung gebieterisch in den Vordergrund, denn für den Bessemerproceß sind nur phosphorfreie, wenigstens phosphorarme Erze brauchbar. Treffend charakterisirte daher der Sachverständige für die Eisenenquete-Commission, Commerzienrath Baare, in der Vernehmung am 28. und 29. November 1878 die Folgen dieser Umwälzung durch den Bessemerproceß mit folgenden Worten:

„Ich würde es als ein großes Unglück für die deutsche Eisenindustrie betrachten, wenn wieder neue Erfindungen gemacht würden, die zum Umsturz des Bestehenden führten, wie die Bessemer-Erfindung, denn wir haben unsere Kräfte

aufgeopfert, unsere Mittel sind erschöpft, und neues Kapital bekommen wir nicht mehr. Ich erkläre mich bereit, den Nachweis von der Richtigkeit meiner Behauptung zu liefern, daß bei der colossalen Production, welche die Bessemer-Erfindung nicht allein mit sich bringt, sondern technisch erzwingt, wenn man rationell arbeiten will, gar nicht daran zu denken ist, daß der Consum jemals damit in Uebereinstimmung kommen kann. Eine Ueberproduction, wie sie die Eisenindustrie früher gar nicht gekannt, nicht einmal geahnt hat, wird leider dauernd sein. Ich behaupte, die technischen Leistungen der Bessemer-Industrie in allen Ländern der Welt, wenn sie völlig ausgenutzt werden, genügen dem dreifachen Consum, und wir können lange warten, bis der Consum sich so mehrt, um nur einigermaßen einer mäßigen Production zu entsprechen."

Eine solche neue Erfindung von größter Tragweite liegt nun im Entphosphorungsverfahren entschieden vor, und die folgende Erläuterung wird zeigen, wie Recht der Sachverständige hatte, sie als ein großes Unglück zu bezeichnen, er, der selbst einer der intelligentesten, sachkundigsten Industriellen der zunächst in Mitleidenschaft gezogenen Bessemer-Districte Rheinland-Westfalens ist.

Der Continent Europas besitzt ein Eisenerz, Minette genannt, welches sich vom französischen Moseldepartement durch Lothringen und Luxemburg bis an die belgische Grenze erstreckt. Diese Minette wird schon jetzt in großartigem Betriebe mit den technisch vollkommensten Anlagen und Vorrichtungen auf ein Roheisen verarbeitet, welches bezüglich seiner Billigkeit jede Concurrenz mit Leichtigkeit aus dem Felde schlägt. Weil die Minette aber phosphorhaltig ist und bisher im Converter nicht verhüttet werden konnte, so blieb sie gegen andere, phosphorfreie Erze soweit zurück, daß Rheinland-Westfalen der Hauptsitz der deutschen Bessemer-Industrie bisher gewesen ist.

Die Stahlproduction in Rheinland-Westfalen scheidet sich in zwei Kategorien: Die erste Kategorie betreibt die Stahlproduction mit eigner Roheisenerzeugung; die zweite Kategorie kauft das Roheisen und schmilzt es um.

Zur ersten Kategorie gehören die Werke: Fr. Krupp in Essen mit seinen Hohöfen zu Duisburg, Herrmannshütte, Mühlhofen und Sayn; Bochumer Gußstahlfabrik mit den Hohöfen zu Bochum und Mühlheim a. Rhein; Phönix mit den Hohöfen zu Laar bei Ruhrort, Berge Borbeck, Kupferdreh 2c.; Gutehoffnunghütte mit der großen Hohofen-Anlage zu Oberhausen; Dortmunder Union mit den Hohöfen zu Dortmund, Steele, Hattingen 2c.; Hörder-Verein mit dem altberühmten Hörde-Eisenwerk und 8 eigenen Hohöfen. Alle diese Werke waren gezwungen worden, für die Beschaffung ihres Eisensteinbedarfes colossale Kapitalien in Erzgruben anzulegen, um den größten Theil ihres Bessemer-Roheisenbedarfes selbst erblasen zu können.

Zur zweiten Kategorie gehören die Werke: Rheinische Stahlwerke zu Mei-

derich bei Ruhrort; neues Stahlwerk zu Bochum; Gebr. Hösch in Dortmund; Stahlwerk in Osnabrück. Durch die neue Zollgesetzgebung hätte diese zweite Kategorie, die Umschmelzwerke also, sicher zum Erliegen kommen müsse denn ohne englisches Eisen hört jegliche Möglichkeit ihrer Concurrenz auf; ihr Unterliegen wäre aber für die Gesundung der Concurrenz auf deutschem Markte von den wohlthätigsten Folgen gewesen.

In welcher Weise, bez. in welchem Maße werden nun beide Kategorien getroffen durch die Benutzung des Minette-Roheisens für den Bessemer-Proceß? Entschieden in der schwierigsten Lage befindet sich die erste Kategorie, die Bessemerwerke mit eigener Roheisenerzeugung. Weil sie mit dem Minettestahl nicht werden concurriren können, so bleiben ihnen nur zwei Wege übrig: Entweder sie führen Minette-Erze ein, um aus diesen ihr Roheisen zu erzeugen; dann werden ihre Eisensteingruben, in welchen so viele Millionen stecken, vollständig entwerthet. Oder, sie geben die Roheisenerzeugung ganz auf, dann werden ihre Hohofenanlagen, in denen ebenfalls Millionen stecken, entwerthet und müssen abgebrochen werden.

In eine weniger schwierige, wenn auch nichts weniger als zufriedenstellende Lage würde die zweite Kategorie, die Umschmelzwerke, kommen, denn sie haben nicht die hohen Verluste an Anlagekapitalien zu überwinden wie die erste, weil sie weder Eisensteingruben noch Hohöfen besitzen.

In beiden Fällen aber ergiebt sich ein in gleicher Weise niederdrückendes Resultat: In beiden Fällen wird es geradezu unmöglich, daß die Werke in Rheinland-Westfalen das Bessemer-Metall billiger als im Jahre 1878, also unter 60 Mark und das Gießerei-Eisen unter 50—54 Mark mit Nutzen erzeugen können. Demgegenüber stand graues Minette-Eisen auf 40 Mark — eine Differenz von 20, bez. 10 Mark. Wenn also die Luxemburger und Lothringer Werke noch Converter und Walzwerke bauen und die Stahlfabrikation selbst in die Hand nehmen, so ist an eine Concurrenz der rheinisch-westfälischen Werke gar nicht zu denken, besonders nicht gegen die Werke von Stumm, Burbach, de Wendel und Lothringer Eisenwerke, welche mit Raffinirwerken von großer Vollkommenheit bereits versehen sind. Die an sich schon colossale Ueberproduction an Stahl in Rheinland-Westfalen würde also noch vermehrt werden durch die von Luxemburg und Lothringen, bez. sie würde sich dahin verschieben.

Ueber die Arbeiter eröffnete die oben genannte Autorität der Eisenenquete-Commission: „Daß in der Gegend von Bochum ein ungewöhnlich großer Arbeitsmangel herrscht, diese Wahrnehmung hat auf meine schriftliche Anfrage die Polizeiverwaltung der Stadt Bochum bestätigt, mit dem Bemerken, daß der ganze Stadt- und Landkreis Bochum an Arbeitsmangel leidet. Die Leute erbieten sich, für 15 Sgr. täglich zu arbeiten, aber wir können sie dafür nicht

gebrauchen, sie können nicht davon leben. Bei unseren jetzigen Löhnen können die Arbeiter nicht bestehen." Trotz des geschäftlichen Aufschwunges in der Montan-Industrie und des schwindelnden Emporschnellens ihrer Papiere stehen auch heute die Arbeitslöhne noch immer auf dem alten Flecke. Gleichviel also ob die Ueberproduction an Stahl in Rheinland-Westfalen bleibt, oder durch Luxemburg und Lothringen vermehrt wird oder sich dahin verschiebt, eine Hoffnung auf Erlösung aus der Arbeiter- und Arbeitsnoth erscheint durch nichts begründet.

Weitreichende pecuniäre Vortheile stehen freilich auch den Minette-Districten bez. den Luxemburger und Lothringer Werken keineswegs in Aussicht. Da an eine lohnende Export-Industrie in Bessemer-Stahl, selbst auf weitere Zukunft hinaus, nicht zu denken ist und der deutsche Markt nicht einmal die ganze Production der Minette-Districte wird aufnehmen können, so wird es nur dann gelingen, einigermaßen lohnende Preise zu erzielen, wenn die Production nicht mehr wie bisher in tollem Eifer auf das Gerathewohl hin arbeitet, sondern durch weise Beschränkung auf den thatsächlichen Bedarf die Sicherung des heimischen Marktes sich ermöglicht.

Der einzige Zweig der Montan-Industrie in Deutschland, auf welchen die Erfindung der Entphosphorung des Eisens fructificirend einwirken wird und muß, ist die Kohlenförderung im Saarbrücker Kohlenbecken, denn auf die Saarkohle sind die Luxemburger und Lothringer Werke hauptsächlich angewiesen. Aber auch hier ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn durch den Niedergang der rheinisch-westfälischen Werke werden die Kohlenzechen der Ruhr gezwungen werden, ihre Ueberproduction nach entfernteren Absatzgebieten zu führen und den Saargruben starke Concurrenz zu machen. Die Förderung der Saargruben also wird und muß eine sehr intensive werden; die Kohlenpreise aber dürften die gegenwärtige Höhe schwerlich weit übersteigen.

Wie wird also voraussichtlich die nächste Generation urtheilen über die Erfolge, welche die Entphosphorung des Eisens auf unsere Culturentwicklung, unsere Volkswohlfahrt haben wird? — Sie wird sagen: Die Culturentwicklung hat mit der Entphosphorung des Eisens einen mächtigen Schritt vorwärts gethan, die Wohlfahrt des Volkes aber, indem sie auf dem alten Fleck stehen blieb und die Culturentwicklung an sich mußte vorüberrauschen lassen, ist gegen diese wiederum einen weiteren Schritt zurückgeblieben.

Sollte der Pessimismus doch am Ende Recht behalten, wenn er sagt, daß Culturentwicklung und Volkswohlfahrt sich nicht decken?*)

Saarbrücken. Eduard Braun.

---

*) Wir haben den vorstehenden instructiven Artikel unverändert zum Abdruck gebracht, wiewohl uns der Verfasser die Zukunft der westfälischen Industrie mit etwas zu düsteren

Zum Kirchenstreit in Baden.

Während in Preußen nach den Erklärungen des Abgeordneten Windthorst bei der Berathung des Cultusetats und mehr noch nach der Aeußerung des Cultusministers v. Puttkamer der Abschluß des Friedens zwischen Staat und Kirche mehr denn je in die Ferne gerückt zu sein scheint, und zwar, trotz der friedlichen Bereitwilligkeit des Staates, in die Ferne gerückt durch die Unnachgiebigkeit der römischen Curie, ist in Baden mit der Curie ein Ausgleich angebahnt worden, der in dem Augenblicke, als der darauf bezügliche Gesetzentwurf bekannt wurde, fast von allen Seiten schon als nahezu besiegelt bezeichnet wurde. Kaum war der Präsident des Ministeriums des Innern mit der Examenvorlage an die Oeffentlichkeit getreten, als in der gesammten badischen Presse und in den hervorragendsten liberalen Blättern der benachbarten deutschen Staaten Besprechungen dieses Gesetzentwurfes erschienen, welche denselben in der freundlichsten und anerkennendsten Weise behandelten und besonders den Umstand betonten, daß die Vorverhandlungen und die unter Zustimmung der Freiburger Curie aufgestellten Vorbedingungen der Art seien, daß die Rechte des Staates dadurch in jeder aufstellbaren Beziehung gewahrt würden. Auch in Karlsruhe wurde durch das amtliche Blatt und auf privatem Wege diese Auffassung, die ja nach den Motiven auch vollauf berechtigt war, verbreitet und genährt. Am tiefsten wurzelte diese Auffassung in dem Friedensbedürfniß, welches von allen Parteien und in allen Klassen der Bevölkerung warm und lebhaft empfunden wurde. Man athmete auf bei der Aussicht, einen Kampf beendet zu sehen, der seit zwanzig Jahren in der Kammer, in der Presse, in Wahlversammlungen mit enormer Heftigkeit getobt, Haß und Zwietracht verbreitet und die Gemüther verwildert hatte. Je allgemeiner man aber wünschte, daß der Frieden auf Grund der — davon war man überzeugt — aufs gewissenhafteste und überlegteste vorbereiteten Bedingungen abgeschlossen werden möge, desto unan-

Farben zu schildern scheint. Zwei Umstände hat er bei seinen Erörterungen außer Acht gelassen: erstens daß die westfälischen Werke bisher phosphorfreie Eisensteine aus Spanien oder phosphorfreies Eisen aus England beziehen mußten, sodann daß das Hörder Werk im Besitz des Entphosphorungs-Patents für Deutschland ist. Auch will uns nicht recht einleuchten, daß die Werke in Lothringen und an der Saar technisch so bald in der Lage sein sollten, im Stahl mit Westfalen zu concurriren, wenn wir hören, daß die Lothringer Eisenwerke seit ihrer Gründung im Jahre 1873 nach officiellen Angaben mit einem Verlust von nahezu 3 Millionen gearbeitet und sich genöthigt gesehen haben, die Actien zusammenzulegen. Daß in 5 bis 6 Jahren freilich wieder eine Krisis kommen wird, daran zweifelt wohl kein Einsichtiger. Anm. d. Red.

genehmer war die Ueberraschung, als bekannt wurde, die einflußreichen Mitglieder der liberalen Kammermehrheit erklärten sich gegen den Gesetzentwurf. Man war selbst innerhalb der liberalen Partei geneigt, hinter dieser ablehnenden Haltung denselben zum Radikalismus hinneigenden Doctrinarismus zu vermuthen, der erst vor kurzem in der Steuer- und Zollfrage gerade die hervorragendsten liberalen Abgeordneten zur liberalen Partei in eine schiefe Stellung gebracht hatte.

Da kam zuerst die Maßregelung eines „Amtsverkündigers", der es gewagt hatte, den Gesetzentwurf ein „Concordätle" zu nennen; der amtliche Charakter wurde dem Blatte mitten im Quartal entzogen, um einem anderen, der Regierung dienstbereiteren Blatte übertragen zu werden. Zu gleicher Zeit verlautete aus sehr guter Quelle, daß den „Amtsverkündigern" — und das sind mit etwa einem Dutzend Ausnahmen alle badischen Provinzialblätter — ein Regierungserlaß zugegangen sei, der ihnen in Bezug auf ihre Haltung eine sehr bestimmte Alternative stellte. Schon dies wirkte ungünstig und ließ hie und da den Verdacht aufkommen, als sei die Position des Ministers doch keine so gute, wie er das Land glauben machen wollte. Augenscheinlich bestätigt wurden diese Muthmaßungen durch die badische Landeszeitung, das einzige nationalliberale badische Blatt; diese erklärte sich nach einiger Bedenkzeit trotz ihres gemäßigten Standpunktes gegen die Vorlage und stellte aus angeblich sehr guter Quelle Behauptungen auf, die den Minister in seinem Vorgehen aufs stärkste zu compromittiren geeignet waren. Der Minister trat hiergegen in der amtlichen Karlsruher Zeitung mit einer langen Entgegnung hervor, in der er unter anderm sagte, der Bisthumsverweser von Freiburg habe „unter Anrufung der Großmuth der Regierung" gebeten, im Interesse seiner amtlichen Autorität nicht auf Erfüllung des Verlangens nach Aufhebung des Dispensverbotes zu bestehen. Dieser Bitte habe die großherzogliche Regierung nachgeben zu müssen geglaubt, da sie selbst die Erfüllung jenes Wunsches im Interesse der Staatsautorität nicht für unerläßlich gehalten habe. Im übrigen war die ministerielle Erklärung ganz darnach angethan, die öffentliche Meinung sich günstig zu stimmen; sie appellirte an die Gewissenhaftigkeit, Vaterlandsliebe ꝛc. der Abgeordneten und stellte schließlich der feindlichen Haltung der Kammermehrheit die unumwundene Drohung der Kammerauflösung gegenüber. Die Wirkung blieb nicht aus, und es fehlte wenig, so hatte die Regierung gewonnenes Spiel, da auch innerhalb der liberalen Fraction genug Abgeordnete schwankend geworden zu sein schienen, um der Regierung eine wenn auch nur schwache Mehrheit im Verein mit den kühlen Herzens zustimmenden Ultramontanen zu sichern.

Die Commission aber, der man die Vorlage überwiesen hatte, und an deren Spitze der früher leitende Minister Geh. Rath Lahmey stand, stellte

uneingeschüchtert der Drohung die Forderung entgegen, daß ihr von dem Minister die mit der Curie gewechselte Correspondenz vorgelegt werde. Die Regierung sah sich genöthigt, hierauf einzugehen, und da bot sich denn dem Lande ein überaus merkwürdiges und eigenthümliches Schauspiel. Die vorgelegten Actenstücke, besonders die Actenstücke der Curie in Freiburg, bestätigten nicht nur die Darlegung, welche der Minister des Innern in den Motiven gegeben hatte, nicht, sondern erwiesen die Behauptungen des oben erwähnten amtlichen Artikels als vollständig haltlos, theils geradezu als aus der Luft gegriffen, und ließen außerdem die Haltung des Bisthumsverwesers als eine so unnachgiebige, anmaßende, den Bisthumsverweser selbst nicht als den Frieden suchenden, sondern den Frieden decretirenden erscheinen, daß der ganzen liberalen Kammermehrheit sich eine ungeheure Entrüstung bemächtigte, die sich, als der letzte Erlaß des Bisthumsverwesers durch die badische Landeszeitung über das ganze Land hin verbreitet wurde, sich auch der Bevölkerung mittheilte und auch in der auswärtigen Presse, die jetzt sich ausnahmslos gegen diesen Ausgleich erklärte, einen ungeschminkten Ausdruck fand. Während die Motive deutlich genug hatten durchblicken lassen, daß zwischen dem Staate und der Curie in Freiburg Abmachungen bestünden, welche ein Entgegenkommen der Curie über das Gesetz hinaus garantirten, zeigte die vorgelegte Correspondenz, daß die Curie, weit davon entfernt, dem Staate irgend einen Einfluß auf die Prüfung und Anstellung von Geistlichen zuzugestehen, in den Bestimmungen des neuen Gesetzes nichts als eine inhaltlose Form anerkannte, an die sie sich in ihrem Gewissen schwerlich gebunden erachte. Das Schreiben des Bisthumsverwesers, das die zwischen dem Staate und der Curie gepflogenen Verhandlungen beschloß und gleichsam als ein Ultimatum der Curie angesehen werden mußte, war in einem so hochtrabenden, gnädig herablassenden Tone gehalten, daß es schon um dieser Aeußerlichkeit willen einen abstoßenden Eindruck machte. Aber auch der Inhalt war für alle diejenigen nicht erbaulich, welche bei einem Ausgleiche mit Rom den Hauptaccent auf die Wahrung der kirchlichen Autorität legten. Die einzige thatsächliche Anerkennung des Ultimatums bestand darin, daß der Bischof erklärte, er werde „zulassen“, daß die Candidaten der Theologie die theologische Fachprüfung unter „Anwohnung“ des Regierungscommissärs bestehen. Dieses „Anwohnung“ zeigt zur Genüge, daß der Bisthumsverweser jedes Eingreifen des Commissärs auf den Gang der Fachprüfung ausgeschlossen wissen wollte. Zudem ging aus sonstigen amtlichen Schriftstücken hervor, daß diese Prüfung dem Staate gegenüber eigentlich nur pro forma abgelegt werden sollte, daß aber außerdem der junge Geistliche noch eine eigentliche theologische Prüfung zu bestehen haben sollte, welcher ein Regierungsvertreter nicht beiwohnen dürfte. Zum Schlusse des mehrerwähnten

Schreibens vom 5. Januar wurde vom Bisthumsverweser im Vertrauen au die „hochherzige Auffassung" der großherzoglichen Regierung die dringende Bitte ausgesprochen, dieselbe möge den Wunsch nach Aufhebung des Verbotes, um Dispens von der seitherigen Staatsprüfung einzukommen, auf sich beruhen lassen. Dieses ganze, allerdings nur sehr geringe Zugeständniß der Curie in Freiburg wird in dem Schreiben des Bisthumsverwesers ausdrücklich als der „erste Schritt" zur Herstellung des guten Einvernehmens zwischen Staat und Kirche bezeichnet. Es war also nach dieser Andeutung bestimmt zu erwarten, daß das Verlangen nach Aufhebung der anderen das kirchliche Gebiet berührenden Gesetze, besonders die Civilehe und die Schule betreffend, bald genug nachfolgen würde.

Die Commission und mit ihr die liberale Mehrheit betonten nun, daß dem Fortbestande des Examengesetzes von 1874 gegenüber, der indeß nur ein formaler sei, die Curie nothwendig das Verbot, dieses Gesetz anzuerkennen, aufheben müsse, daß aber die Betheiligung des Staates an der neu vorgeschlagenen Prüfung absolut werthlos und lediglich eine Quelle zu neuen Zerwürfnissen sei. Man forderte also ausdrückliche Zurücknahme des Dispensverbotes, erklärte sich dagegen bereit, auf eine staatliche Betheiligung an der Prüfung ganz zu verzichten, und stellte, als die Nachgiebigkeit der Curie als erschöpft bezeichnet wurde, den Antrag, die Vorlage a limine zurückzuweisen. Dieser Antrag wurde in der Commission mit zehn gegen zwei ultramontane und eine conservative Stimme angenommen. In der Kammer ist die Annahme dieses Commissionsantrages unzweifelhaft.

Wenn wir nun, nachdem wir eine objective Darlegung der gegenwärtigen Sachlage gegeben, fragen, welche Stellung diesem Ausgleichsversuche der großherzoglichen Regierung gegenüber sowohl vom badischen, als insbesondere vom Reichsstandpunkte aus, der hier nicht unwesentlich in Betracht kommt, zu nehmen sei, so sehen wir uns, nachdem wir Kenntniß von dem Actenmaterial erhalten, und gesehen haben, daß die Voraussetzungen, unter denen dieser Ausgleich sich vollziehen sollte, der Form wie dem Inhalte nach gänzlich andere sind, als wie sie vorher nach den Darstellungen des Ministers und der gesammten Presse erschienen, leider genöthigt, trotz unseres aufrichtigen Verlangens nach kirchlichem Frieden uns gegen die Abmachungen der badischen Regierung erklären zu müssen, und zwar um des Friedens selbst, um der heiligsten Interessen unseres Volkes um des Staates und um des Reiches willen. Je lebhafter in unserem Volke das Bedürfniß geworden ist, daß auf dem Gebiete, wo es mit seinen heiligsten Interessen wurzelt, wieder der Frieden geschaffen werde, der ihm die Pflege dieser Interessen ermöglicht, je mehr unser Volk diesen Frieden herbeiwünscht, desto nothwendiger ist es, daß die Bedingungen, die ihn begründen und befestigen sollen, der Art sind, daß der Frieden durch dieselben auch wirklich ermöglicht und

sein dauernder Bestand dadurch gesichert werde. Ein baldiger neuer Bruch des Friedens würde für den Staat wie für die Kirche ein viel größeres Unglück sein als die Fortdauer des gegenwärtigen Kriegszustandes.

Die Commission der zweiten Kammer hat, unter Zustimmung der gemäßigt liberalen Elemente, die Zurückweisung des Antrages beschlossen, sie zeigt aber in der Begründung des Antrages zugleich, in welcher Weise sie die Amendirung des Gesetzentwurfes bewerkstelligt haben möchte. Nach ihrer Ansicht soll die Anwohnung eines landesherrlichen Commissärs bei der theologischen Fachprüfung und überhaupt jede besondere Prüfung der Candidaten der Theologie wegfallen, die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung aber auf das Maß des Nachweises beschränkt werden, welche verordnungsmäßig für die durch Universitätsstudien zu erwerbende Berechtigung zu öffentlichen Aemtern ꝛc. vorgeschrieben ist. Damit würde der Stein des Anstoßes beseitigt, die Trennung zwischen Staat und Kirche vollendet werden. Vor allem aber könnte dieser Ausgleich niemals von dem Bisthumsverweser als ein erster Schritt staatlichen Entgegenkommens angesehen werden, sondern es wäre klar, daß, wenn der Staat sich jedes erziehlichen Einflusses auf die Kirche begiebt, er sich denselben auf die Schule um so energischer wahren müßte. Von einer Auslieferung der Schule an die Kirche könnte nach jenem Schritte nie mehr die Rede sein. Es ist die Frage, ob das jetzige Ministerium diesen Ausgleichsvorschlag nach aufnehmen kann, denn seine Tage sind allem Anscheine nach gezählt. Wenn aber ein Ausgleich zwischen Staat und Kirche bei uns erfolgen soll, so dürfte das allein auf diese scharf trennende Weise möglich sein.

Karlsruhe, am 7. Februar 1880.

Politische Briefe.

4. Die europäische Schachpartie.

Unser letzter Brief über Deutschlands neues Militärseptennat hat vielseitige Beachtung gefunden, u. a. in Wien, London und Paris. Die „Times“ hat sich zwei Mal damit beschäftigt. Das City-Blatt erklärt, geringen Glauben zu haben an künstliche Pläne, Gemeinwesen, die bis an die Zähne gewaffnet sind, den Frieden aufzulegen. Nichtsdestoweniger bezeugt es seine Genugthuung, daß Englands legitimer Einfluß in Europa deutscherseits anerkannt werde.

Was uns betrifft, so hatten wir nicht die Absicht, England einzuladen,

denjenigen Nationen Frieden zu gebieten, welche auf den Gedanken kommen könnten, uns anzugreifen. Wir sagten nur: Der Angriff, welcher in der Luft liegt, ist nicht unvermeidlich, es giebt mehr als ein Mittel, ihn zu verhindern, z. B. wenn der Glaube in Europa befestigt würde, daß England den Pflichten nachkommen wird, die es durch Verträge übernommen hat. Und in dieser Beziehung könnten wir uns zuschreiben, etwas erreicht zu haben, denn die „Times" schreibt wörtlich: „Unsere vertragsmäßigen Rechte und Pflichten sind ausreichend für unsere Zwecke." Mehr braucht es nicht. England hat durch feierliche Verträge die Neutralität der Schweiz, Luxemburgs und Belgiens verbürgt. Bei Verbürgung der Neutralität Luxemburgs sagte freilich Lord Derby, der damalige auswärtige Minister: Solche Bürgschaften müsse man nicht schwer nehmen; England werde die seinige erst einlösen, nachdem es bei allen anderen Bürgen gefragt, was sie zu thun gedächten, und erfahren, daß es ihnen sich nur anzuschließen brauche. Indeß das war Lord Derby, dessen Besitz England jetzt wohl richtig schätzt. Aber selbst ein auswärtiger Minister, der wie Lord Derby dächte, hätte keine Ausrede, Belgien im Stich zu lassen, wenn es zur Operationsbasis eines Angriffs auf Deutschland gemacht werden sollte, denn Deutschland würde sicherlich dem widerrechtlich besetzten Lande zu Hilfe kommen, und England brauchte sich nur anzuschließen. Der kurze Satz der „Times", den wir angeführt, könnte uns also sehr befriedigen, wenn ein Unterschied zwischen dem Auswärtigen Amte und dem City-Blatt niemals anzunehmen wäre.

Am andern Tage gab die „Times" ihrem Pariser Correspondenten über denselben Gegenstand das Wort. Zwei merkwürdige Dinge sind es, die uns Herr v. Blowitz da mittheilt. Erstlich, daß die Franzosen gar nicht daran denken, sich mit Rußland zu verbinden, weil sie überzeugt sind, daß Rußlands gegenwärtige Höflichkeit gegen sie einzig und allein den Zweck hat — wieder in den Dreikaiserbund zu gelangen. „'s ist ein feiner Diplomat" — singt der Bürgermeister von Saardam in „Czaar und Zimmermann" — Herr v. Blowitz nämlich. Aber seine zweite Enthüllung ist noch merkwürdiger; wer würde auch den stärksten Pfeil zuerst abschießen? Sie lautet: Die Deutschen sprechen von einem französisch-russischen Bündniß, um Mißtrauen zu säen zwischen England und Frankreich! Aber was in aller Welt hätten wir davon? Wir schätzten die auswärtige Leitung des Herrn Waddington darum so hoch, weil sie darauf abzielte, Frankreich und England zu nähern, das hieß aber nichts anderes, als Frankreich zum Theilnehmer des westeuropäischen Einverständnisses zu erheben, welches zwischen Deutschland, Oesterreich und England gute Fortschritte macht. Wir fürchteten sehr, daß Herr Waddington Herrn de Freycinet vor allem darum weichen mußte, weil das anonyme Haupt der französischen Regierung seinem Lande die Wahl freihalten will zwischen Rußland und England. Zu dieser

Freiheit der Wahl würde es freilich nicht passen, wenn Frankreich schon als Rußlands unzertrennlicher Freund erschiene. Darum muß Herr v. Blowitz der Welt offenbaren: man sei noch gar nicht an Rußland gebunden, man sei voll Mißtrauen, man wünsche Englands Freundschaft. Denn Herr v. Blowitz, das darf man nicht vergessen, schreibt nach England, für England, und erst in zweiter Linie für Europa. Die Qual der Wahl aber, warum sucht man sie zu verlängern? — Man würde sie gern verkürzen, wenn es ein Mittel gäbe, ihr zu entrinnen. Aber wie kann man sich heute schon unwiderruflich an Rußland binden, an ein Land, welches einem Riesenkessel voll unheimlicher Gährung gleicht? Wer mag wissen, wie bald die Blasen dieser Gährung zu Boden fallen, um nur einen ohnmächtigen Niederschlag zurückzulassen? Wer mag wissen, ob die Gluth dieses Kessels nicht sinnlos wüthend überläuft, um nach zweckloser Verheerung durch die vereinte Anstrengung aller Culturländer ausgedrückt zu werden? Also gilt es zu warten, zu beobachten und zu vermeiden, daß man alle anderen Freundschaften vorzeitig verscherze.

Angelegt ist die Partie nach allen Regeln. Für die Durchführung reichen keine Regeln aus. Wir sind Herrn v. Blowitz dankbar dafür, daß er das Spiel so hübsch eingeleitet, daß man es gleich erkennt.

Literatur.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, A. Ortwein, A. Schill, Val. Teirich u. A. Liefg. 1 bis 3. Stuttgart, Engelhorn, 1879.

Die glückliche Idee, die der Seemann'sche Verlag in Leipzig in seinen „Kunsthistorischen Bilderbogen" zur Ausführung gebracht hat — den im Laufe der Jahre im Besitz der Verlagshandlung angesammelten Vorrath von Holzschnitten in kunstgeschichtlicher Folge auf Bogen zu vereinigen und so ein wohlfeiles und verbreitungsfähiges Anschauungsmaterial für das kunstgeschichtliche Studium zu schaffen — hat, wie es scheint, mehrfach zur Nacheiferung angereizt. Das vorliegende, vielversprechende Werk hat wenigstens augenscheinlich dieselbe Entstehungsgeschichte. In der im Engelhorn'schen Verlage seit 17 Jahren erscheinenden kunstgewerblichen Zeitschrift „Gewerbehalle" ist nach und nach ein reicher Schatz von Ornamenten aller Zeiten und Stile veröffentlicht worden, der, selbst wenn er nur zum Theil gesammelt und in historische Folge gebracht wird, eine Uebersicht über die Geschichte der Ornamentik von aller nur wünschenswerthen Vollständigkeit ergeben muß. Diese Sammlung wird dem Publikum in dem vorliegenden, auf 25 Lieferungen — d. i. 300 Tafeln — berechneten Werke geboten. (à Liefg. von 12 Tafeln 1 Mk.)

Nach den bis jetzt erschienenen Lieferungen zu urtheilen, werden diese „Muster-

ornamente" Reichthum und Gediegenheit des Materials, vollendet künstlerische Wiedergabe desselben und Vornehmheit der Ausstattung mit Wohlfeilheit und praktischer Verwendbarkeit in einem Grade vereinigen, den man bisher nicht für möglich gehalten, und der sich eben nur erklärt, wenn man die Entstehung des Werkes berücksichtigt und bedenkt, daß ein bereits vorhandenes Material, welches seine Dienste schon einmal gethan hat, hier nochmals einem neuen Zwecke dienstbar gemacht wird. Auch unter den Seemannschen „Bilderbogen" befindet sich eine große Anzahl, die speciell dem Kunstgewerbe gewidmet sind, doch sind diese mehr auf die Anschauung, die theoretische Belehrung, die Bildung künstlerischen Geschmacks berechnet; für praktische Zwecke dürften die wenigsten davon geeignet sein, schon wegen des reducirten Maßstabes, in welchem die Objecte vielfach dargestellt sind. Der von Hirth vor einigen Jahren begonnene „Formenschatz" dagegen wandte sich allerdings in erster Linie an die Kreise des Gewerbes selbst, fand aber gerade dort nicht den erwarteten Beifall, einmal weil er doch zuviel Minderwerthiges und für unsre modernen Verhältnisse Unbrauchbares enthielt, und sodann weil er sich in den ersten Bänden ausschließlich auf die Ornamentik der deutschen Renaissance beschränkte, die damals noch für die allein seligmachende gehalten wurde. Die Engelhornschen „Musterornamente" wetteifern mit den „Bilderbogen" und dem „Formenschatz" an Schönheit und Billigkeit, übertreffen sie aber dabei entschieden, insofern sie vor allem die praktische Verwendbarkeit im Auge haben. Der Gewerbtreibende, der Musterzeichner, die Dame, welche dilettirend auf künstlerischen Schmuck des sie umgebenden Hausrathes bedacht ist, werden die Sammlung mit derselben Befriedigung benutzen wie der, welcher nur wissenschaftliche Belehrung sucht.

Die drei bis jetzt erschienenen Lieferungen — die erste enthält, wohl um einen besseren Einblick in den Plan des Ganzen zu ermöglichen, 16 Tafeln — zeigen, daß alle Arten des Stiles und der Technik in trefflichen Proben werden vorgeführt werden. Von der Antike an werden uns die 300 Tafeln des Werkes herab bis zum Rococo geleiten; neben der Stein- und Holzsculptur und der Metallplastik wird Eisen- und Goldschmiedearbeit, Textilkunst, Gefäßbildnerei und -Malerei, Intarsia und Lederarbeit u. a. vertreten sein. Daß unter den mannigfaltigen Techniken die Sculptur in den ersten Lieferungen in auffälliger Weise prävalirt, ist hoffentlich ein Zufall, der durch die späteren Hefte ausgeglichen werden wird; daß dagegen unter den Stilarten die Renaissance und zwar die italienische Renaissance — nicht die deutsche, die in den letzten Jahren unsern ganzen kunstgewerblichen Aufschwung in eine bedenkliche Sackgasse hineinzudirigiren drohte — den Vorrang behauptet, ist hoffentlich kein Zufall; mit Freude und Genugthuung constatiren wir diese Bevorzugung. Ein einziges Desiderium regt sich der trefflichen Publikation gegenüber: es fehlt ein, sei es auch noch so kurzer, Text. Die Unterschriften der einzelnen Tafeln werden ja für theoretische Zwecke hinreichen; für praktische ist, da die Abbildungen nur Holzschnitte sind und der Farbe entbehren, bei den Flachornamenten überall, hie und da aber auch bei den Sculpturen eine kurze Belehrung über die Farben wünschenswerth. Sicherlich bedarf es nur dieses Hinweises, um die Verlagshandlung zur Beigabe einiger Textblätter am Schlusse des Werkes zu veranlassen. Die weiteste Verbreitung ist dem schönen und zweckmäßigen Unternehmen gewiß. G. W.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

Mit dem folgenden Artikel beginnen wir eine Serie von Aufsätzen, welche bestimmt sind, über die Hauptpunkte einer Frage, die Viele schon seit geraumer Zeit im Stillen beschäftigt hat, im letzten Jahre aber an die Oeffentlichkeit getreten und allmählich in allen Schichten des Volkes Gegenstand lebhafter Erörterung geworden ist, durch Herbeischaffung von Material das noch wünschenswerthe Licht zu verbreiten. Wir werden dabei von keiner vorgefaßten Meinung ausgehen und uns von keinem Gefühle, wie berechtigt es auch scheinen mag, beeinflussen, andrerseits uns aber auch nicht von Modephrasen abschrecken lassen, zu sagen, was wir nach Prüfung der Sache für wahr und wünschenswerth halten. Einzig und allein die Entwicklung der Dinge und die durch sie herbeigeführten gegenwärtigen Zustände sollen uns zeigen, was von dem Object unsrer Frage, dem Judenthume, zu halten ist, und ob und wie weit die über dasselbe laut gewordenen Klagen begründet sind. Vielleicht wird sich daraus schließlich für den Fall, daß letzteres zu bejahen, auch die eine und die andere Andeutung ergeben, wie dem Uebel abgeholfen werden könnte. Die Thatsachen also, die Ethnographie, die Culturgeschichte, die Statistik sollen sprechen. Wir haben diesen Vorbemerkungen nur noch die eine hinzuzufügen, daß wir das Judenthum nicht als Religionsgenossenschaft, sondern als Rasse zu behandeln gedenken, und daß wir von vornherein zugeben, daß Ausnahmen von der Regel, die wir finden werden, vorkommen können.

Der nächste Punkt, den wir ins Auge zu fassen haben, scheint uns der zu sein, welcher uns über die Verbreitung des Judenvolkes in der Gegenwart, über die letzten Wanderungen und Ansammlungen desselben und über die Stellen, die als seine heutigen oder zukünftigen Centren anzusehen sind, Aufklärung verspricht. Wir betrachten daher:

1. Die Vertheilung der Judencolonien über die Erde.

Die Zerstreuung der jüdischen Nation schreibt sich nicht erst von dem Falle Jerusalems unter Titus und noch weniger erst von der Unterdrückung des letzten

Aufstandes in Palästina unter Hadrian her. Lange vor Flavius Josephus und vor Bar Kochab und Rabbi Akiba wohnte, wenn auch vielleicht nicht der größere, sicher aber ein sehr großer Theil des Volkes in zahlreichen Colonien außerhalb des gelobten Landes, und die heutige Diaspora unterscheidet sich von der damaligen lediglich dadurch, daß sie nahezu alle Juden umfaßt; denn von den sechs Millionen Köpfen, welche dieser Zweig des semitischen Stammes zählt, sind nicht viel mehr als etwa dreizehntausend in ihrem Vaterlande angesiedelt. Und ferner: die Ursache jener frühzeitigen Verbreitung des „Volkes Gottes" über die alte Welt lag keineswegs bloß in den gewaltsamen Wegführungen durch Salmanassar, der die Mehrzahl der Bewohner des sogenannten Zehnstämmereichs auf Nimmerwiederkehr nach dem fernen Südosten deportirte, durch Nebukadnezar und durch die makedonischen Könige, welche wiederholt Schaaren von Juden als Gefangene oder Krieger nach entlegenen Provinzen versetzten; auch durch die Lust am Gewinn, durch den Trieb zum Handel bewogen, wanderten Tausende von Angehörigen der dem Kaufmannsvolke Phöniciens nahe verwandten israelitischen Stämme lange vor dem Untergange ihres letzten Staates über die Grenzen Kanaans, um sich namentlich in Hafenplätzen und Marktorten des Mittelmeeres niederzulassen und Geschäfte zu gründen.

Unablässig zogen, so dürfen wir annehmen, freiwillige Emigranten dieser Art — wie jetzt aus Polen, dem modernen Palästina, der Zug vorzüglich nach Deutschland geht — nach den Städten und Gebieten am großen Wasser zwischen Asien, Afrika und Europa, während die von der zweiten Wegführung in Babylonien zurückgebliebenen Colonien sich nicht nur größtentheils erhielten, sondern ihrerseits ebenfalls Schaaren von Auswanderern dahin ausströmten, wo es — „was zu handeln" gab. So wohnten schon zu Jesu Zeit in Aegypten, besonders am Meere und am untern Nil, fast eine Million Juden, die in Heliopolis einen eigenen Tempel hatten und in Alexandrien den dritten Theil der Bevölkerung bildeten. In Nordsyrien saßen sie in besonders starker Zahl in Antiochia. In Arabien fand nach der letzten Zerstörung Jerusalems eine bedeutende Einwanderung von Juden statt, durch deren Einfluß später der Mosaismus in Yemen für einige Zeit Staatsreligion wurde. Massen von ihnen hatten sich ferner schon ein Jahrhundert vor der Katastrophe des Jahres 70 n. Chr. in den Hauptstädten des westlichen Kleinasiens, in Ephesus, Milet, Laodicea und Halikarnaß, in Thrakien, Makedonien und Illyrien, in den Pontusländern, auf den Inseln zwischen Europa und Asien, vorzüglich auf Cypern und Kreta, Euböa, Kos und Delos ansässig gemacht. Im eigentlichen Griechenland wurden sie durch besonders gut gelegene Handelsstädte wie Korinth angezogen. In Rom sammelten sie sich seit der Zeit des Pompejus bis zur Zahl von mehr als zehntausend Seelen an, und von hier aus wieder gründeten sie Gemeinden in Gallien und Hispanien, während sie sich vom Nillande aus nach den Orten der Pentapolis verbreiteten. Reichen die Judencolonien, die sich in Indien und China finden, wirklich, wie behauptet worden ist, bis in das erste Jahrhundert v. Chr. zurück, so sind sie vermuthlich aus See-Expeditionen hervorgegangen, welche Kaufleute Alexandriens, der

damaligen Welthandelsstadt, vom Rothen Meere aus nach Ostasien unternahmen. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatte die jüdische Diaspora die Alpen überschritten und sich auch von Gallien her nach Germanien verzweigt. Wir treffen zu jener Zeit Spuren von ihr in einigen Orten am Rheine an. An der oberen Donau werden ihre Pioniere damals auch nicht gefehlt haben. Im Mittelalter drangen sie allenthalben in Centraleuropa und im Osten bis über die Weichsel hinaus vor. Endlich ließen sich in den letzten fünfzig Jahren zahlreiche Juden auch in Nordamerika nieder, und selbst in Australien giebt es gegenwärtig Gemeinden derselben.

Wir behalten uns vor, Einiges hiervon ausführlicher in einem oder zwei weiteren Abschnitten darzustellen, in denen gewisse Partien der Geschichte der jüdischen Diaspora in Europa besprochen werden sollen.

Gegenwärtig wird sich die Gesammtzahl der Juden, wie bemerkt, auf etwa sechs Millionen belaufen, von denen höchstens der sechste Theil auf außereuropäische Länder fallen kann. Wir wenden uns zunächst den letzteren zu, bemerken jedoch vorher zum Verständniß noch Folgendes. Die jüdischen Gemeinden Polens und gewisser Provinzen Rußlands bis nach Sibirien hin, von denen, da sie als Stamm-Mütter der meisten unter uns lebenden Semiten zu betrachten sind, in einem späteren Kapitel dieser Untersuchungen ein Bild gegeben werden soll, und ebenso die in Posen, Galizien, Ungarn und den unteren Donauländern bis ungefähr nach Galacz hinab, bedienen sich im Verkehr untereinander eines mit einer Anzahl hebräischer Worte vermischten Deutsch und nennen sich deshalb A s ch k e n a s i m, von Aschkenas, ursprünglich Norden, dann Deutschland. Dagegen sprechen die Juden im Süden der europäischen Türkei, in Kleinasien, Syrien, Aegypten, Tunis, Tripolis, Algerien und Marokko, soweit sie nicht, wie es in Palästina und Konstantinopel zum Theil der Fall ist, aus neuerdings von Osteuropa eingewanderten Elementen bestehen, ein verdorbenes Spanisch und werden deshalb sowie wegen ihrer Abstammung von den 1492 aus Spanien und 1496 aus Portugal vertriebenen Israeliten S e p h a r d i m, Spanier, genannt.

Die Zahl der in Asien lebenden Juden wird — ohne Zweifel viel zu hoch — auf 750000, die der in Afrika angesiedelten — wahrscheinlich zu niedrig — auf eine halbe Million veranschlagt; in Amerika sollen sich jetzt etwa 150000 niedergelassen haben.

Im Nachstehenden geben wir zuvörderst einige Notizen aus dem, was wir durch neuere Reisende von den Juden in den Mittelmeerländern, im östlichen Asien, in Arabien, in Nordafrika und in Habesch wissen.

Ueber die Levante finden wir in Frankls Reisebuch „Nach Jerusalem“ Auskunft nach Notizen, die der Verfasser meist an Ort und Stelle gesammelt hat, die aber freilich nicht durchaus zuverlässig sind. Wenigstens macht die offenbar übertriebene Behauptung, daß auf Korfu 4000 und auf der Insel Zante 2000 Juden leben, bedenklich auch hinsichtlich anderer Zahlen. Die Majorität der ionischen Israeliten besteht aus Sephardim und nährt sich, wie bei uns und fast überall, vom Handel;

nur wenige treiben ein Handwerk, obwohl ihnen das dort niemals verwehrt war. Im übrigen Königreiche Griechenland gab es 1857, wo Frankl schrieb, nur in der Stadt Chalkis auf der Insel Euböa eine jüdische Gemeinde, was begreiflich erscheint, weil die Neugriechen selbst geriebene Handelsleute sind. Jene Gemeinde bestand, von Venedig aus gegründet, seit etwa sechshundert Jahren, bediente sich im häuslichen Verkehre des Spanischen und zählte ungefähr 300 Seelen. In Athen existirten 1854 nur zwei deutschredende Judenfamilien, denen sich später noch einige aus Zante anschlossen. Die Colonien, welche früher in der Morea anzutreffen waren, sind während des Befreiungskrieges der Hellenen zu Grunde gegangen. Man hatte sie vielleicht als unerfreuliche Nachbarn kennen gelernt.

Die Juden der Türkei werden von zwei Großrabbinern regiert, die beide ihren Wohnsitz in Konstantinopel haben, und von denen der eine die politischen, der andere die religiösen Angelegenheiten der israelitischen Unterthanen des Großherrn wahrnimmt. Mit andern Worten, jener übt die Polizei, vertheilt die Steuern, legitimirt Käufe und Verkäufe von Grundeigenthum und ernennt die Rabbiner für die Provinzialstädte. Dieser segnet Ehen ein, nimmt Eide ab und besitzt die Befugniß, Vergehen gegen die Ceremonialgesetze zu bestrafen, in denen die Religion dieser wie überhaupt der meisten orthodoxen Juden allein noch besteht. Konstantinopel hat eine jüdische Bevölkerung von etwa 40000 Köpfen, wobei nur die gerechnet werden, die dem türkischen Gesetz unterworfen sind, nicht aber die, welche als Schutzbefohlene der fremden Gesandtschaften dort leben. Jene wohnen besonders in den Vorstädten Balat und Hasköi. Es finden sich unter ihnen einige sehr reiche Kaufleute, die meisten aber leben in dürftigen Verhältnissen. In beträchtlicher Zahl Handwerker — denn die schlauen Armenier von Stambul machen in Handelsgeschäften zu viel Concurrenz —, zeigen sie Vorliebe besonders für das Klempner- und das Buchbindergewerbe. Gegen 900 sind Fischer, gegen 700 Barbiere, ungefähr 600 betreiben Gastwirthschaft, je 500 widmen sich den Beschäftigungen von Schneidern, Posamentirern, Musikanten und Aerzten, über 400 endlich sind Nagelschmiede. Ihrer Haussprache nach sind die meisten Sephardim, ihrer Secte nach gehören sie zu den Rabbanim, d. h. den Anhängern des Talmud. Karaim, die wie die Sadducäer die Tradition verwerfen und mit den übrigen Juden keinen Verkehr unterhalten, finden sich in Konstantinopel nur etwa dritthalbhundert. Sie sollen besser geartet sein als die andern, die von den Türken und Griechen mit größter Geringschätzung behandelt werden.

Ebenfalls sehr starke israelitische Gemeinden bestehen in Adrianopel, in Brussa, in Salonik und in Smyrna. Die letztgenannte Stadt hat unter ihren 120000 Einwohnern nicht weniger als 15000 Juden, die größtentheils aus dem Westen eingewandert sind, seit ziemlich dreihundert Jahren eine Genossenschaft mit sephardischem Ritus bilden und, wenn sie unter einander sind, das erwähnte verdorbene Spanisch sprechen. Auch hier begegnen ihnen auf Seiten der Türken allenthalben Verachtung und Haß. In Brussa leben circa 1600 Juden spanischer Abstammung, die sich in erster Linie vom Handel, dann als Blechschmiede, Seidenweber und

Posamentirer nähren. Verhältnißmäßig am stärksten vertreten ist das jüdische Element des osmanischen Reiches in Salonik, wo ihm bei einer Gesammteinwohnerzahl von 80000 Seelen über 18000 angehören. Diese leben nicht wie in Smyrna und Konstantinopel vorwiegend von Handwerken, sondern vom Groß- und Kleinhandel und sind meist in ärmlichen Umständen. Ihre Sprache und ihr Ritus sind „spanisch". Ihr Oberrabbiner erstreckt seine Macht auch über die kleineren Nachbargemeinden, ja bis nach Larissa, Trikala und Janina, in welchen Orten ebenfalls zahlreiche Juden angesiedelt sind. Eine eigenthümliche Erscheinung unter denen in Salonik sind die Minim, die ihrem äußeren Auftreten nach als Muhamedaner zu betrachten sind, aber insgeheim jüdischem Glauben und Brauche huldigen, und die man für Reste der kabbalistischen Secte hält, welche der tragikomische Pseudomessias Sabbatai Zebi, ein Jude von Smyrna, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stiftete.*) Sie zerfallen in drei verschiedene Klassen, die einander ungefähr ebenso hassen und befehden wie die Muslime die orthodoxen Juden. Zwei von jenen Klassen oder Sectenzweigen unterscheiden sich durch ihre Namen: sie nennen sich, vermuthlich nach ihren Gründern, Cavaglieros und Cognos. Die letzteren studiren besonders fleißig altjüdische Schriften und hegen namentlich vor dem kabbalistischen Buche Sohar tiefe Verehrung. Die Minim heirathen nur unter einander, enthalten sich berauschender Getränke, bewahren streng ihre religiösen Geheimnisse und strafen, wie es heißt, den, welcher sich des Ausplauderns derselben schuldig macht, mit dem Tode.

Ziemlich stark ist die Zahl der Juden auf den Inseln Rhodus und Cypern, und auch auf Kreta haben sich deren gegen 800 niedergelassen, von denen die Hälfte auf die Hauptstadt Canea kommt. Die letzteren sind meist Handwerker und der Sprache nach Spanier. Aschkenasim erscheinen hier sowie in den benachbarten Gemeinden höchst selten und niemals um zu bleiben.

Wenden wir uns nach Syrien, so treffen wir zunächst in Beirut, dann in Haleb und Damaskus jüdische Colonien. Die in Beirut zählt ungefähr 500 Seelen, die mit Ausnahme von wenigen Sephardim aus Syrien selbst stammen, und deren Beschäftigung fast nur der Handel ist; nur die Aermsten sind Lastträger. Vier Meilen davon, in der Libanonstadt Deir El Kamar, existirt eine Judengemeinde von 300 Mitgliedern, die meist Ackerbauer, Viehzüchter oder Maulthiertreiber sind und eine Synagoge besitzen. Ihrem Ursprunge nach Syrer und nur Arabisch, die Landessprache, redend, unterscheiden sie sich von ihren Nachbarn, wie behauptet wird, allein durch ihre Religion. Andere dem Stamme nach syrische und arabisch sprechende Judengemeinden sind die in Tripolis, die aus einigen achtzig, und die in Hasbeia, die aus ungefähr 100 Seelen besteht. Diese sollen in ihren Gewohn-

*) Er trieb allerhand mystische Possen mit starker Tendenz aufs Einträgliche, fand ungeheuren Zulauf, verführte die Leute zu fast unglaublichen Albernheiten und trat, als die türkische Regierung ihn endlich zur Verantwortung zog, aus Furcht vor dem Gepfähltwerden zum Islam über. Als er später seine Rolle als Judenkönig wieder hervorsuchte, wurde er von der Pforte nach Albanien verbannt, wo er 1676 starb.

heiten und Beschäftigungen denen in Deir El Kamar ähnlich sein. Die größte jüdische Colonie Syriens ist die in Damaskus, welche über 5000 Mitglieder zählt und 8 Synagogen hat. Sie besteht fast ausschließlich aus Sephardim; nur einige zwanzig Familien sind Unterthanen Oesterreichs, Italiens, Frankreichs und Preußens. Ungefähr ebenso verhält sich's mit Haleb, wo 4800, mit Antakia (Antiochien), wo etwa 200, und mit Aintab, wo 300 Juden leben. Auf Bagdad rechnet man 5500; in Mossul wohnen etwa 1000, in Nisibin 250, in Erbil (Arbela) 800, in Kerkuk über 1000, in Basra ungefähr 150 Juden. Auch in Suk Esch Schiuch und einigen anderen Ortschaften am Euphrat, wo Märkte sind, befinden sich solche Ansiedelungen.

In Persien wohnen seit sehr alter Zeit zahlreiche Israeliten. In Buschir z. B. befinden sich nach Petermanns „Reisen im Orient" 30, in Barasgun 12, in Kaserun 10, in Kulpagun 61, in Schiras 80, in Serkun 30, in Ispahan 100, in Hamadan gegen 1000 jüdische Familien, und auch in Jesd und Kerind giebt es denen mehrere. Alle leben hier unter schwerem Druck und sind fortwährend Mißhandlungen von Seiten der schiitischen Bevölkerung ausgesetzt, weshalb schon Tausende ihren Glauben abgeschworen haben und Muslime geworden sind, was namentlich von denen gilt, die sich in Lar und Mesched niedergelassen haben. Viele glauben an die Seelenwanderung, die in gewissen kabbalistischen Schriften vorgetragen wird. Auffallend ist der Dialect der Juden von Schiras, der von ihren Stammgenossen aus andern Orten nicht verstanden wird. „Merkwürdig war mir," sagt Petermann, „daß ich bei ihnen wie auch bei den Juden anderer Städte Persiens öfters das deutsche Wort Jahreszeit hörte, was vielleicht zum Beweise dienen kann, daß sie aus einer Mischung von Polen her eingewanderter und einheimischer Elemente hervorgegangen sind" — eine Vermuthung, die durch jenen Glauben an die Seelenwanderung unterstützt wird; denn derselbe herrscht auch unter den westrussischen und galizischen Chassidim.

Auch im Osten von Persien existiren größere und kleinere Judencolonien. Wir treffen auf solche in Afghanistan, wo sie von Kabul bis nach Madras, Bombay und Kalkutta handeln, in der Bucharei, wo sie bürgerliche Freiheiten genießen und gute Metallarbeiten und Seidenstoffe liefern, in Ostindien, wo sie schon ziemlich früh erwähnt werden, in Kochinchina, wo sie wahrscheinlich mit den Portugiesen Fuß faßten, und wo sie sich mit Ackerbau und Handwerken nähren. Selbst in China findet man einzelne jüdische Gemeinden.

Nicht ganz unmöglich, aber bis jetzt unerweislich ist es, daß unter diesen mittel- und ostasiatischen Juden sich einige Nachkommen der verlorenen zehn Stämme befinden. Die Mythenbildung aber, die sich an alles Ferne und schwer Erklärliche knüpft, ist damit nicht zufrieden gewesen und hat alle im Osten vom einstigen Exil der Bewohner des Reiches Israel gelegenen Landschaften mit Fabeln angefüllt, welche die Urenkel der Verbannten dort als Nation wohnen lassen und von Judenkönigen in Indien und Birma berichten. Frankl theilt eine Anzahl solcher Märchen mit, von denen wir ein besonders charakteristisches auswählen.

Dem Rabbiner Joseph Schwarz, einem, wie es scheint, recht leichtgläubigen und phantastischen Menschenkinde, erzählte ein indischer Derwisch, der als Pilger nach Jerusalem gekommen war, von einem großen jüdischen Reiche, das 120 Tagereisen von Kaschmir entfernt und rings von hohen Bergen umgeben sei, durch welche nur ein Paß führe. Die Hauptstadt hieße Ajulum. Sie habe prächtige Paläste und Synagogen, und — nur die Sclaven in ihr seien Nichtjuden.

Es giebt Leute, welche meinen, dergleichen könne man näher haben, und wer unsern Artikel bis zu Ende lesen will, dem kann wenigstens die Befürchtung aufsteigen, daß sich mitten in Deutschland und in nicht zu ferner Zukunft wirklich ein solches Ajulum oder doch etwas sehr Aehnliches entwickeln werde.

Sind alle Berichte von indischen und birmanischen Juden einfach Abgeschmacktheiten, so liegt den Erzählungen, die von geheimnißvollen arabischen Stämmen jüdischer Abkunft wissen wollen, offenbar ein Korn Wahrheit zu Grunde. Die von Salmanassar weggeführten Bewohner Nordpalästinas oder auch nur größere Reste derselben sind nicht mehr aufzutreiben. Sie haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Mesopotamien, Persien und Kurdistan zerstreut und sind in die dort wohnenden Völkerschaften aufgegangen. Dagegen ist wohl sicher, daß im Innern Arabiens noch Stämme mit jüdischer Religion hausen, die eine gewisse Unabhängigkeit bewahren. Nur wird zu bezweifeln sein, daß sie von jüdischer Rasse und daß sie so stark sind, wie manche Geschichtchen sie machen. Sie selbst nennen sich nach Frankls Gewährsmännern Jehud Chebr, während die Beduinen sie mit den Namen Arab Sebt (Araber, die den Sabbat feiern, vielleicht auch Anhänger des oben erwähnten Sabbatai Zebi) bezeichnen. Es heißt, sie verehrten Jethro, den Schwiegervater des Moses, als Urahnen, was wir dahingestellt sein lassen. Gewiß aber ist, daß sie Nomaden sind. „Indem sie es ungern sehen, wenn sie von Juden als Glaubensgenossen erkannt werden," berichtet Frankl — richtiger möchte sein, zu sagen, indem sie nicht als Stammverwandte der Juden betrachtet werden wollen —, „gehen sie diesen soviel wie möglich aus dem Wege."

Der türkische Quarantäne-Arzt zu Chanekin an der persischen Grenze, ein piemontesischer Jude, der den Feldzug der Aegypter in das arabische Binnenland mitgemacht haben wollte, theilte dem Professor Petermann im Jahre 1854 über dieses mysteriöse Volk Nachstehendes mit: „Der Weg zu den Chaibar führt von Aden nach Mokka, von da nach Chodeida, dann nach Bir El Fachid (Bet El Fakih), von wo aus es zwei Straßen giebt, die eine geht nach Dschessan, die andere nach Sana (Zanaa). Von Dschessan kommt man zu den Cham, wo die Chaibar sind, und von da reist man über Braris, Komfoda und Lina nach Dschidda zurück."

Der Missionär Wolff, auch ein Jude, will bei den Chaibar gewesen sein und unter ihnen Proselyten gemacht haben. Sie sind nach ihm sehr gastfrei, bewahren aber streng ihre Religion und ihre Frauen. Der Talmud ist ihnen unbekannt, dagegen besitzen sie schöne Pentateuche sowie andere Bücher, von denen man anderwärts nichts weiß, und die in einer fremdartigen Schrift geschrieben sind. Sie

sollen 40 000 Zelte haben und leben völlig unabhängig, von ihren Rabbinern regiert. Nächst Moses genießt bei ihnen vorzüglich Esra große Hochachtung.

Der erwähnte Schwarz wußte verschiedene Geschichtchen von Leuten dieser Jehud Chebr oder Chaibar zu erzählen, welche mit palästinischen Juden zusammengetroffen sein sollten. Wir halten dieselben, obwohl sie meist in neuester Zeit spielen, für Fabelei oder wenigstens für solche Thatsachen, die von dem genannten Rabbiner nach seinem Geschmack verschönert worden sind, wollen sie aber als Beispiele für diese Art von ganz oder halb märchenhaften Darstellungen der Sache mittheilen.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde von der Gemeinde Zefat ein Sendbote nach Yemen geschickt, um Almosen zu sammeln. In der Synagoge von Zanaa lernte er einen fremden Mann kennen, der ihm durch seine edle Gestalt und Gesichtsbildung sowie durch seine Kleidung auffiel. Er trug einen weiten Mantel, und auf dem Gürtel, der sein Untergewand zusammenhielt, las man in hebräischer Schrift die Weissagung Jakobs: „Dan wird eine Schlange werden auf dem Wege und eine Otter auf dem Steige.“ Man begegnete ihm mit großer Ehrfurcht; denn es hieß, daß er ein Seher sei und geheime Zwiesprache mit seinem Genius halte. Er fragte den Sendboten um Zion und das heilige Land, und als dieser Trauriges berichtete, weinte und klagte er, indem er sich auf die Erde warf. Als er dann von jenem über den Stamm Dan befragt wurde, erwiederte er, daß dieser ein großes Reich östlich von Zanaa bilde und von einem Fürsten beherrscht werde, der Nasi heiße. Von dem Fremden aufgefordert, ihn in seine Heimat zu begleiten, lehnte der Sendbote dies aus Aengstlichkeit ab. In Zefat erzählte er dann sein Erlebniß, worauf der Rabbi Baruch Mosche sich erbot, die Brüder vom Stamme Dan aufzusuchen. Man rüstete ihn zu dem Zwecke mit den nöthigen Mitteln aus, und er reiste über Aegypten nach Zanaa ab. Ein dortiger Jude wurde sein Führer, und sie zogen viele Tage immer nach Osten. Da wurde der Führer plötzlich von einer Schlange gebissen, und obwohl er geheilt wurde, erklärte er, nicht mehr weiter wandern zu wollen zum Stamme Dan, „der durch den Segen des Patriarchen allein vor den Schlangen der Wüste geschützt sei“.

Eine andere Geschichte lautet: „Zur Zeit, als Ibrahim Pascha in Syrien Ordnung und Sicherheit geschaffen hatte“, also um 1835, „gingen zwei jüdische Handwerker aus Jerusalem über den Jordan, um bei den Beduinen Arbeit zu suchen. Eines Tages kamen fremde Araber zu den Zelten, wo jene sich aufhielten, und als sie sahen, daß die Handwerksleute nicht mit den Uebrigen und nur Brot und Milch aßen, fragten sie, wer die Männer seien. Als man entgegnete, sie seien Juden, lachten sie und sagten: ‚Die Jehud Chebr kennen wir besser. Die sind Riesen und nicht wie diese da klein und schwächlich.‘“

Vor wenigen Jahren, so berichtete unser Rabbi (1854) weiter, gingen zwei Juden zur Grabhöhle des Rabbi Akiba bei Tabarijeh beten. Während sie ihre Andacht verrichteten, sprengten zwei arabisch gekleidete Reiter heran und hielten still, bis jene ihr Gebet gesprochen. Dann fragten sie, welcher Zadik (Gerechte,

Heilige) hier begraben liege. Als ihnen der große Akiba genannt wurde, stiegen sie ab, gingen in die Gruft und sprachen dort ein hebräisches Gebet so laut, daß die beiden draußen gebliebenen Männer es deutlich vernahmen. Dann setzten sie sich wieder zu Pferde. Gefragt, wer sie seien, antworteten sie: „Jehud Chebr! Verlasset die Stelle, wo ihr stehet, nicht eher, als bis wir euch aus dem Gesichte sind, wir beschwören euch bei dem alleinigen Gotte Israels." Darauf ließen sie ihren Thieren die Zügel schießen und jagten davon.

Im Jahre 1848 veranlaßte Rabbi Schwarz in Gemeinschaft mit Freunden einen afrikanischen Juden Namens Amram, der Sitten und Sprache der arabischen Stämme genau kannte, die Jehud Chebr aufzusuchen. Derselbe kam aber nur bis Zanaa, da weiterhin eine Fehde zwischen den Beduinen ausgebrochen und das Reisen unsicher geworden war. Indeß wollte er deshalb seinen Plan nicht aufgeben, und zwar umsoweniger, als er von den Arabern gehört hatte, daß weiter nach Osten der jüdisch-arabische Stamm Benjamin seine Zelte aufschlage. Ob Amram die Reise dann wirklich fortgesetzt hat und zurückgekehrt ist, sagt Frankl, unsere Quelle, nicht; wir fürchten, die Sache gehört in das Kapitel der jerusalemischen Schwindelei.

Kehren wir aus diesen Ungewißheiten in die bekannte Wirklichkeit zurück, und begeben wir uns von Nordsyrien nach Palästina, so treffen wir hier eine jüdische Bevölkerung von etwa 13—14000 Seelen an. Davon kommen auf Jerusalem, dessen Gesammteinwohnerzahl ungefähr 20000 beträgt, etwa 8000, auf die galiläische Stadt Safed rund 2200, auf Tabarijeh am See Genezareth 1500 und auf Hebron etwa 400. In Jaffa, der Hafenstadt, wohnen 500, in Chaifa am Karmel 150, in Nablus gegen 100. In den phönicischen Städten Akka und Saida zählt man gegen 300 Juden, von denen die meisten auf die erstere fallen. Die große Mehrzahl dieser palästinensischen und phönicischen Israeliten gehört zu den Sephardim und zu den Unterthanen der Pforte. Nur etwa 2000 stehen unter dem Schutze und Gesetze fremder Mächte, und davon wieder kommen die meisten auf Oesterreich-Ungarn.

Die Sephardim der heiligen Stadt zählen über 4000 Seelen und bilden somit dort die Hauptgemeinde der Juden. Sie kleiden sich orientalisch und stechen schon dadurch vortheilhaft von den Schubezen, Zobelmützen und Peisen*) der Aschkenasim ab, sollen aber auch den Einflüssen der Civilisation weniger feindlich, nicht so starre Verehrer des Herkommens und durchschnittlich reinlicher sein als diese. Letztere stammen mit wenigen Ausnahmen aus Westrußland, Galizien, Ungarn und Rumänien, woher sie eingewandert sind, „weil nur hier das wahre Heil zu finden ist" — ein Glaube, den unsere jüdischen Banquiers und Börsianer, Wucherer und Zeitungsschreiber augenscheinlich nicht theilen, obwohl ihre deutschen Nachbarn ihnen denselben nicht verübeln würden. Jene frommen Immigranten hielten sich, als sie auswanderten, an die Verheißungen des Talmud. Nach diesem blieben von den zehn Maß Weisheit, die einst auf die Erde ausgeschüttet wurden, neun im gelobten

*) Schubeze der Kaftan, Peisen die langen geringelten Schläfenlocken der polnischen Juden.

Lande zurück. Wer hier nur vier Ellen weit reist, dem wird „Aulom Chawo“, ewiges Leben, zu Theil. Nur wer hier wohnt, ist als ein solcher anzusehen, der den wahren Gott hat; denn er lebt ohne Sünde, und sein Gebet geht geradenwegs zum Himmel. Wenn einer hier begraben wird, „so ist es gleich, als wäre er unter dem Altar bestattet“; kein Wurm darf seinem Leibe nahen, und ebensowenig haben die Strafengel, welche nach Beerdigung der Todten sich nahen, um sie wegen der auf Erden begangenen Uebertretungen zu peinigen, hier Zutritt zu den Särgen. Endlich aber wird hier „Meschiach“ erscheinen, und man ist dann gleich bei der Hand und braucht nicht erst die lange unterirdische Reise zu machen, welche alle Verstorbenen nach dem Thale Josaphat anzutreten haben, wenn die Posaune des Gerichts zur Auferstehung rufen wird.

Die Sephardim Jerusalems stehen unter einem Großrabbiner (Chacham Baschi), der sich mit einem Rabbiner-Rath (Bes Din) umgiebt. Die Aschkenasim, die sich in sechs oder sieben Gemeinden gespalten haben, besitzen kein gemeinschaftliches geistliches Oberhaupt. Beide Klassen haben das mit einander gemein, daß sie außerordentlich zeitig heiraten und nicht gern arbeiten. Gewerbtreibende gab es, als Frankl sie besuchte, unter ihnen nicht viel über 200, und davon beschäftigte sich später eine gute Zahl mit der Anfertigung und dem Vertrieb von „moabitischen“ und andern „Alterthümern.“ Die übrigen studiren den Talmud und lassen das Mitleid ihrer europäischen Glaubensgenossen durch Almosen für sich sorgen, zu welchem Zwecke von Zeit zu Zeit Rabbiner mit Bettelbriefen Deutschland, Holland, Oesterreich-Ungarn und das westliche Europa abklopfen. Aehnlich verhält sich's mit den 800 Sephardim und 1400 Aschkenasim, welche in Safed wohnen; nur 41 erwarben sich nach Frankls Quellen ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit. Nicht besser stand es mit den 881 Aschkenasim und den 663 Sephardim, welche nach diesem Gewährsmann in Tiberias lebten: alle bezogen Unterstützungen aus Europa, nur 17 trieben einen Kram oder ein Handwerk. Wenig Vortheilhafteres ist von den Juden in Jaffa und Hebron zu melden. Wir fügen endlich noch hinzu, daß die Juden auch in Syrien tief verachtet und gehaßt werden, und daß das Sprichwort: „Ja Jehud!“ (o Jude!) bei der dortigen arabischen Bevölkerung als die bitterste Beleidigung gilt, die man jemand mit Worten anthun kann.

Blicken wir nach Afrika hinüber, so befanden sich, als Frankl schrieb, in Aegypten etwa 5000 Juden, die fast nur in Alexandrien und Kairo wohnten und mit geringen Ausnahmen Sephardim waren. Jetzt werden der Suezcanal und Ismail Paschas Finanzwirthschaft mehr ins Land gezogen haben. In Kairo existirten um die Mitte der fünfziger Jahre zwei jüdische Gemeinden, die der Karaim und die der Rabbanim. Die erstere, früher sehr zahlreich, ist jetzt auf ungefähr 50 Familien zusammengeschmolzen; die letzteren, gegen 300 Familien stark, werden von einem Rabbiner regiert, der ihnen Recht spricht, ohne jemand verantwortlich zu sein. Einige jüdische Geschäftsleute in Aegypten, z. B. der Banquier Pinto, sind sehr reich, die Mehrzahl der dortigen Juden aber befindet sich in ärmlichen Verhältnissen. Einige nähren sich als Wasser- und Lastträger, die meisten als Mäkler und Geldwechsler

der Straße. Handwerkern begegnet man unter ihnen nur wenigen; es sind gewöhnlich Seidenweber oder Uhrmacher.

Aeußerst zahlreich sind die Juden in Tunis, wo nach Klöden 120000, in Tripolis, wo 12000, und in Algerien, wo 30000 leben sollen. Dieselben gehören fast ausschließlich zu den Sephardim und haben in Sitten und Gebräuchen große Aehnlichkeit mit ihren Stammgenossen in Marokko. Ueber die letzteren sind wir durch Graberry v. Hemsö's noch immer werthvolle Schrift „Das Sultanat Moghrib ul Aksa" ziemlich genau unterrichtet. Hier ist die Zahl der marokkanischen Israeliten — wohl zu hoch — auf 539500 angegeben, von denen 2500 auf Tanger, 4200 auf Tetuan, 1300 auf die Millah (das Ghetto) von El Araisch, 9000 auf Fez, 5000 auf Meknäs, 7000 auf Er Rabatt, 2000 auf Tefza, 5000 auf Marrakisch, die Hauptstadt, 4000 auf Mogador, 1800 auf Tedneft, 1000 auf Agmat und die übrigen auf die verschiedenen kleineren Städte der Küste und auf die Dörfer des Binnenlandes kommen. Die Mehrzahl sind Rabbanim, doch leben hier auch viele Karaim, die namentlich in der großen und wohlhabenden Stadt Dimnit in der Provinz Erhammena angesiedelt sind. Die ältesten Colonien befinden sich in den Gebirgen unter den Amazirghen, bezeichnen sich selbst als Pilistiner und sind vielleicht schon in der Römerzeit gegründet worden. Die in den Seestädten ansässigen Juden sind Sephardim und sind zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Spanien und Portugal hierher geflüchtet. Jene treiben vorzüglich Ackerbau und Viehzucht, diese, zum Theil sehr wohlhabend, sind meist Kaufleute, Mäkler, Dolmetscher und Handwerker. Alle marokkanischen Juden werden von Kaiden ihres Stammes, die sie selbst wählen, nach ihren eigenen Gesetzen regiert. Der Sultan ernennt nur den obersten Schech dieser Richter und Verwaltungsbeamten. Die in Tedneft erfreuen sich werthvoller Vorrechte, und die in Rabatt haben fast den gesammten Handel mit dem Auslande an sich gerissen. Die übrigen dagegen, namentlich die unter den Mauren lebenden, sind größter Verachtung und häufig auch Mißhandlungen ausgesetzt. Sie sollen nicht arabisch lesen und schreiben lernen, nur Maulthiere und Esel zum Reiten benutzen, nur dunkle Farben tragen, sich in Gegenwart von Muslim nicht niedersetzen, sich keinem Quell oder Brunnen nähern, wenn ein Rechtgläubiger daraus trinkt, und vor Moscheen nicht anders als barfuß vorübergehen. Sie sind ferner schwer besteuert, müssen Henkersdienste verrichten und die Leichname der Justificirten begraben. Die Straßenjugend verspottet, der Pöbel schlägt sie, ohne daß ihnen gestattet wäre, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie rächen sich dafür, indem sie die maurischen Nachbarn soviel als thunlich hinters Licht führen und um ihr Geld bringen, und dies gelingt fast immer; denn das Sprichwort hat Recht, daß die Juden von Fez und Marokko alle andern an List — unsere Judenpresse würde sagen an „Gerissenheit" — übertreffen.

Außer den genannten Landstrichen Afrikas giebt es in diesem Welttheil noch Juden in Sennaar und im Sudan, desgleichen in Loango und vor allem in Habesch. Ueber die letzteren waren bis vor etwa fünfzehn Jahren nur dürftige und ungewisse Nachrichten nach Europa gelangt. Inzwischen aber haben wir durch

den englischen Missionär Stern Bestimmteres und, wie es scheint, im Allgemeinen Zuverlässiges über sie erfahren. Stern, beiläufig ein getaufter Jude, hat die Betreffenden besucht und seine Beobachtungen unter dem Titel: „Wanderungen unter den Falaschas in Abyssinien" veröffentlicht. Nach ihm wohnen Juden namentlich im südwestlichen Theile des Königreichs Habesch. Sie nennen sich Falascha, Verbannte, haben sich einen unmittelbar zu Abraham hinaufreichenden Stammbaum zurechtgemacht und wollen mit der bekannten Königin von Saba nach Afrika gekommen sein, was aller Wahrscheinlichkeit nach gleich jener Freundin Salomos selbst in die Mythologie gehört. Die Falascha sollen ferner ehemals unabhängig gewesen sein und unter Königen gestanden haben, welche alle Gideon, desgleichen unter Königinnen, welche alle Judith geheißen hätten. Ob dieselben sich wirklich alle so nannten — etwa wie unsre Reuß alle Heinrich heißen —, wird zu bezweifeln erlaubt sein. Gewiß ist nur, daß ein Königspaar Gideon und Judith aus dem abyssinischen Judenlande Saman in den Kämpfen, die im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts zwischen dem Negus David und den Muhamedanern stattfanden, mit den letzteren gegen die Christen gemeinschaftliche Sache machte. Gegenwärtig sind die Falascha über fünf Provinzen von Habesch zerstreut, und man erkennt nach Sterns Angaben ihre Dörfer auf den ersten Blick, da auf den Dächern ihrer Tempel, deren Eingang stets nach Osten hin liegt, und in denen sich immer drei besondere Abtheilungen hinter einander befinden, allenthalben ein rother Topf angebracht ist. Diese ostafrikanischen Angehörigen des Volkes Israel rühmen sich, ihr altjüdisches Blut vollkommen rein erhalten zu haben. Mischheiraten mit benachbarten Stämmen sind streng verboten, ja es gilt schon für Sünde, das Haus eines Andersgläubigen zu betreten, und wer sich in dieser Weise vergeht, hat sich zu reinigen und frische Kleider anzulegen, bevor er an seinen eignen Herd zurückkehren darf. Diese Ausschließlichkeit, um deren Folgen wir die Nachbarn der Falascha im Hinblick auf gewisse zudringliche Nachfragen nach Waarenbedarf und alten Kleidern vielleicht beneiden dürfen, hat nach Sterns Behauptung insofern gute Folgen gehabt, als sie die Falascha vor der Sittenlosigkeit bewahrt hat, die in ganz Habesch herrscht. Männer wie Frauen befolgen unter jenen gewissenhaft die zehn Gebote, frühe Heiraten, Vielweiberei und Ehescheidungen sind ihnen nicht gestattet. Männer dürfen nicht vor dem zwanzigsten, Mädchen nicht vor dem fünfzehnten Jahre eine Ehe eingehen. Das weibliche Geschlecht erscheint in der Oeffentlichkeit unverschleiert. Sehr andächtig und glaubensstreng, sind diese abyssinischen Juden zugleich in hohem Grade reinlich. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht sowie einige Handwerke; man trifft z. B. unter ihnen Weber, Töpfer und Schmiede. Höchst merkwürdig und beinahe unglaublich erscheint, was nach Sterns Bericht Thatsache wäre: diese Stammgenossen unserer Börsenjobber, unserer Trödel- und Schacherjuden, unserer Rückkaufshändler und der ihnen ähnlichen Geschäftsleute orientalischer Extraction in Deutschland sollen nicht nur keine Neigung zum Handel zeigen, sondern denselben geradezu verachten. Unser Missionär schreibt: „Der Handel gilt ihnen für unver-

träglich mit dem mosaischen Glauben, und man trifft unter dieser Viertelmillion Menschen nicht einen einzigen Kaufmann." — Wirklich? Nicht einen einzigen? Da steht's schwarz auf weiß. Aber Stern wird uns gestatten, daß wir Bestätigung des Wunders durch nicht-jüdische Beobachter abwarten.

Barbarisch ist eine Sitte der Falascha, die mit ihren übertriebenen Begriffen von Reinheit zusammenhängt. Neben jedem ihrer Dörfer befindet sich eine „unreine Hütte", in die man die Kranken schafft, deren Tod für unabwendbar gilt. Sie liegen dann einsam und verlassen; denn kein Verwandter darf ihnen nahen, nur solche, die selbst für unrein gelten, dürfen ihnen Gesellschaft und Beistand leisten. Wir bemerken schließlich, daß Stern in Genda, dem Mittelpunkte des Falaschalandes, eine Missionsstation gründete und, als er schrieb, sich natürlich — alle Missionäre thun dies — großen Hoffnungen auf den Erfolg seiner Bekehrungspredigten überließ. Ob dieselben sich erfüllt haben, wissen wir nicht.

Blicken wir, bevor wir uns der europäischen Judenschaft zuwenden, auf deren Stammgenossen in Asien und Afrika als Ganzes zurück, so finden wir, daß dieselben nur an wenigen Orten in größerer Zahl Arbeiter sind, daß die Majorität vielmehr vom Handel lebt, und daß sie — sicher nicht bloß wegen ihrer Religion, die ja dem Islam näher verwandt ist als das Christenthum — noch heute in den Augen ihrer muhamedanischen Nachbarn als das dastehen, was sie in den Augen der Römer zur Zeit des Tacitus waren, als das odium generis humani.*)

Wir sahen, daß die ungeheure Majorität der jüdischen Diaspora im Laufe der Zeiten nach Europa ausgewandert ist. Wollte man sich ihre Verbreitung über diesen Theil der alten Welt graphisch verdeutlichen, etwa durch Schattirungen von Roth auf einer Karte, wo die stärkste Dichtheit durch den tiefsten Ton der Färbung des betreffenden Landstrichs angegeben wäre, so würde dieser dem ehemaligen Polen und zwar den südöstlichen Gegenden desselben, daneben aber den Gebieten links von der untern Donau zukommen. Erheblich blasser würden Oesterreich-Ungarn (ohne Galizien), Deutschland (ohne Posen und Berlin), Dänemark und Holland erscheinen, wieder etwas schwächer gefärbt die Nordhälfte Rußlands, das Binnenland Rumeliens, Serbiens und Bulgariens, dann Griechenland, Italien, Frankreich, die Schweiz, Belgien und England, noch matter das nördliche Skandinavien, endlich fast farblos Spanien und Portugal. Im russischen Reiche mit Einschluß Polens, Lithauens und Kurlands, Sibiriens und Kaukasiens wohnten nach den letzten statistischen Ermittelungen rund 2 650 000 Juden, davon wenigstens 2 000 000 in den westlichen Provinzen, also in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Im eigentlichen Rußland, Moskovien, werden sie nicht geduldet. In Rumänien beträgt ihre Zahl jetzt über 250 000, in Oesterreich-Ungarn 1 400 000, in Holland 70 000, in der europäischen Türkei ungefähr ebenso viel, in Serbien 1500, in Griechenland seit

*) Derselbe wirft ihnen vor, deshalb so verhaßt zu sein, weil sie sich starr absonderten und alle bisherige Humanität und Sittlichkeit umkehrten. „Sie hassen," meint er, „die Menschheit und alles Menschliche."

Einverleibung der Jonischen Inseln 2800, in Italien 40000, in der Schweiz gegen 7000, in Belgien 3000, in Frankreich 50000, in Großbritannien 52000, in Dänemark 4400, in Schweden und Norwegen nahe an 2000, während man auf Spanien mit seinen 17000000 Einwohnern nur etwas mehr als 6000 rechnet.

Die jüdische Bevölkerung des deutschen Reiches belief sich 1871 auf 512160 und vier Jahre später auf 520575 Köpfe, d. h. über 12 Procent der Gesammtbevölkerung, wobei die getauften Juden und die nächsten Abkömmlinge von solchen nicht mitgerechnet sind. Jetzt kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß jene Zahl durch natürliche Vermehrung und durch den später zu besprechenden unablässigen Zuzug vorzüglich aus Polen auf etwa 550000 angewachsen ist. Unzweifelhaft würde sie noch stärker sein, wenn die Gründerzeit nicht eine mehrjährige Unterbrechung erfahren hätte. Die meisten Juden unter den deutschen Staaten hatten 1871 im Vergleiche mit ihrer Gesammteinwohnerzahl Hamburg, wo deren 41, Hessen, wo 30, und Elsaß-Lothringen, wo 26 auf tausend Einwohner kamen, aufzuweisen. In Baden fielen 18, in Waldeck 15, in Preußen 13, in Lübeck, das ihnen erst im 18. Jahrhunderte Niederlassungsrecht gewährt, 11, in Baiern 10, in Anhalt, in Lippe und Sachsen-Meiningen 9, in Oldenburg und in den beiden mecklenburgischen Großherzogthümern 5, in Braunschweig, in Sachsen-Weimar und in Bremen 4, in Schwarzburg-Sondershausen 3, in Schwarzburg-Rudolstadt 2 Juden und im Königreiche Sachsen sowie im Herzogthume Coburg-Gotha nur einer auf tausend Seelen der Bevölkerung des Landes. Die beiden reußischen Fürstenthümer hatten zusammen nur 39, das Herzogthum Sachsen-Altenburg nur 10 Juden unter ihren Einwohnern.

„Die Zahl der Juden wächst aber bei uns unverhältnißmäßig schneller als die der übrigen Bevölkerung, obwohl Deutschland sich unter den Culturvölkern durch rasche Volksvermehrung auszeichnet. In Preußen wohnten im Jahre 1816 (nach den Mittheilungen des statistischen Bureaus) 123921 Juden, 1846 schon 214857 (dritthalb Jahrzehnte später, wie wir einschalten, 325565) und 1875: 339790. Im Jahre 1816 kam ein Jude auf 83 Einwohner des preußischen Staates, 1846 einer auf 75. Das Jahr 1867 zeigt dann einen scheinbaren Rückgang — ein Jude auf 77 Einwohner — weil inzwischen die neuen Provinzen mit verhältnißmäßig geringer jüdischer Bevölkerung hinzugetreten waren. Aber schon 1871 stellte sich das alte Verhältniß von 1:75 wieder her."*)

Seit 1875 ist aber die Zahl der Juden namentlich in Preußen und im Königreiche Sachsen wahrscheinlich weiter angewachsen, und man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß die der preußischen sich jetzt auf mehr als 350000, die der sächsischen, die im Jahre 1871 erst 3357 betrug, sich gegenwärtig allein

*) Das mit Anführungszeichen Mitgetheilte entnehmen wir Treitschke's Schrift „Ein Wort über unser Judenthum" (Berlin, Reimer, 1880), die wir im Allgemeinen warm empfehlen, mit der wir uns aber insofern nicht einverstanden erklären, als der Verfasser meint, „von einer Schmälerung der Emancipation könne unter Verständigen gar nicht die Rede sein!" Wir meinen, man dürfe sich nicht für die Zukunft binden.

in den beiden Hauptstädten des Landes, Leipzig, wo die Messe den Handelsmann anzieht und gewisse Zweige der mercantilen Thätigkeit, z. B. der Rauchwaarenhandel, fast ausschließlich in jüdischen Händen sind, und Dresden mit seinem raschen Wachsthume und seinem gewinnbringenden Fremdenverkehr, auf circa 5000 gesteigert hat.

Vor allen andern Städten aber, Hamburg nicht ausgenommen, hat Berlin Anziehungskraft auf das Judenvolk ausgeübt. Die „Vossische Zeitung“ vom 28. December 1879 brachte darüber einen Bericht, dem wir das Folgende entnehmen. Im Jahre 1811 hatte Berlin unter 169703 Einwohnern nur 3292 Juden, 1831 war hier die Gesammtbevölkerung auf 248682, die des israelitischen Elements auf 4959 angewachsen. 1861 hatte sich jene auf 547571, diese auf 18953 gesteigert. 1871 gab es in der Hauptstadt des deutschen Reiches bei einer Einwohnerzahl von 824580 nicht weniger als 36015 Juden, und 1875 hatte sich die Gesammtbevölkerung hier auf 964240, die Zahl der Juden aber auf 45464 vermehrt, die letzteren hatten also in der Zwischenzeit um nicht weniger als 9449 Köpfe zugenommen. Gegenwärtig hat die Stadt in ihren Mauern ohne Zweifel weit mehr als 50000 Juden. Geht das auch nur in dem Maße fort, daß die jüdische Bevölkerung Berlins von Volkszählung zu Volkszählung, also alle drei Jahre, wie von 1867 bis 1871, um 8408 Seelen wächst, so wird dasselbe noch vor Ende des Jahrhunderts mehr als 100000 Juden in seinen Mauern zählen. Wir nehmen aber an, daß das Wachsthum dieses Elements in Zukunft mindestens so stark sein wird wie von 1871 bis 1875, und dann wären den zwei Millionen Einwohnern nicht-semitischen Stammes, die Berlin im Jahre 1900 haben wird, etwa 110000 jüdische Nachbarn zu prophezeien. Was das nach allen Richtungen hin zu bedeuten hat, werden wir später untersuchen. Hier nur einige Hinweise auf den Einfluß, den die ungeheure Vermehrung der Juden in Berlin und ganz Preußen auf Handel und Wandel und alle wirthschaftlichen Verhältnisse und Thätigkeiten haben muß.

Die Juden werden von Kant als eine „Nation von Kaufleuten“ bezeichnet. Wir sahen, daß dies im Orient und in Afrika ungefähr zutrifft. Auch in Preußen ist dies der Fall. Auch hier haben die Juden, wie v. Mohl in seiner „Politik“ sagt, „entschiedene Scheu vor denjenigen Arbeiten, auf welchen die Gesellschaft vorzugsweise beruht, nämlich vor dem Ackerbau und jedem eine starke Körperkraft erfordernden Handwerke. Auch da, wo sie seit Jahrzehnten Grund und Boden erwerben und jedes Gewerbe betreiben dürfen, gehört es zu den seltensten Ausnahmen, daß ein Jude das Feld selbst bebaut oder das Handwerk eines Schneiders, Zimmermanns, Maurers u. d. betreibt; man findet sie nicht unter den Eisenarbeitern, den Matrosen, den Bergleuten. Zur Noth ergreifen sie die feineren Gewerbe, der größte Theil aber geht dem Handel nach, ein anderer widmet sich den Wissenschaften oder Künsten oder treibt das gewerbsmäßige Literatenthum.“ Der Handel und immer wieder der Handel! Es ist bequemer und einträglicher, andere produciren zu lassen und ihre Producte, die Kohlen und das Eisen des Bergmanns, das Getreide und das Vieh des Bauern, die Erzeugnisse der Metallwaaren- und

Textilstoff-Fabriken, zu vertreiben. Von schwerer Arbeit wird man nicht fett. Sagt doch schon der Talmud: „Es giebt keine schlechtere Hantirung als den Ackerbau. Wenn jemand hundert Silberlinge in der Handlung hat, so kann er alle Tage Fleisch und Wein genießen; wenn er aber hundert Silberlinge auf den Feldbau verwendet, so kann er nur Salz und Kraut essen."

Daß dies auch für die Reformjuden unserer Tage, die vom Talmud nichts halten, kein überwundener Standpunkt, sondern — wir sprechen hier wie immer von der großen Mehrheit — Lebensregel, Aeußerung eines Rasseninstincts ist, an dem die Emancipation des semitischen Elements nur wenig geändert hat, soll uns die Statistik zeigen. Vor der Emancipation lagen die Verhältnisse in Preußen folgendermaßen. Nach den 1843 angestellten Ermittelungen lebten hier unter 1000 Juden vom Handel 431, von Handwerken 193, vom Gesindedienst 101, vom Betriebe von Gast- und Schankwirthschaften 47, von wissenschaftlichen Berufszweigen 27, als Tagelöhner 42, als selbständige Gewerbsleute (abgesehen von Handel und Handwerk) 22, von Gemeindeämtern 13, vom Bettel und als Versorgte in wohlthätigen Anstalten 87, von Renten 27 und vom Landbau 10. Selbständig betrieben damals in Preußen 21739 Juden den Handel, und zwar Großhandel und Banquiergeschäfte 1140, Ladenhandel 6003, Lieferanten- und Commissionsgeschäfte 1140, Kleinhandel, Trödelei, Hökerei, Hausirhandel u. dgl. 13238.

„Humane" Optimisten nahmen an, daß bei voller Gleichberechtigung des Judenvolkes mit den Deutschen jene sich mehr der Landwirthschaft und dem Handwerke zuwenden würden. Aber man vergleiche damit nachstehende Thatsachen. Das Emancipationsgesetz erging im Sommer 1847, und die Resultate davon liegen in folgender Tabelle vor.

Von der jüdischen Bevölkerung Preußens lebten:	1849:	1861:
1) Von ärztlicher Praxis und als Lehrer	1610	2086
2) Vom Handel:		
Als Banquiers und Wechsler	314	550
Großhändler ohne Läden	1002	2785
Kaufleute mit Läden	6528	9736
Lieferanten, Commissionäre und Pfandleiher	1444	2035
Victualienhändler und Höker	2887	3003
Trödler	1054	1209
Als Geschäftsleute mit stehendem Kramhandel	5233	4814
Als umherziehende Handelsleute	3664	4699
Als Gehilfen in den verschiedenen kaufmännischen Geschäften	5582	9852
Vom Pferdehandel	805	938
In Summa vom Handel	28513	39621
3) Von Industrie als Mechaniker, Künstler und Handwerker	12054	11445
4) Von Landwirthschaft und Gärtnerei	582	643
5) Vom Pacht verschiedener Nutzungen	35	26
6) Vom Betrieb ländlicher Brauereien und Brennereien	323	302
7) Von niederen Communaldiensten	536	949
8) Als Tagelöhner	2588	2106

	1849:	1861:
9) Als Gesinde	6000	4814
10) Von Renten	1677	2992
11) Von Unterstützung und vom Bettel	5763	4922

Diese Liste constatirt, wie die Schrift, aus der wir dies schöpfen, sagt*), die stärkste Zunahme da, wo die geringste körperliche Anstrengung und der größte Gewinn ist, nämlich im Bankgeschäft und im Großhandel. In denjenigen Thätigkeiten, welche körperliche Arbeit bei geringem Gewinnst erfordern, finden wir durchweg Abnahme der Selbstthätigen. Wenn die „Landwirthe“ sich etwas vermehrten (in elf Jahren um nicht mehr als etwa sechzig), so bedeutet das nur, daß eine Anzahl von Banquiers und Großhändlern sich Grundbesitz als eine Art Luxus erworben haben. Die Eigenthümer sind äußerst selten die Bewirthschafter. Im preußischen Staate gab es 1861 642 Banquiers, und davon waren laut der obigen Tabelle 550 Juden. 1855 existirten in Berlin 519 und in Breslau 242 Großhandlungen, und davon waren dort 444 und hier 212 in jüdischem Besitz. Unter den 15 Mitgliedern des Centralausschusses der Reichsbank sind 11 Juden. Während im Jahre 1867 von der Gesammtbevölkerung Preußens einschließlich der Juden 1,8 Procent in die höchste Steuerklasse fielen, gehörten dieser Klasse 1871 von den Juden rund 6 Procent allein an Banquiers und Großhändlern an.

In diesem Stile ist es seit 1861 ohne Zweifel fortgegangen. Die Juden haben sich mit ihrer Dreistigkeit und Rührigkeit in alle Geschäfte kaufmännischer Art, in die Vereine, die Parteien, die Vertretungen eingedrängt und darin festgesetzt. Sie beherrschen die Börse vollständig, sie sind die Hauptgründer der Jahre 1871 und 1872 gewesen, sie haben die Reichsbank so ziemlich in ihre Hände gebracht, sie lassen den größten Theil der Fabrikanten und deren Arbeiter sich für ihren Vortheil abmühen, sie haben einen Theil der deutschen Kaufleute mit den specifisch jüdischen Grundsätzen inficirt, nach denen sie selbst in Dingen des Handels zu verfahren gewohnt sind, sie schreiben und redigiren nach diesen Grundsätzen die meisten großen Zeitungen und machen dabei zu Gunsten ihrer Ansichten und Absichten öffentliche Meinung.

Wie ihnen dies gelingen konnte, darüber in einem späteren Artikel. Für jetzt nur noch die Bemerkung, daß diese und andere Erscheinungen nach unsrer Erfahrung im deutschen Publikum mit jedem Jahre stärker empfunden, daß sie mit fortwährend steigender Erbitterung besprochen werden, und daß die Aufregung darüber in allen Schichten unserer Bevölkerung weit allgemeiner ist und weit tiefer geht, als Manche glauben. Man hört von einer „wirthschaftlichen Trichinose“ reden, die unser Volk seit der Juden-Emancipation ergriffen habe, man vergleicht das seitdem unaufhaltsam vordringende, über alle Zweige des ökonomischen, socialen und politischen Lebens sich ausbreitende semitische Element mit baumerstickenden tropischen Schmarotzergewächsen und mit der Wasserpest. In Hannover denkt man dabei an

*) Die Fremdlinge in unserm Heim, Berlin, 1877.

die Wucherpflanze des Franzosenkrauts, in Leipzig an den Knoblauch, der seit einigen Decennien von Jahr zu Jahr in weiteren Kreisen den schönen Eichenwald des Rosenthals für Leute mit germanischen Geruchsnerven monatelang unzugänglich macht. Ein älterer Freund erinnerte uns in Betreff des Phänomens an die Bürger von Amsterdam, die mit schweren Bedenken bemerkten, wie durch Schiffe aus den Tropen Bohrwürmer in ihre Canäle verschleppt worden waren, von denen zu befürchten stand, sie würden die Pfähle, auf denen die Stadt erbaut ist, mit ihrem Nagen und Saugen allmählich zerstören. Zum Glücke erwies sich diese Besorgniß als unbegründet.

Ob das wohl auch in unserm Falle so sein wird? Wir können es vorläufig weder bejahen noch mit voller Bestimmtheit verneinen, werden die Sache aber in den folgenden Artikeln weiter prüfen und dann das Facit unsrer Untersuchung ziehen.

Krause.

Nach seinen Briefen.

Von A. Prockſch.

4. (Schluß.)

Noch einmal war es Krause vergönnt, ohne Noth zu leben; es war, als er die zweite Auflage der „Kunsturkunden" im März 1820 an den Buchhändler Arnold verkaufte; aber die Zeit währte nicht lange. Noch einmal wandte er sich an den Minister von Altenstein, der ihn persönlich von der Berliner Sprachgesellschaft her kannte und ihn sehr schätzte; aber eine Anstellung an einer Universität gab er ihm nicht. In Dresden — das sah Krause klar — konnte er nicht länger bleiben. Aber wohin? Jedenfalls an eine Universität. Er dachte an verschiedene; im Mai 1822 tauchte zuerst Göttingen als Ziel auf. Noch im August desselben Jahres ging er dahin, um die Verhältnisse kennen zu lernen; ein Jahr später, im August 1823, siedelte er, nachdem ihm seine Frau in Dresden das vierzehnte Kind geboren hatte (zwei waren gestorben), mit seiner Familie nach Göttingen über.

Aus der Göttinger Zeit haben wir in dem von Leonhardi so sorgfältig gesammelten Briefwechsel nur wenig Briefe, die für Krauses Leben von Interesse sind; die folgenden Zeilen finden ihre Ergänzung hauptsächlich aus Lindemann und dem sechsten Bande von Oppermanns „Hundert Jahren". Der letzte Brief Krauses an seinen Vater ist gegen Ende des Jahres 1821 geschrieben; aus der späteren Zeit finden sich von ihm nur wenige Briefconcepte.

Was werden die Hofräthe in Göttingen für Augen gemacht haben, als ungerufen ein fremder Privatdocent mit Frau und zwölf Kindern in die vornehme Universitätsstadt einzog! Wie mögen sie die Köpfe geschüttelt haben über den kleinen, hageren Mann mit den tiefen blauen Augen, der sich unter ihnen eine Stätte zu gründen gedachte! Und wie mögen die vornehmen Professoren die Nase gerümpft haben, als eines Tages die in ganz Europa gefeierte italienische Sängerin Catalani in Göttingen erschien, nicht um den berühmten Vertretern der Universität etwas vorzusingen, sondern nur, um mit dem armen Privatdocenten Krause, der von wenigen beachtet wurde, einige Stunden in Musik zu schwelgen; denn das sei der einzige Mensch in Göttingen, behauptete sie, der Musik verstände! Aber einer war doch da, der ihn mit offenen Armen empfing und ihm in jeder Weise behilflich war: Dr. Thorbecke, später in Europa ehrenvoll bekannt als hervorragender Staatsmann und Minister Hollands; er wußte, was Göttingen an Krause gewann. Und bald war er nicht mehr der einzige, bald fand Krause auch in Göttingen Freunde, wie Laffert, Sartorius, Wedemeyer, Thibaut u. a.

Wir haben keine Aeußerung von Krause über seinen Göttinger Aufenthalt; es wird ihm aber dort schwerlich sehr wohl geworden sein. Gleich im ersten Winter konnte er, wie Lindemann sagt, keine Vorlesungen halten, weil er krank war; und Krankheit blieb fortan seine treueste Gefährtin. Dennoch zwang ihn die Noth, möglichst viele, oft fünf, Vorlesungen zu halten und daneben noch Privatunterricht zu ertheilen, denn sein Vater hatte ihm bis zur Erschöpfung seiner Kräfte geholfen und ihm nur noch die Uebersiedlung nach Göttingen ermöglichen können; am 17. Februar 1825 brach sein treues Auge. Er hatte über 78 Jahre gelebt und sein ganzes Leben dem Wohle seiner Kinder gewidmet; und doch konnte er die alleinstehende Tochter nicht ohne Sorgen hinterlassen, und der Sohn, an den er alles gewandt hatte, nannte neben der reichsten Gelehrsamkeit eine zahlreiche Familie sein einziges Eigenthum! — Außer den Vorlesungen beschäftigte ihn und gewährte ihm Existenzmittel die Herausgabe verschiedener Werke, die er unter den denkbar größten Hindernissen vollendete; die Aussicht auf eine feste Anstellung mit einem Gehalte wurde ihm auch hier völlig verschlossen. Eine in Leipzig erledigte Professur, auf die er sich Hoffnung gemacht, erhielt nicht er, sondern Drobisch, und an Bouterweks Stelle, die ihm seine Freunde so sehr gegönnt hätten, und für die ihn der am Eingange dieses Lebensbildes gegebene Brief eines Freundes so warm empfahl, wurde ein Freund von ihm, Hofrath Wendt aus Leipzig, berufen.

In dem genannten Briefe wurden hauptsächlich drei Gründe von Krauses Mißgeschick angegeben: seine zahlreiche Familie, der Vorwurf, daß er Naturphilosoph sei, und sein Verhältniß zu den Freimaurern; und abgesehen davon

daß er selbst eine völlig unpraktische Natur war, waren dies allerdings die wirklichen Gründe. Gegen die Verhältnisse der meist gut situirten Professoren stach jedenfalls die Dürftigkeit des Privatdocenten, der kein Vermögen, kein Diensteinkommen, dafür aber eine halbtaube Frau und zwölf Kinder im Hause hatte, grell ab, und die Noth rief gewiß manche wirthschaftliche Unordnung hervor, die den ungünstigen Eindruck seiner Lage für Glücklichere, die wenig oder nichts von Noth wußten, nur noch steigerte. Eine directe Bestätigung hierfür ist ein Brief seines Schülers W. Reuter. Dieser schreibt am 27. Juni 1829 von Hildesheim aus an Krause: „Nicht unterlassen kann ich, Ihnen zu schreiben, daß ich einen hiesigen Lehrer für das Studium Ihrer Bücher gewonnen habe, und dieser bei hiesiger Landdrostei die übeln Vorurtheile, welche über Sie besonders in Hannover bei den Vornehmen verbreitet sind, zu widerlegen gesucht hat." In gleicher Weise spricht seine Gönnerin, die Fürstin Caroline von Bückeburg, von Vorurtheilen, welche gegen Krause im Umlauf seien. Bei der großen Kinderschaar mochte ja auch manches vorkommen, was hätte besser sein können und — wie die Menschen sind — leicht ein ungünstiges Licht auf die ganze Familie warf.

Auch der Vorwurf, daß Krause Naturphilosoph sei, findet sich öfter erwähnt. Was unter diesem Ausdruck, der uns heute nicht mehr recht geläufig ist, gemeint wurde, erfahren wir aus dem Briefe eines jungen Freundes von Krause, K. Hermes, der am 17. August 1824 über seine letzten Erlebnisse in Holland, wo er Hauslehrer gewesen war, an Krause schrieb: „Bei dem Gouverneur von Südholland, van der Duyn von Maasdam, wurde Ihres Freundes Thorbecke gedacht, über dessen Auswanderung man ebenso unzufrieden war, als über meine Einwanderung. Das letzte wird Ihnen hinlänglich begreiflich sein, wenn Sie hören: daß ich das Unglück hatte, für einen Philosophen oder Kantianer gehalten zu werden, und als ich dies (mein Kantnerthum) leugnete, gar für einen Naturphilosophen; denn ein Atheist war ich einmal, eines von beiden mußte ich also als Deutscher sein." Man verstand also darunter eine wissenschaftliche Richtung, welche nicht in der Offenbarung, sondern in der Natur begründet ist, und welche mehr oder weniger mit Atheismus zusammenfällt. Dies galt damals und, wie es scheint, vornehmlich im Königreiche Hannover, für einen schweren Vorwurf, und es ist wahrscheinlich, daß dies der Hauptgrund gewesen ist, warum Krause, der im Grunde vielleicht von allen neueren Philosophen dem Christenthume am nächsten steht, in Göttingen so zurückgesetzt wurde; man brachte ihn, um sich von seiner Philosophie, von der man nichts wußte, eine Vorstellung machen zu können, in eine bestimmte Kategorie, und weil die Kategorie der Naturphilosophen anrüchig war, so war Krause eo ipso verurtheilt.

Was endlich die Freimaurer anlangt, so behauptet Lindemann, diese seien

ihm gerade in Göttingen als die unversöhnlichsten Feinde hinderlich gewesen. Man ist geneigt, dies für Uebertreibung zu halten; man kann sich kaum denken, daß ein Orden, der die trefflichsten Männer zu seinen Mitgliedern zählt, einen — nach gewöhnlichen Begriffen — so unglücklichen Mann so grausam verfolgt haben sollte, weil er einmal vielleicht gegen denselben gefehlt hatte. Und doch sprechen so viele Aeußerungen und Thatsachen dafür, daß Krause fortdauernd von den Freimaurern mit Haß verfolgt wurde, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie, wenn sie dazu Gelegenheit hatten, diesen Haß auch durch die That bethätigten. Nicht Krause allein bezeichnet dies als den hauptsächlichsten Grund seines Mißgeschicks; auch nicht bloß diejenigen unter seinen Freunden, welche nicht Freimaurer waren, sondern vor allen Dingen äußern die Freimaurer selbst, soweit er mit ihnen verkehrte, wiederholt ihr schmerzliches Bedauern über die Gehässigkeit und Unversöhnlichkeit, mit welcher die Logen Krause verfolgten. So schreibt u. a. sein Dresdner Freund Bürger am 15. December 1822:

„Mit maurerischer und brüderlicher Freude gab gestern im Logenzirkel bei uns Br. Tittmann, unser derzeitiger Meister vom Stuhl, in Beisein Br. Brands und mehrerer Bundesbrüder die Nachricht, daß die ganz herrliche und gründliche Recension [in der Jenaer Literaturzeitung, jedenfalls über Krauses Kunsturkunden] Sie tüchtig abgeführt und zurecht gewiesen habe . . . . Mehrere Logenschreiben haben die Frage aufgeworfen, ob man den Bundesbrüdern in den unteren Graden auch wol etwas von der Geschichte der Freimaurerei mittheilen dürfe. Ihre Kunsturkunden scheinen demnach selbst den Alt- und Hochmeistern noch ein verschlossenes Buch zu sein, wiewol sie dieselben während dieses Gesprächs vor sich liegen hatten und darinnen herumblätterten. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche wehmüthige Empfindungen mich dabei befielen und ob ich meinen Ohren trauen sollte. — Verzeihlicher dürfte es einem bald werden, nichts mehr vom Logenwesen wissen zu wollen; denn wenn die Menschlichkeit sich in so einer Verbindung so zeigt und gerirt, was soll man dann von andern Menschen denken und halten? und kann hier wol von Sittlichkeit und Moralität noch die Rede sein?"

Dergleichen Aeußerungen, mehr oder weniger deutlich, finden sich häufig in den Briefen. Auch ist es glaubhaft, daß Krause schon in Dresden von Freimaurern beim Minister von Einsiedel verleumdet wurde; denn jene sechs Freimaurer, die einst Krauses Entfernung aus der Loge beantragt hatten, waren sämmtlich hochgeborene und hochgestellte Personen, die jedenfalls zum Minister in persönlicher Beziehung standen.

Dies alles hielt freilich die Studenten, die nicht das Kleid, sondern den Vortrag der Professoren vergleichen, nicht ab, seine Vorlesungen zu besuchen, und mit jedem Semester wuchs die Zahl seiner Zuhörer. Bald bildete sich um ihn ein Kreis von Schülern — wie Ahrens, Schumacher, Reuter, Moller, Peters,

der von München herbeigekommene Hermann v. Leonhardi —, die für ihren Meister begeistert waren und diese Begeisterung auch andern mitzutheilen suchten; Oppermann nennt noch als einen seiner wärmsten Anhänger Gottfried Schulz, von dem er sagt: „Für den Sohn des Pastors aus Grünfelde bezeichnete es einen Lebensabschnitt, als der Philosoph Carl Friedrich Krause sich in diesem Jahre in Göttingen niederließ; Gottfried und ein großer Theil seiner Freunde wurden eifrige Schüler des großen Wissenschaftslehrers, der jedoch im Staate Hannover wenig öffentliche Anerkennung fand.“ Aus allen Briefen seiner Schüler an ihn spricht ohne Ausnahme die höchste Ehrfurcht und Liebe zu ihm; als Beispiel sei nur folgender Briefanfang von Peters hier angeführt: „Der erste ruhige Brief, den ich von hier [Leipzig] schreibe, ist Ihnen, geliebter Lehrer, geweiht. Ihr Bild tritt nicht vor meine Seele, ohne mir Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen; eigenthümlich erhabene Empfindungen, größere Lebensandacht, innigere Liebe zu der Tugend und zu allem Großen hat mein geistiger, noch mehr aber der persönliche Umgang mit Ihnen in mir erweckt.“ Wie dieser, so schreiben alle andern, wie auf Verabredung. Auch mit Friedrich Fröbel in Keilhau, der von seinem Urbilde angeregt und begeistert worden war, trat er von Göttingen aus in Verbindung.

So wohl ihm all diese Anerkennung that, so konnte er doch nicht davon leben; er dachte bereits im Frühjahr 1827, wo sein ältester Sohn Karl nach München ging, daran, Göttingen mit München zu vertauschen. Gleichwohl hielten ihn die Verhältnisse in Göttingen noch lange fest, und von mancher Seite wünschte man auch sein Verbleiben daselbst. So schreibt am 18. August 1829 Fürstin Caroline von Bückeburg an ihn:

„Recht sehr wünsche ich, daß eine Möglichkeit wäre, Sie zu bewegen, noch ein oder zwey Jahre in Göttingen zu warten; ich hoffe, daß sich die Vorurtheile immer mehr verlieren und der Zuhörer immer mehr werden sollen. . . . Mit Vergnügen würde ich dazu beytragen, Ihre Lage in Göttingen für ein bis zwey Jahre zu erleichtern, da auch ich es wünsche, daß Sie unsere Gegend nicht aufs Unsichere hin verlassen möchten, ohne daß ein Ruf in's Ausland Ihre Lage sicher stelle. . . Der Menge fällt alles Neue und Ungewöhnliche auf, und man muß ihr Zeit lassen, sich darein zu finden; so denke ich, wird es mit Ihren Vorträgen auch gehen. Wenn die Besseren nur erst anfangen und fortfahren sie zu würdigen, so wird die Meinung der Uebrigen sich fügen.“ —

Da trat plötzlich ein unerwartetes Ereigniß ein.

Der Jahreswechsel war für die Universitätsstadt Göttingen immer ein bewegter, weil da der Prorector wechselte, der regelmäßig ein Vivat oder Pereat bekam. Zu Ende des Jahres 1830 wurde aber diese Bewegung bedenklich.

Kurz vorher war in Frankreich die Julirevolution ausgebrochen und zuckte nun fast in ganz Europa nach; überall fand sich Zündstoff. In Braunschweig hatte man den Herzog Karl verjagt; in Sachsen war die constitutionelle Verfassung eingeführt worden, in Hessen sollte die Einführung derselben am 9. Januar gefeiert werden. Als die Göttinger Studentenschaft um Mitternacht auf dem Marktplatze dem alten Jahre ein Pereat und dem neuen ein Vivat gebracht hatte und dann durch das Weenderthor hinaus zum alten Prorector gezogen war, um ihm gleichfalls ein Vivat zu bringen, schloß sich ihnen auf dem Rückwege eine ungewöhnlich große Zahl von Bürgern an. Dieser so vermehrte Zug brachte erst dem Polizeicommissar Westphal, dann dem Justizrath von dem Knesebeck ein Pereat. Mit ersterem hatte die Studentenschaft gar nichts zu thun, aber er war bei der Bürgerschaft verhaßt; der letztere aber hatte vor kurzem den Souveränen Europas eine Schrift gewidmet, in der als Mittel gegen alle Revolutionen empfohlen wurde, die Jugend aller Staaten auf Schulen und Universitäten nach einem Loyalitäts-Katechismus zu erziehen. Schon vorher waren drei junge Privatdocenten, Dr. Rauschenplat, Dr. Schuster und Dr. Ahrens, letzterer Krauses Schüler, unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden; nach dem erwähnten Nachtscandal wurde Dr. Schulz, ebenfalls Krauses Schüler, der in jenem Winter ein sehr besuchtes Colleg über den deutschen Bund las, aufgefordert, das Heft zu demselben sofort dem Curatorium einzureichen; denn einer seiner Zuhörer, über dessen Eifer im Nachschreiben sich Schulz besonders gefreut hatte, hatte dieses Heft allemal an einen Geheimen Hofrath nach Hannover geschickt, und dieser fand darin äußerst bedenkliche Dinge. Schulz erwiederte, er habe gar kein Heft; außerdem erklärte er in seiner nächsten Vorlesung: er protestire dagegen, daß die Wissenschaft unter Censur gestellt werde. Da brach plötzlich am 8. Januar eine Bewegung aus. Bürger und Studenten bildeten eine Bürger- und eine akademische Garde, und diese setzten die Entlassung des Polizeicommissars durch. An der Spitze standen unter anderen Eggeling, ein Freund Krauses, und Dr. Ahrens; betheiligt war jedenfalls auch Dr. Plath, Krauses Schwiegersohn. Als Dr. Ahrens in dem neugewählten Gemeinderathe als einziger Schriftführer nicht fertig werden konnte, nöthigte man Gottfried Schulz, zu seiner Hilfe gleichfalls in den Gemeinderath einzutreten. Die tolle Wirthschaft dauerte aber nicht lange; sie hätte sich selbst in Wohlgefallen aufgelöst, auch wenn der Herzog v. Cambridge nicht ein Heer von 8000 Mann unter dem General von dem Bussche gegen die „Aufwiegler" geschickt hätte. Als dieser sich näherte, war es aus mit der Revolution. Der General verlangte die Auslieferung der Rädelsführer; die meisten flohen, unter ihnen Ahrens, Schulz und Plath; der letztere wurde wenige Tage darauf in Gotha verhaftet und büßte durch jahrelange Haft und Vernichtung seines häuslichen Glückes eine

etwaige, jedenfalls aber kleine Schuld schrecklich. Aber wenn auch die genannten flohen: sie alle hatten ja zu Krause in nächster Beziehung gestanden, und Krause war ja geblieben. Nun war er bekannt wegen seiner Armuth. Plötzlich bekam er in dieser Zeit bedeutende Geldsendungen, was sonst selten oder nie vorgekommen war. Woher sollte dies Geld anders kommen als von dem Pariser Revolutionscomité? So glaubten die Staatslenker von Hannover. In Wahrheit waren es Theilzahlungen der auf 10000 Thlr. sich belaufenden Erbschaft, welche seine Frau nach dem Tode ihrer im Herbst 1830 verstorbenen Mutter von Eisenberg aus bekam, und welche Krause von jetzt an eine wenigstens einigermaßen behagliche Existenz ermöglichten. Krause erklärte zwar, Gehorsam gegen die Obrigkeit zu leisten und Böses mit Gutem zu vergelten, gehöre zu den obersten Menschheitgeboten. Auch sah der ganze Mann nicht aus wie ein Revolutionär; eher hätte man ihn für einen Herold des Friedens ansehen mögen. Und doch sprach vieles gegen ihn. Seine Schüler waren factisch gravirt, es waren unruhige Köpfe; gravirender vielleicht noch war es für sie, daß sie mit so schwärmerischer Verehrung an ihrem Meister hingen; denn alles Schwärmerische taugt nicht. Kurz, man nahm Krause in Criminaluntersuchung. Natürlich konnte man nichts auf ihn bringen; er erklärte, nichts liege ihm ferner als Aufreizung; ohnehin gedenke er nicht in Göttingen zu bleiben. In der That dachte er seit Jahren an München; schon 1829 hatte ihn sein Sohn Karl aufgefordert, dahin zu kommen und sich dem hochsinnigen König Ludwig vorzustellen. Das war ein Ausweg. Man war ja edeldenkend; man wollte nicht sein Verderben. Wenn er also freiwillig ginge? Man wurde ihn auf diese Weise am einfachsten los. Man lud ihn also am 11. April 1831 abermals vor die Universitätsgerichts-Deputation und fragte ihn, ob er nicht vorziehe, im Wege der Güte über seine Abreise eine bestimmte Erklärung abzugeben. Er erklärte, wenn er rücksichtlich seiner Gesundheit und durch Arrangirung seiner pecuniären Angelegenheiten sich im Stande befinden werde, seine Abreise von Göttingen vorzunehmen, er seine bedingt gegebene Zusage vom 9. März zu erfüllen bereit sei. Uebrigens werde ihm vielleicht noch ein etwas längerer Aufenthalt in Göttingen um so eher vergönnt werden, als er seines Wissens durch kein Vergehen seiner gesetzmäßig hier erworbenen Rechte verlustig geworden und er sich bereits seit längerer Zeit von allem Umgange, namentlich mit Studenten, ganz zurückgezogen und die Fortsetzung seiner Vorlesungen unterlassen habe. Aber der Untersuchungscommissar erwiederte ihm: daß die Universitätsgerichts-Deputation seine am 9. März abgegebene Erklärung (wenn möglich, Göttingen freiwillig zu verlassen) als ein unbedingtes Versprechen betrachte, und daß es demgemäß dessen Befolgung zu Pfingsten desselben Jahres, das heißt, der Abreise des Comparenten nebst dessen Frau und der in seiner Gewalt befindlichen Kinder

gewärtig sein werde, wogegen ihm eine Reiseunterstützung und das Zeugniß einer freiwilligen Abreise zugesagt bleibe. Vergebens betonte Krause, daß er kein unbedingtes Versprechen gegeben und sich seine Zuständigkeit, im Falle ihm die Abreise zu Pfingsten nicht möglich werden sollte, vorbehalten müsse. Er wurde nochmals aufgefordert, sich der im Namen der Deputation gemachten Eröffnung unbedingt zu unterwerfen, und so erklärte er denn nach zweitägiger Bedenkzeit am 13. April 1831: Er werde dem ihm am 11. d. M. eröffneten Beschlusse der Universitätsgerichts-Deputation, als einem Beschlusse seiner Obrigkeit, gehorchen und demgemäß mit seiner Frau und seinen Kindern zu Pfingsten dieses Jahres Göttingen verlassen, in Erwartung, daß die in dem eröffneten Beschlusse ihm zugestandenen zwei Punkte in Erfüllung gehen würden. Dies wurde ihm zugesichert, und so war er — man möchte sagen, mit seiner eigenen Zustimmung — aus Göttingen ausgewiesen! Wir wissen nicht, ob seinen Richtern nachträglich über diesen Act unerhörter Brutalität die Schamröthe ins Gesicht getreten ist; wir glauben es aber nicht. Wer sich zu dergleichen hergab, war gegen Regungen des Gewissens jedenfalls fest.

Krause war gerade fünfzig Jahre, als er, körperlich und geistig gebrochen, seinen Wanderstab aus Göttingen trug, um vor der letzten Ruhe noch eine kurze Rast in München zu finden. Er gedachte dort König Ludwig sich vorzustellen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, als Honorarprofessor an der Universität Vorlesungen halten zu dürfen. Aber es war, als sollte er alles Bittere, was es für ihn auf der Erde noch geben konnte, bis auf die letzte Neige auskosten: Schelling wußte das Vorhaben Krauses zu hintertreiben und bewies damit bei all seiner Genialität und Gelehrsamkeit doch eine recht ordinäre Gesinnung. Und als wären der Leiden noch nicht genug, so erhielt Krause auch in München am 17. März 1832 von der Polizeidirection ein Ausweisungsdecret zugestellt. Da wandte er sich an den Minister, den Fürsten von Wallerstein, schilderte seine Grundsätze, sein Lebensziel, seine Schicksale; er bat, man möge die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen klar und bestimmt vorbringen und ihm erlauben, sich zu vertheidigen; gegen Verleumdung und Verdächtigungen sei er wehrlos. Die offene, bescheidene Sprache, die ergreifenden Schicksale des Mannes rührten den Minister und den König, und beide wollten die Geschichte nicht um ein Beispiel herzloser Verfolgungssucht vermehren. Auch war Schelling glücklicherweise nicht der einzige Philosoph in München, und Franz v. Baader verbürgte sich auf der Stelle mit seinem Ehrenworte für Krause; das Ausweisungsdecret wurde zurückgenommen, und Krause durfte bleiben.

Leider hatten aber auch die Feinde seine Kräfte überschätzt, Krause wollte ja Niemand, er konnte aber auch Niemand mehr wehe thun; siechen Leibes, gebrochenen Geistes, dachte er an alles eher, als seinen Feinden feind zu sein,

selbst wenn seine Gesinnung es erlaubt hätte. Er sah den Tod kommen, heiter, zufrieden und bis zur letzten Stunde thätig. Noch im Sommer ging er nach Partenkirchen, um Heilung zu suchen; als er aber nach München zurückgekehrt war, erlag er, wie sieben Jahre früher sein Vater, am 27. September 1832 einem Schlagflusse. Noch bis eine Stunde vor seinem Tode arbeitete der Unermüdliche und plauderte dann traulich mit seinen Kindern; als er den tödtlichen Schlag fühlte, rief er: „Es drückt mir das Herz ab — lebt wohl, ihr Kinder!" Fünf seiner Schüler und ein junger Gelehrter trugen ihn hinaus; seinem Sarge folgten außer dem Geistlichen und einem Bekannten nur seine weinenden Kinder.

So einsam ging der Mann zur letzten Ruhe, der den „Menschheitbund" in seinem Herzen trug, bis es brach, und mit einer Liebe, wie nur wenige Menschen, die je gelebt haben, alle Menschen umfaßte. Seine Schuld war, daß er in seiner Redlichkeit das Gute für stärker hielt, als es ist, und die Macht des Bösen unterschätzte; daß er niemals das, was er für recht und gut hielt, zu thun unterließ, auch wenn er voraussah, daß es ihm schaden würde, und niemals mit den irdischen Mächten pactirte, auch wo es ihm nützen konnte. „Ich muß einmal *in* der Welt leben; so will ich auch *mit* ihr leben", hatte einst Lessing gesagt; „ich kenne die Welt, wie sie sein sollte, und es lohnt sich in der That wenig der Mühe, sie zu finden, wie sie ist", sagte Krause. Jener hat sich durch seinen Grundsatz wenigstens eine äußerlich erträgliche Existenz geschaffen, während Krause äußerlich nahezu zu Grunde ging. Aber wie völlig verschieden auch beide Männer im Uebrigen sind, darin sind sie doch zu vergleichen, daß sie beide für die Menschheit gelebt haben und beide unter den Menschen Fremdlinge geblieben sind. Heute sagt einer seiner Schüler, Tiberghien, Professor der Philosophie an der Universität zu Brüssel, in der Vorrede zur dritten Auflage seiner Science de l'âme: „In dem Spiritualismus von Krause füllen sich alle Lücken, die Methode vervollkommnet sich und die Philosophie erscheint als ein harmonisches System, welches alles zusammen umfaßt, Gott, das Universum und die Menschheit, wo alle Dissonanzen verschwinden, wo alles mit allem zusammenstimmt ... Die Schule Krauses hat schmerzliche Verluste erfahren durch den Tod von Schliephake, H. v. Leonhardi und Ahrens, meinem Lehrer. Ihre Arbeiten bleiben und werden Früchte tragen. Bestimmte Anzeichen von der Wiederaufnahme der philosophischen Studien in verschiedenen Ländern gestatten die Vermuthung, daß *die Zeit nahe ist, wo die Krausische Schule ihre Rolle zu spielen haben wird in der Organisation der geistigen Bewegung. Ich kann, gestützt auf eine Vergleichung der Systeme, versichern, daß sie allein allen Anforderungen der Theorie und der Praxis genügt, daß sie allein die Kraft einer organischen Lehre besitzt.*" Dann bespricht er die einzelnen Theile der

Philosophie und sagt zum Schluß von der Rechtsphilosophie: „Die Werke von Ahrens und Professor Röder in Heidelberg über das Natur- und Staatsrecht, über die Principien des Staats- und Völkerrechts, mit einem Worte, über die Gesammtheit der Rechtsverhältnisse unter den Menschen und Völkern vom idealen Gesichtspunkte aus verbreiten sich in allen Ländern und sind schon an einer großen Anzahl Universitäten als die reinste Quelle der Philosophie des Rechts angenommen. Spanien tritt heute in diese geistige Bewegung ein. Die castilianische Race hat die Erinnerung an ihre vergangene Größe, die heroische Kraft ihres Charakters und die Hoheit des Gedankens bewahrt. Sie weiß, welches die Ursachen ihres Niedergangs gewesen sind und welches die Bedingungen ihrer Rückkehr unter die Völker sind, welche vorwärts gehen. Sie schickt sich an, ihren Ruhm auf dem Gebiete der Literatur, der Wissenschaften und Künste zurückzuerobern. Sie besitzt bereits eine philosophische Schule, voller Leben und Thätigkeit, vertreten durch große Namen, edle Einrichtungen und großartige Werke, und ganz ergeben der Philosophie Krauses." Zum Schluß widmet er dieses Buch dem Andenken an Julian Sanz del Rio, der die Krausische Philosophie in Spanien eingeführt hat.*) — Wenn das Ausland unsern Landsmann also ehrt — dürfen wir ihn da vergessen?

Das deutsche Volk hat manchen genialeren Mann aufzuweisen als Krause, aber keinen, der mit reinerer, selbstloserer Hingabe dem von ihm erwählten Berufe gelebt hat als dieser große Dulder, dem äußerlich nur Leiden beschieden waren. Aber er hat nicht umsonst gelebt. Obwohl er in den Jahren, wo er allein eine Schule gründen konnte, in der Göttinger Zeit, in Krankheit dahinsiechte, so ist doch der von ihm ausgestreute Same aufgegangen, und in den größten Culturländern Europas lebt sein Geist in treuen Schülern fort. Sie haben sich vor kurzem mit mehreren andern Männern vereinigt, die sich zwar nicht selbst Schüler Krauses nennen, aber aus Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den unermüdlichen Wahrheitsucher und gottinnigen Weisen mit jenen gemein-

*) Aus einem vor kurzem erschienenen trefflichen Aufsatze: „Zur Geschichte der Kämpfe Spaniens um seine geistige Wiedergeburt" (Augsb. Allgem. Zeit. 1879 Nr. 332 und 333 Beil.) ersehen wir, daß das angesehenste Blatt der Jesuitenpartei, das Univers, die geistige Revolution, welche sich gegen die Jesuiten richtete und keinen geringen Antheil an der im September 1868 erfolgten politischen Revolution hatte, insbesondere aber diese Revolution selbst sogar lediglich für eine Frucht der „freimaurerischen Irrlehren (!) Krauses" erklärte, und daß seit dieser Zeit in Spanien die jedem Fortschritte, sei es auf religiösem oder politischem Gebiete, feindlich Gesinnten ihre Gegner ohne Unterschied als Krausistas bezeichnen! Hiernach scheint Krauses Philosophie die Quelle zu sein, aus welcher die Bewegung fließt, die sich gegen den geistigen Despotismus der in Spanien noch übermächtigen Jesuiten richtet, und eine von Männern dieses Geistes gegründete und am 15. October 1876 eröffnete „freie Universität", die in stetem Wachsen begriffen ist, giebt dieser Bewegung einen wirksamen Mittelpunkt. —

schaftlich ihm ein Denkmal gründen wollen in einer „Krausestiftung", nicht für ihn — er hat sich selbst ein Denkmal in seinen Schriften gesetzt — sondern für seine Wahrheit suchende Nachwelt zur Erhebung und Stärkung.*)

Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart.

3. Der Realismus in der Historienmalerei. — Karl Piloty.

Als Cornelius im Frühjahr 1841 München verließ, um nach Berlin überzusiedeln, war bereits die Strömung im Gange, welche die classisch-romantische Richtung, die in Cornelius und Schnorr von Carolsfeld ihre bedeutendsten Vertreter gefunden, überfluthen sollte. Sie kam von Belgien her, wo die Kunst, insbesondere die Malerei, durch die politische Katastrophe des Jahres 1830 einen neuen, nationalen Inhalt gewonnen hatte. In Deutschland waren die herrlichen Siegesthaten der Freiheitskriege für die Kunst so gut wie unfruchtbar geblieben. Die reactionäre, jeder nationalen Regung feindliche Politik eines Metternich, welche damals ihre unheilvolle Herrschaft über die deutschen Cabinette gewann, die sie Jahrzehnte lang zum Schaden alles geistigen Fortschritts in Deutschland behaupten sollte, senkte sich wie ein giftiger Mehlthau auf die glorreichen Erinnerungen aus den Jahren 1813, 1814 und 1815 herab. Die Kriegs- und Freiheitspoesie, die einzige, weil unmittelbarste künstlerische Frucht jener ruhmvollen Jahre, wurde als staatsfeindlich und aufrührerisch verpönt, und unter dem lähmenden Eindruck der Demagogen-Verfolgungen und des durch sie großgezogenen Denunciantenthums flüchteten sich die edelsten und tüchtigsten Geister der Nation aus der unerquicklichen und ungemüthlichen Gegenwart in die romantische Vergangenheit, eine unschuldige Schwärmerei, welche den Machthabern politisch ungefährlich dünkte. Und doch sind gerade mit ihrer Hilfe die schärfsten Waffen geschmiedet worden, die nachmals im Kampfe mit der geistigen Tyrannei so gute Dienste thun sollten. Gleich jener Kraft, die „stets das Böse will und stets das Gute schafft", hat die Unterdrückung der Geister, indem sie dieselben auf die Vergangenheit hindrängte, den historischen Sinn gleichsam

*) Der Verfasser der hiermit beendeten Mittheilungen über Krause, Professor A. Procksch, Rector des Gymnasiums in Eisenberg, hat im Verein mit einer großen Anzahl namhafter Gelehrten Deutschlands und des Auslandes vor kurzem einen Aufruf zu einer Krause-Stiftung erlassen, deren Zweck die Herausgabe der nachgelassenen Schriften Krauses und die Gründung eines Stipendiums für das Gymnasium seiner Vaterstadt Eisenberg ist. Indem wir dieses Unternehmen unsern Lesern freundlich empfehlen, erklären wir uns zugleich zur Annahme von Beiträgen für die Stiftung, welche an Krauses 100jährigem Geburtstage (6. Mai 1881) ins Leben treten soll, bereit. Die Red. d. Grenzboten.

erweckt, auferzogen und gekräftigt, und wie die moderne Geschichtschreibung und -forschung ein Kind der Romantik ist, so verdankt auch die Historienmalerei ihren Aufschwung diesem Hinabtauchen in die Vergangenheit, dieser theils wahren, theils falschen Begeisterung für die Helden und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten längst entschwundener Zeiten. Fehlte so dieser Malerei wenn auch nicht der nationale Inhalt, doch der Reiz des Unmittelbaren und dem entsprechend auch die frische, natürliche Wirkung auf die Menge, so suchte sie nun auf der anderen Seite diesen Mangel auch nicht durch eine flotte, lebenswahre Auffassung des Gegenständlichen und durch die Reizmittel des Colorits, welche Correggio, Tizian, Rembrandt und Rubens für alle Zeiten der Malerei erobert haben, auszugleichen. Die Hinterlassenschaften eines Cornelius, eines Overbeck, eines Schnorr und anderer mit ihnen gleichstrebender Meister haben uns zwar gezeigt, daß diese Künstler die Natur nicht minder gründlich kannten und ebenso hoch achteten wie die modernen Realisten. Aber es verstieß wider ihre künstlerische Ueberzeugung, die Natur so wiederzugeben, wie sie sich ihnen, und wäre es auch in ihren vollkommensten Schöpfungen, präsentirte. Ueber der Natur stand ihnen der Stil. Sie nahmen nichts in ihre Gemälde hinüber, was nicht durch dieses Medium geläutert worden wäre. Die Kunst war ihnen nicht bloß die Correctur, sondern geradezu die Opposition gegen die Wirklichkeit, das Höhere über dem Niederen, das Ewige über dem Endlichen.

Diese stark idealistische Richtung hat eine große Zahl der besten und edelsten Kunstwerke geschaffen. Aber ihre Einseitigkeit rief eine ebenso schroffe Contrerevolution hervor, die um so leichteres Spiel hatte, als das weit über menschliches hinaus gesteigerte Empfinden, welches die meisten der Nazarener und Romantiker beseelte, bei der großen Masse des deutschen Volkes kein Echo fand. Und daß sie selbst auf das Verständniß der Gebildeten nicht überall zählen durfte, beweist eine charakteristische Stelle aus einem Briefe Alexander von Humboldts an den französischen Maler Gérard (vom October 1826): „Was soll ich Ihnen über eine Gemäldeausstellung schreiben, die ein Gemisch von Talent und langweiliger Dogmatik darbietet? Die Schule der Nazarener, so bezeichnet man hier die Anhänger des neumodischen byzantinisch-germanischen Stils, gewinnt die Oberhand. Nicht die Technik und das Wissen sind es, die ihnen allen fehlen, sondern der Ausdruck des Lebens, die Freiheit in der Benutzung ihres Talents. Es ist gewiß sehr auffallend, daß eine Nation, die sich in der Literatur so frei bewegt, sich in der Kunst durch ihre falschen Systeme und Prinzipien selbst Fesseln anlegt.“ Vor Cornelius führte der zweideutige Schmeichler freilich eine andere Sprache.

Die belgischen Bilder waren es, welche die Contrerevolution beschleunigten. In München brachten sie das Talent Karl Pilotys zur Blüthe und zur Ent-

wicklung, und in Berlin riefen sie eine Bewegung hervor, die niemandem ungelegener kommen konnte als Cornelius, welcher gerade die ersten Proben seines Könnens in der preußischen Hauptstadt ablegen sollte. Unter dem Einfluß der belgischen Bilder entfaltete sich dann das Talent Julius Schraders, der freilich für die Berliner Schule nicht von derselben Bedeutung wurde wie Piloty für die Münchener, der aber immerhin einige Jahrzehnte lang den Ruhm der Berliner Historienmalerei vertrat.

Wenn wir heute die beiden Bilder Gallaits und de Bièfves betrachten, welche aller Orten eine so nachhaltige Bewegung hervorriefen, können wir den Grund dieser Sensation nicht mehr in seinem vollen Umfange begreifen und würdigen. Jacob Burckhardt hat im „Kunstblatt" bald nach der Ausstellung der Gemälde in Berlin (im Spätherbst 1842) sehr fein und treffend auseinandergesetzt, worin sich dieselben von den deutschen Historienbildern so vortheilhaft unterschieden. „Hier sehen wir endlich," sagt er, „einen geschichtlichen Stil vor uns; wir erkennen in beiden Werken ein Gemeinsames, den Geist einer gewaltigen Schule, die ihren höchsten Entwicklungen erst entgegengeht. Großartige Momente von hohem, nationalem Interesse fassen hier eine endlose Reihe bedeutender Individualitäten zu einem Ganzen zusammen, welches durch leichte, freie Handhabung aller äußeren Mittel einen Eindruck hervorbringt, dem sich kein Beschauer hat entziehen können .... Die deutschen Regierungen, besonders König Ludwig, haben schon so viele Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte malen lassen; woher kommt es denn, daß wir hinter unsern Nachbarvölkern zurückgeblieben sind?" Mit der Antwort auf diese Frage trifft er sogleich ins Schwarze. „Fürs Erste," sagt er, „genügt es nicht, eine Geschichte gehabt zu haben; man muß eine Geschichte, ein öffentliches Leben mitleben können, um eine Geschichtsmalerei zu schaffen. Sodann sind die großen Gesammtaufträge alle für Ausführung in Fresco geschehen, während unsere Zeit neben dem dramatisch-historischen Inhalt eine individuelle Tiefe des Einzelnen verlangt, die nur der Oelmalerei zu Gebote steht. Und hier fehlt es unseren Malern an den nöthigen Mitteln, an Keckheit, an Farbe, an Zeichnung. Man schneide aus dem „Compromiß" (dem Bilde de Bièfves) die vordere Mittelgruppe (die Unterzeichnenden am Tische), die sonst nicht eben vollkommen ist, heraus, setze sie auf einen einfachen dunkeln Grund und vergleiche sie mit den Werken unserer Künstler. Man wird finden, daß diese vielleicht im Ausdruck, in der Charakteristik viel tiefer und geistreicher sind, aber sie vermögen es nicht, solche Existenzen auszudrücken. .... Hier sehen wir Menschen vor uns und eine Wirklichkeit, die bis an die Illusion reicht."

Obwohl mitten im Gewirr der sich bekämpfenden Parteien stehend, hat Burckhardt dennoch mit seinem Blick das Wesen der belgischen Historienmalerei

und ihre Verschiedenheit von der deutschen erkannt und in dem von uns durch den Druck hervorgehobenen Schlußsatze, vielleicht allein von seinen Zeitgenossen, dasjenige Element mit Nachdruck betont, welches die epochemachende Neuerung der belgischen Malerei war, den Realismus.

Als die Bilder im Herbst 1843 in München ausgestellt waren, befand sich unter ihren lebhaftesten Bewunderern der siebzehnjährige Karl Piloty. Geboren am 1. October 1826, hatte er schon frühzeitig im Atelier seines Vaters Ferdinand, welcher Lithograph und Zeichner war und anfangs im Verein mit Strixner, dann mit Löhle die hervorragendsten Gemälde der Münchener Pinakotheken in lithographischem Drucke herausgab, künstlerische Eindrücke empfangen. Sein Vater war besonders geschickt in der Wiedergabe der coloristischen Eigenthümlichkeiten der beiden classischen belgischen Meister, Rubens und van Dyck, und diese großen Coloristen waren von größerer Wirkung auf den jungen Piloty als die Lehrer der Akademie, deren Unterricht er seit seinem zwölften Jahre genoß. Nicht einmal Julius Schnorr, welcher die Componirklasse leitete, gewann einen nachhaltigen Einfluß auf den emsigen Kunstjünger, der übrigens bald der Akademie den Rücken kehrte, weil der 1844 erfolgte Tod seines Vaters und die dadurch hervorgerufene mißliche Lage seiner Familie ihn zwang, selbst an die Spitze des lithographischen Ateliers zu treten und die Reproductionen der Gemälde zu leiten. Es begann nun für ihn eine Periode harter, entsagungsvoller Arbeit, die sechs Jahre währte. Wie Friedrich Pecht erzählt, blieb ihm zum eigenen Schaffen „nur der frühe Morgen und die späte Nacht, die er aber auch so eifrig benützte, daß er sehr selten Gelage der jungen Künstler, nie einen Ball oder sonstige Lustbarkeiten besuchte. Dieser früh entwickelte Ernst ist ein Grundzug bei ihm geblieben.“ Indessen erlangte er doch durch sein lithographisches Geschäft eine gründliche, nicht zu unterschätzende Kenntniß der alten Meister. Schon früher hatte er Rubens' „jüngstes Gericht“ stückweise copirt und war auf diesem Wege tief in die künstlerische Individualität des vlämischen Malers eingedrungen. In diesen seinen coloristischen Tendenzen bestärkte ihn später noch Carl Schorn, der, ursprünglich ein Schüler von Cornelius, in Paris bei Gros und Ingres die hohe Berechtigung der Farbe kennen gelernt hatte. Schorn kam 1845 nach München, wo er eine Professur an der Akademie erhielt. Er führte eine Schwester Pilotys als Gattin heim und gewann so einen großen Einfluß auf seinen Schwager, der bald darauf sein coloristisches Wissen auch noch durch eine Reise nach Venedig erweiterte.

Das erste Bild, mit welchem er vor die Oeffentlichkeit trat, verrieth jedoch von allen diesen Studien noch wenig. Einer der beliebtesten Modemaler jener Zeit war August Riedel, ein Schüler des Münchener Akademiedirectors von Langer, der sich aber später in Rom namentlich unter dem Einflusse der Fran-

zosen Schnetz und Leopold Robert weitergebildet hatte. Ohne die Belgier zu kennen, steuerte er mit seinen coloristischen Tendenzen so ziemlich auf dasselbe Ziel hinaus. Vornehmlich waren es aber die Effecte des Sonnenlichts, die er in poetischer Art auf seinen eleganten Genrebildern verwerthete. Wie Robert griff er in das farbige Getümmel des italienischen Volkslebens hinein und stellte mit Vorliebe anmuthige Frauen und Mädchen unter frappanter Sonnenbeleuchtung dar. Eine Gruppe badender Mädchen, von der die Berliner Nationalgalerie eine Wiederholung besitzt, gefiel besonders, und solch ein Bild mit badenden Mädchen, welches sich gegenwärtig zu Leipzig im Privatbesitz befindet, war auch die Erstlingsarbeit, die Piloty ausstellte. Doch hielt ein so freundliches Motiv seinen ernstgestimmten, zur Schwermuth geneigten Geist nicht lange gefesselt. Ein ergreifendes Familienereigniß berührte in seiner Seele verwandte Saiten. Der Tod drohte, seine geliebte Schwester, kurz nachdem sie dem Gatten ein Kind geschenkt, aus dem traulichen Familienkreise zu entführen, und die Tage der Angst und Qual machten einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth des Künstlers, daß er nach der Genesung der Theuren nicht einen Moment der Freude, sondern einen Augenblick trostloser Verzweiflung zum Bilde ausgestaltete. „Die sterbende Wöchnerin", welche bei vollem Bewußtsein in Gegenwart des schmerzgebeugten Gatten von dem neugeborenen Kinde Abschied nimmt, wurde im Jahre 1849 vollendet und ging ebenfalls in Privatbesitz nach Leipzig über, wohin sich der Künstler selbst noch in demselben Jahre begab. Er hatte sich dort einiger Portraitaufträge zu entledigen und nahm zugleich die Gelegenheit wahr, seine Kenntnisse durch das Studium der Dresdner Galerie zu erweitern.

Mit der „sterbenden Wöchnerin" hatte er einen tragischen Accord angeschlagen, der seinem Herzen wohl that. Aber dieses Bild berührte am Ende nur eine Saite des menschlichen Empfindens. Die bloße Wehmuth ist kein Gefühl von nachhaltiger Wirkung, und so mischte er die Farben stärker und spitzte die Contraste schärfer zu, als er zum zweiten Male vor die Oeffentlichkeit trat. „Die Amme" wurde bei ihrer ersten Ausstellung in München (1853) unter die Kategorie der Tendenzbilder gezählt, und wenn auch der Künstler nach seiner eigenen Erklärung keine tendenziöse Absicht gehabt hat, so liegt doch in der Wahl seines Stoffes das unverkennbare Bestreben, auf einen socialen Mißstand aufmerksam zu machen, vielleicht auch nur eine Anklage gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals zu richten. Ein Bauernmädchen, welches in der Stadt als Amme dient, ist mit seinem reichgekleideten und wohlgenährten Pflegling in die ärmliche Wohnung einer alten Frau gekommen, die sich seines eigenen Kindes angenommen hat. Mit zärtlichem Blick hängt die junge Mutter an dem abgezehrten Antlitz ihres Kindes, das ohne sorgsame Pflege und ausreichende Nahrung

elend dahinsiechen muß, während das Kind der Fremden von Kraft und Gesundheit strotzt.

Neben den Niederländern hatte Piloty in letzter Zeit, namentlich in Dresden und Paris, welches er im Jahre 1852 besucht hatte, die Spanier, insbesondere Velasquez und Murillo, studirt. Das düstere, schwärzliche Colorit dieser Meister entsprach seiner geistigen Richtung besser als die blühende, lebensfrische Farbe eines Rubens, und Bildern wie der „sterbenden Wöchnerin" und der „Amme" kam dieser schwermüthige Grundton trefflich zu statten. Auf dem letzteren Bilde machte sich der Realismus, als dessen energischer Vorkämpfer Piloty nunmehr auftrat, auch noch anders geltend als in der Wahl des Sujets. Man bemerkte bereits die ungewöhnliche Virtuosität in der Behandlung und in der Charakteristik des Stofflichen. Das Kleid des vornehmen Kindes von rosenfarbener Seide, die darüber hinfallenden seidenen Spitzen, der verblichene Sammtüberzug eines alten Lehnstuhls, diese und andere Nebendinge waren so naturgetreu und mit einer so glänzenden Technik wiedergegeben, daß sie bereits die Aufmerksamkeit des Beschauers reichlich zu beschäftigen und von den Figuren abzulenken begannen. Doch war dieses stoffliche Beiwerk nicht etwa ängstlich hingestrichelt, sondern mit breitem Pinsel, mit großer Bravour und Sicherheit war Ton neben Ton gesetzt und überall eine kräftige Wirkung erzielt. Mächtiger wirkte freilich die ergreifende Wahrheit des dargestellten Moments und die tiefe, eindringliche Charakteristik der Figuren, die der Künstler später niemals wieder erreichte, geschweige denn übertraf.

Der Erfolg, den Piloty mit der „Amme" erzielte, war ein ungewöhnlicher. In der für den Künstler ersprießlichsten Art documentirte er sich darin, daß König Maximilian von Baiern ihm den Auftrag ertheilte, für das von ihm zu erbauende Maximilianeum, welches eine Reihe von bildlichen Darstellungen der bedeutendsten Momente der Weltgeschichte aufnehmen sollte, die „Gründung der katholischen Liga" durch Herzog Maximilian von Baiern (1609) zu malen. Das Thema war von vornherein so unglücklich gewählt, daß auch eine Kraft, die viel erprobter war als die Pilotys, an einer halbwegs fesselnden Lösung der Aufgabe hätte scheitern müssen. Was de Bièfve einmal mit dem „Compromiß der Edlen" erreicht hatte, war nicht zum zweiten Male zu erreichen. Wohl war der Beitritt des Herzog von Baiern zur Liga gegen die protestantische Union ein nicht minder folgenschweres Ereigniß als der Vertrag der niederländischen Edelleute zum Schutze ihrer Freiheiten. Aber die bildende Kunst muß sich auf Existenzen, auf dramatische Momente beschränken; den Causalnexus zwischen Ursache und Wirkung bildlich darzustellen oder wenigstens errathen zu lassen, ist sie außer Stande. Alles, was außerhalb, diesseits oder jenseits des Bildes liegt, ist für dasselbe verloren. Die Edeln auf dem Bilde de Bièfves

beseelt, durchzuckt ein einziger Gedanke, der bei jedem entschieden in die Erscheinung tritt, und insofern ist der dargestellte Moment ein dramatischer oder doch wenigstens ein ungewöhnlich erregter. Auf dem Bilde Pilotys hält schon die Gegenwart des Herzogs die Erregung, wenn eine solche bei einem rein diplomatischen Acte überhaupt vorhanden war, in gewisse Schranken, und wenn der Künstler den Versuch gemacht hat, durch einige Figuren des Vordergrundes etwas Leben und Bewegung in das steife Ceremoniell des Vorgangs zu bringen, so hat er diesen Versuch auf Kosten der Wirkung der Hauptfigur gewagt.

Im Hintergrunde einer niedrigen gothischen Kapelle steht der Herzog inmitten von fünf hohen geistlichen Würdenträgern, von denen er die beiden ihm zunächst stehenden bei der Hand faßt. Ein dritter kniet mit einer Urkunde vor ihm. Noch zwei andere Geistliche, zwei Franziskaner und ein Jesuit schließen sich links dem Herzog an und bilden den Uebergang zu einer Gruppe im Vordergrunde, welche die einzige ist, die noch eine gewisse Bewegung zeigt. Ein Mann in violettem Mantel sitzt, in den Händen ein aufgeschlagenes Buch haltend, vor einem Tische und blickt zu dem Herzog empor. Eben dorthin blickt ein neben ihm knieender Dominikaner, während sich ein Dritter zu ihm wendet. Drei andere Figuren sind ebenfalls, verschiedenartig bewegt, um den Tisch gruppirt. Der Künstler hat sich hier vielleicht eine Gruppe von Staatsmännern und Beamten gedacht, welche die Bedeutung des Schrittes zu würdigen wissen und seine Folgen schon im voraus berechnen. Vor den Stufen kniet Tilly, den Rücken dem Beschauer zugekehrt, und zur Rechten entspricht eine aus einem Bischof, seinem Diakon, zwei Ministranten und einem Fahnenträger gebildete Gruppe, der sich noch eine Anzahl von Kriegern anschließt, den Staatsbeamten zur Linken.

Wir haben dieses Bild etwas ausführlicher beschrieben, weil es, obwohl am Eingang der Laufbahn Pilotys stehend, doch bereits alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Künstlers, seine Vorzüge und Fehler, vornehmlich aber die Mängel der Composition aufzuweisen hat, welche nicht bloß ihm, sondern fast allen modernen, auf der Bahn des Realismus einherschreitenden Historienmalern anhaften. Sobald es sich darum handelt, große, figurenreiche Gruppen in den Rahmen zu fassen und zu disponiren, wird stets die Hervorhebung eines Mittelpunktes nothwendig sein, der nicht bloß zu den übrigen Figuren in eine wechselseitige Beziehung tritt, sondern der auch eine dominirende Stellung einnimmt, die ihn auf den ersten Blick als die Hauptursache des Bildes kennzeichnet. Dieses Grundgesetz wird, so selbstverständlich, so trivial es auch ist, gerade am meisten von Piloty und seinen Schülern überschritten. Makart hat auf seinen historischen Bildern — wir erinnern nur an Katharina Cornaro und Karl V. — fast immer dagegen verstoßen, und Piloty selbst ist es nur selten,

streng genommen vielleicht nur ein Mal — auf der Ermordung Cäsars — gelungen, eine größere Anzahl von Figuren so zu disponiren, daß der Blick des Beschauers sich zuerst der Hauptperson zuwendet und gezwungen wird, immer wieder zu ihr zurückzukehren.

Auf dem Bilde der „Liga“ spielt der ganz in den Hintergrund gerückte Herzog thatsächlich die untergeordnetste Rolle. Die gleichgiltigen Figuren im Vordergrunde, auf welche der Maler den ganzen Reichthum seiner Palette ausgegossen hat, absorbiren unser Interesse so vollständig, daß wir für den Vorgang im Hintergrunde kaum einen Blick übrig haben. Der Fehler liegt also hier in der verkehrten Auffassung und in der räumlichen Disposition. Aehnlich wie A. v. Werner auf seinem Riesengemälde der „Kaiserproclamation in Versailles“ hat Piloty, von der Absicht geleitet, eine Uebersicht über eine möglichst große Anzahl von Figuren zu geben, einen falschen Standpunkt gewählt. Auf dem Wernerschen Bilde erscheinen die Hofchargen und die Subalternoffiziere im Vordergrunde in mehr als Lebensgröße ebenso wie die Personen des herzoglichen Hofes auf dem Gemälde Pilotys. Hier wie dort zeigt sich jener Cardinalfehler der Composition, den ein französischer Kritiker sehr fein mit den Worten rügt: César ne doit pas être primé par des domestiques — Cäsar darf nicht durch Bediente in den Schatten gestellt werden.

Neben diesen Mängeln der Composition zeigte das erste große Historienbild Pilotys bereits jenen verhängnißvollen Zug zum Declamatorischen und Theatralischen, der für seine ganze Schule charakteristisch werden sollte, vollentwickelt. Der Herzog und die beiden Bischöfe, welche auf eine hellblauseidne Fahne mit der Schutzpatronin Baierns deuten, als wollten sie sagen: In diesem Zeichen wirst du siegen! tragen durchaus das Gepräge von Theaterhelden, die eben eine schwungvolle Rede vom Stapel lassen. Während sich Piloty bei der Composition statt von der Kunst, von der Wahrheit und dem Zufall, diesen beiden Leitsternen des Realismus, führen ließ, hat ihn die Wahrheit bei der Gestaltung der Hauptfiguren ganz in Stich gelassen. Wahrheit und Lebendigkeit ist vielmehr nur unter den Nebenfiguren zu finden, von denen einige höchst ausdrucksvoll und energisch charakterisirt sind.

Diese und andere Mängel hinderten die damalige Kritik nicht, den Glanz des Colorits, die ernste Harmonie des Gesammttons, überhaupt die Virtuosität des technischen Vermögens unumwunden anzuerkennen. Wie wenig man aber auch schon damals mit der Richtung Pilotys einverstanden war, beweist der Schlußsatz einer ebenso maßvollen als feinsinnigen Kritik im „Kunstblatt“ von 1854, in welchem der Verfasser, Ernst Förster, allerdings ein Cornelianer von der strengsten Observanz, sagt: „Wen Neigung und Talent auf die Wege des Naturalismus führen, der thut wohl, sie zu gehen und nur wo möglich Stoffe

zu wählen, die einer solchen Auffassung nahe liegen. Aber man soll uns seine noch so glücklichen Leistungen nicht als einen Fortschritt in der Kunst preisen, deren Seele die Phantasie ist, und deren Kräfte nicht in der Nachahmung, sondern in der Schöpfung liegen."

Dieser seiner realistischen Auffassung ungleich näher lag dasjenige Bild, welches zunächst entstand und die Stellung Pilotys innerhalb der modernen Malerei ein für alle Male sichern sollte: „Seni an der Leiche Wallensteins". Hier fielen jene Mängel der Composition von selbst weg, und das Theatralisch-pathetische war so glücklich vermieden, daß die Größe des tragischen Moments in vollster Reinheit auf den Beschauer wirken konnte. Das Zufällige in dem Arrangement und in der Ausstattung des Zimmers, welches der Realist brauchte, um sein technisches Können in allen Farben schillern zu lassen, war hier durch die Hast des nächtlichen Ueberfalls motivirt. Die Decke ist halb vom Tisch herabgerissen und wird nur noch durch einen silbernen Armleuchter mit einer sich abwendenden Fortuna, dessen letzte Kerze noch einen leichten Dampf emporsteigen läßt, durch einen Himmelsglobus und eine Cassette mit Briefschaften und Urkunden festgehalten. Die Vorhänge des Bettes sind auseinandergeschlagen, und über den Todten ist, vielleicht von einem der Mörder, vielleicht von ihm selbst im Moment des Sturzes, das Bett-Tuch gezogen. Die eminente malerische Bravour Pilotys feierte auf diesem Bilde ihren höchsten Triumph. Wie Friedrich Pecht hervorhebt, wurde erst jetzt das Helldunkel unter die künstlerischen Mittel der Münchener Schule eingeführt. Auch in der Charakteristik das Seni offenbarte sich eine nicht gewöhnliche Kraft, ein Geist, welcher in der Menschenbrust zu lesen und eine Fluth von Gefühlen über das Menschenantlitz zu ergießen weiß.

In dem allgemeinen Enthusiasmus, den dieses Bild hervorrief, fehlte es freilich wiederum nicht an Stimmen, welche auf manches Mißliche hinwiesen: Man deutete auf die fatale Linie, welche die stehende und die liegende Figur zusammen ausmachten; aber man griff doch nicht so sehr die Composition an, als die allzustarke malerische Betonung des Beiwerks. „Ob Sammet und Seide vorlaut mitsprechen dürfen, wenn wir einem Wallenstein die letzte Ehre erweisen?" fragte ein Correspondent des „Deutschen Kunstblatts" (1855). „Wenn es uns zehnmal versiegelt und verbrieft wäre, daß Seni in einem Sammetrock in des Herzogs Schlafgemach getreten sei, dünkte uns dennoch ein schlichterer Stoff, bei dem die Bravour des Malers sich nicht nebenbei geltend machen könnte, der einfachen Würde dieses Mannes besser anzustehen. Das selbstgefällige Beiwerk hat ja sonst noch Gelegenheiten genug, etwas für sich zu bedeuten, und die Nachbarschaft eines denkwürdigen Todten ist ein schlechter Platz für eine Industrieausstellung." Dieselben Klagen kehren von nun an bei jedem Bilde Pilotys wieder. Bei aller Bewunderung seiner glänzenden Technik empfindet

man überall das Aeußerliche dieser Richtung, der es ebensosehr an idealem Schwung wie an schlichter Empfindung gebricht.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß Piloty eine unbezwingliche Neigung für das Düstere, das Unheimliche und das Außergewöhnliche hatte. Diese Neigung gewann bald einen solchen Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen, daß er sich mit besonderer Vorliebe in der Schilderung von Gräuelthaten und gewaltsamen Katastrophen erging. Auch nach dieser Richtung hin ist er für manchen jungen Künstler maßgebend geworden, und besonders ist es von seinen Schülern Gabriel Max, der sich das Gebiet des Grauens und Entsetzens zu seiner Specialität erkoren hat.

Nach dem großen Erfolge seines Wallensteinbildes wurde Piloty am 25. März 1856 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, und nun begann er jene umfangreiche Lehrthätigkeit, die nach einer Richtung hin auf die Förderung des technischen Könnens in München so ersprießlich eingewirkt, die nach der andern Seite aber auch durch die einseitige Bevorzugung mechanischer Processe jene geistige Verflachung innerhalb der Münchener Schule mit veranlaßt hat, die auf der internationalen Kunstausstellung von 1879 so erschreckend zu Tage trat. Regnet hat in seiner Biographie des Meisters die Licht- und Schattenseiten in Pilotys Lehrthätigkeit mit vollkommen richtigem Maße gegen einander abgewogen. Als einen Vorzug Pilotys hebt er hervor, daß er die Schüler durch seine Lehrmethode nicht zwingt, sich ihrer eigenen Individualität zu entäußern und der seinigen unterzuordnen, sondern daß er sich vielmehr der Anschauungs- und Empfindungsweise seiner Schüler anschließt. Auf der anderen Seite gelingt es ihm aber nicht immer, „auf die Erfindung der Schüler einzuwirken, ihre Phantasie fruchtbar anzuregen, ihnen den Ernst der Kunst und die Höhe ihrer Aufgabe vor Augen zu führen". Um nicht der Voreingenommenheit bezichtigt zu werden, führe ich zur Unterstützung meiner Charakteristik des Meisters nur Münchener Stimmen an. Regnet, den ich eben citirt habe, trifft auch den Hauptmangel Pilotyscher Art, indem er in der Darlegung seiner Lehrthätigkeit weiter sagt: „Ueber der Bedeutung, welche man der Technik beilegt, wird die innerliche und bedeutsame Seite der Kunst nicht beachtet und so das Mittel zum Zweck erhoben. Innerlich geht jeder Schüler seinen eigenen Weg und beweist dadurch, daß das Band, welches Meister und Schüler umschlingt, *kein geistiges* ist." Wenn man der Sache tiefer auf den Grund geht, ist mit diesen Worten zugleich der Cardinalfehler der Pilotyschen Richtung gekennzeichnet. Es konnte sich zwischen ihm und seinen Schülern kein geistiger Rapport bilden, weil das geistige Element in seiner eigenen künstlerischen Physiognomie einen untergeordneten Zug bildet. Wir haben gesehen, daß die Neuerungen, die sich an seinen Namen knüpfen, ausschließlich

technischer Art waren. Freilich hat er der Natur gegenüber eine andere Stellung eingenommen als die Idealisten und Stilisten, zu welchen er in Gegensatz trat. Indem er aber der Wahrheit, dem Ausdruck und dem Charakter die Schönheit und den Adel künstlerischer Gestaltung opferte, war seine Stellung zur Natur eine durchaus unselbständige. Als bloßer Nachahmer der Natur ließ er demnach die Idee, die er sich jeweilig zu verkörpern vornahm, nicht jenen geistigen Läuterungs- und Umbildungsproceß durchmachen, der immer als die höchste Vollendungsstufe im künstlerischen Schaffen angesehen wird. Bezeichnet er nach dieser Richtung hin in dem historischen Entwicklungsgange der Kunst einen Rückschritt, so sollen auf der anderen Seite seine großen Verdienste um die Fortbildung der Technik nicht verkannt werden. Nur gelang es ihm selten oder niemals, sein technisches Können mit den Stoffen, den Motiven, den Situationen seiner Gemälde so in Einklang zu bringen, daß das Darstellungsmotiv durch sich selbst eher auf uns wirkt als die Farbe. Die Wirkung seiner Gemälde ist demnach immer eine grobsinnliche. Tiefere Empfindungen werden von ihnen fast niemals wachgerufen. Seine Mittel sind ausschließlich äußerlicher Natur: Farbe, Tonwirkung, ein glänzender Apparat und theatralisch-pathetische Bewegungen.

Piloty steht ebensosehr nach der stofflichen wie nach der technischen Seite unter dem Einfluß der Belgier. Während die „Gründung der Liga" eine gewisse Verwandtschaft mit de Biefves „Compromiß der Edlen" nicht verleugnen konnte, zeigte „Seni vor Wallensteins Leiche" das unverkennbare Bestreben des Künstlers, mit Gallaits „Brüsseler Schützengilde vor den Leichen Egmonts und Hoorns" zu wetteifern. Man fühlte auch seiner Zeit sehr schnell die geistige Verwandtschaft dieser beiden Leichenparaden heraus.

Auf Veranlassung eines amerikanischen Kunstfreundes gab er dem Wallensteinbilde noch eine andere, bedeutend erweiterte Fassung. Er stellte den Moment dar, wie der Leichnam von Soldaten in Gegenwart Butlers aus dem Gemache herausgeschleift wird, während einer der Mörder, der noch im Zimmer zurückgeblieben ist, an dem seidenen Bettvorhange das Blut von seiner Hellebarde wischt. Für amerikanische Nerven mag dieser brutale Zug eine willkommene Nuance gewesen sein. In München fand man an dieser zweiten Version der unheimlichen Katastrophe ein ungleich geringeres Vergnügen als an der ersten, knapper und doch wirkungsvoller erzählten, die einen Ehrenplatz in der neuen Pinakothek erhielt.

Ungefähr in dieselbe Zeit (1856—1858) fällt die Vollendung eines zweiten figurenreichen Bildes aus der Geschichte des Herzogs Maximilian: „Der Morgen vor der Schlacht am weißen Berge." Unter einem Zeltdache steht Maximilian in Berathung mit seinen Feldherren. Die Entscheidung scheint eben gefallen zu

sein. Denn rechts feuert ein spanischer Mönch, Pater Dominikus de Jesu Maria, auf einem von Maulthieren gezogenen Wagen stehend, die Soldaten zum Kampfe an. Das Gemälde befindet sich auf Schloß Uhlstadt in Franken, im Besitze des Freiherrn v. Frankenstein.

Während der Jahre 1856—1858 unternahm Piloty mehrere Reisen nach Paris und Rom; letzteres betrat er 1858 zum ersten Male. Das genauere Studium der französischen Schule war zwar auf seine Technik von weiterbildendem Einfluß; andrerseits aber gewann auch durch das Beispiel der französischen Maler das theatralisch-pathetische Element so sehr bei ihm die Oberhand, daß es selbst durch die erhabene, einfache Größe Roms nicht mehr zurückgedrängt werden konnte. In Florenz war es, wo ihm nach der Erzählung Friedrich Pechts zuerst die Idee zu dem großen Nerobilde aufging, welches ihn während der nächsten zwei Jahre beschäftigen sollte. In Rom angelangt, begann er sogleich an den Trümmern alter Herrlichkeit seine Vorstudien, die er nicht gerade zum Vortheil der Gesammtwirkung seines Gemäldes verwerthete.

Beim ersten Morgengrauen, während noch die Flammen des brennenden Roms im Hintergrunde mit dem Nebel kämpfen, schreitet der Imperator in weißem Gewande, das sich in compacten Massen mehr als nöthig um seinen Körper bauscht, das Haupt mit einem Rosenkranze geschmückt, über die rauchenden Trümmer. Sclaven mit Fackeln und bewaffnete Krieger gehen ihm voran, und mehrere hohe Würdenträger folgen ihm. Gemordete Christen liegen auf seinem Wege; um den Leichnam ihrer Mutter steht eine Gruppe von wehklagenden Kindern. Leute aus dem Volke, die hie und da neben den Trümmern emportauchen, blicken angstvoll auf den gekrönten Brandstifter und die Opfer seines Wahnsinns.

Von neuem wiederholen sich vor diesem Gemälde die bereits öfter gehörten Klagen: allzustarke Hervorhebung der Details und der nebensächlichen Figuren. Die Bewaffneten, die dem Cäsar voranschritten, drängten sich ungebührlich in den Vordergrund, so daß die sonst so vortreffliche und wahr charakterisirte Gestalt des Imperators unter seinen Trabanten litt. Nicht minder aufdringlich gaben sich die verbrannten Trümmer, namentlich das Relief mit der das Brüderpaar säugenden Wölfin, über das der Fuß des Kaisers gerade hinwegschreitet. Aber die Stimmungsgewalt und die coloristische Bravour verhalfen auch diesem Bilde trotz seiner empfindlichen Mängel in der Composition zu einem großen Erfolge, der freilich nicht von langer Dauer war. Piloty sorgte indessen bald wieder dafür, dem Streite der Parteien, der sich von Jahr zu Jahr immer lebhafter für und wider seine Schöpfungen erhob, neue Nahrung zuzuführen.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Aus der Provence.

Wer heuer in die sonst so warme Provence zog, um der winterlichen Heimat zu entfliehen, der hat es schlecht getroffen. Auch im Lande der Troubadours ist es diesen Winter kalt, und hie und da fällt sogar zur willkommenen Unterhaltung lärmender Gamins Schnee in großen Flocken. Schon seit Ende November spielt frostige Luft um die mattgrünen Oelbaumzweige, in allen Rinnsalen steht dickes Eis hart neben weißem Straßenstaub, und kürzlich wäre beinahe der Rhone an der Mündung ins Mittelmeer zugefroren. Was aber schlimmer ist als das Frösteln der Menschen am ungenügenden, rauchigen Kamin, das ist der Stand der Saaten. Sonst war im Januar hier alles grün vom sprossenden Getreide, auf allen Feldern standen die verschiedenen Kohl- und Salatarten, die Artischoken und Karden; diesmal aber nichts als rothe, steinige Erde, denn das Getreide ist erfroren, und alles was grün war, liegt todt am Boden. Trauriger Anblick, um so trauriger für den, der das sonst so üppige Land schon vor Jahren gesehen. Der bekannte „älteste Mann" weiß sich an eine so andauernde Kälte nicht zu erinnern.

In Lyon war Mitte des Monats dichter Nebel und Schnee gewesen, die Saône glich einem Gletscher; erst als in Montelimar mit den ersten Oelbäumen und immergrünen Eichen ein stahlblauer Morgenhimmel und eine helle Sonne den Rhone-abwärts brausenden Train begrüßte, thaute auch das eingefrorene nordische Herz auf. Aber wie öde gegen sonst sah das Land aus!

In der That hat die Vaucluse in den letzten Jahren fast alle ihre scheinbar unerschöpflichen Hilfsmittel versiegen sehen. Da war zuerst in den sechziger Jahren die Reblaus, welche die weiten Weingelände in steinige Wüsten verwandelte. Fast eine Million Hektoliter feurigen Weines, darunter der hochgefeierte Château neuf du Pape, ging damit verloren. Heute stehen aber auch schon die côtes brulées und die Hermitage weiter oben im Rhonethale ohne Reben. Dann kam die Masseneinfuhr der japanischen und chinesischen Seiden und ruinirte in Verbindung mit der auf die feinen Wollstoffe sich werfenden Mode die Seidenzucht des Landes. Die Filatures stehen seit Jahren leer, und Kapital und Arbeit sind verloren. Endlich noch der schwerste Schlag, weil er den Ackerbauer und Großgrundbesitzer am empfindlichsten traf: Die Erfindung des künstlichen Alizarin, des purpurnen Farbstoffes der Steinkohlenabfälle, das den eigentlichen Reichthum des Landes, den Anbau der Krappwurzel, eine sichere und hohe Bodenrente, die vorläufig durch nichts zu ersetzen ist, vernichtete. Daß gerade ein Prussien das Alizarin entdecken mußte, erscheint den ruinirten Bauern,

den zu Grunde gegangenen Garanzinfabrikanten, den Krappwurzel-Speculanten und allen denen, die damit zusammenhängen, als ein besonderer Fluch des Himmels. Ces maudits Prussiens! — sagte neulich einer — va pour l'Alsace-Lorraine, s'ils nous avaient laissé au moins nos garances!

Herr von Quandt, der Onkel Alfred Meißners, und Moriz Hartmann, der verbannte Dichter, sahen in den vierziger und fünfziger Jahren das schöne Land noch im Vollgenusse seines Reichthums; besonders wer des Letzteren „Tagebuch aus dem Langued'oc und der Provence" (1854) gelesen hat, dem schwebte damals ein Paradies vor Augen — ein Paradies übrigens, das Hartmann wohl zuerst in deutscher Zunge schilderte. Auch heute noch ist sein Buch wahr und für den, der Land und Leute kennen lernen will, unerläßlich. Noch stehen sie wie damals, als der Dichter sie begeistert schilderte, die alten Burgen mit den ausladenden Zinnen im röthlich-weißen Lichte, umrankt von Cypressen und Oelbäumen; noch rauscht die blaue Riesenquelle von Vaucluse aus ihrer geheimnißvollen Tiefe herauf und zaubert uns Petrarca und Laura vor den Blick; noch ragt der Coloß des Papstschlosses vielthürmig über den Rocher des Doms auf, und weiter unten am Rhone zeichnen sich die schlanken Säulen des Augustustheaters und die Arena, S. Trophyme und sein unvergleichlicher Kreuzgang in die blaue Luft. Die blendend weißen Felsen stehen noch, aus denen das uralte Les Beaux, einst die feste Residenz der Grafen der Provence, gebrochen wurde, und die Töchter des Landes sind noch immer gleich reizend mit ihren dunkelbewimperten großen Augen, wie damals, als sie den landesflüchtigen deutschen Dichter entzückten. Aber Eines fehlt, das er in seinem Tagebuche einst rühmte: die sorgenlose Heiterkeit — fast möchte man es das Gay saber der Troubadours nennen —, die fröhliche Lebenslust, der laute Gesang, die Freuden des Carnevals. Lag auch schon ehedem ein melancholischer Ton, eine Vergänglichkeitsstimmung auf allen diesen Landschaftsbildern, wenn auch vielleicht mehr vom deutschen Gemüthe hineingetragen, dem alle geschichtlichen Greuel dieses blutgetränkten Bodens vorschwebten — heute sind auch die Menschen trüber und finsterer geworden, als sie waren. Unter dem Parteihader der letzten Jahre hat die Geselligkeit, die öffentliche Freude sichtlich gelitten. Der Provençale, ohnehin heißen Blutes und ebenso stürmisch im Hasse wie in der Liebe, hat sich seit der année terrible tief in die Politik verbissen. Seit der dritten Republik und ihren Macmahonischen Peripetien fuhr Alles auseinander. Hier Republik, hier l'aigle impérial, hier die weiße Lilie! so hadert Alles bunt durcheinander. Die gegenseitigen Ausbrüche der Localblätter der verschiedenen Farben scheinen uns ruhiger angelegten nordischen Naturen fast unglaublich; bis ins intimste Privatleben hinein verfolgt man in der Presse die einzelnen politischen Leithammel. Erklären läßt sich ein solches Uebermaß von politischem Haß nur durch die trotz dreier

Menschenalter immer noch brennende und vom Vater zum Sohne und Enkel vererbte Erinnerung an die beiderseitigen Blutthaten. Jourdan Coupe-tête und die stöhnenden Opfer seiner Glacière in Avignon unter dem Convent (1792), die terreur blanche, ebenso blutig ausgeführt von den Royalisten nach der Restauration nebst der Hinschlachtung des Marschall Brune in Avignon (1815), haben die Gemüther nie zur Ruhe kommen lassen; und wenn in den Julitagen, im Februar 1848 und nach dem quatre Septembre 1870 nicht Aehnliches in gleichem Maße vorgekommen ist, so ist daran die Bevölkerung selbst am wenigsten Schuld. Noch vor zwei Jahren zur Zeit des „16. Mai", wo sich der Verfasser dieser Zeilen gleichfalls als unparteiischer Zuschauer im Lande befand, gingen die Wogen der Agitation sehr hoch; damals hatten noch die Conservateurs, d. h. die alliirten alten Parteien, die Legitimisten, Ultramontanen, Bonapartisten, gegen die Mehrheit der vereinigten Republikaner und Radikalen das Heft in Händen. Damals aber galt für diese letzteren als mot d'ordre: absolute Ruhe und legaler Boden der Wahlen. Und diese Besonnenheit siegte — wobei sich die Conservateurs, welche die Leitung der Wahlen hatten, manche fraudulose Manipulationen, z. B. Wahlurnen mit doppeltem Boden und dergl., zu Schulden kommen ließen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Sache ein andermal wieder so glatt verlaufen werde. Denn man kann nicht sagen, daß die obsiegende Partei in Frankreich das rechte Maß zu halten weiß. Mit dem Emporkommen einer Partei vollzieht sich — im Gegensatze zu anderen Ländern — ein völliger Wechsel der Administrirenden bis zum letzten Feldwächter und Octroi-Einnehmer hinab; jede Partei hat ihre hungrigen Nachtreter, welche ein Aemtlein haben wollen; die frühern müssen weichen, d. h. sie werden einfach auf die Straße gesetzt, und Neulinge nehmen ihre Stellen ein. Das pflanzt den Haß bis in die Familien der niedrigsten Arbeiter hinein fort, und da heute alle Conservateurs aus den Aemtchen entfernt sind, so behüte uns Gott davor, daß die Republik Schiffbruch leide durch ihre eigenen Anhänger; der Moment für eine Rache, und zwar wie man täglich hören kann, für eine blutige Rache wäre ausgebrochen, eine neue Auflage der terreur blanche stünde bevor.

Die Zeiten sind schlecht, der Erwerb liegt tief darnieder, die niedrigen Klassen hungern — und was noch weher thut, in einem holzarmen, nirgends für intensive und andauernde Kälte eingerichteten Lande — sie frieren. Es ist selbstverständlich, daß die gottesfürchtigen Journale der Rechten nicht anstehen, all dies Ungemach der Republik und ihrer Gottlosigkeit in die Schuhe zu schieben. Dennoch ist es ihnen bis jetzt nicht gelungen, die Besitzlosen gegen die Besitzenden social aufzusetzen. Für diese Frage ist hier mit Ausnahme der großen Städte kein Boden; denn das Land ist größtentheils ein Ackerbauland, und wenn es

eine sociale Frage hier jemals geben wird, so wird es nur eine „irische" d. h. eine Pächterfrage sein.

Doch hierüber ein andermal. Heute endlich scheint die Sonne warm zu den Fenstern herein — nach einem fast frühlingsduftigen Regenschauer, dem ersten seit dem October — und lockt uns hinaus auf die ölbaumbepflanzte Hügelkette, wo schon die Lerchen schwirren. Hinaus denn in die Sonne!

Vaucluse, im Januar.

Politische Briefe.

5. Reichstags-Eröffnung und Präsidentenwahl.

Merkwürdige Leute, die Herren von unserer liberalen Presse. Sie wußten, die „National-Zeitung" voran, nicht genug zu wiederholen, wie „geschäftsmäßig und nüchtern die Eröffnungsrede ausgefallen sei, wie sie jeden inneren Schwung vermissen lasse, der unser nationales Leben durchziehen müsse, wenn ihm die rechte Kraft und Freudigkeit werden solle". Wie steht es denn aber mit den Thronreden in anderen Ländern, z. B. in England, dem angeblichen Inbegriff aller liberalen Vollkommenheiten? Man kann seit 1866 die inhaltreichste Thronrede dort und die unbedeutendste hier nebeneinander stellen, und der Unterschied zu Gunsten der deutschen ist wie Tag und Nacht. Erst durch den großartigen Eindruck der diesmaligen Rede im Auslande wurden die klugen Herren inne, daß diese „jeglichen Schwunges und jeglicher Bedeutung entbehrende Rede" doch etwas enthalten hat. Ueber das Was freilich sind sie sich noch keineswegs klar. Die „National-Zeitung", die allen voran war in der Herabsetzung der Thronrede, weiß den Eindruck im Auslande sich nur so zu erklären, daß man dort geglaubt habe, Deutschland wolle über die Welt herfallen, und daß man darüber nun mit Vergnügen beruhigt sei. Nein, ihr weisen Herren, so gering wie die eure — verzeiht! —, so gering, wie ihr sie schätzt, ist doch die Einsicht im Auslande nicht. Man hat dort so gut wie ihr gewußt, daß Deutschland niemand mit Krieg überziehen werde, und ein boshafter Schreiber, wie jener in der Pall-mall-gazette, hat nur Achselzucken erregt. Was man in den nachdrücklichen Worten der Thronrede liest, ist nicht der harmlose Wunsch, still zu sitzen, sondern die imponirende Zuversicht, die Lage so zu beherrschen, daß Deutschland die Erhaltung des Friedens sich zur Aufgabe machen und die Lösung derselben

sich zutrauen kann. Zu den Mitteln dieser Lösung gehört denn freilich die Erhöhung der deutschen Wehrkraft als unwillkommene Last für die deutsche Nation, deren Uebernahme aber unvergleichlich schlimmere Leiden abwehrt. Deutschland übernimmt eine Last für sich, aber zugleich für den Welttheil, denn der Friede ist für Alle eine Wohlthat, selbst für die Kreise der unbesonnenen Leidenschaft, wo man den Krieg schüren möchte. In diesen Kreisen lenkt man ein, weil man sieht, daß Deutschland noch lange nicht, wie man wähnte, am Ende seiner Mittel angelangt ist, daß es noch reiche Menschenkräfte und wunderbare Eigenschaften der Organisation für seine Erhaltung verfügbar machen kann. Der Eindruck des Selbstvertrauens auf die diplomatische und militärische Fähigkeit, den Zielen der Friedensstörung alle Aussicht zu benehmen, wird erhöht durch die Festigkeit, mit welcher der Fortgang innerer Reformen von großer Tragweite ins Auge gefaßt wird. Der Organismus der Reichsinstitutionen hört darum nicht auf zu wachsen, weil das Reich sich vor eine dankbare, aber schwere Aufgabe der äußeren Politik gestellt sieht. Das ist der Charakter dieser Thronrede, über deren Kahlheit und Unbedeutendheit liberale Zeitungen sich nicht genug zu bekreuzigen wissen. Man kündigt an, daß man Nachhilfe schaffen will durch eine Generaldiscussion, welche „klar zu stellen haben wird, inwieweit Deutschland durch die politische Lage gezwungen ist, für die Erhöhung seiner Wehrkraft erhöhte Anstrengungen zu machen". Unglaublich! Meint man, Fürst Bismarck solle geheime Actenstücke aus der Tasche ziehen? Wenn dies nützlich und üblich wäre, was könnten solche Stücke auch nur im geringsten dazu beitragen, uns über die Quelle und Beschaffenheit einer Gefahr aufzuklären, für die es kein Mittel der Vorbeugung giebt, als den Eindruck unserer überlegenen Kraft und Geschicklichkeit? Wir haben einem Nachbar die Thür geschlossen, der seit zweihundert Jahren gewohnt war, in Deutschland das bequeme Schlachtfeld seines unruhigen Ehrgeizes zu finden. Wir haben gegen einen anderen Nachbar unsere Unabhängigkeit in Anspruch genommen, der seit hundert Jahren gewohnt war, in uns den ohnmächtigen Vasallen seiner gigantischen und haltlosen Träume zu sehen. In beiden Nachbarvölkern brüten, nicht gerade die jeweiligen Inhaber der Regierung, aber die Träger der Volksleidenschaften auf Rache. Es gehört nichts dazu, als ein scheinbar günstiger Anlaß, um diese Leidenschaften zum herrschenden Impuls der Regierungen zu machen. Nur wenn wir den Eindruck unangreifbarer Ueberlegenheit machen, moralisch als Hort aller werthvollen Interessen unseres Welttheils, militärisch als ein Kriegslager von unerreichbarer Tüchtigkeit und unerschöpflichem Patriotismus, können wir jene Leidenschaften zwingen, in sich zu verglimmen. Und über diesen Sachverhalt, den jedes Kind mit Händen greift, will man eine Generaldiscussion anstellen und den Kanzler auffordern, Beweise aus der Tasche zu ziehen! Beweise, daß das Sonnenlicht

die Erde trifft! O Klugheit deutscher Zeitungspolitik! Wird sich die Parlamentspolitik zu gleicher Höhe aufschwingen? Noch wollen wir es nicht hoffen.

Die Präsidentenwahl hat den Fractionen wiederum die Gelegenheit zu der bekannten Parade in Kinderschuhen gegeben. Die nationalliberale Fraction beanspruchte den Präsidentenposten laut Erklärung ihrer officiellen Correspondenz. Aber wie darf eine Fraction einen Posten beanspruchen, dessen Anspruch ganz allein auf den Eigenschaften einer Person ruhen kann? Es ist die alte Geschichte der studentischen Corpssitten, die in den parlamentarischen Fractionen vergnüglich fortgesetzt werden, als ob ein Parlament nicht da wäre, um vernünftige und ernsthafte Dinge zu thun. Nun also: das eine Corps beanspruchte den Präsidentenstuhl, den ihm zwei andere Corps nicht gönnen wollten. Aber diese anderen hatten keinen Mann zu stellen, der sich auch nur einige Stunden mit Geschick in dem Vorsitz behaupten kann. Also wandten sie sich an ein viertes Corps und sagten: stelle du den passenden Mann, damit wir drei, wir I, II, IV, die unangenehme III ausschließen. Und siehe da, das Corps IV geht aus Corpseitelkeit auf den Vorschlag ein. Aber wenn IV sich mit III vereinigt hätte, wenn auch zunächst nur, um in der Minorität zu bleiben, so hätten I und II sich bald in Zwiespalt und Ohnmacht befunden. Denn Fraction II, das Centrum nämlich, ist wiederum auf dem Wege einer Opposition gegen die Regierung, auf welchem Fraction I, die Altconservativen, nicht folgen kann, ohne ihren Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland!“ mit Füßen zu treten. Daher hätte eine von politischen Köpfen geleitete Fraction nimmermehr sich dieser conservativ-klerikalen Majorität anschließen dürfen, deren Tage gezählt sind. Der vornehme Herr, der sich von dieser Majorität hat auf den Präsidentensitz complimentiren lassen, wird bald inne werden, daß er die Majorität, die ihn berufen, nicht repräsentirt, und daß feine Sitte und geschäftliche Umsicht, die ihn auszeichnen, ohnmächtig sind gegen die rohen Angriffe cynischer Gladiatoren.

Aber auch die nationalliberale Fraction hat ihren Beweis politischer Unklugheit gegeben, indem sie einen Candidaten, der ihr als Person genehm sein mußte, verschmähte zum Präsidenten des Hauses und nicht bloß der Majorität zu machen. Der Vertrauensmann des Hauses steht anders da gegen die geflissentlichen Störer, als der Vertrauensmann der Majorität, wenn die Störer die Sieger seiner Wahl sind. Und hätten die Nationalliberalen den Freiconservativen gegenüber eine Corpsempfindlichkeit unterdrückt, so hätten sie den Kern einer Majorität geschaffen, in der sie das leitende Element geworden wären, und der sich bald ein Theil der jetzt unter der altconservativen Fahne Einhergehenden hätte anschließen müssen. Nun ist wieder einmal das Chaos,

der allseitige Fractionswirrwarr geschaffen, aus dem freilich auch herauszukommen ist, aber immer mit Aergerniß und mangelhaftem Erfolg.

Die Stellung der Nationalliberalen zum Reichskanzler ist wieder einmal das Thema der Session. Von Seiten des Kanzlers ist viel geschehen, eine dem Vaterlande wohlthätige Harmonie herzustellen. Die nationalliberale Introduction zeigt lauter Dissonanzen, seitdem man das Bündniß mit dem Centrum für beseitigt hält. Ist das wohl Politik, patriotische Politik?

Literatur.

Das Nibelungenlied übersetzt von L. Freitag. Berlin, Friedberg & Mode, 1879.

„Mittelhochdeutsche Gedichte auch nur erträglich ins Neuhochdeutsche zu übersetzen, ist ein Ding der Unmöglichkeit: es kann nicht geschehen, ohne daß der schönste Hauch und Duft mit unbarmherziger Hand davon abgestreift wird, und was dann übrig bleibt, ist höchstens ein mattes Abbild des ursprünglichen Werkes." Diese Worte Franz Pfeiffers scheint jeder neue Versuch, durch Uebertragung „die Gleichgiltigkeit des allgemeiner gebildeten deutschen Publikums gegen seine besten Schätze an mittelalterlicher Volkspoesie" zu überwinden, nur von neuem zu bestätigen. Und doch war der, welcher jenen Ausspruch that, nicht einer der engherzigen, im Kastengeiste befangenen Philologen, die es als Entweihung ihrer Wissenschaft ansehen, die besten unserer alten Dichtungen dem Verständnisse weiterer Kreise unseres Volkes, dessen eigenstem Wesen sie ja doch entwachsen sind, und welches ein Anrecht auf ihren Wiedererwerb hat, bequem zu erschließen; vielmehr war es gerade Pfeiffer, der allen Gelehrten-Vorurtheilen zum Trotze auch dem Gebildeten, den ernste Neigung und Begeisterung für die Schätze unserer Vorzeit erfüllt, die Mittel an die Hand gab, auch ohne specifisch philologisches Wissen zu ausreichendem Verständnisse und reinem Genusse unserer mittelalterlichen Dichtungen zu gelangen. Vielleicht war es in erster Linie die Wahrnehmung, daß der Werthschätzung unserer älteren Literatur beim größeren Publikum durch nichts so sehr geschadet werde als durch die zwar gut gemeinten, im Grunde aber schädlichen Uebersetzungen, welche Pfeiffer bestimmte, mit seinen erklärenden Ausgaben mittelhochdeutscher Classiker hervorzutreten. Mag das in diesen Ausgaben befolgte Verfahren auch nicht in Allem über jeden Tadel erhaben sein, jedenfalls gebührt Pfeiffer das unschätzbare Verdienst, alle jene Caricaturen von Uebersetzungen für diejenigen unter den Gebildeten überflüssig gemacht zu haben, denen es ernstlich nicht bloß um eine oberflächliche Kenntniß unserer mittelhochdeutschen Gedichte, sondern um ein selbständiges Urtheil über ihren dichterischen Werth zu thun ist. In unseren Augen machen sich die Uebersetzer, falls sie nicht eben nur eine Art Commentar zum Originale bieten wollen, zu Mitschuldigen all der geringschätzigen Urtheile, die in vielen Kreisen noch über den Werth unserer älteren Literatur gäng und gäbe sind. Wir verargen es Keinem, dem die Lectüre Simrockscher Uebersetzungen die vielgepriesenen Dichtungen eines Walther von der Vogelweide, des Nibelungenliedes u. a. gründlich verleidet hat.

Wie gern und freudig wir auch anerkennen, daß die neueste Uebertragung des Nibelungenliedes durch L. Freitag ihren Vorgängern gegenüber einen erfreulichen Fortschritt bezeichnet, so behält unseres Erachtens auch angesichts dieser Nachdichtung das oben mitgetheilte Urtheil Franz Pfeiffers in der Hauptsache seine Geltung. Freitag will seine Uebertragung „als eine neuhochdeutsche Nachdichtung des mittelhochdeutschen Textes, nicht aber als eine Interlinearversion" angesehen wissen, als „eine Umgießung des alten Stoffes in die neue Form, nicht aber als eine mechanische Copie". Doch hat der Leser — beruhigt uns der Uebersetzer — „nicht etwa eine sogenannte freie Uebersetzung zu befürchten, d. h. eine solche, die den ungefähren Sinn des Originals annähernd wiedergiebt; ich war bemüht, jeden Ausdruck, jede Construction des Urtextes zu schonen, und bin selbst Archaismen nicht aus dem Wege gegangen. Aber immer war mir bewußt, daß ich der moderne Nachdichter war und sein sollte, und daß eine Uebersetzung, bei deren Lectüre es den Leser dünkt, als ob der Autor in fremden Zungen zu ihm rede, kein besseres Schicksal verdient, als in den Papierkorb geworfen zu werden." Diese Grundsätze finden unsern vollen Beifall, und die Beruhigung können wir allen, die gesonnen sind, sich dieser Uebertragung zu bedienen, geben, daß ihnen Freitag die Benutzung eines altdeutschen Wörterbuchs erspart hat. Was er sich an alterthümlichen Wörtern und Wendungen gestattet, hält sich in den Grenzen der Verständlichkeit und des guten Geschmacks. Durch knappe, sachgemäße Anmerkungen am Ende des Buches hat er die unentbehrlichsten Archaismen erläutert, auch in einer hübsch geschriebenen Einleitung Fragen, welche die Entwicklung der Sage betreffen, unter Darbietung der altnordischen Ueberlieferung ansprechend erledigt. Die wenigen Andeutungen indeß, die er über den Bau der Nibelungenstrophe giebt, erscheinen uns in Anbetracht des Leserkreises, für den sie bestimmt sind, nicht als ausreichend; Leser dieser Art bedürfen und begehren genauere Belehrung darüber, wie sie die Kunst des Lesens zu üben haben, zumal bei der wesentlich eigenartigen Behandlung, die Freitag der alten Nibelungenstrophe in diesem neuhochdeutschen Gewande hat angedeihen lassen. Wir sind weit entfernt, den sogenannten glatten Versen das Wort zu reden; im Gegentheil scheint uns Freitags strenge Handhabung der etwas schweren alterthümlichen Form durchaus angebracht, und sie wird selbst auf diejenigen Leser, welche, an gefälligere, leichtere Rhythmen gewöhnt, sich ihr anfangs nur widerwillig fügen, ihre Wirkung nicht verfehlen, hier so wenig wie in den durch das Unterdrücken der Senkungen so wirkungsvollen Volksweisen. Wir sehen es als einen Vorzug dieser Uebersetzung an, daß sie der echten Nibelungenstrophe möglichst treu geblieben ist; gerade dadurch ist eine Abwechslung der Grundform ermöglicht worden, deren die eintönige, durch ihren gleichmäßigen Bau für unser modernes Drüberhinlesen freilich bequemere neuere Nibelungenstrophe entbehren muß. Nur ist soviel gewiß: wem der altdeutsche Versbau nicht ganz geläufig ist, der wird oft den metrischen Beirath des Uebersetzers vermissen. Im ganzen aber verdient die Uebersetzung in dieser Richtung alles Lob. Auch die Uebertragung selber ist vielfach gelungen; ihr gegenüber nimmt sich Simrocks Neudeutsch geradezu barbarisch aus. So manche Stellen zeigen freilich auch, wie schwer, wie geradezu unmöglich es ist, den vollen Sinn und die eigenthümliche Färbung gewisser Wendungen wiederzugeben, ohne ein völlig schiefes Bild von dem alten Stile im modernen Leser hervorzurufen. Und bei dieser Gelegenheit können wir dem Uebersetzer einen Vorwurf nicht ersparen. Da er seine Arbeit für das größere Publikum — nicht für Fachgenossen — bestimmt hat, so war er es der Sache, der er dienen will, ebensosehr wie seinen Lesern schuldig, sich über die großen Schwierigkeiten gerade einer Uebertragung aus dem Altdeutschen ausführlicher auszusprechen. Es besteht eben eine unausfüllbare

Kluft zwischen Original und Copie, die uns weit größer dünkt als bei der Uebersetzung eines Werkes aus einer fremden Sprache. Gerade Freitags Arbeit, die mit Sachkenntniß, Ernst und, soweit es die Aufgabe zuließ, mit Geschick und Geschmack angefaßt ist, bestärkt uns in der Ueberzeugung, daß Pfeiffers Urtheil nachgerade allgemeine Beistimmung finden wird. Als trefflichen Commentar lassen wir Freitags Uebertragung gelten; möge es ihr, da nun einmal leider noch lange zur Uebersetzung anstatt zum Originale gegriffen werden wird, gelingen, ihren holprigen Concurrenten den Rang abzulaufen und das Feld zu säubern für bessere Einsicht und gerechtere Würdigung der unvergleichlich schönen Nibelungendichtung.

Von den Nibelungen zu Walther von der Vogelweide ist kein Salto mortale; stehen beide doch von jeher im Mittelpunkte nicht nur des gelehrten Interesses, sondern mehr noch der Theilnahme derjenigen Gebildeten, die ein Stück ihrer ästhetisch-literarischen Bildung auch der „guten" alten Zeit danken mögen. Aus diesem Grunde erwähnen wir noch ein fleißiges Schriftchen:

Die gesammte Literatur Walthers von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Waltherforschung von Willibald Leo. Wien, M. Gottlieb, 1880.

Der Titel begeht einen seltsamen sprachlichen Verstoß. Nicht die „Literatur Walthers" — das ist ja sinnlos — sondern die immer mehr anwachsende und für den, der nicht Specialforscher ist, kaum noch übersehbare Literatur über Walther wird hier einer kritischen Musterung unterzogen. Leo's Schrift ist eine zeitgemäße, auch dem Germanisten von Fach gewiß nicht unwillkommene Studie, die dem größeren Publikum als ein zuverlässiger Wegweiser empfohlen werden kann, um sich durch das Gewirre von guten und schlechten, gelehrten und ungelehrten Beiträgen zur Erklärung und Würdigung von Walthers Dichtungen zurechtzufinden. Im Uebrigen zeigt uns gerade die Lectüre dieses Schriftchens, daß für weitere Kreise seit Uhlands sinniger Waltherbiographie und Pfeiffer-Bartschs trefflicher Ausgabe doch eigentlich nichts Belangreiches producirt ist. Den reichen Inhalt der Schrift mag die nachfolgende Angabe der einzelnen Abschnitte, in die der ganze Stoff der besseren Uebersicht halber zertheilt ist, dem Leser andeuten: 1) Handschriften u. s. w., 2) Ausgaben, 3) Uebersetzungen, 4) Zur Erklärung und Erläuterung der Gedichte, 5) Ueber Walthers Leben und Dichten im Allgemeinen, 6) Tyrol und die Heimathsfrage Walthers, 7) Walthers Standpunkt als Mensch und Dichter, 8) Verschiedenes 2c., wozu schließlich noch ein ausführliches Namenregister kommt. Dem Wunsche des Herausgebers entsprechen wir, indem wir als Verfasser des S. 78 unter Nummer 5 erwähnten Aufsatzes Heinrich Rückert nachweisen; auf die zahlreichen stehengebliebenen Druckfehler brauchen wir ihn wohl nicht aufmerksam zu machen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

2. Jakob-Israel. — Lichtstrahlen aus dem Talmud. — Deutsche Philosophen und die Juden.

Wenn wir uns nach Material zu einer Charakteristik der Juden umsehen, so finden wir zunächst eine sehr beachtenswerthe Andeutung in dem Namen, den sie unter den verschiedenen ihnen beigelegten vorziehen. Sodann giebt die Literatur, die sie meist in der Diaspora aus sich selbst, ohne Anlehnung an fremde Bildung, erzeugt haben, gute Fingerzeige. Endlich wird ihre Geschichte in Europa weitere Anhaltspunkte liefern. Für heute beschäftigen wir uns nur mit den beiden erstgenannten Quellen. Der nächste Abschnitt wird bringen, was wir aus der dritten schöpften, und zeigen, daß der Typus, den wir aus jenen gewannen, im Großen und Ganzen ein unveränderlicher ist.

Die Juden wollen nicht Juden, sondern Israeliten heißen. Sie halten das für vornehmer. Wir aber glauben darin einem Instinct, einer Ahnung ihres eigenen wahren Wesens zu begegnen, die in ihrem Interesse besser nicht laut geworden wäre. Israel ist ein Beiname Jakobs, des dritten Patriarchen. Nun sind die Patriarchen keine geschichtlichen Menschen, sondern, wenn sie nicht einst Götter waren, ungefähr das, was wir bei nichtsemitischen Völkern als Heroen bezeichnen. Sie sind Typen, Personificationen des Charakters der hebräischen Nation, die Summe ihrer hervorstechenden Eigenschaften, der Ausdruck ihrer durchschnittlichen Denkart, Spiegelbilder dessen, was sie im Allgemeinen — denn selbstverständlich geben wir Ausnahmen zu — beim Handeln Andern gegenüber für Recht und Pflicht, für gut und schön hält. In Jakob-Israel schaute also das nach ihm benannte Volk sich selbst an, wenigstens in einigen seiner Hauptcharakterzüge, und erfreut es sich nach dem Obigen noch heute an sich selbst. Und was für ein abstoßendes Bild tritt uns Deutschen in diesem sagenhaften Erzvater der Juden entgegen! Er ist ein Hirt, aber zugleich ein abgefeimter Geschäftsmann ohne Scham und Gewissen. Nach der Genesis macht er Ge-

schäfte, wohin er nur kommt, selbst auf Kosten seines leiblichen Bruders und mit arglistiger Täuschung seines greisen Vaters. Esau kehrt hungrig und müde von der Jagd heim und bittet seinen Bruder, ihm das Gericht abzutreten, das dieser sich bereitet hat. Jakob verweigert es ihm anfangs, ersieht aber bald seinen Vortheil und verkauft ihm den Napf voll Linsen gegen Esaus Erstgeburtsrecht — mit einer ungeheuren Provision also, sagen wir: mit tausend Procent Nutzen. Nun wissen wir sehr wohl, daß die Mär nur aus dem Bestreben der Kinder Israel hervorgegangen ist, den benachbarten Edomitern gegenüber, die in Esau ihren Stammvater verehrten, als die Vornehmeren zu erscheinen und jene zugleich als Nachkommen eines guten dummen Teufels lächerlich zu machen, der sich übers Ohr hauen läßt. Aber kein anderes, wenigstens kein nicht semitisches Volk hätte das in einer solchen Sage auszudrücken, hätte seinen Ahnherrn, einen seiner Heroen als schmutzigen Schwindler auftreten zu lassen vermocht. Jedes andere hätte sich dessen in die Seele hinein geschämt; die Juden dagegen bewunderten das Resultat der Praktiken ihres Ur- und Vorbildes offenbar als einen billigen Kauf, und das Verfahren selbst war ihnen nur ein Beweis von Lebensklugheit.

Das Geschäft war indeß noch nicht perfect, es mußte durch den Vater der beiden Brüder legitimirt und ergänzt werden. Es galt, dessen Segen für den neuen Besitzer des Erstgeburtsrechts zu erschleichen, und dazu benutzt der „fromme" Jakob die Blindheit des alten Isaak. Auf den Schacher mit dem Linsengericht folgt der Kniff mit den Ziegenfellen. In der That, Franz Moor ist nicht erheblich schlechter als dieser Urtypus des Judenvolkes.

Anderen Schattenseiten des letzteren begegnen wir in den Erzählungen von Jakobs Verkehr mit seinem Schwiegervater Laban, und zwar treffen wir sie hier auf beiden Seiten. Laban verweigert jenem den bedungenen Lohn. Jakob trägt jahrelang gelassen das Joch eines Knechtes; denn er weiß, daß er auf geraden und krummen Wegen schon seinen Schnitt noch machen wird. Und er versteht es in der That, nicht nur zu seinem Lohne, der Hand Rahels, zu kommen, sondern auch auf Kosten seines Schwiegervaters reich zu werden. Ganz in der Stille erwirbt er sich aus dessen Herden durch einen schlauen Einfall einen Besitz an Vieh und Sclaven, der den bedungenen Lohn bedeutend übersteigt, und schließlich nimmt er eine gute Gelegenheit wahr, sich mit seiner Familie und dem erschwindelten Reichthum aus dem Staube zu machen. Die seiner würdige Rahel aber heißt dabei die Hausgötter ihres Vaters heimlich mitgehen. So ist denn Alles wohlgelungen. Jakob-Israel hat, wie er sich selbst rühmt, „als er über den Jordan ging, nicht mehr als einen Stab gehabt", und siehe, jetzt ist er „zwei Heere geworden" — ungefähr wie die bettelnden Schnorrer, die heutzutage über die Weichsel gehen, um entweder selbst oder in ihrer nächsten Nach-

kommenschaft durch Manipulationen im Stil ihres Erzvaters unter uns Deutschen und aus unsern Mitteln Millionäre zu werden.

Eigenthümlich ist es, daß die Verwandten, mit denen Jakob in Folge seiner geschäftlichen Usancen zerfällt, theils durchgehends, theils wenigstens zuletzt edle und großmüthige Leute sind, und daß die, welche die betreffenden Sagen später niederschrieben, dafür so wenig Empfindung haben wie für das betrügerische Wesen und die schäbige Feigheit ihres Haupthelden. Laban hat diesem den Contract nicht gehalten und ihn auch sonst nicht hübsch behandelt, aber als er den Entlaufenen dann verfolgt und einholt, läßt er ihn nach einigen Vorsichtsmaßregeln weiterlaufen. Esau aber, vor dem Jakob, in Erinnerung an den Streich, welchen er dem Bruder gespielt, heillose Furcht hat, dessen gerechten Zorn er mit einem Geschenk abkaufen will, vor dem er sich als vor „seinem Herrn" kläglich demüthigt und um Gnade bettelt, lehnt den Accord ab, heißt den Schächer behalten, was er hat, und gestattet ihm, in Frieden von dannen zu ziehen. Esau ist der vornehme, Jakob nur der reiche Mann.

Wie der treulose, selbstsüchtige und habgierige Charakter Jakob-Israels sich auf die Mehrzahl seiner Söhne vererbt, können wir hier nicht weiter verfolgen. Wir begnügen uns, an die Schandthat, die diese an den Bewohnern von Sichem verüben, an den Verkauf Josephs durch seine Brüder und an diesen selbst in seiner Eigenschaft als ägyptischen Minister zu erinnern, in welcher er der erste Getreidewucherer ist und Züge entwickelt, die ein paar tausend Jahre später von dem würtembergischen Hofjuden Süß Oppenheimer genau copirt wurden.

Wir wenden uns jetzt der zweiten Quelle zu, aus der sich Material zur Charakterisirung des Judenthums schöpfen läßt, zu der Literatur, welche, ohne irgend erhebliche Mitwirkung fremder Bildungselemente entstanden, der großen Mehrheit der Juden (nur die Karaim, die kabbalistischen Secten und die ungläubigen Juden sind davon auszunehmen) nächst der Thora, den sogenannten fünf Büchern Mosis, als wichtigste für ihr Denken und Thun gilt und im Talmud zusammengefaßt ist.

Der Talmud (deutsch: Belehrung) ist zwar im Wesentlichen das Product eines und desselben, nämlich des specifisch jüdischen Geistes, aber nichts weniger als einem und demselben Kopfe entsprungen, sondern ein bändereiches Sammelwerk, eine Encyklopädie, zu der eine große Anzahl von Gelehrten, die sich zudem über mehr als sechs Jahrhunderte, d. h. über die Zeit von der Gründung des Sanhedrins im Jahre 143 v. Chr. bis zum Abschlusse des sogenannten babylonischen Talmud im Jahre 550 n. Chr., vertheilen, beigetragen hat.

Dieses Sammelwerk entstand daraus, daß sich zunächst neben der Thora, dem schriftlichen Gesetz, im Sanhedrin und später in den jüdischen Gelehrtenschulen und Synagogen Palästinas und der Judencolonien einiger Nachbar-

länder ein jenes schriftliche erklärendes und weiter ausspinnendes mündliches Gesetz, die Mischna (deutsch: Wiederholung) entwickelte und von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, welches, nachdem es zu Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. von Rabbi Jehuda Hanassi und dessen Schülern ebenfalls schriftlich fixirt worden, seinerseits wieder zum Gegenstande gelehrter Ausdeutung und Ergänzung gemacht und gleichermaßen zuletzt niedergeschrieben wurde. Dieser zweite Hauptheil des Talmud wird mit dem Worte Gemara (deutsch: vollständige Erklärung) bezeichnet, und die Gelehrten, deren Leistungen in ihm vertreten sind, werden Amoraim, die, welche durch ihre Aussprüche zur Mischna beitrugen, Tanaim genannt. Die Gemara zerfällt in den jerusalemischen (richtiger palästinensischen) Talmud, der im vierten, und in den babylonischen, der vom Rabbi Aschi im fünften Jahrhundert n. Chr. zusammengestellt wurde, aber erst im sechsten zu vollem Abschlusse gelangte.

Der Talmud ist, wie wohl zu beachten, kein Religionsbuch, sondern eine Sammlung juristischer, nach orientalischer Art auf Theologie gegründeter und damit verquickter Betrachtungen. Er ist ferner in der Hauptsache ein Zeugniß für den vorwiegend auf das Kleine gerichteten Geist, der fast alle jüdischen Gelehrten auch heute noch bestimmt und bewegt, ein Product haarspaltender, Mücken durchseihender Scholastik, nüchtern und trocken bis zum Exceß. Eine grübelnde, deutelnde Wortklauberei spann hier in casuistischer Behandlung zunächst der mosaischen Gesetze, dann der Ausdeutung des dabei gewonnenen neuen Gesetzvorrathes eine ungeheure Fülle von Geboten und Verboten heraus, bei denen der ursprüngliche Zweck meist verloren ging, und die aus dem Mosaismus eine reine Ceremonienreligion, einen Cultus des opus operatum machten. Diese Scholastik oder Casuistik, die Halacha, bildet aber nur den Hauptbestandtheil des Talmud und bezieht sich lediglich auf die Thora oder den Pentateuch. Neben ihr geht in denjenigen Stücken, welche als Haggadah bezeichnet werden, und welche auch andere alte canonische Bücher berücksichtigen, das Resultat einer auf Erbauung und Unterhaltung gerichteten und oft recht phantastischen Thätigkeit her, die ihren Sitz nicht in den Akademien der Gelehrten, sondern in den Synagogen hatte und den schlichten Text der Bibel gewissermaßen homiletisch erweiterte, ihn mit wunderlichen Geschichtchen und Märchen umrankte und ihn mit einer bunten Menge von Sprüchen und Bildern aus den Gebieten des Aberglaubens an gute und böse Geister, der Astrologie, der Medicin, der Eschatologie und der Messiashoffnungen, sowie mit zahlreichen Parabeln begleitete. Selbst Münchhauseniaden und andere barocke Einfälle fehlen nicht. Vieles ist geradezu läppisch. Andrerseits aber enthält die Haggadah hie und da auch eine beachtenswerthe Perle der Moral.

Wir bemerken noch, daß die Mischna in sechs Ordnungen (Sedarim) einge-

theilt ist, von denen die erste (Seraim) Gesetze über Felderzeugnisse sowie Vorschriften über das Gebet umfaßt, die zweite (Moëd) von den Fest- und Fasttagen, die dritte (Naschim, d. h. eigentlich: Weiber) von der Ehe, die vierte (Nesikin) von der Gerechtigkeitspflege handelt, die fünfte (Kodaschim) Opfer- und Speisegesetze enthält und die letzte (Taharoth) sich mit Bestimmungen in Betreff der Reinigung beschäftigt. Jede Ordnung zerfällt in verschiedene Tractate, jeder Tractat in mehrere Abschnitte und jeder Abschnitt in eine Anzahl Verse. Die Gemara knüpft ihre Betrachtungen immer an einen Mischna-Vers an.

Endlich sei noch erwähnt, daß die hervorgehobene Kleinmeisterei, Grübelei und Spitzfindigkeit besonders stark im babylonischen Talmud hervortritt, und daß gerade dieser den Juden bis auf unsere Zeit besonders gut gefallen hat. Ueber das Ganze aber hat selbst der jüdische Professor Grätz insofern nicht günstig geurtheilt, als er sagt, der Talmud enthalte viele unwesentliche und kleinliche Dinge, die mit wichtiger und ernster Miene behandelt würden, sodann abergläubische Elemente (was andern alten Büchern freilich auch so geht), ferner falsche Schriftauslegungen und der Wahrheit schädliche Deuteleien, endlich lieblose Verurtheilungen und Verketzerungen fremder Völker und Religionen. Im Folgenden mag eine Blumenlese aus dem Werke zunächst dieses selbst, dann die, welche ihm die Seele gaben, und endlich diejenigen charakterisiren, denen es fast anderthalb Jahrtausende die Richtschnur für ihr Leben war.

Beginnen wir mit der Lehre des Talmud von Gott, so lesen wir aus dem Tractat Avoda, daß der Raf gesagt hat: „Der Tag hat zwölf Stunden: in den ersten dreien sitzet Gott und studirt im Gesetze, in den nächsten dreien richtet er die ganze Welt, in den folgenden dreien ernährt er die Welt, in den letzten drei Stunden aber sitzet er und spielt mit dem Leviathan.“ Nach einer Anekdote im Tractat Bava Mezia kann Gott bei Streitigkeiten zwischen Rabbinern in Folge geschickten Disputirens als Irrender dastehen. Der Rabbi Eliezer streitet dort mit dem Rabbi Jehoscha über die Reinheit eines Backofens. Gott stellt sich auf die Seite des ersten Gelehrten und unterstützt ihn durch drei Wunder. Jehoscha aber behält zuletzt doch Recht, und Gott gesteht das selbst zu, indem er ausruft: „Meine Kinder haben mich überwunden!“ Nach dem Tractat Chagiga hat Gott über die Zerstörung des Tempels zu Jerusalem an einem verborgenen Orte geweint. Nach dem Tractat Berachoth „sitzet Gott in jeder der drei Nachtwachen und brüllt wie ein Löwe und sagt: ‚O wehe, daß ich mein Haus verwüsten, meinen Tempel verbrennen und meine Kinder gefangen unter die Völker der Welt wegführen ließ!‘“ Nach demselben Tractat hat er seit diesem Ereigniß „nicht mehr als vier Ellen weit Raum, in seiner Welt zu gehen“, und nach einer andern Stelle desselben Abschnittes läßt Gott jedesmal, wenn er sich erinnert, daß seine Kinder, die Juden, in der Welt mit

Schmerzen wohnen, „zwei Thränen in das große Meer fallen, deren Stimme von einem Ende der Erde bis zum andern vernommen wird, und dieses ist das Erdbeben". Im Tractat Sanhedrin wird bemerkt, daß Gott einen Eid, den er geschworen, nicht gehalten, und daß er dem Sanherib mit einer Scheere den Bart und die Kopfhaare abgeschnitten habe, um ihn lächerlich zu machen, und im Tractat Berachoth finden wir, daß er ein Haus hat, in welchem er betet, und daß er dazu die jüdischen Gebetsriemen und den Betmantel anlegt.

Der Rabbi Mosche Ben Majmon sagt zwar, daß solche Dinge nicht buchstäblich zu nehmen seien, giebt aber sogleich zu, daß diejenige Secte der Juden, welcher die meisten zugethan seien, sie in dieser Weise auffaßte, und das ist noch gegenwärtig der Fall.

Im Tractat Sanhedrin heißt es über die Schöpfung des ersten Menschen, sein Leib sei aus Babel, sein Haupt aus dem Lande Israels, und seine Glieder seien aus den übrigen Ländern genommen worden. Dem Tractat Berachoth zufolge wurde er mit zwei Gesichtern erschaffen, von denen eins nach vorn, das andere nach hinten blickte. Nach dem Tractat Eruvin war er überhaupt ein Doppelmensch, der (wie die Urmenschen des Aristophanes im Symposion) von Gott später in einen Mann und eine Frau zerschnitten wurde. Der Rabbi Elieser lehrte, wie der Tractat Chagiga berichtet, daß Adam eine Länge gehabt, die von der Erde bis zum Firmament des Himmels gereicht, und daß Gott ihn erst nach dem Sündenfall durch Handauflegung klein gemacht habe, und der Rabbi Jehuda bestätigte das.

Wir übergehen, was der Talmud vom Riesen Og und andern colossalen Menschenwundern der Urzeit zu vermelden weiß, um Raum für einige seiner Mittheilungen über zoologische und botanische Mirakel zu behalten. Da stoßen wir zuerst im Tractat Bechoroth auf den Bar Juchne, einen Vogel, der so groß ist, daß eins seiner Eier, dem Neste entfallend, dreihundert Cederbäume niederbrach und mit seinem Inhalte sechzig Dörfer überschwemmte. Ferner haben wir da den Vogel Sis, von dem nach dem Tractat Bava Bathra der Rabba, des Channa Enkel, berichtete: „Wir fuhren einmal in einem Schiffe und sahen einen Vogel, der bis an seine Schienbeine im Wasser stand, während sein Kopf bis an die Veste des Himmels reichte. Da sprachen wir: ‚Es ist kein tiefes Wasser dort, wir wollen hineinsteigen und uns abkühlen.' Es kam aber eine Stimme vom Himmel und sprach zu uns: ‚Steiget da nicht hinein; denn es ist vor sieben Jahren da einem Zimmermann die Axt hineingefallen, und die ist noch nicht auf den Grund gekommen.'" In der chaldäischen Uebersetzung der Stelle wird jener Vogel „der wilde Hahn" genannt, und es heißt, daß seine Schienbeine auf der Erde sind, sein Kopf aber an den Himmel reicht, sodaß er vor Gott singt. In derselben Abhandlung ist ferner von ungeheuren Fettgänsen

die Rede; es heißt: „Der Rabba, des Channa Enkel, hat gesagt: ‚Wir gingen einmal in einer Wüste und sahen da Gänse, denen die Federn wegen ihrer Fettheit ausfielen, und unter denen Ströme von Fett einherflossen. Da sprach ich zu ihnen: Haben wir auch einen Theil an euch in der zukünftigen Welt? (Das Messiasreich ist gemeint.) Da hob eine ihren Flügel auf, eine andere aber ihr Bein. (Um anzudeuten: das wird dir zu Theil werden.) Als ich nun zu dem Rabbi Elieser kam, sprach er: Die Israeliten müssen wegen derselben einmal Rechenschaft geben.'" (D. h. weil wegen ihrer Sünden der Messias so lange ausbleibt und die Gänse in Folge ihres vielen Fettes so lange Schmerzen leiden müssen, bemerkt tiefsinnig hierzu der Rabbi Salomon Jarchi.)

Der zuletzt genannte Tractat des Talmud berichtet ferner nach der Erzählung des Enkels Channas, daß dieser einen Frosch gesehen, der so groß wie das Dorf Akra gewesen, das sechzig Häuser gezählt. „Da kam," so sagte der Rabbi weiter, „eine Schlange, die verschlang den Frosch; darauf flog ein Rabe herzu, der verschlang die Schlange und erhob sich nach einem Baum und setzte sich darauf. Siehe wie groß muß die Dicke des Baumes gewesen sein." Derselbe Rabbi spricht am angeführten Orte von einem Riesenfische, den er gesehen, und der, vom Meere todt ans Land geworfen, eine Menge Ortschaften zerstörte. „Sechzig Städte aßen von ihm, und sechzig andere salzten Fleisch von ihm ein und füllten von einem seiner Augäpfel dreihundert Fässer mit Thran an. Als wir nach zwölf Monaten wiederkamen, sahen wir, daß man seine Gebeine zersägte, um damit die Städte wieder aufzubauen, die er zerstört hatte." In derselben Abhandlung erzählt der Rabbi Safra: „Wir fuhren einmal auf einem Schiffe und bemerkten einen Fisch, welcher seinen Kopf aus der See streckte und Hörner hatte, auf denen geschrieben stand: ‚Ich bin eins von den kleinen Geschöpfen, die im Meere sind, (nur) dreihundert Meilen lang, und gehe in den Rachen des Leviathans'" (daß er mich heute fresse). Der Leviathan aber ist nach dem Talmud ein schlangenartiger Fisch, von dessen Gattung Gott ursprünglich zwei Exemplare, ein Männchen und ein Weibchen, erschuf. Hätten sie Junge erzeugt, so würden sie die Welt zerstört haben. „Was hat da der heilige, gebenedeite Gott gethan? Er hat das Männchen verschnitten und das Weibchen umgebracht und eingepökelt für die Zukunft" (d. h. für die große Festmahlzeit, die den Juden nach Ankunft des Messias im Paradiese zu Theil werden soll). Auf ähnliche Weise ist Gott nach dem Tractat Bava Bathra mit dem Behemoth oder Schor Habar, einem wilden Rinde, verfahren, dessen übrig gebliebenes Männchen auf tausend Bergen liegt und deren Kräuter abweidet. „Woher trinkt er aber?" fragt der Rabbi Jochanan und findet die Antwort: „Alles Wasser, welches der Jordan in sechs Monaten zusammenbringt, trinkt der Behemoth auf einen Schluck."

Indem wir eine Anzahl anderer Wunder des Talmud bei Seite lassen, führen wir nur noch die folgenden an. Im Tractat Kethuvoth steht: „Es wird behauptet, in Zukunft (zur Zeit des Messias) werde ein Weizenkorn so groß wie zwei Nieren eines großen Ochsen sein. Verwundere dich aber nicht darüber; denn siehe, ein Fuchs hat einmal sein Lager in einer Rübe gemacht, und man hat sie gewogen und gefunden, daß sie sechzig Pfund cyprischen Gewichts schwer war." Ferner hören wir, daß Raf Josef gesagt hat, sein Vater habe ihm drei Aeste einer Senfstaude hinterlassen, davon sei eine zerspalten worden und habe neun Kab Körner (ein Kab gleich 24 Hühner-Eierschalen) ergeben; mit dem Holze aber habe man eine Töpferhütte gedeckt. Der Tractat Gittin erzählt: Als Titus den Tempel zu Jerusalem zerstört, habe er auf der Meerfahrt nach Hause, von einem Sturm überfallen, gelästert: der Judengott scheine nur auf dem Meere stark zu sein, aber er möge doch einmal auf dem Trocknen zu ihm kommen und mit ihm kämpfen. „Da rief," so heißt es weiter, „eine Stimme vom Himmel, die sprach: ‚O du gottloser Mensch, ich habe eine kleine Creatur, die Mücke, die mit dir kriegen wird.' Als er nun als Land kam, ging ihm eine Mücke in die Nase, die sieben Jahre Löcher in sein Gehirn machte. Nachdem aber seine Hirnschale geöffnet war, fand man die Mücke darin, die so groß wie eine junge Taube war und zwei Pfund wog; ihr Schnabel war von Kupfer und ihre Klauen von Eisen." Im talmudischen Tractat Chollin endlich ist zu lesen: „Der Kaiser (zu Rom, welches nach dem Tractat Megilla dreihundert Meilen lang und ebenso breit ist, und dessen kleinste Gasse eine Länge und Breite von sechzehn Meilen hat) sprach zu dem Rabbi Jehoscha, des Channa Sohn: ‚Euer Gott wird einem Löwen verglichen, wie (Amos 3,8) geschrieben steht: Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? Worin besteht denn aber seine Gewalt? Ein Ritter bringt ja einen Löwen um.' Da antwortete ihm jener: ‚Er wird nicht mit einem solchen Löwen verglichen, sondern mit dem, der im Walde Ilai ist.' Hierauf sagte er (der Kaiser): ‚Ich begehre, daß du mir den zeigst.' Er erwiederte: ‚Den kannst du nicht sehen.' Der Kaiser aber sprach: ‚Gewiß verlange ich ihn zu sehen.' Da bat der Rabbi um Barmherzigkeit (bei Gott), und der Löwe wurde aus seinem Orte losgelassen. Als derselbe noch vierhundert Meilen entfernt war, brüllte er einmal, und siehe da, alle schwangern Weiber hatten Frühgeburten, und die Mauern Roms fielen zusammen. Da er aber noch hundert Meilen weit weg war, brüllte er wieder, und siehe, den Leuten fielen davon die Zähne aus, und der Kaiser stürzte von seinem Thron auf die Erde. Da sprach er zu dem Rabbi: ‚Ich bitte dich, rufe Gott um Barmherzigkeit an, daß er ihn wieder an seinen Ort bringe.' Da rief der Rabbi zu Gott um Barmherzigkeit, und er brachte den Löwen wieder an seinen Ort."

Wir geben nun noch ein paar Proben aus der Eschatologie des Talmud, sodann die Stellung, die derselbe sowie die spätere rabbinische Literatur zum Stifter des Christenthums, der Kirche und den Christen einnehmen, und schließen unsere Auszüge mit einem Blicke auf die talmudische Moral gegenüber andern Völkern und Religionen. Nach dem Talmud werden die Juden einst die Herrscherstellung in der Welt einnehmen, die ihnen als dem Volke Gottes, dem auserwählten Volke, gebührt. Dies wird durch den Messias geschehen, der sich nach dem Tractat Sanhedrin incognito am Thore von Rom, nach Andern im Paradiese aufhält. Derselbe wird nach dem Tractat Avoda Sara nicht eher erscheinen, als bis der Vorrath von Seelen, die im Guf sind (im limbus infantium oder dem Orte, wo Gott die Seelen verwahrt, die er als Menschenkinder geboren werden lassen will), zu Ende gegangen ist. Weiter nach dieser Zeit zu forschen, ist zwar verboten; denn im Tractat Sanhedrin heißt es: „Die Gebeine sollen dem zerbersten, der den bestimmten Zeiten (d. h. denen des Messias) nachrechnet." Indeß hat verzeihliche Neugier dies doch gethan, und in demselben Tractat lesen wir, daß Elias dem Rabbi Jehuda geoffenbart, die Welt werde nicht weniger als 85 Jubeljahre, also nach jüdischer Rechnung bis zum Jahre 4250 stehen, und in diesem werde der Sohn Davids kommen. Nach dem Tractat Avoda Sara aber wird die Erlösung der Juden durch diesen, den Messias, vierhundert Jahre nach Zerstörung des Tempels nahe sein. Spätere Rabbinen verlegten, da dies nicht zugetroffen, den Termin noch weiter und wußten von bestimmten Zeichen, die ihn ankündigen würden. Mit dem Messias wird nach dem Tractat Sanhedrin „die Herrschaft wieder an die Kinder Israels kommen, und diese werden wieder ins gelobte Land zurückkehren. Sein Name und Ruhm wird größer sein als derjenige des Königs Salomo, und alle Völker werden ihm dienen." Der Rabbi Abarbanel aber führt dies in seiner Auslegung einer Stelle des Jesajas dahin weiter aus, daß den Israeliten „alle Völker unterworfen werden sollen. Die Fremden sollen ihnen ihre Herden weiden, und die Ausländer ihre Aecker und Weinberge bauen, auf daß die Kinder Israel keine grobe Arbeit mehr verrichten müssen", und nach dem Jalkut Schimoni wird dann „jeder Israelit 2800 Sclaven aus allerlei Sprachen haben". Der Messias wird von allen Völkern Geschenke annehmen, nur vom „edomitischen Reiche", d. h. von der Christenheit, nicht, heißt es im talmudischen Tractat Pesachim. Hier ist auch von einem großen Schatze zu Rom die Rede, in welchem nach der Ansicht von Späteren alles Geld jenes „Edomiter-Reiches" gesammelt sein und der vom Messias unter die Juden vertheilt werden soll. Zuletzt werden, obwohl der Tractat Jevammoth behauptet, daß zur Zeit des Messias keine Proselyten mehr angenommen werden sollen, nach der Prophezeiung des Rabbi Bechai alle Nationen sich zum Judenglauben bekehren. Nur die Christen werden

nach Abarbanel zurückgewiesen werden; diese werden vielmehr der gänzlichen Vernichtung verfallen — eine Ansicht, die auch von mehreren anderen späteren Schriftstellern vorgetragen und von dem Buche Zeror Hammor damit begründet wird, „daß sie von der Kraft der alten Schlange (des Teufels) herstammen“.

Wir sehen, daß die Christenheit von den Rabbinen als das „Edomiter-Reich“ bezeichnet wird. Sie haben aber dafür noch eine große Menge weit unglimpflicherer Namen, von denen wir einige geschmackvolle Proben zum Beweise für den Grad von Haß und Verachtung mittheilen, der die Juden gegenüber den Christen beseelte und sehr viele von ihnen ohne Zweifel noch beseelt. Die Christenheit heißt bald das Reich des vierten Elends, bald das gottlose, bald das hoffährtige und hochmüthige Reich, bald das Reich der Stern- und Planetenanbeter. Andere Stellen der jüdischen Literatur nennen sie den Bel, dem die Königsherrschaft übergeben ist, das Scepter der Gottlosigkeit, „Adina“ (die Wollüstige), „Madhesa“ (die Goldgierige), die Spinne, die Schlange, die Otter, den Hund, den Löwen oder das Thier im Rohr. Noch andere Schimpfnamen endlich sind: das wilde Schwein, das reißende Thier, der Leviathan und der Sammael, womit der Oberste der Teufel gemeint ist, welcher nach den Talmudisten die Christenheit regieren soll.

Nicht besser klingen die Bezeichnungen, die Christus vom Talmud und den Talmudisten erhält, wenn sie seiner gedenken müssen. Wir begegnen darunter Ausdrücken wie: der unbeschnittne Gott, der Götze, „Talui“ (der Gehenkte), der todte Gott, der in Schande und Laster Empfangene, der Bösewicht (Isch Belial, eigentlich: Mann des Teufels), der Stinkende, der ehebrecherische Sprößling, der verfluchte Nazarener, „Ben Charja“ (Sohn des Kothes), der stumme Stein, der todte Hund, der verächtliche Abgott, der Ketzer und Epicureer u. s. w. Wer mehr von diesen Lästerungen und die Nachweise für dieselben in den Werken der Rabbinen zu haben begehrt, dem empfehlen wir Eisenmengers „Entdecktes Judenthum“, ein gründliches und in den für uns wesentlichen Dingen unwiderlegbares Buch, und zwar vorzüglich das 2., 3. und 16. Kapitel des ersten Theiles. Im erstgenannten Abschnitt wird man auch — immer mit genügenden Belegen — finden, was der Talmud und seine Ausleger dem Stifter der christlichen Religion nachreden. Hier ist er, um nur Einiges von diesen boshaften und bisweilen unsauberen Märchen anzuführen, das uneheliche Kind eines liederlichen Soldaten Namens Pandira. Er hat allerdings Wunder verrichtet, aber durch Zauberei, die er in Aegypten gelernt. Er hat dabei nicht bloß Aussätzige geheilt und Todte auferweckt, sondern ist auch (nach der Schrift Toledoth Jeschu) vor der Königin Helena mit Judas um die Wette in der Luft herumgeflogen und auf zwei Mühlsteinen über den Jordan gefahren, wobei er Fische gefangen hat. Zuletzt hat man ihn gesteinigt und, als er todt war,

ihn an einen Baum gehenkt, der ihn jedoch nicht tragen wollte. Seine Seele aber ist in die unterste Hölle, den „siedenden Koth“, gekommen.

Von der im Talmud hie und da vorgetragnen Moral nur folgende Proben. Im Tractat Chagiga lesen wir: „Der Rabbi Ila hat gesagt: wenn die sündliche Lust des Menschen ihn überwältigen will, so gehe er an einen Ort, da man ihn nicht kennt, und ziehe schwarze Kleider an und bedecke sich mit schwarzen Tüchern und thue, wonach sein Herz verlangt, und entheilige den Namen Gottes nicht öffentlich.“ Also Erlaubniß zum Sündigen, nur muß es in Verhüllung und Verborgenheit geschehen. Im Tractat Bava Mezia heißt es zwar: „Drei Dinge giebt es, vor denen der Vorhang nicht zugezogen wird (d. h. die Gott immer sieht und straft), Betrug, Raub und Götzendienst.“ In derselben Abhandlung aber wird am Ende der Tosephot, d. h. der jüngsten Erläuterungen, geradezu gelehrt: „Es ist erlaubt, einen Goi (Nichtjuden) zu betrügen und Wucherzins von ihm zu nehmen.“ An einer andern Stelle des Talmud, im Tractat Megilla, steht: „Wie, ist es dem Gerechten gestattet, mit Betrug zu wandeln? Und er sprach: ‚Ja; denn es ist geschrieben (2. Sam. 22,27): Gegenüber den Reinen bist du rein, und gegenüber den Verkehrten bist du verkehrt.‘“ Im Jalkut Rubeni endlich wird gelehrt: „Es ist den Gerechten erlaubt, betrügerisch zu handeln, wie Jakob (vgl. oben) gethan hat.“

Im Tractat Avoda Sara begegnen wir der jesuitischen reservatio mentalis gegenüber einem Goi. Es wird da erzählt: „Als der Rabbi Elieser von den Abgöttischen (den Römern) gefangen genommen wurde und vor dem Richterstuhle verdammt werden sollte, sprach der Landpfleger zu ihm: ‚Sollte ein alter Mann wie du mit solchen eiteln Dingen (der jüdischen Religion) umgehen?‘ Da antwortete er ihm: ‚Der Richter ist getreu gegen mich.‘ Der Landpfleger vermeinte, er habe das von ihm gesagt; er hatte es aber von seinem Vater im Himmel gemeint. So sprach er (der Landpfleger): ‚Dieweil ich dir glaube, (daß du günstig von mir denkst), so schwöre ich dir bei dem Dimus, daß du frei und ledig sein sollst.‘“

Aus dem Tractat Bava Kamma sehen wir, daß mehrere Talmudlehrer den von Samuel aufgestellten Grundsatz befolgten, daß es erlaubt sei, den Irrthum eines Goi bei Handelsgeschäften zu benutzen. Samuel selbst hatte von einem Nichtjuden eine goldne Flasche, die dieser für eisern gehalten, um vier Silberlinge gekauft und ihm überdies davon nur drei bezahlt. Der Raf Kahana ferner kaufte einem Goi hundert Fässer (Wein) ab und bekam aus Versehen hundertundzwanzig, sagte aber nur: „Siehe, ich verlasse mich auf dich“ (daß die Lieferung stimmt), und behielt bei der Zahlung ebenfalls ein Silberstück zurück. Der Rabbena endlich überließ einem Nichtjuden Palmbäume zu Nutzholz, und ehe sie abgeholt wurden, sagte er zu seinem Diener: „Gehe hin und

haue etwas von den Stämmen ab; denn er weiß zwar die Zahl" (der Bäume, aber nicht, wie lang oder dick sie sind).

Im Tractat Bava Kamma liest man ferner: „Wenn der Ochse eines Israeliten den Ochsen eines Goi stößt, so ist der Israelit frei. Wenn aber der Ochse eines Goi den Ochsen eines Israeliten stößt, so muß jener diesem den ganzen Schaden vergüten, gleichviel, ob der Ochse stößig oder nicht stößig ist." Wozu der Rabbi Salomo Jarchi bemerkt, daß das Eigenthum eines Goi als „hefker", d. h. frei, vogelfrei, angesehen werde. Im Tractat Bava Mezia heißt es in Bezug auf die Stelle Deuter. 24,14, wo gesagt ist: „Du sollst den Tagelöhner unter deinen Brüdern, der arm ist, nicht drücken" — „die Andern werden ausgenommen", und Jarchi bemerkt dazu, daß unter den „Andern" die Völker der Welt, die Nichtjuden, zu verstehen sind. Im Tractat Sanhedrin finden wir den Ausspruch: „Einem Israeliten ist es gestattet, einem Goi Unrecht zu thun, weil geschrieben steht: Du sollst deinem Nächsten nicht Unrecht thun, und des Goi dabei nicht gedacht wird."

Wucherzins von Stamm- und Glaubensgenossen zu nehmen ist den Juden an mehreren Orten des Talmud untersagt. Im Tractat Makkoth erstreckt sich dieses Verbot auch auf die Gojim. Andere Stellen aber und nicht wenige gestatten sowohl gegen Fremde wie gegen Israeliten wucherisches Verfahren, ja zuweilen wird es Fremden gegenüber geradezu geboten. Nach dem Tractat Bava Mezia dürfen selbst Rabbinen von einander hohe Zinsen, z. B. 20 Pfund Pfeffer auf dargeliehene 100 Pfund nehmen, nur müssen sie es — als ein Geschenk der Dankbarkeit ansehen. Im Tractat Avoda Sara aber wird von den Gojim bemerkt: „Es ist verboten, ihnen schlechthin zu leihen, aber auf Wucher ist es gestattet." Einige Rabbinen verstehen den Text von Deuter. 23, 20 als bloße Erlaubniß, andere als Befehl, sich von Fremden unbillige Zinsen entrichten zu lassen. Zu den letzteren gehört der hochangesehene Mosche Bar Majmon, welcher sagt: „Das 198. Gebot ist, daß uns Gott befohlen hat, von einem Goi Wucherzins zu verlangen, und daß wir ihm erst dann leihen (wenn er solchen verspricht), sodaß wir ihm keinen Nutzen schaffen und keine Hilfe leisten, sondern ihm Schaden zufügen." Ganz ähnliche Ansichten spricht der Rabbi Levi Ben Gerschom aus, und es wird von vornherein zu vermuthen sein, daß die Stammgenossen dieser jüdischen Rechtsphilosophen sich lieber nach deren Meinung als nach derjenigen, die den Wucher nur erlaubte, oder gar nach der, die ihn verbot, gerichtet haben werden.

Nach dem Angeführten ist Lessings Liebhaberei für die Juden nicht recht begreiflich. Wohl aber würden gewisse Aeußerungen deutscher Philosophen zutreffend erscheinen, wenn die Geschichte zeigte, daß die Anhänger des Talmud zu allen Zeiten ihre Handlungsweise nach dessen Vorschriften oder nach dem

Geiste, der ihn schuf, eingerichtet hätten. Für jetzt lassen wir nur jene Philosophen sprechen, ohne ihnen schon vollständig beizupflichten. Wir citiren mit Auswahl der wichtigsten Stellen nach der 5. Auflage von E. Waldeggs Schrift: „Die Judenfrage gegenüber dem deutschen Handel und Gewerbe" (Dresden, v. Grumbkow, 1880).

„Die Juden," so bemerkt Klüber in seiner „Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses", „bilden eine erblich verschworene Gesellschaft für das gemeine Leben und den Handelsverkehr, für eigene Volksbildung, für kastenartigen Familiengeist." „Die Juden bilden sich ein, die Auserwählten Gottes zu sein, erhaben über alle Nichtjuden (Gojim), physisch und sittlich verschieden von diesen, die ganz ausgerottet werden müssen. Die Vernunft beweist und die Erfahrung bestätigt es, daß Kastengeist unverträglich sei mit Staats- und Gemeinwohl. Nun begründet aber das Judenthum bis zur Stunde in politischer, religiöser und physischer Hinsicht einen Kastengeist, dessen Gleichen im ganzen christlichen Europa nicht gefunden wird." „Der Judenschaft, wie sie vor unsern Augen lebt, volle Staatsbürgerschaft, völlig gleiche Rechte mit allen Staatsbürgern ertheilen, die nicht in solchem Widerstreite mit dem Staate leben, wäre ebensoviel, als jenes Uebel in einen unheilbaren Krebs verwandeln."

„Die unter uns lebenden Palästiner," sagt Kant in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht," „sind durch ihren Wuchergeist, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht unbegründeten Ruf des Betrugs gekommen. Es scheint zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken, aber ebenso befremdlich scheint es doch auch, eine Nation von Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Theil, durch einen alten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern den Verlust dieser letzteren durch die Vortheile der Ueberlistung des Volkes, unter dem sie Schutz finden, ersetzen will."

Fichte schreibt in seinen „Berichten zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution": „Fast durch alle Länder Europas verbreitet sich ein mächtiger feindseliger Staat, der mit allen andern in beständigem Kriege lebt und furchtbar schwer auf die Bürger drückt, es ist das Judenthum." „Von solch einem Volke sollte sich etwas anderes erwarten lassen, als daß geschieht, was wir täglich sehen: daß in einem Staate, wo der unumschränkteste König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf, und wo ich gegen den allmächtigen Minister mein Recht finde, mich doch jeder Jude, dem es einfällt, ganz ungestraft ausplündert." „Den Juden Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein anderes Mittel als das, ihnen in einer Nacht die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee ist, und um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und sie alle dahin zu schicken."

Herder äußert in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ über die Juden: „Es ist ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Cultur auf eignem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühle der Ehre und Freiheit gelangte.“ „Das Volk Gottes ist eine parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen, ein Geschlecht schlauer Unterhändler beinahe auf der ganzen Erde, das nirgends sich nach einem Vaterlande sehnt.“

Schopenhauer endlich, der, wie Kant und Herder in der Provinz Preußen, Fichte in Berlin, in Frankfurt reichlich Gelegenheit gehabt, die Juden von der verschiedensten Seite her zu betrachten, sagt in seinen „Artikeln über Rechtslehre und Politik“: „So ist denn noch heute dieser Johann ohne Land unter den Völkern auf dem ganzen Erdboden zu finden, nirgends zu Hause und nirgends fremd, behauptet dabei mit beispielloser Hartnäckigkeit seine Nationalität.“ — „Demnächst ist es eine höchst oberflächliche und falsche Ansicht, wenn man die Juden bloß als Religionssecte betrachtet; wenn aber gar, um diesen Irrthum zu begünstigen, das Judenthum mit einem der Kirche entlehnten Ausdrucke bezeichnet wird als jüdische Confession, so ist dies ein grundfalscher, absichtlich auf das Irreleiten berechneter Ausdruck, der gar nicht gestattet sein sollte. Vielmehr ist die ‚jüdische Nation‘ das Richtige.“ — „Daß die dem jüdischen Nationalcharakter anhängenden bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles dessen, was das Wort Scham ausdrückt, der hervorstechendste, wenngleich ein Mangel ist, der in der Welt weit besser hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft, daß diese Fehler hauptsächlich (?) dem Drucke zuzuschreiben, entschuldigt sie zwar, hebt sie aber nicht auf.“

Man wird nicht sagen können, daß dies schmeichelhafte Urtheile über das Judenthum sind, und ebensowenig wird jemand behaupten wollen, daß die Urtheilenden illiberale und inhumane Männer gewesen seien. Auch einigermaßen bedeutend waren sie. Dennoch wollen wir uns von ihnen vorerst nicht imponiren lassen. Der nächste Abschnitt soll die Geschichte befragen, ob diese Aeußerungen auf die Juden vor der Emancipation passen, und später werden wir untersuchen, ob die Juden seit der Emancipation wesentlich, nicht bloß äußerlich, anders geworden sind, jene Aeußerungen also nicht mehr zutreffen.

Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart.

4. Der Realismus. Karl Piloty und seine Schule.

Mit dem großen Nerobilde schließt in dem künstlerischen Entwicklungsgange Pilotys die erste Periode ab, deren coloristische Seite unter der Herrschaft von Rubens, van Dyck und Velasquez, besonders unter der des letzteren stand. In dem Maße, wie er sich von den alten Meistern ab- und falschen Propheten zuwandte, nahmen seine Arbeiten zwar an blendender Wirkung zu, verloren aber immer mehr an Einfachheit und Würde, so daß man leider sagen muß, die Pilotysche Art ist völlig in eine gleichgiltige Maskerade, in ein unerfreuliches, aufregendes Spiel mit crassen Theatercoups aufgegangen.

Dieser Umschwung ist unzweifelhaft dem Einflusse der modernen französischen Historienmalerei zuzuschreiben, welche die hohle Prahlerei, die geschmacklose Prunksucht des zweiten Kaiserreichs mit photographischer Treue reflectirte. Nach seinen glänzenden Debuts ist es immerhin bedauerlich, daß sich Piloty in diese verderblichen Bahnen ziehen ließ, die ihn bei jedem Schritte weiter abwärts führten. Einige Male flammte zwar sein alter Stern noch auf; aber im Ganzen ist der Weg, auf dem wir ihn nun zu begleiten haben, ein öder und dornenvoller.

Auf das Nerobild folgte wiederum ein Gemälde aus der Geschichte Wallensteins, welches seinen verhängnißvollen Zug nach Eger darstellte. In einer Sänfte sitzt der kranke Feldherr, von seinen beiden Dämonen, von Seni und Butler, umgeben, und blickt voll trüber Ahnungen in ein offenes Grab, welches eben von zwei Todtengräbern vor den Thoren der Stadt aufgeworfen wird, denen sich der Zug bereits genähert hat. Es war ein beklagenswerther Zufall, der gerade dieses coloristisch durchaus verfehlte Bild, welches sich in Dresden in Privatbesitz befindet, 1878 nach Paris führte. Dem Meister wurde dadurch ein sehr schlechter Dienst erwiesen. Ein französischer Kritiker, welcher an diesem Bilde bloß Charakter und Originalität vermißte und die Farben für stark verblichen hielt, ist noch mit großer Courtoisie verfahren. Die Färbung war immer flau und ohne Energie und die Köpfe charakterlos und ohne Leben. Von jetzt ab ist überhaupt häufig auf den Bildern Pilotys die Ungleichheit der Ausführung zu beklagen. Schlägt er einmal wirklich einen tiefen und vollen Accord an, so findet man sicherlich gleich daneben eine Stelle von unbegreiflicher Schwäche, welche den eben gewonnenen Eindruck schädigt.

In dasselbe Jahr (1861) fällt noch eine einfachere Composition, „Galilei

im „Kerker", welche sich im Wallraf-Richartz-Museum in Cöln befindet. Vor dem Strohlager seines engen Gefängnisses steht der Astronom, eine fast überlebensgroße Gestalt, und blickt auf die Linien, die er auf den Boden gezeichnet, und über die ein Sonnenstrahl, sein Bett streifend, hinweggleitet. Durch ein vergittertes Fenster im Hintergrunde blicken zwei Mönche, welche das Treiben des gefährlichen Forschers mißtrauisch beobachten. Darauf folgte wiederum eine figurenreiche Composition für das Maximilianeum, Gottfried v. Bouillon und die Kreuzritter nach der Einnahme von Jerusalem zum heiligen Grabe pilgernd, und im Jahre 1865 die „Ermordung Cäsars", dasjenige von Pilotys Werken, welches wenigstens in Bezug auf seine Composition als das vollendetste bezeichnet werden muß. Hier kommt wenigstens die Hauptperson, der Dictator, welcher die Zudringlichkeiten Cimbers abwehrt, zu seinem ungeschmälerten Rechte. Ihm ordnen sich die übrigen, reich bewegten Gruppen unter, und kein störendes Beiwerk lenkt den Blick des Beschauers von dem Helden des Dramas ab. Ich sage Dramas, denn an die Bühne wird man auch hier wieder erinnert. Der Dictator thront auf seinem Sessel in völlig theatralischer Attitüde; seine Bewegung ist trotz ihrer Lebhaftigkeit von vollendeter Eurhythmie, und der Brutus zu seiner Linken hat seine Pose offenbar mit vieler Mühe einstudirt. Aber man würde sich mit diesem theatralischen Zuge, der hier durch die dramatisch ungemein bewegte Action eine gewisse Motivirung erhält, am Ende noch versöhnen, wenn die massige Behandlung der Gewänder, welche in breiten, gleichsam aufgeblasenen Falten die Körper umfluthen, dieses theatralisch-unwahre Element nicht noch verstärkte. Die Köpfe der Figuren tauchen, so trefflich, energisch und wahr sie auch charakterisirt sind, in diesem Gewoge von Mänteln förmlich unter. Was die Composition, Dank ihrer ursprünglichen Anlage, an Ruhe, Einheit und Klarheit gewonnen hat, büßt sie durch dieses übermäßige Hervortreten des Stofflichen wieder ein. Seine Vorliebe für die costümliche Folie hat so den Künstler in seiner glücklichsten Composition um ein gut Theil der Wirkung gebracht. Im Uebrigen hat Piloty die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die Virtuosität seines Pinsels, die sich sonst ziemlich beschränken mußte, wenigstens an dem farbigen, kunstvoll gemusterten Mosaikpflaster der Halle zu zeigen.

Es ist unbegreiflich, wie diesem, im Besitz der „Verbindung für historische Kunst" befindlichen Gemälde eine so unsäglich schwache Leistung unmittelbar folgen konnte wie der „Columbus" (1866), dessen wenig beneidenswerther Besitzer der Graf Schack ist. Piloty wollte wahrscheinlich einmal die Effecte des Lichts, denen er gelegentlich auch früher nachgegangen war, zu einem außergewöhnlichen Trumpfe verwenden. In einer Mondnacht steht der Seefahrer auf dem Verdeck seines Schiffes, die Blicke auf eine Karte geheftet, die von einer Laterne beleuchtet wird. Grüne und rothe Reflexe eröffnen ein seltsames Kreuz-

feuer gegen die wiederum äußerst theatralisch aufgetakelte Gestalt; aber diese doppelte Beleuchtung ist nicht im Stande, die Aufmerksamkeit des Beschauers von dem Schiffsinventar abzulenken, welches mit der Genauigkeit eines Protokollführers aufgenommen ist. Trotz der gewaltsamen Lichteffecte ist das Colorit von einer ungewöhnlichen Trockenheit, und die Behandlung des Körperlichen erinnert bedenklich an die Arbeiten der Blechlackirer. Im Jahre 1865 begann Piloty auch mit der stereochromischen Ausführung von drei geschichtlichen Compositionen an der Front des Maximilianeums, der „Gründung des Klosters Ettal durch Kaiser Ludwig den Baier", dem „Sängerkrieg Wolframs von Eschenbach mit Klingsor" und der „Gründung der Universität Ingolstadt", zu welcher er die Entwürfe bereits früher geschaffen hatte.

Jener verunglückte „Columbus" beweist in seiner unmittelbaren Folge auf das Cäsarbild, wie wenig Piloty einem inneren Schaffensdrange folgt. Wäre ein solcher vorhanden, so müßte sich in seinem künstlerischen Entwicklungsgange eine gewisse Stetigkeit oder auch nur eine gewisse Consequenz offenbaren, ein naturgemäßes Keimen und Sprossen, das sich auf einen inneren Trieb zurückführen läßt. Aber nichts von alledem ist erkennbar. Nur in seinen coloristischen Tendenzen, also auf einem ganz äußerlichen Gebiete, zeigt sich, wenigstens zeitweilig, ein zielbewußtes Streben. Sonst beobachten wir ein stetes Fluctuiren und Experimentiren: heute ein kühner Aufschwung, morgen ein tiefer Fall, so daß wir niemals im Stande sind, mit einiger Sicherheit zu sagen, ob solch ein Fall das Ende, den vollständigen Bankerott bezeichnet oder den Anfang einer neuen Schaffensperiode.

So erhob sich Piloty nach dem „Columbus" wieder zu einer relativen Höhe in zwei 1868 entstandenen Bildern, welche eine gewisse geistige Verwandtschaft zeigen. Beide verherrlichen Hoheit, Muth und Geistesgröße einer Frau. Auf dem einen tritt die Aebtissin des Klosters von Frauenchiemsee an der Spitze ihrer Nonnen einer Rotte von Plünderen — die Scene spielt im dreißigjährigen Kriege — muthvoll entgegen; auf dem andern behauptet Maria Stuart, welcher der Kanzler Elisabeths soeben das Todesurtheil verkündet hat, inmitten ihrer schluchzenden Frauen den Feinden gegenüber siegreich ihre Fassung. Als das letztere Bild 1869 in München auf der internationalen Kunstausstellung erschien, erfuhr es sehr abfällige Beurtheilungen. Man fand wiederum, daß das Stoffliche sich ungebührlich in den Vordergrund dränge und den geistigen Gehalt völlig vernichte. Dieser Vorwurf ist sicherlich begründet. Auch auf diesem Bilde wird viel Komödie gespielt; insbesondere ist die Stellung des Grafen Leicester, der, schon im Gehen begriffen, sich noch einmal nach der Verurtheilten umwendet, eine unerträglich gespreizte. In der Reihe der Werke Pilotys nimmt das Bild aber doch um seiner wohlabgewogenen Composition willen einen her-

vorragenden Platz ein. Man fühlt das Bestreben des Künstlers heraus, sich von der Zufälligkeit der realistischen Compositionsweise wieder zu emancipiren und in den Umrissen der einzelnen Gruppen wieder jenen Reiz und Schwung der Linien zu erreichen, in welchem die classisch-romantische Schule excellirte. Aber sowohl auf diesem Bilde wie auf der bald darauf vollendeten, in der Composition jedoch erheblich schwächeren „Botschaft von der Schlacht am weißen Berge" sprach die Farbe das erste Wort. Das letztere Bild stellte den Moment dar, wie der geschlagene Feldherr dem Winterkönige während eines Hoffestes die unheilvolle Nachricht bringt. Die Composition war aber so unklar, daß der Vorgang ohne historischen Commentar unverständlich blieb, ein Mangel, den man sonst an Pilotys Bildern nicht findet. Es ist sonst nicht seine Sache, Räthsel aufzugeben und seine Compositionen durch geheimnißvolle Beziehungen zu verdunkeln.

Im Jahre 1869 erhielt Piloty einen Ruf nach Berlin, wo er an die Spitze der seit dem Tode des alten Schadow, also seit nahezu zwanzig Jahren, verwaisten Akademie treten sollte. Der König von Baiern legte jedoch großen Werth darauf, daß Piloty, der schon 1860 durch Erhebung in den Adelstand ein Zeichen königlicher Gunst erhalten hatte, seine Thätigkeit auch fernerhin der Münchener Akademie widmete. Seine materiellen Verhältnisse wurden nicht nur verbessert, man ging auch auf eine andere, von ihm für den Fall seines Bleibens gestellte Bedingung ein. Er hatte einen großen Carton entworfen, welcher den Triumphzug des Germanicus darstellte, und diesen Carton wünschte er auf Staatskosten in Oel auszuführen. Das Riesengemälde, welches später in die Neue Pinakothek gekommen ist, wurde im Jahre 1873 vollendet und ging zunächst zur Weltausstellung nach Wien, wo es wenigstens den einen Zweck erfüllte, Sensation zu erregen.

In erster Linie freilich durch seine ungewöhnliche Größe und durch das glitzernde Farbenspiel, auf welches Pilotys Schüler, Hans Makart, nicht ohne Einfluß gewesen ist. Und zwar war dieser Einfluß unzweifelhaft ein schädlicher. Sicherheit der Zeichnung und Kraft in der Modellirung konnte man bisher selbst dem verfehltesten Gemälde Pilotys noch nachrühmen. Hier fiel den aufmerksam Prüfenden zunächst eine auffallende Flüchtigkeit der Zeichnung, die unter der Farbe die Form fast verschwinden ließ, unangenehm ins Auge. Gerade die Hauptfigur, die an dem erhöhten Sitze des finsterblickenden Tiberius vorüberschreitende Thusnelda, litt unter diesen Mängeln am meisten. Es war schwer, unter dem Schwall der Gewänder ein festes Knochengerüst und sichere Körperumrisse zu verfolgen. Unter der Wucht der Draperien ging das Körperliche völlig verloren. Und auf dieser zweifelhaften Gewandpuppe saß ein Kopf, dessen Haartracht nicht weit von den luxuriösen Frisuren der zu-

schauenden römischen Damen abwich. Hoheit und ungebeugten Stolz las man in diesen Mienen nicht, nur kleinlichen Trotz, Verbissenheit und ohnmächtigen Ingrimm. So ging es durch das ganze Bild: trotz des riesigen Apparates, trotz des Massenaufgebotes von Menschen und Thieren, nirgends ein Zug von wahrer Größe. Das Ganze erinnerte wiederum an die Bühne, an die Wagnerschen Opern mit ihren prunkvollen Aufzügen, die ja in München zuerst nach dem Sinne des „Meisters“ in Scene gingen. Die Thusnelda kam wenigstens unter dem Troß der Gefangenen und der begleitenden Soldaten zu einer gewissen Geltung. Aber der Triumphator verschwand ganz im Getümmel des Hintergrundes, und der finstre Tiberius oben auf der Tribüne, in dessen Charakteristik der Künstler einen Anlauf zu einer tieferen, psychologischen Analyse genommen hatte, sah mit seinem auf die Brust gesenkten Haupte, welches einen Bruch der Wirbelsäule vermuthen ließ, so unglücklich aus, daß er eine entschieden komische Rolle spielte. Die Einzelgruppen des Vordergrundes fesselten auch hier wiederum das Interesse der Beschauer in höherem Grade als die Hauptpersonen, deren historische Bedeutung auch nicht annähernd wiedergegeben war. Dem Zuge wird mit symbolischer Absicht ein Bär an einer Kette vorausgeführt. Ein römischer Soldat zerrt einen greisen germanischen Barden unter dem Hohngeschrei von Weibern aus dem Volke am Barte. Und damit sich die Virtuosität des Pinsels auch wiederum an glänzender Etalage zeigen konnte, war links im Vordergrunde unter der ehernen Wölfin, der Amme Roms, ein Hanse von eroberten Waffen, Gefäßen, Kostbarkeiten und anderen Trophäen aufgeschichtet.

Freilich ergoß sich über das Ganze ein bezauberndes Farbenspiel, in welchem nur gelbe und violette Töne zu stark dominirten, und die Wirkung des durch ein weißes Velarium gedämpften Sonnenlichtes war von außerordentlichem malerischen Reiz. Gleichwohl steht das Gemälde coloristisch nicht auf der Höhe jener Schöpfungen Pilotys, welche seinen Ruf als Maler begründet haben. Die Flauheit der Färbung machte sich stellenweise zum Schaden der Harmonie der Gesammtwirkung sehr bemerklich. Es schien fast, als wollte sich Piloty in der Farbe einem gewissen Idealismus zuneigen, den man sogar in der Composition deutlich bemerken konnte. Mit Recht wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Piloty in dem Streben nach monumentalem Charakter einen Aufbau der Composition im Stile Kaulbachs versucht hatte. Woltmann fand sogar mit sicherem Blick noch andere Eigenschaften des Kaulbachschen Stils heraus: „das Streben nach rein sinnlichem Effect, besonders bei den weiblichen Gestalten, den zur Schau getragenen Schein der Größe, nur daß Piloty alle diese Elemente nicht in dem Maße wie Kaulbach durch den Rhythmus der Linien zu bändigen im Stande ist“.

So war also der Vorkämpfer des Realismus nach fünfundzwanzig Jahren

wieder zu den Hauptprincipien einer Richtung zurückgekehrt, die er im Beginn seiner Laufbahn mit so energischen Mitteln bekämpft hatte. Wir haben diese Unsicherheit des künstlerischen Bewußtseins schon früher als charakteristisch für Piloty hervorgehoben. Wir haben auch die Momente aufgezählt, durch welche sich Piloty von seinen classisch-romantischen Vorgängern unterscheidet. Zu einer Verschmelzung seiner Neuerungen, also seiner coloristischen Grundsätze, mit den ernsten Stilprincipien jener gebricht es ihm an der geistigen Kraft. Auch ist für Piloty selbst die Zeit vorüber, wo er eine solche Amalgamirung zweier Metalle von verschiedenem Werth zu guter Harmonie hätte vollziehen können. Wenn wir den heutigen Stand der deutschen Malerei betrachten, gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß Piloty nur eine Entwicklungsphase oder einen Entwicklungsmoment repräsentirt, der längst überholt ist. Durch sein wuchtiges Eingreifen in den Gang der deutschen Malerei hat diese einen so starken Impuls auf der Bahn des Realismus erhalten, daß eine Umkehr nicht eher möglich erscheint, als bis diese Bahn bis an ihre äußersten Pole durchmessen ist. Und so ist auch die deutsche Malerei über denjenigen zur Tagesordnung übergegangen, der ihr diese Bahn eröffnet hat, über Piloty selbst.

Seine Stellung als Lehrer wurde noch einflußreicher, als er 1874 nach dem Tode Kaulbachs zum Director der Münchener Kunstakademie ernannt wurde. Bald darauf nahm er ein großes allegorisch-historisches Gemälde in Angriff, welches für den Festsaal des neuen, von Hauberrisser in gothischem Stile erbauten Münchener Rathhauses bestimmt war. Es sollte die Personification der Stadt, Monachia, umgeben von den Allegorien der Fruchtbarkeit und der Isar, darstellen, und um sie zu mannigfaltigen Gruppen vereinigt alle Personen, welche jemals zum Ruhme der Stadt beigetragen. Neben Geistlichen, Gelehrten, Kriegern und Künstlern fehlten auch nicht Repräsentanten der Brauerzunft, und so konnte Piloty wenigstens diese Gruppen seinem realistischen Sinne entsprechend gestalten. Das Bild wurde im Jahre 1879 vollendet und noch während der internationalen Kunstausstellung dem Publikum gezeigt. Die Composition schloß sich wiederum an die Kaulbachsche Manier an, namentlich an das Reformationsbild im Berliner Museum, das seinerseits allerdings auch nicht auf Originalität Anspruch erheben kann, sondern vielmehr ein directer Sprößling von Raffaels „Schule von Athen" und Paul Delaroches Hemicycle ist. Aus einer Halle, deren Nischen mit Statuen bairischer Fürsten geschmückt sind, tritt Monachia in prächtiger mittelalterlicher Tracht, von Pagen begleitet, hervor. Auf den Stufen, die zur Halle führen, ruht links die Fruchtbarkeit, und neben ihr steht ein Brauknecht, rechts die Isar und neben ihr ein Holzflößer. An diese Mittelgruppen reihen sich auf beiden Seiten die Vertreter von Kunst und Wissenschaft, geistliche und weltliche Würdenträger, Staatsmänner, Krieger und andere Persönlichkeiten, deren

Verdienste zwar in der Münchener Stadtchronik verbrieft sind, deren Bedeutung aber sonst rein localer Natur ist. Wir dürfen ein Gemälde, dessen Composition durch den patriotischen Zweck bestimmt wurde, nicht mit dem höchsten Maßstabe der Kritik messen. Hundert Rücksichten und ein detaillirtes Programm banden die Schaffenskraft des Meisters. Piloty mochte diese lästige Beschränkung selbst unangenehm empfinden. Denn zu gleicher Zeit arbeitete er an einem figurenreichen Gemälde, welches die Fahrt der Girondisten zum Schaffot darstellte und mit dem Rathhausbilde fertig wurde.

Es war also wiederum ein Moment des Grauens und der Furcht, welcher seine Phantasie gereizt hatte, ein blutiges Nachtstück, in welches kein Strahl reinen menschlichen Empfindens hineinbricht. Der Zug der Verurtheilten ist gerade vor dem Richtplatze angekommen. Im Hintergrunde erhebt sich das Blutgerüst mit der Guillotine, Leute sind beschäftigt, rohgezimmerte hölzerne Särge auf dasselbe hinaufzuschaffen, und der Henker Samson, mit einer rothen Schärpe umgürtet, stemmt in Erwartung seiner Opfer die Hände auf die Brüstung. Zwei zweirädrige Karren mit den Verurtheilten durchschneiden, von Soldaten begleitet, die Menge. In der Mitte steht Vergniaud, wie ein Theaterheld das Haupt zum Himmel emporgehoben. Ein Freund drückt seine Rechte, und an seiner linken Seite sitzt ein Abbé, der den Todgeweihten als geistlicher Trost mitgegeben ist. Auf dem Hintertheile des Karrens liegt die Leiche Valaze's, der sich erschossen hat, und der gleichwohl noch guillotinirt werden soll. Einige Gamins folgen dem Wagen und stieren auf den Todten. In den Mienen des Einen flackert wohl noch ein Funke menschlichen Gefühles auf, und auch auf den Angesichtern der Frauen, die sich von links an den Karren drängen, zeigt sich hie und da ein Zug menschlicher Theilnahme. Aber die Mehrzahl dieser verthierten Physiognomien, insbesondere die der Sansculotten, welche das traurige Gefährt bewachen, verrathen die Bestie, und dieses bestialische Element hat die Menschengestalt schon derartig imprägnirt und unterjocht, daß man nur mit Widerwillen diese Scheusale, diese blödsinnigen Cretins betrachtet. Aber selbst innerhalb dieser Musterkarte von verkommenen Subjecten hat Piloty noch eine Steigerung vermocht. Rechts sitzt auf einem Gerüste eine Schaar jener frechen Hallenweiber, die unter dem Namen der „Tricoteusen“ während der Schreckenszeit ein so furchtbares Renommée erlangt haben. Unter großen Schirmen sitzen diese Hyänen der Revolution mit ihren Strickstrümpfen und verfolgen mit gellendem Hohngeschrei den Zug der Verurtheilten. Leider ist es dem Meister nicht gelungen, für diese in dem Beschauer ein lebhafteres Interesse zu erwecken. Nachdem die deutsche und französische Geschichtsforschung, insbesondere H. v. Sybel und Adolf Schmidt, die innere Geschichte der Revolutionszeit, die geheimen Motive dieses und jenes

Helden aufgeklärt, erscheint uns dieses blutige Drama als ein ekelhaftes Satyrspiel, in welchem nur die niedrigsten Leidenschaften der Menschheit handelnd auf die Schaubühne treten. Und so fehlt auch heute bereits den Girondisten die Gloriole, welche Lamartine um ihre Häupter gewunden. Schönrednerische Schwärmer, die von einer idealen Republik träumten, scheuten sie vor den letzten Consequenzen der Terroristen zurück, und an dieser Halbheit gingen sie zu Grunde. Ihre Jugend, ihr geistiger Schwung in einer brutalen, allen geistigen Regungen abgekehrten Zeit und die außerordentliche Rednergabe Vergniauds, ihres Führers, haben ihnen bei der Nachwelt Sympathien erworben, die sie, genau betrachtet, nicht verdienen. Sie waren eben nur um eine Nuance weniger roth als die Schreckensmänner, die ihren Untergang beschlossen.

Hätte Piloty diesen Stoff dreißig Jahre früher behandelt, so wäre ihm das Licht der Geschichte weniger unbequem geworden. Damals hätte die Malweise, die er für sein Bild beliebt hat, auch den Ansprüchen mehr genügt als heute. Gegen den „Triumphzug des Germanicus" bezeichnet dieses Gemälde coloristisch einen sehr bedenklichen Rückschritt. Kaum einige Figuren des Vordergrundes — es sind, wie gewöhnlich, die gleichgiltigsten — zeigen noch Spuren des alten Glanzes, der ehedem von der Palette Pilotys ausstrahlte. Schon Vergniaud ist flau und energielos behandelt, und gegen den Hintergrund zu gewinnen die durch einen grauen Schleier gebrochenen Farben völlig die Oberhand. Auch coloristisch ist dieses Bild also eine unerfreuliche Leistung. Vielleicht hat zu seinem Mißerfolge auch der Umstand beigetragen, daß Piloty einen zu kleinen Maßstab gewählt hat. Der Künstler bedarf lebensgroßer Figuren, um den ganzen Reichthum seiner Farben auszubeuten. Um im Kleinen Großes zu leisten, dazu fehlt ihm die Feinheit der Durchbildung des Einzelnen, die z. B. seinem Schüler Defregger in hohem Grade eigen ist. Wie dieser strauchelte, als er ein Historienbild mit Figuren in Lebensgröße ausführte, weil ihm die Kraft fehlt, große Flächen malerisch zu beleben, so vermag Piloty nicht, sein coloristisches Können wirksam auf einem kleinen Raume zu concentriren. Schon seine „Ermordung Cäsars" hätte eine große Wirkung erzielt, wenn sich Piloty nicht auch hier im Maßstabe vergriffen.

Ein Münchener Kunsthändler ist auf den unglücklichen Gedanken gekommen, dieses Bild zugleich mit dem Gemälde des französischen Kriegsmalers Alphons de Neuville, Le Bourget, auf die Wanderschaft zu schicken. Dem deutschen Maler konnte kein schlimmerer Dienst erwiesen werden als eine solche Zusammenstellung mit einer Schöpfung aus der neuesten Realistenschule. Neuville hat den Stoff zu seinem Bilde aus der Münchhauseniade gewählt, welche der General Ducrot unter dem Titel La défense de Paris herausgegeben hat. An dem blutigen Tage des 30. October 1870 spielte der Kampf um die Kirche des

Dorfes, in welcher sich zwanzig Offiziere, Mobilgarden und Franctireurs verschanzt hatten, thatsächlich eine sehr untergeordnete Rolle. Der Maler hat eine Art von Thermopylae daraus gemacht und eine ganze Division der preußischen Garde auf die Beine gebracht, um die französischen Leonidasse überwältigen zu lassen. Aus unseren strammen Gardisten, aus unsern schön gewachsenen, eleganten Gardeoffizieren hat der Maler klobige, ungeschlachte Gesellen mit dicken Schädeln, Glotzaugen und breiten Mäulern gemacht, während seine Landsleute wahre Ausbünde von Schönheit, Ritterlichkeit und Wohlerzogenheit sind. So lächerlich jene Prätension und diese Malicen sind, die specifisch künstlerischen Vorzüge dieses Bildes sind außerordentlich. Eine Lebendigkeit im Ausdruck und in den Bewegungen, eine Schärfe der Beobachtung, eine Wahrheit und Kraft des Tons und eine Sicherheit der Zeichnung, die in ihrer Vereinigung eine Wirkung ausüben, der sich nicht leicht Jemand entziehen kann.

Beide Bilder sind zur Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, in Berlin ausgestellt und fordern zu Vergleichen förmlich heraus, die für Piloty keineswegs schmeichelhaft sind. Neben dem Franzosen spielt sein Bild eine klägliche Rolle. Anfang und Höhepunkt derselben künstlerischen Entwicklung sind in zwei handgreiflichen Beispielen in unmittelbare Nähe gebracht. Dort der Beginn, hier die Blüthe realistischer Kunstweise. Unter diesen historischen Gesichtspunkten betrachtet erscheint uns dann freilich das Bild Pilotys wiederum in günstigerem Lichte, und wenn die vierschrötigen Burschen auf dem Gemälde des Franzosen berechtigte patriotische Gefühle verletzen, ist es nicht unangenehm, auf das Bild Pilotys zu blicken, der seinerseits Revanche geübt und die Helden der französischen Revolution in ihrer wahren Gestalt, als Bestien, gezeigt hat.

Um das Bild von Pilotys künstlerischer Thätigkeit abzuschließen, bedarf es noch eines Hinweises auf seine Portraits, unter denen die des Grafen Schack und des Grafen Palffy die bedeutendsten sind, und auf seine Illustrationen besonders zu Shakespeare und Schiller, seinen Lieblingsdichtern, die theils selbstständig in sogenannten „Galerien", theils durch den Holzschnitt reproducirt in Prachtausgaben jener Classiker erschienen sind.

Für die Geschichte der Malerei ist Pilotys Thätigkeit als Lehrer ungleich wichtiger als seine eigenen künstlerischen Schöpfungen. Sein eminentes Lehrtalent hat nicht bloß die Münchener Schule zwanzig Jahre lang vollkommen beeinflußt; auch aus dem Auslande, aus Schweden, Rußland und Griechenland, besonders aber aus Oesterreich, kamen Kunstjünger, um sich unter seiner Leitung etwas von dem leuchtenden Glanze seiner Palette anzueignen. Es ist bekannt, bis zu welchem Grade von Virtuosität Hans Makart das Pilotysche Colorit ausgebildet hat, wie er die halbe Welt, selbst ganz vernünftige Leute, über seine geistige Hohlheit, sein leeres Maskenwesen hinweg getäuscht und

durch seinen musikalischen Farbenzauber berauscht und in Verzückungen versetzt hat. Wir haben erst im vorigen Jahre ihm und Gabriel Max, der den pathologischen Zug Pilotys zu einem besondern Charakterkopf ausgebildet hat, in den „Grenzboten“ eine besondere Studie gewidmet, sodaß wir in unseren gegenwärtigen Betrachtungen von einer nochmaligen Würdigung derjenigen Schüler Pilotys, die am meisten von sich reden gemacht, absehen können.

Nächst Makart und Gabriel Max sind Lenbach, Defregger, Kurzbauer, Liezen-Mayer, Alexander Wagner, Hermann Schneider, Otto Seitz und Adamo zu nennen und von der jüngeren Generation Eduard Grützner, Rudolf Seitz, v. Piglheim. Der Ungar Benczur, die Polen Joseph Brandt und Siemiradzki, der Schwede Hellquist und die Griechen Gysis und Lytras verdanken Piloty ebenfalls ihre ganze oder doch einen wesentlichen Theil ihrer Ausbildung.

Von den Genannten hat sich Franz Lenbach sicherlich am weitesten von der Mal- und Auffassungsweise des Meisters entfernt. Geboren am 13. December 1836 zu Schrobenhausen in Oberbaiern als der Sohn eines Maurermeisters, der ihn zur Erlernung seines Handwerks bestimmte, kam er zuerst auf die Gewerbeschule nach Landshut und in späteren Jahren auf die polytechnische Schule in Augsburg. Der künstlerische Trieb regte sich schon frühzeitig in ihm, kam aber erst, ihm unbewußt, zum Durchbruch, als der Münchener Thiermaler Hofner, ebenfalls ein Schüler Pilotys, der besonders als Schafmaler renommirt ist, nach seinem Heimatsorte Schrobenhausen kam, um dort Studien zu machen. Lenbach that es zunächst dem Thiermaler nach, wagte sich aber bald an Menschen, in deren Portraitirung er schnell eine solche Treffsicherheit erlangte, daß er sogar für Geld zu malen begann. Indessen durfte er erst nach des Vaters Tode, der ihm ein für seine Begriffe gewiß sehr stattliches Erbtheil von 1500 Gulden hinterlassen hatte, ernstlich an eine regelrechte künstlerische Ausbildung denken. Er ging nach München und besuchte die Akademie, die ihm aber so wenig genügte, daß er zuerst in das Atelier des Portraitmalers Gräfle, eines Schülers von Winterhalter, und dann definitiv in dasjenige Pilotys eintrat. Wie Friedrich Pecht, der Münchener Vasari, erzählt, dachte er gar nicht daran, Portraitmaler zu werden, sondern er wollte das Genre cultiviren, und mit einem Genrebilde, welches eine vor drohendem Gewitter in eine Feldcapelle geflüchtete Bauernfamilie darstellte, debütirte er auch im Jahre 1857. Wie Pecht erzählt, machte dieses und einige andere Genrebilder, die übrigens eine geringe Geschicklichkeit in der Composition verriethen, gleichwohl „durch die gänzlich neue, fast abstoßende Kühnheit und Ursprünglichkeit naturalistischer Mache“ großes Aufsehen. Man bemerkte mit Erstaunen einen „ganz und gar eigenthümlichen Farbensinn, welcher Töne in der Natur sah, auf seine Palette übertrug, die, so echt sie auch erschienen, doch bisher kein Mensch wahrgenommen, die alle Welt frappirten“.

Im Jahre 1858 begleitete er Piloty auf seiner Romfahrt und machte während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes eine Anzahl Studien, die er, heimgekehrt, in einem Bilde verwerthete, welches wiederum mit großer coloristischer Bravour das durch eine bunte Staffage belebte Forum Romanum unter der Gluth der Mittagssonne darstellt. Auch hier trat sein kräftiger Realismus in entschiedenen Gegensatz zu der romantischen Auffassungsweise, die sich in italienischen Landschaften deutscher Maler bis dahin fast ausschließlich geltend gemacht hatte. Im Colorit zeigte sich jedoch bereits eine ausgesprochene Vorliebe für schwärzliche Töne, welche seine Gegner wohl zu der Behauptung berechtigte, „er male mit Koth und schattire mit Tinte". Bald darauf betrat er mit dem Portrait eines Arztes auch die Bahn, auf welcher er später seine eigentlichen Erfolge erzielen sollte. Freilich war die Wirkung dieses Portraits, welches alle Zufälligkeiten, Launen und Unzulänglichkeiten der Natur mit photographischer Treue wiedergab, anfangs eine derartige, daß sich fürs erste Niemand dazu hergeben wollte, „mit brauner Sauce übergossen und dem Publikum als Rembrandt servirt zu werden", wie Pecht trotz seines Enthusiasmus für Lenbach ebenso aufrichtig wie witzig bemerkt. Lenbach hatte nämlich inzwischen die Hohlheit und Nichtigkeit Pilotyscher Art erkannt und sich dem Studium der classischen Meister gewidmet, in deren Technik und Auffassungsart er mit großem Fleiße und ebenso großem Scharfsinn eindrang. Es ist für die Schule Pilotys übrigens charakteristisch, daß kein einziger bedeutender Portraitmaler aus ihr hervorgegangen ist. Ein großer Portraitmaler muß auch zugleich ein großer Psychologe und Menschenkenner sein, und das setzt eine geistige Schulung voraus, die nach der ganzen Anlage Pilotys von ihm nicht zu erwarten war. Lenbach ist vielleicht gerade deshalb Münchens bester Portraitmaler geworden, weil er sich im Laufe seiner Entwicklung völlig von der Pilotyschen Art emancipirt hat.

Seine ersten Arbeiten hatten, obgleich sie viele Widersacher fanden, um ihrer ungewöhnlichen Technik willen so viel von sich reden gemacht, daß der erst vierundzwanzigjährige Maler im Jahre 1860 einen Ruf an die Kunstschule in Weimar erhielt, wohin er zugleich mit Arthur v. Ramberg und Böcklin übersiedelte. Die ruhige Lehrthätigkeit behagte jedoch dem in vollster Sturm- und Drangperiode begriffenen Talente nicht lange. Schon nach anderthalb Jahren legte er sein Lehramt nieder und kehrte nach München zurück, wo er sich nunmehr ausschließlich dem Portraitfach widmete. Damit beginnt ein zweiter Abschnitt in seinem Leben.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Musikalische Schattenbilder.

1. Unsere Musikzeitungen.

Wir tadeln wahrlich nicht, um zu tadeln, aber es giebt eben leider so wenig zu loben in unseren musikalischen Zuständen, daß scharfer Tadel die einzige Form ist, welche eine wahrheitsgetreue Schilderung derselben annehmen kann. Das liebenswürdige Völkchen der musikalischen Künstler erscheint bei näherer Betrachtung als ein zusammenhangsloses Gewirr genialischer Individualitäten, die einander nur von ferne ungestört existiren lassen, und selbst das noch selten genug; Verträglichkeit zwischen Musikern, die am selben Orte leben, ist ein so seltenes Ding, daß es als ein wahrhaftiges Wunder verzeichnet wird, wenn zwei Dirigenten derselben Stadt eine gemeinsame Aufführung zuwege bringen. Daß sich Clubbs von Musikern nirgend recht entwickeln können (es müßten denn in Ehrfurcht hinsterbende Jünger, geschart um ihren Meister, sein), daß vielmehr nur allzubald Intrigue, Neid, Concurrenz das gute Einvernehmen stören, ist ja bekannt genug. Eine Solidarität von geistigen Interessen ist unter Musikern ein unbekanntes Ding, ein schöner Traum einzelner überschwänglicher Jünglinge, und was man auch zum Beweise des Gegentheils vorzubringen versuchen mag, es wird schwer halten, Glauben zu finden. Wir haben allerdings einen nach vielen hunderten von Mitgliedern zählenden Verein mit der programmmäßig ausgesprochenen Tendenz, dem Fortschritte der musikalischen Kunst zu dienen. Derselbe erhebt eine stattliche Summe an Mitgliederbeiträgen und veranstaltet bald hier bald da, je nachdem es das Entgegenkommen einer Stadt oder die Municifenz eines Fürsten gestattet, Musikfeste, an denen Novitäten zur Aufführung gelangen. Allein damit hat es auch so ziemlich sein Bewenden. Die Auswahl der Novitäten ist nicht immer eine glückliche, und — wie wäre es auch anders zu erwarten? — nur zu leicht werden Werke angesetzt, deren Autoren sich um den Verein als regelmäßige Besucher, Redner u. s. w. verdient gemacht haben. Jedenfalls steht fest, daß die Schoßkinder dieser Aufführungen schon manches wohlverdiente Fiasco erlebt haben. Im übrigen haben solche Musikfeste für eine große Anzahl von nicht zu fest an die Scholle gebundenen Musikern eine ähnliche Bedeutung wie die Leipziger Messe für die Geschäftsleute vieler Branchen: sie sehen einander einmal wieder, tafeln und zechen wacker zusammen und fahren wieder nach Hause. Die Componisten treffen ihre Verleger (oder die, von denen sie möchten, daß sie es würden), die Virtuosen recommandiren sich den Dirigenten, d. h. also, es sind überwiegend materielle

Interessen, was die Mehrzahl hinführt. Gar oft beehren sich die Herren, die hier an demselben Tische sitzen und aus derselben Flasche trinken, das ganze Jahr über mit dem ehrenfestesten Hasse. Nominell wird freilich auch den allgemeinen Interessen der Kunst eine ausführlichere Berücksichtigung gewidmet, es werden Vorträge gehalten, es wird debattirt u. s. w. Aber man muß ein paar Mal mit erlebt haben, wie erbärmlich schlecht diese Verhandlungen besucht werden! Und was zur Verhandlung kommt, sind zumeist auch nur Anträge auf Verbesserung der materiellen Existenz der Musiker, die ästhetischen oder historischen Vorträge sind extrem parteigefärbt und entbehren meist der eigentlichen wissenschaftlichen Grundlage. Wir müssen daher leider constatiren, daß dieser große Verein, der eine stattliche Reihe Namen von vorzüglichem Klange in seinem Mitgliederverzeichniß aufweist, in keiner Weise das vorstellt, was er wohl vorzustellen geeignet wäre, nämlich eine Art Akademie, welche von großen allgemeinen Gesichtspunkten aus die Vorgänge auf musikalischem Gebiete verfolgte, registrirte und gebührend würdigte, bez., wo es noth thut, Anregungen gäbe, z. B. für die Bearbeitung vernachlässigter Partien der Kunstwissenschaft und der Kunstgeschichte durch Aussetzung von Preisen u. s. w. Es wäre das keineswegs undenkbar, und es würde vielleicht bei einem ernsthaften Versuche dazu mehr herauskommen als bei der Petition an die Staatsregierungen und die Reichsregierung, betreffend die Errichtung musikalischer Hochschulen mit akademischer Organisation. Freilich müßten dann mehr als jetzt die fähigsten Männer ausgelesen und mit schwierigen Arbeiten betraut werden, wie sie zur Zeit an den Vorstand nicht herantreten.

Dies nebenbei. Wir wollten diesmal nicht von musikalischen Vereinen, sondern von Musikzeitungen reden, und da müssen wir gleich wieder von vornherein ein neues Klagelied anstimmen. So wenig es ein staatliches Institut, einen Verein oder eine Gesellschaft giebt, welche den allgemeinen Interessen der Kunst, ihrer lebendigen Fortentwicklung, ihrer Geschichte, ihrer Theorie und Philosophie eingehende Beachtung schenkte, wie vielmehr allüberall ein beschränkter Parteistandpunkt ein Häuflein Musiker und Musikinteressenten zusammenhält, so sind auch unsere Musikzeitungen nichts weiter als Organe von Parteigängern, wo nicht gar einfache Reclame-Unternehmungen der Verleger. Wenn diese so kategorisch ausgesprochene Verurtheilung hart erscheint, so werden wir die Motivirung unseres Urtheils nicht schuldig bleiben; dabei wollen wir es vermeiden, Namen zu nennen, indem wir es für das beste Kriterium der Wahrheit unserer Aufstellungen halten, wenn jedermann ohne Namensnennung sogleich die Zeitung erkennt, die wir meinen.

Zuerst fragt es sich: Was verlangen wir von einer Musikzeitung? was soll sie leisten? Verlangen wir weiter nichts, als daß sie Nachricht bringe von

neu erschienenen Compositionen, von neueinstudirten Opern und von Concertaufführungen, von den Erfolgen der Sänger, Pianisten, Geiger und sonstiger Virtuosen? Verlangen wir nur derartige Notizen ohne Kritik, d. h. ohne Bemerkungen über den Kunstwerth der neuen Werke, über die Berechtigung des Erfolgs der Künstler, so besitzen wir allerdings ein Blatt, welches diese Aufgabe annähernd befriedigend löst. Sein Titel ist dem entsprechend gewählt und verspricht nichts Uebertriebenes. Zufolge dessen ist denn auch diese Musikzeitung die gelesenste von allen, sie ist die gesuchteste für Annoncen, und an kleinen Notizen die reichhaltigste. Was wir daran auszusetzen haben, ist nur die Inconsequenz, daß sie dennoch auch Kritiken bringt, und zwar zunächst Kritiken über einen kleinen Theil der erschienenen Novitäten, nicht etwa nach sorgfältiger Auswahl des besten, sondern wie sich's gerade trifft, gutes und geringes; es ist, als ob die Auswahl durch einen Waisenknaben aus dem Loostopfe getroffen würde; von einem systematischen Verfolgen der gesammten Musikliteratur nach ihren verschiedenen Theilen ist keine Rede. Natürlich läuft auch so mancherlei pro domo mit unter, indem, so oft es der Anstand gestattet, Veröffentlichungen der Verlagshandlung in den Vordergrund gestellt werden; auch hat die Zeitung, wie so ziemlich jede, ihren Specialabgott, dessen Wunsch, für einen ebenso bedeutenden Componisten wie Clavierspieler gehalten zu werden, sie nach Kräften zu verwirklichen sucht. Eine besondere Physiognomie endlich erhält das Blatt noch dadurch, daß seine Localkritiken (für Pleißathen) von einem bösen, bösen Manne geschrieben werden, der leider einen etwas einseitig beschränkten Standpunkt vertritt. Wenn aber ein Blatt berufen wäre, der Allerweltsneuigkeitsbringer in musicalibus zu sein, so gewiß dieses; es müßte nur die Specialkritik völlig bei Seite lassen, da es dieselbe doch nicht im großen mit Consequenz durchführen kann, und sich darauf beschränken, zu registriren. Es brauchte dann seinen Horizont nur noch ein wenig zu erweitern, nämlich indem es auch die bedeutenderen einer Aufzählung würdigen Werke der theoretischen, historiographischen und bibliographischen Musikliteratur des In- und Auslandes berücksichtigte; ohne Zweifel würden die Verleger gar bald ihr Interesse zu wahren wissen, d. h. Exemplare an die Redaction senden, um ihre Publicationen der Welt signalisiren zu lassen.

So bescheiden sind unsere Wünsche! Es dünkt uns ein schöner Traum, ein begehrenswerthes Ziel, daß eine Musikzeitung geschaffen würde, aus der man wenigstens erführe, daß der und der uns wohlbekannte bedeutende Musikschriftsteller ein neues Werk geschrieben, und daß dasselbe in dem und dem Verlage erschienen ist. Es ist traurig aber wahr, daß wir darauf angewiesen sind, durch einen Zufall zu entdecken, daß ein Franzose, ein Engländer, ein Italiener, ein hochbedeutendes Werk vor zehn Jahren veröffentlicht hat. So erbärmlich werden

unsere Musikzeitungen redigirt, so wenig halten sie darauf, mit Verlegern und Sortimentern in Verbindung zu stehen, daß sie es in der Hauptsache darauf ankommen lassen, ob die Verleger nicht durch Inserat in der Zeitung ihre Novitäten empfehlen. Die ausländischen Verleger thun das zumeist nicht, folglich erfahren wir von ihren neuen Verlagsartikeln nichts! Wir haben keine einzige Musikzeitung, welche auch nur annäherungsweise in dieser Richtung ihren Beruf erfüllte, und leider kann uns auch das Abonnement auf ausländische Musikzeitungen das Fehlende nicht ergänzen, da diese — noch schlechter sind als die unsrigen und an Dilettantismus und Unvollständigkeit selbst die Aufzählungen ihrer musikalischen Landesproducte nichts zu wünschen übrig lassen. Es würde selbst dann, wenn man sämmtliche Musikzeitungen Europas hielte und genau studirte, noch keine Vollständigkeit erreicht werden.

Unter diesen Umständen wäre es Wahnsinn, daran zu denken, daß es eine Musikzeitung gäbe, welche gar die wichtigsten und werthvollsten Erscheinungen aus dem Wust von alljährlich mit Noten oder musikalischen Abhandlungen bedrucktem Papier herausfände und eingehender würdigte. Unsinniges Verlangen, daß der überbürdete Redacteur (so überbürdet mit anderen Arbeiten, daß er seiner Zeitung höchstens ein Kaffeestündchen widmet) oder einer seiner vielbeschäftigten Mitarbeiter (Studenten, Schullehrer, Gerichts- oder Postbeamte, die Abends nach dem Concert beim Seidel Bier die Recension in der Bierstube auf eine Postkarte schreiben) die an die Zeitung eingehenden Bücher und größeren Compositionen ernstlich zur Hand nähme und versuchte, den Autor auf seinem Wege zu begleiten und sich in seinen Gedankengang hineinzudenken! Der Mangel guter, ernsthafter Referenten hat schon längst hie und da zu der Praxis geführt, daß die Concertgeber selbst das Referat über ihre Leistungen, und die Autoren die Recensionen ihrer Werke schreiben (wie für die musikalischen Conversationslexika bekanntlich jeder seine eigene Biographie und die Würdigung seiner Verdienste verfaßt); es ist das in zwiefacher Weise vortheilhaft: einmal für den Autokritiker, der seine Schwächen zweifellos am besten kennt und bei jedem neuen Referat an dieselben gemahnt wird, obschon er sich wohl hüten wird, sie dem Publikum allzuoffen preiszugeben; dann aber auch für die Zeitungen, die auf diese Weise niemals einen Autor oder Concertgeber beleidigen, was im andern Falle nur zu leicht geschieht, wenn ein ihnen fern stehender Recensent pietätlos die Stelle berührt, wo er sterblich ist. Wir spotten wohl? Nein, es wäre wirklich und im vollen Ernste in vielen Fällen praktisch, wenn die Zeitungen die Analyse größerer Werke, seien es Compositionen oder Bücher, sich vom Autor selbst erbäten, besonders in Fällen, wo die Verdienstlichkeit und der hohe Werth der Werke außer Frage steht; denn das, was unsere berufsmäßigen Recensenten darüber zu Tage fördern, ist leider oft so klägliches Zeug, zeugt von

so wenig Verständniß der Grundgedanken der besprochenen Werke, daß man ernstlich zweifeln muß, ob sie überhaupt das gelesen haben, worüber sie schreiben, oder etwa nur die Vorrede angesehen und dann ein wenig in dem Buche geblättert. Im Hinblick auf solche handwerksmäßige Schreiberei ist es wahrlich nicht zu bedauern, daß nur ausnahmsweise diese falschen Hohenpriester der Kunst sich dazu versteigen, größeren Werken ausführliche Besprechungen angedeihen zu lassen, sondern sich notorisch lieber mit kleinen Claviersachen, Liedern, allenfalls mit Sonaten, Trios, Quartetten und dergleichen abgeben, Symphonien, Opern, Cantaten aber nur gelegentlich erster Aufführungen besprechen, dann zumeist ohne Kenntnißnahme der Partituren oder auch nur Clavierauszüge die leicht verwischten Eindrücke einmaligen Hörens zu fixiren suchen und ein Urtheil fällen, ehe sie selbst eins gewonnen haben. In neuerer Zeit kommt es öfter vor, daß Musikzeitungen einem lebenden Componisten längere Serien von ausführlichen Artikeln widmen, in denen seine Werke der Reihe nach durchgesprochen werden; leider sind diese Aufsätze aber dann förmliche Apotheosen, in denen nicht allein die Bedeutung des betreffenden Componisten oder Schriftstellers, sondern auch die jedes einzelnen Werkes, ja jedes Themas desselben unnatürlich aufgebauscht wird, wie wir das in einem ziemlich bekannten Blatte kürzlich wiederholt erlebt haben. Das ganze läuft auf eine plumpe Reclame hinaus, deren Grund man nicht recht einsieht.*) Alles in allem stellen sich die Urtheile unserer Musikzeitungen als völlig werthlos heraus, weil man nur in sehr seltenen Fällen in dem Namen des unterzeichneten Kritikers eine Gewähr für eingehende objective Prüfung sehen darf und in noch seltenern Fällen die Kritik selbst so gehaltvoll ist, daß sie etwas Positives leistet. Bloßer Tadel oder bloßes Lob, sei es in noch so kategorischer Form vorgetragen, ist keine Kritik, sondern eine Ansicht; dem Autor aber einen Theil seiner Geistesarbeit nachzuthun und womöglich consequenter zu denken als er, ist nicht jedermanns Sache. Da wir keine Musikzeitung besitzen, welcher auch nur ein fähiger Mensch seine ganze Arbeitskraft widmet (was doch bei ganz armseligen politischen Localblättern der Fall ist), vielmehr eine wie die andere nur ganz nebenbei von einem sonst zur Genüge in Anspruch genommenen Manne redigirt wird, so darf uns die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit dessen, was dabei herauskommt, nicht Wunder nehmen, und vor allem ist es durchaus erklärlich, weshalb diesen Blättern das Interesse für die

*) O doch! Seit es bekannt ist, daß der, welcher hier vor allem gemeint ist, an der Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit seine Rolle ausgespielt hat und den sicherlich dort mit großer Freude begrüßten Entschluß gefaßt hat, in der nächsten Zeit nach dem Eldorado aller Literaten und Kunstjünger sechsten und siebenten Ranges, nach Leipzig, überzusiedeln — seine kürzlich im Gewandhause durchgefallene Symphonie hat er schon als Herold vorausgeschickt —, kann über den Zweck jener Tamtam-Artikel kein Zweifel mehr sein.
D. Red.

theoretische, bibliographische und historiographische Musikliteratur so gut wie ganz abhanden gekommen ist und solcher Werke überhaupt nur ausnahmsweise Erwähnung geschieht, ja, wie gesagt, sogar größere Compositionen eher vernachlässigt werden als kleine, weil sie nicht in fünf Minuten abzuthun sind.

Nur eine einzige Zeitung will ein weißer Rabe sein und sucht gute alte Traditionen aufrecht zu erhalten, indem sie ihr Hauptaugenmerk auf die Geschichte und Theorie der Musik wendet; auch hat sie nicht, wie die andern alle, ihren Special-Fetisch, sie ist aber auch nicht besonders altclassisch-conservativ gesinnt, sondern versucht, sich gewissermaßen universell zu halten. Die Absicht ist gewiß eine gute, aber der Schlußeffect ist nicht viel anders als bei allen übrigen. Diese Zeitung krankt leider in noch höherem Grade als andere an dem Uebel, daß der Redacteur viel zu viel andere Dinge im Kopfe hat und gar nicht daran denken kann, seine Kraft auf die Zeitung zu concentriren. Von einer allgemeinen Uebersicht auch nur über die musikalische Buch-Literatur ist deshalb auch hier nicht die Rede, was umsomehr zu bedauern ist, als die Zeitung eine Anzahl der besten Musikgelehrten zu ihren Mitarbeitern zählt. Wie leicht wäre dem abgeholfen, wenn einer derselben regelmäßig über neue theoretische Werke, einer über bibliographische, einer über ästhetische, einer über allgemeine historische, und eine Anzahl Specialisten über biographische Werke referirte! Der Redacteur könnte sich eins dieser Gebiete reserviren oder auch nur die Fäden in der Hand halten und vor allem darüber wachen, daß keine nennenswerthe Novität dem Auge der Zeitung entginge. Wie die Dinge heute stehen, bringt jeder Mitarbeiter, was ihm gerade in den Weg läuft, bald einen eigenen Essay, bald eine Besprechung eines Buches, das zufällig seine Aufmerksamkeit erweckt hat, und von einer systematischen Verfolgung, von einer Vollständigkeit ist auch nicht annähernd die Rede. Besprechungen von Concerten bringt das Blatt eigentlich gar nicht, nur aus einer Stadt wird inconsequenterweise berichtet. Compositionen werden in keiner Weise regelmäßig besprochen, aber alle paar Nummern werden doch einmal einige Hefte Clavierstücke oder dergleichen vorgenommen. Eigentliche Nachrichten aber über Engagements, Vacanzen, neu auftauchende Größen, neu einstudirte Opern und Aufführungen bemerkenswerther Werke bringt die Zeitung principiell nicht, ist also in dieser Beziehung das vollendete Gegenbild der von uns oben näher charakterisirten Depeschen-Zeitung. Die beiden könnten einander recht gut soweit ergänzen, daß noch ein ausreichendes Gebiet für eine dritte Zeitung übrig bliebe, die es sich angelegen sein ließe, die praktische Musikliteratur gewissenhaft und systematisch im Auge zu behalten und durch eine Anzahl tüchtiger Männer, etwa nach den Fächern des Hofmeisterschen Monatsanzeigers eingetheilt, behandeln zu lassen. Allein dadurch, daß jede Zeitung von allem etwas leisten will, leistet sie auf keinem Gebiete Genügendes,

und die eben geschilderte ist daher bekannt als besonders trocken, weil sie keine Neuigkeit meldet, Annoncen außer denen der Verlags- und der Druckfirma so gut wie gar nicht hat und ihrer Specialtendenz allzu unvollkommen Genüge leistet. Wäre sie nur wenigstens nicht allzusehr die Ablagerungsstätte für die Abfälle von den historischen Arbeiten ihres Redacteurs, dann würde sie gewiß auch etwas mehr Leser haben, als sie heute hat.

Auf den beiden Extremen haben wir nicht viel Gutes gefunden; weder die Zeitung, welche etwa Wolffs Telegraphen-Bureau zu vergleichen wäre, noch die programmmäßige Vertreterin der Wissenschaft, die nicht dem Tage, sondern dem Jahrhundert leben will, wird ihrer Aufgabe gerecht, keine ist consequent in der Beschränkung auf ihre Aufgabe, sondern jede pfuscht etwas hinüber in das Gebiet der nicht existirenden dritten. Vielleicht giebt es in der Mitte zwischen beiden etwas besseres?

Leider finden wir in der Mitte, was wir zu finden von vornherein fürchten mußten: die echte — Mittelmäßigkeit! Die Unmöglichkeit, alles zu leisten, was wir oben als eine vollgenügende Aufgabe für drei verschiedene Arten von Zeitungen hingestellt haben, hat hier dazu geführt, von allem etwas, d. h. von allem gleich wenig zu bringen. Hier wird dann und wann ein Buch, eine Symphonie, eine Oper besprochen, es werden Concertprogramme registrirt, Engagements, Ernennungen, Ordensverleihungen signalisirt, Novitäten angezeigt u. s. w. Das meiste besorgt der Herr Redacteur selber, der auch ganz der Mann dazu ist, non multum sed multa zu leisten. Wir haben da z. B. eine Zeitung, begründet von einem unserer poetischsten Tonkünstler und wahrhaft genial einige Jahre geleitet; heute ist sie in den Händen eines Charlatans, dessen künstlerische Impotenz allzu bekannt ist, als daß man bei seinen Versuchen, sich selbst durch das von ihm hinter der Gardine redigirte Blatt zum bedeutenden Manne zu stempeln, etwas anderes empfinden könnte als Mitleid. Als würdige Adjutanten assistiren ihm einige ständige Mitarbeiter von so kläglich alltäglicher, engherziger, einer poetischen Regung total unfähiger Gemüthsart und so geringer geistiger Capacität, daß alles, was einiges Nachdenken und einen freien Blick erfordert, ihren Horizont übersteigt. Drollig genug ist freilich die Complication, daß die Zeitung der neudeutschen Richtung huldigt und daher ihre Mitarbeiter sich in der unbequemen Lage befinden, immer mit einem Beine jenseits der Berge zu stehen, die ihren Horizont begrenzen. Zum Glück für die Armen sind das „Zerbrechen der Form“ durch den Meister und die Formlosigkeit unfähiger Nachahmer für die blindgläubigen musikalischen Fortschrittler schwer unterscheidbare Dinge, und es ist für die Kritiker daher ziemlich bequem, hier wie dort der Prüfung der Form überhoben zu sein und sich in emphatischen Phrasen über den Inhalt ergehen zu dürfen. Die Zeitung führt ein beschauliches Still-

leben im Kreise ihrer Lieben und zehrt von der Erinnerung an eine bessere Vergangenheit. — Ein anderes Blatt wird von einem verbissenen und gehässigen, Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennenden Barbaren redigirt und hat seinen Schwerpunkt in einer möglichst gepfefferten Localkritik und schmähsüchtigen Briefkastennotizen; Scandal ist seine Freude, und Häkeleien mit andern Blättern sind sein besonderes Vergnügen. Damit verträgt sich's nicht übel, daß das Evangelium von Bayreuth in seinen Leitartikeln gepredigt wird, und zwar von seinen berufensten Aposteln, und es erscheint nicht einmal als Widerspruch, daß auch der artis musicae sermonis Germaniae nunc princeps als Nebensonne verehrt wird. Es versteht sich von selbst, daß von Wissenschaftlichkeit auch hier kein Hauch zu spüren ist und eine objective Würdigung des Guten aller Richtungen durch den einseitigen Verfolg einer Richtung ausgeschlossen ist. — Dieser Zeitung steht in vieler Beziehung eine andere nahe, schon darum, weil diese andere durch einen der ausgesprochensten Bei-Reuter redigirt wird, der zwar auch einigermaßen ein Wütherich ist, besonders wo es gilt, mit Keulen auf die Ungläubigen dreinzuschlagen, übrigens aber ein Mann von vielem Wissen und einer unserer besten Witzköpfe. In Folge dessen hat er auch mit der Zeit sein Blatt etwas in die Höhe gebracht, sodaß es jetzt wenigstens zu den mittelmäßigen gezählt werden kann. Freilich eine Musikzeitung der Art, wie wir sie wünschen und wie sie wirklich noth thut, ist auch sie nicht und wird sie wohl auch nie werden. — Der Rest ist Schweigen. Von dem mystischen Monatsblättchen, in welchem sich der Geist des großen Einen direct oder indirect manifestirt, wollen wir lieber nicht reden; wir haben darauf kürzlich einmal bei anderer Gelegenheit einen Blick geworfen, der uns wenig Erfreuliches enthüllt hat. Wir beneiden die Wagner-Fetischisten nicht um das Glück, in dem Gedanken an die Unübertrefflichkeit und Unerreichbarkeit des Meisters so aufzugehen, daß sie zu einer gewissen Selbstlosigkeit gelangen und von dem wahnsinnigen Versuche abstehen, ihm nachzueifern. Wir wollen ihnen nur wünschen, daß es ihnen gelingt, aus ihrem Kreise Männer fernzuhalten, die sich zwar auf Wagners Namen taufen lassen, aber an seine Unfehlbarkeit nicht glauben. Haben wir es doch einmal mit angehört, wie der Vorsitzende eines Wagner-Vereins auf den anwesenden Meister eine sinnvolle Rede hielt, in welcher er die Hoffnung aussprach, „daß Wagner wohl mit seinen Ideen mit der Zeit im allgemeinen Recht behalten werde". Er sprach seine ehrliche Ueberzeugung aus, die gewiß viele Anwesende theilten; aber über den Meister und seine Jünger goß er einen Topf mit kaltem Wasser aus.*)

*) Eine Musikzeitung hat der Verfasser dieses Aufsatzes nicht mit berührt: die eines bekannten Leipziger Localblattes. Dieses Blatt hat nämlich zwei, unter besonderer, von der Hauptredaction unabhängiger Nebenredaction stehende Abtheilungen: eine vortrefflich

Wir haben nichts weiter hinzuzufügen. Daß wir keine einzige Musikzeitung haben, die dem Interesse ihrer Leser gerecht würde, in Bezug auf die Fortentwicklung der Kunst und ihrer Wissenschaft au courant zu bleiben, meinen wir zur Genüge betont zu haben. Da wir nicht vom Katheder reden, sondern in langjährigen intimen Beziehungen unsere Erfahrungen gemacht haben, so fürchten wir den Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht. Das Betrübendste ist die Unzuverlässigkeit der über Bücher und Compositionen ausgesprochenen Urtheile. Leute, die noch in den Kinderschuhen stecken und sich kaum verständlich deutsch ausdrücken können, urtheilen über Werke und Leistungen; Compositionen werden gelobt oder getadelt je nach dem Namen des Verfassers oder Verlegers, die unbedeutendsten Nichtigkeiten werden als Meisterwerke angepriesen und hochbedeutende Novitäten todtgeschwiegen oder mit Achselzucken abgefertigt; gegen verdiente Männer wird agitirt, und Nichtwisser und Abschreiber werden in den Vordergrund geschoben. Diese Zustände sind höchst bedauerlich, und es wäre unbegreiflich, wie diese Zeitungen überhaupt Abonnenten finden, wenn nicht die meisten einen prononcirten Parteistandpunkt einnähmen, der ihnen einen kleinen Leserkreis sichert, und wenn nicht das Bedürfniß der Menge, einen Führer durch die neue Musikliteratur zu haben, Ursache würde, in Ermangelung eines guten sich einem schlechten anzuvertrauen. Rentabel für den Verleger ist übrigens wohl mit Ausnahme des zuerst geschilderten Blattes kein einziges, da die Abonnentenzahl bei allen nur eine sehr kleine ist.

* T *

Zur Finanz-, Schifffahrts- und Eisenbahnfrage in den Vereinigten Staaten.

Am 1. December 1879 ist bekanntlich der 46. Congreß der Vereinigten Staaten, in welchem die demokratische Partei noch immer in beiden Häusern, im Senat wie im Repräsentantenhause, eine geringe Mehrheit hat, zu seiner

---

redigirte volkswirthschaftliche und — eine musikalische Abtheilung. Ueber die letztere ließe sich ein Lied singen; sie ist jedenfalls das Tollste, was gebildeten Lesern in diesem Genre zugemuthet werden kann. Es ist längst ein stiller Wunsch der „Grenzboten" gewesen, ihren Lesern von dem Leiter dieser musikalischen Abtheilung — einer der größten Zierden der Leipziger Universität und des „königlichen" Conservatoriums der Musik in Leipzig, einem der gelehrtesten Musikhistoriker, der berühmtesten „Clavierpädagogen" und zugleich der geschmackvollsten Stilisten Deutschlands — an der Hand seiner eignen autobiographischen und sonstigen Schriften einmal ein getreues Conterfei vorzuführen. Vielleicht wird's nächstens.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.
D. Red.

ersten ordentlichen Sitzung in Washington City zusammengetreten. In der üblichen Jahresbotschaft, die Präsident Hayes an die Vertreter des amerikanischen Volkes richtete, wies er zunächst auf „das ungewöhnliche Maß des nationalen Wohlstandes“ hin, welcher gegenwärtig in den Vereinigten Staaten herrscht, und ging dann sofort auf die finanziellen Operationen, die seit seiner letzten Botschaft an den Congreß von der Regierung im Interesse des Landes vorgenommen sind, mit folgenden Worten ein: „Ich wünsche dem Congresse Glück zu der erfolgreichen Ausführung des Gesetzes, welches die Wiederaufnahme der Baarzahlung bestimmt. Zu der festgesetzten Zeit (1. Januar 1879) und in der im Gesetze vorgesehenen Art und Weise wurde mit der Einlösung der Vereinigten-Staaten-Noten in Münze (coin) der Anfang gemacht. Seit dem letzten Januar sind diese Noten auf Präsentation prompt eingelöst worden und in allen Theilen des Landes als Aequivalent von Münze angenommen und ausgezahlt. Die Anforderungen an das Schatzamt für Gold und Silber im Umtausch für Vereinigte-Staaten-Noten waren verhältnißmäßig gering, und das freiwillige Depositum von Münze und Barren (bullion) im Umtausch für Noten war sehr bedeutend. Der Ueberschuß des Werthes der Edelmetalle, die deponirt oder gegen Vereinigte-Staaten-Noten umgetauscht wurden, über den Betrag der Noten beläuft sich auf ungefähr 40000000 Dollars. Der Wiederaufnahme der Baarzahlungen folgte eine große Wiederbelebung des Geschäfts. Mit einem Courant (currency), das dem Gelde der Handelswelt gleichwerthig ist, sind wir im Stande, die Concurrenz im Handel und in der Production mit anderen Nationen unter gleichen Verhältnissen aufzunehmen. Die wachsende Nachfrage im Auslande nach unseren Fabrikaten und Ackerbauproducten hat eine bedeutende Handelsbilanz zu unseren Gunsten ergeben, die, in Gold bezahlt, vom 1. Juli bis zum 15. November 1879 ungefähr 59000000 Dollars betrug. Seit der Wiederaufnahme der Baarzahlungen hat sich eine bedeutende und befriedigende Besserung des öffentlichen Credits herausgestellt. Die Bonds der Regierung, welche nur 4 Procent Zinsen tragen, sind zu Pari oder darüber in hinreichendem Betrage verkauft, um die ganze öffentliche Schuld, welche unter dem jetzigen Gesetze einlösbar ist, abzubezahlen. Der Betrag der Zinsen, welche jährlich in Folge der Refundirung der Nationalschuld seit dem 1. März 1877 gespart sind, beläuft sich auf 14297177 Doll. Die Bonds wurden meistens in geringen Beträgen verkauft, und die Anzahl unserer Bürger, welche dieselben besitzen, ist größer als je zuvor. Die Höhe der öffentlichen Schuld, welche in weniger als zwei Jahren fällig wird, ist 792121700 Doll., von denen 500000 fünf Procent und die übrigen sechs Procent Zinsen tragen. Man glaubt, daß dieser Theil der öffentlichen Schuld durch die Ausgabe von vierprocentigen Bonds fundirt werden kann, wodurch in Folge der Reduction der Zinsen dem Staatsschatze jährlich ungefähr 11 Millionen Doll. erspart werden würden. Um diese wichtige Reduction der Zinsen, welche von den Vereinigten Staaten zu bezahlen sind, zu sichern, sind weitere Gesetze nothwendig, die der Congreß hoffentlich während der gegenwärtigen Sitzung erlassen wird.“

In dieser Hoffnung wird sich der Präsident voraussichtlich nicht getäuscht sehen, da das günstige Resultat der von ihm angedeuteten und empfohlenen Maßregel so auf der Hand liegt, daß selbst die Demokraten nicht hindernd in den Weg treten werden. Ein hervorragender Führer dieser Partei, Fernando Wood aus New-York, der Vorsitzende des Comités für „Mittel und Wege“ (Ways and Means) im Repräsentantenhause des Congresses, ging sogar noch weiter und brachte am 12. Januar d. J. eine Gesetzesvorlage ein, nach welcher

alle mit mehr als vier Procent verzinslichen Obligationen der Vereinigten Staaten, deren Zahlung im Laufe des Jahres 1881 fällig wird, in $3^1/_2$ procentige, innerhalb 50 Jahren zu amortisirende Obligationen umgewandelt und allmonatlich für mindestens 10 Millionen Doll. fünf- und sechsprocentige Obligationen angekauft werden sollen. Der Finanzminister John Sherman billigt aber diesen Plan in keiner Weise und hat seine Gründe gegen Woods Vorschlag in einem durch die Zeitungen veröffentlichten Briefe an den Bundessenator Morrill ausführlich dargelegt. Er bemerkt namentlich, daß durch den Woodschen Plan der Verkauf der zum Zweck der Wiederaufnahme der Baarzahlung ausgegebenen oder noch auszugebenden Bonds verhindert werden könnte, daß die $3^1/_2$ procentigen Bonds nicht zu Pari verkauft werden würden, und daß auf diese und ähnliche Weise die gegenwärtig so günstigen finanziellen Verhältnisse der Vereinigten Staaten getrübt werden müßten. Diese schwerwiegenden Einwendungen Shermans haben aber nicht zu verhindern vermocht, daß sogar von gewisser Seite Vorschläge gemacht worden sind, sämmtliche, mit mehr als vier Procent verzinslichen Obligationen der nordamerikanischen Union in dreiprocentige zu convertiren.*)

Wie die Botschaft des Präsidenten Hayes weiter angiebt, wurden während des letzten Fiscaljahres 40986912 Doll. in den Münzen der Vereinigten Staaten ausgeprägt. Die Ausprägung der Silberdollars betrug seit der Annahme der dieselbe veranlassenden Congreßacte bis zum 1. November 1879 genau 45000850 Dollars, von denen 12700344 Doll. vom Bundesschatzamte ausgegeben wurden und 32300506 Doll. sich noch am 1. December v. J. im Besitze der Regierung befanden. In Bezug auf die vielbesprochene Doppelwährung läßt sich Präsident Hayes folgendermaßen vernehmen: „Da der Vorschlag gemeinsamer Maßregeln (unity of action) zwischen den Vereinigten Staaten und den hauptsächlichsten Handelsnationen Europas zur Herstellung eines permanenten Werthverhältnisses von Gold und Silber in einem von der ganzen civilisirten Welt anerkannten Gelde noch in der Schwebe ist, so möchte ich dem Congresse anempfehlen, keine neuen Maßnahmen in Bezug auf diesen weitgreifenden Gegenstand zu treffen. Der große Aufschwung des Binnen- und des auswärtigen Handels der Union wird seine eigenen Lehren (its own instructions) mit sich bringen, die wir sehr wohl abwarten können, bevor wir weitere Versuchsmaßregeln hinsichtlich der Währung machen. Dagegen möchte ich dringend die Aufmerksamkeit des Congresses darauf hinlenken, daß dem Finanzminister (John Sherman) die Vollmacht ertheilt werde, die Ausprägung von Silberdollars in dem gegenwärtig durch das Gesetz bestimmten Maße einzustellen. Da der Marktwerth des Silberdollars andauernd und bedeutend (uniformly and largely) niedriger ist als der des Golddollars, so können beide offenbar nicht auf gleichem Werthe erhalten werden, wenn wir beide ohne Beschränkung ausprägen. Wenn das billigere Geld in Circulation gezwungen wird, so wird es bei unbeschränkter Ausprägung bald der einzige Werthmesser (the sole standard of value) werden und auf

*) Wie kürzlich telegraphisch gemeldet wurde, erklärte in der am 11. Februar d. J. abgehaltenen Sitzung des Finanzausschusses des Repräsentantenhauses in Washington City der Finanzsecretär Sherman, daß er, obwohl er die Ausgabe vierprocentiger Obligationen zu Amortisationszwecken im allgemeinen befürworte, doch die Möglichkeit anerkenne, Obligationen al pari zu einem niedrigern Zinsfuße zu negociiren; und am 13. Februar berieth das Cabinet des Präsidenten Hayes den Gesetzentwurf, die Ausgabe $3^1/_2$ procentiger Fundirungs-Obligationen betreffend, und beschloß, das Gesetz, sobald es vom Congresse angenommen sein werde, bestmöglichst in Anwendung zu bringen.

solche Weise den angestrebten Zweck vereiteln, der in einem Courant von beiden Metallen (Gold und Silber) besteht, welches, Dollar gegen Dollar, gleichwerthig mit dem allgemein anerkannten Gelde der Welt sein soll."

Die im Congresse stark vertretenen Freunde des Silbers werden der von Hayes angerathenen Einschränkung der Ausprägung des Silberdollars heftige Opposition machen; auch dürfte der Vorschlag des Präsidenten, der die sogenannten „Greenbacks" oder „Legal-Tendernoten" aus dem Verkehr zurückziehen will, um dadurch zu einem sichern und festen Courant (a safe and stable currency) zu gelangen, stark bekämpft werden. Die Creirung dieses Papiergeldes mit Zwangscurs steht nämlich mit den ausdrücklichen Bestimmungen der Verfassung der Vereinigten Staaten in gewisser Beziehung in Widerspruch. Die Sache hängt ungefähr folgendermaßen zusammen: In den schweren Zeiten des Bürgerkrieges kam am 25. Februar 1862 durch den Congreß ein Gesetz zu Stande, wodurch Vereinigte-Staaten-Noten in Abschnitten von nicht weniger als 5 Doll. geschaffen wurden. Diese Noten (die erwähnten „Greenbacks") wurden in der ganzen Union als gesetzliches Zahlungsmittel (legal tender) erklärt, nur die Zahlung der Zölle an die Vereinigte-Staaten-Regierung und der Zinsen der öffentlichen Schuld durch diese Regierung sollte noch fortan in Münze, d. h. Gold, erfolgen. Das gedachte Gesetz gestattete, die Legal-Tendernoten in Beträgen von 50 Doll. und darüber in 6 Procent Stocks umzuwandeln, und zu diesem Behufe, sowie zur Fundirung der sonstigen schwebenden Schuld, wurde die Ausgabe von 500 Millionen Doll. Bonds zu 6 Procent, frühestens nach 5 und spätestens nach 20 Jahren (also im Jahre 1882) zahlbar, angeordnet. In der Börsensprache nannte man diese Bonds deshalb Fünf-Zwanziger. Das Gesetz vom 25. Februar 1862 war aber auch das erste, welches die Legal-Tendernoten der Vereinigten Staaten von jeder Besteuerung durch einzelne Gemeinden, Counties und Einzelstaaten der Union frei erklärte. Angefochten durch mehrere dieser Körperschaften als ein Eingriff in ihr durch die Bundesconstitution verbürgtes Besteuerungsrecht, wurde diese Bestimmung durch den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten dennoch als giltig erklärt, weil eben nach der Constitution der Congreß für die allgemeine Wohlfahrt vorzusorgen habe und hierin durch nichts beschränkt sei — wohl eine etwas gewagte Lehre.*) So dachten und denken viele gutgesinnte, unionstreue Bürger der Vereinigten Staaten; auch Präsident Hayes scheint dieser Ansicht zu sein, wenn er in seiner Botschaft die Einziehung der Legal-Tendernoten mit folgenden Worten empfiehlt: „Ich hege die feste Ueberzeugung, daß die Ausgabe von Papiergeld mit Zwangscurs, die einzig und allein auf der Autorität und dem Credite der Bundesregierung beruht, außer im äußersten Nothfalle (in extreme emergency) durch die Constitution nicht gerechtfertigt und eine Verletzung gesunder Finanzprincipien ist. Die Ausgabe der Vereinigten-Staaten-Noten während des Bürgerkrieges mit der Eigenschaft als Legal-Tender zwischen Privatpersonen war nicht autorisirt, außer als ein Mittel, die Union vor der höchsten Gefahr zu bewahren. Die Circulation dieser Noten als Papiergeld für eine lange Zeitperiode nach der Erreichung des Zwecks lag nicht in der Absicht derjenigen, welche das Gesetz erließen, unter dem sie ausgegeben wurden. Sie erwarteten vielmehr die Einlösung und Zurückziehung dieser Noten sobald als möglich, nachdem der Zweck erreicht war, für welchen sie vorgesehen wurden.

*) Vergl. C. v. Hock: „Die Finanzen und die Finanzgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" S. 447 fg.

Seit der Annahme der Bundesverfassung ist es stets die Politik der Vereinigten Staaten gewesen, die Creirung einer Nationalschuld zu vermeiden, und wenn in Kriegszeiten Schulden gemacht wurden, so sind sie nach Wiederherstellung des Friedens möglichst schnell abgezahlt worden. Unter diesem Gesichtspunkte und aus diesem Grunde empfehle ich, daß die bestehenden Gesetze zur Ansammlung eines Schuldentilgungs-Fonds, der zur Löschung der Nationalschuld innerhalb eines festgesetzten Zeitraums genügend ist, beibehalten werden."

Verschiedene amerikanische Blätter, denen auch einige europäische Zeitungen nachfolgten, meldeten, Präsident Hayes sei, als er von der heftigen Opposition hörte, auf die sein Vorschlag betreffs der Legal-Tendernoten auch bei vielen Mitgliedern der republikanischen Partei stoßen würde, in seiner durch die Botschaft kundgegebenen Ansicht schwankend geworden. Allein dies ist nicht richtig; Hayes schrieb vielmehr am 4. December v. J. an ein ihm befreundetes Congreßmitglied folgenden Brief: „Sie wünschen hinreichend Geld und einen niedrigen Zinsfuß; zur selben Zeit verlangen Sie, daß das Geld gut sei. Sie können diesen Zustand der Dinge nur haben, wenn Zutrauen in die Beständigkeit des Courants (in the stability of the currency) herrscht. Das Kapital wird nicht dorthin gehen, wo Unsicherheit darüber herrscht, in welchem Gelde Schulden den nächsten Monat oder das nächste Jahr bezahlt werden sollen. Wenn die Legal-Tendernoten als Zahlungsmittel von Schulden von der ungewissen Beschlußnahme des Congresses abhängen, wird stets Mangel an Vertrauen obwalten. Das einzige verfassungsmäßige Zahlungsmittel (the only constitutional legal tender) ist Gold und Silber. Sobald man davon abweicht, schwindet das Vertrauen. In der ganzen Welt glaubt man gegenwärtig, daß Geldanlagen (investments) in Amerika Aussicht auf Gewinn haben. In guten Zeiten soll man sich für schwere Zeiten vorbereiten, in guten Zeiten Schulden abtragen. Die Legal-Tendernoten aber sind Schulden. Mögen sie mit dem harten Gelde (coin), das sich im Bundesschatze befindet und von auswärts zu uns kommt, bezahlt werden, das circulirende Geld wird dadurch wenig oder gar nicht verringert werden. Eine gesunde Finanzpolitik wird uns Geld aus allen Handelsnationen der Welt zuführen. Steuern wir unser Staatsschiff in der rechten Richtung. Durch eine gesunde Finanzpolitik haben wir gute Zeiten bekommen; dieselbe Politik wird fortfahren, uns gute Zeiten zu bringen." Selbst Präsident Lincoln, meint die New-York Tribune mit Bezug auf diesen Brief, hat in kürzeren Worten niemals eine größere Wahrheit gesagt. Ueberdies befindet sich Präsident Hayes in der vorliegenden Frage nicht im Widerspruch mit dem Finanzminister Sherman. Hayes weist klar und bestimmt auf das Ziel hin, das eine kluge und umsichtige Regierung erstreben soll; Sherman bezeichnet den ersten Schritt zu diesem Ziele, indem er in seinem letzten Jahresbericht unter den augenblicklichen günstigen Umständen eine Reducirung der Greenback-Circulation auf 300 000 000 Doll. anräth, welche Summe ursprünglich in dem die Wiederaufnahme der Baarzahlung bestimmenden Gesetze festgesetzt war. Um die Beibehaltung dieses Papiergeldes zu ermöglichen, ohne die klaren Bestimmungen der Constitution zu verletzen, wünscht Sherman, daß den Greenbacks der Charakter eines „Legal-Tenders", d. h. eines Geldes mit Zwangscurs, genommen werde, und daß man sie als einfache Zahlungsversprechen der Vereinigten Staaten cursiren lasse. Einer Ausgabe solcher Noten seitens der Bundesregierung steht seiner Ansicht nach kein constitutionelles Hinderniß im Wege, und er will, daß ihr Pari-Werth, wie der aller anderen in der Handelswelt cursirenden Zahlungsversprechen, nur allein durch eine prompte Honorirung aufrecht erhalten werde.

Fast ganz einverstanden mit dem Präsidenten Hayes ist auch der demokratische Bundessenator Bayard von Delaware, der überhaupt zu den besten und patriotischsten Mitgliedern der demokratischen Partei zählt. Bayard steht aber mit seiner Ansicht unter seinen Parteigenossen bis jetzt ziemlich isolirt da, und von den republikanischen Bundessenatoren sind viele, und zwar sehr hervorragende, wie z. B. Conkling, Hamlin, Booth, Mc Millan, Kirkwood, Logan und Carpenter, bis jetzt entschieden gegen die von Hayes proponirte Einlösung der Legal-Tendernoten. Unter solchen Umständen erscheint es demnach zweifelhaft, ob der Hayessche Vorschlag von dem gegenwärtigen Congreß angenommen werden wird, obschon die Geschäftswelt in Amerika sich durch Petitionen und in anderer Weise vielfach und warm für denselben ausgesprochen hat. Auch hielt der in Finanzsachen wohlbewanderte Abgeordnete Chittenden am 20. Januar d. J. im Repräsentantenhause zu Washington City eine höchst wirkungsvolle Rede zu Gunsten des Hayesschen Vorschlags, in welcher er die Greenbacks ihres Charakters als Zwangsgeld bis zum 1. Juli d. J. entkleidet und dann baldmöglichst zerstört wissen wollte; auch empfahl er dringend, fernerhin keine Silberdollars mehr auszuprägen. Es ist schwer, sich schon jetzt über das endliche Schicksal der Legal-Tendernoten auszusprechen, da bei dieser Frage, mit Hinsicht auf die bevorstehende Präsidentenwahl, nicht finanzielle Gründe allein, sondern ebenso sehr politische Rücksichten in die Wage fallen. —

Außer der finanziellen Frage wird sich wahrscheinlich die nationale Gesetzgebung der Vereinigten Staaten auch mit der Revision derjenigen Gesetze zu beschäftigen haben, welche sich auf die amerikanische Kauffahrteischifffahrt beziehen. Diese Gesetze, die vorzugsweise zu Gunsten von amerikanischen Holz- und Eisenhändlern gemacht erscheinen, haben nämlich keineswegs zur Hebung der Rhederei in der Union beigetragen, sie haben dieselbe vielmehr fast ganz zum Stillstand gebracht. Es gab eine Zeit, so klagte kürzlich die bekanntlich stark schutzzöllnerisch gesinnte New-York Tribune, wo amerikanische Schiffe vier Fünftel der Waaren des auswärtigen Handels der Vereinigten Staaten führten. Aber wie steht das jetzt? Im Jahre 1878 waren es von der Einfuhr nur 23, von der Ausfuhr gar nur 17 Procent. Das ist gewiß für die amerikanische Handelsmarine ein außerordentlich beklagenswerther Zustand. Die eigenthümlichste Thatsache ist aber die, daß amerikanische Schiffe jetzt wirklich weit weniger Fracht führen als vor 25 Jahren. Der Handel selbst hat von einem Total von 641 000 000 Doll. im Jahre 1856 sich jetzt fast verdoppelt; er stieg auf 1 183 000 000 Doll. im letzten Geschäftsjahre, aber amerikanische Schiffe trugen im Jahre 1856 Waaren im Werthe von 482 000 000 Doll., im Jahre 1878/79 jedoch nur von 272 000 000 Doll. Der Handel der Vereinigten Staaten wächst mit jedem Jahre, die amerikanische Handelsmarine dagegen schrumpft mit jedem Jahre mehr zusammen. Diese unleugbare Thatsache scheint dem sonst so verdienstvollen Vorsitzenden des „Centralvereins für Handelsgeographie" in Berlin, Herrn Dr. Jannasch, vollkommen unbekannt gewesen zu sein, als er in der Sitzung des genannten Vereins vom 22. Januar d. J. hervorhob, die „Handelsmarine von Amerika" (soll doch wohl heißen: der Vereinigten Staaten) habe „erheblich zugenommen". Das Zurückgehen der Rhederei und der Handelsmarine ist eben die düstere Schattenseite von dem sonst so blühenden Handelsverkehr der nordamerikanischen Union mit dem Auslande. Der Bundessenator Beck hat deshalb bereits im Senate zu Washington City einen Antrag eingebracht, welcher die Aufhebung derjenigen Gesetze bezweckt, die den Amerikanern den Ankauf von im Auslande gebauten Schiffen erschweren oder geradezu verbieten;

und der Abgeordnete Morse reichte im Repräsentantenhause zwei Bills ein, die sich auf die Hebung der amerikanischen Rhederei beziehen und die Ernennung einer Commission bezwecken, welche die Basis eines Gegenseitigkeits-Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und den britischen Provinzen feststellen und möglichst bald darüber Bericht erstatten soll. —

Zum Schluß theilen wir noch einen wichtigen, für die Eisenbahnfrage höchst interessanten Beschluß der im December v. J. in Washington City tagenden „Nationalen Handelskammer" (National Board of Trade) mit. In der am 11. December in der genannten Stadt abgehaltenen Sitzung der erwähnten Handelskammer wurde nämlich ein Beschluß des Inhalts gefaßt, daß die Versammlung es für wünschenswerth erachtet, den Eisenbahnverkehr zwischen den einzelnen Unionsstaaten durch Bundesgesetze nach folgenden Gesichtspunkten zu regeln:

1) Errichtung einer besonderen Commission oder einer Behörde zur Herbeiführung einer gleichmäßigen und der Oeffentlichkeit zugänglichen Eisenbahn-Verwaltung.

2) Gesetzliche Regulirung der Gleichförmigkeit der Tarife.

3) Oeffentliche Feststellung aller Frachtsätze und Verbot plötzlicher und willkürlicher Abänderungen.

4) Verhinderung der Erpressung durch übertriebene Forderungen und der Begünstigung Einzelner.

Ferner wurde auf Antrag von Randolph aus Chicago beschlossen, dem Congreß in Washington City den Erlaß eines Gesetzes über die Zugrundelegung des Hundertpfundgewicht-Systems bei allen Lieferungen an die Bundesregierung, sowie bei Berechnung von Steuern und Zöllen und der Aufstellung von Statistiken, soweit es den Gegenständen nach anwendbar ist, zu empfehlen. Wie man sieht, macht sich auch in den Vereinigten Staaten im Eisenbahnwesen ein centralisirender Zug geltend.

R. D.

Neue Bücher.

Die Aufnahme in dieses Verzeichniß gilt als Empfehlung. Ausführlichere Anzeige mit Auswahl vorbehalten.

Deutsches Namenbüchlein Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Von Dr. A. F. C. Vilmar, o. Prof. d. Theol. a. d. Universität Marburg. Fünfte Auflage. Marburg, Elwert, 1880.

Spanien von Edmondo de Amicis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. Stuttgart, Metzler, 1880.

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Siebenter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1880.

Ueber Verrottung und Errettung der deutschen Sprache. Von Hans von Wolzogen. Leipzig, E. Schlömp, 1880.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Gefahren der Eisenbahn-Centralisation und ihre Verhütung.

Durch die Beschlüsse des Hauses der Abgeordneten und des Herrenhauses vom December 1879 ist, wie von allen Seiten zugegeben wird, der Uebergang der gesammten Eisenbahnen der preußischen Monarchie in die Verwaltung des Staates angebahnt worden. Daß das Eisenbahnwesen aus den Händen der Privaten genommen und der unmittelbaren Einwirkung der Staatsgewalt unterstellt werde, halten wir für eine mit Nothwendigkeit herannahende Stufe der Entwicklung für das gesammte Eisenbahnwesen des europäischen Continentes. Man beobachtet allerwärts, daß, sobald die Geld- und Unternehmergeschäfte, welche mit dem Neubau von Eisenbahnen verbunden sind, gemacht worden sind und die wirklichen Interessen des Betriebes und der Bewirthschaftung der vorhandenen Bahnlinien in den Vordergrund treten, das Bestreben bemerkbar wird, sich zu größeren Complexen oder Netzen zu erweitern oder sich zu solchen zu vereinigen; es entstehen also Gruppen von Eisenbahnstrecken, welche eine oder mehrere Hauptlinien und sodann eine Anzahl untergeordneter Linien enthalten; die letzteren sind vielfach als Auffauger des Verkehrs für die Hauptlinien von besonderer Wichtigkeit. Eine solche Bahngruppe von einiger Größe bietet eine gewisse Sicherheit gegen Schädigungen durch die Concurrenz von neuen oder Nachbarlinien und gewährleistet also eine gewisse Stabilität des Ertrages. Im weiteren Gange der Entwicklung werden die Gruppen oder Einzelnetze immer größer, und ihre Anzahl wird kleiner. In der sogenannten Gründerzeit, in welcher die Entwicklung eine beschleunigte war, hat sich dieses Drängen zu Fusionirungen besonders lebhaft gezeigt, und es würde durch die darauffolgenden Jahre des Niederganges noch intensiver geworden sein, da die „verkrachten" oder „nothleidenden" Bahnen ohne Zweifel von den benachbarten älteren Privatbahnen um billigen Preis erworben worden wären, wenn der Staat nicht dem allgemeinen Entwicklungsgange vorausgeeilt wäre und die fraglichen Bahnen selbst angekauft hätte. Inzwischen aber ist das Streben nach Vereinigung zu größeren

Gruppen bei den übrigen Privatbahnen noch immer in Wirksamkeit, und bei weiterem Fortschreiten in dieser Richtung würden wir bald dazu gelangen, daß man in Preußen, abgesehen von den Staatsbahnen, nur einige wenige mächtige Eisenbahngesellschaften haben würde. Daß ein solcher Zustand nicht zu wünschen ist, beweist Frankreich, wo es nur 6 größere Eisenbahngesellschaften giebt, wo aber das Eisenbahnwesen sich in vieler Hinsicht nicht so günstig wie in Deutschland entwickelt hat, und wo — was das Wichtigste ist — Regierung und Publikum den Directionen machtlos gegenüberstehen, wenn es diesen gefällt, sich zu ihrem Vortheile gegen den des Publikums zu vereinigen. Sobald eben die Netze zu groß werden und ihre Anzahl zu gering, hört die gegenseitige Concurrenz auf, und alle Vortheile, welche dieselbe zum Beispiel in Deutschland im Gefolge gehabt hat, fallen weg. Bei der fortgesetzten Entwicklung zu immer größeren Gruppen wird also bei einem gewissen Zeitpunkte der Staat selbst am besten die Verwaltung des gesammten vorhandenen Netzes von Eisenbahnen übernehmen. Diese Nothwendigkeit macht sich naturgemäß zuerst und vorzugsweise bei dem reichentwickelten Bahnnetze im Herzen Europas, d. i. in Deutschland, geltend, weil in diesem central gelegenen Netze das Bedürfniß nach energischer einheitlicher Leitung am größten sein muß. Um die Anforderungen des Verkehrs, welche durch die von allen Seiten anschließenden ausländischen Eisenbahnen gestellt werden, zu vereinigen und ihnen möglichst vollständig zu genügen, bedarf es der Leitung durch eine einzige kräftige Hand. Bei den peripherisch gelegenen übrigen Staaten Europas ist dies noch nicht in gleichem Maße erforderlich.

Soviel sei zur Motivirung unseres Standpunktes angeführt, nach welchem wir die Frage, ob sich in Deutschland das Gemeinwesen unter irgend einer Form des gesammten Eisenbahnbetriebes bemächtigen müsse, bejahend beantwortet haben. Wir unterwerfen uns dabei nicht sowohl einem unabwendbaren, wenn auch verhaßten Schreiten der Schicksalsmächte, sondern wir halten diesen Gang der Entwicklung für den richtigen und bei der Wahl der geeigneten Organisationen für einen glückbringenden. Wir werden uns also mit der Frage, ob der Staat das ganze Eisenbahnwesen in seine Verwaltung nehmen soll, nicht weiter beschäftigen, sondern nur mit der, wie das gesammte dem Staate in die Hände fallende Eisenbahnwesen am besten zu organisiren sei. Zunächst wollen wir andeuten, wieviel auf die Wahl einer richtigen Organisation für das nun in den Händen des Staates befindliche Eisenbahnwesen ankommt, und zu wie großen Gefahren eine einseitig centralisirende Handhabung dieses ungeheuren nationalen Hilfsmittels führen kann.

In dem eingangs erwähnten Beschlusse des Hauses der Abgeordneten zeigt sich das Bestreben, erstens „finanzielle Garantien“ zu erlangen, d. h. eine Siche-

rung gegen willkürliche Verwendung der großartigen finanziellen Machtmittel, welche der Staatsregierung in die Hände wachsen. Dies geschieht hauptsächlich durch Festsetzungen über die zu supponirende Größe der Eisenbahnschuld und über den demgemäß jährlich vorweg abzuführenden Betrag der Zinsen 2c. Zweitens haben zwischen der Staatsregierung und dem Abgeordnetenhause Berathungen über die Organisation und die Beschickung eines Eisenbahnrathes und von Bezirkseisenbahnräthen stattgefunden. Durch diese Institutionen will man den Einfluß des Landes und der localen Interessenten auf die Gestaltung und den Betrieb des Eisenbahnwesens sichern. Auf den ersten Punkt wollen wir hier gar nicht eingehen, und der zweite berührt uns nur bis zu einem gewissen Grade. Es ist unsere Absicht nicht, die politische Seite der großen Frage zu beleuchten, sondern die technische, volkswirthschaftliche und sociale.

Die bedenklichste Folge, welche von dem von uns soeben markirten Standpunkte aus eine lediglich centralisirende Verwaltung des Eisenbahnwesens hat, besteht darin, daß erstens der großartige Industriebetrieb, welchen das Eisenbahnwesen in seiner Gesammtheit darstellt, zum directen Staatsbetriebe wird, und daß alle davon abhängigen Menschen und Familien direct vom Staate abhängig, alle dabei beschäftigten Beamten Staatsbeamte werden, und daß zweitens alle Industriebetriebe, welche allein oder doch hauptsächlich für die Eisenbahnen arbeiten, in kurzer Zeit ebenfalls zu reinen Staatsbetrieben werden müssen, ihre Arbeiter und Beamten also dann gleichfalls in directe Abhängigkeit vom Staate kommen. Es werden nicht nur die Werkstätten, welche jetzt bereits von den Eisenbahn-Verwaltungen selbst betrieben werden, vom Staate weiter betrieben werden müssen, sondern auch jene Werke, die hauptsächlich für die Eisenbahnen arbeiten — wie die Fabriken, welche eiserne Brücken, den eisernen Oberbau, also Schienen, Schwellen, Weichen, Drehscheiben, Schiebebühnen 2c., und die Betriebsmittel, wie Wagen, Locomotiven und sonstige Maschinen, liefern —, in Staatsbetrieb übernommen werden müssen. Doch ist auch dies noch nicht alles. Denn da etwa zwei Drittheile der gesammten Eisenproduction durch das Bedürfniß der Eisenbahnen hervorgerufen werden, so daß es kaum ein in der Eisenbranche arbeitendes Werk giebt, welches ohne die Eisenbahnen als Abnehmer existiren könnte, so darf man kühn behaupten: Die gesammte Eisen- und Stahlindustrie vom Eisenstein- und Kohlenbergwerk bis zu den Maschinen-, Wagen- und Locomotivbau-Anstalten müßten in Staatsbetrieb genommen werden. Außerdem giebt es noch eine Menge von einzelnen kleinen Gewerbszweigen, welche sich in der gleichen Lage befinden würden. Denn es ist klar, daß der Staat, sobald er alleiniger oder doch Hauptabnehmer einer Industrie ist, sofort die Preise allein bestimmen wird und muß, und zwar successive immer niedrigere Preise, da er ja im Interesse der

Steuerzahler so wohlfeil als möglich verwalten und bauen soll, sodaß in kurzer Zeit alle Werke, welche nicht unter den allergünstigsten Verhältnissen arbeiten, eingegangen sein werden und nur wenige Zeit später auch die letzten Werke nur dadurch werden erhalten werden können, daß der Staat dieselben selbst in Betrieb nimmt. Dies sind klar zu übersehende und künftig unabwendbar eintretende Consequenzen eines völlig centralisirenden Staatsbahnsystems.

Wir heben diesen Punkt, welcher für einen großen Theil unserer vaterländischen Industrie von einschneidendster Bedeutung ist, aufs angelegentlichste hervor, da derselbe weder in den darauf bezüglichen Landtagsdebatten, noch in der Presse in seiner ganzen Tragweite gewürdigt worden ist. Daß die großen Eisenindustriellen den von uns eventuell prophezeiten Lauf der Dinge gleichfalls voraussehen, geht aus einer wenn auch nur vorübergehend in mehreren Zeitungen aufgetauchten Nachricht hervor, daß mehrere der bedeutendsten Eisenwerkbesitzer Westfalens, unter anderen Krupp in Essen, ihre Werke dem Staate zum Verkauf angeboten hätten. Natürlich: wenn neben den Gußstahlkanonen, den geschmiedeten Panzerplatten der Kriegsschiffe und den Hartgußschalen der Panzercabonnière für die Festungen auch noch der ganze Eisenbahnbedarf vom Staate bestellt wird, dann verschwinden die übrigen Abnehmer, und — die Eisenindustrie wird Staatsindustrie. Was aber, nachdem die größte und wichtigste Industrie an den Staat übergegangen sein wird, von privaten Industriebetrieben noch übrig bleibt, wird nur zu sehr geneigt sein, dem einmal in Bewegung gesetzten großen Strome zu folgen. Die Socialisten dürften sich dann freuen, das Ideal ihrer Wünsche auf dem unblutigen Wege anscheinend völlig organischer Entwicklung verwirklicht zu sehen. Hier droht eine Gefahr für das Volks- und Staatsleben, welche nicht schwarz genug gemalt werden kann. Aber nehmen wir selbst an, daß die Zeiten des socialistischen Staates noch einigermaßen entfernt seien: wohin soll es führen, wie inhaltlos und matt wird der größte und beste Theil unserer Industrie, derjenige, welcher die kernigsten und kräftigsten Arbeiter, die tüchtigsten Techniker und die intelligentesten Unternehmer beschäftigt und nährt, welcher die Initiative, die geistige und körperliche Kraft und die Erfindungsgabe jedes Einzelnen vom obersten Leiter eines Werkes bis zum gemeinen Arbeiter herab immerfort anspornt und wach erhält, welcher dem Einzelnen gestattet, durch besondere Anstrengungen oder Erfindungen reicheren Gewinn zu erwerben — wie inhaltlos und matt würde dieser größte und beste Theil unserer Industrie dahinsiechen, wenn nur ein Unternehmer das Ganze betriebe — und wenn dieser eine selbst der Staat ist. Der Staat kann das massenhafte ihm unterstellte Menschenmaterial nur gleichmäßig und schablonenmäßig behandeln, kann die Eigenthümlichkeiten der Einzelnen nicht genügend berücksichtigen, darf außerordentlichen Gewinn für den Einzelnen nicht zulassen,

darf dem Erfindungsgeiste nur wenig entgegenkommen, weil er sich durch Neuerungen überall leicht selbst Concurrenz und Schwierigkeiten schafft; kurz der Staat entbehrt aller der Mittel, durch welche die Leistungsfähigkeit des Einzelnen nach Qualität und Quantität mit Leichtigkeit vervielfacht werden kann, und welche vor allem die Freude an der eigenen Arbeit und am Leben schaffen.

Die Aussicht für eine solche Entwicklung unserer gesammten Eisenindustrie und mancher anderen kleinen Industrien, wie sie durch einseitige Centralisation unseres Eisenbahnwesens allmählich hervorgerufen werden könnte, scheint uns eine sehr trübe, und die „Verstaatlichung" der Eisenbahnen würde unseres Erachtens ein höchst unheilvoller Weg sein, welchen die Staatsregierung betritt, wenn es nicht Mittel gäbe, um die möglichen nachtheiligen Folgen des reinen Staatsbahnsystems abzuwenden, ohne sich ihrer wesentlichen Vortheile zu begeben.

Wie sich der Staat aller der Vortheile versichern möge, welche die Verwaltung der Bahnen durch den Staat dem Lande bringen soll, als: einfache, klare und zweckmäßige Tarife, zweckmäßige Disposition der Routen, zweckmäßige Fahrpläne, Erleichterung und Verbesserung der internationalen Verkehre, Ueberleitung ausländischer Transporte auf deutsche Bahnen, prompte Anschlüsse für die Schnellverkehre, möglichste Wahrnehmung aller militärischen Bedürfnisse rc., darauf brauchen wir hier nicht einzugehen; mit der Lösung dieser Fragen hat es keine Noth, und geeignete Maßnahmen in dieser Richtung werden ohne Zweifel getroffen werden. Wir wollen hier nur nach denjenigen Einrichtungen suchen, welche bei der zu erwartenden Centralisation das nöthige Gegengewicht abgeben, die Berücksichtigung der landschaftlichen und localen Bedürfnisse wahren und die Individualität der einzelnen Landestheile und eines großen Theiles seiner Bewohner erhalten können. Nach unserer festen Ueberzeugung können nur durch kräftige Mittel der Decentralisation jene angedeuteten großen Gefahren beschworen werden. Diese Decentralisation wird erreicht, wenn man den Grundsatz der Selbstverwaltung kleinerer Abtheilungen, in welche das große Gesammt-Eisenbahnnetz zu theilen ist, zur Anwendung bringt. Ohne eine Zerlegung in Theilnetze und specialisirende Verwaltung nach Theilnetzen dürfte an eine heilsame Lösung der uns beschäftigenden großen Frage kaum zu denken sei.

Es handelt sich also darum: In welche Unterglieder soll die gesammte Verwaltung der Eisenbahnen zerfallen? — Im Anschluß an die politische Eintheilung des Staates würde es am nächsten liegen, daß je eine Provinz eine Eisenbahndirection erhielte, deren Bezirk, soweit thunlich, mit dem Territorium der Provinz zusammenfiele. Dieses Verhältniß böte unvergleichliche Vorzüge, indem den obersten Gliedern der Eisenbahnverwaltung Hauptglieder des Staates mit der berufenen Vertretung ihrer besonderen Interessen und den Organen der

Selbstverwaltung gegenüberstehen würden. Denn offenbar kann am leichtesten eine wirksame und lebendige Wahrnehmung der besonderen Verkehrsinteressen einer Provinz stattfinden, wenn derselben ein Organ der Eisenbahnverwaltung entspricht, welches das in ihrem Territorium gelegene Eisenbahnnetz in allen Beziehungen genau kennt, welches mit den Aussichten für dessen etwaige weitere Ausdehnung, wie überhaupt mit den gesammten Verhältnissen der Provinz völlig vertraut ist, und welches fortdauernd die Verantwortung für die Verwaltung dieses besonderen Theiles des großen Ganzen zu tragen hat. Wie werden sich dagegen die Verhältnisse gestalten, wenn solche selbständige Unterglieder der Eisenbahnverwaltung nicht vorhanden sind, welche ihre Aufmerksamkeit einer bestimmten Provinz fort und fort zuzuwenden haben? Ist die Eisenbahnverwaltung als einheitliches Ganzes durch eine Centralverwaltung, sei es der Gesammtvertretung des Staates, sei es den Vertretungen der einzelnen Provinzen gegenübergestellt und verantwortlich, so müssen unzweifelhaft die provinziellen und localen Wünsche in eine ungünstige Lage kommen; erstens weil die Gesammtvertretung des Staates sich nicht auf diese localen Bestrebungen einlassen darf, denn nur die Vertreter aus der betreffenden Provinz können genügend informirt sein, die übrigen stehen der Sache zu fern und werden nicht gern etwas bewilligen wollen für eine Unternehmung, welche sie nicht näher kennen, da hier die speciellen Verhältnisse allein eine vorzugsweise Berücksichtigung der Ansprüche begründen können; zweitens weil die Centralverwaltung der Eisenbahnen der einzelnen Provinz gegenüber zu mächtig und den kleinen localen Verhältnissen zu weit entrückt sein, weil für dieselbe der Ausweg auch häufig zu nahe liegen würde, die Forderungen von der einen Seite durch diejenigen von einer anderen Seite zum Schweigen zu bringen.

Es ist also in hohem Grade wünschenswerth, daß zur Wahrung der besonderen landschaftlichen (wir meinen damit provinziellen) und localen Interessen provinzielle Eisenbahn-Directionen eingerichtet werden, deren Bezirk sich mit dem Territorium der Provinz deckt, und es ist nur zu untersuchen: 1) ob eine Abgrenzung der Eisenbahn-Directionsbezirke nach den politischen Grenzen einer Provinz durchführbar oder unmöglich sei, und 2) ob eine derartige Größe der Bezirke im allgemeinen eine zweckmäßige sei.

Zu 1) lehrt freilich die Betrachtung einer beliebigen Eisenbahnkarte, daß die provinziellen Grenzen die Bahnlinien fast allerwärts mitten auf der freien Strecke durchschneiden; fast niemals liegen wichtige Städte einer Provinz auf deren Grenze, die Hauptstädte meist im Herzen derselben; es zeigt sich demnach, daß der gesammte Eisenbahnbetrieb in seiner anscheinend naturgemäßen Verwaltung nach Strecken, deren beide Endpunkte wichtige Städte oder Anschlußorte sind, völlig zerrissen werden würde, ein Umstand, der große Bedenken

hervorrufen könnte. Diese Bedenken wären aber nur dann berechtigt, wenn die Verwaltung nach Strecken jetzt noch als die naturgemäße für ein reich mit Eisenbahnen ausgestattetes Land, wie Preußen und Deutschland, angesehen werden könnte. Dem ist jedoch nicht so. Die größten Schwierigkeiten für Betrieb und Verwaltung bieten nämlich — wie jedem Eisenbahnbeamten bekannt und für den Laien leicht einzusehen ist — nicht die freien Strecken der Bahnen, sondern die Bahnhöfe. Der Betrieb der Bahn auf freier Strecke ist ein überaus einfacher im Vergleich mit dem der Bahnhöfe. Ist ein Zug im Bahnhofe abgelassen, so legt er seinen Weg ohne Schwierigkeit nach Vorschrift zurück; es geht, Dank der großen Vollkommenheit der Betriebsmittel, des Schienenoberbaues, einer vorzüglichen Bahnbewachung und -Unterhaltung, endlich einem vorzüglichen Signal- und Meldewesen, gleichsam Alles von selbst. Die Schwierigkeiten beginnen erst wieder, sobald sich der Zug einem neuen Bahnhofe nähert; dann gilt es, besondere Vorsicht zu üben, die Signale zu beobachten, Gefahren auszuweichen, Aufenthalte zu vermeiden, im Bahnhof das Aus- und Einsteigen der Passagiere, das Verladen des Gepäcks zu überwachen, neue Wagen einzuschieben, die Maschine zu wechseln oder Wasser zu nehmen, Rangirbewegungen zum Uebergange auf andere Linien vorzunehmen u. s. w. In den Zusammenlaufspunkten mehrerer Linien vermehren sich die Schwierigkeiten in wachsender Progression; es bedarf dies keiner Ausmalung, jedermann kennt das Treiben auf einem Bahnhofe bei Ankunft und Abgang der Personenzüge. Für die Güterbeförderung liegt aber der Schwerpunkt der Betriebs- und Verwaltungsthätigkeit noch weit mehr in den Bahnhöfen als auf der freien Strecke; die ganze An- und Abfuhr der Güter, die Expedition, die Verladung, das Rangiren geschieht in den Bahnhöfen. Kurz es findet sich, daß vom ganzen Betriebs- und Verwaltungswesen einer Eisenbahn, mit einer einzigen gleich noch zu besprechenden Ausnahme, alle Geschäftszweige entweder an die Bahnhöfe gebunden sind oder sich — wie die Bahnbewachung und Bahnerhaltung — in einer gleichförmigen und gleichwerthigen Weise derart auf die freie Strecke vertheilen, daß es, abgesehen von einigen untergeordneten leicht zu wahrenden Rücksichten, ganz gleichgiltig ist, an welcher Stelle sich zwei Betriebsbezirke trennen. Dagegen muß hervorgehoben werden, daß es in letzter Hinsicht — auf Bahnbewachung und Bahnerhaltung —, wie in jeder anderen nachtheilig ist, wenn in einem Zusammenlaufs- oder Knotenpunkte mehrerer Bahnlinien mehr als eine Verwaltung etablirt ist. Wenn man aber die Eisenbahnverwaltung nach Strecken organisirt, so findet eben diese Trennung der Verwaltungen nothwendig in Zusammenlaufs- oder Knotenpunkten statt; deshalb führen an vielen Orten, und zwar an den größten und wichtigsten, mehr als eine Eisenbahnverwaltung coordinirt das

Commando. Dies wirkt verderblich, die Verwaltungen sind einander nur im Wege und schieben sich gegenseitig die Arbeit und Verantwortung zu.

Der einzige Zweig des Eisenbahnbetriebes also, welcher sich zweckmäßig nur nach Strecken ordnen läßt, ist der eigentliche Zugförderungs- und Fahrdienst. Angenommen, daß die Frage der Stellung der Wagen — Güter- wie Personenwagen — und die Abrechnung hierüber zwischen den einzelnen Verwaltungsbezirken keine besonderen Schwierigkeiten bietet, so handelt es sich hauptsächlich um die Stellung der Locomotiven mit den zugehörigen Führern und Heizern und um die Zugführung und Zugbegleitung durch Zugführer, Packmeister, Schaffner und Bremser, sowie um die oberste Leitung dieses Personals. Es muß jedoch hier der gesammte Fahr- und Maschinenführerdienst, welcher dem Rangiren und Fahren in den Stationen dient, vom eigentlichen Streckenfahrdienst getrennt und durch ein den Bahnhöfen adhärirendes Personal versehen werden; ferner ist der Binnenverkehr der Directionsbezirke auszuscheiden, d. h. der Verkehr auf solchen Strecken, deren beide Endpunkte innerhalb eines Bezirkes liegen; diese haben Zugpersonal und Maschinen, welche dem betreffenden Bezirke angehören. Es bleibt also nur die Leitung des eigentlichen Streckenfahrpersonals und die Stellung der Zugmaschinen für solche Strecken übrig, welche durch die Grenzen der Provinzen geschnitten werden. Da die Bahnzüge in der Regel von großen Städten und Verkehrsmittelpunkten ihren Ausgang nehmen, so finden sich daselbst auch am zweckmäßigsten das Zugpersonal und die nöthigen Maschinen vor. Man könnte zwar an den Grenzen der Bezirke Maschine und Zugpersonal wechseln lassen, wie dies gegenwärtig beim Uebergange von einer Bahnverwaltung auf eine andere häufig stattfindet, auch würde im allgemeinen der Durchmesser einer Provinz vielleicht noch eine hinreichend große Strecke sein, um einen entsprechenden Wechsel des Zugpersonals nicht allzu oft eintreten zu lassen. Allein es kommt hier doch meist nur der halbe Durchmesser in Betracht, da die im Mittelpunkte befindlichen Hauptstädte die Ausgangspunkte sind, und diese Strecken wären jedenfalls zu klein. Andrerseits müßte man die Grenzbahnhöfe der Bezirke ganz neu einrichten, insbesondre durch Erbauung von Locomotivschuppen mit Zubehör, Uebernachtungslocalen 2c. Dies würde aber wegen der Größe der Kosten und aus manchen anderen Gründen nicht möglich sein. Es bleibt sonach nichts anderes übrig, als diesen Streckenfahrdienst eben nach Strecken zu betreiben; dies hindert aber durchaus nicht, die gesammte übrige Verwaltung nach Bahnhöfen zu organisiren. Jenes kann nun so geschehen, daß der Streckenfahrdienst für jede durch eine Grenze geschnittene Strecke zwischen den beiden betheiligten Directionen in der Weise vereinbart wird, daß nur eine derselben die Leitung des Fahrdienstes auf der fraglichen Strecke übernimmt. Es wird also jede Provinz einen Betriebspark

an Zugmaschinen und ein Corps von Maschinen= und Zugpersonal erhalten, durch welche 1) die internen Züge der Provinz, 2) mehrere von Provinz zu Provinz durchgehende Strecken betrieben werden. Andere Strecken derselben Provinz werden in durchgehende Verwaltung (hinsichtlich der Zugförderung) von den Nachbarprovinzen übernommen. Hierüber die nöthigen Vereinbarungen zwischen den Provinzen zu erzielen und die gegenseitige Abrechnung zu bewirken, wird nicht schwierig sein, wenn man bedenkt, wie complicirte Verhältnisse gegenwärtig durch besondere Verträge geordnet werden müssen.

Wir sehen also, daß der Schwerpunkt der Eisenbahnverwaltung und der Ausgangspunkt für die Fortschritte im Betriebswesen heutzutage nicht sowohl im Betriebe der freien Strecke als vielmehr im Betriebe der Bahnhöfe und Zusammenlaufspunkte (Anschlüsse) zu suchen ist, und hieraus folgt wieder, daß einer Abgrenzung der Eisenbahn=Directionsbezirke nach den Grenzen der Provinzen, wodurch die größeren Linien meist in der Mitte und auf freier Strecke zerschnitten werden, in Rücksicht auf den Betrieb der Bahnen nichts im Wege steht. Nur der größere Streckenfahrdienst erfordert eine eigenartige Einrichtung nach Strecken, welche jedoch die Organisation der übrigen Verwaltungszweige nicht mit beeinflußt.

Wir kommen nun zu dem zweiten der oben beregten Punkte: Hat das Territorium einer Provinz im allgemeinen eine zweckentsprechende Größe, um als e i n einheitlicher Bezirk einer Eisenbahndirection zugewiesen zu werden? In der That möchten wir die Frage bejahen. Zu klein ist ein solcher Verwaltungsbereich jedenfalls nicht, aber auch nicht zu groß, wie das Beispiel mehrerer preußischen Eisenbahndirectionen, welche 1000 bis 1500 Kilometer und darüber verwalten, ferner die Reichseisenbahnen in Elsaß=Lothringen, die großherzoglich badischen, königlich würtembergischen und königlich sächsischen Staatsbahnen beweisen, welche sämmtlich einheitliche Staatsbahncomplexe von ähnlicher Größe unter e i n e r Direction vereinigen.

Es wird also nur zu untersuchen sein, auf welchem Wege das Princip der Selbstverwaltung für diese Theilnetze zur Einführung gebracht werden kann. Das zu erstrebende Ziel ist: Entwicklung möglichster Selbstverwaltung für die Eisenbahnen durch die Provinzen, lebendige Theilnahme und Initiative der provinzialen Vertretungen: der Landtage, Kreise und Gemeinden. Wie kann die lebendige Betheiligung dieser Körperschaften hervorgerufen und dauernd erhalten werden? Am vollständigsten jedenfalls dadurch, daß man einer jeden Provinz sämmtliche in derselben befindlichen Bahnen mit allen Einkünften und daran haftenden Schulden und Lasten zum E i g e n t h u m überwiese mit der Verpflichtung, dieselben innerhalb des Rahmens allgemeiner Eisenbahngesetze und mit Unterordnung unter die einzusetzende Central=Eisenbahnbehörde frei nach ihrem

Ermessen zu verwalten, zu bewirthschaften, zu erweitern 2c. Dabei könnten und müßten die provinziellen Eisenbahndirectionen trotzdem Staatsbehörden, d. h. vom Staate eingesetzte, besetzte und besoldete Behörden und überhaupt alle wichtigeren Beamten bis zu einer gewissen unteren Grenze Staatsbeamte sein. Die provinziellen Eisenbahndirectionen sind also dann Behörden, welche vom Staate dazu beauftragt sind, die bezüglichen Eisenbahnnetze nach Wunsch und Interesse der Eigenthümer — d. i. der Provinzen — und gemäß den allgemeinen vom Gesammtstaate ausgehenden Gesetzen und Vorschriften, welche die nöthige Einheitlichkeit und die großen staatlichen, insbesondere auch militärischen Interessen schützen, zu verwalten. Daß die Wünsche der Provinzen ihre genügende Berücksichtigung finden, dafür bürgen deren große Rechte, indem sie den ganzen Betriebs- und Bewirthschaftungsplan, sowie die Neubauten zu genehmigen haben. Die provinziellen Eisenbahndirectionen würden unter dem Eisenbahnamte stehen, als der Centralbehörde, welche die durchgehenden Verkehre und die Tarife ordnet, die gesammtstaatlichen Interessen wahrnimmt und alle Beamten bis zu einer angemessenen Grenze hinab anstellt. Wird eine Einigung über den Betriebs- und Bewirthschaftungsplan zwischen der Vertretung und der Eisenbahndirection einer Provinz nicht erzielt, so stünde dem Eisenbahnamte der Entscheid zu, bei welchem es vorläufig jedenfalls sein Bewenden hätte, sei es, daß die Provinz dadurch endgiltig zufrieden gestellt ist, oder sei es, daß dies nicht stattfindet, in welchem Falle das Eisenbahnamt seine Entscheidung vor der Gesammtvertretung des Staates zu rechtfertigen haben würde.

Wir fügen hier einen weiteren Vorschlag ein, welcher für die von uns geplante Ordnung des Betriebes von großer Wichtigkeit ist, und welcher eine stricte Centralisation in demjenigen Theile des Eisenbahnverkehrs bewirken soll, der derselben am meisten bedarf, wir meinen im durchgehenden Personen-, insbesondere im Eilgutverkehr. Dieser Verkehr verlangt bei weitem die größte Sorgfalt im Vergleich mit allen übrigen Eisenbahnverkehren und die straffste einheitliche, die internationalen Verkehre berücksichtigende Verwaltung und Oberleitung. Er wird daher am besten einer einzigen Behörde, analog der Postverwaltung, übertragen. Dieser Verkehr erhält seinen eigenen Betriebspark an Maschinen, Wagen und Beamten, während die provinzialen Netze verpflichtet werden, auf Verlangen und gegen entsprechende Vergütung die Eilzüge auf den bezeichneten Routen laufen zu lassen und die erforderliche Bedienung der Züge durch Signalisirung 2c. zu leisten. Die Mitbenutzung der Stationsgebäude wird natürlich gleichfalls ausbedungen. Hierdurch werden sowohl die Interessen des großen durchgehenden und internationalen Personenverkehrs am zweckmäßigsten erfüllt, als auch die provinzialen Verwaltungen speciell auf die Gebiete concentrirt, zu denen sie besonders berufen und befähigt sind.

Es scheinen uns keine erheblichen Bedenken vorzuliegen, warum sich eine solche Arbeitstheilung in der Verwaltung der Eisenbahnen, wie sie im Vorhergehenden kurz skizzirt ist, nicht herstellen lassen sollte. Dieselbe würde, wie wir glauben, von den segensreichsten Folgen sein für die Entwicklung der localen Verkehrsbedürfnisse nnd für eine lebendige Theilnahme in allen Theilen des Landes und der Bevölkerung an diesem wichtigen Gegenstande, ohne daß darum diejenigen Betriebszweige, welche eine streng centralisirende Behandlung erfordern, wie die Ordnung der durchgehenden Personen- und Güterverkehre und die Tarife, im geringsten dabei zu leiden brauchen; im Gegentheile sollen auch in dieser Richtung die bedeutendsten Fortschritte erzielt werden. Freilich wird uns ohne Zweifel vorgeworfen werden, daß durch Verwirklichung unserer Vorschläge allzu verwickelte Verhältnisse zwischen den betheiligten Verwaltungen und Körperschaften entstehen würden, daß die Abgrenzung der Competenzen der Einzelnen schwierig sei. Ganz leicht wird die zu lösende Aufgabe allerdings nicht sein, aber jedenfalls nicht schwieriger als die bereits gelöste Aufgabe der Ordnung unserer gegenwärtigen Verhältnisse. Auf gegenseitigen guten Willen und einen vorurtheilsfreien Blick der Betheiligten muß man natürlich immer bis zu einem gewissen Grade rechnen dürfen; andrerseits ist es ja das Wesen der Selbstverwaltung, daß sie etwas verwickeltere Verhältnisse schafft als die reine Centralisation; dafür begünstigt sie aber die Individualisirung und schafft Leben und Interesse.

Es bleibt noch die Frage zu erörtern, ob jede Provinz ihren eigenen Wagenpark haben soll, oder ob es nicht zweckmäßiger sei, den gesammten Betriebspark der Eisenbahnen in der Hand eines einzigen Besitzers zu vereinigen, welcher dieselben nur immer dahin dirigirt, wo sie am nothwendigsten sind, welcher wegnimmt, wo zuviel ist, und hinbringt, wo Mangel ist, wobei jedoch möglichst auf Beförderung unbeladener Wagen Rücksicht zu nehmen wäre. Die Vortheile, welche die letztere Betriebsart bieten könnte, werden vielfach überschätzt, ihre Nachtheile aber unterschätzt. Es wäre gewiß unthunlich, vom Centralpunkte, etwa von Berlin aus täglich die Vertheilung der Wagen nach dem angemeldeten Bedürfnisse vorzunehmen; diese Vertheilung geschieht am besten durch den Ausgleich zwischen kleineren Gebieten, denen ein gewisser Wagenpark eigenthümlich zugehört, also zwischen den Provinzen. Es hat durchaus keine Nachtheile, wenn für die Benutzung der Wagen eines andern Besitzers Miethe bezahlt werden muß; dies wird sogar zu einer möglichst vollständigen Ausnutzung des Betriebsmaterials anspornen. Für eine genügende Controle und Reparatur des Wagenparks ist aber gleichfalls die Vertheilung auf kleinere Bezirke günstiger. Hierüber sind die treffenden Bemerkungen des Eisenbahndirectors

Ramsauer in seinem Aufsatze: „Die Reichseisenbahnfrage“ (2. Auflage, Oldenburg) sehr zu beherzigen.

Auf die Frage der Secundärbahnen, welche heute fast ebenso im Vordergrunde des Tagesinteresses steht wie die der Hauptbahnen, im Folgenden etwas näher einzugehen, wird um so gerechtfertigter sein, als eine kräftige Förderung der ersteren ohne eine principielle Lösung der letzteren wohl nicht möglich ist. Der größte Theil der wünschenswerthen Secundärbahnen wird für sich voraussichtlich keine genügende Rente einbringen, wohl aber dürfte die Anlage sehr vieler Secundärbahnen noch als rentabel erscheinen, wenn man sie als Zubringer und Aufsauger des Verkehrs für die großen Netze betrachtet, deren Einnahmen dadurch erhöht werden. Daher ist es in der Natur der Sache begründet und richtig, daß die Besitzer der Hauptbahnen diese Secundärbahnen bauen und betreiben müssen. Wie viele und welche Hauptbahnen können nun an dem Entstehen einer bestimmten Secundärbahn ein besonderes Interesse haben und in welchem Grade im Vergleich miteinander? Dies ist schwer oder gar nicht zu bestimmen. Auch hier bleibt es das einfachste und zweckmäßigste, wenn wir provinziale einheitliche Netze haben; diese würden groß genug sein, um von erweitertem Gesichtspunkte aus die Bauwürdigkeit der einzelnen Secundärlinien betrachten und um allmählich die nöthigen Mittel zur Erbauung flüssig machen zu können. Auch ist es wohl nicht gerechtfertigt, daß man jetzt, nachdem das Netz der Hauptbahnen im wesentlichen fertig ausgebaut ist, den Bau von Local- oder Secundärbahnen in einer Provinz, wo derselbe schon rentabel wäre, im Sinne einer gleichmäßigen Gerechtigkeit gegen die übrigen Provinzen aufhalte, welche in weniger günstiger Lage sind. Hier wirklich „gerecht“ zu sein, ist beinahe unmöglich. Besser ist wohl, daß jede Provinz auf dem ihr bekannten Gebiete und mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln thut, was sie kann; es wird dann gewiß Vieles ohne Hilfe des Staates zu Stande kommen, und der Staat wird um so eher in der Lage sein, unter besonderen Verhältnissen Zuschüsse gewähren zu können.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß auch die selbständige Initiative der Kreise, Gemeinden und Privaten gegenüber der Provinz durch besondere Gesetze und Bestimmungen gesichert werden muß, damit die provinziellen Verwaltungen ihrerseits nicht in denselben Fehler verfallen, welchen man von einer allgemeinen centralisirten Staatsverwaltung befürchtet, daß sie nämlich die Selbstthätigkeit der Localinteressenten ertödten. Es könnte z. B. die Bestimmung bestehen, daß die Provinz verpflichtet ist, jede Bahnlinie, welche durch Private, Gemeinden oder Kreise im Unterbau und mit Stationsgebäuden ꝛc. fertig hergestellt ist, mit Oberbau zu versehen und in Betrieb zu nehmen, wogegen der Unterbau Eigenthum der Provinz wird u. dgl. m. Diese Bestim-

mungen können in verschiedenen Provinzen verschieden sein, je nach den Terrain-, Verkehrs- und den sonstigen Verhältnissen derselben.

Auch die Frage, ob das neuzuerbauende Netz von Secundärbahnen, nach welchem alle Welt verlangt, normale oder schmale Spur haben soll, ist für uns von großer Bedeutung. Ohne näher die Merkmale untersuchen zu wollen, wodurch die Secundärbahnen sich einerseits von den Hauptbahnen und andrerseits von den Tertiär- und Industriebahnen, oder wie sie sonst heißen sollen, unterscheiden, scheint uns doch soviel festzustehen, daß der Bau einer Reihe von solchen Secundärbahnen erforderlich werden wird, für welche man entschieden noch die normale Spurweite der Hauptbahnen wählen sollte, daß aber außerdem eine Menge von Linien zu bauen ist, für welche die Vortheile der Schmalspur besonders lebhaft hervortreten würden. Zwar ist ein vermittelndes System für Secundärbahnen in Vorschlag gebracht worden, welches die Normalspur beibehalten, aber bedeutend verkleinerte Betriebsmittel einführen will, sodaß die Wagen der Secundärbahnen zwar auf den Hauptbahnen und in den Zügen der Hauptbahnen laufen können, aber nicht die Betriebsmittel der Hauptbahnen auf den Secundärlinien. Dieses System hat Vieles für sich, wenn der größte Theil der Secundärlinien darnach erbaut wird. Dasselbe müßte also allgemein obligatorisch gemacht werden. Hierzu aber hat man sich von Seiten der Staatsregierung bis heute noch nicht entschlossen. Will man sich aber hierfür nicht entscheiden — und es hat den Anschein, als ob es nicht geschehen würde —, so wird es unumgänglich nothwendig, auch die Schmalspur zu acceptiren, und zwar darf es dann nur eine Schmalspur geben. Auch müssen Normen aufgestellt werden hinsichtlich der zulässigen Größe und Belastung der Betriebsmittel, des Normal-Lade- und Durchfahrtsprofils &c., welche nur die Anwendung eines einheitlichen schmalspurigen Systems — wie das breitspurige bei den Hauptbahnen — zulassen.*) Denn ohne Zweifel wird sich bei weiterer Verdichtung des Eisenbahnnetzes die eine Schmalspurbahn mit der andern sehr häufig berühren, und es wäre unverantwortlich, wollte man es dahin bringen, daß sich zwischen den Schmalspurbahnen nochmals jener Kampf der Spurweiten erhöbe, welchem bei den Hauptbahnen seiner Zeit große Opfer gebracht werden mußten. Wir nehmen also an: es werden für die Zukunft noch Secundärbahnen von der Normalspurweite der Hauptbahnen und solche von der schmalen Normalspurweite nöthig werden. Für beide Arten von Secundärbahnen aber müssen wir verlangen, daß dieselben von den Besitzern der Hauptnetze, den Provinzen,

*) Der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen hat die Normalien für zwei Schmalspursysteme vorgeschlagen, für die Spur von 1,00 und von 0,75 Meter; man wird sich aber nothwendigerweise auf eine beschränken müssen.

erbaut, bewirthschaftet und betrieben werden; die breitspurigen, weil dieselben nur noch für die Besitzer der Hauptbahnen als Zubringer rentabel werden, die schmalspurigen, weil diese vielfach nicht nur als Zubringer, sondern auch an und für sich rentabel werden, und weil die Verwaltung des Hauptbahnnetzes diese mit viel geringeren Kosten nebenher verwalten und betreiben kann als besondere kleine Verwaltungen.

Die Lösung der Secundärbahnfrage würde also im Anschlusse an unsere decentralisirenden Vorschläge eine sehr einfache und günstige werden. Das Hauptaugenmerk jeder Provinz würde darauf gerichtet sein, sich ein möglichst reiches Netz von Secundärbahnen zu verschaffen. Es würde also jede Provinz ein Tableau aller wünschenswerthen Linien auf beschränktem und wohlbekanntem Gebiete ausarbeiten, daraus würden sich durch Verhandlungen von Provinz zu Provinz die zunächst bauwürdigen Linien herausstellen, und ohne Zweifel würde dann aus den eigenen Mitteln der Provinzen gebaut werden, was irgend gebaut werden kann. Der Staat oder die Gesammtvertretung des Staates würde nur ausnahmsweise in die heikle Lage kommen, sein Gewissen zu befragen, welcher der Provinzen er diesmal eine Zubuße zum Bau von Secundärbahnen gewähren und wie die Linie laufen soll.

Fassen wir die im Vorstehenden gemachten Vorschläge nochmals in Kürze zusammen, so ergeben sich die folgenden Hauptpunkte:

1) Der Staat besorgt direct nur den durchgehenden und internationalen Eilgutverkehr mit eigenem Betriebspark und Fahrpersonal. Die Erhaltung aller Bahnstrecken und den Betrieb im übrigen, sowie die Verwaltung giebt derselbe dagegen an die Provinzen ab.

2) Jeder Provinz wird das in derselben befindliche normalspurige Eisenbahnnetz zur selbständigen Verwaltung und Bewirthschaftung überwiesen, am besten als Eigenthum. Wo dies letztere Verhältniß nicht möglich ist, sollen wenigstens alle Einnahmen des territorialen Netzes der Provinz zufließen, wogegen diese alle Ausgaben für Betrieb, Verzinsung und Amortisation der Schulden ꝛc. zu tragen hat.

3) Jede Provinz hat ihren eigenen Wagenpark an Personen- und Güterwagen, nur die Eilzüge haben dem Staate gehörige Wagen.

4) Jede Provinz hat ihren eigenen Betriebspark an Locomotiven und ihr eigenes Corps an Maschinenführer- und Fahrpersonal; nur die durchgehenden Eilzüge haben eigene, dem Staate gehörige Maschinen und der Staatsverwaltung direct und allein unterstehendes Maschinen- und Fahrpersonal.

5) Jede Provinz besorgt a) die Zugförderung für ihren internen Verkehr selbst, dagegen ist b) die Zugförderung auf solchen längeren Strecken, welche durch die Grenzen einer Provinz getheilt werden, nur einer Provinz zu über-

tragen, worüber besondere Vereinbarungen zwischen den benachbarten Provinzen erforderlich sind.

6) Das Eisenbahnamt ist die oberste staatliche Behörde, welche das ganze Eisenbahnwesen im großen ordnet, die oberste Aufsicht führt und Conflicte zwischen den provinziellen Directionen u. s. w. vorbehältlich späteren weiteren Verfahrens sofort entscheidet.

7) Die „Verwaltung der Eilzüge", deren Aufgabe unter 1) angegeben ist, ist eine reine Staatsbehörde, bez. ein reiner Staatsbetrieb. Ob derselbe einen Theil der Postverwaltung bilden soll, bleibt fraglich; jedenfalls muß er dem Eisenbahnamte so gut wie die provinzialen Directionen unterworfen sein.

8) Die Verwaltung der provinzialen Netze erfolgt durch provinziale Eisenbahndirectionen, welche zwar Staatsbehörden sind, aber vom Staate den Auftrag haben, innerhalb des Rahmens der allgemeinen Gesetze und Vorschriften für das Eisenbahnwesen und unter strenger Berücksichtigung der Normen, welche im Interesse der größeren, durchgehenden Verkehre &c. vorgeschrieben sind, die provinzialen Netze möglichst nach Wunsch und Willen der betreffenden Provinzen zu verwalten, da dieselben Eigenthümer der Netze sind und, soweit möglich, den Betriebs- und Bewirthschaftungsplan im voraus zu genehmigen haben.

9) Die unteren Eisenbahnbeamten sollen, soweit als irgend thunlich, Provinzialbeamte sein; es können dies überhaupt alle unteren Beamten, das heißt alle solche sein, welche nicht einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung bedürfen, und welche nicht die Gesammtleitung eines Verwaltungszweiges in den Händen haben. Für diese Unterbeamten können die Anstellungs-, Besoldungs- und Pensionsverhältnisse in den verschiedenen Provinzen durchaus verschieden sein. Versetzung derselben aus einer in die andere Provinz findet im allgemeinen nicht statt.

10) Hinsichtlich der Beförderung der Einheitlichkeit in den Constructionen soll der Staat sich jeder Einmischung enthalten oder sich nur auf das Allernothwendigste beschränken; er soll im ganzen nicht mehr fordern, als bereits jetzt von den Privatbahnen wegen der Sicherheit des Betriebes verlangt wird.

11) Der wesentlichste Fortschritt im Betriebe der Eisenbahnen ist künftighin nicht sowohl beim Betriebe der freien Strecke, sondern vielmehr beim Betriebe der Bahnhöfe, Anschlüsse und Knotenpunkte zu suchen. In jeder Stadt oder Ortschaft darf nur e i n e Eisenbahnverwaltung etablirt sein.

Der durchschlagendste Vorzug, welchen die in Vorschlag gebrachte Organisation mit sich bringen wird, besteht, wenn wir uns auf diejenigen Gesichtspunkte beschränken, deren Besprechung wir überhaupt beabsichtigt haben, darin, daß alle die hochbedenklichen Folgen nicht eintreten können, deren wir im Eingange gedacht haben. Wenn wir die hiernach sich ergebenden wichtigsten Vor-

züge, sowie die später bereits erwähnten weiteren nochmals recapituliren und einen und den anderen neuen Punkt hinzufügen, so läßt sich etwa Folgendes zusammenstellen:

1) Es werden nicht weitere Industriebetriebe von den provinzialen Verwaltungen der Eisenbahnen übernommen werden müssen, als bereits von den seitherigen Eisenbahnverwaltungen, seien es private, seien es staatliche, betrieben wurden, denn es bleibt immer noch eine größere Anzahl von Nachfragenden und Arbeitgebern, welche vielfach verschiedene Interessen haben und verschiedene Rücksichten nehmen; es können also die Hütten-, Hohofen- und Walzwerke, Maschinen- und Wagenbau-Anstalten u. s. w. in ihrer privaten Entwicklung erhalten bleiben.

2) Es wird nicht ein unabsehbares Heer von Staatsbeamten und Staatsarbeitern dem Staate eine Last und eine Gefahr sein; denn die Provinzialbeamten sind als die Privatbeamten einer Provinz zu betrachten.

3) Es wird eine lebendige Weiterentwicklung in unserem Eisenbahnwesen, in den Constructionen, neuen Erfindungen 2c. gesichert bleiben. Ein großer Theil der Fortschritte in dieser Beziehung wird aus dem Wetteifer und der Initiative der Fabriken hervorgehen, wodurch deren Stellung wieder eine vielseitigere und lebensvollere wird.

4) Es wird nicht ein unter anderen Verhältnissen unvermeidlicher Schematismus das frische Leben einer großen Klasse unserer Mitbürger vergiften.

5) Es wird eine gewisse Concurrenz der Provinzen untereinander eintreten. Auf diesen Punkt wollen wir noch etwas näher eingehen. Eine Concurrenz der Provinzen darf nicht eintreten in den Tarifen; sie soll sich aber bethätigen 1) im Bau neuer Linien, Abkürzungslinien, günstigerer Betriebslinien; 2) in der Art des Betriebes; 3) in der Art der Betriebsmittel. Wir müssen der Tariffrage hier eine kurze Berücksichtigung zu Theil werden lassen. So gewiß als die Erhaltung einer lebhaften Concurrenz innerhalb der gesammten Eisenbahnverwaltung in allen übrigen Beziehungen eine unerläßliche Vorbedingung für eine günstige Weiterentwicklung ist, so sicher muß die Concurrenz im Tarifwesen vollständig beseitigt sein; der Wunsch, dieses Ziel zu erreichen, ist ja einer der Hauptgründe, warum man zum allgemeinen Staatsbahnsystem greift. Es muß also dem Gesammtstaate vorbehalten bleiben, einfache, durchgreifende Bestimmungen über die Tarife aufzustellen, welche für alle Provinzen gleichmäßig gelten und ebenso für die bestehenden, wie die neuzuerbauenden Bahnen. Hat der Staat volle Freiheit, indem er durch die Rücksicht auf die Rechte der Privatbahnen nicht mehr beschränkt ist, so wird es nicht allzuschwierig sein, zweckentsprechende Normen zu finden, sei es, daß man Einheitssätze für den Betriebskilometer vorschreibt, welche auf die Herstellungs- und Erwerbskosten einer Bahnanlage im

speciellen gar keine Rücksicht nimmt, indem man einen Ausgleich im großen Ganzen, also schon im Netze jeder Provinz erwartet, sei es, daß man jene in Betracht zieht und etwa zur Bestimmung der normalen Betriebs-Einheitslänge mit in Rechnung zieht. Im ersteren Falle würden nur die Betriebskosten maßgebend sein, also wesentlich nur die Steigungen und besonders große Unterhaltungskosten einzelner Strecken in Betracht kommen. Das Fahrgeld für eine Person oder die Fracht für ein zu transportirendes Gut ergiebt sich also durch Multiplication des betreffenden Einheitssatzes mit der Betriebslänge der zu durchlaufenden Bahnstrecke; hierzu tritt noch für die Güter eine für alle Transportentfernungen gleiche Expeditionsgebühr. Ob für größere Entfernungen eine Ermäßigung der Einheitssätze eintreten soll, bleibt dahingestellt, jedenfalls müßte dieselbe überall und gleichmäßig giltig und obligat sein, sodaß die Klagen über die Differentialtarife gegenstandslos werden. Kurz es müssen die Tarife durch Staatsgesetz festgesetzt werden, sodaß sich durch Anwendung dieser Bestimmungen auf den speciellen Fall für jede Transportleistung der Preis sofort ergiebt. Eine Concurrenz der Provinzen untereinander würde und sollte dagegen in folgenden Richtungen eintreten. Wenn es einer Provinz gelingt, durch die Erbauung neuer Strecken, welche eine Route abkürzen, oder durch sicherere und raschere Beförderung — insofern die große Raschheit von größerer Promptheit im Betriebsdienste abhängt — oder durch größere Bequemlichkeiten, welche den Reisenden geboten werden, einen Verkehr von der Nachbarprovinz auf ihre Linien herüberzuziehen, so kann bei solchem Wetteifer die Gesammtheit nur gewinnen. Ferner geht nebenher der so gewichtige Vortheil, daß Technik und Erfindungsgeist fortwährend in Athem erhalten werden. Denn wenn es auch hie und da wünschenswerth sein kann, für gewisse immer wiederkehrende Constructionstheile an den Betriebsmitteln, dem Oberbau und anderem Zubehör einer Eisenbahn eine allgemein giltige Normalform einzuführen, um die Fabrikationskosten zu verringern und Reparaturen zu erleichtern, so bleibt doch das Meiste gemäß den Fortschritten der Industrie der Veränderung immerfort unterworfen, und hier müßten auch die Provinzen die Freiheit selbständigen Fortschreitens behalten.

6) Für die Entwicklung und Beförderung der localen Verkehre und für die Beschaffung eines ausgedehnten Netzes von Secundärbahnen dürfte die von uns vorgeschlagene Organisation so große Vorzüge bieten, wie sie wohl auf keinem anderen Wege erreicht werden können. In dieser Hinsicht würde also die neue Ordnung ein wesentliches Moment neuer Initiative enthalten.

7) Die übrigen deutschen (außerpreußischen) Eisenbahnnetze, von dem baierischen Hauptnetze vorläufig abgesehen, jedoch einschließlich des pfälzischen Netzes, werden sich mit Leichtigkeit in die Gesammtorganisation einfügen. Die

oberste Eisenbahnbehörde wird dann Reichsbehörde, ebenso die „Verwaltung der Eilzüge", welche dann ihren Betrieb auch auf die übrigen deutschen Staaten erstrecken würde. Außerdem würde für das Reichsland und für diejenigen deutschen Staaten, welche wohlarrondirte reine Staatsbahnnetze haben, wie Sachsen, Würtemberg, Baden und die baierische Pfalz, die Selbständigkeit ihrer Netze bestehen bleiben, indem die obersten Behörden dieser Netze dieselbe Stellung wie die preußischen Provinzialdirectionen erhielten, mit dem einzigen etwa zu erwähnenden Unterschiede, daß hier auch die oberen Beamten innerhalb des Landes bleiben. Bei den kleineren deutschen Staaten befinden sich die Hauptlinien zum größten Theile in preußischer Verwaltung, die übrigbleibenden Linien könnten wohl mit Leichtigkeit einem preußischen Provinzialnetze in der Weise zugetheilt werden, daß besondere Wünsche entsprechende Berücksichtigung finden und eine ständige Vertretung der Interessen der betreffenden außerpreußischen Landestheile, vielleicht durch Beschickung der preußischen Provinziallandtage in diesen Angelegenheiten, herbeigeführt wird. Schließlich würde auch der Anschluß des baierischen Hauptnetzes an das gesammtdeutsche System nicht ausbleiben können.

8) Die gesammte Bewirthschaftung der Eisenbahnen des preußischen Staates bez. Deutschlands wird auch insofern eine möglichst rationelle werden, als die Abrechnung nach kleineren Bezirken für die unerläßliche Grundlage einer guten Wirthschaftspolitik erachtet werden muß. Es würde unverantwortlich sein, alle Einnahmen und Ausgaben nur in einen Topf werfen und nur die Rentabilität des Gesammtnetzes im Auge behalten zu wollen. Dies wird jeder Einsichtige zugeben. Die Abrechnung nach kleineren Bahngruppen, welche unter allen Umständen mindestens im Interesse der Controle und der statistischen Feststellungen erforderlich ist, tritt von selbst bei der gesonderten Verwaltung nach Provinzen ein.

9) Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß der nach unseren Vorschlägen sich ergebende Organisationsplan ganz allmählich zur Ausführung gebracht werden kann, so daß ein plötzliches großes Risiko ausgeschlossen bleibt. Der erste Schritt wäre die Einrichtung einer königlichen Eisenbahndirection in jeder Provinzialhauptstadt des preußischen Staates, der zweite die allmähliche Abgrenzung der Verwaltungsbezirke dieser Directionen nach den ungefähren Grenzen der Provinzen. Sodann würden die noch vorhandenen Privatbahnen veranlaßt, gleichfalls nach den neuen Schwerpunkten hin zu gravitiren, so daß die staatliche Direction der Provinz deren ganzes Netz, bestehend einstweilen noch aus Staats- und Privatbahnen, vertritt. Die Betriebs- und Bewirthschaftungspläne würden von dieser der Provinzialvertretung vorgelegt. Es bleibt dann der Staatsregierung vorbehalten, Schritt für Schritt den Einfluß der Provinzialvertretung

festzusetzen und allmählich anwachsen zu lassen; ebenso kann das Eigenthumsrecht an den einzelnen Linien allmählich und vorerst mit Vorbehalten den Provinzen überwiesen werden.

Wir sind uns bewußt, daß der vorstehende Aufsatz in hohem Grade einer nachsichtigen Beurtheilung bedarf, glauben aber, daß in der von uns bezeichneten Richtung in der That eine glückliche Lösung der großen Frage zu suchen sein wird.

Das deutsche archäologische Institut in Rom.

Von Reinhold Schöner.

Im vorigen Jahre hat das deutsche archäologische Institut in Rom das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens gefeiert. Fünfzig Jahre deutscher Arbeit und deutscher Wissenschaft lagen hinter ihm, ein halbes Jahrhundert der anregendsten und fruchtbarsten Thätigkeit auf einem Gebiete, das während dieser fünfzig Jahre eigentlich erst geschaffen, aber zugleich in einer fast unvergleichlichen Weise nutzbar gemacht worden ist. Zwar gab es seit Winckelmann wissenschaftliche Alterthumskenner und -Forscher; aber es gab noch keine archäologische Wissenschaft. Daß sie aus einzelnen zerstreuten Keimen als ein lebensfähiger Baum hervorwachsen, daß sie systematisch gepflegt und zu der Bedeutung entwickelt werden konnte, welche sie heute besitzt, ist wesentlich das Verdienst des im Jahre 1829 mit Unterstützung der preußischen Regierung in Rom gegründeten „Archäologischen Instituts". Durch dieses wurde es möglich, auf die Regelung der Entdeckungs- und Forschungsarbeiten in Italien einzuwirken, von den unaufhörlich dem classischen Boden entsteigenden Resten des Alterthums eine regelmäßige Kenntniß zu empfangen und zu verbreiten, die Alterthumsstudien in Zusammenhang zu bringen und die zerstreuten Kräfte auf bestimmte Ziele hinzulenken. Die Thätigkeit des Instituts wurde ein Vorbild und ein Anstoß für alle nachfolgenden Unternehmungen dieser Art, und ihre Resultate bildeten in kurzer Zeit eine Wissenschaft, die sich kühn den älteren Schwestern an die Seite stellen konnte; und wenn heute jeder Gebildete davon überzeugt ist, daß ohne die ausgedehnten archäologischen Forschungen in allen Theilen der antiken Culturländer unsere geschichtliche Kenntniß eine unendlich viel lückenhaftere sein würde, und daß die Ausgrabungen von Ninivee, Samothrake, Olympia, Pompeji u. s. w. die lohnendsten Bereicherungen menschlicher Erkenntniß herbeigeführt

haben, so gebührt ein beträchtlicher Theil des Verdienstes daran dem römischen Institute. Auf Grund der im Auftrage der Centraldirection von A. Michaelis verfaßten Festschrift geben wir im Nachstehenden eine Uebersicht der wichtigsten Phasen seiner interessanten Geschichte.*)

Der Boden des alten Rom, von jeher anregend für kundige Geister und empfängliche Gemüther, wurde es in ganz speciellem Sinne im Anfange dieses Jahrhunderts, als die ersten wichtigen archäologischen Entdeckungen in Griechenland die Augen von neuem auf die Kunstreste des Alterthums lenkten und zugleich in Rom sich ein Kreis von Männern zusammenfand, die ein offenes Auge dafür hatten. Während der Jahre seiner Thätigkeit als preußischer Gesandter war Niebuhr die Seele eines Kreises, der seine Aufmerksamkeit speciell den Monumenten und der Topographie Roms zuwandte. Gemeinsam mit Bunsen und dem Maler Platner begann er das große Werk der „Beschreibung der Stadt Rom". Als er 1823 Rom verließ, übernahm Eduard Gerhard, der Schüler Boeckhs und Fr. A. Wolffs, einen Theil der Arbeit. Dieser, auch mit Stackelberg, Panofka und Kestner, einem von „Lotte's" Söhnen, in enger Verbindung und mit ihnen gemeinsam auch den neapolitanischen und sicilischen Antiken Aufmerksamkeit und Thätigkeit widmend, begann mit der unentbehrlichen und grundlegenden Arbeit der Katalogisirung der wichtigsten Sammlungen, denen er die erste umfassende und systematische Publikation von Bildwerken folgen ließ. Mit Hilfe der Freunde von der „Hyperboräischen Gesellschaft" — so genannt mit besonderer Beziehung auf den von Stackelberg in Aufnahme gebrachten Apollo-Cultus — verwerthete er demnächst die bedeutenden Gräberfunde des südlichen Etruriens, namentlich die Figuren-Spiegel und die bemalten Vasen. Das Bedürfniß, den so gewonnenen Resultaten eine größere und regelmäßigere Verbreitung zu geben, führte Gerhard auf den Wunsch einer periodischen Publikation der Funde und Entdeckungen. Der reiche und kunstsinnige junge Herzog von Luynes, damals auf einer Reise in Italien begriffen und durch Panofka mit dem Archäologenkreise bekannt gemacht, begeisterte sich für die Idee und unterstützte ihre Ausführung aufs freigebigste. Der nach mehreren Zwischenfällen im Jahre 1828 festgesetzte Plan war der, die hyperboräisch-römische Gesellschaft zu einem europäischen Vereine zu erweitern, auf eigene Kosten eine periodische Publikation zu veranstalten und der französische, italienische und lateinische Aufsätze enthaltenden Zeitschrift große Kupfertafeln beizugeben, außerdem in einem Bulletin regelmäßige Entdeckungsberichte zu veranstalten. Außer Luynes, Gerhard, Panofka, Stackelberg, Kestner hatten auch Welcker, Millingen,

*) Geschichte des deutschen archäologischen Instituts 1829—1879. Festschrift hrsg. von der Centraldirection des archäologischen Instituts. Berlin, Asher & Co., 1879.

Letronne u. a. ihre Mitwirkung zugesagt. Das Werk sollte in Paris erscheinen und den Titel Journal universel de l'archéologie führen.

Es kam nicht zur Ausführung, weil Panofka durch seinen Weggang von Paris der Sache entzogen wurde. Dies schreckte jedoch Gerhard nicht ab; vielmehr faßte er nun den Plan, Rom selbst zum Sitze des neuen Unternehmens zu machen. Während er noch bemüht war, Bunsens hauptsächlich aus seiner diplomatischen Stellung hervorgehende Bedenken zu zerstreuen, kam der damalige Kronprinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., nach Rom. Das Ereigniß war ein wichtiges für die Römer und Italiener, und es wurde von entscheidender Bedeutung für das Unternehmen der Archäologen. Der geistvolle und kunstsinnige Fürst, mächtig ergriffen von dem Zauber Roms und der zahllosen Zeugen des Alterthums, ließ sich bald für den Plan Gerhards interessiren und bei einem Besuche von Pozzuoli — es war gegen Ende des Jahres 1828 — von diesem den Protector-Namen, wie er später scherzend sich ausdrückte, „abquetschen". In Rom bestätigte er seine Zusage ausdrücklich; Bunsen übernahm die Leitung, und so konnte mit freudigen Hoffnungen zur Constituirung der Gesellschaft geschritten werden.

Dies geschah am 9. December 1828 im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol, der von Bunsens Zeit an bis auf den heutigen Tag der Sitz der preußischen — jetzt deutschen — Gesandtschaft geblieben ist. Außer Bunsen nahmen Gerhard, Kestner, Fea und Thorwaldsen an der constituirenden Besprechung Theil.

Obwohl die letzteren beiden der päpstlichen Commission für die Alterthümer angehörten, so erfolgte doch gerade von Seiten der päpstlichen archäologischen Akademie — nicht der Regierung — eine Art von Opposition gegen das mit Unrecht als eine ungehörige Concurrenz betrachtete Unternehmen. Von den zum Beitritt aufgeforderten Italienern lehnte der Cardinal Angelo Mai sofort ab; die Veteranen Guattani, F. A. Visconti, sowie Cardinali, Nibby und Millingen unterzeichneten gemeinsam mit den Stiftern am 2. Januar 1879 das Stiftungsprogramm, auf welchem als auswärtige Mitglieder noch Panofka in Neapel und Stackelberg in Paris, sowie Rumohr in Florenz und Welcker in Bonn figurirten. In Folge der Gegenvorstellungen des Prälaten Nicolai, des Präsidenten der päpstlichen Akademie, zogen sich die Italiener außer Fea und Nibby wieder zurück, während die Regierung des Papstes, sowie die von Neapel die werthvollste Unterstützung gewährten.

Der Zweck des Instituts sollte sein, die archäologischen Funde und Entdeckungen zu sammeln, zu beschreiben und bekannt zu machen, damit sie vor dem Verlorengehen bewahrt und für die Forschung schnell nutzbar gemacht würden. Das Untersuchungsgebiet sollte in erster Linie Italien und Griechenland, die Art der Sammlung die der Correspondenz sein, weshalb der Verein

den Namen „Institut für archäologische Korrespondenz" annahm. Möglichst viele, an allen Punkten der alten Culturwelt wohnhafte oder sich aufhaltende Mitglieder sollten alle zu ihrer Kenntniß kommenden Entdeckungen und Thatsachen der Centraldirection mittheilen, von welcher die regelmäßigen Publikationen ausgehen. Diese bestehen in einem monatlich erscheinenden Bullettino, in welchem möglichst schnell über die neuen Entdeckungen berichtet wird, einer Jahresserie von zwölf Gr.-Folio-Tafeln mit Plänen, Illustrationen neu entdeckter oder besonders interessanter Kunstwerke — Monumenti inediti — und einem Jahresbande Annali, in welchem größere archäologische Aufsätze, literarische Besprechungen, Erklärung der Kupfertafeln u. a. Platz finden, und welchem kleinere Hilfstafeln beigefügt werden. Die Aufsätze müssen der allgemeinen Verständlichkeit wegen französisch, italienisch oder lateinisch abgefaßt werden. Die officielle Sprache der römischen Direction in ihren Sitzungen und Berichten ist die des Landes, in welchem sie Gastfreundschaft gefunden hat. Es kann gewiß kein deutlicheres Zeugniß für den Werth dieser Organisation geben, als daß dieselbe ein halbes Jahrhundert lang sich ganz unverändert erhalten hat und noch heute allen Bedürfnissen genügt.

Außerhalb der classischen Länder ist die Berichterstattung nach Sectionen geordnet, an deren Spitze Secretäre stehen — zuerst in Frankreich Luynes, in England Millingen, in Deutschland Welcker —, welche in ihrer Gesammtheit die Direction des Instituts bilden. An der Spitze der Centraldirection steht ein Präsident und ein Generalsecretär, der mit den (in Rom befindlichen) „Directions"- oder „Instituts-Secretären" die Hauptgeschäfte führt. Die Angehörigen des Instituts zerfallen in ordentliche und correspondirende Mitglieder; die letzteren sind nur zu factischen Mittheilungen, die ersteren zu selbständigen Arbeiten für die Institutsschriften verpflichtet.

Die Präsidentschaft wurde dem verdienten und angesehenen Duc de Blacas angetragen und von ihm am 26. März angenommen; am 21. April, dem Palilienfeste und mythischen Gründungstage Roms, wurde die Eröffnungssitzung abgehalten und das „Reglement" unterzeichnet.

Ohne bestimmte finanzielle Unterstützung, war das Institut lediglich auf freiwillige Beiträge und den Erlös der Institutsschriften angewiesen. Die Subscription auf dieselben fand in einem Maße statt, der für die Lebensfähigkeit des Unternehmens das schönste Zeugniß ablegte und daneben ein wahrer Ehrenerfolg war. Denn die Subscriptionsliste zeigte die Namen einer solchen Zahl von Mitgliedern der hohen Aristokratie und der regierenden Häuser, daß, wie die Festschrift sich ausdrückt, sie „fast zu einer Art von Auszug aus dem Gothaer Kalender" wurde. Nicht minder werthvoll war die Namenreihe, die man alsbald in den Publikationen vorfand. Boeckh, Gerhard, Hirt, K. O. Müller,

Stackelberg, Panofka, Welcker, Avellino, Zannoni, Lenormant, Letronne, Luynes, Raoul-Rochette, Millingen u. v. A. lieferten Beiträge. Zugleich begann der Boden Italiens, gleichsam als Angebinde zum Wiegenfeste, eine Fülle neuer Schätze ans Licht zu senden. Die Vasenfunde in Süd-Etrurien waren von erstaunlichem Reichthum. Gerhard und Kestner waren Monate lang auf den Gütern des Prinzen Lucian Bonaparte und Feoli's beschäftigt, mit den Besitzern die gefundenen Vasen zu ordnen, die zerbrochenen zusammenzusetzen und den massenhaften Stoff zu mythologischen und kunstgeschichtlichen Studien zu verwenden. Ein ähnliches Interesse galt den etruskischen Grabgemälden und den sogenannten cyklopischen Bauten. Borghesi bereicherte die Publikationen mit seinen epigraphischen Belehrungen, Boeckh mit Beiträgen über griechische Inschriften. Der Stoff floß so reichlich, daß Gerhard die Publikationen durch zwanglose Hefte von Memorie zu erweitern begann, was aber der Kosten wegen zu seinem großen Schmerze eingestellt werden mußte. 1831 wurde die erste Serie von geschnittenen Steinen, deren in Rom zahllose zum Vorschein kommen, nach Cades' Reproductionen veröffentlicht. Im December desselben Jahres wurden behufs engerer persönlicher Beziehungen wöchentliche Zusammenkünfte der Mitglieder u. A. eingerichtet, in denen antike Denkmäler vorgelegt und zwanglos besprochen wurden. Diese adunanze fanden und finden an jedem Freitage statt, und zwar bildete sich der Brauch aus, sie am Todestage Winckelmanns, am 9. December, zu eröffnen und am 21. April zu schließen.

Zu einer Bibliothek, deren Mangel bei dem fast vollständigen Fehlen neuerer und ausländischer Literatur in Rom schmerzlich empfunden werden mußte, wurde durch die Liberalität eines deutschen Verlegers der Grundstock gelegt. Es war Hermann Härtel aus Leipzig, auf dessen Verwendung eine große Zahl von Firmen geeignete Geschenke machten. Eigentlich archäologische Literatur existirte noch nicht; dagegen gewann das Institut auf diese Weise eine Sammlung der Classiker und der wichtigsten historischen und philologischen Hilfsmittel, behufs deren Unterbringung auch zu einer Erweiterung der Räume geschritten wurde.

Neue Schwierigkeiten stellten sich beim Druck der Institutsschriften heraus. Die römischen Druckereien leisteten so wenig und zeigten sich namentlich den griechischen Inschriften gegenüber so unfähig, daß man sich entschließen mußte, wenigstens die Annali und die Tafeln in Paris herstellen zu lassen, wo Panofka's Aufenthalt dafür benutzt und so zugleich Gerhards Schultern etwas entlastet werden konnten — eine Spaltung der Redaction, die allerdings auch ihre Nachtheile hatte. Die Divergenz der Ansichten brachte es so weit, daß die Pariser Mitglieder, Panofka und Luynes an der Spitze, über den überwiegenden Antheil Gerhards an den Aufsätzen und über deren große Gelehrsamkeit die

Nase rümpften und das Institut spottend als enfant mourant bezeichneten Dennoch wurde nicht bloß dieser Uebelstand, sondern auch die finanziellen Nöthe, welche durch das unpünktliche Eingehen der Beiträge entstanden, überwunden. Mit lobenswerthester Uneigennützigkeit opferten die beiden Secretäre Gerhard und Panofka nicht bloß ihre Zeit und Kraft unentgeltlich, sondern deckten auch noch ein Deficit von 526 Scudi.

Bisher beruhte das Bestehen des Instituts wesentlich auf der Thätigkeit Gerhards als seinem Ausgangs- und Centralpunkt. Als dieser aber im Sommer 1832 für längere Zeit nach Deutschland zurückkehren mußte, drängte sich die Frage auf, wie für die Zukunft eine von den Persönlichkeiten unabhängige sichere Grundlage für das Fortbestehen des Unternehmens zu gewinnen sei. Bunsen war es, der, indem er als Generalsecretär zunächst in die Lücke trat, zur Bedingung dafür die Aufstellung einer neuen Organisation machte, welche dem Institute den Charakter einer allgemeinen und öffentlichen wissenschaftlichen Anstalt gebe. Dieselbe solle „mit all ihrem gegenwärtigen und zukünftigen Besitze für ein unveräußerliches Eigenthum der archäologischen Wissenschaft, unzertrennlich von der Stadt Rom, erklärt werden“. Nach längeren Berathungen kam mit Gerhards Zustimmung auf dieser Grundlage ein neues Statut zu Stande, welches als Beilage zum Bullettino des Jahres 1834 veröffentlicht wurde. In vier Punkten waren Modificationen eingeführt. Die Direction sollte aus zehn ordentlichen Mitgliedern bestehen: dem Präsidenten, dem Generalsecretär, den beiden Directionssecretären, denjenigen der vier Sectionen, dem Archivar und einem Künstler. Außer der öffentlichen Festversammlung des 21. April sollte eine Generalversammlung der Direction am 9. December stattfinden. In der Vermögensverwaltung wurden drei Arten von Fonds unterschieden: der laufende, aus den Subscriptionsbeiträgen gebildete Fonds, aus welchem Druckkosten und Gehalte bestritten werden, der Reservefonds für unvorhergesehene Ausgaben, und der Fonds für Vermehrung der Bibliothek. Im Falle einer Auflösung des Instituts sollten die Publikationen in den Besitz der leitenden Secretäre, die Sammlungen an eine öffentliche Anstalt der Stadt Rom übergehen.

Als Assistenten traten der Däne Kellermann, Lanci, Ambrosch und Abeken, der preußische Gesandtschaftsprediger, ein. Gerhard unterließ in Deutschland keine Bemühung, um für das Institut zu wirken. In Folge seiner Schrift „Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom“ stieg die Zahl der subscribirenden Bibliotheken und fürstlichen Personen auf das Fünffache. Die Könige von Frankreich, Preußen und Belgien und der Prinz Wilhelm, der jetzige deutsche Kaiser, traten bei. Das sparsame preußische Finanzministerium konnte nur zur Gewährung eines Beitrages von 420 Thalern auf drei Jahre

bewogen werden. Die französische Regierung hatte kurz vorher auf Guizots Verwendung auf zehn Exemplare subscribirt und der König werthvolle Kupferwerke geschenkt.

Einen hoffnungsvollen zukünftigen Stellvertreter erkannte Gerhard schon 1832 in dem damals dreiundzwanzigjährigen Emil Braun in München, dessen Gewinnung für das Institut sich bald als höchst werthvoll herausstellte. Schon im Februar 1834 trat er, durch Gerhard vorbereitet und persönlich eingeführt, an des kränklichen Kellermann Stelle als Bibliothekar und Unterarchivar ein. Gerhard benutzte seine Anwesenheit in Rom, um im Bullettino wieder einen seiner früheren ausführlichen Jahresberichte zu geben, während Bunsen in derselben Zeit eine Idee zur Ausführung brachte, welche von finanziellem Nutzen war. Es wurden sogenannte „Privatversammlungen" eingerichtet, in denen Vorlesungen und Demonstrationen gehalten wurden, und deren Theilnehmer ein Honorar zahlten. In kurzer Frist fanden sich einundvierzig Zuhörer, und im Laufe von sechs Jahren brachte diese Einrichtung dem Bibliothekfonds an achttausend Francs ein. An den Vorträgen betheiligten sich Bunsen, Gerhard, Kellermann, Braun, K. Meyer, Lepsius, Canina, Abeken u. a. Hauptgegenstände waren: Römische Topographie, Museenkunde, Vasen u. a. Bildwerke, Kunstgeschichte u. a. 1840 hatte die Bibliothek bereits 1500 Werke, welche zum größten Theil in den übrigen römischen Bibliotheken fehlten, und deren liberale Ausleihung — auch außerhalb der Bibliothek, was in Rom bis dahin unbekannt war — eins der besten Mittel zur Verbindung der Gleichstrebenden und zur Erhöhung des Ansehens des Instituts wurde.

Ein schweres Hemmniß freilich bildete fortdauernd die Schwäche der Finanzen. Nur die Aufopferung der Leiter und einzelne außerordentliche Einnahmen ermöglichten die Fortführung der Publikationen, für welche die Beiträge höchst unregelmäßig eingingen und zum Theil ganz ausblieben. Bedrohend für den Bestand des Ganzen waren aber auch andere Ereignisse. Panofka, der mit de Witte's uneigennütziger Hilfe die Geschäfte der französischen Section und den Verlag der Annalen und Monumente geleitet hatte, erkrankte und entschloß sich, Paris zu verlassen. Auch de Witte mußte, um Zeit für eigene Studien zu gewinnen, seinen Austritt ankündigen. Obwohl zu seinem Ersatz der junge Richard Lepsius, der damals seine ägyptologischen Studien begann, gewonnen wurde, so schien es doch, besonders da auch der letztere, wie de Witte, binnen kurzem nach Italien aufbrechen wollte, unmöglich, in Paris die bisherige Thätigkeit weiterzuführen. Bunsen besprach mit Panofka in Bonn den Plan, den Schwerpunkt von Paris nach Berlin zu verlegen, wohin der letztere zu gehen beschlossen hatte, und wohin auch Gerhard bald von Rom zurückkehren mußte. Panofka, der im Januar 1835 in Berlin eintraf, und Gerhard — letzterer

nach vielen Bedenken — erklärten sich einverstanden und verfaßten sogar den auf die Aenderung bezüglichen Antrag, der am 29. Januar nach Rom abging.

Inzwischen waren Bunsen schwere Bedenken gegen seinen eigenen Plan aufgestiegen, besonders genährt durch die Gewinnung der frischen Kräfte eines Braun – der im Januar 1835 das Prosecretariat und die Redaction des Bullettino übernahm —, eines Joh. Franz, Gust. Kramer und Urlichs, und durch die erregten Gegenvorstellungen der Pariser Mitglieder, namentlich Luynes' und de Witte's. Beide befürchteten den Rücktritt sämmtlicher französischer Mitarbeiter und einen starken Verlust an französischen Subscribenten, aus deren Beiträgen nahezu allein die ersten drei Jahrgänge der Annalen und Monumente hergestellt waren. Luynes, leicht erregbar, erblickte in dem Beschluß sogar eine Feindseligkeit gegen die französische Section und erklärte seinen Austritt, schrieb auch zugleich nach Berlin, daß er, um die gemeinsame Thätigkeit der französischen Collegen aufrecht zu erhalten, eine ganz unabhängige Section in Paris zu bilden und eine Sonderpublikation zu veranstalten gedenke. Gerhard und Panofka riethen davon ab, indem sie in einem Briefe vom 4. April das Project mit dem Abfall einer Colonie von der Mutterstadt verglichen. Um die unheilvolle Spaltung womöglich zu beschwören, legte Bunsen am 6. Mai den Directionsmitgliedern einen Reformplan vor. Er wollte, daß das Institut aus einer Sammelstelle des neuen archäologischen Stoffes zu einem Centrum für die Abbildung und Beschreibung aller vorhandenen antiken Monumente, nach ihren Gattungen geordnet, gemacht werde. Es sollte so ein archäologischer Katalog im größten Maßstabe und denkbarster Vollständigkeit hergestellt werden, an dem eine unbegrenzte Zahl von Mitarbeitern, jeder auf seinem Felde, thätig sein könne, und der nach seiner Schätzung ungefähr fünfzig Folio-Bände umfassen werde. Die Leitung sollte weder in Berlin noch in Paris, sondern in Rom concentrirt und zwei besoldeten Redacteuren übertragen werden, an welche die auswärtigen Mitglieder ihre Beschreibungen selbstgewählter oder von der Direction ihnen angewiesener Gegenstände zu senden hätten, indem sämmtliche Publikationen in Rom geschehen sollten.

Nachdem das fruchtbare aber tief einschneidende Project von den römischen Mitgliedern angenommen war, ging es am 8. Mai in der Form eines Ultimatums nach Berlin und einige Tage später nach Paris ab. Gerhard und Panofka, denen die allmähliche Erstattung ihrer Geldopfer zugesagt wurde, gingen, um den Bestand des Ganzen nicht zu gefährden, auf die bedeutende Schmälerung ihrer Stellung ein und erklärten, „sie würden nicht zögern, ihre Stellung (als Secretäre) niederzulegen, sobald ihre Forderungen realisirt und ihnen würdige Nachfolger vorgeschlagen sein würden". Luynes antwortete kühl und skeptisch, er glaube nicht an den Erfolg des neuen Planes. Um trotzdem

die französische Section wiederzugewinnen, begab sich Gerhard selbst nach Paris, und es gelang ihm nach achttägigen Berathungen, die Zustimmung und Unterschrift von Lajard, Lenormant, Letronne, Raoul-Rochette und de Witte — aber nicht des abwesenden Luynes — zu dem Vorschlage zu gewinnen, daß unter Ausschließung von Berlin die Institutswerke entweder, sei es in Rom, sei es in Paris erscheinen oder aber ein bestimmter Theil derselben durch die französische Section, der andere nach freiem Belieben der Direction veröffentlicht werden und daß in letzterem Falle die französischen Subscriptionsbeiträge der Pariser Verwaltung zufallen sollten — alles unter Vorbehalt der Zustimmung Luynes'.

Bunsen erklärte sich ohne Zögern für den ersten Theil der Alternative, und auf sein Verlangen gab Gerhard nochmals seine Zustimmung zu dem oben erwähnten Projecte Bunsens, indem er nur gegen die Gleichstellung zweier Secretäre Bedenken erhob. Mit neuem Eifer begann Bunsen seine Thätigkeit. „In Zeiten so großer finanzieller Bedrängniß, als neun fertige Kupfertafeln aus Mangel an Geld nicht abgezogen werden konnten, faßte er den Plan, für das Institut ein eigenes Gebäude zu errichten!" Ohne die Finanzen des Institutes zu belasten, brachte er 8000 Francs zusammen, und schon am 26. Januar 1836 konnte das bescheidene, aber doch im Vergleich mit den bisher bewohnten engen Räumen im Palazzo Caffarelli glänzende Haus bezogen werden, welches vierzig Jahre lang bis zur Errichtung des jetzigen imposanten Neubaues das Institut beherbergt und sich in der Erinnerung eines Jeden, der den Kreisen der Alterthumsforscher in Rom nahegetreten, eine bleibende Stätte erworben hat. Die Rupe Tarpea, auf welcher das an das deutsche Hospital sich anlehnende Haus sich erhob, wurde dadurch zur bleibenden Heimstätte und zugleich zur Bezeichnung der Neugründung. Die Beamten fanden im Hospital selbst Wohnung und ließen sich nicht davon anfechten, daß wegen dieser Nachbarschaft das Institut zuweilen scherzhaft als Ospedale delle belle arti bezeichnet wurde.

Da Panofka die Annahme einer Secretärstelle ablehnte, so fand vorläufig nur eine derselben in der Person Brauns eine Besetzung, der nun mit Bunsen eifrig daran ging, die Publikationen dem neuen System gemäß einzuleiten. Als Antwort auf die erste Sendung der Monumente zur Auswahl für die Pariser Section lief aber ein Schreiben von Luynes ein, in welchem dieser erklärte, sich vielmehr für die andere der mit Gerhard besprochenen Alternativen entschieden zu haben und die Sonderpublikationen seitens der französischen Section nicht aufgeben zu wollen. Obwohl man sich nach längeren Verhandlungen dahin einigte, daß die Annali und Monumenti fortan in jährlichen Halbbänden abwechselnd von der französischen und der italienisch-deutschen Section herausgegeben werden, die Oberleitung und Herausgabe des Bullettino in Rom ver-

bleiben solle, scheiterte das Vereinigungswerk dennoch und zwar an dem Finanzpunkte. Die Franzosen verlangten zur Bestreitung der Verlagskosten nicht nur Ueberlassung sämmtlicher französischer Subscriptionsbeiträge, die Bunsen zu gewähren bereit war, sondern die Hälfte der für Rom festgesetzten Herstellungskosten. Da die Direction dies unmöglich gewähren konnte, so erfolgte am 14. Juli 1836 durch Luynes die Erklärung, daß das französische Comité nunmehr eigene Publikationen unter dem Titel Nouvelles Annales publiées par la section française de l'Institut Archéologique veranstalten werde.

Somit war das Schisma eine vollendete Thatsache. Vielleicht wäre es vermieden worden, wenn nicht — was auch Luynes als einen der Gründe für den Abbruch der Verhandlungen bezeichnet hatte — zwischen den römischen und den Berliner Mitgliedern ernste Meinungsverschiedenheiten geherrscht hätten, die Bunsen ebenso wie die Pariser Differenzen allzu optimistisch beurtheilte. In einem vom 24. Februar 1836 datirten Avis préliminaire zum Bullettino kündigte er an, daß das Institut fortan sein Centrum allein in Rom habe, daß Panofka im Mai nach Rom kommen und neben Braun als redigirender Secretär eintreten werde, und daß Gerhard als „Ehrensecretär" sich auf die Mitarbeiterschaft an den Annalen und die Leitung der deutschen Section beschränken werde.

Sowohl Gerhard als Panofka kam diese Ankündigung unerwartet, und sie erhoben lebhaften Protest gegen die Eigenmächtigkeit, mit der dieser Beschluß formulirt sei, ohne alle Directionsmitglieder zu befragen, und ohne ihre eigenen früher gestellten Bedingungen der pecuniären Abwicklung und der Wahl ihnen genehmer Nachfolger zu erfüllen. Die römische Direction, damals auch mit Paris in den unerquicklichsten Verhandlungen, rechtfertigte sich durch eine Denkschrift vom 6. Juni. Gerhards Zorn wurde besänftigt, und Bunsen lud ihn ein, nach Rom zu kommen, um selbst das Generalsecretariat zu übernehmen. Die Freunde verständigten sich bei persönlichem Meinungsaustausch sehr schnell und gingen gemeinsam an die beiden wichtigsten Aufgaben: die Institutsverhältnisse endgiltig zu regeln und mit den Franzosen, die inzwischen schon einen Prospect ausgegeben hatten, eine Vereinigung zu Stande zu bringen.

Gerhard richtete an Luynes unter Appellirung an ihre gemeinsame Anhänglichkeit an das Institut, das sie gegründet, den Vorschlag, „daß künftig den regelmäßig erscheinenden zwei römischen Lieferungen oder Halbbänden eine dritte in Paris erscheinende Lieferung sich anschließen solle"; zugleich aber protestirte er gegen den Titel der französischen Publikation, als nicht vereinbar mit der völlig getrennten Stellung des jetzigen französischen Comités. De Witte antwortete in durchaus versöhnlichem, Luynes wenigstens in nicht ablehnendem Sinne. Als jedoch die erwartete Erklärung des Comités ausblieb, mußte die römische Direction, um keine Unklarheit über das Verhältniß aufkommen zu lassen, bei der

Ausgabe des nächsten Monumentenheftes ihren Protest veröffentlichen (5. Nov. 1836). Sie erklärte, daß Rom Mittelpunkt des Instituts sei, alle Schriften des nächsten Jahres dort erscheinen würden und die französischen Publikationen vom Institut ganz unabhängig seien. Dies wirkte. Schon am 6. December traf ein Schreiben des Pariser Comités in Rom ein, welches die Bereitwilligkeit zur Aussöhnung erklärte. Die letzten Vorschläge Gerhards wurden angenommen, in einem acht Artikel enthaltenden Concordat genauer präcisirt und durch ein Doppelmanifest die Wiedervereinigung proclamirt und die Subscription auf die erweiterte Publikation empfohlen. Die persönlichen Ansprüche Gerhards und Panofka's fanden, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, ihre Erledigung. Gerhard verzichtete mit leichterem Herzen auf den größten Theil seiner Geldforderungen, als auf seine leitende Stellung in seiner Schöpfung. Die Zusatzartikel zu den Statuten vom 16. December bestimmten, daß die laufenden Geschäfte und die gesammte Redaction von den beiden besoldeten und verantwortlichen römischen Secretären geführt werden, daß diese mit dem Generalsecretär und den beiden Stifter-Secretären — Gerhard und Panofka — sofern diese in Rom wären, den Verwaltungsrath bilden und daß die Direction wie früher aus den zehn Stiftern oder ihren Nachfolgern bestehen sollte. Die öffentlichen Vorlesungen sowie der Katalog-Plan Bunsens wurden als Theile des Institutsprogrammes aufgenommen.

Die glückliche Beseitigung der Schwierigkeiten und Gefahren festigte die Wurzeln der Anstalt im römischen Boden sowie das Band unter den Genossen. Am Winckelmanns-Tage vereinigten sie sich in den geweihten Räumen der Villa Albani in gehobener Stimmung zu gemeinsamer Kunstbetrachtung und Abends bei Fackelschein zu einem Festmahl. Dann nahm Gerhard Abschied von der geliebten Stätte, die ihm so viel Mühe, aber auch so viel Lohn gebracht während der zweimal sieben Jahre, die er hier der Wissenschaft gewidmet. Mit den Worten Dante's: vengo di loco, ove tornar desio schloß er den Bericht im Bullettino, in welchem er die Resultate der letzten drei Jahre darstellte, und auf den Titel des ersten in Berlin geschriebenen Buches setzte er die Worte des Tacitus: Quis porro Italia relicta Germaniam peteret, nisi si patria sit? Am 14. März 1837 gaben die römischen Genossen ihm das Abschiedsfest. Er besuchte noch Griechenland und ließ auch dort Anregung und dankbares Andenken zurück. Mit vollem Rechte verehrt das Institut und die archäologische Wissenschaft in ihm einen der aufopferungsvollsten und verdientesten Pioniere. Auch der Herzog von Luynes trat, nachdem die Aufwallung seines leicht erregbaren Gemüthes sich gelegt und er die Berechtigung der Neuerungen erkannt hatte, wieder in den Freundeskreis mit der alten Wärme ein und blieb dem Institute ohne Wanken treu als Freund und liberaler Förderer.

Mit dem Beginn des Jahres 1837 trat die neue Form der Verwaltung ins Leben: die redigirenden Secretäre Braun und Lepsius neben dem Generalsecretär Bunsen — zwei Consuln unter einem Dictator, wie scherzend gesagt ward. Die erste Sorge mußte sein, die Publikationen wieder in Ordnung zu bringen. Die Annalen für 1835 waren unter Panofka's unermüdlicher Redaction in Berlin erschienen. Die erste Lieferung des Jahrganges 1836 erschien in Rom im Februar 1837, und in kurzen Fristen folgten die andern, die werthvolle Aufsätze von L. Roß, Bunsen, Canina, Secchi, Lepsius enthielten; der letztere inaugurirte hier glänzend seine ägyptologischen Forschungen mit der großen Arbeit über das hieroglyphische Alphabet.

Aber schon bedrohten neue Wolken das Institut. Die Cholera wüthete in Rom und raffte Tausende hin, unter ihnen Kellermann. Die Thätigkeit Aller wurde gelähmt, der Geschäftsverkehr stockte, und die Finanznoth brachte das Institut der Insolvenz nahe. Dazu kam die Abberufung Bunsens von Rom am 1. April 1838, die durch den Conflict der preußischen Regierung mit dem Erzbischof von Cöln nothwendig wurde. „Herz und Seele werden nimmer vom Institut scheiden", schrieb er an Lepsius und Braun, als er schweren Herzens von dem Capitol, das er einundzwanzig Jahre bewohnt, Abschied nahm; und mit Recht sagte Ampère von ihm: „er sei der Vertreter nicht nur der preußischen Regierung beim päpstlichen Stuhl, sondern auch der deutschen Wissenschaft beim römischen Alterthum gewesen". Die jetzt plötzlich gegen das unter preußischem Schutz stehende Institut sich erhebende Abneigung seitens der klerikalen Heißsporne, namentlich des Cardinal-Staatssecretärs Lambruschini — der in einer Note sich beschwerte, daß in Rom „auch ein sogenanntes archäologisches Institut sich zu bilden gewagt habe", ohne die päpstliche Genehmigung einzuholen — hatte keinerlei nachtheilige Folgen, da nach einem Hinweis auf die notorische stillschweigende Genehmigung und Begünstigung durch Pius VIII. der Cardinal selbst die angebotene nachträgliche Einholung der Concession für unnöthig erklären mußte. Dennoch war es nicht ohne Werth, daß gerade in dieser Zeit ein Besuch des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland das Prestige des Instituts erhöhte. Am 8. Januar 1839 nahm derselbe an einer festlichen Sitzung auf dem Capitol Antheil. Der enge und steile Zugang zum Tarpejischen Felsen wurde von den päpstlichen Behörden selber, so gut es ging, in Stand gesetzt, und der seit kurzem mit dem Purpur geschmückte Angelo Mai versagte es sich nicht, der Sitzung beizuwohnen.

Der am 17. November 1839 erfolgende Tod des Herzogs von Blacas, durch den das Institut seinen Präsidenten verlor, legte den Wunsch nahe, zum Nachfolger in der Ehrenstellung eine Persönlichkeit zu gewinnen, welche in jedem Falle einen wirksamen Schutz und Rückhalt gewähren könne; denn schon hieß

es wiederum, daß Lambruschini geäußert habe: „Wir wollen die da oben schon kriegen!“

Diejenige Regierung, welche sich bisher am kühlsten und ablehnendsten gegen die Bestrebungen des Instituts verhalten hatte, war die österreichische. Ja, es war seiner Zeit die Betheiligung an demselben in Oesterreich untersagt gewesen. Merkwürdigerweise vereinigten sich jetzt alle Genossen in der Ueberzeugung, daß Fürst Metternich, weil er ebensoviel nützen als schaden könne, der geeignetste Präsident sei, und Alexander v. Humboldt sowie der Protector selbst unterstützten den an ihn gerichteten Antrag, der aber erst, als die Spannung zwischen Rom und Berlin nachgelassen hatte, der österreichische Gesandte Graf Lützow sich warm verwendete und Friedrich Wilhelm IV., inzwischen König geworden, von neuem geschrieben hatte, am 29. Mai 1841 Annahme fand. Die Würde wurde dem Staatskanzler zu keiner Bürde, da er sich von activer Betheiligung gänzlich fern hielt. „Bei Directionsbeschlüssen, welche ihm vorgelegt werden mußten,“ sagt Michaelis, „fand sehr bald der Statutenparagraph seine regelmäßige Anwendung, daß vierzigtägiges Schweigen für Zustimmung gelte.“ —

(Schluß folgt.)

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

3. Aus der Chronik des Judenthums in Europa, vorzüglich in Deutschland.

Unter den germanischen Völkern erfreuten sich die zu denselben ausgewanderten Juden anfangs großer Duldung. So im ostgothischen, im fränkischen und im burgundischen Reiche. Selbst Papst Gregor I. gestattete keine Verletzung der ihnen zugestandenen Rechte und bemühte sich nur, sie durch liebreiche Ueberredung zu bekehren.*) Auch erlaubte er ihnen nicht, christliche Sclaven zu kaufen und zu halten. Sie ließen sich indeß in diesem Geschäfte weder durch geistlichen noch durch weltlichen Einspruch stören, und die fränkischen und burgundischen Gesetze legten ihnen in dieser wie in andern Beziehungen lange

*) Wir schließen uns im Folgenden größtentheils an Henne Am-Rhyn's „Culturgeschichte des Judenthums“ an (Bern, Costenoble, 1880), deren Verfasser sich vielfach auf den jüdischen Historiker Grätz bezieht, aber auch unabhängig von ihm urtheilt.

Zeit nichts in den Weg.*) Erst im Jahre 507 wurde den Christen in Burgund der Besuch jüdischer Gastmähler und erst 533 im Frankenlande die Ehe zwischen Juden und Christen untersagt, und bald nachher erfolgte das Verbot, für die Juden Proselyten zu machen. Erst um den Anfang des siebenten Jahrhunderts gab es Verfolgungen gegen sie, wobei König Dagobert sie 629 zwischen Taufe und Tod wählen ließ, das betreffende Edict aber nicht durchführte. Unter den Westgothen Spaniens, wo die Juden zahlreicher waren und es förmliche Judenstädte wie Granada und Tarragona gab, ging es den dort angesiedelten Semiten gleichfalls lange Zeit gut, und als später die Könige gelegentlich gegen sie einschritten, sie in ihrem Erwerb einschränkten oder sie aus dem Lande zu treiben versuchten, wurden diese Maßregeln gewöhnlich von den Großen nicht beachtet oder von den Nachfolgern der betreffenden Könige zurückgenommen. Erst Egika wollte sie zur Bekehrung nöthigen; als er aber zu diesem Zwecke die Güter der sich weigernden Juden einzuziehen drohte, riefen sie die ihnen stammverwandten Araber aus Afrika ins Land, bewiesen also, daß sie keine Bürger desselben, sondern eine Colonie von Fremden, ein Staat im Staate waren.

Unter Karl dem Großen genossen die Juden, die damals bereits den Welthandel beherrschten, gleiche Rechte mit den Christen, nur hatten sie bei der Ablegung eines Zeugnisses gegen solche einen furchtbaren Eid zu leisten. Unter Ludwig, dem Sohne Karls, erfreuten sie sich sogar wichtiger Vorrechte, und ein besonderer Beamter, der „Judenmeister“, wachte über deren Beachtung. Die Hauptursache dieser Begünstigungen war die zweite Gemahlin Ludwigs, Judith, die für das Judenthum schwärmte — eines der ersten Beispiele, daß weiblicher Einfluß schwache Fürsten bei Erwägungen politischer Art bestimmte. In Folge dieser Liebhaberei der Königin, die der mächtige Kämmerer Bernhard theilte, sah man Juden sogar am Hofe aus- und eingehen, und wer dort beliebt sein wollte, sprach nicht nur vortheilhaft vom Judenthum, sondern besuchte sogar die Synagogen. Auch der Sturm, der sich um 827, vom Lyoner Bischof Agoberd veranlaßt, gegen die semitischen Colonien und ihre Privilegien erhob und sich hauptsächlich gegen ihren gierigen Eigennutz richtete, blieb erfolglos. Erst unter Ludwigs Nachfolger Karl dem Kahlen begannen hie und da Verfolgungen der Juden, und an manchen Orten wurden sie geradezu verjagt. Schon im zehnten

---

*) Ein uns befreundeter Culturhistoriker schreibt uns hierzu: „In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ging ein durch die Juden betriebner schwunghafter Sclavenhandel vom fernsten Osten Europas bis nach Spanien, ja Afrika. Aus jener Zeit stammt der Name der Slawen als Appellativum für servus. Ein russischer gelehrter Panslawist nimmt sogar die Bevölkerung Andalusiens als slawisch für Rußland in Anspruch, eben wegen der massenhaften Einführung slawischer Sclaven, bei der die Juden Böhmens den spanischen die Hand reichten.“

Jahrhunderte konnte man sie sich nicht mehr anders vorstellen als in der Eigenschaft von Kaufleuten und, wie wir sogleich sehen werden, von Wucherern.

Die erste Judenverfolgung in Deutschland fand 1011 in Mainz unter Kaiser Heinrich II. statt, wurde indeß bald wieder eingestellt. In der Zeit der Kreuzzüge begann das Volk stärker gegen das unter ihm wohnende semitische Element zu reagiren, und zwar keineswegs bloß aus Glaubenshaß, der hier allerdings eine große Rolle spielte, und wegen ihres dreisten und maßlosen Auftretens gegen das Christenthum, sondern auch aus weltlichen Gründen, in Prag z. B. wegen ihres Sclavenhandels, und anderswo wegen des Wuchers, den sie trieben, und durch den sie sich allmählich eines großen Theils des beweglichen und selbst des unbeweglichen Eigenthums ihrer christlichen Nachbarn bemächtigt hatten, wie ihnen denn in dieser Zeit die Hälfte der Stadt Paris gehört haben soll. So wurden im Jahre 1096 (vorwiegend von französischen Kreuzfahrern) im Rheinland, besonders in Trier und Cöln, dann auch in Regensburg und Prag Tausende von Juden grausam niedergemetzelt, und dies wiederholt sich 1146 in Mainz und im nächsten Jahre zu Würzburg. Die Regierung des Reiches betheiligte sich dabei nicht, Bischöfe versuchten die Verfolgten zu schützen, auch Bernhard von Clairvaux trat für sie ein, und zuletzt nahm sich der Kaiser ihrer an, indem er sie als „Kammerknechte des Reiches" zu seinen Schützlingen machte.

Wie die Juden im letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts auch in Frankreich harte Verfolgung zu erleiden hatten und zuletzt zu Leibeignen der Könige und ihrer Vasallen wurden, und wie ihnen in England unter Richard Löwenherz und Johann ohne Land Aehnliches widerfuhr, wolle man a. a. O. nachlesen; wir werden uns im Weiteren, einige besonders charakteristische Thatsachen ausgenommen, auf Deutschland beschränken. Nur das eine sei noch bemerkt, daß auch in England der Haß gegen sie seinen Grund zum Theil darin gehabt zu haben scheint, daß sie durch Wucher oder andere faule Geschäfte reich geworden waren; denn es wird berichtet, daß sie in London palastartige Häuser besaßen.

Daß die Juden in Deutschland unter den Schutz des Kaisers gestellt und damit gewissermaßen dessen Eigenthum, dessen Leibeigne geworden waren, sicherte sie nicht vollständig vor Ausbrüchen der Volkswuth. 1179 wurden in rheinischen Städten, 1196 in Wien Israeliten ausgeplündert und ermordet, und vergebens schritten der Kaiser und mehrere Fürsten gegen den Unfug ein, zumal da sich 1205 auch der Papst Innocenz III. gegen das verhaßte Volk erklärte. „Seine Erlasse," sagt unsre Quelle, „waren von den schwersten Anschuldigungen gegen die Juden erfüllt; wenn man dieselben aber auch aller Uebertreibungen und Erfindungen entkleidet und nur das bestehen läßt, was auch anderwärts ihnen

vorgeworfen wurde, so kann man nicht umhin, die trübe Thatsache immer wieder bestätigt zu finden, daß wenigstens ein großer, wo nicht der größte Theil der Juden fortwährend durch Habsucht, durch Wucher und durch Spott über das Christenthum und dessen Organe den Haß, den sie ernteten, selbst heraufzubeschwören half."

Das Concil zu Avignon (1209) untersagte die Uebertragung von Aemtern an Juden und verbot ihnen, christliche Dienstboten zu halten. Das Lateranische Concil (1215) beschränkte ihre Rechte noch weiter und schrieb ihnen vor, das „Judenzeichen" zu tragen, einen Flecken oder Ring von gelber Farbe, der am Hute oder Rocke angebracht werden mußte.

Man hat sich gewundert, daß der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. trotz seiner bekannten Gleichgiltigkeit und Freidenkerei in Sachen der Religion sich ablehnend gegen die Juden verhielt und sie mit Härte behandelte. Die Sache ist aber erklärlich: er haßte allen Fanatismus und so auch den jüdischen, der überall hervorbrach, wo die Juden einige Freiheit genossen, und andrerseits war ihm die schmutzige Habsucht eines großen Theils derselben ein Gräuel.

Als die Mongolen Deutschland zu überfluthen drohten, beschuldigte man die Juden, denselben heimlich Waffen geliefert zu haben, und dies ist nicht unglaublich, da sich Stammgenossen der Angeklagten unter den wilden Horden befanden. In Frankfurt a. M. führten 1241 Reibereien zwischen Juden und Deutschen zu einer förmlichen Schlacht, in der von den ersteren 180 auf dem Platze blieben. Waren diese semitischen Handelsleute demnach hier sehr zahlreich, so müssen sie trotz wiederholter Beschränkungen ihrer Geschäftigkeit hier und anderwärts auch im Besitz bedeutender Geldmittel gewesen sein; denn wiederholt wird aus dieser Zeit berichtet, daß sie Verfolgungen durch Bestechung abzuwenden versuchten, und in England sollen ihnen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts binnen sieben Jahren durch Besteuerung und Beschlagnahme nicht weniger als 422000 Pfund Sterling abgenommen worden sein.

1247 erließ Innocenz IV. — durch klingende Gründe bewogen, behauptet unsere Quelle — eine Bulle, in der er das vielverbreitete Gerücht, die Juden pflegten am Charfreitage christliche Kinder zu kreuzigen und deren Blut zu trinken*), für unwahr erklärte, die Bedrückung derselben entschieden mißbilligte und ihre Verfolger mit dem Kirchenbanne bedrohte. Die Bulle fand indeß nur geringe Beachtung. Wie Ludwig der Heilige die französischen Juden aus Entrüstung über deren Wucher — immer und immer wieder der Wucher! — wieder-

*) Das letztere war natürlich böswillige Erfindung; denn den Juden ist der Genuß von Blut in ihrem Gesetz streng verboten, das erstere aber scheint ein Mißverständniß zu sein, daraus entstanden, daß manche Juden (vgl. unsere Quelle S. 241) an diesem Tage wahrscheinlich eine Wachsfigur kreuzigten.

holt stark brandschatzte und ihre Vertreibung befahl, so ging man auch in Deutschland wiederholt gegen sie vor. Unter anderm verbrannte 1266 das Volk in Sinzig die dortigen Juden in ihrer Synagoge, und sieben Jahre später bestätigte eine Synode in Wien nicht nur alle bis dahin gegen die Israeliten erlassenen Gesetze, sondern schrieb ihnen außer dem „Judenzeichen" auch einen Hut von lächerlicher Gestalt vor. Unter Rudolf von Habsburg aber wiederholten sich die Judenschlächtereien aus der Zeit der ersten Kreuzzüge namentlich in Mainz, Bacharach und München; an letzterem Orte wurde 1285 die Synagoge mit 180 Personen in Asche gelegt, und viele Juden der Rheinlande wanderten in Folge dessen nach Syrien aus. 1294 zwang der deutsche König Adolf die Juden zu Bern, auf alle ihre Schuldforderungen an die Stadt und einzelne Bürger zu verzichten und die empfangenen Scheine und Pfänder zurückzugeben. Während des Kampfes zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, der einige Jahre später ausbrach, zog fanatisches Volk unter Führung des Edelmannes Rindfleisch gegen die Juden in Franken zu Felde, die in Röttingen eine Hostie in einem Mörser zerstampft haben sollten, und zu gleicher Zeit fanden blutige Metzeleien in Baiern und Oesterreich statt. Die Zahl der dabei umgekommenen Juden soll mehr als hunderttausend betragen haben. Einige Jahre zuvor war das Volk Gottes, nachdem man ihm 1275, ohne Zweifel vergeblich, den Wucher untersagt, und nachdem 1278 entdeckt worden, daß gegen dreihundert Angehörige desselben Falschmünzerei getrieben, aus England verbannt worden, und wieder einige Jahre später wurde es von Philipp dem Schönen aus Frankreich ausgewiesen. Dort verließen 16511, hier über 100000 Juden das Land.

In Deutschland fanden im zweiten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts wieder fast allenthalben blutige Judenverfolgungen von Seiten des Volkes statt. Im Elsaß mordeten Haufen von Bauern 1336—1337 unter den dortigen Israeliten. Zu derselben Zeit erhoben sich die Bürger der bairischen Stadt Deggendorf gegen ihre jüdischen Gläubiger, wobei sie alle Juden des Ortes erschlugen oder verbrannten. In Oesterreich, Böhmen und Mähren geschah Aehnliches, ohne daß der Kaiser dagegen einschritt. Den Gipfel des Schrecklichen endlich erreichten diese Unthaten, als die Pest des „schwarzen Todes" über Europa hinzog und die öffentliche Meinung die Juden beschuldigte, die Seuche veranlaßt zu haben. Vergebens suchte Kaiser Karl IV. einzuschreiten. Auch die Stimme des Papstes Benedict VI. verhallte erfolglos. Wie in Südfrankreich, Catalonien, Savoyen und der Schweiz, so wurden auch in Deutschland in den Jahren 1348 und 1349 Tausende von Juden hingerichtet oder vom Volke getödtet. So gingen die ältesten Gemeinden derselben, die in Mainz und Cöln, desgleichen die zu Erfurt, Breslau, Wien und Nürnberg zu Grunde, und in dem damals schwächer

mit semitischen Elementen besetzten Norddeutschland geschah in Magdeburg, Hannover und Königsberg in der Neumark Aehnliches. Sie waren aber nicht auszurotten und nicht zu bannen; denn die Fürsten glaubten ihrer zu bedürfen. Meist war, was in den Verfolgungen nicht umgekommen, „auf hundert Jahre" aus den betreffenden Städten feierlich ausgeschlossen worden. Aber bald öffneten sich ihnen die Grenzen und Thore wieder. Die Landesherren wollten durchaus „Juden haben", und so setzte man es durch, daß Kaiser Karl IV. durch die „goldene Bulle" von 1355 den Kurfürsten das Recht verlieh, sich solche zu halten, natürlich nicht der Liebhaberei wegen, sondern zur Ausbeutung; denn man wußte, daß sie sich wie ein ausgedrückter Schwamm immer wieder vollsogen und so von Zeit zu Zeit abermals ausgedrückt werden konnten. Die Folgen waren neue Selbsthilfe auf Seiten des durch den Wucher der Zurückgerufenen geschädigten Volkes und neue Judenverfolgungen von Seiten desselben. 1384 wurde die israelitische Gemeinde in Nördlingen und sechs Jahre nachher die Judencolonie in Prag beinahe gänzlich ausgerottet. Das Verfahren gegen die letztere wurde von König Wenzel gebilligt; aus welchem Grunde hauptsächlich, ist daraus zu ersehen, daß er 1390 alle Schuldscheine der Juden im Reiche für ungiltig erklärte — eine Maßregel, die indeß auch seine Kasse füllen mußte, da die Schuldner 15 Procent der Guthaben ihrer Gläubiger an den König abzuliefern hatten.

Allmählich hatte sich die Zahl der in Deutschland vorhandenen Juden doch erheblich vermindert, indem viele namentlich nach Polen ausgewandert waren, wo der König Kasimir 1334 ihnen Rechte verliehen und sie auch, nachdem er 1347 genöthigt gewesen war, ihren Wucher zu beschränken, gegen die durch diesen hervorgerufene Erbitterung des Volkes nach Möglichkeit geschützt hatte. Sie haben von da an redlich das Ihre beigetragen, das Land zu Grunde zu richten.

Das Gegentheil der Maßregeln Kasimirs war bekanntlich die Verjagung der Juden aus Spanien, die etwa anderthalbhundert Jahre später erfolgte. Ihrer 300000 wanderten damals ins Exil — „ein ungeheurer Verlust für die ökonomischen Kräfte des Landes", sagt Henne Am-Rhyn, und wir dürfen das vielleicht bis zu einem gewissen Grade zugeben, wollen aber darüber nicht vergessen, daß Spanien nach Entfernung dieser disparaten Elemente erst wirklich Spanien war, und daß es gerade in dem darauf folgenden Jahrhundert seine große Zeit hatte.

In Deutschland waren die Juden seit 1419, wo der Papst Martin V. auf Andringen des Königs Sigismund eine Bulle zu ihren Gunsten erlassen, eine Zeit lang leidlich gestellt; nur hie und da hatten sie von Fürsten oder dem Volke gelegentlich zu leiden. So schon 1420 in Wien, wo sie in den wahrscheinlich nicht unbegründeten Verdacht gerathen waren, es mit den Hussiten zu halten, die sich in

ihrer alttestamentlichen Denk- und Redeweise als Israeliten und ihre Gegner als Philister, Ammoniter und Moabiter bezeichneten. So ferner in Cöln, Ravensburg, Ueberlingen und Lindau. So endlich 1450 in Baiern, wo Herzog Ludwig der Reiche an einem Tage alle Juden des Landes verhaften und ihre Güter mit Beschlag belegen ließ. Den christlichen Schuldnern wurden vom Staate die ihnen von ihren semitischen Gläubigern auferlegten Wucherzinsen erlassen, die Eingesteckten gab man nach Verlauf von vier Wochen gegen ein Lösegeld von 30000 Gulden frei, verbannte sie aber aus den Grenzen. Drei Jahre später ereignete sich in Schlesien auf Anregung des Franziscaners Capistrano ungefähr das Gleiche. Sie hatten hier durch Wucher — Wucher und kein Ende! — großen Besitz an sich gebracht. Die meisten Herzöge des Landes und viele Städte waren ihre Schuldner. Jetzt verwandelten sich in der Erbitterung, die der Mönch in Breslau durch seine Predigten erregte, die Schuldverschreibungen, die der reiche Jude Meier in seinem Geldschranke verwahrte, in durchstochene und blutige Hostien. Man nahm ihm und andern jüdischen Finanziers alle Documente der Art, die einen Werth von 25000 Goldgulden repräsentirten, weg, zog die Juden von Breslau, dann auch die von Striegau, Jauer, Schweidnitz, Liegnitz, Löwenberg und Reichenbach ein, sprach ihnen ihr Vermögen ab und ließ 41 von ihnen, die auf der Folter gestanden, was man wollte, auf dem Salzring den Scheiterhaufen besteigen. In anderen schlesischen Städten wurde ähnlich verfahren, desgleichen 1454 in Olmütz und Brünn.

Daß diese Vorgänge den Juden die Wuchergeschäfte nicht verleideten, ist fast unbegreiflich, aber wahr; denn schon ein paar Jahrzehnte später fand sich der Bischof von Regensburg abermals bewogen, den dortigen Kindern Israels solche Geschäfte zu untersagen und ihren christlichen Schuldnern ihre Schulden zu erlassen, und zwar waren nicht bloß die Geistlichen, sondern auch die Bürger Veranlassung dazu, indem sie den Juden vorwarfen, die Stadt sei durch sie heruntergekommen und verarmt, „aller Handel sei in ihre Hände gekommen, sie hätten Getreide für das Ausland aufgekauft, den Weinhandel von Schwaben und das Eisengeschäft an sich gerissen, und die Stadt habe durch sie in den letzten vierzig Jahren 132000 Gulden (damals eine ungeheure Summe) eingebüßt".

Aus Schwaben und den geistlichen Herrschaften waren die Juden zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ganz vertrieben. Kaiser Maximilian verjagte sie aus Steiermark, Kärnthen und Krain, wo sie sich zwar nicht des Mordes christlicher Kinder, der ihnen vorgeworfen wurde, höchst wahrscheinlich aber (vgl. unsere Quelle S. 308) der Urkundenfälschung schuldig gemacht hatten. Desgleichen erlaubte er deren Verjagung aus Nürnberg, wo sie „schmählichen Wucher und Betrug getrieben und schlechtem Gesindel Herberge gegeben hatten".

Der Streit, welcher zwischen dem getauften Juden Pfefferkorn und dem

Humanisten Reuchlin entbrannte, und bei dem jener den Ankläger der Juden machte, dieser als deren Vertheidiger auftrat, jener, ein gemeiner Mensch, von den rheinischen Dominikanern, dieser von Hutten und seinen Freunden unterstützt wurde, endigte 1516 mit dem Siege Reuchlins. Der Haß und die Verachtung, die das Volk von den unter ihnen wuchernden und schachernden Semiten empfand, waren aber damit nicht beschwichtigt. Auch die Reformation vermochte diese Gefühle auf die Dauer nicht zu unterdrücken. Zwar geißelte Luther in der 1523 erschienenen Schrift: „Daß Jesus ein geborener Jude gewesen" die bisherigen Machthaber in der Christenheit, daß sie die Israeliten übel behandelt, und ermahnte das Volk, letzteren freundlich zu begegnen. Auch fand eine gewisse Annäherung zwischen der Partei der Reformatoren und den Juden statt, indem man sich mehr zum alten Testament hinneigte, als es bisher in der päpstlichen Kirche üblich gewesen, indem man ferner für Kinder gern alttestamentliche Namen wählte, und indem man endlich durch das Studium der hebräischen Sprache auf den Verkehr mit jüdischen Gelehrten hingewiesen wurde. Aber die Bauernkriege bewiesen, daß dies sich auf enge Kreise beschränkte und nicht tief ging. Die Bauern sahen in den Juden begreiflicherweise nur Blutsauger, und der Adel sowie der höhere Bürgerstand betrachteten sie als Aufhetzer der Rebellen. Andrerseits aber kam Luther von seiner Neigung zu dem in Deutschland verbreiteten semitischen Elemente allmählich ganz zurück und schlug sogar vor, die Synagogen und Häuser der Juden niederzureißen, ihnen ihre Bücher und ihr Geld wegzunehmen und sie schließlich nach Paläftina zurückzutreiben. Henne Am-Rhyn vermuthet den nächsten Grund hiervon (unseres Erachtens irrthümlich) in Luthers Verdruß darüber, daß die Juden sich nicht zum Protestantismus bekehren wollten, fügt aber hinzu: „Gewiß haben die Juden damals, da ihre Verfolgung ruhte, ihre höhnischen Glossen über das Christenthum gemacht, wie immer, wenn sie Gelegenheit dazu hatten, und es ohne Zweifel auch mit dem Wucher so arg wie möglich getrieben. Mit dem besten Willen kann man nicht sagen, daß sie sich jemals bei andern Völkern beliebt gemacht haben."

Eine gewisse Wandlung in den Geschicken der mitteleuropäischen Judenschaft vollzog sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts dadurch, daß flüchtige Sephardim aus Spanien und Portugal, die dort dem Anschein nach als Christen gelebt hatten, aber im Stillen Juden geblieben waren (Marranos), sich in den Niederlanden und bald nachher auch in Dänemark niederließen. Sie waren von etwas edlerem Gepräge als ihre Stammgenossen in Deutschland und Polen und besaßen eine über den Talmud hinausreichende Bildung, die man unter jenen vergeblich gesucht hätte. Im übrigen verstanden sie sich auf den Handel ebenso gut wie diese, enthielten sich aber des Wuchers — vermuthlich, weil sie auf andere Art ebenso schnell reich zu werden wußten. Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges besaß die Colonie, die sie in Amsterdam gegründet hatten, bereits 300 stattliche Häuser und Paläste, die sie sich durch Speculationen als Banquiers, als Mitglieder der ost- und westindischen Compagnie und als Großhändler in andern Richtungen erworben hatten. Ein reiner Wandel wurde ihnen nicht nachgesagt, und in Glaubenssachen waren sie genau so bigott und unduldsam wie ihre Verwandten in Deutschland und Polen, von denen eine Anzahl im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts ebenfalls nach Amsterdam zog und sich 1639 mit den Sephardim zu einer Gemeinde verband.

Von den Niederlanden verbreiteten sich die Juden nach Hamburg, wo der Senat ihnen 1612 gegen ein Schutzgeld von 1000 Mark den Aufenthalt gestattete, die Religionsübung nach jüdischem Ritus aber verbot. Sie gediehen hier vor-

trefflich und wußten jenes Verbot zu umschleichen, indem sie sich 1626 im Stillen eine Synagoge einrichteten und, darüber zur Rede gesetzt, vorgaben, sie hätten „keine Synagoge, sondern bloß Versammlungen, um das Gesetz Mosis, die Psalmen und die Propheten zu lesen und für die Stadt und ihre Obrigkeit zu beten". Als sie dann die Drohung hinzufügten, sie würden, wenn ihr Gottesdienst nicht geduldet würde, auswandern, sah der Senat von weiterer Verfolgung der Sache ab; denn sie waren eben reiche Kaufleute, die etwas aufgehen ließen, und um 1631 besaßen die portugiesischen Juden in Hamburg bereits drei Synagogen, die deutschredenden ein Bethaus. Auch die Agitation, die Johannes Müller, der Senior an der Peterskirche, von jenem Jahre an bis 1644 gegen sie betrieb, hatte, obwohl sie durch geschlechtliche Ausschweifungen und freche Schmähung des Christenthums in Flugschriften reichlich Veranlassung dazu geboten, und obwohl die Facultäten von Wittenberg, Rostock und Straßburg den Pastor unterstützten, wenig Erfolg. Die Privilegien der Hamburger Juden wurden nicht nur nicht beschränkt, sondern sogar vermehrt, und es gab in der Folge unter ihnen Agenten der Könige von Portugal und einen Pfalzgrafen des Kaisers Ferdinand.

Im übrigen Deutschland erging es den Juden nicht so gut. In Frankfurt wurde den sich meldenden Sephardim die Niederlassung abgeschlagen, die Aschkenasim aber waren dort noch allen Beschränkungen unterworfen, die das Mittelalter ihnen auferlegt, sie trugen noch das Judenzeichen, durften nur in der Judengasse wohnen und konnten zu jeder Zeit ausgewiesen werden. 1613 erhoben sich die Zünfte unter Führung des Pfefferküchlers Fettmilch gegen sie, stürmten ihr Quartier und trieben die Bewohner desselben, 1380 Köpfe, ohne Hab und Gut zu den Thoren hinaus. Aehnliches geschah 1615 in Worms auf Anstiften des Advocaten Chemnitz. Indeß schritten diesmal die benachbarten Fürsten ein, führten die Verjagten zurück, erzwangen Entschädigung derselben aus städtischen Mitteln und bestraften Fettmilch mit dem Galgen und Chemnitz mit Landesverweisung. Auch in Oesterreich besserte sich das Loos der Juden erheblich, und in England, wo es unter den Puritanern Mode geworden war, sich mit alttestamentlichen Helden wie Josua, Gideon und den Makkabäern zu vergleichen, wo der Prediger Holmes dem auserwählten Volke „auf den Knien zu dienen" begehrte, wo der Parlamentssecretär Nicolas in der Verrücktheit so weit ging, daß er eine Schrift verfaßte, in der er die „edle Nation der Juden, die Söhne Israels" geradezu in den Himmel hob, und wo einzelne Fanatiker Einführung der Gesetzgebung Mosis beantragten, setzte der in Holland lebende Rabbi Manasse bei Cromwell 1657 durch, daß eine Anzahl derselben sich in London niederlassen durfte.

Dabei verblieb es nicht nur, sondern das wieder aufgerichtete Königthum erweiterte Cromwells Zugeständnisse, und allmählich mehrte sich die Zahl der dortigen Juden, doch immerhin in mäßiger, für das Volk erträglicher Weise.

In Deutschland dagegen währte es aus begreiflichen Gründen noch lange, ehe das hier wohnende semitische Element unbelästigt seine Natur entwickeln konnte. 1670 wurden die Juden aus den österreichischen Erblanden ausgewiesen, und im Jahre nachher mußten sie auch die nicht in der Gewalt der Pforte befindlichen Theile Ungarns räumen. Die Ursache war hier wie dort, daß sie mit den damals mächtig gegen das südöstliche Deutschland vordringenden Türken sympathisirten, theilweise selbst mit diesen in verrätherischem Einverständniß standen und bei der Erstürmung Ofens durch die Kaiserlichen deren Gegner mit den Waffen in der Hand unterstützten. Besser gestalteten sich die Ver-

hältnisse für sie in Brandenburg, wo der große Kurfürst ihnen mancherlei Gunst erwies, im Ansbachschen, wo sie die Colonie von Fürth anlegen durften, und in Pfalz-Sulzbach, wo der Fürst Christian August, ein Verehrer der Kabbala, sie anzufechten verbot.

In der Schweiz, wo die Juden von Zürich 1490 ermahnt worden waren, „arme Leute nicht zu drücken", wo man sie, wahrscheinlich weil sie sich daran nicht gekehrt, von hier ausgewiesen hatte, und wo auch andere Cantone sie lange Zeit nicht geduldet zu haben scheinen, wurden sie 1662 durch die Tagsatzung aus allen Orten bis auf die Grafschaft Baden im Aargau verbannt, und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gab es deren nur noch in den Dörfern Endingen und Lengnau, wo man sie ebenfalls gern losgeworden wäre, bei den regierenden Cantonen aber mit diesem Wunsche nicht durchdrang. „Die von dort erhobenen Klagen lauteten wie anderwärts dahin, daß sie sich übermäßig bereicherten, das Land aussaugten und ihre Schuldner von Haus und Hof trieben." (Vgl. a. a. O. S. 386.)

In Frankreich nahm man zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu Metz wieder Juden auf. Ludwig XIV. erweiterte, beiläufig sehr gegen den Wunsch der Zünfte, ihre Privilegien, und später bildeten sich auch in Paris und andern für den Handel gut gelegenen Orten jüdische Colonien, die mit einigen Beschränkungen ihrer geschäftlichen Neigungen fortexistirten, bis die Revolution von 1789 sie den übrigen Staatsbürgern gleichstellte.

In Deutschland griffen gegen das Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zwei Gelehrte, der Professor Wagenseil und sein Heidelberger College Eisenmenger, die Juden an. Das Buch Eisenmengers durfte, nachdem es in Frankfurt gedruckt worden, auf Betrieb der Juden, die in Wien wieder Aufnahme gefunden und Einfluß erlangt hatten, in Folge eines Edicts des Kaisers Leopold I. im deutschen Reiche nicht verbreitet werden. Aber Friedrich, der erste König von Preußen, fand es mit vollem Recht ungehörig, daß die Juden, die das Christenthum verspotteten und verhöhnten, die Macht haben sollten, Werke, welche das Judenthum im wesentlichen nach den Quellen darstellten, wie es war und immer gewesen, dem öffentlichen Urtheile vorzuenthalten, und als seine darauf sich gründenden Vorstellungen in Wien erfolglos blieben, gestattete er 1711 den Nachdruck des Buches in Königsberg, das nicht zum deutschen Reiche gehörte.

Wir sahen, daß die Juden das ganze Mittelalter hindurch und bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein weniger wegen ihres Glaubens als wegen ihrer unverschämten Aeußerungen gegen das Christenthum, dann aber und sehr wahrscheinlich noch weit mehr wegen ihres Wuchers und wegen sonstiger Aussaugung des Volkes gehaßt und verfolgt wurden. Nach unsrer Quelle und andern Nachrichten*) fällt ihnen aber auch zur Last, zum deutschen Gaunerthum ein im Vergleich mit ihrer Zahl unverhältnißmäßig starkes Contingent gestellt zu haben, was schon daraus hervorgeht, daß die Sprache dieses gefährlichen Theils der Gesellschaft, das „Rothwelsch" oder „Jenisch", eine ungewöhnlich große Anzahl hebräischer Elemente enthält. Schon im fünfzehnten Jahrhunderte nannten sich die deutschen Gauner nach dem hebräischen Worte „Chakam" (weise, schlau) „Kochemer" und ihre Kameraden „Chawer", und bis auf die neueste Zeit sind unter ihnen eine große Menge derartiger Ausdrücke, . B. Massematten, d. h. Geschäft, dann Diebstahl, Reb Mausche, d. h. zunächst

*) Vgl. u. A. Avé-Lallemants soeben erschienene lesenswerthe Schrift: „Die Mersener Bockreiter im 18. und 19. Jahrhundert." (Leipzig, Brockhaus, 1880.)

Rabbi Moses, dann Brecheisen, Tolman, d. h. Galgen, Glaseime, d. h. Werkzeug zum Schrecken, dann Pistole, dabbern, vom Hebräischen Dabar, Wort, sprechen, unter ihnen in Gebrauch geblieben, ja das ganze Idiom heißt unter den Gaunern selbst Kochemer Loschen, wobei Loschen von Laschon, Zunge, Sprache, herkommt.*) Am ärgsten hausten diese Gesellen während des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges, dann zu Anfang unseres Jahrhunderts, wo sie namentlich am Rhein, an der Maas und in Franken allerlei Unthaten verübten. Der Patriarch der Hauptbande, die in Mersen bei Mastricht ihren Mittelpunkt hatte, war der Jude Jakob Moyses, wichtige Rollen in derselben spielten sein Sohn Abraham Jakob und dessen Schwiegersöhne Picard und Bosbek, welche letzteren ebenfalls Juden waren. Die meisten dieser Schurken wurden damals hingerichtet, aber ihr Handwerk starb damit nicht aus, und immer waren die Juden unverhältnißmäßig zahlreich unter ihnen vertreten, wie denn Schrencken im Jahre 1820 neben 1189 christlichen Gaunern 650 jüdische aufzählt.

Schlimm war es, wenn Stamm- und Geistesverwandte dieser Verbrecher sich in das Vertrauen tyrannischer Fürsten einschlichen und deren Finanziers wurden. Ein Beispiel davon erlebte Würtemberg in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Person des überaus widerwärtigen Juden Josef Süß Oppenheimer, der als Finanzrath des Herzogs Karl Alexander das Land für diesen und noch mehr für sich selbst auf unerhörte Weise aussaugte, wobei ihm die gegen das Gesetz schaarenweise in das Herzogthum gekommenen Stammesgenossen getreulich zur Hand gingen. Länger als ein Jahrzehnt war damals am Nesenbach eine Zeit, als ob der Messias gekommen wäre. Der Jude herrschte in Geldsachen so gut wie unumschränkt über das christliche Volk in Schwaben. Wer ihm nicht huldigte und half, verlor seine Stellung. Andere wurden mit Krummschließen, Auspeitschen und Hängen bedroht. Die Steuern wurden bis ins Unerschwingliche hinaufgeschraubt und daneben allerlei Sporteln eingeführt, die zum guten Theil in die Tasche des Juden flossen. Derselbe bereicherte sich durch Vorschüsse an die Staatskassen, durch Lotterien, durch Pacht der Münzprägung und des Tabaksmonopols, durch zollfreie Einfuhr von Waaren und nebenbei durch Handel mit Pferden und Juwelen; die letzteren verkaufte er seinem Herzog zu maßlos hohen Preisen. Endlich aber nahm die Herrlichkeit ein Ende. Der Herzog starb 1737 plötzlich an einem Schlagflusse. Süß wollte entwischen, wurde aber eingeholt und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Seine jüdischen Helfershelfer ließ man, nachdem sie ihre reichlich verdienten Prügel bekommen, laufen. Er selbst aber wurde am 30. Januar 1738 in seinem rothen galonnirten Staatskleide auf einer Kuhhaut zum Richtplatze geschleift und an einem für betrügerische Goldköche bestimmt gewesenen eisernen Galgen dahin befördert, wohin ihn das geplagte Volk längst verwünscht hatte. „Die Synagoge zu Fürth aber," so erzählt unsere Quelle, „feierte ihn als Glaubensmärtyrer." Warum nicht? Er hatte ja nur die Anweisungen der alten Rabbinen im Auge gehabt.

Von da an trat die frühere Ordnung wieder in Kraft, nach welcher den Juden in Würtemberg nur der Durchzug, nicht aber der Aufenthalt gestattet war, und wenn einige Herzöge bei den Landständen günstigere Bestimmungen durchzusetzen versuchten, so waren solche Bemühungen bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts vergeblich. Nur einige „Hofjuden" wurden aufgenommen,

*) Auch das Wort Gauner, ursprünglich Jauner, ist von einem hebräischen herzuleiten; denn es entspricht nach Weygand und Grimm dem Verbum janah: übervortheilen.

und von verschiedenen Handelsbeschränkungen befreit, die ihnen eingeräumten Rechte galten aber nur für ihre Person.

Etwas günstiger war das semitische Element in anderen deutschen Staaten, z. B. in Hessen-Darmstadt, gestellt, wo die Juden nach Lösung eines „Schutzbriefes" im Lande ansässig werden durften; doch mußten sie vor der Aufnahme ein gewisses Vermögen nachweisen, auch wurden sie ausdrücklich verpflichtet, nicht über sechs Procent Zinsen zu nehmen und sich aller Lästerung Christi zu enthalten. In Oesterreich war Kaiser Karl IV. ihnen nicht gewogen. Er untersagte ihnen unter anderm die Pachtung von Zöllen und andern Regalien, stellte sie in Ungarn unter polizeiliche Aufsicht und verschloß ihnen Kroatien, Slavonien und Dalmatien, wofür ihm die Stände ihren Dank aussprachen. Maria Theresia war den Kindern Israels gleichfalls abgeneigt. Sie duldete sie in Ungarn nur gegen Erlegung einer „Toleranzsteuer", befahl ihre Entfernung aus Böhmen und wollte die Deputation derselben, welche ihr dagegen Vorstellungen zu machen kam, nur hinter einer spanischen Wand anhören, um die verhaßten Hebräer nicht sehen zu müssen, nahm aber doch zuletzt den Ausweisungsbefehl zurück.

Im Brandenburgischen hatte, wie bemerkt, der große Kurfürst die Juden zugelassen und ihnen bestimmte Rechte verliehen, sie auch von dem sogenannten „Leibzolle" befreit, den sie in andern Staaten beim Durchzuge von Ort zu Ort zu erlegen hatten. Indeß waren sie auch unter dessen nächsten beiden Nachfolgern noch immer genügend beschränkt, und ihre Schutzprivilegien mußten aller zwanzig Jahre von neuem durch beträchtliche Geldzahlungen erkauft werden. 1713 und 1730 wurden ihnen wichtige Berechtigungen, die ihnen im siebzehnten Jahrhundert ertheilt worden waren, wieder entzogen, und im letztgenannten Jahre legte ihnen der damalige König die sogenannte „Sausteuer" auf, welche die ihnen obliegende Verpflichtung, ihm einen Theil der bei seinen Jagden erlegten Wildschweine abzukaufen, in eine feste Abgabe verwandelte. Unter Friedrich dem Großen fiel diese Abgabe weg, und die Stellung der Juden wurde neu bestimmt. Der König erwies sich dabei tolerant, aber er dachte bei Anordnung der Befugnisse und Verpflichtungen seiner israelitischen Unterthanen mit Recht vor allen Dingen an den Nutzen und an den Nachtheil seines Staates, und so fiel das General-Judenprivilegium von 1750 in der Weise aus, daß es noch eine große Anzahl von Beschränkungen enthielt. Man ersah daraus deutlich, daß der Verleiher desselben das Anwachsen der Zahl und des Besitzes der jüdischen Bevölkerung in Preußen mit Mißtrauen betrachtete und durchaus nicht geneigt war, ein Wohlbefinden derselben zu fördern, welches weiteren Zufluß von Juden aus dem Osten hervorrufen mußte. Er fand in ihren Geistesanlagen und ihrem Bildungszustande keine genügende Gewähr dafür, daß eine Vermehrung derselben in Preußen nützlich sein werde, und die Klügeren und Besseren unter den Juden konnten sich der Ueberzeugung nicht ganz entziehen, daß der König zu dieser Anschauung Ursache habe.

So war der Grund und Boden vorbereitet, auf dem Moses Mendelssohn im Jahre 1752 mit dem Versuche einer Umgestaltung des Judenthums im Sinne einer Annäherung der bisher im wesentlichen orientalisch gebliebenen Sitte und Bildung dieser großen Coloniengruppe an den europäischen und speciell an den deutschen Genius begann. Daß diese Umwandlung vollständig habe gelingen können, wird man im voraus bezweifeln dürfen; denn die Rassenanlage, der moralische Instinct, das innerste geistige Wesen der Menschen läßt sich nicht ändern. Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß die äußere Bil-

dung des in Deutschland lebenden Judenvolkes, dessen Wissen und dessen Verstehen seiner Umgebung durch Mendelssohns und seiner Freunde Bemühungen in weiten Kreisen eine neue Richtung gewinnen mußten, und daß so allerdings eine Art von Annäherung des semitischen Elements an das deutsche vorauszusehen war, welche, oberflächlich betrachtet, sich fast wie eine Verschmelzung ausnahm.

Wie tief die Metamorphose in das Wesen des Judenthums eingeschnitten, wie viel oder wie wenig die Reform uns Deutschen genützt hat, haben wir zum Theil schon angedeutet und werden wir später noch weiter darzuthun bemüht sein. Hier nur noch soviel, daß Mendelssohn, der vielgefeierte „Weltweise", der in Wahrheit als Philosoph ein recht seichter und mittelmäßiger Geist war, durch seine Schriften bewirkt hat, daß seine Stammgenossen in Deutschland sich der Alleinherrschaft des Talmud großentheils entzogen, daß sie sich befleißigten, ein genießbareres Deutsch als bisher zu reden und zu schreiben, daß sie sich auch mit anderer Literatur als der ihrer Rabbinen zu beschäftigen anfingen, und daß ihr Schulwesen sowie deren gesellschaftliche Gewohnheiten eine etwas bessere Gestalt annahmen. Andrerseits war er einer der oberflächlichen und empfindsamen Rationalisten, welche damals die alten Religionen angriffen, die dem Menschen mehr zu glauben zumutheten, als er zu seinem persönlichen Troste bedurfte. Nur verstand er darunter einzig die verschiedenen christlichen Bekenntnisse, nicht das Judenthum, ganz so wie noch heute jüdische Literaten es für selbstverständlich ansehen, wenn sie „liberalen" Christen das positive Christenthum lächerlich machen helfen, während sie es für ein schweres Verbrechen, für Religionsschändung, mindestens für im äußersten Grade lieblos oder, wie das Modewort lautet, „inhuman" betrachten, wenn ein christlicher Schriftsteller etwas an der Thora auszusetzen findet oder auf die Menge von Abgeschmacktheiten hinweist, welche der Talmud enthält.

Stockach im Hegau und seine Narrenzunft.

Von Fr. v. Bülow.

Das herrliche altschwäbische Gau zwischen Bodensee, Alpen, Rhein und Donau, wer sollte es nicht kennen, wenn nicht aus eigner Anschauung, so doch aus den unübertrefflichen Schilderungen Victor Scheffels? Aber jenes Gebiet der stolzen Basaltkegel, welches wie ein zu Stein erstarrtes aufbrausendes Meer das staunende Auge fesselt, birgt nicht nur eine Fülle landschaftlicher Schönheiten, es führt uns auch Schritt für Schritt an wichtigen geschichtlichen und culturhistorischen Reminiscenzen vorüber, die aus den altersgrauen Städten mit ihren Archiven und aus den Ruinen von über vierzig Burgen eine beredte Sprache zu uns sprechen.

Kein Theil deutscher Erde weiß auf so engbegrenztem Raume von so viel Kampf und Schlachtgewühl zu erzählen! War es auch nicht der äußere Feind, so war es in desto höherem Maße der innere, der dies Land Jahrhunderte hindurch zu einem Spielball wilden Streites machte. Die Eifersucht zwischen dem mächtigen seßhaften Adel und dem kraftvoll aufstrebenden Bürgerthum entfaltete sich hier in

ausgeprägtester Form, und die wenigen das Hegau umgürtenden Städte hatten einen schweren Stand gegen die in Verbänden sich einigenden Ritter. Die stete Kampfgefahr stählte indeß den tapferen Bürgersinn und belohnte ihn zuletzt mit vollständigem Siege.

Im Jahre 1315 war es, als Herzog Leopold, der Glorwürdige, ein stolzes Heer vereinigt hatte, um die ihm abtrünnig gewordenen Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden zu züchtigen. Auf dem Steine bei Baden hielt er entscheidenden Kriegsrath. Es galt die letzten Anordnungen für den Vormarsch zu treffen. Der Sieg schien Allen leicht, und Niemand dachte an ein Mißlingen. Nur dem Hofnarren des Herzogs, Hans Kuony (Kuno) von Stockach, mißfiel der Plan, und der Narr, welcher vermuthlich das Kampfterrain besser kannte als die stolzen Ritter, vermißte einen wesentlichen Punkt dabei: die Möglichkeit des Rückzugs. Da machte er von seinem Rechte, ungestraft Wahrheiten sagen zu dürfen, die gewöhnlich klüger waren als die Menschen, welche über sie lachten, freien Gebrauch, und warnend rief er seinem Herrn zu, als dieser ihn scherzhaft fragte: „Kuony, wie gfallt dir die Sach'?" — „Es gfallt mir nit! Ihr hant Alle gerathen, wie ihr in das Land wöllent kommen, aber Keiner hat gerathen, wie ihr wieder daraus wöllent."

Am 6. December 1315 wurde die Schlacht bei Morgarten geschlagen, Leopolds Heer vernichtet, ihn selbst rettete nur sein gutes Pferd. Die Geschichte sagt uns nicht, ob sich der Herzog damals des Wortes Hans Kuony's erinnerte; Leopolds Bruder aber, Albert der Weise, belohnte den Narrenrath durch ein im Jahre 1351 ertheiltes fürstliches Privilegium, das bis auf den heutigen Tag von den Bürgern Stockachs in Ehren gehalten wird.

Die betreffende Urkunde existirt freilich nur noch in Copie, doch liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß dieselbe, wenigstens dem Sinne nach, echt sei. Das Original mußte zu Grunde gehen, weil bis zum Jahre 1874 eine steinerne Brunnensäule in der Hauptstraße der Stadt (der sogenannte Narrenbrunnen) zum Narrenarchiv diente. Unter dem Ausgußrohr befand sich ein durch einen Versatzstein geschlossener hohler Raum, und hier ruhten in einer gläsernen und zinnernen Kapsel, welche noch vorhanden ist, die für die Narrenzunft wichtigsten Documente. Feuchtigkeit drang aber trotz dieser Hüllen durch und ließ die Schriftstücke nach und nach vermodern. Bei besonders feierlichen Veranlassungen wurde bisweilen das Archiv geöffnet, und zeigten sich die Urkunden stark beschädigt, so ersetzte man sie durch beglaubigte Abschriften. Ueberbleibsel solcher vermoderter Schriftstücke befinden sich sowohl im städtischen Archiv wie in der Narrenlade, einer Art Truhe, die dem Aussehen nach aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt. Als der Brunnen in diesem Jahrzehnt Baufälligkeit halber durch einen eisernen ersetzt wurde, wanderte das Narrenarchiv in die Narrenlade.

Die Stiftungsurkunde lautet ins Hochdeutsche übertragen, wie folgt: „Hans Kuony und allen seinen nachkommenden Bürgern zu Stockach sei alljährlich und zu ewigen Zeiten in der Fastnacht das Narrengericht vergönnt und in Gnaden ertheilt mit Stiftung eines Eimer Weins aus dem Amtskeller und soviel aus dem Stadtkeller, als man den Bürgern angedeihen lassen will; auch sollen alle neuen Bürger zu Stockach, auch die Bürgersöhne, so selbe heirathen, nicht ausgenommen, von Mariä Lichtmeß bis auf Sonntag Lätare, denselben Tag eingeschlossen, sich inzwischen solcher Zeit bei dem grobgünstigen Narrengericht mit einem halben Eimer Wein oder mit so viel Geld, wie ein halber Wein kostet, einkaufen, auch in obbenannter Zeit, so Jemand keine obrigkeitlichen Verrichtungen hat, dem Narrenrichter gebührenden Gehorsam leisten. Sofern sich aber einer des Gehorsams entziehen wollte, so soll er zuvor sich bei einem grobgünstigen Narrengericht ausbitten und einen

halben Eimer Wein erlegen. Ferner hat das Gericht die Gewalt, alle widerspenstigen Narren, auch alle anderen, die den Narren etwas ohne Ursache in den Weg legen oder sie beschimpfen, entweder mit der Britsche oder wohl gar mit dem Brunnenwerfen, nach Erkenntniß der Sache, abzustrafen. Gegeben im 1351. Jahr &c."

Die Schirmherren von Stockach, die Landgrafen von Nellenburg, bestätigten diese Privilegien ein Jahr darauf, und auf dem Fundamente jener Urkunde erstand die berühmte und ihrer Zeit streng gefürchtete Stockacher Narrenzunft. Ihre Satzungen bauten sich unter Zugrundelegung der ertheilten Privilegien allmählich zu feststehenden Regeln aus, die gleich Gesetzen ihre Macht behaupteten, und denen erst die Neuzeit einen Theil ihrer Kraft genommen hat. Jahre großer Noth leerten Amts- und Rathskeller und ließen die Weinquelle dort versiegen, auch geht man vorsichtiger beim Erlaß der Strafen um und sucht sie mit den modernen Rechtsanschauungen in Einklang zu bringen; im großen Ganzen aber hat sich die durchaus eigenthümliche Art der Narrenzunft-Gebräuche erhalten, und so tritt uns in ihnen ein Sittenbild längst vergangner Tage entgegen.

Wie jede größere gesellige Verbindung ihre Gliederung besitzt, so finden wir eine solche auch bei der Stockacher Narrenzunft. Die Narren theilen sich in zwei Hauptkategorien, in Gerichtsnarren und in Laufnarren. Diese unterscheiden sich schon äußerlich in der Kleidung. Erstere tragen als Abzeichen eine Narrenkappe aus roth und weißem Filz; die Laufnarren erscheinen in Harlekinstracht. Die Gerichtsnarren ergänzen sich aus den Laufnarren durch Wahl. Jene, an deren Spitze der Gerichtsnarrenvater steht, bilden das Narrengerichts-Collegium; auch die Laufnarren, unter deren Namen alle übrigen Narren begriffen werden, haben darin in dem Laufnarrenvater ihren Vertreter. Außerdem werden mitunter noch Ehrennarren ernannt. Der ganzen Zunft steht ein Präsident vor, und ein Narrenschreiber besorgt alle schriftlichen Arbeiten.

Das Narrengericht besteht noch zu Recht, hat aber natürlich gegen früher viel von seiner Bedeutung eingebüßt. Bis ins vorige Jahrhundert herein lag der Schwerpunkt der Zunft in diesem Gericht. Am oben erwähnten Brunnen wurde, gewöhnlich am Faschingsdienstage, eine Schaubühne aufgeschlagen. Dort nahmen die Herren Richter feierlich Platz und erledigten zunächst die laufenden Geschäfte, wie Aufnahme neuer Narren, Ertheilung von Strafen &c. Die Strafen drehten sich meist um Weinspenden oder Eintauchen in den Narrenbrunnen. Hatte sich z. B. ein erwachsener Bürgersohn nicht eingekauft, so folgte das kalte Bad nach seiner Verehelichung. Die gleiche Strafe wurde jedem Fremden, der sich unterstand, einen Narren ob seiner Narrenstreiche zur Rede zu stellen. Entzog sich Jemand der Strafe, so wurde er für vogelfrei erklärt und durfte bis zum Sonntag Lätare eingefangen werden. Die eingefangenen Verbrecher wurden, mit Strohseilen gebunden, vor das Richtercollegium geführt und verurtheilt. Wollte sich der Angeschuldigte nicht mit der gewöhnlichen Buße loskaufen, so übergab man ihn den Laufnarren zur Execution. Jede Verkleidung ohne Erlaubniß kostete zwei Quart, die eines nicht Eingekauften einen halben Eimer Wein. Wurde ein Narr während der Narrenfreiheit vor den Bürgermeister oder das Landgericht geladen, so strich man ihn aus dem Verzeichniß, und nur durch neuen Einkauf und Strafe erlangte er seine Rechte wieder. Ein neu immatriculirter Narr wurde verurtheilt, beim Trunke zuzusehen, zu fasten oder aufzuwarten.

Demnächst ging man zum eigentlichen Kern der Verhandlungen über. Das „grobgünstige Narrengericht" machte dabei seinem Namen volle Ehre. In rücksichtslosester Weise übte es Kritik, und zwar nicht bloß über einzelne Persönlichkeiten Stockachs, sondern es griff weit über die engen Grenzen von Staat und Umgegend

hinaus. Aus ganz Deutschland ergingen Einsendungen an das Gericht, mit dem Ersuchen, solche öffentlich abzuurtheilen. Vor dieser Narrenkritik, die gewiß oft eine ungerechte und falsche war, schützte weder Ansehen der Person noch der Ort, wo die Handlung begangen worden war. Gar oft behandelte sie Gegenstände, die sie nicht verstand, und beschmutzte Personen, an denen der plumpe Spott abglitt, und die ein feiner Witz besser gegeißelt hätte.

Ueber alles, was gesprochen, wurden Protokolle geführt, die in das große Narrenbuch eingetragen wurden. Das Stockacher Narrenbuch gestaltete sich hierdurch zu einer Art Witzblatt des Mittelalters, und zu vielen Tausenden strömte das Volk am Faschingstage nach Stockach, um dem Vorlesen dieser Protokolle und den sich hieranschließenden Lustbarkeiten beizuwohnen. In wie weiten Kreisen die Narrenzunft zu Stockach damals bekannt sein mußte, zeigen die oft von Schriftstellern des Mittelalters angewandten sprichwörtlichen Redensarten wie: zu Stockach im Narrenbuche stehen, — zu Stockach in der Narrenresidenz, — man muß ihn ins Narrenbuch von Stockach schreiben 2c.

Leider ist von diesen ältesten Narrenbüchern nichts mehr erhalten; sie sind sämmtlich in den schweren Schicksalsstürmen von Belagerung, Brand und Plünderung, welche die Stadt durchgemacht, zu Grunde gegangen. Das älteste der jetzt noch im Gebrauch befindlichen datirt aus dem vorigen Jahrhundert. Die wirkliche Narrenkritik wird darin nicht mehr gebucht, dagegen werden immer noch die jährlichen Protokolle und die Narrenchronik weiter geführt.

Der allgemeine Verlauf der Narrentage, der sich, mit Ausnahme des öffentlichen Gerichtshaltens, gegen früher kaum verändert haben wird, ist heute noch folgender: Am Dreikönigstage versammelt sich zuerst das Narrengericht im Zunftwirthshause (letzteres wechselt jedes Jahr), und die ersten Berathungen für den Fasching werden gepflogen. Das Narrenrecht hat, treu den Privilegien, von Mariä Lichtmeß bis Sonntag Lätare, ungefähr sieben Wochen, seine Giltigkeit. Der Leser wird sagen: Ein Recht ohne Folgen ist kein Recht mehr. Doch trifft dies nur in einer Hinsicht hier zu. Vor dem Gesetze wird freilich das Narrenrecht nie Stand halten, dagegen haben sich seine Normen von Generation zu Generation vererbt; der Stockacher läßt sie ruhig über sich hingehen, und die hohe Obrigkeit macht es nicht anders.

Die genannten sieben Wochen werden hauptsächlich dazu benutzt, der Zunft neue Mitglieder zuzuführen, sowohl geborne Stockacher, wie auch Fremde, die sich vorübergehend in der Stadt aufhalten. Wie der Raubritter auf seine Beute lauerte, so wegelagert der Narrenpräsident mit dem Schreiber auf jeden Nichtnarren, der ein Wirthshaus betritt. Oft sind die Herren Gerichtsnarren thätige Kundschafter und bringen getreuen Rapport, wo die Gelegenheit günstig ist. Nichts Böses ahnend sitzt der Reisende bei seinem Schoppen und denkt an nichts weniger als an das Narrenrecht. Da naht sich ihm harmlos der Präsident, und im nächsten Augenblick hat er ihm auch schon die rothweiße Narrenkappe von dickem Filz übergestülpt, und drei Britschenschläge machen ihn zum Narren von Stockach. Der Narrenschreiber mit dem großen Narrenbuche steht bereit. Dem neuen Zunftmitgliede wird eine Feder in die Hand gedrückt, er muß das auf der ersten Seite des Buches befindliche Bild Hans Kuony's küssen und seinen Namen in das Buch eintragen. Zu seinem Ausweis erhält er ein in alter Form geschmackvoll ausgestattetes Diplom, das durch ein großes Narrensiegel vom Jahre 1672 beglaubigt wird. Es braucht sich übrigens Niemand zu schämen, im Narrenbuche von Stockach zu stehen, er findet darin Commilitonen bis in die höchsten Kreise hinauf, selbst eine

Anzahl österreichischer Generale der Armee Erzherzog Karls ließen sich im Jahre 1799 in die Zunft aufnehmen.

Aber nicht umsonst ist man Narr von Stockach. Das Diplom muß mit baarem Gelde eingelöst werden, und die hierdurch der Narrenkasse zufließenden Gelder sind oft nicht unbedeutend. Bis zum Jahre 1840 gab es nur eine Verwendung dafür, sie wurden in Wein umgesetzt und gingen durch die stets durstigen Kehlen der hochlöblichen Zunft. Einige uns aufbewahrte Trinkprotokolle geben uns über obbemeldeten Durst getreue Kunde. Die vermerkte Zahl der Maße, welche Jedem zugekommen, stellen sich würdig dem Besten zur Seite, was je in diesem Punkte geleistet worden ist. Inwieweit sich der Stockacher Durst seitdem vermindert hat, entzieht sich der Beurtheilung des Verfassers. In Bezug auf die Verwendung der Gelder haben sich humanere Ansichten Geltung verschafft, man nimmt sie jetzt nur in Anspruch zur Unterstützung kranker, nothleidender Narren und zu ähnlichen Zwecken.

Während der Narrenjagd werden die Vorbereitungen für den Fasching keineswegs außer Acht gelassen. Sind die Zeiten nicht gar zu trübe, so geht kein Fasching vorüber ohne Aufzüge oder theatralische Vorstellungen. Die Themata zu ersteren nimmt man fast immer aus der biblischen Geschichte, doch einzelne typische Figuren wie Hans Kuony und die Narrenmutter, welche nach der Ueberlieferung aus Wien hierzu erscheint, pflegen meist nicht zu fehlen. Am sogenannten schmutzigen Donnerstag (vor Fastnacht) beginnt der wirkliche Fasching. Zunächst gilt es, nach altem Recht sich den schönsten Baum aus dem Stadtwalde zu holen. Unter Vorantritt einer Musikbande wird er von der Schuljugend durch die Straßen geschleift und von den Laufnarren am Brunnen aufgepflanzt. Hiermit tritt das Narrengericht in Activität. Die eigentlichen Faschingsbelustigungen, wie gesellige Zusammenkünfte, Bälle ꝛc., verlaufen in ähnlicher Weise wie in anderen süddeutschen Städten, nur angeregter; man fühlt die alte Narrenresidenz noch durch.

Am Faschingsmontage ist Kirchgang. Noch vor 50 Jahren durfte kein Narr sich ihm entziehen, um der Todtenmesse für die seit letztem Fasching verstorbenen Narren beizuwohnen. Am Dienstage finden die Aufzüge statt. Am Aschermittwoch Nachmittag 4 Uhr ist allgemeine große Narrenversammlung im Narrenwirthshaus. Von diesem aus ordnet sich der Trauerzug, um den Fasching zu Grabe zu leiten. Der Narrenbüttel mit dem Stabe eröffnet den Zug, ihm folgen zwei Schlüsselträger, hierauf die von Narren getragene Lade, dann die Gerichtsnarren mit dem Präsidenten und den Vätern, zuletzt sämmtliche Laufnarren. Ohne Musik umgeht man im langsamen Trauerschritt dreimal den Narrenbrunnen und begiebt sich dann in das neugewählte Wirthshaus, wo zum Schluß eine Collecte zu wohlthätigen Zwecken eingesammelt wird. Aber wenn auch die Faschingsfreuden hiermit ihr Ende erreicht hat, so doch noch nicht das Narrenrecht. Dies dauert, wie bemerkt, bis zum Sonntag Lätare; erst dann fällt auch der Narrenbaum.

Das anmuthig am Fuße der Nellenburg gelegene Stockach hat sich bis zur Stunde den frohen, leichtlebigen Sinn seiner Bewohner zu bewahren gewußt. Ihnen ist es zum guten Theile zu danken, daß die durch ihre commercielle Lage einst hochangesehene und reiche Stadt, welcher mehr als einmal durch unverschuldete Unglücksfälle Alles genommen worden, sich immer wieder aufschwang, und dieser Sinn wird sicherlich auch ferner nicht ohne Einfluß bleiben auf den Fortschritt der geweckten und arbeitstüchtigen Bevölkerung.

Literatur.

Die Erde und ihr organisches Leben. Von Dr. Klein und Dr. Thomé. Stuttgart, Spemann.

Das Bestreben unserer Zeit, dem größeren gebildeten Publikum die Wissenschaften in gemeinfaßlicher Weise darzustellen und ihm die Resultate der neueren Forschungen, das, was bereits errungen ist, wie das, was noch zu erstreben ist, mitzutheilen, hat auch die Verfasser des vorliegenden Werkes zu ihrem Unternehmen veranlaßt. Nach der günstigen Aufnahme, die das bekannte Hellwaldsche Werk gefunden, darf man auch dem hier gebotenen Seitenstücke dazu einen guten Erfolg versprechen. Die Verfasser wollen nach ihrem Programm in ihrem Werke eine Schilderung des Erdkörpers nach seinen physischen Zuständen und nach seiner Thier- und Pflanzenwelt bringen, die Bildungsweise der Flachländer, der Thäler, der Flüsse, die Entstehung der Gewitter und Nordlichter, die Entwicklung der Thiere und Pflanzen in allgemein verständlicher und dennoch streng wissenschaftlicher Weise darstellen. Zur Zeit läßt sich das Werk nur nach den bisher erschienenen fünf Lieferungen (Es sind seit dem Eingang dieser Besprechung noch einige Lieferungen dazu gekommen. D. Red.) beurtheilen, in denen die Erde als Weltkörper, nach Gestalt, Größe, Bewegungen und Oberfläche behandelt wird, sowie Betrachtungen über das Wasser überhaupt und besonders das Meer (Niveau, Wasser, Tiefe, Boden, Temperaturverhältnisse, Eis u. s. w.) aufgeschlossen werden. Berücksichtigt man, daß die Darstellung nach ihrer ganzen Bestimmung lediglich das von der Wissenschaft Gefundene reproduciren kann und von eigenen Forschungen wie von eingehenden Erörterungen absehen muß, so ist anzuerkennen, daß die Verfasser allen Anforderungen an ein populär-wissenschaftliches Werk genügt und die durch den Plan gebotenen Grenzen meist eingehalten haben. Die neuesten Forschungen sind in der Hauptsache berücksichtigt worden, so die Berichte über die Fahrten des „Challenger", der „Tuscarora", der „Gazelle", die Erfahrungen der deutschen und österreichischen Nordpolexpeditionen, ohne daß ältere, wichtigere Reiseberichte und Forschungen vernachlässigt worden wären. Hinsichtlich der gut ausgeführten Abbildungen ist nur zu bedauern, daß sie nicht überall an der gehörigen Stelle oder wenigstens in der Nähe derjenigen Stellen, zu deren Erläuterung sie dienen sollen, sich befinden (so die Abb. S. 9, welche auf S. 15 anzubringen gewesen wäre) oder aber selbst der Erläuterung entbehren (so die Abb. auf S. 4, 5, 10); ersterem würde leicht durch eine Verweisung auf die bezügliche Seitenzahl des Textes abzuhelfen sein. Im Ganzen genommen und unter Berücksichtigung des Zweckes der Verfasser, ein brauchbares geographisches „Hausbuch" zu liefern, berechtigt das Werk zu vielen Erwartungen.

Post und Telegraphie im Weltverkehr. Eine Skizze von Dr. P. D. Fischer. Berlin, F. Dümmler, 1879.

Diese kleine Schrift wird Niemand, der sich für die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse interessirt, ohne große Befriedigung lesen; namentlich das weitere Publikum, das diesen Dingen ferner steht, findet hier in einer angenehmen Darstellung über die Mittel, die Organisation und die Leistungen des Post- und Telegraphenverkehrs reiche Belehrung.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig

Herat, der Schlüssel von Indien.

Seitdem Rußland und England einander in Mittelasien näherzurücken begonnen haben, hat die Oase Herat, über welche die am wenigsten beschwerliche Straße führt, wenn eine Armee von Norden durch Afghanistan nach Indien marschiren soll, schon wiederholt die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich gelenkt, und nach den Verhandlungen, die vor einigen Wochen im englischen Parlamente stattfanden, ist anzunehmen, daß die Herat-Frage über kurz oder lang wieder in den Vordergrund der politischen Dinge treten wird. So scheint es angemessen, wenn wir uns dieselbe in ihrer geographischen, politischen und geschichtlichen Bedeutung kurz vergegenwärtigen.

Das Chanat Herat liegt im nordwestlichen Afghanistan und wird im Westen von der persischen Provinz Chorassan, im Norden von den Wüsten und Steppen Turkestans, im Osten von dem öden Berglande der Hasara, einem Ausläufer des Paropamisus, sowie von der Landschaft Kabul, im Süden endlich von der großen Salzwüste Irans und von Beludschistan begrenzt. Es hat eine Größe von 160000 Quadratkilometern, und seine Einwohnerzahl wird auf etwa 800000 veranschlagt. Als eine Einsenkung im iranischen Tafellande zu bezeichnen, zerfällt es in zwei Hälften, von denen die nördliche im wesentlichen aus dem Thale des Flusses Herirud besteht, während die südliche, Söistan genannt, sich um den Hamum oder Sareh gruppirt, einen großen See oder Sumpf, der die meisten Gewässer des südwestlichen Hindukusch in sich aufnimmt. Mit Ausnahme der Niederungen an den Flüssen, von denen der Hilmend der bedeutendste, ist dieser südliche Theil des Landes, da in Folge der seit Jahrzehnten hier herrschenden politischen Zerrüttung und Anarchie die alten Bewässerungswerke verfallen sind, großentheils zu einer baumlosen Wüste geworden. Dagegen ist die Nordhälfte noch heute eine äußerst fruchtbare Landschaft, und namentlich das von Osten nach Westen hinstreichende breite Thal des Herirud, ihr Mittelpunkt, verdient diese Bezeichnung. Die Bewässerung ist hier überreich. Ueberall sprudeln Quellen und rauschen Bäche und kleine Flüsse. Dazu kommt in Folge

der höheren Lage ein herrliches Klima, das einem ewigen Frühlinge gleicht, während jene tiefer gelegene Südhälfte des Chanats glühend heiße Tage und eiskalte Nächte hat und für Europäer nur in den drei kalten Monaten des Jahres bewohnbar ist.

Die Bevölkerung des Landes besteht aus Tadschiks, welche die Mehrzahl bilden, meist Ackerbau und Obstgärtnerei treiben und die zahlreichen Laster sowie die wenigen Tugenden ihrer Stammgenossen in Persien theilen, dann aus nomadisirenden Turkmenen, aus Afghanen, aus Hindus, welche meist Handelsleute sind, aus Arabern und Juden. Die Araber, die etwa 6000 Zelte besitzen und zwischen den Städten Herat und Mesched herumziehen, und die Afghanen sind die Besitzer des Bodens, den sie von den Tadschiks als Pächtern bestellen lassen. Da sie Sunniten sind und ihre schiitischen Nachbarn, die Perser, als Ketzer hassen, waren sie bis auf die neueste Zeit als natürliche Verbündete der Engländer zu betrachten, wenn diese mit Persien in Zwiespalt geriethen. Die bürgerliche Verfassung gleicht der im übrigen Afghanistan. Der Chan regiert despotisch. Bei der seßhaften Bevölkerung ist die Gemeinde, bei der nomadisirenden ein Rath von Aeltesten die Grundlage des politischen Lebens und der einzige Schutz vor den Erpressungen der Regierung.

Die Hauptstadt Herat, von den Dichtern als „Segensort" und „Perle der Welt" gepriesen, liegt, fast genau südlich von dem jetzt ebenfalls vielgenannten Merw, unter 34° 32′ n. Br. und 62° 9′ ö. L. in dem von Bergen eingeschlossenen Thale des Herirud, eines Flusses, der sich weiterhin in der Turkmenensteppe im Sande verläuft. Die Stadt, eine der größten auf dem iranischen Plateau, bildet ein Quadrat, das eine Länge von 1600 und eine Breite von 1400 Ellen hat. Dieses Viereck umgiebt ein Erdwall, auf dem sich eine Mauer aus ungebrannten Lehmsteinen erhebt. Der Wall ist 40 bis 60, die Mauer 25 bis 30 Fuß hoch. Das Ganze umschließt ein breiter und tiefer Graben der stets mit Wasser gefüllt ist. Diese nur mit schwerem Geschütz zu bewältigende Befestigung wird durch eine Citadelle am Nord-Ende der Stadt verstärkt, die gleichfalls mit einem Wassergraben umgeben ist. Jede der vier Seiten der Mauer hat ein Thor, die nördliche aber noch ein zweites. Von jedem Thore führen Reihen steinerner Läden, vier große, oben in Bogen auslaufende Bazare bildend, nach einem freien Platze im Centrum der Stadt. In den Hallen dieser Bazare, die zusammen 1200 Läden enthalten, fluthet alles Volksleben von Herat, soweit es in die Oeffentlichkeit tritt, in buntem Gewimmel hin und her. Außerdem besitzt die Stadt 17 Karawanserais oder Gasthäuser, 20 öffentliche Bäder, viele gemauerte Cisternen und eine Menge von Moscheen, die zum Theil schön und prachtvoll sind, ferner zahlreiche Schulen und Klöster, sowie einige Paläste. Die meisten übrigen Gebäude aber sind klein und niedrig, die Gassen krumm,

eng und finster, die alten stolzen Bauten zerbröckeln oder sind schon ganz zu Trümmerstätten geworden. Allenthalben stößt man auf Spuren der Verheerungen, mit denen mongolische und persische Eroberer die Stadt heimsuchten. Denn wegen ihrer hohen strategischen Wichtigkeit war sie von jeher ein Zankapfel zwischen Persien und Afghanistan, und zu allen Zeiten mußte jeder Feldherr, der von Westasien nach Indien zog, sich ihrer zu bemächtigen suchen, bevor er seinen Marsch weiter nach Osten fortsetzen konnte. Selbst die Hauptmoschee, ein gewaltiger Bau mit prachtvoller Ausschmückung, neigt sich schon lange dem Einsturz zu. Der Königsgarten, ehedem als eins der Wunder der Welt gefeiert, war schon vor Jahrzehnten nichts als eine Ruinenstätte zusammengefallener Paläste. Zu den merkwürdigsten Bauwerken der Stadt gehört die Mussala (Andachtsort), welche die irdischen Reste eines der größten schiitischen Heiligen, des Imam Riza, der im neunten Jahrhundert (angeblich vom Chalifen Mamun al Raschid vermittelst einer vergifteten Weintraube umgebracht) starb, aufzunehmen bestimmt war, dieselben aber zuletzt nicht erhielt, da die schiitische Geistlichkeit die Stadt Mesched für geeigneter zur Aufbewahrung der kostbaren Reliquien erklärte. Auch dieses Gebäude zeigt den äußersten Verfall, überrascht aber noch immer durch seine Großartigkeit und Schönheit. Um ein großes Kuppelgewölbe ziehen sich hohe Säulengänge mit Mosaikbildern, die in weißen Quarztafeln und bunten Ziegeln ausgeführt sind. Aus den Ruinen erheben sich zwanzig Minarets mit Bogen und Säulen. Auf dem höchsten dieser schlanken Thürme genoß der englische Reisende Conolly einen entzückenden Blick über die Umgebung der „Stadt mit hunderttausend Gärten“, die von Buchenwäldern, Obstpflanzungen, Blumen- und Gemüsebeeten, Saatfeldern und Weinbergen wie von einem grünen Kranze umschlungen ist. Im Innern dieser „Perle der Welt“ aber begegnete er überall unbeschreiblichem Schmutz, stehenden Sümpfen, Misthaufen, Aesern von Hunden, Katzen und Eseln und anderen häßlichen Zugaben zu den Trümmern alter architektonischer Pracht und Herrlichkeit. Auch die Einwohnerzahl der Stadt hat sich sehr vermindert: während sie früher über 100 000 betrug, berechnete sie Conolly auf etwa 45000.

Herat steht in politischer Wechselbeziehung zu Chorassan, das niemals fest bestimmte und allgemein anerkannte Grenzen hatte, und als dessen eigentliche Hauptstadt Herat von den persischen Geographen angesehen wird. Die letzteren ziehen nämlich nicht bloß das paradiesische Oasenland am Herirud in den Umkreis ihres Chorassan, sondern schieben dessen Ostgrenze bis zum Indus vor, sodaß fast ganz Afghanistan unter diesen geographischen Begriff fällt, und wie im Mittelalter die mongolischen Weltverwüster von Herat gegen Chorassan anstürmten, so haben in neuerer Zeit die Perser über Chorassan, das sich ihrer

Botmäßigkeit entzogen hatte, den Weg nach Herat gesucht, bei welchen Operationen gewöhnlich Mesched ihr Hauptquartier war.

Zwei Straßen führen von Herat durch Chorassan nach Teheran, der Residenz des persischen Schahinscha. Die kürzere läuft am nördlichen Rande der iranischen Wüste hin, von welcher ein großer Theil mit einer Strecke des Gebirgslandes im Norden derselben in den Umkreis der Provinz Chorassan fällt, und berührt zwei ziemlich bedeutende Städte, Turbut mit 20 000 Einwohnern und Turschis, sie wird aber wenig benutzt. Der Hauptverkehrsweg ist die zweite Straße, die sich nordwestlich nach Mesched und dann rein westlich über Nischapur und Sabsawar nach Bostan und Schachrud hinzieht. Diese Straße bildet mit ihrer östlichen Fortsetzung von Herat über Kandahar, Gazna und Kabul den berühmten „Königsweg", die alte Verbindungslinie zwischen Iran und Hindostan über Afghanistan, welche friedlichen Kaufmannskarawanen wie erobernden Heeresmassen diente. Obwohl der mittelasiatische Handel seit uralter Zeit der „Königsstraße" treu geblieben ist, so hat die letztere doch schon lange viel von ihrer einstigen Bedeutung verloren. Bereits in den Tagen Abbas des Großen war ihre höchste Entwicklung vorüber, und seitdem ist sie mit jedem Jahrhundert mehr verödet.

Die Stadt Herat versendet auf dieser Straße außer ihren beiden Stapelartikeln, Safran und Asa foetida, namentlich noch ein unter dem Namen Birzund bekanntes Gummi und einen eigenthümlichen gelben Färbestoff, welcher Ispiruk heißt, ferner Manna, Mastix, Pistazienüsse und, nach Ostindien, Pferde und Backobst. Die weltberühmten Säbelklingen von Chorassan werden in Herat angefertigt und von da ausgeführt; sie sind Arbeiten von Abkömmlingen einer Colonie von Schwertfegern, welche Timurleng von Damascus nach Herat versetzte. Die seidenen und wollenen Teppiche, welche in dieser Stadt in allen Größen und mit den prachtvollsten Farben gewebt werden, sind nicht mehr Gegenstand eines so lebhaften Handels wie früher. Für die kostbarsten zahlte man damals tausend Rupien das Stück, da aber der Landtransport für so werthvolle Waaren jetzt nicht sicher genug ist, so kommen sie nur selten zur Versendung. Auch Seide wird in der Umgebung von Herat gewonnen, aber lediglich an Ort und Stelle verbraucht. Das hier erzeugte Rosenöl ist so gut, daß man es selbst dem von Schiras vorzieht. Die Handelsartikel, die Herat aus Ostindien, Kaschmir, Buchara und Kabul empfängt und meist wieder nach den persischen Städten Mesched, Jesd, Kerman und Ispahan ausführt, bestehen in Shawls, Zitz, Musselin, Leder, Häuten, Zucker und Indigo, und die letztgenannten Märkte bezahlen diese Waaren den Kaufleuten Herats mit Silber- und Kupfergeschirr, feinem Tuch und Pfeffer, Kerman vorzüglich mit Datteln;

Mesched aber trägt mit einigen Manufacturen selbständig zum Verkehre des „Königswegs“ bei.

Diese Straße nun ist es, welche der an ihr gelegenen Oasenstadt Herat außer commerzieller Bedeutung auch große strategische Wichtigkeit verleiht und sie zu einem erstrebenswerthen, weil alle erforderlichen Hilfsmittel zur Genüge darbietenden Etappenorte für ein russisches Heer machen würde, welches die Bestimmung hätte, von Rußlands mittelasiatischen Besitzungen aus gegen den Indus und Ganges vorzudringen.

Wenn Rußland auch heute und morgen noch nicht an sofortigen Beginn eines Kampfes mit England um den Besitz Indiens denkt, so ist es doch längst darauf bedacht gewesen, den Marsch nach dem Indus vorzubereiten. Die Engländer wissen das sehr wohl, und sie haben diesen Vorbereitungen niemals und besonders in den letzten Jahren nicht gleichgiltig und unthätig zugesehen. Sie bemerkten, daß die russische Politik ihnen in Mittelasien fortwährend Verlegenheiten zu bereiten bemüht war, daß sie die dortigen Herrscher und Völker mehr und mehr in ihr Interesse zog, verschiedene Länder dem Zarenreiche einverleibte und über andere Staaten zwischen diesem und Indien mit jedem Jahre größeren Einfluß gewann, und sie reagirten mit allen Kräften dagegen. Diese nebenbuhlerischen Bestrebungen der beiden Großmächte begannen schon im vorigen Jahrhundert. Anfangs bildete den Gegenstand der Eifersucht der persische Handel mit Europa, der seinen Weg großentheils nach Rußland nimmt und diesem erhebliche Vortheile bringt, wogegen er mit England und dessen ostindischen Besitzungen nur über Buschir am persischen Golfe verkehrt. Bald kam aber auch das politische Moment hinzu. Schon unter Katharina II. tauchten in Petersburg Pläne zu einer Eroberung Indiens auf. Mit ähnlichen Gedanken trug sich Kaiser Paul, und man erzählt, daß Yermoloff und Paskiewitsch motivirte Gutachten über die Ausführbarkeit derselben abgegeben, von einem Feldzuge aber abgerathen und andere Wege empfohlen hätten. Das würde mit dem zusammentreffen, was Karamsin von der auswärtigen Politik Rußlands im Allgemeinen sagt, wenn er schreibt, dieselbe sei unveränderlich dahin gegangen, „Frieden mit jedermann zu erstreben und ohne Krieg Eroberungen zu machen, indem man sich in der Defensive hielt und kein Vertrauen in die Freundschaft derer setzte, deren Interessen nicht mit den russischen übereinstimmten“. „Es war,“ setzt er hinzu, „ferner unsere Politik, keine Gelegenheit zu versäumen, wo wir ihnen schaden können, ohne deshalb unsere Bündnisse mit ihnen zu brechen.“

Nach diesem Recept ist Rußland offenbar auch in Mittelasien England gegenüber verfahren, und zwar in der letzten Zeit vor allem in seiner Stellung zu Persien und in Bezug auf Herat und Afghanistan. Herat, ursprünglich ein halb unabhängiger Tributärstaat des Mongolenreichs, dann von den Usbeken

erobert, gelangte 1510 an Persien, dem es 1715 von den Afghanen entrissen wurde, aber nur, um zwanzig Jahre später von den Persern zurückgewonnen zu werden. 1753 fiel es abermals an Afghanistan und verblieb bei demselben bis in das dritte Jahrzehnt unseres Säculums, wo es ein selbständiges Chanat wurde. 1828 zog der „Sultan" von Herat den Persern gegen die Russen zu Hilfe. Während des Krieges zwischen England und Afghanistan, der in den Jahren 1838 bis 1842 wüthete, versuchten die Perser ganz Chorassan und mit ihm Herat wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, scheiterten aber damit an der Kriegstüchtigkeit der Bewohner des Landes und an dem diplomatischen Schutze, den England diesen gewährte, und mit dem es hier seinen Einfluß befestigte. 1852, nach dem Tode Jar Mohammeds, der sich 1842 vom Minister des Chans zum Herrscher in Herat emporgeschwungen, erschienen die Afghanen unter ihrem Emir Dost Mohammed vor den Thoren der Stadt, und diese war bereits dem Falle nahe, als der Einspruch Englands die Aufhebung der Belagerung bewirkte. 1856 erneuerte Persien, das dabei, von Rußland angeregt, gegen die Afghanen aufgetreten, aber von den Engländern gezwungen worden war, von der Verwirklichung seiner Pläne abzustehen und sich vertragsmäßig zu verpflichten, in Zukunft Afghanistan nicht anzugreifen, ohne vorher die brittische Vermittlung angerufen zu haben, seinen Versuch, sich Herats zu bemächtigen. Es ließ 60000 Mann unter Murad Mirza, dem Oheim des jetzt regierenden Schah, gegen Herat marschiren, sah sich aber durch das Erscheinen einer englischen Heeresmacht im persischen Meerbusen genöthigt, seine Truppen umkehren zu lassen und den Vertrag von 1856 im Frieden von Paris (4. März 1857) zu bestätigen. Der betreffende Artikel lautete: „Se. Maj. der Schah von Persien willigt ein, auf alle Ansprüche auf die Herrschaft im Gebiet und der Stadt Herat, sowie in den Landschaften Afghanistans zu verzichten und niemals von den Häuptlingen der Stadt Herat und der Provinzen Afghanistans irgend welche Zeichen des Gehorsams wie die Münzenprägung oder den Tribut zu verlangen."

Die Mehrzahl der einflußreichen Bewohner Herats neigte aber zu den Persern hin, und diese hatten vor ihrem Abzuge Achmed Chan, den Schwiegersohn Dost Mohammeds, als Herrscher über die Stadt und das Land eingesetzt. Derselbe bezog von Persien Waffen und Kanonen und ließ Münzen im Namen des Schah schlagen, benahm sich jedoch bald zu übermüthig gegen die afghanischen Nachbarn, hinter denen England stand, und so kam es 1861 zu einem Conflict, der 1862 zum Kriege führte. Der Günstling und geheime Verbündete Persiens, der in Herat regierte, reizte die Fürsten von Ghor, seine Vasallen, zu räuberischen Einfällen in die afghanische Provinz Farrah an und zog ihnen, als der Gouverneur der Provinz sie züchtigen wollte, mit 8000 Mann zu Hilfe,

sodaß die Afghanen eine schwere Niederlage erlitten. Bald aber wendete sich das Blatt, indem Dost Mohammed mit starker Heeresmacht nach dem südlichen Herat aufbrach, von dort in unaufhaltsamem Zuge vor die Hauptstadt im nördlichen Theile rückte und dieselbe einnahm. Bald darauf starb er. Aber auch unter Schir Ali, dem neuen Emir von Afghanistan, verblieb Herat bei letzterem, nur war es während des vierjährigen Bürgerkrieges, der bis 1868 wüthete und bald Schir Ali, bald dessen Bruder Azim Chan siegen und über die Afghanen herrschen sah, und noch mehrere Jahre nachher fast unabhängig. Der Sohn Schir Alis, Jakub Khan, der jetzt Gefangener der Engländer ist, glaubte, für die Dienste, die er seinem Vater bei Bekämpfung von dessen rebellischem Bruder geleistet, nicht hinreichend belohnt zu sein, zog von Kabul nach Seïstan, jenem südlichen Theile von Herat, sammelte dort Anhänger und bemächtigte sich mit deren Hilfe durch verrätherischen Ueberfall 1871 der Hauptstadt am Herirud, wo er die seinem Vater treugebliebenen Beamten tödtete, die Häuptlinge der benachbarten Stämme sich unterwürfig machte und bis zu Ende des Jahres 1874 fast unangefochten herrschte. Er bat dann in Kabul um Verzeihung; diese wurde ihm jedoch nicht gewährt, sondern er wurde vor seinen Vater geladen, und da er außer Stande war, sich dem zu entziehen, mußte er sich in Kabul als Gefangenen behandeln lassen, und erst nach dem Ableben Schir Alis erlangte er die Freiheit wieder. Herat aber war vom Januar 1875, wo es von Schir Alis Truppen widerstandslos besetzt wurde, bis auf die neueste Zeit unter der unmittelbaren Herrschaft der Afghanen.

Alle diese Vorgänge würden für uns nur von mäßigem Interesse sein, wenn sie nicht zu dem großen Minenkriege gehörten, der zwischen England und Rußland in Mittelasien geführt wird, mit anderen Worten: wenn hinter den hier kämpfenden Parteien nicht immer bald die eine, bald die andere von diesen beiden Großmächten stünde. Man weiß, wie dieselben an den Höfen von Kabul und Teheran einander den Rang abzulaufen bestrebt sind. Persien denkt seit Jahrzehnten an die Wiedergewinnung Herats, und Rußland hat ihm, um seinen Einfluß am Hofe des Schah zu verstärken, seit ebenso langer Zeit Hoffnung darauf gemacht und ihm seinen Beistand dazu versprochen. England hat sich diesem Manöver der russischen Politik stets widersetzt, bald diplomatisch, bald, wie wir sahen, mit Waffengewalt; denn am liebsten besäße es diesen Schlüssel Indiens selbst, zumal wenn die Russen den wiederholt angekündigten Marsch nach Merw antreten sollten, dessen Besitz an sich allerdings nur geringen Werth hätte, aber einen neuen großen Schritt nach einem passenden Punkte hin bedeuten würde, von wo sich der Sprung nach Herat wagen ließe. Der nächste Sprung würde darauf nach Kandahar führen, und von da wäre es verhältnißmäßig nicht allzuweit mehr bis an den Indus.

Gegenwärtig allerdings scheint man in London von den eben dargelegten Grundsätzen, die früher namentlich von Palmerston energisch vertreten wurden, abgesehen zu wollen — natürlich nicht aus irgend welchen Rücksichten auf fremde Interessen und Rechte, sondern in Folge der Erkenntniß, daß ein Alleinbesitz Herats gegen Rußland und Persien schwer zu vertheidigen wäre, und daß man sich durch Willfährigkeit gegen Persien einen nützlichen Bundesgenossen gegen Rußland verschaffen könnte. Nachdem Rußland, um sich der Neutralität Persiens während des Kriegs mit den Turkmenen zu versichern, auf die von jenem längst gewünschte Berichtigung der Grenzen eingegangen ist, will England sich den Schah dadurch verpflichten, daß es ihm die Clausel des Vertrags von 1857 opfert, welche ihm die Besitznahme von Herat untersagt. Auf die Anfragen, die hierüber im Parlament ergingen, ergiebt sich, daß dieser Gedanke wenigstens der Erwägung unterliegt, ja, daß bereits darauf bezügliche Unterhandlungen zwischen den Ministern der Königin Victoria und dem Schah stattgefunden haben. Wie viel an den Mittheilungen ist, die von der „N. Fr. Presse", angeblich aus guter Quelle, über die Sache gebracht worden sind, lassen wir dahingestellt. Da sie jedoch nicht unglaubwürdig erscheinen, so wollen wir sie anführen. Darnach handelte es sich bei der Angelegenheit um drei Punkte: Besetzung der Stadt Herat durch persische und zugleich brittische Truppen, dann angemessene Abgrenzung des Chanats, endlich Abschluß eines Offensiv- und Defensivbündnisses zwischen den beiden Contrahenten. Der erste Punkt, welcher englischen Oberbefehl in der Stadt Herat, ausschließliche Besetzung der dortigen Citadelle durch brittische Soldaten, Verproviantirung derselben durch Persien und eventuell den Hinmarsch von Buschir nach Herat einschlösse, wäre von Persien im wesentlichen bereits angenommen. In Bezug auf den zweiten Punkt wünschte Persien eine Erweiterung des Gebiets von Herat bis tief nach Afghanistan hinein, so daß die Städte Kabernak, Melmandsch, Oti, Sarni und Sabswar zu Persien gehören würden, wogegen England, das zwischen Persien und Indien ein großes neutrales Gebiet sehen möchte, den Vorschlag machte, das zukünftige Gebiet Herats mehr von Osten nach Westen als von Norden nach Süden auszudehnen und als Grenzpunkte desselben die Orte Margabhala, Auschara, Obe, Eisabad und Dostabad festzusetzen. Hierüber schweben, wie es heißt, die Unterhandlungen noch, da Persien auf seinem Verlangen beharren und dafür anführen soll, es fordere nur das, was es einst mit der Provinz Chorassan besessen habe. Was endlich das englisch-persische Schutz- und Trutzbündniß angeht, so sollen beide Mächte hierüber wiederum bereits zu einem Einverständnisse gelangt sein. Nach demselben würde Persien die Verpflichtung eingehen, falls Rußland nach einer Besetzung Merws von hier aus oder von einem andern Punkte seiner mittelasiatischen Provinzen den Versuch machte, in das

Gebiet von Herat oder Afghanistan oder in das zwischen Turkestan und Indien gelegene Chanat Badagschan einzudringen, der englischen Regierung mit allen verfügbaren Streitkräften beizustehen. Das gleiche müsse Persien thun, wenn in Afghanistan ein gegen die englischen Interessen gerichteter Aufstand ausbrechen sollte. Dafür garantire England dem Schah seinen jetzigen Länderbesitz und Herat, und jede Ueberschreitung der persischen Grenze durch russische Truppen solle ein casus belli auch für die brittische Regierung sein. Nach anderer Angabe würde England sich auch verpflichten, eine Eisenbahn vom persischen Meerbusen nach Teheran zu bauen. Wie sich das alles aber auch im Einzelnen verhalten möge, zwei Dinge scheinen sicher zu sein: England ist im Princip geneigt, den Persern die Besitznahme des Chanats Herat zu gestatten, und Rußland wird, sobald es dies mit Bestimmtheit erfährt, den Engländern erklären, daß es sich nicht mehr als an die von Jomini dem Lord Dufferin rücksichtlich seiner mittelasiatischen Politik ertheilten Zusicherungen gebunden erachte und hinsichtlich Merws nur noch seine eigenen Interessen berücksichtigen werde.

Letzteres wäre eine Erklärung, die nur offen sagte, was man ohnehin thun wird. Unter dem Eindruck der Niederlage Schir Alis unternahm Rußland vorigen Sommer die Expedition gegen die Achaltekke-Turkmenen, die mit einer schweren Niederlage und einem eiligen Rückzuge seiner Truppen endigte. Diese Schlappe muß ausgeglichen, der Ruf der Unbesiegbarkeit der Heere des Zaren muß wieder hergestellt werden unter den Völkerschaften Centralasiens, sonst ist eine allgemeine Erhebung derselben zu befürchten. Man wird daher mit größerer Machtentfaltung und mehr Vorsicht eine zweite Expedition ins Werk setzen, die Merw ins Auge fassen wird, und dabei wird Persiens Haltung von höchster Wichtigkeit sein. Reichte dieses, durch Concessionen in Herat an England gefesselt, den Turkmenen die Hand, so wäre eine größere Schlappe der Russen kein Ding der Unmöglichkeit. Die Machtstellung der Engländer in Asien würde dadurch freilich auf die Dauer keineswegs gesichert sein. Persien ist in dieser Beziehung kein genügender Bundesgenosse, der Kampf um Indien muß in Asien und Europa zugleich ausgefochten werden, Rußland ist mit bleibendem Erfolge nur von Westen her anzugreifen. Seine Nachbarn in Mitteleuropa aber haben an sich gar keine Veranlassung, den Engländern in Verfolgung ihrer indischen Interessen irgendwie beizustehen. Eine andere Gestalt würde die Sache nur dann gewinnen, wenn England sich verpflichten wollte, die österreichisch-ungarische Politik in den Balkanländern, soweit Deutschland hinter ihr steht, eventuell thatkräftig zu unterstützen und andererseits etwaigen Revancheversuchen Frankreichs an unserer Seite entgegenzutreten. ✠

Der Chorgesang in der evangelischen Kirche.

Ende Januar hielt der Klosterpropst Freiherr v. Liliencron aus Schleswig im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie in Berlin über das obenstehende Thema einen Vortrag, dessen Inhalt in hohem Grade geeignet erscheint, das Interesse der weitesten Kreise in Anspruch zu nehmen. Der Redner hob zunächst hervor, daß auch bei Behandlung dieses wichtigen Gebietes die verschiedenen, in der evangelischen Kirche wechselnd an der Herrschaft gewesenen Parteistandpunkte ihren schädigenden und verwirrenden Einfluß geübt, insofern sie darin zu einander in einer gewissen Berührung standen, daß sie sämmtlich eine sorgsamere, liebevollere Pflege der kirchlichen Tonkunst nicht mit ihrer Würde und ihren Zielen für vereinbar hielten. Hören wir doch noch heute bisweilen Einwürfe gegen jede Kirchenmusik, welche über Orgelspiel und Gemeindegesang hinausgeht! Die in Vorurtheilen nicht Befangenen empfinden es aber mit schmerzlichem Bedauern, daß die evangelische Kirche so arm ist an jenem edlen Schmuck, den die kirchliche Tonkunst verleiht, und dies Bedauern hat sich erheblich gesteigert, seitdem das rückwärts gewandte Auge der Musik die Schätze der alten Kirchenmusik, sozusagen wie ein verlorenes Land wieder entdeckt hat, seitdem wenigstens in unseren Concertsälen die Schöpfungen Joh. Seb. Bach's wieder erklingen, seitdem in den katholischen Kirchen Süddeutschlands die Messen Palestrinas, Orlandos und ihrer Nachfolger aus langem Todesschlafe zu neuem Leben erwacht sind. Da hat sich denn längst mancher Gedanke der Frage zugewendet, ob es nicht möglich sei, auch in der evangelischen Kirche die Chormusik wieder in ihre alten Rechte einzusetzen; und diese Frage mit Ja! zu beantworten, geschichtlich darzulegen, daß die Einförmigkeit des heutigen evangelischen Gottesdienstes, gegenüber dem katholischen, sich nicht aus principiellen Aenderungen, sondern nur aus einem langsamen Absterbeproceß erklärt, war der vornehmste Zweck des erwähnten Vortrags.

Zunächst muß — dahin äußerte sich der Redner — der den Laien naheliegenden Meinung entgegengetreten werden, als ob die evangelische Kirche Ursache gehabt hätte, sich gegen die Form, in welcher die Kirchenmusik früher geübt worden — gegen die Messe zu erklären. Nichts kann irriger sein. Nicht die Messe als Gottesdienst wurde von der evangelischen Kirche abgeschafft, sondern nur der dogmatische Begriff des Meßopfers, und es wurde darum aus der Liturgie der Messe alles dasjenige beseitigt, worin sich das Meßopfer darstellte; alles andere wurde beibehalten als Abendmahlsgottesdienst, und wie in der alten Kirche die Messe oder das Hochamt den Hauptgottesdienst der Sonn- und Festtage bildet,

so schuf auch Luther aus ihr für die junge Kirche den sonn- und festtäglichen Hauptgottesdienst, indem er der Predigt und dem Gemeindegesange innerhalb ihres Schemas eine Stelle anwies. Auf diesem Grunde bauten dann sämmtliche Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts fort, wenn auch im Einzelnen unter den mannigfaltigsten Abweichungen von einander. Denn von Anfang an wurde es den Gemeinden grundsätzlich freigestellt, sich in der Anordnung des Gottesdienstes an die bei ihnen einmal entwickelten Formen so eng wie möglich anzuschließen, nur unter Beibehaltung des Grundschemas der Messe, wie es von Luther aufgestellt war. In diesem Grundschema aber waren sämmtliche liturgisch-musikalischen Texte der alten Messe unverändert beibehalten, und es war damit nach wie vor die Wahl gelassen, sie in der Ausführung liturgisch vortragen oder vom Chor musikalisch singen zu lassen.

Liturgische Texte nennt man innerhalb eines Gottesdienstes diejenigen, welche der uralten Einrichtung der Kirche gemäß nicht gesprochen, sondern auf die Notenreihen des sogenannten gregorianischen Chorals singend vorgetragen werden. Für einen Theil dieser liturgischen Texte hat sich schon im früheren Mittelalter die Gewohnheit gebildet, sie in beliebigem Wechsel zwischen beiden Formen bald liturgisch, bald musikalisch zu behandeln. Im ersten Falle werden sie entweder vom Geistlichen oder vom respondirenden Chor, von letzterem dann in unisonem Gesange auf die Noten des gregorianischen Chorales vorgetragen, im zweiten Falle werden sie vom Chor in einem freigebildeten musikalischen Satze gesungen. Es paßt sich dies eben der Festlichkeit und den vorhandenen gesanglichen und musikalischen Kräften und Mitteln an.

Die Messe besteht bekanntlich aus zwei Hälften. Die erste umfaßt die Responsorien, die Psalmlesung, die Sündenbekenntniß mit Absolution und den Introitus, d. h. einen nach den einzelnen Sonn- oder Festtagen wechselnden Bibelspruch, den Gesang des Kyrie, des Gloria (Ehre sei Gott in der Höhe) und, nach abermaligen Responsorien, dem priesterlichen Gebet, der Collecte und der Epistellesung, den Gesang der Graduale — es ist dies wieder ein nach den einzelnen Tagen wechselnder Bibelspruch – und zuletzt, nach Verlesung des Sonntagsevangeliums, den Gesang des Credo (Ich glaube an Gott den Vater 2c.). Die zweite Hälfte der Messe umfaßt die Abendmahlsfeier, den Gesang des Offertoriums, eines dritten, nach den einzelnen Tagen wechselnden Bibelspruchs, dann die Präfation, einen zwar nicht nach den einzelnen Festen, aber doch nach den kirchlichen Festzeiten sich ändernden Wechselgesang zwischen Priester und Chor, der aber niemals musikalisch, sondern stets nur liturgisch gesungen wird. Darauf folgt das Sanctus mit dem Benedictus (Heilig, heilig, heilig ist der Herr! und Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn.) Daran schließt sich in der katholischen Kirche der von der evangelischen Kirche

ausgeschiedene Canon der Messe, während in der evangelischen Kirche nach dem Vaterunser die Einsetzung des Abendmahls und darauf die Austheilung unter dem Gesang des Agnus Dei (O Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt) folgt, worauf die Feier unter Schlußgebet und Segen endet.

Was die Predigt betrifft, so ordnete Luther an, daß sie entweder zwischen beide Hälften der Messe, also nach dem Credo und vor dem Offertorium, eingeschaltet oder vor dem Beginn der Messe gehalten werden solle, in welchem Falle sie eigentlich einen eigenen, der Messe vorangehenden Predigtgottesdienst bildet. Das erstere ist heute der allgemeine Gebrauch der evangelischen, das letztere der der katholischen Kirche in Deutschland. Noch in seiner formula missae von 1523 ist Luther geneigt, der zweiten Anordnung den Vorzug zu geben, und daß diese neben der anderen im 16. Jahrhundert wirklich vorgekommen ist, zeigt z. B. die von Osiander verfaßte Pfalzenburgische Kirchenordnung von 1543. In der Hauptsache traf Luther aber weiter folgende Einrichtung, welche von sämmtlichen Kirchenordnungen beibehalten wird: an jedem Sonn- und Festtage wird als Hauptgottesdienst die Messe gehalten, und zwar, wenn Communion stattfindet, in ganzer Gestalt; wenn dagegen keine Communicanten da sind, so bleibt für die erste Hälfte der Messe alles unverändert, aus der letzten aber wird alles ausgeschieden, was unmittelbar mit Einsetzung und Austheilung des Abendmahls zusammenhängt, sodaß das Nachbleibende sich an die erste Hälfte einfach als Schluß eines gewöhnlichen Gottesdienstes anfügt.

Allerdings führte nun Luther für die Liturgie, soweit sie liturgisch vorgetragen ward, deutsche Texte ein; für den Chorgesang dagegen blieben die lateinischen Texte nach wie vor erlaubt und gebräuchlich, ja die Kirchenordnungen bezeichnen es nicht selten geradezu als wünschenswerth, daß man sie im Chorgesange nicht abkommen lasse.

Neben den lateinischen Meßtexten und inhaltlich mit ihnen parallel ließ man aber wohl den Gemeindegesang mit eintreten. Für die fünf feststehenden Texte wurden z. B. fünf Lieder gedichtet; dem Kyrie entsprach das Lied: „Kyrie, Vater in Ewigkeit!“ dem Gloria entsprach: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!“ dem Credo: „Wir glauben all' an einen Gott!“ dem Sanctus: „Jesaia dem Propheten das geschah!“ und dem Agnus Dei: „O Lamm Gottes unschuldig.“ Demnächst entstanden dann auch in ähnlichem Zusammenhange mit den drei wechselnden Meßtexten andere Lieder, welche, wo kein Chor vorhanden war, an Stelle der Introiten, Gradualien und Offertorien gesungen werden konnten. Nur ist dabei festzuhalten, daß noch auf längere Zeit hinaus der Gemeindegesang im Hauptgottesdienste der großen städtischen Kirchen dem Chorgesange gegenüber eine untergeordnete Stellung behielt. Dagegen bemächtigte sich

der Chorgesang alsbald jener neuen herrlichen Blüthe des kirchlichen Lebens: der geistlichen Volkslieder.

Diese Volkslieder wurden jedoch nicht, wie man es sich gewöhnlich zu denken pflegt, dem Gemeindegesange überliefert; die evangelischen Tonmeister bearbeiteten sie vielmehr ausschließlich für den Vortrag des kunstmäßig geschulten Chors und der Mehrzahl nach wohl zum Gebrauche an Stelle der drei wechselnden Meßtexte. Vorübergehend, aber auch nur vorübergehend, kam man gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf den Einfall, diesen Chorgesang geistlicher Lieder mit dem Gemeindegesange in Verbindung zu setzen. Sehr bald verließ man aber diesen Weg wieder, denn der scheinbar so glückliche Einfall war in Wirklichkeit ein höchst unglücklicher, was besonders deswegen betont zu werden verdient, weil auch in neuester Zeit Einige auf diesen Gedanken zurückgekommen sind und darin die Lösung der Frage nach der richtigen Verwendung des Kirchenchores zu finden glauben. Es liegt ja auf der Hand, daß bei einer solchen unorganischen Verbindung von Chor- und Gemeindegesang das von ersterem gesungene Kunstwerk durch die unproportionirte Tonmasse in der Oberstimme und durch den schwerfälligen und unreinen Fluß des Gemeindegesanges verdeckt und zerstört werden muß, ohne daß doch der Gemeindegesang dadurch eine wesentliche Besserung erfährt. Wenn Goethe einmal als wesentliches Merkmal der Dilettantenleistung die Imperfectibilität bezeichnet, so gilt dies in vollem Maße auch für den kirchlichen Gemeindegesang, der ja dem künstlerisch geschulten Chor gegenüber eine Dilettantenleistung ist. Er kann zwar besser oder schlechter sein, aber bis zu einer Kunstleistung läßt er sich niemals steigern, schon darum nicht, weil seine Tonmasse immer zum bedeutenden Theil aus rohen und unrein singenden Stimmen besteht.

Um das Jahr 1630 verbreitete sich allgemein die Einrichtung, dem Gemeindegesang die Orgel zur Begleiterin zu geben. Auf dem Chor bürgerte sich um dieselbe Zeit das Orchester mehr und mehr als unentbehrliche Stütze des Vocalchors ein und zwar in beiden Kirchen, wie denn ihre musikalische Entwicklung sich überhaupt eine Zeit lang in parallelen Bahnen bewegt.

Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts drang nämlich, von Italien ausgehend, ein ganz neuer Stil auch in die gesammte Kirchenmusik ein, welcher seinen Ausgangspunkt und sein Vorbild in der sich in Italien um diese Zeit entwickelnden Oper fand. Die charakteristischen Kennzeichen dieses Stiles sind: der monodische, d. h. der im Gegensatz zum Chorgesang auf Einzelstimmen berechnete Gesang, welcher sich nun in Recitativen, Arien, Duetten u. s. w. in mannigfacher Weise mit dem Chorgesange verband. Der Form nach hatte man darin unverkennbar schon den Keim der späteren Cantate vor sich; dem Inhalte nach hielten aber diese Gesänge noch streng an der kirchlichen Ueberlieferung

fest, d. h. ihre Texte bestanden entweder in Bibelversen und Theilen der Liturgie oder in Gesangbuchsliedern. Sie blieben also streng gottesdienstlich und textlich der Gemeinde verständlich. Eine nochmalige Einwirkung der Oper, diesmal aber nicht unmittelbar von Italien ausgehend, sondern von Hamburg, wo die 1678 gegründete Oper seit den letzten Jahren des Jahrhunderts unter Keiser in die Periode ihrer höchsten Blüthe trat, führte sodann die evangelische Kirche auf der betretenen abschüssigen Bahn noch um einen verhängnißvollen Schritt weiter: man vertauschte nun auch die biblisch-liturgischen oder Gesangbuchstexte mit freien Dichtungen. Damit war man bei der eigentlichen, sogenannten Kirchencantate angelangt. Wohl wurde auch hierbei der Zusammenhang oder doch eine gewisse Parallele mit den alten wechselnden Meßtexten noch nicht ganz und gar aufgegeben, sondern man faßte bei diesen Cantaten-Dichtungen die einzelnen Sonn- und Festtage insofern ins Auge, als man den Inhalt der Dichtung an den Gedankenkreis ihrer biblischen Lectionen anlehnte und ein damit zusammenhängendes Gesangbuchslied mit Wort und Melodie in die Cantate verwob. Der sonstige Inhalt aber bestand dann in — „freier Poesie".

Die aus einer Reihe einzelner Nummern zusammengefügte Cantate gewann nun bald einen so großen Umfang, daß, wenn der Gottesdienst nicht eine, wenigstens für den gewöhnlichen Sonntag ganz unzulässige Ausdehnung erfahren sollte, für andere Chormusik neben der Cantate keine Zeit mehr übrig blieb. So starben die anderen Musiken um so sicherer ab, die Cantate aber pflegte man nach der Predigt, äußerlich also an der Stelle des alten Offertoriums zu singen.

Dies ist die Cantate, die Joh. Seb. Bach im Entstehen vorfand, und der er musikalisch die höchste Vollendung gab in fünf Jahrgängen von Cantaten, unter denen viele als Tonwerke stets zu den kostbarsten Perlen zählen werden, die sich aber im gottesdienstlichen Gebrauche kaum jemals weit über den Kreis verbreitet haben werden, den der Einfluß Bach's unmittelbar beherrschte, und die, als der Meister kaum die Augen geschlossen hatte, aus der Kirche völlig wieder verschwanden — mit ihnen zugleich aber die ganze Chormusik überhaupt. Ein wunderbares Vorkommniß in der Kunstgeschichte, daß ein Zweig in dem Augenblicke, wo er eben in üppiger Fülle die herrlichsten Blüthen treibt, verdorrt und abstirbt.

War aber auch inzwischen die Messe von der Cantate zurückgedrängt, ganz verdrängt aus dem Gebrauche der evangelischen Gemeinden ist sie nicht worden. Das lehren uns einzelne bis in die neueste Zeit erhaltene Reste, das ergeben geschichtliche Notizen, das beweist uns aufs unzweideutigste das Sachsen-Weißenfelsische Gesang- und Kirchenbuch von 1712, wenn es z. B. für den Festgottesdienst des ersten Weihnachtstages ausdrücklich anordnet, daß der Chor den

Introitus, das Kyrie, Gloria, Credo und Sanctus mit dem lateinischen Text im Figuralgesange singen solle. Statt des Namens Messe wandte man für eine solche Musik, sobald sie nur für einen gewöhnlichen Gottesdienst bestimmt sein sollte, die Bezeichnung missa brevis oder auch wohl „protestantische Messe" an. Den entschiedensten Beweis dafür, daß die Messe niemals ganz verschwunden ist, liefert auch der Umstand, daß wie im 16., so auch im 17. und 18. Jahrhundert Meßcompositionen und Sammlungen von Messen evangelischer Tonmeister und für die evangelische Kirche bestimmt sich finden. Hat doch auch Joh. Seb. Bach noch fünf Messen geschrieben, und zwar missae breves ohne Credo, die also nur zwei Sätze, das Kyrie und Gloria enthalten, deren eine er aber zu einer vollständigen Messe, zu der gewaltigen H-Moll-Messe, erweiterte. Zwar hat man sich durch den Umstand, daß er einige dieser missae breves dem Könige von Sachsen übersandte, zu dem Schlusse verleiten lassen, sie seien für den katholischen Gottesdienst in Dresden von ihm geschrieben worden. Dabei ist man aber, um einer vermeintlichen Unbegreiflichkeit zu entgehen, in eine Ungereimtheit verfallen, die auf mangelhafter Kenntniß des katholischen Gottesdienstes beruht; für die katholische Kirche ist eine missa brevis überhaupt nicht verwendbar, sie kann also nur für den evangelischen Gottesdienst geschrieben gewesen sein.

Soweit die geschichtlichen Betrachtungen des Freiherrn v. Liliencron, die wir, schon um der ausführlicheren Bearbeitung und Fortsetzung durch den Autor selbst nicht vorzugreifen, nur in ihren Grundzügen hier mitgetheilt haben. Der Redner beendete seinen Vortrag mit einer vergleichenden Zusammenstellung der von ihm bis dahin in ihrer geschichtlichen Entwicklung vorgeführten Cantate und Messe, einer Zusammenstellung, der er sodann sein Urtheil und seine Vorschläge für die Zukunft anschloß.

Der Gesang der Meßtexte begleitet die ununterbrochen vorwärts schreitende heilige Handlung: die Cantate dagegen unterbricht sie als ein für sich bestehendes Ganze; jene will also nur dienend auftreten, diese als selbständiges Kunstwerk wirken; jene will in die Stimmung der andächtigen Gemeinde nur läuternd und steigernd hineinklingen, ohne sie von dem eigentlichen Gegenstande ihrer Andacht abzuziehen, diese verlangt für sich die ausschließliche Aufmerksamkeit des Hörers. Die Messe enthält Texte von monumentaler Größe, fast so alt wie die Kirche selbst und unvergänglich wie sie, die Cantate hingegen Dichtungen rein subjectiven Charakters, dem Geschmack oder Ungeschmack der Dichter, dem Wandel der Zeiten unterworfen. Der Inhalt der Meßtexte ist dem Hörer bekannt und als Moment seiner Andacht gegenwärtig, selbst wenn er in einer ihm fremden Sprache gesungen wird: die Worte der Cantate aber, falls er sie nicht, wie

einen Operntext, gedruckt vor Augen hat, bleiben ihm theilweise unverständlich, auch wenn es deutsche Worte sind.

Können wir aus einer solchen Gegenüberstellung wohl einen anderen Schluß ziehen, als den, daß die Cantate, obwohl gewiß ein kirchliches, so doch nicht im wahren Sinne ein gottesdienstliches Kunstwerk ist? Und können wir uns dann noch wundern, daß sie trotz aller musikalischen Herrlichkeit dennoch aus dem Gottesdienste so rasch wieder verschwand?

War nun aber jener Weg, der unter allmählicher Beiseiteschiebung der Messe zur Cantate führte, eine falsche Bahn, so haben wir, um das Richtige zu treffen, eben nur den alten Weg wieder zu betreten, indem wir in unserem Hauptgottesdienste, oder wenigstens zunächst im Festgottesdienste, nach altem guten Brauch den musikalischen Gesang der Meßtexte durch den Chor wieder einführen, und zwar — so wie es das 16. Jahrhundert gethan hat — im gewöhnlichen Gottesdienste in der Form der missa brevis (Kyrie, Gloria und Credo), bei sich anschließendem Abendmahl auch das Sanctus und Agnus Dei. Wer möchte so unverständig sein, einen solchen Schritt etwa als einen „katholisirenden" zu verdächtigen, da er doch nur das wiederherstellen würde, was Luthers eigene Autorität für sich hat?

In dem Augenblicke aber, wo wir uns hierzu entschließen und aufraffen, lenken wir zugleich den ganzen breiten Strom der herrlichsten und erhabensten Kunstschöpfungen dreier Jahrhunderte aus der katholischen Kirche in die unsere mit herüber. Wir geben damit zugleich den evangelischen Tonmeistern eine der größten und fruchtbarsten Aufgaben zurück, welche der Musik überhaupt gestellt werden können, wobei sie dann ihren Compositionen nach Belieben auch deutsche Meßtexte zu Grunde legen mögen.

Alles weitere dürfen wir getrost seiner eigenen Entwicklung überlassen. Einer neuen Agende, welche hierfür den Grund zu legen hätte, bedarf es nicht erst, wenigstens da nicht, wo, wie in Preußen oder in Baiern, die alte Liturgie durch neue Agenden hergestellt worden ist. Was nur gewohnheitsmäßig und allmählich abgekommen ist, das wiederum zur guten Gewohnheit zu erheben, dürfen wir einfach dem kirchlichen Gebrauche überlassen. Die hohe Bedeutung der Sache möge die Gemeinden zu rüstigem und entschlossenem Vorgehen bewegen.

Von hoher Bedeutung ist dies Ziel nicht nur für die Kunst, nicht nur für die Förderung der Andacht, nicht nur für die Anziehungskraft auf die Gemüther der Menschen, welche Anziehungskraft ganz unleugbar die katholische Kirche vor der evangelischen durch ihre Musik voraus hat; es handelt sich zugleich um ein im eigentlichsten Sinne kirchliches Interesse, nämlich um die Liturgie. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts verstummte nicht die Musik allein, sondern gleichzeitig mit ihr verkümmerte auch die Liturgie selbst

mehr und mehr, und in dem liturgischen Element verschwand aus dem evangelischen Gottesdienst eines seiner ältesten, erhabensten, ja wesentlichsten Bestandtheile. Als die Zeit des älteren Rationalismus abgelaufen war und wieder wärmer empfindende und tiefer denkende Richtungen zur Geltung kamen, da empfand man alsbald das Bedürfniß neuer Agenden, vor allem, um die verkümmerte Liturgie wieder herzustellen. Aber man stellte nicht auch zugleich die Musik wieder her. Wollte, verstand oder konnte man es nicht? Jedenfalls blieb das Werk nur ein halbes, und auch nur ein halb lebensfähiges. Blicken wir doch in unsere Gottesdienste, um uns zu überzeugen, wie viel von der neu angeordneten Liturgie schon jetzt wieder aus dem Gebrauche zu schwinden pflegt, und wie gering, ja leider wie ermüdend der Eindruck der bloß gelesenen Liturgie auf den Hörer wirkt. Läßt man gar die Liturgie gregorianisch vom Geistlichen mit der Gemeinde singen, und begleitet dabei diese jeder Begleitung widerstrebenden Tonreihen auf der Orgel mit sei es nun modernen oder archaistischen Accorden, so wird das Schlimme bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Wenn es auf diesem Wege weiter geht, so werden wir mit der Liturgie sehr bald wieder an dem Punkte stehen, wo die Dinge vor dem Erlaß der neuen Agenden standen.

Verschließen wir unsere Augen nicht vor der Erkenntniß, daß in der Liturgie Wort und Musik sich zu einander verhalten wie Seele und Leib, und daß darum auch diese Musiken eine Schöpfung göttlichen Geistes in der Kirche sind. Die Seele — das Wort der Liturgie — hat sich diesen Leib für ihr sinnliches Erscheinen und Wirken aus sich selbst heraus durch die vermittelnde Hand der größten Künstler aller Jahrhunderte gebildet und geformt: in ältester Zeit zuerst in Gestalt der schlichten gregorianischen Gesangsformeln, dann, dem Entwicklungsgange der Kunst von Schritt zu Schritt folgend und die Kunst selbst adelnd, in allen Gestaltungsarten der sich stets verjüngenden und aus dem Geiste jeder neuen Zeit wieder neugeborenen Kunst. Und das hätten wir nicht als ein Werk göttlichen Geistes zu erkennen und hochzuhalten, so gut wie jede andere Regung des Geistes in der Kirche? Gewiß, es ist im vollen Sinne des Wortes eine kirchliche Pflicht, welche die evangelischen Gemeinden verkennen und versäumen, wenn sie hier nicht thatkräftig und vertrauensvoll die Hand ans Werk legen.

Jetzt trauert die von ihrem Leibe geschiedene Seele der Liturgie, weil das Wort in ihr nicht Fleisch werden will; ihr Wort berührt wohl unseren denkenden Geist, aber es durchdringt nicht zugleich auch unser Gemüth mit frommer Erhebung. Geben wir der Trauernden den verklärten Leib der Töne zurück, damit sie wieder herrlich, wie ehedem, unter uns erscheine, ein Bote von oben, mit himmlischer Verkündung an unser Herz!

Berlin. Oscar Wolff.

Das deutsche archäologische Institut in Rom.

Von Reinhold Schöner.

(Schluß.)

Um die buchhändlerischen und dadurch die Finanzverhältnisse des Instituts in ein besseres System zu bringen, hatte Bunsen schon 1837 mit Brockhaus & Avenarius in Leipzig ein Abkommen getroffen, wonach dieses Haus den Vertrieb der Institutswerke in Deutschland und Frankreich übernehmen sollte. Zu diesem Zwecke mußten die durch Schuld des Commissionärs in Unordnung gerathenen Geschäftsverhältnisse in Paris geregelt werden. Lepsius selbst begab sich dahin und führte unter großen Schwierigkeiten die Uebergabe der Geschäfte an den neuen Commissionär durch. Dies war ein Glück, denn nun konnte der ein halbes Jahr darnach ausbrechende Bankerott des früheren wenigstens keinen Verlust an den Druckschriften mehr herbeiführen. Noch schlimmere Unordnung hatte der Commissionär in England verursacht. Lepsius, von Bunsen dorthin berufen, überzeugte sich, daß die meisten Subscribenten, manche seit acht Jahren, nichts mehr zugesandt erhalten hatten, wodurch freilich das Ausbleiben der Beiträge nur zu wohl erklärt war. Mit unsäglicher Mühe rettete Lepsius, was zu retten war. Eine Palilienſitzung im Saale der Kgl. Gesellschaft für Literatur, in welcher er und Bunsen redeten, belebte wieder das Interesse für das Institut, namentlich unter früheren Romfahrern. Die Geschäfte der englischen Section übernahm Sam. Birch.

In Paris hatte Lepsius außerdem erfolgreich für einen engeren Wiederanschluß der französischen Section an Rom gewirkt, zu welchem Luynes wegen des mangelhaften Fortganges der Annales Nouvelles sehr geneigt war. Am 7. November 1839 wurde das Abkommen getroffen, daß die letzteren mit demselben Jahre eingehen, die Publikationen von 1840 an in der bisherigen Weise in Rom und nur im Laufe von zwei Jahren je ein Halbband der Annalen mit zugehörigen Monumententafeln in Paris unter Leitung der französischen Section erscheinen sollte. Luynes übernahm wieder das Secretariat der letzteren, de Witte als Ehrenmitglied der Direction die Redaction. Im October 1844 wurde das Abkommen dahin modificirt, daß ein jährlicher Wechsel in der Publikation zwischen Rom und Paris stattfinden solle.

Wichtiger war eine Veränderung der Organisation in Rom. Die Stelle des Generalsecretärs behielt Bunsen auch abwesend bei, und Kestner vertrat ihn in Rom. Als aber Lepsius Anfang 1840 als Secretär seine Demission gab,

verblieb Braun allein als redigirender Secretär, und Abeken trat ihm als Assistent und Unterbibliothekar zur Seite, so daß nun Gerhards früherer Wunsch zur Ausführung kam, die Geschäftsleitung in einer Hand vereinigt zu sehen. In den von Bunsen abgefaßten sogenannten Berner Artikeln vom 29. März 1841 fand diese Reform ihre Bestätigung, und sechzehn Jahre lang blieb Braun der alleinige Leiter des Instituts.

Die fortdauernde Finanznoth fand endlich, nachdem der Druck der Annalen für 1841 aus Geldmangel hatte sistirt werden müssen und trotz persönlichen Zuschüssen Luynes' und Gerhards zwischen dem letzteren und Braun ernstlich die Schließung des Instituts in Erwägung gezogen war, eine wirksame Abhilfe durch die Liberalität des preußischen Königs, der auf Bunsens Ansuchen durch eine Cabinetsordre vom 7. Januar 1842 tausend Thaler bewilligte und für die nächsten sechs Jahre einen Zuschuß von je 800 Thalern versprach. Die letzteren wurden zur Besoldung des Secretärs bestimmt, dessen Bestätigung sich dafür der König in jedem Erledigungsfalle vorbehielt. Im März 1845 wurde unter der gleichen Bedingung auch der Gehalt des Untersecretärs mit 540 Thalern für das Triennium 1845—47 von der preußischen Regierung übernommen.

Dennoch würde bei dem Sinken der Abonnentenzahl auch dies kaum ausgereicht haben, das Institut vor neuer Noth zu schützen, wenn nicht die Munificenz des Herzogs von Luynes, der schon das Pariser Heft von 1841 ganz auf eigene Kosten hatte herstellen lassen, wiederum mit der des fürstlichen Protectors in Wetteifer getreten wäre. Es war wie eine Neugründung des Instituts, als er im April 1846 sich bereit erklärte, den in jedem zweiten Jahre in Paris herzustellenden Band gänzlich auf sein Conto zu nehmen. Noch nie hatte das Institut so ohne Sorgen in die Zukunft blicken, so ungetheilt sich der wissenschaftlichen Arbeit widmen können.

Daß die letztere einen glänzenden Aufschwung nahm, war hauptsächlich das Verdienst Brauns und des einzig dastehenden Eifers und Geschicks, mit welchem er den mannigfaltigsten Geschäften gerecht zu werden und ausgedehnte Verbindungen anzuknüpfen wußte. Wie einst Gerhard, so wußte auch er mit den Italienern in ihrer Weise umzugehen, und wie jener war er überall bekannt, geachtet und geliebt. Aus allen Theilen Italiens liefen Nachrichten und Beiträge für das Bullettino ein. Wenn der wissenschaftliche Werth der letzteren in manchem Falle es nöthig machte, sie „den Schätzen des Archivs einzuverleiben", wie es in der höflichen Ausdrucksweise des Institutes hieß, so war der sachliche Gewinn einer ausgedehnten Correspondenz nicht gering, und Namen wie Borghesi, Canina, Avellino, Fiorelli, Minervini, Cavallari, Cavedoni, Lopez u. v. a. zeigen, daß die besten Kräfte dem Institute zur Verfügung standen. Der Stoff strömte in immer reicherer Fülle zu. Etrurien schien unerschöpflich.

„Der epochemachenden Entdeckung des Grabes Regulini-Galassi in Caere mit seinem homerischen Goldschmuck folgten ergiebige Ausgrabungen in Tusculum, Veji, Alsium (von Seiten der Herzogin von Sermoneta), Vulci und wiederum Caere." Das Bullettino war in dieser Zeit im umfassendsten Maße ein Sammelpunkt für alle archäologischen Neuigkeiten, auch von außerhalb der italienischen Grenzen. Die Institutssitzungen waren eifrig besucht und boten Gelegenheit zu reicher Belehrung und lebhafter Discussion; denn jeder Besucher hat das Recht, Kunstwerke vorzulegen und zu besprechen.

Auch das Verhältniß zur päpstlichen Regierung war ein besseres geworden. Zeugniß davon war die Liberalität, mit welcher die Censur gegenüber den Institutsschriften gehandhabt wurde. Dennoch kam es 1844 einmal zu einem kleinen Conflict mit ihr, und zwar weil in einem Vortrage Brauns über das bekannte Relief mit der Apotheose Homers eine der allegorischen Figuren als Fede (Glaube) bezeichnet und der „auf die Weisheit sich stützende Glaube" dem Aberglauben entgegengestellt worden war. Der geistliche Censor blieb dabei, dies für allzu verfänglich zu halten, und versagte die Druck-Erlaubniß, so daß die Rede in Florenz gedruckt werden mußte. Erst dreizehn Jahre später kam wieder ein ähnlicher Fall vor, als der Pater Magister plötzlich verbot, die Göttin Venus abzubilden oder nur beim Namen zu nennen, sodaß sie ein Jahr lang verbannt bleiben mußte und erst später unter dem Namen Aphrodite sich wieder einschlich.

Eine neue tüchtige Kraft gewann die Direction in Wilhelm Henzen, einem Schüler Welckers, der 1841 zuerst nach Rom gekommen war und nach Abekens Tod 1844 als dessen Nachfolger die zweite Secretärstelle übernahm. Nächst Gerhard und Braun gebührt ihm das Verdienst, durch umsichtige Geschäftsführung, unermüdliche und gewissenhafte Arbeit und durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen dem Institute den Aufschwung gegeben und das Ansehen erhalten zu haben, durch die es sich als ein wichtiger Factor in der Entwicklung der Alterthumswissenschaft erwies. Seine Neigung für die Epigraphik gewann auch dieser einen bedeutenden Platz im Institut, und bekanntlich gehört er zu den hervorragendsten Vertretern dieses Zweiges der Archäologie — falls man letzteren nicht lieber der Philologie zurechnen will.

Italienische, deutsche, französische Gelehrte gingen jetzt, wenn sie nach Rom kamen, nicht leicht am Institut vorüber und fanden in demselben einen Mittelpunkt für Studien und Geselligkeit. Luynes und de Witte erneuerten bei gelegentlichen Besuchen die freundschaftlichen Beziehungen. Der Fürst Spinelli, der Marchese Melchiorri, Pater Secchi, Canina, Capranesi, Orioli, Gennarelli, Lanci betheiligten sich an den Sitzungen und Vorträgen. 1839 kam K. O. Müller mit mehreren Schülern und brachte ein Vierteljahr auf dem Capitol zu. Erst

in späten Jahren zur Anschauung des ersehnten classischen Südens gelangt, sollte er leider dort sein Grab finden. Acht Monate, nachdem er im Institut — am 9. December 1839 — über das römische Comitium geredet, bestattete man ihn auf dem Felshügel des attischen Kolonos. Andere deutsche Gäste waren in jener Zeit Anselm Feuerbach, W. A. Becker, Göttling, Gerhard, Welcker — der letztere von Anfang an der Direction angehörend, aber erst jetzt in größerem Maße seine Arbeiten und seine Belehrungen dem Institut zuwendend, die durch seine feine ästhetische Begabung und seine phantasievolle Intuition den Monumenten ganz neue Sprache liehen. Im Winter 1843 kam Preller, 1845 wiederum Welcker und Gerhard, der letztere, wohl ohne es zu ahnen, zum letzten Male, obwohl ihm noch zwei Jahrzehnte wissenschaftlichen Lebens beschieden waren. 1847 besuchte auch Panofka noch einmal Rom, das er seit der Gründung des Instituts nicht mehr gesehen hatte.

Ein Gedanke, den Welcker schon lange vor Gründung des Instituts ausgesprochen: daß von einer nordischen Regierung in Rom eine Art von Akademie zur Weiterbildung jüngerer Alterthumsforscher gestiftet werden möge, konnte jetzt auch in Erfüllung gehen. Die Akademie war da; an Lehrern ersten Ranges fehlte es nicht; man brauchte nur eine gewisse Regelmäßigkeit in die Unterweisung und Anleitung der Jüngeren zu bringen, um eine wissenschaftliche Pflanzschule ersten Ranges aus dem Institut zu machen.

Otto Jahn war der Erste gewesen, der 1838—39, als Hausgenosse Brauns auf dem Capitol lebend, dessen fruchtbringende Belehrung in systematischer, wenn auch privater Weise genossen hatte. Anfangs waren der jüngeren Gelehrten, welche mit dem bestimmten Zwecke der Fortsetzung akademischer Studien kamen, nur vereinzelte: 1840 Ad. Schöll in Begleitung Müllers, 1841 Ernst Curtius, 1843 Wiese und H. W. Schulz. Seit 1843 wuchs der Zuzug. Es kamen Heinrich Brunn, der nicht weniger als zehn Jahre in Rom blieb und schon 1844 in Brauns und Henzens Abwesenheit sie auf dem Capitol vertreten konnte, Horkel, Stephani, Hettner, Keil, Theodor Mommsen und Julius Friedländer. 1845—46 war Wieseler dort, später Martin Hertz, Lersch, Merklin, Tycho Mommsen, Prien. Es folgten Jakob Burckhardt und Bernh. Stark. Mommsen kehrte wieder und begann die Vorarbeiten für das lateinische Inschriften-Werk, das zuerst in Paris, dann (1845) in Berlin geplant wurde, während Henzen eifrig an der Fortsetzung von Orelli's Inschriften-Sammlung thätig war. Auch die nur kürzere Zeit sich aufhaltenden versäumten es selten, mit einem Beitrage „im capitolinischen Fremdenbuche“ d. h. im Bullettino oder in den Annali sich einzuzeichnen. Deutsche Mitarbeiter waren außer den schon Genannten Forchhammer und Prokesch; italienische Cavedoni und Gargallo-Grimaldi; zu den französischen traten noch Lebas, de Longpérier, Roulez, de Saulcy, Vinet. Im

Winter 1848—49 kam der Herzog de Luynes wieder nach Rom und bewährte von neuem sein Interesse und seine Freigebigkeit. Sie war nöthig, denn die nahenden politischen Stürme setzten das Institut bereits in fühlbare Bedrängniß. „In ganz Frankreich, das einst siebzig und mehr Exemplare bezogen hatte, war der Verkauf, außer drei Exemplaren, welche Luynes selbst hielt, auf sechs zusammengeschrumpft!“

Aber selbst Luynes konnte nicht lange mehr helfen. Der Ausbruch der Februar-Revolution nahm ihn so in Anspruch, daß er auf alle andern Interessen verzichten mußte. Die französische Section war damit so gut wie aufgelöst. Der Pariser Jahrgang 1847 mußte unfertig ausgegeben werden, und auch in Rom war man voller Sorgen. Zwar erfolgte trotz der Berliner März-Ereignisse nochmals die Gehaltsbewilligung durch den königlichen Protector für weitere sechs Jahre; aber die Clausel „für den Fall der Erhaltung des Friedens“ mußte die Hoffnungen sehr einschränken und bewog Gerhard, an Beschränkung der Institutsthätigkeit zu denken. Braun und Henzen verloren den Muth nicht, obschon der erstere, Mitglied der römischen Bürgergarde und politischer Correspondent, nur durch die Vermittlung des preußischen Gesandten v. Reumont vor der Ausweisung bewahrt blieb und der letztere während der französischen Belagerung nicht einmal Druckpapier fand und nach derselben vor Ueberanstrengung erkrankte. Hauptsächlich durch sein Ausharren ist in dieser schweren Zeit das Institut über Wasser gehalten worden — ein um so größeres Verdienst, als sowohl die Subscribentenzahl wie die Betheiligung der Mitarbeiter und selbst der Stoff unter dem Druck der Zeitverhältnisse abnahm und Braun eher ungünstig als fördernd zu wirken begann.

Bei Braun, der aus Mangel an streng philologischer Bildung und überwiegender Neigung zu rein ästhetisch-subjectiver Betrachtung der Kunstwerke von vornherein eine gewisse Geringschätzung gegen alles, was er „Scholiastengelehrsamkeit“ und „Eruditionsplunder“ nannte, gehabt hatte, war mit der Zeit ein entschiedener Haß gegen die gelehrte Behandlung der Archäologie und die neueren deutschen Werke, die er als Producte „geistlosen Fleißes“ und „weiheloser Buchmacherei“ bezeichnete, entstanden. Dies hatte schon von Seiten der jüngeren philologisch geschulten Capitolsgenossen, die er auf Wanderungen durch die Museen oder seit 1845 in mehr populär gehaltenen Vorlesungen mit rhetorischen und ästhetisirenden Betrachtungen überschüttete, zu manchem Widerspruch geführt. Dazu kam, daß er in seinem phantastischen Speculationshange und seiner Vielseitigkeit sich nicht mehr durch die archäologische Thätigkeit befriedigt fühlte. Er wandte sich der Kunsttechnik und Industrie zu, begann, sich mit eigener Herstellung von Gypsabgüssen, galvanoplastischen und Korkreproductionen der Monumente zu beschäftigen, künstlichen Marmor, Holzschneidearbeiten, Photo-

graphien zu fabriciren, und legte eine Gypsmühle, eine Maschinenfabrik und Eisengießerei an. Die Arbeit für das Institut mußte ihm dabei zur Nebensache werden, und dieselbe würde in bedenkliche Stockung gerathen sein, wenn nicht Henzens außerordentlicher Eifer in die Lücke getreten wäre und Brunn zeitweise dessen schwere Lasten mit getragen hätte. Im Herbst 1852 übernahm K. Lorentzen einen Theil der Arbeiten Brauns; von jüngeren Gelehrten trafen O. Ribbeck und Bursian ein; auch L. Friedländer, Ampère, des Vergers, Hübsch schenkten dem Institut ihre Theilnahme. Im December 1853 war der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen in einer Festsitzung anwesend, in welcher de Rossi, das bedeutendste unter den an Vorträgen sich betheiligenden italienischen Mitgliedern, sprach.

Dennoch verging der 21. April 1854, der fünfundzwanzigjährige Stiftungstag, in gedrückter Stimmung. Die Zahl der Abonnenten war so gesunken, daß die jährlichen Ausgaben die Einnahmen um 125 Scudi überschritten. Brauns absolutistische Herrschaft über die Publikationen, in welchen neben seinen zahlreichen Artikeln wenig andere Platz fanden, behagte den Meisten nicht. Noch nachtheiliger war die schon früher wiederholt geplante, aber immer verworfene und jetzt gegen den Widerspruch Gerhards, Bunsens und Panofkas von Braun durchgesetzte Aenderung des Formats der Publikationen, denen er eine gleichmäßige Foliogröße gab. Das Bullettino konnte so seine Aufgabe der raschen Berichterstattung nicht mehr erfüllen. Die Abbildungen, meist eingeklebte leicht skizzirte Vignetten und kleine Photographien aus Brauns Fabrik, stachen ebenso von dem früheren ernsten und sachgemäßen Charakter ab wie der pomphafte Stil der fast allein von Braun herrührenden Abhandlungen. Alle waren unangenehm enttäuscht. Bunsen sandte den Band entrüstet zurück und kündigte seine Subscription. Braun ließ sich nicht irre machen. Er gewann den Buchhändler Scheube in Gotha für den Verlag der Institutswerke und fuhr fort, die beiden Jahrgänge 1854 und 1855 fast allein — mit dreiundsechzig Artikeln — zu füllen. Mitten in der Arbeit aber, die er mit fieberhafter Hast betrieb, und von der er andere stets bereite Kräfte fern hielt, um dann wieder über Vereinsamung zu klagen, raffte ihn ein Anfall des tückischen römischen Fiebers am 11. September 1856 plötzlich dahin.

Obgleich an seinem Grabe aller Tadel verstummte und nur seiner reichen Begabung und seiner großen Verdienste um das Institut gedacht wurde, so konnte doch die ernste Frage nach der bedrohten Zukunft des Instituts nicht unterdrückt werden. In Zusammenhang mit dieser Frage erörterte man zugleich die andere, wie die Institutsthätigkeit noch intensiver und directer für die Fortpflanzung der archäologischen Wissenschaft nutzbar zu machen sei. Wenn gegenüber dem früheren völligen Mangel eines periodischen Organs für Archäologie

und Epigraphik binnen einem einzigen Triennium der vierziger Jahre vier solche gegründet wurden: nämlich 1842 in Bonn die Jahrbücher des Vereins rheinischer Alterthumsfreunde und in Neapel Avellinos Bullettino archeologico napoletano, 1843 die Archäologische Zeitung in Berlin und 1844 die Pariser Revue archéologique, wenn gegenüber der früheren vereinzelten Vertretung archäologischer Fächer auf den deutschen Universitäten, wie durch Heyne und Müller in Göttingen, Welcker in Bonn, jetzt Gerhard und Panofka in Berlin wirksam waren, Wieseler, Urlichs, Curtius vielversprechend neben die älteren Kräfte traten und namentlich Otto Jahn durch methodische Behandlung und Verbindung mit der Philologie der Archäologie einen großartigen Aufschwung verschaffte, so durfte das römische Institut sich rühmen, den ersten Anstoß zu so rühmlichem Wetteifer gegeben zu haben. Die Schriften des Instituts hatten nach jeder Richtung hin: sammelnd, erklärend, kritisirend, forschend, anregend als grundlegende Mächte für eine neue Behandlung der Alterthumswissenschaft gewirkt. Das Institut war dadurch zu einer Art von hoher Schule geworden, die man nicht aufgeben durfte, und deren Organisation für die Weiterführung so bedeutender Unternehmungen, wie die Sammlung der lateinischen Inschriften, geradezu unentbehrlich war. Die drei würdigen Schüler des Altmeisters der Epigraphik Borghesi, nämlich Kellermann, Henzen und Mommsen, hatten ihre großen epigraphischen Arbeiten im engen Anschlusse an das Institut ausgeführt, und die Disciplinen der Inschriftenkunde und der Alterthümer waren erst dadurch in die fruchtbare Verbindung und Wechselwirkung mit der Kunstarchäologie getreten.

Muthig ging man also daran, die Thätigkeit des Instituts neu zu beleben. Auf Henzens Vorschlag wurde einstimmig Heinrich Brunn zum Nachfolger Brauns gewählt, und die frühere „consularische" Stellungsgleichheit der beiden Secretäre wieder hergestellt. Zugleich wurde der Plan gefaßt, die Zukunft des Institutes dadurch sicherer zu stellen, daß man es zu einer Staatsanstalt mache, und es ging ein darauf bezüglicher, von Gerhard, Bunsen, Niebuhr und Usedom befürworteter Antrag im Mai 1857 an die preußische Regierung ab. Die Krankheit des Königs verzögerte die Entscheidung. Als sie am 15. September 1858 erfolgte, gab sie zwar nicht dem Antrage direct Folge, gewährte indeß eine Erhöhung des bisherigen Zuschusses von 1340 Thalern um 4500 Thaler und somit die Möglichkeit, der Verwaltung nunmehr eine sichere Basis zu geben, welche durch Ministerialrescript vom 1. October 1859 geregelt wurde. Abgesehen davon, daß der knappe Gehalt der Secretäre erhöht und ein fester Fonds für die Vermehrung der Bibliothek geschaffen werden konnte, und daß die Fortführung der Publikationen sichergestellt war, wurde eine bestimmte Summe für Zeichnungen und für wissenschaftliche Reisen der Institutsmitglieder ausgeworfen und zwei Reisestipendien für junge, in Preußen promovirte oder für das höhere

Lehramt geprüfte Gelehrte gestiftet. Als Zweck der letzteren ist im Statut vom 3. Februar 1860 bezeichnet: „die archäologischen Studien zu beleben und die anschauliche Kenntniß des classischen Alterthums möglichst zu verbreiten, insbesondere um für das römische Institut für archäologische Correspondenz leitende Kräfte und für die vaterländischen Universitäten Lehrer der Archäologie heranzubilden.“ Für diese Stipendiaten sollten die Secretäre allwinterlich Erklärungen der Museen und archäologische Uebungen veranstalten. Die Berliner Centraldirection, aus Bunsen als Generalsecretär, Gerhard und Lepsius als Directionssecretären bestehend, später verstärkt durch Mommsen und Abeken, Haupt, Meineke und Hercher, trat in die Stellung einer prüfenden und vorschlagenden, dem Staate gegenüber verantwortlichen Aufsichtsbehörde.

Dank den Bemühungen Henzens und Brunns trat sowohl in der Theilnahme an den Sitzungen, in denen de Rossi, Lanci und Pater Garrucci eine hervorragende Rolle spielten, als auch der Thätigkeit der Correspondenten und den literarischen Leistungen ein schneller Aufschwung ein. Nicht geringe Mühe kostete es, die Publikationen wieder in Ordnung zu bringen. Mit 1857 wurde das alte Format wiederhergestellt, und in wahrem Wetteifer boten alte und neue Freunde den wieder geöffneten Blättern werthvolle Beiträge dar. Mit jugendlicher Freudigkeit betheiligte sich Welcker, der nun endlich seinen Wunsch ganz erfüllt sah. In die Lücken, welche durch Brauns, Borghesis, Bunsens, Hamiltons, Panofkas, Secchis, Caninas, Oriolis, Letronnes, Raoul-Rochettes, Avellinos u. A. Tod gerissen waren, traten außer den Genannten die Franzosen des Vergers, Desjardins, Renier, Allmer, Decharme, Wescher, der Belgier Roulez, die Italiener Rosa, C. L. Visconti, Bruzza, Salinas, Pellegrini, Lanciani, Gamurrini, Jatta und die gelehrte Gräfin Lovatelli-Gaëtani, welcher die Ehrenmitgliedschaft zu Theil wurde, der Russe Iwànoff, die Griechen Cigalla, Pervanoglu, Rhusopulos, Postolacca. Was vollends Deutschland betrifft, so finden wir fast die Namen aller in den letzten beiden Jahrzehnten auf archäologischem Gebiete bekannt und berühmt gewordenen in der Liste derjenigen, welche seit der Stipendienordnung 1860 als ragazzi auf dem Capitol eintrafen. Es waren von 1860—73 der Reihe nach: Conze, Michaelis, Kießling, Wachsmuth, Reifferscheid, Helbig, Kekulé, Benndorf, Graser, Bormann, Dilthey, Förster, Matz, Engelmann, Trendelenburg, Hirschfeld, Lüders, Kaibel, Robert. Im Winter 1860—61 hielt sich zu gleicher Zeit ein ganzes Dutzend jüngerer Studirender auf dem Capitol auf, darunter Detlefsen, Friederichs, Hercher, Th. Heyse, Petersen, Reber, Wachsmuth. Später kamen Bergau, O. Hirschfeld, Hirzel, Klügmann, Köhler, Lübbert, Nissen, Schöne, Studemund, Treu, Wilmanns, Zangemeister, Hinck, Jordan, Heydemann, Donner, Schlie, Schöll u. v. a. Auf den vaterländischen Universitäten und durch philologische Studien wohl vorbe-

reitet, fanden sie alle in den Museen-Erklärungen Brunns, den Excursionen Rosas, den Demonstrationen de Rossis und Newtons und den epigraphischen Uebungen Henzens reiche Nahrung. Die Fortführung des Corpus Inscriptionum Latinarum, der Helbigsche Katalog der pompejanischen Wandgemälde, der Heydemannsche der Neapler Vasen, der von Benndorf und Schöne über das Lateran-Museum, die verschiedenartigen Publikationen Brunns, Henzens, Kekulés, Conzes u. v. A. waren gewissermaßen Unternehmungen des Instituts. Die Menge der Theilnehmer kam der Vielseitigkeit der Gesichtspunkte und Betrachtungsweisen zu gute, welche dem archäologischen Stoff zu Theil wurde, die Mannigfaltigkeit des Stoffes der Manifestirung der verschiedensten Studienrichtungen. Der Charakter und die Entwicklungsstufen der etruskischen Kunst fanden ebenso eindringende und liebevolle Bearbeiter wie die Epochen der griechischen und der römischen Kunst, die Numismatik und Topographie ebenso wie die Epigraphik und Chronologie, das Verhältniß der Kunstgattungen zu einander ebenso wie die kunsttechnischen, die culturhistorischen, die mythologischen Fragen innerhalb der Kunstdarstellung. Kein Zweig, keine Epoche, keine Seite der Kunstgeschichte ging leer aus.

Als nach neunjähriger segensreicher Thätigkeit Brunn im Jahre 1865 dem Rufe an die Münchener Universität Folge leistete, konnte das Institut unter der Zahl seiner eigenen Zöglinge den Ersatz finden. Wolfgang Helbig war es, der an seine Stelle trat und seitdem neben Henzen, den alten Traditionen getreu, dem Institute vorgestanden hat. Henzen erhielt 1867 zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Zugehörigkeit zum Institut von 164 Mitgliedern desselben eine silberne Votivtafel. In demselben Jahre verlor das Institut und die archäologische Wissenschaft denjenigen Mann, der mehr als irgend ein anderer für beide gewissermaßen das persönliche Centrum gebildet hatte und für alle Institutsgenossen es bis zu seinem Ende geblieben war. Ed. Gerhard starb zu Berlin am 12. Mai 1867, und ehe das Jahr zu Ende ging, folgte ihm der Herzog von Luynes, der am 2. November nach Rom gekommen und mit der alten Liebe in die Interessen der Anstalt wieder eingegangen war, im Tode nach. Ein Jahr später ging der letzte Stifter des Instituts dahin, der vierundachtzigjährige Welcker, der vor sechzig Jahren mit Humboldt und Zoega in Rom verkehrt hatte.

Gerhard hatte noch einen Antrag an den König mit unterzeichnet, durch welchen 1867 abermals die Verwandlung des Instituts in eine Staatsanstalt angeregt wurde, um ihm so die Sicherheit des Bestehens und den wirksamen Schutz zu verschaffen, welcher sowohl für die persönliche Stellung seiner im Auslande lebenden Mitglieder als auch für seine innere Thätigkeit ersprießlich sein mußte. Am 18. Juli 1870 genehmigte König Wilhelm die Uebertragung des

Instituts-Etats aus dem Extraordinarium in das Ordinarium des preußischen Staatshaushalts, und am 2. März wurde das abgeänderte Statut vom deutschen Kaiser in Versailles bestätigt. Dasselbe besagte im ersten Paragraphen: „Das Institut ist preußische Staatsanstalt und hat sein Domicil in Berlin; die wissenschaftliche Thätigkeit desselben aber concentrirt sich in Rom, wo regelmäßig seine Schriften erscheinen.“ Mit der Berliner Akademie wurde das Institut in der Weise verknüpft, daß eine aus fünf Akademikern und zwei Nicht-Akademikern bestehende Commission als Aufsichtsbehörde eingesetzt wurde.

Dieser Umwandlung folgte bald eine noch weiter greifende. Der Charakter der Anstalt als einer preußischen hatte lediglich in der Dotirung und der Beaufsichtigung durch die preußische Regierung bestanden. Im Uebrigen war sie im Anfang international, nachher wesentlich deutsch gewesen, und es war nicht der geringste Unterschied in der Behandlung der Mitglieder, Schüler und Stipendiaten aus den verschiedensten deutschen Staaten gemacht worden. „Von den Secretären, welchen Preußen den Gehalt zahlte, war kein einziger ein geborener Preuße.“ Der Genuß der Reisestipendien war allen Deutschen, der Gebrauch der Bibliothek allen Nationen gleichmäßig zugänglich gewesen. Es war nicht mehr als natürlich, daß nach der Gründung des deutschen Reiches der Wunsch auftauchte, das Institut zur Reichsanstalt gemacht zu sehen. Ein darauf gerichteter Antrag fand ohne jeden Widerspruch im Juni 1873 die Genehmigung des Reichstages, und ebenso gleichzeitig zwei andere Anträge: in Athen eine Zweiganstalt des Instituts zu gründen und in Rom an die Stelle des alten baufällig und eng gewordenen Gebäudes einen Neubau zu setzen.

Die Berliner Akademie behielt ihren Ehrenposten als wissenschaftliche Protectorin der Anstalt; doch wurden den sieben Berliner Mitgliedern der Direction vier auswärtige hinzugefügt. „Der Gesammtdirection stand die Cooptation ihrer nichtakademischen Mitglieder zu, ferner die Wahl der Secretäre, der Herausgeber größerer Sonderpublikationen und der Stipendiaten, die Verfügung über den Reservefonds und über die zu wissenschaftlichen Unternehmungen bestimmten Summen, endlich die Prüfung der Jahresberichte und Rechnungen der Secretäre ... Die beiden römischen und der eine athenische Secretär wurden Reichsbeamte; der Wirkungskreis der Secretäre blieb unverändert. Anstatt der früheren zwei wurden vier reichlicher dotirte Stipendien für solche classische Archäologen gegründet, welche an einer deutschen Universität den Doctorgrad erworben oder vor einer deutschen Staatsbehörde die höhere Gymnasiallehrerprüfung bestanden haben.“ Ein fünftes Stipendium wurde für christliche Archäologie bestimmt. Die schon seit 1843 bestehende, früher von Gerhard und Hübner redigirte „Archäologische Zeitung“ wurde zum Organ des Institutes in Deutschland gemacht und ebenso die Ephemeris epigraphica auf den Institutsetat

übernommen. Die römischen Publikationen blieben unverändert. Für die des athenischen Instituts wurde ebenso wie für jene die lateinische Sprache, außerdem die griechische und die deutsche zugelassen.

Im Juni 1874 ergänzte sich die aus Curtius, Hercher, Kirchhoff, Lepsius, Mommsen als akademischen, Krüger und Schöne als nichtakademischen Mitgliedern bestehende Direction den neuen Statuten gemäß, und zwar durch Brunn, Kekulé, Michaelis und Overbeck. Secretär des athenischen Instituts wurde O. Lüders, dann U. Köhler. Am Winckelmannstage 1874 wurde dasselbe feierlich eröffnet und an seiner neuen Heimstätte freundlichst begrüßt. Als Hercher starb, wurde Conze an seine Stelle berufen und 1879 zum Generalsecretär bestellt.

Es erübrigt — last not least — ein Wort über die „Serien-Publikationen" des Instituts zu sagen, weil sie sozusagen die Etappen auf dem Wege zur vollständigen Kenntniß des archäologischen Stoffes bezeichnen und als Beweis dafür dienen, daß die Anstalt sich nicht begnügte, das Inventar der neuen Entdeckungen aufzunehmen, sondern auch das Vorhandene systematisch bearbeitete und verwerthete. Gerhard zuerst hatte die möglichst vollständige Sammlung einzelner Denkmälerklassen geplant und in seinen „Etruskischen Spiegeln" und „Auserlesenen Vasenbildern" eine Probe davon gegeben. Lenormants und de Wittes Elite céramographique war gefolgt, und die Sammlungen der griechischen und lateinischen Inschriften zeigten, von welchem grundlegenden Werthe als Basis aller wissenschaftlichen Arbeiten dergleichen Sammlungen sind. Schon 1870 konnte Brunn den ersten Band einer Sammlung der „Reliefs der etruskischen Aschenurnen" erscheinen lassen, während Henzen die Urkunden der Arvalbrüderschaft sammelte und Helbig die Herstellung der Gemmenabdrücke fortsetzte. Die erhöhten Mittel, über welche das Institut als Reichsanstalt verfügte, gewährten die Möglichkeit, auf diesem Wege fortzuschreiten und Bunsens großen Katalog-Plan der Ausführung näher zu bringen. Während die begonnenen Arbeiten systematisch fortgesetzt wurden, der Bibliothekar A. Klügmann die Ergänzung des Spiegelwerkes übernahm, Brunn an den Aschenurnen weiterarbeitete, wurden neue Unternehmungen den älteren hinzugefügt. Die großartige Sammlung der römischen Sarkophag-Reliefs, die 1870 schon Fr. Matz begonnen, den dabei der geschickte Zeichner E. Eichler unterstützte, wurde nach des ersten allzufrühem Tode seit 1875 durch Michaelis, der zu diesem Zwecke Italien und Sicilien durchreiste, und seit 1878 durch Conze fortgesetzt, welcher seinerseits bereits 1873 die Wiener Akademie veranlaßt hatte, an die Sammlung der griechischen Grabreliefs Hand anzulegen, sodaß hier eine erwünschte und förderliche Arbeitstheilung Platz griff. In demselben Jahre 1873 war die Generaldirection auf den Antrag Kekulés eingegangen, auch die wichtigen Statuen, Geräthe und Reliefs von gebranntem Thon, die unter dem Namen Terracotten

zusammengefaßt werden, sammeln zu lassen. Kekulé selbst, von dem Maler L. Otto unterstützt, unterzog sich der Aufgabe und veröffentlichte schon 1877 eine glänzende Probe in den „Griechischen Thonfiguren aus Taragra", in denen bisher fast ganz unbekannte reizende Erzeugnisse einer hochentwickelten Kleinkunst bewundert wurden. In dieselbe Kategorie gehört die neuerdings begonnene Durchforschung der — auch unedirten — archäologischen Literatur zum Zwecke der Aufstellung eines Repertoriums aller antiken Bildwerke, das seinerseits als Grundlage für die Bearbeitung der Serien-Publikationen dienen kann. Gleichfalls mit diesen in Zusammhang steht die Katalogisirung der vorhandenen Antikensammlungen, die das Institut zu veranstalten oder zu unterstützen sich bemüht, sowie die selbständigen Ausgrabungen und topographischen Aufnahmen an besonders wichtigen Orten. Die beiden bedeutendsten Unternehmungen dieser Art sind, wie jedem bekannt, die gegenwärtig noch im Gange befindlichen Ausgrabungen zu Olympia und die Aufnahme der Ebene von Athen. Die letztere, von Curtius veranlaßt, wird nach dem von ihm und dem Vermessungsinspector im großen Generalstabe, Kaupert, entworfenen Plane durch den letzteren im Verein mit dem Hauptmann Siemens und den Premierlieutenants v. Alten und v. Weddig ausgeführt. Die Ausgrabungen in dem heiligen Festbezirk von Olympia sind auf Grund eines Staatsvertrages zwischen dem deutschen Reiche und Griechenland unter der Leitung von Curtius, Adler und Hirschfeld am 4. October 1875 begonnen und seitdem in vier Campagnen fortgesetzt worden. Den regelmäßigen Fundberichten in der Archäologischen Zeitung ist jedesmal nach dem Schluß der Campagne ein mit Abbildungen versehener, elegant ausgestatteter Bericht gefolgt, der den Beweis dafür liefert, daß das Unternehmen von Wichtigkeit für die Kunst- und Culturgeschichte Griechenlands gewesen ist.

Das athenische Institut zeigte unter Köhlers Leitung sehr bald, daß es auch neben der einheimischen archäologischen Gesellschaft und der schon seit einem Vierteljahrhundert bestehenden Ecole Française genug zu thun fand und zu leisten verstand. In freundschaftlichen Beziehungen zu diesen beiden Anstalten, deren letztere unter A. Dumont 1874 reorganisirt und 1876 durch ein Institut pour la corréspondance hellénique erweitert wurde und seit 1877 auch ein Bulletin herausgab, trat das deutsche Institut in die Fußtapfen des römischen, indem es allwinterlich regelmäßige Sitzungen hielt, in seinen vorwiegend deutschsprachlichen Publikationen Fundberichte und Abhandlungen gab und für die Stipendiaten, welche von Rom aus von nun auch einen Abstecher nach Griechenland zu machen pflegten, als vereinigendes und belehrendes Centrum diente. Die Publikation führt den Titel „Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen" und erscheint seit 1876 in vierteljährlichen Heften mit Beigabe kleinerer Inschriftentafeln, Abbildungen und Pläne, aber ohne die großen

Monumententafeln, auf solche Weise die Ausgabe der römischen Annali und Bullettini in sich vereinigend.

Die römischen Publikationen erlitten nach der Einverleibung Roms in das Königreich Italien eine Art von Modification dadurch, daß mit der Aufnahme der specifisch römischen Fundberichte in die amtlichen Regierungs- und Gemeindepublikationen das Bullettino sich mehr den außerrömischen Entdeckungen widmete. Namentlich wurde den pompejanischen Ausgrabungen, die seit 1863 durch Fiorellis Entgegenkommen zugänglich geworden waren, ein bedeutender Platz eingeräumt und seit 1873 im Einverständniß mit demselben durch den Assistenten A. Mau ein jährlicher Fundbericht im Bullettino veröffentlicht. Als ein Zeichen der Anerkennung seitens der italienischen Regierung sei erwähnt, daß dieselbe Henzen in die historisch-archäologische Commission berief und Helbig zu Vorlesungen und Erklärungen auch für italienische Studirende veranlaßte, sowie daß beide Secretäre als „geborene Mitglieder" in die neu gegründete Akademie der Lincei aufgenommen wurden. Trotz der Gründung des „Bulletin der städtischen archäologischen Commission" und der „Notizen über die Alterthümer-Ausgrabungen" blieb das Instituts-Bullettino eine Uebersicht der Entdeckungen des ganzen Königreichs. Die Zahl der Correspondenten und Mitarbeiter nahm beständig zu, und die Sitzungen erfreuten sich der Betheiligung vieler einheimischer Gelehrten, darunter der Brüder de Rossi, Brizios, Lignanas, Fiorellis, Lumbrosos, Pigorinis u. a.

Im Jahre 1873 war auch der Neubau des Institutes in Angriff genommen worden, nachdem der schon 1872 vom preußischen Minister Falk gebilligte umfangreiche Plan des Architekten P. Laspeyres auch von den Reichsbehörden acceptirt worden war. Der stattliche Neubau erhebt sich scharf am Rande des tarpejischen Felsens, weithinschauend über den Palatin und Aventin und das Tiberthal bis zu den Höhen des Janiculum. Um einen kleinen geschmackvollen Hof herum liegen die Zimmer für die Stipendiaten und die gelehrten Gäste sowie die Wohnungen der beiden Secretäre. Im oberen Stock, zu welchem man über einen mit immergrünen Gesträuchen bepflanzten und mit antiken Sculpturfragmenten geschmückten Gartenplatz vom Capitol her gelangt, befinden sich die Bibliothek- und Archivräume mit dem Lesezimmer. Der große Saal der Bibliothek, in welchem die bedeutend vermehrten Bücherschätze in neuen Schränken eine musterhafte Aufstellung gefunden haben, dient zugleich als Arbeits- und Sitzungssaal. Er ist durch fünf große Lünettenfenster erhellt und mit den Marmorbüsten der verdienten Stifter und Gönner des Instituts geziert. Vor zwei Pfeilern stehen die der königlichen Brüder Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. Ueber den Schränken inmitten der Langseite Winckelmann, ihm zur Rechten Goethe, Visconti und Borghesi, zur Linken Herder, Humboldt und Niebuhr.

Die beiden Seitenwände gehören den Stiftern: links Bunsen zwischen Gerhard und Panofka nebst Kestner, rechts Luynes zwischen Fea und Welcker nebst Thorwaldsen. Neben der Eingangsthür stehen Braun und Lanci, Canina und Mai. Ueber der Thür zum Lesezimmer ist auf einer Seite eine Marmor-Relief Parthey's, auf der andern ein solches Iwánoffs angebracht. Der letztere hat bei seinem Tode 1877 das Institut zum Universalerben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt. Nicht minder werthvoll war die Schenkung der Platnerschen Bibliothek 1878, sowie derjenigen des Berliner Akademikers G. Parthey 1871. Die letztere, 2500 Bände stark, war hauptsächlich philologischen Inhalts. F. v. Platner, der Sohn des Verfassers der „Beschreibung Roms“, überließ dem Institut nicht nur die Bücher seines Vaters, sondern auch eine von ihm selbst zusammengebrachte Sammlung von mehr als tausend zum Theil sehr seltenen kostbaren Werken über italienische Städtegeschichte.

Bei der Winckelmannfeier des Jahres 1877 wurde der neue Bau durch die Festsitzung eingeweiht. Berechtigt war bei dieser Gelegenheit wie bei der zwei Jahre später stattfindenden Jubiläumsfeier der Ausdruck stolzer Freude über das Erreichte; denn wohl selten ist ein „in fremden Boden gepflanztes Reis“ trotz Dürre, Unwetter und zeitweiser Bedrohung in verhältnißmäßig kurzer Zeit so kräftig emporgediehen wie dieses.

Wir schließen mit den Worten des Verfassers der Festschrift, dem wir die vorstehend im Auszuge mitgetheilte liebevolle und treue Schilderung verdanken: „Nach allen Seiten breitet heute die Eiche auf dem Capitol ihre Aeste aus und spendet Gästen jeglichen Landes und Standes ihren Schatten, daß sie darin Erquickung finden und zu neuem, gemeinsamem Wirken sich stärken. Den kommenden Geschlechtern sei die Pflege des Baumes befohlen, auf daß er nach aber fünfzig Jahren in gleicher Gesundheit, ja noch kräftiger als heute dastehe ein Schmuck des Capitols, eine Ehre für den deutschen Namen, ein Gegenstand dankbarer Verehrung allen Nationen, in welchen die Ideale des classischen Alterthums lebendig sind!“

Notiz.

Auf der folgenden Seite veröffentlichen wir zwei Sonette zur Erinnerung an den leider viel zu früh für die Wissenschaft dahingeschiedenen geistvollen und kenntnißreichen Kunsthistoriker **Alfred Woltmann** (geb. den 18. Mai 1841 in Charlottenburg, † den 6. Februar 1880 in Mentone), die der treue Mitarbeiter an seinem letzten Werke, der „Geschichte der Malerei“, Professor Woermann in Düsseldorf, ihm ins Grab nachruft. Wir können die tröstliche Mittheilung hieran knüpfen, daß dieses letzte Werk Woltmanns kein Torso bleiben, sondern durch den eben genannten, aus dessen Feder schon die trefflichen Abschnitte über die antike Malerei stammen, seine Fortsetzung und Vollendung finden wird.

D. Red.

Zur Erinnerung an Alfred Woltmann.

So früh! So früh! Wir können es nicht fassen.
Sind fürs Geschick, auf daß es Thorheit kröne,
Die Wahrheit denn und Schönheit leere Töne,
Daß uns so früh ihr Priester mußte lassen?

Wie? Oder mußten ihn die Götter hassen,
Weil er das Feuer stahl für Erdensöhne,
Weil er durchs Wahre und durchs Ewigschöne
Erlösen half die staubgebornen Massen?

Wer weiß es? Eins nur kann uns leise trösten:
So rastlos schuf er, ohne je zu feiern,
So redlich focht für Schönheit er und Wahrheit,

Daß für die Schaar der durch die Kunst erlösten
Unsterblich mit Aposteln und Befreiern
Er weiter lebt und wirkt im Reich der Klarheit.

* * *

Den Rock des Kriegers hast du nicht getragen,
Als Deutschlands Heer im Osten und im Westen
Im Sturm erobert trutz'ge Feindesvesten
Und siegreich manche blut'ge Schlacht geschlagen.

Und dennoch wird man noch in späten Tagen
Bei deutschen Ruhmes-, deutschen Ehrenfesten
Auch deinen Namen nennen mit den besten
Der Recken, die im offnen Felde lagen.

Die Lebensfluthen, die der Kunst entströmen,
Der deutschen Kunst, hast wider welsche Dünste
Du kühn beschirmt, daß klar und frei sie wallen.

Wie jene, hast im Elsaß und in Böhmen
Für Deutschlands Ruhm, den schönen Ruhm der Künste,
Auch du gekämpft — und bist im Kampf gefallen.

Düsseldorf. Karl Woermann.

Der Gotthard.

Mitten in die schwüle Atmosphäre politischen Mißtrauens und geheimnißvoller Fürstenattentate blitzt wie ein befreiender Strahl die Nachricht von der glücklichen Vollendung der achtjährigen Arbeit am Gotthardtunnel. Trotz mancher Fährlichkeiten ist dies in seiner Art größte bautechnische Werk, welches in erhebender Weise zeigt, welch großartiger Leistungen menschliche Intelligenz und Ausdauer fähig ist, am 29. Februar zum erfreulichen Abschluß gekommen. Alle aber, die ihren Geist und ihrer Hände Arbeit dem gewaltigen Unternehmen gewidmet, haben verdienten Anspruch auf den Dank der Gegenwart und der Zukunft für diesen unblutigen, aber anstrengungsvollen Sieg des Menschen über das unüberwindbar scheinende Element.

Welche Wichtigkeit der neue Schienenweg für die Entwicklung des Verkehrs aus nah und fern haben wird, dies zu erörtern, ist nicht der Zweck der folgenden Zeilen; in der Erwägung, daß der Gotthard mit seinem Tunnel unter die bedeutendsten Erscheinungen der Welt gerückt ist, wollen wir nur versuchen, uns die Hauptzüge seiner Gestalt und seiner geographischen Beschaffenheit zu vergegenwärtigen, und die Erinnerung an einige Blätter aus seiner Vergangenheit auffrischen.

Während Reisen in die Gebirge und Bergbesteigungen zu den gepflegtesten Liebhabereien unserer Zeit gehören, waren noch vor hundert Jahren genauere Kenntnisse selbst der bedeutenderen Erhebungen kaum bei Fachgelehrten zu finden. So darf man sich nicht wundern, daß bis zum Beginn der Messungen und Einzelforschungen vielfache irrige Ansichten über den Zusammenhang der Bergketten, über die Ausdehnung der Berge und die Höhe ihrer Gipfel verbreitet waren. Lange Zeit hindurch galt z. B. der Brocken für den höchsten Berg Deutschlands, den Gotthard hielt man für die bedeutendste Erhebung in der Schweiz wie in ganz Europa. Und dieser gewaltige Irrthum behauptete sich nicht etwa bloß bei den Laien, deren im Auffassen und Beurtheilen ganzer Gebirgszüge ungeübtes Auge sich leicht von der Einzelerscheinung imponiren läßt, sondern auch Naturforscher blieben nicht bewahrt davor, die, wie J. J. Scheuchzer, mit dem Barometer operirend ihre Studienreisen ausführten. Letzterer sagt in seinem 1723—31 erschienenen, vierbändigen Werke: Οὐρεσιφοίτης Helveticus sive Itinera per Helvetiae alpinas regiones, das mit interessanten Abbildungen geschmückt ist, daß „der Heilige Gotthard, wenn der Berg von ihm seinen Namen habe, der höchste Heilige sei, weilen er seinen Sitz hat auf dem höchsten Gipfel Europas". Sogar Saussure, einer der Begründer der in

neuerer Zeit mit viel Eifer gepflegten wissenschaftlichen Alpenkunde, erwartete in der Gegend des Gotthard ein dem Montblanc an Höhe ebenbürtiges Gebirge. Eine richtigere Ansicht über das Verhältniß des ersteren zu den übrigen Erhebungen besaß Goethe, ohne freilich die Wahrheit völlig erkannt zu haben. „Der Gotthard," sagt er, „ist zwar nicht das höchste Gebirge der Schweiz, und in Savoyen übertrifft der Montblanc ihn um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andern, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und an ihn sich anlehnen."

Die besonders in der Schweiz mit großer Sorgfalt ausgeführten Messungen haben ergeben, daß die Paßhöhe des Gotthard nur bis zu 2114 Meter ansteigt, immerhin eine mäßige Höhe im Vergleich zu den übrigen Uebergängen des Hauptalpenzugs — ferner daß der höchste der zum Gotthardmassiv gehörigen Gipfel, der Pizzo Rotondo, sich bis zu 3197 Meter, d. i. rund 10000 Parif. Fuß erhebt, während der San Gottardo selbst, zu dessen Füßen das bekannte Hospiz liegt, eben 2500 Meter, d. h. die Schneelinie der Alpen erreicht. Es bedarf daher wohl kaum noch der Versicherung, daß alle Ketten der Hauptalpen vom Monte Viso bis zum Großglockner ihn um ein Bedeutendes an Höhe überragen.

Die gegenwärtige Alpenkunde versteht unter dem Gotthard weder den Berg San Gottardo noch den Paß von Göschenen bis Airolo zwischen Reuß und Tessin ausschließlich, sondern ein bestimmtes Felsenmassiv, das sich durch leicht auffindbare Terrain-Einschnitte von seiner Umgebung als ein specifisches Ganze absondern läßt. Dieses Massiv bildet etwa ein Rechteck, dessen Breitseite vom Endpunkte der Walliser Alpen (Col de Nufenen) bis zum Anfang der Splügengruppe (Paß Lukmanier) auf 33 Kilometer sich ausdehnt, während seine Tiefe von Göschenen bis Airolo in der Luftlinie oder vielmehr in der Tunnellinie 15 Kilometer beträgt. Sein Areal würde also vollständig hinreichen, um das 8 Quadratmeilen große Fürstenthum Schaumburg-Lippe in sich aufnehmen zu können.

Seine geologischen Bestandtheile setzen sich mit geringer Ausnahme aus den ältesten Eruptivgesteinen zusammen, unter denen Gneiß an erster Stelle zu nennen ist, während Granit und Protogin in ihrer räumlichen Entfaltung etwas zurücktreten. An der nördlichen und südlichen Grenze setzen sich schmale Längsstreifen von Schiefer an, Alluvionen aber finden sich in verschwindend kleiner Ausdehnung im Unteralpthale, und dieser unbedeutende Flecken moderner Bildung ist ohne Zweifel durch Abfluß eines ehemaligen Hochsees entstanden. Abgesehen von diesem Gebiete, das vielleicht erst in historischer Zeit durch den eben genannten Proceß hervorgerufen wurde, ist der Alpenstock des Gotthard ein uralter Geselle aus der Periode der sogenannten amorphen Gesteine, innerhalb deren sich bis

jetzt wenigstens noch keine Einschlüsse von organischen Wesen, sei es Pflanze oder Thier, vorgefunden haben. Er repräsentirt demnach ein Gebiet der Natur, in das strenggenommen der Mensch, der Spätling, das Geschöpf der quartären Weltepoche, nicht hineingehört. Mit Verwunderung wird daher der Berggeist die Versuche der an ihm arbeitenden Geschöpfe wahrgenommen und anfangs ihrer ohnmächtigen Arbeit gespottet haben, bis er in seinen alten Tagen noch die bittre Erfahrung machen mußte, daß dem Menschen nihil arduum sei.

Das Gebirge ist unwegsam, voll Geröll, unwirthlich und rauh, beständig bestrichen von schneidenden Winden, die von allen Seiten durch die vier Hauptthäler Zugang haben und außerdem vielfach unmittelbar von den nahen Gebieten des ewigen Schnees und Eises herüberkommen. Der Gotthardstock selbst enthält zwar Firnschneefelder und Gletscher nur in mäßiger Ausdehnung und an verschiedenen Theilen verstreut, eben weil die Gebiete über 2500 Meter nur einen kleinen Raum einnehmen, aber ringsum, besonders in Nordwest und Südwest, umstehen ihn in den Berner und Walliser Alpen eiskalte Nachbarn.

Wenn man nun liest, daß der Gotthard nicht sowohl ein Berg, als vielmehr ein Plateau sei, so darf man sich dieses nicht wie eine mathematische Ebene oder auch nur nach dem Vorbilde der norddeutschen Ebene vorstellen, sondern man muß sich vergegenwärtigen, daß sich mehr als zwanzig Spitzen auf diesem 9 Quadratmeilen großen Raume befinden, welche die Paßhöhe zum Theil um 1000 Meter überragen, und daß sowohl Göschenen als Airolo (deutsch: Eriels) etwa 1000 Meter unter der Paßhöhe liegen, nur mit dem Unterschiede, daß der Anstieg von Norden langsamer erfolgt als der Abstieg nach Süden zu. Mitten in dem Gewirr von Felsen und Steinen verschiedener Größe und Form erblickt der rüstige Wanderer eine Anzahl Hochseen, welche in der Regel die tiefsten Stellen zwischen den Einzelerhebungen ausfüllen und mitunter in gegenseitiger Verbindung stehen. Manche liegen zwar auch isolirt, sind jedoch auch dann meist in einer bestimmten Richtung angeordnet. Hebt sich das Niveau durch reichlichere Abthauung der Gletscher oder stärkere Niederschläge, so werden sie miteinander in Verbindung treten und entweder einen größeren See bilden, oder, wenn die Terrainverhältnisse es erlauben, sich mit dem Rinnsal eines schon vorhandenen Baches vereinigen. Es ist daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß im Laufe der Zeit einige Veränderungen in den Wasserverhältnissen des Gotthard vor sich gehen werden. Andrerseits, wenn der Boden solcher Seen durch hineinstürzende Felsen, hineingetragene Stein- und Geröllmassen gehoben wird, kann es wohl geschehen, daß unter der Mitwirkung des spülenden und die Verwitterung beschleunigenden Wassers neue Alluvionen nach dem Muster derjenigen im Unteralpthale sich bilden. Die Anzahl dieser Hochseen, unter

denen der Lucendro am größten ist, mag sich auf dreißig belaufen, sieben von ihnen wirken an der Entstehung des Hauptquellbaches der Reuß mit.

Der Name Gotthard wurde zuerst dem Hochrücken zwischen Hospenthal — von Scheuchzer noch Hospital genannt — und Airolo gegeben, dessen oft recht schwieriger Uebergang den Wanderern, in älterer Zeit meist Pilgern, den Schutz irgend eines Heiligen nöthig zu haben schien. Die Entstehung des Weges über diesen Paß und seine früheste Benutzung verlegte man noch vor nicht gar langer Zeit in möglichst ferne Jahrhunderte zurück, selbst bis in mehrere Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung. Als man sich aber nach historischen Nachweisen für diese Ansicht umsah, zog man sofort ein Jahrtausend ab und brachte die Gotthardstraße mit der Fürsorge Karls des Großen für Fremdenverkehr und Reichsstraßen in Verbindung. Aber auch für diese Annahme ließ sich bis jetzt kein Beweis ausfindig machen. Die früheste Erwähnung des Gotthard als Paß ist enthalten in den um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geschriebenen Jahrbüchern des Benedictiners Albert von Stade. Vermuthlich machte er die Reise nach Rom und zurück im Jahre 1236 und benutzte für die Heimreise den Gotthard, während er von den Wanderern aus Schwaben und den dortigen Gegenden erzählt, daß sie den Rückweg über den Comersee und den Septimer-Paß nehmen. Albert von Stade wollte mit seinen Angaben norddeutsche Pilger instruiren und berechnete den Weg von Bellenz (Bellinzona) nach Luzern mit Einschluß des Vierwaldstädtersees auf drei Tage.

Man würde aber sehr irren, wenn man sich die mittelalterliche Gotthardstraße als eine fahrbare Straße oder auch nur als einen geebneten Weg vorstellen wollte. Aus den sich wiederholenden Klagen der Reisenden ersieht man, daß der Paß nur aus einem gewöhnlichen Saumpfad bestand und nur die Hauptrichtung sowie die wegsamsten Stellen bezeichnete, die freilich noch immer keine völlige Sicherheit gegen Felssturz und Lawinen gewährten. Außer frommen Pilgern und heilsbedürftigen Seelen benutzten die Straße auch die schweizerischen Reisläufer, welche durch Sold, Beute und Abenteuer nach Italien gelockt wurden, denn hier waren Fehden zwischen den Fürsten und Städten an der Tagesordnung. So wird erzählt, daß im Jahre 1373 gegen 3000 Fußknechte aus der Schweiz über den Gotthard den Visconti in Mailand zuzogen.

Frühzeitig diente der Paß auch dem Transport von Kaufmannsgütern; diese Thatsache beweist ein im Jahre 1313 als bestehend erwähnter Reichszoll. Mit der Entwicklung des Waarenaustausches zwischen den lombardischen Städten einerseits und den schweizerischen und südwestdeutschen andrerseits läßt sich auch ein sicherer Fortschritt in der wachsenden Wichtigkeit des Passes beobachten. Von älteren Reisebeschreibungen, welche etwas ausführlichere Kunde über die Zustände der älteren Gotthardstraße geben, erwähnen wir nur den Bericht über

die Reise des Kronprinzen Ladislaus von Polen. Dieser unternahm mit einer großen und glänzenden Begleitung im Jahre 1624 einen Zug über diese Straße nach Rom, um, in Folge eines Gelübdes, eine aus Gold gegossene und mit Edelsteinen geschmückte Bildsäule des heiligen Ladislaus nach Loreto zu bringen. In diesem Berichte heißt es unter anderm: „Ein wunderbares Ding ist jene Straße, eingehauen in den hohen, unbesteigbaren Felsen, auf welchem hinziehend man eine große Menge Wasserfälle erblickt, aus welchen dann große Ströme, wie Rhein, Reuß und andere gebildet werden. Als wir nun, mehr zu Fuß als reitend, über diese Berge hinzogen, gesellte sich zu uns ein großer und wohlgewachsener Schweizerbauer. Der erkor sich aus unserer ganzen Gesellschaft, aus besonderem eigenen Wohlgefallen, den Kronprinzen und führte ihn unter dem Arm über die wegen Eis und Schnee gefährlichen Stellen, weil es dort mehrere gab. Der Kronprinz nahm dankbar seine Dienstfertigkeit an, die sehr nothwendig war, und die ihm keiner der polnischen Senatoren, gewohnt, die königlichen Herrschaften unter den Armen zu führen, hätte leisten können. Der Prinz ließ sich auch, zu seiner nicht geringen Kurzweil, mit ihm ins Gespräch ein, dieweil ihm der Bauer, Märchen und Wahrheit durcheinander, ein Langes und Breites von jenen Bergen erzählte und besonders über die Krystalle, die in denselben entstehen. Da wir noch zweimal soviel Weges über die Berge vor uns hatten als am vergangenen Tage, und es zu Pferde nicht sehr geheuer war, so mietheten wir uns, nach dortiger Sitte, Tragsessel und Bauernbursche, die uns trugen."

Als die primitive Straße dem immer mehr steigenden Bedürfniß nicht mehr genügte und durch die Anlegung der Splügenstraße sich aller Waaren- und Personenverkehr dahinzuziehen drohte, blieb dem Canton Uri nichts übrig, als sich zum Bau einer fahrbaren Kunststraße zu entschließen, um nicht durch Aufhören des Durchzugs eines wichtigen Erwerbszweiges beraubt zu werden. Diese neue Anlage entstand in den Jahren 1820—30 und verursachte dem ohnehin nicht reichen Canton etwa eine Million Franken Unkosten. Diese Straße ist dieselbe, welche noch gegenwärtig von der Post zwischen Bellinzona und dem Vierwaldstädtersee benutzt wird. Der eigentliche Kunstbau beginnt erst bei dem Flecken Amsteg und führt von da durch die Schöllenen, welche Schiller die „Schreckensstraße" nennt, über die bekannten Orte: Wasen, Göschenen, Andermatt auf die Paßhöhe und von da in vielen, nicht ungefährlichen Serpentinen nach Airolo. Göschenen, bis zum Jahre 1872 ein unbedeutender Ort von wenigen Häusern, wurde plötzlich durch Anlage von Arbeiterhäusern und Verkaufsläden zu einer Stadt von 2000 Bewohnern, und mit dem Tunnel selbst trug der Telegraph seinen Namen über die ganze Erde.

Politische Briefe.

6. Die nihilistischen Attentate.

Die cultivirten Nationen Europas sind überall mit schwierigen Problemen der Organisation von Staat und Gesellschaft, recht eigentlich also mit Friedensarbeiten beschäftigt. Ueberall wird demgemäß das Friedensbedürfniß mit einer wahren Sehnsucht empfunden, und wenn in Frankreich auch alle Köpfe einig sind, daß man bei der jetzigen äußeren Machtstellung des Staates sich nicht beruhigen könne, so denkt man doch für den Wiedergewinn der gebietenden Stellung Frankreichs in Europa schwerlich an heute und morgen. Die Störung der augenblicklichen Friedenszuversicht geht von Rußland aus. Seit vorigem Sommer ist das Geheimniß in die Oeffentlichkeit gedrungen und endlich zur bekannten Thatsache geworden, daß die panslawistische Partei in Rußland, welche zu ihren Führern Minister und Großfürsten zählt, auf einen Krieg gegen Deutschland drängt, als das Mittel, die Revolution zu bannen, den Thron der Zaren zu retten und mit neuem Glanze zu umgeben. Auf deutschen Zeitungsredactionen sitzen freilich kluge Leute, welche solche Pläne für unmöglich halten; denn — so argumentirt die Klugheit dieser Herren — nachdem Rußland die Erfahrung gemacht, daß es kaum die Türken besiegen konnte, wird es sich doch nicht an das erprobteste Heer Europas wagen. Die thörichtste Klugheit ist jedoch, alle Anderen für klug und zwar nach dem Maße des eigenen Kopfes zu halten. Die russische Kriegspartei wird ihre aparte Klugheit haben, die sich vermuthlich neben derjenigen gewisser Zeitungsredactionen noch sehen lassen kann. Wir wollen hier keine Petersburger Exempel vorrechnen, obwohl es so schwer nicht wäre. Es genügt, den einen Factor zu erwähnen, daß man in Petersburg annimmt, Frankreich könne nicht stillsitzen, wenn Rußland vorgehe; denn wenn Frankreich der Niederlage Rußlands zusehen wolle, wer bürge ihm nachher für den Rest seiner Selbständigkeit? Das Exempel ist falsch, sogar abgeschmackt, wenn man seine Voraussetzungen an die wirkliche Lage der Dinge hält. Aber wenn das wirkliche Bild der Dinge allen Menschen, oder auch nur allen einflußreichen Menschen, immer gegenwärtig wäre, dann wäre das Paradies auf Erden längst erschienen.

Halten wir uns nicht länger bei den Thoren auf, welche meinen, die Thorheit, wie sie sie begreifen, sei keine Macht in den Begebenheiten der Weltgeschichte. Es giebt eine Partei in Rußland, welche im Kriege trotz alledem und alledem die Rettung, die einzige Rettung des Staats erblickt. Aber diese Partei

hatte den Willen des Kaisers und den Widerstand der entgegenstehenden Denkungsart, die auch vorhanden ist in Rußland, noch nicht gebeugt, als mit dem Attentat vom 1. December 1879 die Reihe jener schaudervollen Verbrechen begann, nach deren Ende die erschreckte Menschheit vergebens fragt. Man schreibt diese Verbrechen nicht dem Panslawismus, sondern seinem unheimlichen Zwillingsbruder, dem Nihilismus, zu. Aber eigentlich ist dies nur eine Vermuthung. Wer mag wissen, ob der Panslawismus, d. h. die Kriegspartei, welche die verworrene Phantasie der höheren und niederen Gesellschaftskreise Rußlands durch das Bild der slawischen Welteroberung zu entflammen versucht, nicht in dem Kaiser das Hauptshinderniß ihrer Pläne erblickt und folglich seinen Tod durch verbrecherische Hände bereit ist herbeizuführen oder geschehen zu lassen, auf alle Fälle aber davon Nutzen zu ziehen.

Panslawismus und Nihilismus, das unheimliche Zwillingspaar, beschäftigen jetzt die Diagnose aller deutschen Politiker. Man hat bald erkannt, daß man vor Zwillingen steht, die einem und demselben mütterlichen Boden entsprossen: dem Gefühl der Unerträglichkeit des gegenwärtigen Staates. Indem sie diesen unerträglichen Staat auf die Bahn der Welteroberung werfen, meinen die Panslawisten, diesen Staat heilen zu können, dadurch, daß neue gesunde Kräfte aus der Nation sich emporringen, oder dadurch, daß die Herrschergröße der Nation sie alles Unerträgliche vergessen läßt. Noch sicherer hoffen die Nihilisten den unerträglichen Staat zu beseitigen, indem sie durch alle Mittel barbarischer Vernichtung an seine Stelle das Nichts setzen. In dem Nihilismus begegnet sich die Blasirtheit brutaler Naturen, die eines philiströsen Lasters, wie sie es kennen, überdrüssig sind, und die nach einem gigantischen Laster verlangen, mit dem in wilden Haß verkehrten Idealismus solcher Naturen, denen die herrschende Verderbniß nur durch die radicalste Zerstörung heilbar erscheint.

Was soll aus einem Staate werden, dem die gebildeten Klassen, die zu seinen Trägern berufen sind, in solcher Weise gegenüberstehen? Die große Masse der Landbevölkerung lebt freilich in fatalistischer Ehrfurcht vor dem herrschenden Despotismus und vor der herrschenden Religion. Aber wenn man diese Masse aufrufen wollte zur Vernichtung der Klassen, welche ihrerseits den Staat mit allen Mitteln der Barbarei vernichten wollen, so könnte man doch mit jener fanatisirten, unwissenden, in ihrer aufgeregten Wildheit allen Verführungen zugänglichen und darum hilflosen Masse keine Staatsordnung aufrecht halten. Die Möglichkeit der Regeneration und Fortentwicklung Rußlands beruht allein auf der Gesundung der Klassen, in welchen jetzt die Herde des Verderbens liegen. Man sucht diese Herde jetzt mit Feuer und Eisen auszurotten. Daß dies allein nicht ausreichen kann, begreift sich ohne Widerrede. Aber wie soll die positive Heilung der gebildeten Stände Rußlands erfolgen, mit anderen Worten: Wie

kann eine für den gesunden Fortschritt empfängliche Mittelklasse dort erzogen werden? Wie so oft, liegt auch hier die ungeheure Schwierigkeit nicht in der Auffindung, sondern in der Anwendung des Mittels. Das Heilmittel ist leicht und sicher zu erkennen: Rußland muß den Größenwahn aufgeben, in den es seit Peter dem Großen verfallen ist. Es muß seine Grenzen dem Handel der civilisirten Welt öffnen und damit seinem Mittelstand die Gelegenheit ausreichenden Erwerbs und Wohlstandes, damit aber auch wirklicher Bildung schaffen, die nur auf Arbeit beruht. Es muß die ungeheueren Heeresausgaben ermäßigen, um durch Einführung einer soliden Währung den äußeren und inneren Verkehr auf eine solide Basis zu stellen, um nicht ferner solcher Einnahmequellen zu bedürfen wie der Branntweinpacht, durch welche es die Masse seiner eigenen Kinder physisch vergiftet. Die Minderung der colossalen Heeresausgaben würde auch die Gelegenheit zum Unterschleif seltener machen, würde gestatten, die Verwaltung zu vereinfachen und ihrer Corruption zu steuern, durch bessere Besoldung der verkleinerten Zahl und durch wirksamere Controlen, denen sich eine kleinere Beamtenzahl unterwerfen läßt. Die Hebung des Erwerbslebens würde auch die Schaffung einer wirksamen Selbstverwaltung gestatten, denn wo die Gelegenheit zum redlichen Emporstreben vorhanden ist, steigert sich das Interesse der Gesellschaft am Rechtsschutz, an rechtlicher Justiz und Verwaltung.

Wir brauchen nicht weiter fortzufahren. Niemand kann die Richtigkeit des Receptes bezweifeln, und Niemand wird davon träumen, daß es angewendet werden möchte. Aber daß die energische Repression mittelst der errichteten Dictatur Rußland noch einmal auf dreißig, zwanzig, selbst nur zehn Jahre in die frühere Lethargie gegenüber seinen inneren Zuständen zurückwerfen könne, ist bei der slawischen Natur zwar nicht unmöglich, aber doch höchst unwahrscheinlich. Also wird man wohl früher oder später zu dem beliebten Universalmittel der Constitution und des Parlamentarismus greifen. Daß dieses Mittel bei unentwickelten Völkern, indem es allen unreifen und wüsten Bestrebungen freie Bahn öffnet, einen langen Zustand der Verwirrung und Schwäche hervorruft, ist zwar nicht überall begriffen, aber darum nicht weniger unvermeidlich. Inzwischen wollen wir nicht vergessen, daß die Panslawisten, um den Folgen der Constitution zu entgehen, den Krieg mit Deutschland empfehlen, wo es „viel anzuzünden und viel zu holen giebt".

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zur Geschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses.

Das Schreiben, mit welchem Kaiser Wilhelm seinem Neffen in Petersburg zum Mißlingen des letzten Nihilisten-Attentats Glück wünschte, und noch mehr der Umstand, daß jenes Schreiben die Unterschrift des Fürsten Bismarck trug, giebt Veranlassung, vor Ueberschätzung dieser Höflichkeit zu warnen, wobei man nur auf die Natur der Entfremdung der beiden Höfe und Regierungen und auf die Entwicklung des Bündnisses mit Oesterreich zurückzublicken braucht. Die letztere ist eine sehr natürliche gewesen, bedarf indeß noch immer einiger Aufklärung.

Wir haben Grund, dieses Bündniß als die Verwirklichung eines alten Gedankens, als die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches unseres Reichskanzlers aufzufassen, der bis in das Jahr 1852 zurückreicht, aber Jahrzehnte hindurch, so oft Versuche zu seiner Ausführung unternommen wurden, an dem Widerstande scheiterte, den er in den maßgebenden Kreisen in Wien, erst an der Schwarzenbergschen, dann an der Beustschen Politik fand. Der Gedanke war, als der deutsche Bund noch bestand, kurz ausgedrückt folgender: Oesterreich entsage seinem Anspruch, in Deutschland die allein gebietende Macht zu sein, es gebe sein Bestreben, Preußen bei jeder Gelegenheit zu beschränken und herabzudrücken, auf und lasse dasselbe im Bunde zu einer Stellung gelangen, welche ihm gestattet, seine gesammte Kraft für gemeinsame Zwecke nach außen hin einzusetzen. Preußen wird dafür zu einer treuen und festen Verbindung der beiden Mächte und zur Abwehr von Angriffen, die von Seiten der Nachbarmächte drohen, bereitwillig die Hand bieten.

In Wien zögerte man, hierauf einzugehen, und setzte die bisherige Politik fort, indem man der Meinung war, Preußen habe solche Angriffe am meisten zu fürchten, es bedürfe mehr als ein anderer Staat fremder Geneigtheit und Hilfe, und so müsse es sich gefallen lassen, von Mächten, die ihm solche gewähren könnten, nicht auf gleichem Fuße, ja rücksichtslos behandelt zu werden. So war man in Berlin 1866, um Gerechtigkeit zu erlangen und um seiner Selbsterhaltung willen, genöthigt, den praktischen Beweis zu führen, daß die

Voraussetzung des bisherigen Verfahrens der Oesterreicher eine irrthümliche und daß Preußen eine ebenbürtige Macht sei, die sich nicht unter allen Umständen an eine andere Großmacht anlehnen müsse, und die sich mit Gewalt verschaffen könne, was ihr gebühre und freundschaftlicher Vorstellung vorenthalten werde. Oesterreich wurde aus dem Bunde, der mit ihm eine Unnatur geworden, entfernt, und Preußen verständigte sich mit den anderen Bundesgenossen auf billigen Grundlagen.

Fürst Bismarck aber gab damit seinen alten Gedanken keineswegs auf, nur mußte derselbe nunmehr bei Bestrebungen zu seiner Verwirklichung selbstverständlich eine andere Gestalt und Fassung annehmen. Die Combination, die dem Reichskanzler zuletzt vorschwebte, war nachstehende: er wollte zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ein „öffentliches verfassungsmäßiges Bündniß gegen eine Coalition“ herstellen, das, durch Mitwirkung aller constitutionellen Factoren zu Stande gekommen, auch nur durch solches Zusammenwirken, also nur mit Zustimmung in Deutschland des Kaisers, des Bundesraths und des Reichstags, in Oesterreich des Monarchen und der Vertretung von Cis- und Transleithanien, auflösbar sein sollte. Vorbereitende Schritte nach diesem Ziele hin blieben unter Beust erfolglos. Andrassy schien geneigter.

So kam der russisch-türkische Krieg heran, der Berliner Congreß, die Ausführung der Stipulationen desselben und in Bezug auf letztere erst nur dringende, bald aber drohende Mahnungen der Russen, die Regierung des Kaisers Wilhelm möge die Interessen derselben wahrnehmen und ihre Ansprüche unterstützen — Ansprüche, die auch unbillige und gefährliche Forderungen einschlossen. Diese Mahnungen wurden in immer gebieterischerem, anmaßenderem Tone vorgebracht, sie wurden zuletzt förmlich brutal. Und daneben gingen Intriguen aller Art her. Die moskowitische Diplomatie suchte nach Bundesgenossen gegen Deutschland, u. a. in Paris, wo der General Obrutscheff, der Adjutant und Vertraute des Kriegsministers Milutin, die betreffenden Ränke spann, wo man den Versucher aber nicht nur abwies, sondern — „wie eine tugendhafte Frau es ihrem Manne sagt, wenn jemand ihr unanständige Anträge macht“ — diese Machinationen auch deutschen Diplomaten mittheilte.

Als die Drohungen aber fortdauerten, konnte man sich in Berlin dieses dreiste Auftreten kaum noch anders, als mit der Vermuthung erklären, daß zwischen Wien und Petersburg ein Einvernehmen entweder schon bestehe oder im Werke sei. Die Reise Andrassys nach Petersburg und verschiedene andere Beobachtungen hatten diese Befürchtung nahe gelegt, und mit ernster Besorgniß ging der Kanzler im vorigen Sommer von Kissingen nach Gastein; denn kam es zu einem gegen Deutschland gerichteten Bündnisse zwischen Rußland und

Oesterreich-Ungarn, so war ein Hinzutritt Frankreichs zu der Coalition nicht bloß eine Möglichkeit, sondern wahrscheinlich und kaum noch eine Frage der Zeit. Ob dann aber England zu Deutschland gehalten hätte, war zweifelhaft, da die brittische Politik nicht leicht Partei für eine Macht ergreift, die nicht als Uebermacht erscheint. Daß es damals in Wien eine russisch gesinnte Partei gab, war allgemein bekannt. Daß man sich auf der Basis: Rußland bekommt bis zu einem gewissen Grade freie Hand auf der Balkanhalbinsel und verhilft dafür den Oesterreichern zur Wiedererringung ihres Einflusses in Deutschland und zur Erweiterung und Verstärkung desselben gegen früher, verständigen könne, war denkbar. Kurz, man hatte Ursache, den politischen Horizont im Südosten trübe zu finden.

Das Erscheinen Andrassys in Gastein zerstreute diese Wolken vollständig. Nach der Art und Weise, in der er sich äußerte, war keine der Befürchtungen, die der Fürst Bismarck in der letzten Zeit in Betreff Oesterreich-Ungarns gehegt hatte, thatsächlich begründet. Da nahm der Reichskanzler Gelegenheit, mit seinem oben von uns dargelegten Gedanken herauszukommen, und derselbe wurde von Andrassy wohl aufgenommen und mit Ausnahme der Oeffentlichkeit und Verfassungsmäßigkeit des damit angestrebten Bündnisses durchweg gut geheißen. Gegen die Verfassungsmäßigkeit scheinen den Oesterreichern verschiedene Bedenken, und vielleicht vor allem die Art und Natur ihres Parlaments, die Parteiverhältnisse und die Besorgniß vor der Neigung vieler Abgeordneten, ohne genügende Kenntniß der Umstände zu tadeln und zu mäkeln, gesprochen zu haben. Nichtöffentlichkeit mochte aus ähnlichen Gründen erwünscht sein. Im Uebrigen war man mit den Vorschlägen des deutschen Reichskanzlers einverstanden, und der Kaiser Franz Josef erklärte sich gleichfalls ganz entschieden für dessen Antrag und die Modalitäten desselben.

Nicht so rasch aber, vielmehr sehr langsam und mit möglichstem Widerstreben gab Kaiser Wilhelm seine Einwilligung zu einem Abkommen, das zwar eine Vorsichtsmaßregel gegen Rußlands Uebelwollen, dessen Anmaßung und dessen offenkundig gewordene treulose Pläne war, aber zugleich von Mißtrauen gegen die persönliche Freundschaft eingegeben zu sein schien, die den Kaiser Alexander mit seinem greisen Oheim verknüpfte. Kaum jemals hat der Kanzler so intensiv und zugleich so massenhaft arbeiten müssen als in den Gasteiner und Wiener Tagen, wo es diesen Widerstand zu überwinden galt. Die Reise nach Alexandrowo, wo die Russen ein Seitenstück zu der bekannten Scene während des Wiener Congresses aufführten, bei welcher Alexander I. den König Friedrich Wilhelm III. durch empfindsame Betheuerung seiner Freundestreue von England weg und auf seine Seite zu ziehen versuchte, wurde gegen den Wunsch und Rath des Fürsten unternommen. Schreiben auf Schreiben — „es müssen viele

hundert Seiten gewesen sein," behauptete unsere Quelle — gingen geraume Zeit von Gastein, dann von Wien vergeblich ab, um auf einen Wechsel der Stimmung und Ueberzeugung hinzuwirken. Noch immer Weigerung und Zögerung. Und doch hatte die Sache Eile. Andrassy wollte sich aus Bedürfniß nach Ruhe von der Leitung der Geschäfte zurückziehen. Er hatte seinen Nachfolger schon nach Wien kommen lassen, hielt es aber für eine Ehre, das Bündniß noch selbst abzuschließen. Auch Fürst Bismarck konnte nicht zu lange in Wien verweilen. Wurde die Sache jetzt nicht gemacht, unter Andrassys Aegide, wer wußte, ob überhaupt noch etwas daraus wurde? Es ist wahr, auch bisherige Gegner Preußens hatten mit Widerwillen die Tücke und Verlogenheit der russischen Politik erkannt, und ein bis dahin für russenfreundlich angesehener Erzherzog hat sich später sehr indignirt über die Kniffe und Schliche derselben und erfreut über das Zustandekommen des Bündnisses mit Deutschland ausgesprochen. Aber niemand wußte einige Zeit vor dieser Aeußerung mit Bestimmtheit zu sagen, ob es in Wien viele gab, die entschieden ein Herz für die Idee hatten.

Auch als der Kanzler nach Berlin zurückkam, war die Angelegenheit noch nicht vollständig geordnet und somit eigentlich noch in der Schwebe, und als er Urlaub nach Varzin erbeten und bekommen, mußte er die Bemerkung machen, daß man keineswegs schon am Ziele und hinreichend sicher vor Entschließungen sei, die ein Zurücktreten bedeuteten, obwohl das gesammte Staatsministerium einmüthig die in Gastein und Wien gethanen Schritte gutgeheißen und zu den seinigen gemacht hatte. Erst die Sendung Stolbergs und dessen feste Haltung gaben den Ausschlag. Das Bündniß besteht und wird ungeachtet aller persönlichen Pflege des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den Monarchen in Berlin und Petersburg fortbestehen zu unserm und Oesterreich-Ungarns Heil. Dieses wird uns alle Zeit näher liegen und allezeit viel mehr Vertrauen — oder, wie man in dieser unvollkommenen und unbehaglichen Welt vielleicht richtiger sagt — viel weniger Mißtrauen einflößen als Rußland mit seinen allerempfindsamsten Freundschafts-Versicherungen, hinter denen doch immer arge Gedanken und perfide Ränkespinnerei arbeiten.

Die Lage der Dinge in Transvaal.

Die Wichtigkeit der Transvaal-Frage für Deutschland wird derjenige verstehen, der die Wichtigkeit überseeischer Colonisation und insbesondere die Bedeutung von Südafrika für letztere versteht. Deutschland, wie es ist, auch wenn es seinen Einfluß in dauerhaftem Bunde mit Oesterreich über die Balkanhalbinsel ausdehnt, ist immer nur eine europäische Großmacht, aber keine Weltmacht; es hat keine Rückendeckung durch überseeische Besitzungen, in die seine überschüssige Bevölkerung strömen könnte, ohne aufzuhören, deutsch zu sein, und dieser Mangel kann durch keine Flottenmacht, durch keine noch so freundliche Verbindungen mit auswärtigen Staaten ersetzt werden. Kein Winkel der Erde ist mehr unbesetzt, den sich Deutschland zur Ausstreckung seiner wachsenden Glieder aneignen könnte, wie Rußland das turanische und das mandschurische Alpenland, Großbritannien Australien und die nordamerikanischen Besitzungen, Frankreich Algerien besitzt. Ueberall wo wir noch in den letzten Jahrzehnten uns hätten niederlassen können, ist uns England zuvorgekommen und hat das von Anderen bisher verschmähte Küsten- oder Inselland besetzt, damit wir es nicht besetzen können; so noch zuletzt die Inseln in der Torresstraße, die den Uebergang von Nordaustralien zu Neuguinea bilden, die sehr befahrene Straße beherrschen und wegen des Fischfangs und der Perlenfischerei werthvoll sind. Wohin auch der deutsche Auswanderer sich jetzt wenden mag, da muß er seine Sprache und Nationalität aufgeben, um mit den Eigenthümern des Bodens um den Lebenserwerb concurriren zu können. Wenn er auch in der nordamerikanischen Union noch einen Rest von Zärtlichkeit für das Mutterland bewahrt, so würde er doch, falls es zum Zwist zwischen uns und den Yankees käme, auf Seiten der letzteren stehen und fechten.

Anders ist es mit denjenigen von unseren Auswanderern, die sich in holländischen Besitzungen und unter Holländern niederlassen. Deutsche und Holländer verstehen sich bald, da ihre Sprachen nicht so verschieden sind, daß sie nicht ihre nationale Verwandtschaft sogleich empfänden. Zwischen Deutschland und den Niederländern ist, auch seitdem letztere vom deutschen Reiche diplomatisch geschieden sind, immer eine innige Verbindung bestehen geblieben; mehr als einmal sind die Niederlande durch deutsche Intervention vor der Fremdherrschaft geschützt worden; deutsche Feldherren und deutsche Soldaten in holländischem Dienst haben stets die Landkriege der Niederlande geführt, und mit deutschen Soldaten und Offizieren hat Holland einstmals Brasilien und seine Besitzungen im indischen Weltmeere erobert. Noch heute ist ein beträchtlicher Theil der holländischen Truppen in Australasien deutscher Herkunft. Die Charaktere, die

Temperamente, die Anschauungen über Sitte, Recht, über alles Diesseitige und Jenseitige sind bei den Niederländern dieselben wie bei den Norddeutschen sächsischen Stammes; beide sind unter den Brüdern germanischer Abkunft die, welche sich am besten verstehen. Wäre Bruder Michel nicht durch die inneren Kämpfe um seine Freiheit von päpstlicher und habsburgischer Allgewalt nach außen so ohnmächtig geworden, hätte er den Bruder Jan, als dieser mit der spanischen Weltmacht auf den Tod kämpfte, unter seinem Schirm und Schild behalten können, so würden die Niederlande weder Brasilien, noch das Capland, noch Ceylon verloren haben, und diese Länder, die zu den schönsten und reichsten der Erde zählen, gehörten Deutschland. Diese Chancen sind nun verspielt, weil die deutschen Staatsmänner seit dem 16. Jahrhundert besser im Himmel als auf Erden bewandert waren, und seit Cromwell hat Bruder John Bull sich daran gewöhnt, sich als nächsten Erben des Bruder Jan zu betrachten, ihn bei seinen Lebzeiten zu plündern und durch den guten Bruder Michel seine Continentalkriege führen zu lassen. Wird das auch ferner so bleiben? Bruder John bezeigt dazu nicht übel Lust; ihm liegt daran, unsere Rancune mit Frankreich lebendig zu erhalten und uns mit Rußland zusammenzuhetzen; während diese beiden uns ins Gedränge brächten, würde Bruder John den Bruder Jan zu Ende beerben und mit den Molukken und Sunda-Inseln seine australischen Besitzungen arrondiren. Welche Erleichterung für den Steuerdruck von Großbritannien, welcher neue Aufschwung für den großbritannischen Handel wäre damit nicht gegeben?

Für Deutschland würde dies die große Gefahr involviren, daß, während Frankreich sich in Nordafrika, Rußland sich im nördlichen Asien ausdehnen, so zu sagen seine Beine prolongiren kann, wir nirgends auf der Erde einen Platz hätten, wo unsere Auswanderer nicht ihre Nationalität verlieren müßten. Wenn die deutsche Politik sich damit begnügt, nur die Großmachtstellung in Europa zu sichern, wenn sie jetzt darauf verzichtet, eine Weltmacht zu schaffen, so wird sie niemals mehr eine solche schaffen können. So lange noch holländische Besitzungen da sind, die Großbritannien nicht annectirt hat, ist eben für Deutschland die Möglichkeit gegeben, daß es ebenfalls seine Beine prolongiren kann, und hieraus ergiebt sich die große Wichtigkeit der Transvaal-Frage für Deutschland. Der brittische Uebermuth, unter dem der deutsche Auswanderer ungern wohnt, hat dafür gesorgt, daß noch eine Stelle der Erde übrig ist, in den Deutschland seinen Ueberschuß an Kraft ergießen kann, ohne ihn zu verlieren. Die Zähigkeit, mit der die Abkömmlinge der Niederländer in Südafrika ihre Sprache, ihre Nationalität in Sitten und Einrichtungen des Lebens festhalten, ohne den Vorzügen englischer Bildung sich ganz zu verschließen, und die noch größere Zähigkeit, mit der ein Theil der Männer holländischen Blutes, die

Boers, ihre Selbständigkeit in dem großen und fruchtbaren Lande nördlich und südlich vom Vaalflusse zu erhalten bemüht sind, eröffnet der deutschen Auswanderung höchst vortheilhafte Aussichten. Denn was holländisch ist, ist halb schon deutsch und muß und wird einmal ganz deutsch werden, wenn wir das Unsere thun, um es vor der Anglisirung zu behüten. Je mehr Deutsche sich in die holländische Bevölkerung von Südafrika mischen und sich mit den Africanders amalgamiren, desto sicherer ist uns hier eine große und weiterer Vergrößerung fähige auswärtige Besitzung. Ein Glück für uns, daß der Strom der brittischen Auswanderung das Capland meidet und künstlich vom Mutterlande dorthin gelenkt werden muß; auf 150000 Ansiedler holländischer Abkunft kommen nur 80000 brittische, obgleich das Land seit 75 Jahren in festem englischen Besitz und seitdem um das Fünfzehnfache der einstigen Größe gewachsen ist, und obgleich die ganze östliche Küste nur von Britten besetzt ist. Da wo der holländische Bauer gut fortkommt, weil er mit nachdrücklichem und geduldigem Fleiß der Natur den Boden abringt, mit dem Ertrag des Ackerbaues, des Weinbaues und der Weiden sich begnügend, kann der brittische Farmer nicht gegen ihn aufkommen. Der Britte, der schnell reich werden will, um seine Beute später als Nabob in England zu verzehren, hat dazu in Südafrika, mit Ausnahme der Diamantgruben von Kimberley, weniger Aussicht als in Indien und Australien. In den für den Handel günstig gelegenen Städten von West- und Ost-Capland, wie in den Diamantfeldern dominirt daher die brittische Bevölkerung, während der unverhältnißmäßig viel größere für Ackerbau und Viehzucht taugliche Boden im Besitz der Africanders, d. h. der Grundbesitzer holländischen Blutes, ist, mit denen sich nur wenige Britten und Deutsche vermengt haben. Mit dem reichen Boden, der freilich geduldige Arbeit verlangt, wissen die Britten sich nicht zu befreunden; in Natal z. B., wo sie mit Hilfe indischer Kulis Zuckerrohr bauen, so weit das Land gut bewässert ist, und von wo die Boers vor ihnen wie vor dem Beelzebub nach Transvaal entwichen sind, wissen sie augenblicklich nicht, was sie mit den landeinwärts gelegenen fruchtbaren Districten anfangen sollen, seitdem die dort angesiedelten Zulus, die Nachfolger der Boers, in Massen nach dem nördlich gelegenen, besser bewässerten Zululande auswandern. Die Zulus nämlich, die ein starkes Selbstgefühl haben und sich unter den Kaffern durch geistige Begabung vortheilhaft auszeichnen, gehen dem brittischen Hochmuth mit demselben Haß aus dem Wege, wie es die Boers thun; beide sind roh, obwohl in verschiedener Art, aber der Britte ist mit all seiner Cultur und seinem Raffinement so brutal wie ein Russe.

Um die augenblickliche Lage des Transvaal ganz zu verstehen, müssen wir ein wenig auf vergangene Ereignisse zurückblicken. Das Land ist seit 1837 von den holländischen Colonisten des Caplandes, die sich mit dem englischen

Regiment und speciell mit der Abschaffung der Sclaverei nicht vertragen wollten, den Kaffern und Betschuanen abgenommen und durch harte Kämpfe gegen diese behauptet worden. Die besiegten Kaffern wurden Leibeigene der Boers. Die Begründung einer freistaatlichen Ordnung fand 1848 statt, als die aus Natal vor der englischen Herrschaft unter Führung von Andreas Pretorius entwichenen Boers, die sich südlich vom Vaalfluß niedergelassen hatten, auch hier von brittischer Herrschaft bedroht, sich unter demselben Pretorius auf das rechte Ufer des Vaalflusses in Sicherheit brachten. In ein Land, fast so groß wie Deutschland, theilten sich dort etwa 2000 Boers, die mit ihren Familien ungefähr 6000 Köpfe zählten und über etwa 200000 Leibeigene geboten. Die südlich vom Vaalfluß sitzengebliebenen Boers geriethen auf einige Jahre unter brittisches Regiment; später (1854) hat Großbritannien es für vortheilhafter gefunden, sie, die ungefähr 10000 Köpfe stark über nur 6000 Kaffern geboten, sich im Orangefluß-Freistaat, oder dem Freistaat schlechthin, selbständig constituiren zu lassen. Auf den Kopf des Andreas Pretorius, der es gewagt hatte, 1848 den Britten in der Schlacht bei Boomplatz mit den Waffen zu widerstehen, war ein Preis von 2000 Pfund gesetzt. Dennoch wurde zwischen ihm als Präsidenten der südafrikanischen Republik, d. h. des Transvaal, und einem brittischen Commissar 1852 ein Vortrag geschlossen, in welchem die Selbständigkeit der Republik von brittischer Seite anerkannt wurde. Bedungen wurde jedoch, daß keine Sclaverei in Transvaal stattfinden sollte, wogegen die Britten versprachen, keine Verträge mit den Eingeborenen nördlich vom Vaalflusse zu schließen und keine Verbindungen mit ihnen einzugehen. Der Begriff des Wortes Sclaverei wurde dabei nicht näher bestimmt. Die Boers hatten das Land durch Eroberung zu ihrem Eigenthum gemacht und, da sie Knechte brauchten, einen Theil der Besiegten am Leben gelassen, gerade so, wie es Wilhelm der Eroberer mit England machte. In der Capcolonie sind die ehemaligen Leibeignen der Colonisten durch Gesetz von 1834, das 1838 effectiv wurde, zu freien Arbeitern geworden, die im Tagelohn arbeiten, und von denen nur sehr wenige auf eignem Grund und Boden wohnen. In Transvaal war ein solches Verhältniß der Sieger und Eigenthümer des Bodens zu den fünfzigmal zahlreicheren Besiegten und zur Zwangsarbeit unterworfenen Kaffern unmöglich herzustellen, wenn die Boers im Lande bleiben wollten. Die letzteren mußten sich also damit begnügen, ihre Unterworfenen in einer milden Art von Leibeigenschaft zu halten, die von dem, was man Sclaverei nennt, ziemlich weit entfernt ist. Wenn die Britten aber den Begriff des Wortes Sclaverei so dehnen wollen, daß sie alle die für Sclaven erklären, die nicht über ihre Person und ihre Arbeit willkürlich verfügen können, so haben die Boers den 1852 geschlossenen Vertrag nicht erfüllt. Zwischen der absoluten Rechtlosigkeit eines Negersclaven und der persönlichen Freiheit

eines Kafferntagelöhners sind viele Stufen möglich. Der junge Freistaat würde jedenfalls wohlgethan haben, eine genaue Bestimmung über die den leibeignen Kaffern zu gewährenden Rechte in den Vertrag von 1852 und in das Grundgesetz des Freistaats aufzunehmen.

Der Sohn des 1853 gestorbenen Gründers der Republik, der jüngere Pretorius, wurde 1859 Präsident, versuchte vergeblich eine Vereinigung seines Staates mit dem Orangefluß-Freistaat anzubahnen und dankte 1872 ab aus Aerger über den Volksrath, der seinen Vorschlägen kein Gehör gab. Die Einfalt der Boers, die da meinten, klüger sein zu müssen als ihre Regierung, brachte einen Schwätzer und Phantasten, der als reformirter Prediger in Capstadt sich mit den Behörden entzweit hatte und nach Transvaal übergesiedelt war, auf den Präsidentenstuhl. Dieser, Burgers mit seinem englischen Namen, jetzt mit englischer Pension in Capstadt wohnend, beging so viele Mißgriffe, besonders in dem grausam geführten Kriege gegen den Kaffernhäuptling Sekokuni, und träumte so laut und prahlerisch von seiner Bestimmung, der Washington von ganz Südafrika zu sein, daß die Britten hellhörig wurden und die Ungeschicktheiten der Transvaal-Regierung, durch welche eine große Gefahr auch für die englische Colonie Natal heraufbeschworen wurde, zum Vorwande nahmen, um durch den Minister für die Angelegenheiten der Eingebornen in Natal, Sir Theophilus Shepstone, die Transvaal-Republik den brittischen Besitzungen zu annectiren (12. April 1877). Shepstone kam mit 22 berittenen Polizeileuten von Pietermaritzburg nach Pretoria und erklärte nach sechswöchentlichem Verweilen dort die Annexion für vollzogen. Der Auftrag, der ihm vom Auswärtigen Amte in London gegeben war, war so unbestimmt gefaßt, daß er den Umständen nach correct gehandelt zu haben scheinen kann. Es wurde einfach dabei angenommen, daß die Boers, die mit ihrem Präsidenten-Schwätzer Puppenspiel trieben, mit der Annexion an das brittische Kaiserreich und mit einer strengen Regulirung ihrer politischen Verhältnisse einverstanden sein müßten. Was die als Schmarotzer der Boers in den städtischen Ortschaften von Transvaal wohnhaften Engländer, Abenteurer, Krämer, Bankers u. a. m., dem brittischen Commissar vorgetragen und zugetragen hatten, wurde als die Stimme der Bevölkerung angesehen. Das brittische Ministerium, das doch an diesem unverantwortlichen Gewaltschritt schuld war, stellte sich überrascht und erschreckt, fand es aber doch für gut, die Besitzergreifung des Transvaal durch das brittische Parlament genehmigen zu lassen. Europa war mit dem russisch-türkischen Kriege beschäftigt, und was ging uns Transvaal an? Was kommt überhaupt auf die Rechte so bescheidener Existenzen wie Transvaal, Afghanistan und Rumänien an? Das Verlangen Englands, daß der Khan von Kabul einen englischen Mitregenten annähme, der Beschluß des Berliner Congresses, daß Rumänien sich

der Ausbeutung durch die Juden preisgeben sollte, stehen auf gleicher Linie mit der Forderung, die an die freien Boers in Transvaal gestellt wurde, sich der Eingebornen nur als freier Arbeiter zu bedienen. Es ist darauf zu wetten, daß die Prahlhänse an der Themse nicht den Muth haben werden, Frankreich die Aufrechterhaltung der Negersclaverei am Senegal zu untersagen.

Der nach der Annexions-Erklärung von Shepstone zu einer gütlichen Vereinbarung aufgeforderte Volksrath (Parlament) von Transvaal lehnte es ab, zu deliberiren. Damit war die brittischerseits gemachte Supposition, daß die Boers in den Verlust ihrer Selbständigkeit willigten, deutlich widerlegt. Auf die Protestation des ganz nichtigen Präsidenten Burgers gegen den Gewaltact, sowie auf die Erklärungen der englischen Einwohner der Städte, die kaum den achten Theil sämmtlicher weißer Bewohner des Landes bildeten, war kein Gewicht zu legen. Um den Boers, den Grundherren, deren Gäste die Engländer nur waren, die gewaltthätige Behandlung zu versüßen, versprach Shepstone, die bisherigen Gerichte sollten bestehen bleiben — in der Capcolonie hatte Großbritannien an die Stelle der alten wandernden Schwurgerichte stehende Gerichtshöfe gesetzt —, eine besondere Regierung mit ihrem eignen Recht und eigner Gesetzgebung sollte errichtet werden — in Natal hatte der brittische Commissär Sir Garnet Wolseley die Colonie bewogen, auf die eigne Gesetzgebung zu Gunsten von Downing Street zu verzichten —, und alle Privatrechte sollten aufrecht erhalten werden. Mit dem letzteren Versprechen wurde der gerechtfertigten Befürchtung der Boers begegnet, daß die brittische Regierung ihnen einen Theil des besetzten Landes abnehmen und an die für frei zu erklärenden Kaffern vertheilen würde.

Diese Versprechungen wurden, mit Ausnahme der letzten, nicht gehalten. Zwölf Monate nach der brittischen Besitzergreifung konnte eine Delegation der Boers in einem an die Regierung eingesandten Promemoria behaupten, daß die Annectirung verfehlt sei, und daß auch diejenigen, die aus Wunsch nach einer festen Regierung sich anfänglich mit Vertrauen zu Großbritannien hingeneigt hätten, jetzt nichts mehr von der Herrschaft der Königin von England hören wollten; denn die Lage des Landes in Beziehung auf die Eingebornen sei mehr gefährdet, als sie vor der Annexion gewesen, die Gerichtshöfe wären geschlossen, die Geschwornengerichte willkürlich abgeschafft, die Gesetzgebung aufgehoben oder aus dem Lande verlegt, keine berathende Versammlung wäre an ihre Stelle getreten, und bei einer Zusammenkunft in Pretoria, wo sie ihre aus Europa zurückgekehrten Beauftragten hören wollten, sei Artillerie gegen das Volk aufgefahren worden.

Der englische Reichscommissar, Sir Bartle Frère, der sodann nach Südafrika geschickt wurde, um nach der Ordnung zu sehen, und der alsbald die

Einleitungen zum Zulukriege traf, machte nicht eher Anstalten, um den gerechten Beschwerden der Boers abzuhelfen, als bis der Zulukrieg entbrannt und durch die strategische Ungeschicktheit des Lord Chelmsford eine höchst kritische Lage für die brittische Macht geschaffen war. Als die Colonie Natal einem Einfall der Zulus offen stand und die Boers laut erklärten, daß sie um ihre Unabhängigkeit betrogen wären, kam Bartle Frère nach Pretoria, wo eine bewaffnete Versammlung der Boers stattfand, um sie zu beschwichtigen. Es war Gefahr für ihn, daß er als eine Art Geißel gefangen genommen würde; so wenigstens wurde brittischerseits damals vorgegeben. Und mit römischer List half er sich aus der verfänglichen Lage, indem er den Schein annahm, als wäre er von der Gerechtigkeit ihrer Forderung tief überzeugt. Er mußte allerdings überzeugt sein, daß nicht bloß eine rührige und lärmende Minorität auf der Herstellung der Selbständigkeit des Transvaal bestand, wie er auf seiner Hinreise sich eingebildet hatte, und wie noch immer seitdem von der annexionslustigen Partei in Südafrika und England behauptet wird. Die bewaffnete Volksversammlung der Boers bei Pretoria beschloß, eine Petition um Zurückgabe ihrer Unabhängigkeit an die Königin zu senden, und Bartle Frère sandte diese Petition als Einlage einer Depesche von ihm selbst ab, welche er den fünf Sprechern der Boers zeigte. In dieser Depesche bezeichnete er die Verfasser der Petition als hochangesehene Männer und geachtete Führer, die vom Anbeginne der Republik an einen hervorragenden Antheil an der Regierung ihres Landes genommen hätten, und empfahl die Petition der besonderen Beachtung des Colonial-Secretärs: I think, I may say that their representations are worthy of your earnest consideration. Die Boers glaubten in ihrem einfältigen Vertrauen, daß der Herr Reichscommissar auf ihrer Seite sei, und gingen in dem Glauben auseinander, daß sie ihre Selbständigkeit wieder erhalten würden. Dies war im April. Im September, nachdem Cetewayo gefangen und Zululand getheilt war, kam die Antwort auf die Petition in der Erklärung, womit Sir Garnet Wolseley an der Spitze der siegreichen Armee die Willkommsadresse erwiederte: „daß die Incorporation des Transvaal in das brittische Gebiet unwiderruflich sei“. Dieselbe Entscheidung, ausdrücklich mit der höhnenden Bemerkung, daß es die Antwort der Königin auf ihre Petition sei, wurde den Boers durch eine nachträgliche Proclamation kund gethan, und zugleich wurde ein executiver Rath oder Ministerium zur Regierung des Landes eingesetzt. Den grollenden Boers wurde bei Gelegenheit eines Gastmahls in Pretoria, nachdem ihnen die Schneidigkeit der brittischen Waffen durch die schnelle Besiegung Sekokuni's gezeigt war, unverhohlen gesagt, daß sie der Selbstregierung nicht würdig seien, und daß daher das Transvaal als Colonie der Krone von Downing Street aus regiert werden würde. Darauf fehlte es von

Seiten des militärischen Statthalters Sir Garnet nicht an Versuchen, die einfachen, um ihre Selbständigkeit und Selbstverwaltung beschwindelten Männer zum bewaffneten Widerstande zu reizen. Executionen, von den brittischen Gerichten verhängt, die von den Boers nicht als zu Recht bestehend anerkannt wurden, wurden mit Strenge ausgeführt, brittische Artillerie und Dragoner wurden in verschiedene Gegenden und Ortschaften entsandt. Ein Theil der Boers war entschlossen, loszuschlagen, wurde aber durch die Bitten und Vorstellungen der Führer davon zurückgehalten; auch fehlte ihnen zu einem längeren activen Widerstande das nöthige Pulver. So entschlossen sie sich, in dem bisherigen passiven Widerstande fortzufahren, in der Hoffnung, daß entweder die Gerechtigkeit ihrer Sache am Ende in England siegreich durchdringen oder daß den Britten die dauernde Aufrechthaltung der militärischen Besetzung ihres Landes zu kostspielig werden würde. Hat doch Gladstone auf seiner berühmt gewordenen Agitationsreise im vorigen Herbst offen erklärt, den Boers sei Unrecht geschehen, und ihre Selbständigkeit müsse ihnen wiedergegeben werden.

Indem nun der brittische Proconsul fortfuhr, zu bramarbasiren, und die brittische Armee sich in einer keineswegs beneidenswerthen Lage befand — wobei auch der Umstand eine wichtige Rolle spielt, daß sie für den Unterhalt ihrer Pferde auf die Gutwilligkeit der Boers angewiesen sind, da diese über das den Pferden im Transvaal allein dienliche Futter verfügen — haben die Boers fortgefahren, die eingesetzte Gewaltregierung als nicht vorhanden und ihren alten Volksrath, ihren Landesthing, als fortwährend zu Recht bestehend zu betrachten und sich mittelst desselben zu regieren und zu resolviren. Die vierteljährlich stattfindenden großen Versammlungen, wo das ganze Volk gemeinschaftlich das heilige Abendmahl genießt, werden von ihm auch zur Erledigung solcher Geschäfte, welche die ganze Volksgemeinde angehen, benutzt. Eine solche Versammlung wurde unter den Augen des brittischen Heeres am 10. December vorigen Jahres von mehr als 6000 bewaffneten Männern abgehalten, die einstimmig unter Führung des von ihnen zum Präsidenten gewählten Vicepräsident Paul Krüger eine Unabhängigkeits-Erklärung votirten und durch den Secretär des Volksraths an den brittischen General übersandten. Der Wortlaut dieser Erklärung ist folgender:

"Da es sich gezeigt hat, daß Ihrer Majestät Hohe Commissäre gegen Recht und Gerechkeit taub sind, und da es klar ist, daß wir unsere uns arglistig geraubte Unabhängigkeit durch Bitten und Flehen nie wieder erhalten werden, so fordern wir ernstlich und entschlossen,

1) Daß der Vicepräsident (Krüger) als Staatspräsident hervortreten und seine Stelle als solcher einnehmen soll.

2) Daß der Präsident sofort den Volksrath gemäß dem Landes-Grundgesetz (Grondwet) berufen soll.

3) Wir erklären hiermit, daß wir uns niemals der brittischen Regierung unterwerfen werden, und protestiren nachdrücklich gegen alle Proclamationen derselben.

4) Wir verlangen einzig und allein unsere Unabhängigkeit und erklären feierlich, daß wir bereit sind, für sie unser Leben und Blut hinzugeben.

5) Wir verlangen, daß unsere Regierung so bald als möglich wieder eingesetzt werde, gemäß dem Grundrecht der südafrikanischen Republik; es ist daher unser ernstlicher Wunsch, daß unser National-Comité (das Bureau der Volksversammlung) so bald als möglich die nöthigen Schritte thue für die Wiedererlangung unserer Selbständigkeit.

6) Sollte jedoch das Comité ein besseres Verfahren kennen, so ist es unser Wunsch, daß das Comité dieses Verfahren sogleich dem Volke vor Augen legt.

Das Comité nun scheint ein besseres Verfahren gefunden und angerathen zu haben; denn zu der obigen Erklärung wurde noch die andere hinzugefügt, daß das Volk der südafrikanischen Republik geneigt sei, mit den brittischen Colonien von Südafrika in Conföderation zu treten; daß es ferner willens sei, in Betreff der Rechte der Eingebornen sich mit der brittischen Regierung zu vernehmen; daß es die von der letzteren für die südafrikanische Republik gemachten Auslagen zurückzahlen wolle, und daß es diejenigen Bewohner des Transvaal, welche sich auf brittische Seite geschlagen und gegen die Selbständigkeit des Landes conspirirt und agitirt hätten, in allen ihren Rechten ungekränkt lassen wolle. Eine Ausnahme hiervon sollen nur diejenigen bilden, die als Bankiers sich den Eigenthumsrechten der Boers feindlich und schädlich erwiesen haben.*)

Die Versammlung schloß damit, daß sie die Zusammenkunft des Volksraths auf den 12. April anberaumte. Unverbürgt ist die Nachricht, daß die Versammlung diesen Vorschlag, der die Weiterführung ihrer Angelegenheit bis zum 12. April verschob, unwillig aufgenommen und erklärt habe, nicht eher auseinander gehen zu wollen, als bis eine entschiedenere Handlungsweise beschlossen wäre. In der Capcolonie war man auf die Nachricht gefaßt, daß es zum Kampfe gekommen wäre, und Sir G. Wolseley hatte an Sir Bartle Frère zu telegraphiren, daß Alles in Ruhe und ohne Störung der Ordnung verlaufen sei. Hinzuzufügen ist nur noch, daß zum Sitze der nationalen Regierung, da Pretoria von den Britten besetzt ist, die frühere Hauptstadt Potschefstrom erklärt worden ist. Pretoria, welches unter der Präsidentschaft des jüngeren Pretorius Hauptstadt wurde und in nächster Verbindung mit der brittischen Colonie Natal gelegen ist, hat seit der Annectirung des Transvaal mehr und mehr einen englischen Charakter bekommen, und in einer unter den Auspicien von Sir Garnet im November abgehaltenen Versammlung haben etwa 500 Einwohner von Pretoria nicht nur ihre Anhänglichkeit an die brittische Regierung erklärt, sondern eine Resolution gefaßt, daß, im Falle daß die Regierung des Landes den

*) Die hiermit angedeutete Thätigkeit semitischer Wucherer erinnert stark an Rumänien.

Boers zurückgegeben würde, sie sich eine eigene Regierung geben und dieselbe mit Waffengewalt aufrechthalten würden.

Die große Volksversammlung vom 10. December hatte stattgefunden, obgleich Sir Garnet unmittelbar vorher durch eine Proclamation jede aufrührerische Versammlung verboten hatte, aufrührerisch (seditious) in dem Sinne, daß sie sich der brittischen Regierung widersetzte. Sie war in Ruhe und Ordnung verlaufen und auseinandergegangen, ohne dem brittischen Bevollmächtigten den erwarteten Anlaß zu geben, mit den Waffen einzuschreiten. Er hätte sie seiner Proclamation gemäß verhindern oder auseinander treiben müssen. Statt dessen begnügte er sich damit, die Ueberbringer der Beschlüsse der Versammlung, Pretorius und den Secretär des Volksraths, Bok, des Hochverraths zu bezichtigen und gefangen zu setzen. Bok wurde gegen Caution auf freien Fuß gesetzt, Pretorius erhielt eine gleiche Vergünstigung nicht bewilligt. Man erklärte sich diese Härte durch früher ausgesprochene Verdächtigungen, wonach die Boers mit dem Zulukönige wegen gemeinsamer Action gegen die Britten in Unterhandlung getreten wären, eine Unterhandlung, die zu nichts führte, weil Cetewayo bis zu Ende entschlossen blieb, nicht aggressiv gegen die brittische Macht vorzugehen.

Eine andere Maßregel des brittischen Oberbefehlshabers, durch welche er zugleich den Wünschen der englischen Bevölkerung von Pretoria entgegenkam und den Boers die Zufuhr von Kriegsmaterial abschnitt, war das Abkommen, welches er in Betreff einer von der portugiesischen Colonie in Delagoa-Bay nach dem Transvaal zu erbauenden Eisenbahn schloß, und durch welches die Aufsicht über diese den Boers allein übriggebliebene Straße an das Meer den Britten übergeben wurde. Eine kleine Trübung des anscheinenden Triumphs, den die Politik der Gewalt in Transvaal feierte, und den sie durch viel Trommeln und Marschiren und ähnliche militärische Machtentfaltungen nachhaltig zu beweisen suchte, so daß alle Augenblicke wieder die Furcht vor einem bewaffneten Zusammenstoß entstand, brachte der fast gleichzeitig mit der großen Volksversammlung der Boers von dem gesetzgebenden Rath der Colonie Natal gefaßte Beschluß wegen Herstellung einer verantwortlichen Regierung, die nach der ursprünglichen Verfassung in Natal bestanden hatte, vor wenigen Jahren aber durch die schlauen Manöver des Sir Garnet praktisch beseitigt war, sodaß Natal jetzt eine Executive hat, die thatsächlich dem Auswärtigen Amte in London und nur scheinbar dem gesetzgebenden Rath der Colonie verantwortlich ist.

Während nun ein Theil der Boers sich anschickte, das Land zu verlassen und weiter nach Norden zu ziehen (trekken), um der verhaßten brittischen Herrschaft zu entgehen, während einige ihrer Führer, Krüger und Joubert, der Schwager von Pretorius, verschwanden, weil sie sich nach der Gefangennahme von Bok und Pretorius nicht sicher glaubten, gelang es Sir Garnet Wolseley,

den executiven Rath durch einige Abtrünnige von der vaterländischen Sache zu vervollständigen, durch Jan Joubert von Potschefstrom, Holtz Tusen von Middelburg und Marais von Pretoria; von den übrigen sechs für diese Behörde ernannten hatten nur drei die Ernennung angenommen, White, Horsman und Esterhuisen. Sir Garnet bot auch dem gefangen gehaltenen Pretorius einen Sitz in der Executive an, den dieser aber sofort ausschlug. Da nun aber die Legislative von Natal fortfuhr, mißfällige Beschlüsse zu fassen, da sie auf Verantwortlichkeit des Ministeriums (der Executive) bestand, die Mittel zur Unterhaltung einer ständigen brittischen Botschaft in Zululand verweigerte, die Vereinigung von Zululand mit Natal forderte und die Einführung einer Vermögenssteuer in Natal beschloß, so übertrug Sir Garnet das militärische Commando in Transvaal an General Clifford, um als Reichscommissär auch die Colonie Natal in Aufsicht nehmen zu können. Dieser war beiläufig von der Regierung auch der Vorschlag gemacht, in ihr eine Station für solche politische Verbrecher zu errichten, deren Sicherung die brittische Reichsregierung im Interesse des Friedens für dienlich halten wird; mit anderen Worten: Natal soll diejenigen Boers gefangen halten, die man zur Sicherung der brittischen Herrschaft in Transvaal aufzuheben gedenkt. Die telegraphischen Nachrichten vom Cap lassen es ungewiß, ob es Sir Garnet noch gelungen ist, oder ob sein Nachfolger Clifford so viel über den gefangenen Pretorius vermocht hat, daß dieser auf brittischen Pferden und unter brittischer Geleitsmannschaft mit geheimen und confidentiellen Aufträgen eine Rundreise bei seinen Landsleuten gemacht hat; gewiß ist, daß die Mission ihren Zweck verfehlt hat, daß die Boers entschlossen sind, bei ihrem passiven Widerstande zu beharren, daß sie jeden Verkehr mit den brittisch Gesinnten und mit den brittischen Militär- und Civilbeamten vermeiden, daß sie ihre Vorräthe, ohne welche jene eine schwere Existenz haben, zurückhalten, daß sie in ihrem wohlbedachten Widerstande durch die täglich wachsende Sympathie ihrer Landsleute und der einsichtigen Einwohner der Capcolonie, der Orange-Republik und selbst der Natalcolonie bestärkt werden und geduldig den 12. April, wo ihrem Beschlusse vom 10. December 1879 gemäß ihr Volksrath zusammentreten soll, erharren. Sir Garnet ist nach Pietermaritzburg abgereist und hat seine Effecten in Pretoria verkaufen lassen. Pretorius ist nach Potschefstrom ins Gefängniß zurückgekehrt; das in Aussicht stehende Gericht wegen Hochverraths erregt gar kein Interesse; wenn es schrecken oder zu gewaltthätigem Vorgehen reizen sollte — die Nachricht war verbreitet, daß die Boers ihren Führer befreien wollten, um weitere Gewaltmaßregeln zu entschuldigen —, so hat es seinen Zweck völlig verfehlt. Was Pretorius auf seiner Rundreise seinen Landsleuten vorgeschlagen oder gerathen hat, ist nicht bekannt geworden, und man kann daher nicht sagen, ob diese

Mission ihn bei den Seinigen discreditirt hat. Der von Sir Garnet Wolseley zum Staatsanwalt für Transvaal ernannte Maasdorp hat seine Stelle niedergelegt, und ein Nachfolger für ihn mußte aus Natal verschrieben werden. Die Bedächtigeren selbst unter dem bisherigen brittischen Anhang fangen an, an der brittischen Politik irre zu werden, die den Anschein gewährt, als wäre sie selbst ins Schwanken gerathen. Es ist wohl möglich, daß Downing Street, wie es in Betreff Afghanistans andere Saiten aufzieht und eine Politik der Versöhnung und des Vertrages nach derjenigen der Rache und brutalen Gewalt zu üben verspricht, auch in Transvaal auf Erwerbung von Vertrauen statt Gehorsams hinarbeitet, möglich, daß Sir Garnet und Sir Bartle desavouirt werden sollen, wie Sir Theophil Shepstone bereits in Ungnade gefallen ist, und daß Sir Garnet am andern Ende des Telegraphencabels in Maritzburg ganz andere Weisungen empfangen hat, als er unmittelbar nach der Erledigung des Zulukrieges und nach der Gefangennahme Sekokuni's empfing, möglich, daß auch die in der holländisch-englischen Cap-Colonie zunehmende Sympathie für die Rechte der Boers das Colonial-Amt in London wegen der Gewaltmaßregeln seiner Commissäre bedenklich macht, und daß es die von Sir Bartle gegen eine — für die Selbständigkeit des Transvaal sich bei ihm (schon im Herbst 1879) verwendende — Deputation des Cap-Parlaments geäußerte Hoffnung, die Boers mit Polizei und Soldaten zur Raison zu bringen, nicht mehr theilt. Die Anerbietungen der Boers, die sie am 10. December machten, daß sie bereit seien, über ihren Beitritt zur geplanten südafrikanischen Conföderation zu unterhandeln, den Rechtszustand der Eingebornen in Transvaal gesetzlich zu ordnen und die Diatriben der brittischen Reichspartei in ihrem Lande nicht zu bestrafen oder zu rächen, können möglicherweise auf das brittische Ministerium in London einen ähnlichen Eindruck gemacht haben, wie sie auf die ganze rechtlich und vernünftig denkende Welt zu machen nicht verfehlt haben. Zwar hat nach den letzten Nachrichten aus Capstadt der Colonialsecretär, der einflußreichste Beamte des Ministeriums der Capcolonie und die rechte Hand des Sir Bartle Frère, gelegentlich eines Besuches in East London verlauten lassen, daß dem am 7. Mai zu eröffnenden Parlamente der Capcolonie bestimmte Vorschläge in Betreff einer südafrikanischen Conföderation zugehen und daß Delegirte aus allen Colonien, Capcolonie, Natal, West-Grikaland und Transvaal, zu gemeinschaftlicher Berathung der zu machenden Propositionen berufen werden würden. Es wird jedenfalls abzuwarten sein, welche Maßregeln die Gewaltregierung in Transvaal mit Bezug auf den am 12. April sich versammelnden Volksrath treffen wird, und ob sie selbst aus ihrer Mitte Delegirte zur Berathung der Propositionen über die südafrikanische Conföderation nach Capstadt entsenden, mithin das Possenspiel der Annexion von Transvaal consequent fortsetzen, oder ob sie

den in Potschefstrom versammelten Volksrath zur Theilnahme an der Delegation einladen oder demselben die Delegation allein zu beschaffen überlassen, mithin auf den Weg des Rechts und des Vertrags zurücklenken will. Ebenso ist es fraglich, welche Delegation aus Transvaal die aus Delegirten der übrigen südafrikanischen Länder zusammentretende Conferenz als legitime Delegirte des Transvaal anerkennen wird, ob die der Gewaltregierung oder die des heimischen und zu Recht bestehenden Volksraths. Das Auswärtige Amt in London, das sich mit seiner pharaonisch-josephischen Politik hier wie in Afghanistan in die Nesseln gesetzt hat, wird sich bald zu entscheiden haben, ob es in diesen Nesseln sitzen bleiben und Gewalt vor Recht behaupten will, oder anerkennen, daß Recht doch Recht bleiben muß.

Gustav Adolf und der Brand von Magdeburg.

Wahrheit und Dichtung gehen bei der Ueberlieferung vergangener Zeiten in der Regel Hand in Hand. Sie mischen sich um so leichter, wenn der, welcher die geschichtlichen Thatsachen überliefert, selbst eine dichterische Ader hat. Die Kunst, die dem schönen Gleichmaß und der harmonischen Vollendung zustrebt, kann sich nicht befreunden mit all den vielgestaltigen und kleinlichen Vorgängen der wechselvollen Wirklichkeit; sie verschweigt daher, was den gleichmäßigen Gang der Entwicklung hemmt oder störend dazwischentritt, ja sie verändert wohl auch die Thatsachen der Geschichte, um einen den Gesetzen der ästhetischen und moralischen Schönheit entsprechenden Abschluß zu gewinnen. Dies zeigen vor allem die Werke dramatischer oder epischer Kunst, welche die Aufgabe haben, den gegenseitigen Kampf zwischen menschlicher Größe und menschlicher Ohnmacht zu schildern, in diesem Ringen aber auch zugleich das Walten einer vergeltenden Gerechtigkeit, einer sittlichen Weltordnung nachzuweisen. Aber selbst Schriften, welche der Erforschung der geschichtlichen Wahrheit gewidmet sind, werden mehr oder weniger dieselbe Mischung von Dichtung und Wahrheit darstellen, wenn sie aus der Hand eines Dichters hervorgegangen sind, mag derselbe auch bestrebt gewesen sein, nur die geschichtliche Wahrheit zu ergründen und vorzuführen.

Der Dichter geht bei seinen Schöpfungen aus von allgemeinen ästhetischen Grundsätzen, unwillkürlich mißt er die Ereignisse mit dem Maße seines geläuterten Geschmacks und seines sittlichen Urtheils, und so entsteht unter den Händen seiner dramatischen Gestaltungskraft ein Gemälde, das eben Wahrheit und Dichtung

in sich vereinigt. Die Helden der Geschichte scheinen weniger unter dem Eindrucke der jeweiligen Verhältnisse zu handeln als unter dem Einflusse der Macht des Geschickes; und dieses Geschick führt der Dichter entweder auf höhere Gewalten zurück, die von außen an den Helden herantreten, oder er verlegt seine Schicksalssterne in die Brust desselben und sieht in allen seinen Thaten nichts als Offenbarungen seines Charakters, wie sich derselbe unter der Situation, in welche er durch den Lauf der Geschichte gestellt ist, zu einer eigenthümlichen, um nicht zu sagen typischen Ausprägung entwickelt hat.

Ein solches Geschichtsbild, in welchem geschichtliche Wahrheit und ästhetische Dichtung mit einander verschmolzen sind, ist auch Schillers Geschichte des 30jährigen Kriegs. Ebenso wie im Drama vertreten hier die einzelnen Helden verschiedene Seiten des Charakters, und ihre Handlungen stellen sich dar als das Spiegelbild ihres inneren Menschen, wie ihn der Dichter sich in seiner Phantasie gedacht hatte. Ueberall zeigt sich auch echt dramatische Steigerung, ein poetischer Pragmatismus, der über den der Geschichte weit hinausgeht: Schiller sieht in dem Gange der geschichtlichen Ereignisse den Zusammenhang nicht bloß von Grund und Folge, sondern auch den unmittelbaren Causalnexus von Schuld und Vergeltung. Von dem dunkeln Hintergrunde des Charakters und der Gräuelthaten Tillys hebt sich um so strahlender das Lichtbild des großen Königs ab; aber bei der Vertheilung von Licht und Schatten hat der Dichter retouchirend nachgeholfen, und es fehlt wenig, daß beide Kriegshelden nicht mehr als charakteristische Persönlichkeiten, sondern als Typen von Charakteren erscheinen. Die Niederlage Tillys bei Breitenfeld erscheint als die unmittelbare Vergeltung für die grausame Zerstörung Magdeburgs, und neben dieser, von sittlichen Postulaten ausgehenden Auffassung treten die Ereignisse der Zwischenzeit — das unermüdliche Ringen Gustav Adolfs mit tausenden von Hindernissen und die Fehler auf gegnerischer Seite — fast in den Hintergrund. Ja der Dichter verschmäht zur Vervollständigung seines dramatischen Gemäldes auch nicht die Welt der Vorahnungen und Vorbedeutungen, welche Goethe in seinem bekannten Briefe an Schiller über die dramatische Kunst als den Ersatz bezeichnet, den die moderne Dichtung an Stelle des unmittelbaren Eingreifens der Gottheit im antiken Drama und Epos zur Belebung des dramatischen Effectes verwenden müsse. Dies zeigt die Scene im Hause des Todtengräbers in der Hallischen Vorstadt Leipzigs, wo Tilly inmitten von Todtengebeinen und unter düsteren Ahnungen den Plan zur Schlacht bei Breitenfeld entwirft.

Aber diese Gestaltung hatte die Geschichte des 30jährigen Krieges unter den Händen Schillers angenommen, ohne daß sich dieser überhaupt bewußt war, daß er die geschichtliche Wahrheit nicht nur in vielen Einzelheiten, sondern auch in der gesammten Auffassung der Ereignisse und in der Beurtheilung der

leitenden Persönlichkeiten wesentlich modificirt habe. Schiller war kein leichtfertiger Publicist, der mit den Ereignissen etwa so umging, wie irgend jemand es dem Plutarch nachsagt, daß er nämlich ohne Bedenken Cäsar von den Galliern hätte besiegen lassen, wenn es ihm zur Abrundung irgend einer Periode passend erschienen wäre; er war auch kein tendenziöser Geschichtschreiber wie Onno Klopp, der von seinem — durch hannöverischen Particularismus erzeugten und genährten — Preußenhasse aus nicht bloß Preußens Geschichte verunglimpft hat, sondern auch dem deutschen Protestantismus, als der idealen Macht und dem geistigen Hintergrunde der Bedeutung Preußens, die Schuld an allem Unglück in der deutschen Geschichte beimißt, ihn also auch für alle Gräuel des 30jährigen Krieges verantwortlich macht und das Verhältniß zwischen Gustav Adolf und Tilly geradezu auf den Kopf stellt. Obgleich aber Schiller, wie gesagt, weder ein tendenziöser Geschichtschreiber noch ein leichtfertiger Scribent war, so hat er doch auf Jahrzehnte hin die geschichtliche Wahrheit getrübt und eine freie objective Auffassung der Geschichte des 30jährigen Kriegs erschwert. Und sein Einfluß in dieser Hinsicht mußte um so verhängnißvoller sein, als es ja der gefeierte Dichter Deutschlands war, welcher ein Stück deutscher Geschichte in edler und schöner Form und in gemeinverständlicher und fesselnder Darstellung dem großen gebildeten Publikum vorgeführt hatte.

Es war daher nicht bloß kleinliche Pedanterie, als die Geschichtsforschung gegen die Schillersche Geschichtschreibung Protest erhob und der historischen Wahrheit gegenüber der unbewußten Dichtung wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen trachtete. Wenn aber heutzutage, nachdem eine ganze Literatur nicht bloß über den 30jährigen Krieg im allgemeinen, sondern speciell auch über Schiller als den Geschichtschreiber dieses Krieges vor uns liegt, nachdem sich die verschiedensten Auffassungen des ganzen Verlaufs und des Antheils einzelner leitender Persönlichkeiten um die Herrschaft gestritten und in der Herrschaft gegenseitig abgelöst haben, wenn heutzutage das Urtheil sich auch wesentlich geändert hat, so ist doch Schiller keineswegs für alle diese Abweichungen in der Auffassung verantwortlich zu machen. Ein großer Theil der Dichtung, die in dem Geschichtswerke des Dichters mit der historischen Wahrheit vermischt erscheint, geht bereits auf eine ältere Dichtung zurück: auf die unbewußte Dichtung der öffentlichen Meinung, auf das Wuchern des Volksmythus, der um alle Gestalten der Vorzeit in vielfachen Verschlingungen seine bunten Ranken zieht. Auch ohne die Einwirkung subjectiver Darstellung verfallen geschichtliche Ereignisse dem stillen Wirken der Dichtung, indem sich der dichtende Volksgeist einen Weg bahnt zu dem Verständnisse großer historischer Begebenheiten, deren auf einen vielgestaltigen und geheimnißvollen Pragmatismus zurückgehende Veranlassungen sich dem Auge des einfachen Mannes vollständig entziehen. Zugleich verschmilzt

die öffentliche Meinung ihr sittliches Urtheil mit der Auffassung der Ereignisse, indem sie entsprechend ihrer Sympathie und Antipathie auch Licht und Schatten vertheilt, ihre Lieblinge erhöht, ihre Gegner aber herunterzieht und der Verachtung und dem Abscheu preisgiebt. Und dieses Wuchern der Mythenbildung ist nicht etwa erst das Resultat einer späteren Zeit, nein, es beginnt mit dem ersten Bekanntwerden des Ereignisses selber, und im Verhältniß zur Entfernung wächst auch das leichtmaschige Gewebe dieser aus den verschiedensten Stoffen gesponnenen Dichtung.

Gerade zur Zeit des 30jährigen Krieges stand diese Mythenbildung in reichster Blüthe. Die Literatur der Flugschriften aus dieser Zeit hat einen staunenswerthen Umfang; es giebt kein Ereigniß des großen Krieges von irgend welcher Bedeutung, über welches nicht eine ganze Reihe von Flugschriften in die Welt hinausgeschickt worden wäre. Seit der Zeit, da Luthers Thesen und seine nationalen Reformationsschriften in wenigen Monaten sich über ganz Deutschland verbreiteten, war dieser Weg der beliebteste und darum auch der sicherste, in irgend einer Hinsicht auf die öffentliche Meinung einzuwirken, sei es, daß es galt, für gewisse Anschauungen oder Tendenzen Propaganda zu machen, sei es, daß es im Interesse der leitenden Persönlichkeiten stand, das Urtheil über ein bestimmtes Ereigniß zu beeinflussen, die Schuld von sich abzuwälzen und die Verantwortlichkeit dafür der Gegenpartei in die Schuhe zu schieben. So mischte sich denn mit der naiven Auffassung solcher, welche die großen Haupt- und Staatsactionen einfach und unverfälscht einem größeren Publikum zu übermitteln trachteten, zugleich auch die tendenziöse Darstellung solcher, welche im eignen Interesse oder im Auftrage andrer oder endlich zu Gunsten einer ganzen Parteirichtung auf die Beurtheilung einzelner Ereignisse einzuwirken suchten.

Man staunt über die Fülle von Stoff dieser Gattung, welchen die Hand des Forschers theils aus den Bibliotheken, theils aus den Archiven der verschiedenen Staaten hervorgezogen hat. Erst der neueren oder vielmehr erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, in dieses Gewirr Licht und Ordnung zu bringen, indem man sich nicht damit begnügte, die einzelnen Berichte und Darstellungen einfach wiederzugeben oder nur mit einander zu vergleichen und dann zusammenzustellen, sondern indem man historische Kritik anwandte und jeder solchen Aeußerung einer privaten oder öffentlichen Meinung bis auf den Grund zu schauen und die Tendenz zu ergründen suchte, welche der Verfasser hatte, als er in dieser oder jener Weise, zu Gunsten seiner Partei oder zum Schaden seiner Gegner, irgend ein Ereigniß des wechselvollen Krieges besprach. Auch das neueste Werk über die Zerstörung Magdeburgs von Prof. Karl Wittich in Jena zeigt uns, wie verschieden die Ansichten waren, welche unmittelbar nach dieser

großen Katastrophe in Deutschland verbreitet wurden und waren, wie verschiedene Motive obwalteten, um bald dem, bald jenem die Schuld beizumessen, um das Ereigniß bald als einen Triumph des Katholicismus, bald als sein Verhängniß darzustellen.

Zu Schillers Zeit stand man im wesentlichen noch auf dem vorhin gekennzeichneten naiven Standpunkte. Es galt vor allem, die verschiedenen Quellen zu einem farbenreichen Bilde zu vereinigen, ohne daß man zuvor jede derselben einer objectiven, streng historischen Kritik unterwarf. Dazu kam, daß die Auffassung, wie sie zur Zeit des 30jährigen Krieges selbst in Deutschland herrschte, durch die Auffassung von Seiten der Volksmeinung späterer Geschlechter eine immer bestimmtere Gestalt angenommen hatte, indem sich allerdings zugleich immer mehr Mythus, also Dichtung, mit der historischen Wahrheit verschmolz. Bei der Auffassung der Persönlichkeit Gustav Adolfs hatte dazu vor allem auch sein tragisches Geschick beigetragen. Es giebt in der That kaum einen Helden der neueren Zeit, der sich so zur mythischen Person eignete wie gerade Gustav Adolf. Das ritterliche Wesen seiner Persönlichkeit, die edle und zugleich herzgewinnende Art seines Charakters und seines ganzen Auftretens, die fromme Glaubenszuversicht, welche ihn neben weittragenden politischen Plänen vom hohen Norden her nach Deutschland trieb, sein rascher Siegeslauf durch alle Gauen unseres Vaterlandes, sein Feldherrntalent und sein Schlachtenglück und endlich sein tragischer Tod auf dem Felde der Ehren, der ihn — wie Alexander den Großen — im 38. Jahre seines Lebens mitten aus der Bahn seiner Erfolge hinwegraffte —, das Alles machte ihn zu einer Persönlichkeit, bei deren Betrachtung Staunen und Bewunderung, helljauchzende Freude und tiefer Schmerz wechselten, zu einer Persönlichkeit, die zumal im protestantischen Deutschland alle Sympathien auch der folgenden Geschlechter sich im Sturme eroberte. Entsprechend der Aufschrift auf dem Denkmale bei Breitenfeld:

Gustav Adolph, Christ und Held,
Rettete bei Breitenfeld
Glaubensfreiheit für die Welt,

stand Gustav Adolf als christlicher Held und Glaubenshort vor dem geistigen Auge auch der folgenden Generationen, und seine Erinnerung war tief in die Herzen der protestantischen Hälfte des deutschen Volkes eingegraben. Droysen, der Biograph Gustav Adolfs, hat nicht Unrecht, wenn er — obgleich nicht ohne Uebertreibung — sagt: „Als der Heros des Protestantismus lebt Gustav Adolf in der Erinnerung der protestantischen Welt, als der fromme Held im Dienste des Glaubens. Wie man den Apostel Paulus abgebildet sieht mit der offenen Bibel in der Linken und dem nackten Schwert in der Rechten: so steht der Nordländer vor dem Blick der bewundernden Nachwelt.“

Aber bei dieser vorwiegenden Betonung des religiösen Moments, dem Gustav Adolf dient, und das ja auch in seiner Gottesfurcht einen Ausdruck findet, hatte man ganz und gar vergessen, der politischen Seite seiner großen und kühnen Unternehmung zu gedenken. Man hatte verlernt, in Gustav Adolf neben dem frommen, christlichen Fürsten, welcher der Glaubensnoth seiner Glaubensgenossen zu helfen in reiner, uneigennütziger Absicht nach Deutschland zog, den weitsichtigen Politiker zu sehen, der auch den Vortheil seines Hauses und die Vergrößerung seines Reiches nicht aus dem Auge ließ.

Im Geiste jener einseitigen Auffassung Gustav Adolfs hat im wesentlichen auch Schiller noch die Geschichte seines Kriegszugs nach Deutschland dargestellt. Erst im Verlaufe seines Siegeslaufs durch Deutschland läßt Schiller im Herzen seines Helden die kühnen Gedanken aufsteigen, deren Verwirklichung ihn nicht bloß zum deutschen Reichsfürsten mit prädominirender Gewalt, sondern sogar zum deutschen Kaiser gemacht haben würde, und so verändert sich auch das Urtheil Schillers im Laufe seiner geschichtlichen Darstellung, so daß er den Tod des Glaubenshelden mit den Worten begleitet: „Es ist nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank; die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben.“ So zerlegt Schiller die religiöse und die politische Seite seines Wesens in zwei chronologisch von einander geschiedene Theile seiner Laufbahn: aus seiner nordischen Heimat nur durch die reinsten und edelsten Motive, seinen Glaubenseifer und seine Hilfsbereitschaft, nach Deutschland geführt, wird er erst allmählich, unter dem Eindrucke seiner großen Erfolge, auf die Bahn des politischen Streiters gezogen und verliert so mit der Uneigennützigkeit seiner Absichten auch die segensreiche Bedeutung für die Sache des deutschen Protestantismus und der deutschen Freiheit.

Aber dabei blieb man nicht stehen. Wenn Hegel in der Entwicklung unseres gesammten Geisteslebens wie unserer einzelnen Anschauungen den Weg der Thesis, Antithesis und Synthesis in immer wiederkehrendem Wechsellauf dargestellt findet, so könnte er heutzutage kein treffenderes Beispiel finden für den Wechsel historischer Auffassung als die verschiedenartige Beurtheilung, welche die Persönlichkeit Gustav Adolfs besonders in den letzten zehn Jahren erfahren hat. Der Thesis, d. i. der oben geschilderten Auffassung Gustav Adolfs als Glaubensmann und Glaubenshort, stellte vor nunmehr zehn Jahren der jüngere Droysen die volle Antithese entgegen, indem er in seiner Biographie Gustav Adolfs (1869 und 1870) die einseitig kirchliche Auffassung bekämpfte und den politischen Charakter von Gustav Adolfs Unternehmen in den Vordergrund stellte. Aber er hatte der reinen Thesis eben nur die reine Antithese entgegengestellt, deren

Wesen es ist, die entgegengesetzte Meinung ebenso schroff und extrem zur Geltung zu bringen. Seit Droysen ist es Mode geworden, die Aufrichtigkeit der religiösen Gesinnungen des großen Schwedenkönigs zu bezweifeln. Man sagt, die frommen Gebete und Aussprüche des Königs seien eine bloße Form gewesen, mit der er sich bei der Masse das Ansehen eines Heerführers in Israel habe geben wollen, während er doch ganz andere Pläne im Herzen getragen habe.

Schon lange vor Droysen hatte übrigens der später zum Katholicismus übergetretene Geschichtschreiber Gfrörer (in seiner 1857 erschienenen Biographie Gustav Adolfs) von einer zweifachen Absicht des Schwedenkönigs gesprochen, entweder Deutschland zu erobern, oder bloß die protestantische Kirche zu retten; „er habe jedoch, obwohl das Erstere von Anfang an seine eigentliche Absicht gewesen sei, die moralische Basis, auf der er als Verfechter der protestantischen Kirche stand, erst dann verlassen, als er hinreichende Eroberungen gemacht und seine Anhänger mit solideren Dingen, als theologischen Redensarten an sich fesseln konnte". Eine solche Gesinnung können wir indeß Gustav Adolf nach allem, was wir von ihm wissen, nicht zutrauen. Von dieser skeptischen, um nicht zu sagen frivolen Auffassung der edlen Persönlichkeit gilt der kernige Ausspruch eines neueren protestantischen Kirchenhistorikers: „Wer über den Glauben an die Macht religiöser Ueberzeugungen von vornherein die Achsel zuckt, der wird überall Heuchelei sehen, wo Andere zwar keine fleckenlose Heiligkeit, wohl aber trotz einzelner sittlicher Mängel aufrichtige Frömmigkeit erblicken."

Gegenwärtig ist der Antithesis bereits die Synthesis gefolgt, indem eine Reihe namhafter Historiker auf Grund neuen, actenmäßigen Materials die Haltlosigkeit dieser rein politischen, jedes religiöse Moment leugnenden Auffassung im Einzelnen und Ganzen nachgewiesen haben. In erster Linie ist hier zu nennen das bereits oben kurz erwähnte Werk des Jenenser Historikers Karl Wittich: Magdeburg, Gustav Adolph und Tilly (1879), durch welches Droysens Ansichten zumeist widerlegt worden sind. Es darf jetzt als ausgemacht gelten, daß das treibende Motiv, das Gustav Adolf nach Deutschland führte, seine Begeisterung für den reinen Glauben seiner evangelischen Kirche war, und daß er politische Tendenzen nur insoweit verfolgte, als er mit dem klaren Blicke des Politikers erkannte, daß nur durch den Sturz der katholischen Macht in Deutschland der protestantischen Kirche zu ihrem Rechte verholfen werden konnte.

Wie schon der Titel von Wittichs Buch andeutet, concentrirt sich das Hauptinteresse seiner Untersuchungen um die Magdeburger Katastrophe. In der That war gerade sie der geeignetste Punkt, den Hebel einzusetzen, um einer neuen, richtigeren Auffassung der Person Gustav Adolfs und der Ereignisse, in deren Gang er selbständig eingegriffen hat, den Weg zu bahnen. Denn es giebt kein

Ereigniß aus der schwedischen Periode des 30jährigen Krieges, an welchem wir den Entwicklungsgang der verschiedenartigen, einander sich ablösenden Auffassungen klarer erkennen könnten, als die grausame Plünderung und Zerstörung Magdeburgs.

Die ältere Meinung, die namentlich durch Schiller Verbreitung fand, bezeichnete Tilly als den Zerstörer Magdeburgs. An die Schilderung, welche Schiller von dem grausamen Verhalten Tillys entwirft, lehnt sich die Auffassung Tillys als eines rohen und grausamen Kriegers an, welche seit alter Zeit für diesen Feldherrn typisch geworden war und auch heute noch, wie früher, in der Meinung des Volkes die herrschende ist. Besonders empören jeden Leser des Schillerschen Geschichtswerks die Worte, die Tilly seinen Offizieren zugerufen haben soll, als sie ihn erinnerten, er möge dem Blutbad Einhalt thun: „Kommt in einer Stunde wieder; ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ Freilich ist, wenn auch dieser Bericht in seiner grellen Färbung sich als nicht historisch getreu erwiesen hat, doch andrerseits das Bemühen verschiedener Historiker, Tilly von aller Schuld und von jeder Grausamkeit freizusprechen, ein ebenso fruchtloses. Schon vor der Einnahme Magdeburgs lasteten himmelschreiende Gräuelthaten auf Tilly, so bei seinem Uebergange über die Weser 1625 und bei der Einnahme Mündens 1626.

Vor allem handelt es sich bei der historischen Betrachtung der Zerstörung Magdeburgs um die Frage, von wem der Befehl zur Einäscherung der Stadt gegeben worden ist. Zuerst hat Heising in einer 1846 erschienenen Monographie nachzuweisen versucht, daß Tilly von der Schuld, die Zerstörung der Stadt veranlaßt zu haben, freizusprechen sei. Dagegen erhebt er den Verdacht, als habe „Falkenberg absichtlich Magdeburg erobern lassen, um die Stadt während der Verwirrung zu verbrennen“. Andere haben ihm beigestimmt und haben — zunächst nur leise und nur bedingt — auch Gustav Adolf selbst für die Zerstörung der Stadt mit verantwortlich zu machen gesucht.

Aber man ist nicht auf halbem Wege stehen geblieben. Onno Klopp spricht bereits von einem teuflischen Plane Gustav Adolfs, durch die völlige Zerstörung der Stadt seine Interessen zu heben und zu fördern. Man trat offen mit der Behauptung auf, Gustav Adolf habe die Stadt durch seinen Abgesandten Falkenberg anzünden lassen, um an dem Beispiele dieser Stadt den protestantischen Fürsten zu zeigen, welches Schicksal auch ihren Ländern drohe, und um sie dadurch um so sicherer in seine Arme zu treiben.

Nun ist es als erwiesen anzusehen, daß Tilly nicht den directen Befehl zur Einäscherung der Stadt gegeben hat; wir wissen, daß er bei seinem feierlichen Einzuge in die Stadt erschüttert war durch den Anblick der Verwüstung; schon als Feldherr mußte er bedauern, einen Waffenplatz von solcher Be-

deutung in einen Schutthaufen verwandelt zu sehen. Dieses strategische Moment spricht auch gegen eine directe Urheberschaft des Brandes von Seiten Pappenheims, auf den andere Forscher die Schuld zu wälzen suchten. Aber es giebt noch andere Möglichkeiten, um die Einäscherung Magdeburgs zu erklären, und die neueste Geschichtsforschung ist nicht ohne Erfolg bemüht, diese Möglichkeiten auf Grund ausgebreiteter Forschungen als historische Thatsachen nachzuweisen.

Immer deutlicher stellt sich heraus, daß weder Tilly und Pappenheim den Befehl zur Einäscherung der Stadt gegeben haben, noch daß Gustav Adolf in Folge der Befehle, die er seinem Obersten Falkenberg gegeben hatte, die Verantwortung für die Zerstörung der schönen und blühenden Stadt, des Bollwerks des Protestantismus, zu tragen hat. Dies nachgewiesen zu haben, ist Wittichs Verdienst. Er schildert — meist auf Grund gleichzeitiger Berichte — das Treiben der verschiedenen Parteien innerhalb der Stadt, den Kampf der Rathspartei mit der demokratisch gesinnten Hefe des Volks, ferner die Bestrebungen der schwedisch gesinnten Prediger und das rastlose, aber meist vergebliche Bemühen des seine Soldatenehre über alles schätzenden Obersten Falkenberg. Das Gebot dieser seiner Soldatenehre habe schließlich Falkenberg dazu getrieben, die Stadt anzuzünden. Sofern diese Meinung beschränkt wird auf die Einäscherung des Rathhauses, so liegt dafür ein directer, unzweifelhaft historisch treuer Bericht als Zeugniß vor. In ihm heißt es: „Weil Falkenberg aber gesehen, daß Alles voller Verrätherei und solches mit Wissen des Rathes geschehen sein müsse, läßt er an verschiedenen Orten Feuer in das Rathhaus legen, so auch in Einem dergestalt überhandgenommenen, daß keiner davon gekommen, sondern alle Verräther verbrannt.“ Aber daneben ist die andere Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Magdeburger seine Schuld theilen. Es ist nach Wittichs Forschungen als erwiesen anzusehen, daß Tilly ein Einverständniß mit der Gegenpartei Falkenbergs in der Stadt unterhalten hat, welches ihm die Eroberung erleichterte. Nicht minder gut bezeugt ist, daß ein Theil der Bürger, der bis zuletzt treu an der schwedischen Sache festgehalten hatte, den heroischen Entschluß gefaßt hatte, „mit Frau und Kindern lieber zu sterben, denn in der Feinde Hände zu fallen“, worauf der gleichzeitige Bericht fortfährt: „Und als die Bürger gesehen, daß sie sich doch nicht würden retten können, haben sie selber die Stadt mehr als an zwölf Orten in Brand gesteckt, dadurch diese herrliche Stadt ganz eingeäschert worden.“ So ist es ganz undenkbar, nochmals die alte Meinung aufzufrischen, daß Gustav Adolf, oder auch daß Tilly den Brand der Stadt veranlaßt habe.

Dennoch sind die Forschungen über die Magdeburger Katastrophe noch nicht abgeschlossen. Ein anderer genauer Kenner der Zeit des 30jährigen Krieges, Professor Opel in Halle, hat — in seiner Recension des Wittichschen

Buches*) — auf eine andere Möglichkeit hingewiesen, für die nicht minder gewichtige Zeugnisse beigebracht werden können. Opel geht davon aus, daß die Berichte, die Wittich aufgefunden hat, und auf die er sich stützt, zunächst nur beweisen, daß bald nach der Eroberung Magdeburgs in Deutschland die Tradition umlief, Falkenberg oder die Magdeburger Bürger selbst hätten den Brand verursacht. Angesichts der verschiedenartigen Tendenzen, welche die Flugschriftenliteratur zur Zeit des 30jährigen Krieges, wie oben erwähnt, beherrschten, ist diese Einwendung nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, ja sie wird als vollständig begründet anzusehen sein, wenn es gelingt, weitere Documente beizubringen, welche einen noch unmittelbareren und noch unverfälschteren Ausdruck historischer Treue an sich tragen. Und ein solches Zeugniß ist in der That vorhanden; es findet sich in dem Psalmencommentar des Magdeburger Dompredigers Reinhard Bake oder, wie er nach der Sitte seiner Zeit sich nennt, Bakius und ist bisher noch unbeachtet geblieben.

(Schluß folgt.)

Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart.

5. Pilotys Schule: Lenbach. Defregger.

Als Lenbach nach Aufgabe seiner kurzen Lehrthätigkeit in Weimar wieder nach München zurückkehrte, machte er zunächst, bevor er sich neuer eigener Production zuwandte, selbst einen Lehrcursus durch. Hatte er sich schon früher mit dem Studium der classischen Meister nicht ohne Nutzen für seine eigenen Werke eingehend beschäftigt, so drang er jetzt auf praktischem Wege in die Geheimnisse ihrer Technik ein, indem ihm der Freiherr v. Schack den Auftrag ertheilte, nach Italien zu gehen und für seine Galerie, das Juwel unter den Privatsammlungen Deutschlands, eine Anzahl Copien classischer Meisterwerke anzufertigen. Der Auftrag kam seiner künstlerischen Individualität insofern entgegen, als er sich auf die Werke derjenigen Meister bezog, die in erster Linie Coloristen sind: auf Tizian, Giorgione, Rubens und Velasquez. Mit dem Studium dieser Künstler war er schon aufs innigste vertraut, und so konnte er die Galerie seines fein-

*) Vgl. die Notiz Opels im 11. Bande der von ihm im Namen des thüringisch-sächsischen Vereins herausgegebenen „Neuen Mittheilungen“.

sinnigen Mäcens mit einer Anzahl von Gemälden bereichern, welche im Zauber des Colorits getrost den Vergleich mit den Originalen aushalten können. In der Zeichnung bleibt er freilich hinter ihnen zurück. Ihm fehlt die Energie der Linienführung, die Sicherheit in der Zeichnung der Umrisse, die Rubens mit Tizian und dieser mit Giorgione gemein hat.

Diese Vernachlässigung der Zeichnung, die sich auf den Schack'schen Copien allerdings weniger fühlbar macht als auf seinen Porträts, wo sie bis ins Beleidigende und Verletzende ausartet, mag auf den Bildungsgang Lenbachs, auf seinen späten Eintritt in den künstlerischen Beruf zurückzuführen sein. Was anfangs aber vielleicht nur Unvollkommenheit und Unsicherheit des Könnens war, wurde später zur Absicht, zur bewußten Coquetterie und wuchs schließlich zur Marotte aus. Es ist bedauerlich, daß vielen von den ersten Künstlern unserer Zeit, die berufen wären, neben den Auserwählten aller Zeiten zu figuriren, jener Vorzug abgeht, der Raffael, Tizian, Veronese, Palma, Rubens, Rembrandt voll und ganz zu eigen war: nämlich volle geistige Gesundheit. Man mißverstehe diesen Ausdruck nicht. Er will keineswegs die Verstandeskräfte einiger Koryphäen unserer zeitgenössischen deutschen Malerei verdächtigen, sondern nur auf den krankhaften Zug hinweisen, der sich in den künstlerischen Individualitäten eines Makart, Böcklin, Feuerbach, Gabriel Max, Munkacsy, Lenbach und vieler anderer bemerkbar macht. Bei den einen beeinflußt er die Wahl der Stoffe, bei den andern die Technik.

Daß der Porträtmaler Lenbach, wie er heute vor uns steht, in einer unerhört leichtfertigen Weise alles Körperliche, Hände, Arme, Schultern, das Beiwerk und die costümliche Folie behandelt und den Hauptaccent seiner Wirkung allein auf den Kopf legt, ist auch ein derartiger Zug, ein Ausfluß krankhafter Reflexion, die schließlich zur fixen Idee oder, was sich hübscher anhört, zum „künstlerischen Programm" wird. Unsere gesammten Kunstverhältnisse tragen freilich auch einen Theil der Schuld, daß eine solche Mißachtung der Form überhaupt geduldet wird. Anfangs hielt man's für eine Flüchtigkeit, für das „Erbtheil des Genies", das man einem sonst hervorragenden Künstler wohl zu gute halten darf. Als diese Nachlässigkeit aber immer wieder zurückkehrte und immer ärger wurde, merkte man die Absicht, und man wurde verstimmt. Aber da war es zu spät! Da war Lenbach bereits der in Wien und München höchst gefeierte Meister des Porträts, und wer nicht bedingungslos in den lauten Jubel einstimmte, welcher den auf allen Ausstellungen preisgekrönten Meister umbrauste, der wurde entweder kleinlichen Neides bezichtigt, oder es wurde ihm gar ein Verstandesmanco nachgesagt. Wir sagten, daß unsere Kunstverhältnisse die Schuld an dieser bedauerlichen Erscheinung tragen, welche dem Bilde eines begabten und interessanten Künstlers einen häßlichen Flecken anheftet. Lenbach

hat niemals einen vollständigen Akademiecursus durchgemacht und, wenn er auch einen solchen absolvirt hätte, würde er vielleicht trotzdem ein Verächter der Zeichnung geworden sein. Denn an unsern deutschen Akademien steht die Form leider nicht in der hohen Achtung, die sie in Paris genießt, nicht minder an der Ecole des beaux arts, nicht minder im Atelier des schulgerechten Akademikers, als in dem des kühnsten Naturalisten. Rücksichtslosigkeiten, wie sie sich Lenbach zu Schulden kommen läßt, würden in Paris unter keinen Umständen tolerirt werden und sind auch bei der sorgfältigen künstlerischen Erziehung, an welcher Maler und Bildhauer, Kupferstecher und Zeichner in gleichem Maße participiren, undenkbar. Gerade in dieser gründlichen Durchschnittsbildung, welche auf den ersten Blick durch ihr massenhaftes Auftreten so imponirend, ja verblüffend wirkt, liegt die Hauptstärke der modernen französischen Kunst, die hinsichtlich ihres geistigen Gehalts der unsrigen unzweifelhaft nachsteht. Wie ein Titane, der sein Haupt bis zu den Wolken erhebt, der mit seinem Scheitel die Gestirne rührt, aber auf schwachen, verkrüppelten Füßen steht, — so erscheint die deutsche Kunst seit Schongauer und Dürer bis auf den heutigen Tag: stets ein erhabenes, idealisches Wollen, welches durch die Unzulänglichkeit des technischen Könnens in seinem noblen Aufschwunge gehemmt wird.

Frankreich wird von den meisten deutschen Künstlern als das Musterland der Kunst betrachtet: wir haben gesehen, wie gerade die Münchener Künstler diese den Deutschen angeborene Verehrung gelegentlich der internationalen Kunstausstellung bis zur Idololatrie steigerten, als sich die Franzosen herabließen, durch eine Sendung von Gemälden und Statuen der deutschen Ausstellung die Krone aufzusetzen. Aber gerade darin, wo sie unbedingt nachahmungswürdig, in dem hohen Respect von dem menschlichen Körper und in der eminenten Kenntniß desselben, lassen die deutschen Künstler ihr Vorbild am allerwenigsten auf sich wirken; nur in ihren Verirrungen folgen sie ihren Wegen.

Von den alten Meistern, die Lenbach so hoch verehrt und so gut kennt, hat er sicherlich nicht die Geringschätzung gelernt, welche er auf seinen Porträts allen Gliedmaßen mit Ausnahme des Kopfes zu Theil werden läßt. Es ist bekannt, welch eine bedeutsame Rolle gerade die Hand auf den Porträts eines Tizian, eines van Dyck, eines Holbein, eines Velasquez, eines Rembrandt spielt, wie die Hand nicht bloß zur Erzielung malerischer Contraste verwerthet wird, sondern wie sie gleichsam das Schlußkapitel der psychologischen Abhandlung bildet, welche jene Maler, die alle zugleich große Menschenkenner und Seelenkündiger gewesen sind, auf dem Antlitz niedergeschrieben haben. In der Hand klingt das oben angeschlagene Thema gleichsam aus; ihre Formen geben uns den Commentar zu manchem Zuge, der uns oben unklar geblieben ist. Die feine oder grobe Bildung der Finger, die Stärke oder Feinheit der Knochen,

die Textur der Haut, das Geflecht der Adern — alles wirkt einzeln und wirkt zusammen, um das Charakterbild zu vervollständigen. Es ist ein großer Genuß, diesem Zusammenhange auf den Porträts unserer classischen Meister nachzuspüren und die entsprechenden Parallelen zwischen den Formen der Hand und des Angesichts zu ziehen. Lenbach hat sich bis zu dieser Höhe niemals emporgeschwungen, und schon darum kann er trotz seiner großen Erfolge, die wir ihm nicht schmälern wollen, nicht darauf Anspruch erheben, als Porträtmaler mit Rembrandt, Rubens, van Dyck in einem Athem genannt zu werden.

Von den Copien, die er in Italien für den Freiherrn v. Schack anfertigte, dürfte „Die himmlische und irdische Liebe" nach dem Gemälde Tizians in der Galerie Borghese die beste und nach den meisten Seiten hin vollendete sein. Nach seiner Rückkehr verwerthete er die gemachten Erfahrungen auch in einem Bildniß, dem des Malers L. v. Hagn, welches seine künstlerischen Tendenzen noch deutlicher aussprach als seine ersten Versuche im Porträtfach, die hauptsächlich um ihrer Unsicherheit willen so viele Bedenken erregten. Indem er einen vollen Lichtstrom auf den Kopf ergoß, tauchte er alles übrige, Schultern, Brust, Hand, Kleidung, Beiwerk, in ein ausgleichendes Helldunkel, wodurch das Bild allerdings einen Vorzug gewann: Harmonie und Geschlossenheit des Tons.

Dann unternahm er noch einmal eine längere Reise nach Italien und Spanien, wo er sich besonders in Madrid aufhielt und sich in die Schätze der dortigen Galerie vertiefte. Mehrere vortreffliche Copien für die Schack'sche Sammlung, so namentlich das lebensgroße Reiterporträt Karls V. nach Tizian, waren die Frucht auch dieser Reise, die dazu beitrug, Lenbachs künstlerische Principien zu festigen und zu läutern. Er fand in Madrid Gelegenheit, sie auch in einigen Porträts hervorragender Persönlichkeiten zur Ausführung zu bringen.

Als er sich wieder in München heimisch niederließ, begann er eine sehr umfangreiche Thätigkeit zu entfalten. Vielleicht hat gerade seine originelle, eigensinnige, schrullenhafte Manier, die absonderliche, von dem Hergebrachten so vollständig abweichende Art der Auffassung viele seiner berühmten Münchener Zeitgenossen veranlaßt, sich von ihm à la Rembrandt malen zu lassen, und nachdem einmal erst das Eis gebrochen war, nachdem auch Damen den kühnen Schritt gewagt hatten, einmal auf allen Glanz der Aeußerlichkeiten zu verzichten und nur ihre „Seele" dem Maler sitzen zu lassen, strömten ihm zahlreiche Aufträge von allen Seiten zu, deren er sich um so leichter entledigen konnte, als er eigentlich nur den Kopf malte und alles übrige flüchtig andeutete. Sein Ruf wuchs von Jahr zu Jahr, und heute hat er bereits eine Porträtgalerie geschaffen, in welcher kaum ein berühmter Zeitgenosse fehlt. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Wien, wo er sich einer besonders großen Beliebtheit

erfreut, entfaltete er gleichfalls eine lebhafte Productivität, die ihm allseitige Anerkennung eintrug.

In Berlin, wo er zuerst im Jahre 1872 mit einer Anzahl Porträts (Wagner und seine Frau, Liszt, Döllinger u. a. m.) erschien, erfreut er sich keiner so unbedingten Anerkennung. Obwohl man seine Vorzüge als Menschenkenner und seine coloristische Virtuosität zu schätzen weiß, setzt man sich nicht so leicht über die Nachlässigkeiten seiner Zeichnung hinweg. Man wurde sogar aufs tiefste verstimmt und verletzt, als Lenbach im Jahre 1874 ein Porträt des deutschen Kaisers ausstellte, an welches man noch heute nicht zurückdenken kann, ohne in Entrüstung zu gerathen. Um dem Vorwurfe etwaiger Voreingenommenheit gegen die Münchener Schule zu entgehen, enthalte ich mich eines eigenen Urtheils über diese durch und durch verwerfliche Arbeit und citire dafür die Worte, in welche ein so maßvoller und ruhiger Beurtheiler wie R. Dohme in Berlin sein Verdict gekleidet hat. „Was die Auffassung anbetrifft," sagt er in der „Kunstchronik" von 1874, „so kann dieselbe kaum unedler gedacht werden. Wie ein alter ausgetragener Schlafrock hängt die Uniform um den müde zusammengesunkenen Körper. Selbst im Falle, daß der Künstler den greisen Fürsten in einem Augenblicke der Ermattung in bequemem Hausrocke so gefunden, so malt man doch gerade einen Fürsten und noch dazu einen Mann, dessen im Alter noch auffallend frische Haltung die Bewunderung aller, die ihn kennen, erregt, nicht so. Der Kopf ist ähnlich, scharf charakteristisch, wenn auch nicht gerade mit Betonung der liebenswürdigen Eigenschaften, und mit großem Geschick gemalt. Er verdient deshalb insofern alles Lob. Aber die Malweise selbst, gerade das, was Lenbachs Ruhm ausgemacht! Zunächst scheint es mir höchstens gelegentlich als Spielerei berechtigt, ein altes Bild so nachzuahmen, wie es der durch die Jahrhunderte getrübte Firniß und die mit ihm zusammengewachsene Patina von Staub und Schmutz heut erscheinen läßt; aus solchen technischen Kunststücken seinen eigensten Stil fürs Leben herauszubilden, ist aber bedenklich, weil eine Unwahrheit dahinter liegt. Eine zweite ist dann das mühsame, sorgfältige Imitiren der Prima-Malerei. Wo wir Bilder von Rubens oder van Dyck in flüchtigen genialen und breiten Strichen auf die Leinwand hingeworfen sehen, da erregt die technische Virtuosität mit Recht unsere Bewunderung. Sieht man aber, wie ein Nachahmer sich abmüht, mit ganz dünnen Terpentinfarben untermalt, dann wieder mit Bimstein schleift, um von neuem mit dünnflüssiger Farbe, jetzt aber sehr saftigem Pinsel die Retouchen aufzusetzen, nur um den Anschein der Prima-Malerei zu gewinnen, so ist dies trotz allen Talentes, trotz der großen coloristischen Begabung nichts als eine reine Effecthascherei, berechnet, den unkundigen Betrachter durch Anklänge an die berühmtesten Meister zu täuschen."
Wenn der Verfasser dieser scharfsinnigen Analyse, welche die Schwächen der

Lenbachschen Manier unnachsichtlich bloßlegt, am Schlusse derselben sagt, das von Lenbach angewendete Malverfahren räche sich dadurch, daß die viel zu viel mit Terpentin getränkte Farbe sich mit der Zeit zusammenziehe und der weiße Untergrund der Malerei spinnwebenartig durch sie hindurchbreche, so hat er dem technischen Raffinement Lenbachs noch zu wenig zugetraut. Lenbach, sagt Friedrich Pecht, sein Apologet, war „niemals naiv, sondern von Hause aus durchaus reflectirend und bewußt", und so ist auch das Durchscheinen des weißen Untergrundes und das Mitspielen der groben Textur der Leinwand nicht eine Folge der Zeit, sondern ein von Lenbach von vornherein beabsichtigter Effect, um die Illusion des Beschauers, er habe ein altes Bild vor sich, vollständig zu machen.

In der jüngsten Zeit hat Lenbach den Versuch gemacht, seine Nonchalance aufzugeben und nach größerer Genauigkeit in der Zeichnung zu streben. Nach dieser Richtung hin zeichnen sich die für die Berliner Nationalgalerie gemalten Bildnisse des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke vor allen seinen früheren Arbeiten vortheilhaft aus. Das malerische Princip ist freilich das alte geblieben: unter scharfer von oben einfallender Beleuchtung hebt sich der Kopf in kräftiger Plastik von einem dunklen Hintergrunde ab, ein schwächerer Lichtstrahl fällt auf die Hände, während sich Rock, Mantel und Uniform fast mit dem Hintergrunde zu einem Gesammtton vermählen, und wenn auch die Hände besser gezeichnet und wenigstens menschenmöglich sind, so fehlt ihnen doch jede feinere Individualisirung. Von Moltkes Hand, die um ihrer „sprechenden" Feinheit willen berühmt ist, sieht man nur zwei plumpe, fleischige, in dem Verhältniß zur Figur völlig verfehlte Finger, welche den von der linken Schulter herabgeglittenen Mantel vorn zusammenhalten.

Bismarck, der in einen schwarzen Gehrock und in eine schwarze bis an den Hals geschlossene Weste gekleidet ist, stützt ein Paar schwammiger Cyklopenhände, denen man keine Spur von der Energie, von der schneidigen Kampfbereitschaft ihres Besitzers ansieht, auf die hohe steife Lehne eines rothen Sammetsessels. Ebenso schwammig und ungeschickt ist der Körper, hinter dem man kaum einen Knochen, geschweige denn ein ganzes Knochengerüst oder eine Sehne vermuthet. „Auf dem Körper eines Silen der Kopf eines Tigers", so hat ein unbefangener Berichterstatter den Eindruck dieses Bildes geschildert, welches trotz seiner imponirenden Lebensfülle und trotz mancher frappanter Einzelzüge der gigantischen Persönlichkeit des deutschen Reichskanzlers und seinen geistigen Qualitäten keineswegs gerecht wird. Die Skizzen, welche Lenbach in Kissingen und Varzin nach der Natur angefertigt hat, ließen eine außerordentliche Leistung erwarten. Namentlich in dem Kissinger Entwurf sprühten die Augen des gewaltigen Mannes förmlich Blitze: so denkt man sich in der That den Juppiter tonans, vor dessen

Augenzwinkern eine Welt zittert, so denkt man sich die Incarnation deutscher Energie, deutscher Zähigkeit und deutscher Genialität, die seit Luthers Tode zum ersten Male wieder unter uns wandelt. Aber wie viel von dieser genialen Inspiration des Künstlers, die ihm unter einem glücklichen Sterne kam, ist auf dem Wege bis zur Ausführung verloren gegangen! In der Absicht, alle Zufälligkeiten der Haut und der Musculatur wiederzugeben, hat der Künstler die großen, charakterisirenden Linien aus den Augen verloren. So ist sein Porträt zwar ein Meisterwerk hinsichtlich der rein photographischen Aehnlichkeit geworden, man wird auch eine Anzahl charakteristischer und wahrer Züge darin finden; aber dem Ganzen fehlt jene geistige Hoheit, jene imponirende Ueberlegenheit, jene absolute Sicherheit in der Berechnung, jenes Bewußtsein von der Größe der ihm übertragenen Mission, also jene Summe von sittlichen und geistigen Eigenschaften, welche den Fürsten Bismarck in den gefährlichsten Momenten seines Lebens gestählt und ihn zu einer jener seltenen Persönlichkeiten gemacht haben, zu welchen bereits die Mitwelt entweder mit begeisterter Bewunderung oder mit scheuer Furcht emporblickt. Wie auf dem oben geschilderten Bilde des Kaisers fehlt es wiederum an Adel der Auffassung und an Vornehmheit der Haltung. Der eiserne Kanzler im bequemen Civilrock ist schon an und für sich eine befremdliche Erscheinung, und nun diese saloppe Haltung, diese schlaffen Züge mit dem Ausdruck der Müdigkeit, die ja wohl vorübergehend den Fürsten ebenso sehr überkommen mag wie jeden anderen Menschen! Aber solche Momente hält man nicht fest, und am allerwenigsten, wenn man über eine so hervorragende Kraft in der Wiedergabe des Lebens, die in ihrer allgemeinen Wahrheit sich beinahe zum Unheimlichen steigert, verfügt, wie es Lenbach kann. Ein gutes Porträt bleibt das Bildniß des Reichskanzlers trotzdem, wenn es auch das ganze Wesen seiner Persönlichkeit nicht erschöpft und vornehmlich Hoheit und Adel der Erscheinung vermissen läßt. Das Beste daran ist jedenfalls das Auge, dessen Wirkung freilich wiederum durch die wenig edel behandelte Umgebung, besonders der unteren Lider, geschmälert wird. Im Auge spricht sich die geistige Größe des Mannes am deutlichsten aus, die Weitsichtigkeit des Politikers, der vermöge seines eminenten Scharfblicks stets der Herr der Situation ist.

Das Bildniß Moltkes wird der geistigen Bedeutung des Dargestellten in erheblich höherem Grade gerecht. Das Auge spricht auch hier das erste Wort, aber die feingeschnittene Nase, die hohe Stirn, die energisch zusammengekniffenen Lippen sind ebenso sehr beredte Zeugen für die Gedankenarbeit des Mannes. Wenn man etwas vermißt, so wäre es höchstens der elegisch-melancholische Zug, welcher als Erinnerung an trübe Lebenserfahrungen bisweilen die Augen und Mundwinkel des Feldmarschalls umspielt. Aber der Maler hat wohl in erster

Linie das Bild der großen historischen Persönlichkeit festhalten wollen, in welches derartige intime Züge nicht hineinpassen.

Wir haben gesehen, daß sich der künstlerische Entwicklungsgang Lenbachs in stetig aufsteigender Linie bewegt hat. Bei der Energie seines Strebens, die er bei vielen Gelegenheiten bekundet, ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß er auf der Bahn, die er mit den Bildnissen Moltkes und Bismarcks betreten hat, weiter fortschreiten und zu den bereits abgelegten Eigenheiten, Marotten und Verkehrtheiten noch manche andere abthun wird. Lenbach ist ohne Zweifel der bedeutendste Bildnißmaler, der bis jetzt in der Isarstadt zur Reife gelangt ist, so bedeutend, daß keiner der Zeitgenossen mit ihm im Porträtfach einen Vergleich aushalten kann.

Wie Lenbach seine Bedeutung dadurch erreicht hat, daß er sich von der ganzen Art seines Lehrers emancipirte, so hat auch derjenige Künstler, welcher die erfreulichste und am meisten sympathische Erscheinung in der Schule Pilotys bildet, Franz Defregger, nur noch sehr wenige Berührungspunkte mit dem Meister, der seine ersten künstlerischen Schritte geleitet. Schon das Stoffgebiet, welches sich Defregger erschloß, ist das gerade Widerspiel zu der flitterhaften, nur auf prunkenden Schein bedachten Theaterwelt Pilotys.

Eines Tiroler Bauern Sohn, wurde Franz Defregger, der am 30. April 1835 das Licht der Welt erblickte, mit den Rindern, Hunden und dem Federvieh seines Vaters auferzogen, und diese seine erste Umgebung befruchtete seine künstlerische Phantasie derartig, daß er schon als Kind während des Viehhütens die Thiere nachzeichnete oder in Holz schnitzte. Zwei große Italiener, Giotto und Andrea Sansovino, begannen ebenfalls damit ihre künstlerische Laufbahn. Man ist nur zu sehr geneigt, solche Erzählungen für apokryph zu halten, weil man sich nur schwer zu erklären vermag, wie der künstlerische Trieb ohne jeden äußeren Impuls in einer einsamen Menschenseele erwachen kann. Aber Defregger hat selbst ausführlich erzählt, wie er schon als Kind allerhand Thiere aus Kuchenteig formte und aus Rüben und Kartoffeln schnitt, wie er mit der Scheere aus Papier Figuren und Landschaften schnitt und schließlich zu einem Bleistift kam, mit dem er nicht nur alle Blätter, deren er habhaft werden konnte, sondern auch alle Wände bemalte. Ein solches elementares Erwachen der Phantasie in einer Umgebung, die keine Spur von künstlerischem Empfinden hat, gehört eben zu den Wundern, zu den Räthseln der Schöpfung, die man nicht bis auf ihre letzten Ursachen verfolgen kann. So sehr man sich abmüht, bleibt immer noch ein irrationaler Rest, vor dem der menschliche Geist fassungslos Halt macht. Defreggers väterlicher Hof gehört zur Gemeinde Stronach; er liegt auf dem Iselsberg, der das Drauthal vom Möllthal scheidet, am Ausgange des Pusterthals. Wie Tizian blickte auch der junge Defregger auf die Dolomitriesen.

Aber sie waren es nicht, welche seine Phantasie später entflammen sollten, sondern der kernige Menschenschlag Tirols und seine ehrenvolle Geschichte. Als Defregger zweiundzwanzig Jahre alt war, starb sein Vater, bei dem er bis dahin als Knecht gearbeitet hatte, und der Hof fiel ihm zu. Bei der Bewirthschaftung desselben benahm er sich jedoch so ungeschickt, daß ihm das Leben als Bauer bald verleidet wurde. Er verkaufte sein Anwesen für 15000 Gulden und machte sich, nunmehr vierundzwanzig Jahre alt, auf den Weg nach Innsbruck zu dem Bildhauer Stolz, an welchen ihn der Pfarrer seines Dorfes empfohlen hatte. Stolz sah jedoch bald ein, daß Defregger mehr Talent zum Malen hatte, und rieth ihm, sein Heil in München bei Piloty zu versuchen. Da er selbst gerade nach München reiste, nahm er den Tiroler Bauernburschen mit und führte ihn bei Piloty ein, der gerade — es war 1860 — an seinem Nerobilde malte. Piloty nahm sich des schüchternen Fremdlings zwar freundlich an, mußte ihn aber, da er doch keine systematische Vorbildung besaß, zunächst in die Vorbereitungsklasse der Akademie verweisen, die er binnen Jahresfrist absolvirte. Dann erst wurde er in die Malklasse der Akademie aufgenommen, fand aber dort nicht die Förderung, die er erwartete. Da ihm auch das Münchener Klima nicht zuträglich war, folgte er der Einladung eines Freundes nach Paris, wo er fünfviertel Jahre blieb. Wie er selbst erzählt, machte er auch dort keine sonderlichen Fortschritte, wenigstens nicht in technischer Hinsicht. Durch das, was er sah und studiren konnte, bildete er aber seinen Geschmack, und das ist eine Errungenschaft, die ihm später sehr zu gute kommen sollte. Durch alle Bilder Defreggers geht ein vornehmer Zug, ein reines, echt künstlerisches Empfinden; nirgends verletzt uns eine Rohheit, nirgends stört uns eine Unbeholfenheit im Ausdruck oder eine Unzulänglichkeit des Könnens. Vollkommene Klarheit in der Erzählung des Vorgangs ist einer der Hauptvorzüge seiner Kunst.

Als er nach München zurückkehrte, um in das Atelier Pilotys einzutreten, war der Meister gerade auf einer längeren Badereise abwesend. Defregger begab sich daher in seine Heimat, ließ sich dort auf einer Alm nieder und malte den ganzen Sommer hindurch Studien nach der Natur. Damals mag ihm zu voller Klarheit aufgegangen sein, wozu er eigentlich in der Malerei berufen war. Er machte sich auch bald an die Composition eines Bildes, welches er noch unvollendet mit sich nahm, als er im Herbst 1864 wieder nach München zurückkehrte und nunmehr in das Atelier Pilotys eintrat. Mit diesem seinem ersten Bilde begegnete ihm, als er schon ein Jahr daran gearbeitet hatte, das Unglück, daß es beim Trocknen am Ofen zerriß. Unverdrossen begann er es von vorn, und nachmals ist dieses sein Erstlingswerk, welches die Heimkehr eines verwundeten Tiroler Wilderers in seine Hütte darstellte, in die Würtem-

bergische Staatsgalerie nach Stuttgart gekommen. Abgesehen von der schweren, trüben Färbung zeigte es bereits einen Theil der Vorzüge, welche Defregger zuerst in vollem Maße auf einem 1868 vollendeten, figurenreichen Bilde „Speckbacher und sein Sohn" entfaltete.

Auf allen Defreggerschen Gemälden spielt das Gegenständliche eine so große Rolle, daß man eine Volks- und Culturgeschichte Tirols schreiben müßte, wollte man dieselben so eingehend und erschöpfend behandeln, wie sie es meistentheils verdienen. Das Technische tritt fast immer zurück, und wo es sich irgendwie geltend und bemerklich macht, tritt es eher störend als fesselnd auf. Defregger ist ein perfecter Zeichner, der sich nur selten einer Nachlässigkeit schuldig macht; seine Modellirung ist kräftig und plastisch, und die Färbung reicht in den meisten Fällen aus, um seine Gedanken zum entsprechenden Ausdruck zu bringen. Er, der seelen- und gemüthvollste unter den Schülern Pilotys, die es zu irgend welcher Bedeutung gebracht haben, ist zugleich der schwächste Colorist oder doch wenigstens ein Maler, dem die Farbe niemals Selbstzweck ist, sondern der das Colorit immer der Composition unterordnet. Oft freilich wird seine Farbe bunt und hart, und dem Fleischton fehlt es bisweilen an Zartheit, Natürlichkeit und Frische. Aber diese Mängel treten gewöhnlich hinter der Lebenswahrheit und Energie der Charakteristik und hinter der Liebenswürdigkeit des Humors zurück, der fast alle seine Darstellungen erfüllt.

Speckbacher, nächst Hofer der bedeutendste Führer der Tiroler während des Aufstandes von 1809, hatte seinen zehnjährigen Sohn Andres, der vor Kampflust glühte, nach Hause geschickt, um ihn von den Unruhen fern zu halten. Aber der Knabe war, trotz des strengen väterlichen Verbots, davongelaufen, hatte sich einem Zuge Tiroler, die zur Schaar Speckbachers stoßen wollten, angeschlossen, und, als der Vater in einer großen Wirthsstube zu St. Johann gerade Kriegsrath hält, tritt der kühne Sohn inmitten seiner Landsleute vor ihn. Speckbacher blickt, halb zornig, halb stolz, auf den kleinen Helden, für den ein Alter Fürsprache einlegt. Ein Bild von solcher schlichten Natürlichkeit, von solcher Wahrheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks war bis dahin aus der Schule Pilotys noch nicht hervorgegangen, und daraus erklärte sich zum Theil das große Aufsehen, welches das Bild zunächst in München und dann auch anderwärts erregte. Die Lebenswahrheit in der Charakteristik der dargestellten Personen hatte Defregger freilich zumeist dadurch erreicht, daß überall Porträtstudien zu Grunde liegen, welche er in Tirol nach der Natur gemacht hatte. Der patriotische Künstler lehnte alle verlockenden Anerbieten, welche ihm für dieses Bild gemacht wurden, ab und überließ dasselbe für den geringen Preis von 1200 Gulden dem Ferdinandeum in Innsbruck.

Das historische Gebiet, welches er mit seinem Erstlingswerke so erfolgreich

betreten hatte, fesselte ihn vor der Hand nicht in einem solchen Grade, daß er sich ihm ausschließlich gewidmet hätte. Obwohl er später noch in größerem Maßstabe nach dem Lorbeer des Historienmalers strebte, ist Defregger doch recht eigentlich Genre- oder vielmehr Sittenmaler im Stile der Holländer, wenn auch einseitiger und exclusiver als diese, da er in seinen Bildern grundsätzlich nur die liebenswürdigen und angenehmen Seiten der menschlichen Natur hervorkehrt. Seinem Stile und seiner Ausdrucksweise nach ein vollkommener Realist, der seine Ideale nur im Leben sucht und findet, hat er in seiner Art zu sehen und aufzufassen doch einen völlig idealistischen Zug. Wie der Berliner Genremaler Friedrich Eduard Meyenheim, der für die Harzer und Thüringer Bauern ungefähr das ist, was Defregger für die Tiroler, sieht dieser das Leben nur von seiner heiteren und harmonischen Seite. Alles Grelle, Rohe und Mißtönige existirt für seine Kunst nicht, und selbst ein Gegenstand wie der „Ringkampf in einer Scheune" wird durch seine Auffassung gewissermaßen geadelt. Es war das nächste Bild, welches er nach dem „Speckbacher" vollendete, und auch dieses frappirte wiederum durch die Lebendigkeit, Wahrheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, der sich in den Gesichtern der Umstehenden kundgiebt, welche mit größter Spannung auf den Moment warten, in welchem die lauernden Ringer an einander gerathen werden. In der coloristischen Ausführung der hinteren Figuren machte sich eine gewisse Flauheit bemerkbar, die jedoch hier noch durch das Helldunkel des Fonds etwas bemäntelt wurde. Ein zweites Genrebild aus dem tiroler Leben „Die Brüder" stellte die erste Begegnung eines von der Schule in das Vaterhaus heimgekehrten Knaben mit einem während seiner Abwesenheit geborenen Brüderchen in höchst drolliger Weise dar.

Während er mitten im glücklichsten Schaffen an einem großen Altarbilde mit der heiligen Familie für die Pfarrkirche seiner Heimat arbeitete, überfiel ihn plötzlich eine heftige Gliederkrankheit, die ihm das Gehen und Stehen unmöglich machte, so daß er liegend malen mußte. Alle ärztlichen Bemühungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des Leidens. Er siedelte schließlich nach Bozen über, wo er von dem milderen Klima Genesung hoffte; aber sie wurde ihm erst nach einem zweijährigen Schmerzenslager durch die Hand eines Dölsacher Bauerndoctors, der mit Erfolg den Baunscheidtismus anwendete und ihn in acht Tagen curirt haben soll.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Das Tessin.

Wenn H. R. Schinz in seinen „Beiträgen zur Kenntniß des Schweizerlandes“ (1783—87) schreibt: „Die italienische Schweiz ist wohl unter allen Landschaften, welche jetzt zu Helvetien gerechnet werden, der unbekannteste Theil“, so gilt dieser Ausspruch in der Hauptsache auch jetzt noch. Obgleich jährlich Tausende über den Gotthard nach den borromäischen Inseln, nach Bellinzona, Locarno und Lugano reisen, so ist doch der Canton Tessin, abgesehen von den ebengenannten Inseln und Ortschaften und den entsprechenden Seen, für das große Reisepublikum eine terra incognita geblieben. Selbst die Alpenreisenden von Fach haben dieses Gebiet erst in neuester Zeit in den Bereich ihrer Forschungen gezogen, und zwar waren es hauptsächlich Baseler Bergsteiger, die im Jahrbuch des schweizerischen Alpenclubbs Beiträge zur Gebirgskunde des Tessin geliefert haben. Von dem Strome der Reisedilettanten aber ist das an Naturschönheiten reiche Land bisher fast ganz unberührt geblieben. Mit der Vollendung der Gotthardbahn wird sich dies wohl ändern. Wohnen doch hier im Tessin alle Jahreszeiten beisammen: die subtropische Wärme und Formenfülle der Gestade des Luganer Sees liegt von der eisigen Kälte und Vegetationsarmuth des Gotthard nur um eine Tagereise entfernt, die in Zukunft auf wenige Stunden zusammenschrumpfen wird, ein Gegensatz, wie er in ähnlicher Schärfe sich nur noch im Oberwallis vorfindet. Jedenfalls ist das Tessin ein originelles Land und verdient in seinen Eigenthümlichkeiten näher gekannt zu werden.

Rechnet man das Thal der Moesa (das Misox, die Straße vom Splügen nach Bellinzona), das nach der gegenwärtigen cantonalen Eintheilung zu Graubündten gehört, mit zum Tessin, so kann dieser südliche Vorsprung der Schweiz seine Aehnlichkeit mit einem wohlpräparirten westfälischen Schinken nicht verleugnen. Er zerfällt in zwei äußerlich leicht unterscheidbare Theile, in einen nördlichen, der sich in einer breiten Zone bei dem Gotthard und Lukmanier an die übrige Schweiz ansetzt, nach Süden zu aber an Breite etwas abnimmt, und in einen südlichen, mehr schlank als breit geformten Fühler, der sich nach der terra dei fiori, dei suoni, dei carmi oder, wie man auch sagen könnte, in das Gebirgs- und Seengebiet erstreckt. Letzteres reicht vom Nordostende des wurmartigen Langensees bis nahe an die Südostspitze der Comersees und enthält in seiner Mitte den größten Theil des Luganer Sees, der einem Angelhaken gleicht; ersteres dagegen zeichnet sich durch seinen gebirgigen Charakter und seine entschiedene Thalbildung aus, ist daher gegen den Nachbar besser abgegrenzt als das südliche Tessin. Der Fluß Tessin zerlegt das ganze Gebiet in zwei

ungleiche Hälften, ungleich namentlich auch insofern die von links ihm zueilende Moesa, die ihm vom Bernardin eine beträchtliche Wassermenge zuführt, politisch dem Canton Graubündten angehört. Die Verzasca dagegen und die Maggia, letztere dem Tessin an Größe und reißendem Laufe fast ebenbürtig, ergießen sich unmittelbar in den Langensee. Demnach wird die Ostgrenze durch die Wasserscheide zwischen Moesa und Liro, einem Nebenfluß der Maira (Comersee), die Westgrenze aber durch den Gebirgskamm zwischen der Maggia und dem Toce, ebenfalls einem Vasallen des Lago maggiore, gebildet. Mit zwei spitzen Winkeln dringt keilförmig Italien in das schweizerische Gebiet ein, wie denn auch die Italianissimi ihr Verlangen nach der seit nahezu 400 Jahren mit der Schweiz verbundenen Landschaft oft genug geäußert haben.

Wer vom Gotthard aus Airolo betritt, muß vorläufig das Livinenthal (den obern Tessin) entweder durchwandern oder mit der Post durchfahren, denn erst bis Biasca ist die südliche Zufahrtslinie des Gotthard vollendet. Biasca ist eine alte Stadt mit kleinen schmutzigen Häusern, aber in Folge seiner neuen Eigenschaft als Station in einem Verjüngungsproceß begriffen; schon hat es einige stattliche Hotels mit Omnibus à la gare und werbenden Herolden in Livree. Unmittelbar über der Ortschaft erhebt sich die steile Cima di Biasca, geschmückt mit einem herrlichen Wasserfall, welcher aus einem kleinen See unmittelbar unter dem Gipfel des Berges in fünf großen Sprüngen herabstürzt. Die Vegetation ist hier schon ganz südlich; mächtige Kastanienbäume breiten ihre Zweige aus und liefern eine reiche Fülle jener Früchte, die uns Nordländern als Delicatesse gelten, während sie in diesem Thale den ärmeren Familien zur gewöhnlichen Kost dienen und die Stelle der Kartoffel vertreten. Polenta und Kastanien, Kastanien und Polenta — das ist der ganze Küchenhorizont dieser Gebirgsbewohner. Nur der Umstand, daß das Holz des Kastanienbaumes zu Feuerungs- und Gewerbszwecken fast untauglich ist, hat ihn vor dem Schicksal seines Genossen, des Nußbaums, bewahrt, den die Axt des geldgierigen Aelplers schonungslos abholzt, ohne in genügender und geregelter Weise für Nachwuchs zu sorgen. So kommt es, daß die Edelkastanie nicht nur die unteren Thalgelände besetzt hält, sondern auch ihre Vorposten ziemlich weit an die Berge hinausschiebt und hier manchem Sturme trotzt. Auf eine eigenthümliche Art wird hier der Wein gezogen. Mit Hilfe des leicht spaltbaren Alpengneises stellt man Säulengänge her, die man oben und an den Seiten mit Latten in engeren Zwischenräumen verbindet. An diesen Gestellen rankt sich der Wein empor und webt die weiten Holz- und Steinmaschen zu, so daß schattige Laubgänge von Reben sich bilden, an denen im Herbste oben und an den Seiten herrliche Trauben herabhängen. In den tieferen Thalgründen findet man auch schon die speciell südeuropäische Sitte, von demselben Felde eine dreifache Ernte zu erzielen, dadurch,

daß man die mit Getreide bestellten Felder auch noch mit Obstbäumen bepflanzt und an diesen den Wein sich emporranken läßt. Als Beweis dafür, daß in früheren Zeiten die Pflege der Rebe im Tessin eine noch ausgedehntere war als jetzt, erzählt man sich, daß ehemals die Katzen auf dem Dache der Reblauben von Biasca bis nach dem zwei Stunden entfernten Malvaglia spazieren konnten. Der Weinbau litt aber bedeutenden Schaden durch umfangreiche Bergstürze; die Trümmer eines solchen vom Jahre 1512 verstopften, viele Hütten unter sich begrabend, die Mündung des Blegnobaches. Dadurch bildete sich ein großer See, der 1514 durchbrach und Land und Dörfer von Biasca bis zum Langensee verwüstete. Große Gefahren bereiten auch die Wildwasser; aber erst neuerdings hat man daran gedacht, ähnlich wie bei der Linth es schon vor Jahrzehnten geschehen ist, dies Uebel an der Wurzel anzufassen. Uebrigens bethätigte sich bei der Benennung dieser unnahbaren, aus steiler Bergschlucht hervorstürzenden Unholde die gestaltende Phantasie der Alpenbewohner, indem sie dieselben dragone oder dragonato (Drache) nannte.

Mitten unter den wüsten Trümmern verheerender Bergstürze bereitete sich der Tessiner ein liebliches Idyll durch Anlegung von Weingrotten (cantine, grotto), die entweder zur Aufbewahrung des Weines und zur Benutzung der einzelnen Familie dienen oder wie die Bierkeller in Baiern auch fremde Gäste bewirthen. Eine der berühmtesten der letzteren Art ist die Cantine di Laprino, Lugano gegenüber, mit dem Ausblick auf den See und die Uferberge. Die Fremden genießen hier meist den Vino d'Asti oder den Asti spumante und spornen die Kehle durch Salami oder gekochten Schinken zu größerer Leistungsfähigkeit an, während die Einheimischen in der Regel den kräftigeren Barbera aus Piemont vorziehen. Gegen Abend wandern die Familien, Groß und Klein, mit einem Imbiß versehen hinaus in diese kühlen Grotten und verbringen hier die Stunden in heiterer Geselligkeit und Gastlichkeit, indem die einen die anderen besuchen; dabei entwickelt sich eine Art von Gemüthlichkeit, für deren Bezeichnung allerdings dem Tessiner ebensowenig ein den Begriff deckendes Wort zu Gebote steht wie dem Franzosen.

Der Weg von Biasca nach Bellinzona (Bellenz) bietet keine besonderen landschaftlichen Schönheiten dar; dagegen liegt nahe der Stadt das Dorf Arbedo, bei dem 3000 Schweizer aus Uri, Unterwalden, Luzern und Zug im Jahre 1422 zwar mit beträchtlichem Verlust, aber dennoch siegreich gegen 24000 mailändische Söldner kämpften; die Gegner mußten ihnen das Schlachtfeld überlassen. Ueber die Stadt Bellinzona und ihre Bewohner gilt auch heutzutage noch, was Bonstetten, der im Jahre 1795 als Syndicator von Bern hier thätig war, darüber sagt: „Prächtig glänzt in der Ferne dem von des Gotthard Eisland hinuntergestiegenen Wanderer die Stadt Bellinzona mit ihren drei hohen

Castellen, mit ihren langen, über steile Felsen gezogenen Mauern und dem hesperischen Alpenhimmel, wo die Cicade schrillt und Wasser, Luft und Erde Leben athmen, entgegen. Da fällt ihm zum ersten Male in dieser ersten italienischen Stadt der Contrast zwischen der paradiesischen Natur und dem unparadiesischen Menschengeschlecht auf, bei dem alles von Leidenschaft und Unordnung spricht, und wo die nordische Vernunft allenthalben vermißt wird."

Die drei eben erwähnten Castelle, die jetzt natürlich keine Bedeutung mehr haben, geben der Stadt ein kriegerisches Ansehen und erinnern an ihre militärische Wichtigkeit als Hüterin der Zugänge zum Gotthard, Bernardin und Splügen. Jede der drei Urcantone, in deren Schutz sich diese Landschaften im Jahre 1500 gestellt hatten, hielt eines derselben besetzt, Uri das Castello grande, Schwyz das Castello die Mezzo, Unterwalden das Castello Corbario. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde eines derselben von einem Castellan nebst vier Soldaten behütet, die einen körperlichen Eid ablegen mußten, das Schloß wohl bewahren zu wollen, zugleich aber 200 Gulden Bürgschaft für etwaigen Schaden zu stellen hatten. Die totale Umgestaltung, welche die Schweiz durch Napoleon erfuhr, machte auch diesen zur Ironie herausfordernden Zuständen ein Ende. Aus dem Castello Carbario sollte übrigens im Hinblick auf den steigenden Fremdenverkehr ein Hotel in großartigem Stile angelegt werden, und man hatte bereits den Bau einer dahin führenden Kunststraße begonnen; indeß, die Sache ist ins Stocken gerathen, und man muß abwarten, ob die Vollendung der Gotthardbahn sie wieder in Gang bringen wird. Man wird bei dieser Gelegenheit an das Urtheil erinnert, das Schinz über die „Gemüthsart" der welschen Schweizer fällte: „Sie sind scharfsinnig und voll großer Anlagen, thätig, aber ungeduldig, kühn und vordringend, aber nicht ausdauernd, sie schmiegen sich nicht gern in die dauernden, langwierigen Arbeiten, wenn nicht öftere Abänderungen dabei vorkommen, daher sie zum Fabrikwesen weder Geschicklichkeit noch Lust haben. Langanhaltende Kopfarbeiten, sitzendes Leben der Studirenden und Gelehrten ist ihnen zuwider. Sie unternehmen gern große Dinge, zu deren Ausführung sie nicht Geduld genug haben, und die ihr Vermögen weit übersteigen. Sie machen Pläne und befolgen sie, ohne die Kräfte zu berechnen, die zu ihrer Ausführung nöthig sind."

Unter den Gebäuden der Stadt zieht der Palazzo gobernativo mit seinem volltönenden Namen die Aufmerksamkeit zunächst auf sich; doch beherbergt er zur Zeit nicht die Regierung, denn nach der Verfassung des Cantons von 1830 wechselt der Vorort alle sechs Jahre zwischen Bellinzona, Lugano und Locarno ab, und seit 1875 ist Locarno an der Reihe. Wie unerquicklich und kostspielig diese Einrichtung für den Canton ist, fühlen diejenigen Tessiner, die von dem eifersüchtigen Localgeist sich frei halten, sehr wohl und machen aus ihrer Miß-

stimmung darüber kein Hehl. „Wie unheilbringend ist es," ruft z. B. Franscini aus, „daß wir drei sogenannte Hauptstädte haben statt einer einzigen, wahren und würdigen, bedeutend durch Einwohnerzahl, Bildung, fördernde Einrichtungen, Reichthum, Gemeingeist!"

Der gegenwärtige Vorort des Cantons, Locarno, liegt in einer freundlichen Landschaft und ist genügend gegen die rauhen Nordwinde geschützt. Mildes Klima, früh eintretender Frühling bilden seine Lichtseiten, sumpfiger Boden mit Malaria im Gefolge seine Schattenseite. Die Ursache dieses Uebels, die Alluvionen der Maggia, schieben das Gestade immer weiter in den See vor und entfernen zugleich allmählich die Stadt von ihm. Unter ihren 2667 Einwohnern befindet sich (außer 10 Juden) ein einziger Protestant (!), der letzte Rest einer ehemaligen protestantischen Colonie, die im 16. Jahrhunderte nach harten Drangsalen zur Auswanderung gezwungen wurde. Die Emigranten wurden damals in Zürich gastlich aufgenommen und legten den Grund zu der blühenden Seidenindustrie dieser Stadt; es waren Familien unter ihnen, die unter den Patriciern jener Zeit einen Rang einnahmen, wie die Orelli und Muralt. Die Heimat des 1849 gestorbenen namhaften Philologen Johann Caspar Orelli ist also strenggenommen das kleine Locarno. (Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Familie der Pestalozzi nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus Locarno stammt, sondern aus Chiavenna eingewandert ist.) Die religiöse Unduldsamkeit untergrub die ehemals hier blühende Seidenindustrie, und es ist den Locarnesen nie wieder gelungen, sie zu neuem Leben zu erwecken oder eine andere Industrie einzuführen. Die Männer verbringen ihre Zeit mit Umherstehen und Discutiren oder sitzen in den Cafés, die Frauen sind außerordentlich fleißige Kirchenbesucherinnen. Ob die Vollendung der Gotthardbahn den so vielfach erhofften Aufschwung des öffentlichen Lebens bringen wird, erscheint unter solchen Umständen fraglich.

Daß die Tessiner der Musik sehr abhold sind, fällt gewiß umsomehr auf, als die italienische Sprache alle Vorbedingungen wenigstens für den Gesang in sich trägt. Aber die Thatsache ist nicht zu leugnen. Selbst in den rauhen unwirthlichen Urcantonen der Schweiz findet die Musik eine eifrigere und liebevollere Pflege als in dem sonnigen Tessin. Der schon erwähnte Franscini suchte die Ursache dieses Mangels neben einer großen Gleichgiltigkeit in den kleinstädtischen Vorurtheilen, dem Neid und der Eifersucht, die es verhindern, daß sich größere Gesellschaften zur Aufführung bedeutenderer Musikwerke bilden. „In unsern Kirchen," sagt er, „singen sowohl Männer als Frauen, allein fast allenthalben ohne den geringsten Anstrich von wohlverstandenem, fürs Volk geeignetem Gesang. In den Kirchen sieht man da und dort Orgeln, allein sie schweigen entweder fast das ganze Jahr hindurch aus Mangel an einem Spieler,

oder sie erschüttern oft die Pfeiler und Mauern des heiligen Tempels mit den schreiendsten Tönen. Frauen und Mädchen, welche Musik verstehen und das Clavier spielen, würde man kaum zwanzig im ganzen Canton finden." Der Sinn für Musik scheint also entweder nur in geringem Maße vorhanden oder noch nicht geweckt zu sein, während dagegen in der Malerei, der Sculptur und besonders in der Baukunst die Tessiner Bedeutendes leisten und geleistet haben. Musikscheue Großstädter, denen aus jedem Fenster ein gequältes Clavier entgegenstöhnt, würden demnach im Tessin ein freundliches, ruheversprechendes Asyl finden.

Wer die Bewohner der entfernteren Thäler in ihren Trachten sehen will, muß am Markttage zugegen sein, der in Lugano am Dienstag, in Locarno jeden zweiten Donnerstag abgehalten wird. Der Markt von Locarno ist uralt, da er nach Lavizzari schon in einer Urkunde vom Jahre 879 erwähnt wird. Hier versammeln sich am genannten Tage die Männer und Frauen aus dem ganzen Tessin sowie aus den benachbarten Thälern des Misox und Piemont im Frühling und Herbst und bringen ihre Erzeugnisse: Getreide, Fleisch, Wildpret, Fische und einzelne Industrie-Artikel zum Verkauf. Unter letzteren spielen die Strohhüte aus der Val Onsernone eine große Rolle, mit deren Herstellung sich lediglich die Frauen dieses Thales beschäftigen. Bonstettens Schilderung dieser Zustände kann auch heute noch als zutreffend bezeichnet werden: „Wir sehen," schreibt er, „auf der Straße Weiber aus dem Onsernonethal, ohne Schuhe, in rothen Röcken, unten mit einem blauen Bord geziert, nach Locarno gehen, um Brot zu kaufen. Jedes Thal hat in diesen italienischen Bergen seine Sitten, seine Sprache und seine eigene Kleidung. In Onsernone flechten alle Weiber Strohbänder; sie flechten, wenn sie gehen und stehen, sie flechten in der Gerichtsstube, vor dem Landvogt, in der Kirche, und in den langen Winterabenden flechten sie ohne Licht im Bett. Man versichert mich, daß sie schlafend noch flechten. Durch diese Angewöhnung, die ihnen zur Natur geworden, gewinnt das Thal jährlich 120 bis 150 Tausend Lire an Strohhüten, womit es einen großen Theil der Lombardei versieht. Sie lassen ihre Roggenfelder nie reifen und säen nur, um gutes Stroh für ihre Hüte zu haben."

Was die Kleidung anlangt, so beginnt allerdings die bunte Mannigfaltigkeit der stillen Thäler der nivellirenden Thätigkeit der Mode allmählich zu weichen; indeß wenn auch an Stelle der als höchst eigenthümlich geschilderten Trachten modernere Formen getreten sind, so ist doch dieser Proceß noch nicht soweit vorgeschritten, daß nicht ein Liebhaber von solchen Dingen noch vielerlei Besonderheiten hier finden könnte. Vor einigen Jahrzehnten sah man noch Männer aus dem Vergasca-Thale mit selbstgemachten Hosen aus rauhen Ziegenfellen, an deren Stelle sie in früherer Zeit Bären- und Wolfsfelle getragen

haben mögen. Wild genug schauen diese, einer zähen Natur ihr Dasein in hartem Kampfe abringenden Männer auch jetzt noch aus mit ihrem struppigen, uncultivirten Vollbarte, den blitzenden Augen, dem schräg und verwogen aufs Haupt gedrückten Filzhute. Doch gilt heutzutage nicht mehr, was man früher von ihnen sagte: Sono ladri, briganti, assassini!

Die Maggia, der zweitgrößte Fluß des Cantons, ist in seinem Laufe ebenso capricciös und ebenso gefährlich wie der Tessin; er schleppt vom Hintergrunde des Lavizzarathales bis vor Locarno viel Geröll mit sich und mündet in den Langensee. Durch viele reißende Bergbäche verstärkt, läßt er kurz vor seiner Mündung seine wilde Kraft einer Felsschlucht fühlen, die er zu seltsamen Formen ausgearbeitet hat. Etwas weiter nach der Quelle zu dagegen strömt er eine Zeit lang in einer breiten Mulde und zeichnet sich dort durch ein ganz eigenartiges Grün aus, über dessen Fixirung die Meinungen der Sachverständigen stark aus einander gehen. Derjenige mag wohl das Rechte getroffen haben, der es als „dunkelolivenfarbig" bezeichnete.

Eins von den Dörfern dieses Thales, Cerentino, besitzt eine große Merkwürdigkeit in dem vollständigen Skelett des heiligen Bonifacius, das in einem Glaskasten ruht. Die Ränder des letzteren sind mit Silber eingefaßt, das Gebein ist ebenfalls versilbert und mit angeblich echten Edelsteinen so reich verziert, daß man den Stein- und Silberwerth allein auf 20000 Francs anschlägt; der des Gerippes selbst entzieht sich menschlicher Schätzung. Trotz dieser werthvollen Knochen ist Cerentino keiner der berühmten Wallfahrtsorte geworden, sondern muß sich vielmehr damit begnügen, daß Pietro Morettini, ein namhafter Ingenieur, hier das Licht der Welt erblickte. Er restaurirte im Auftrage Ludwigs XIV. die Festung Bergen-op-Zoom, half unter Vauban die Befestigungswerke von Landau ausführen, trat später in die Dienste der Republik Genua, die ihm die Anlegung der Befestigungen von Savona übertrug, und entwarf, als er durch einen unglücklichen Fall vom Pferde an einem Beinbruche darniederlag, den Plan zur Sprengung des Urnerloches, des Embryo des Gotthardtunnels. Bei Cerentino zweigt sich das kleine Nebenthal von Bosco ab, das ein gewisses Interesse beansprucht, weil es das einzige deutschredende Dorf des Tessin ist. Das hier gesprochene Idiom ähnelt sehr dem des Oberwallis.

Von Vignasco, dem Hauptorte der obern Maggia oder Val Lavizzara, pflegt man die Hochtouren auf die höchste Erhebung des Canton, den M. Basodano, zu unternehmen, dessen Spitze etwas über 10000 Par. F. hoch liegt. Nach den sehr maßvollen Schilderungen Studers erblickt man auf seinem Gipfel einen Reichthum an erhabener Naturscenerie, der um so mehr überrascht, als die Hochgebirge des Tessin im Allgemeinen ein einförmiges und steriles Ansehen haben

und alle Fülle malerischer Schönheiten sich auf die Seegestade concentrirt. Das Gesammtbild das Basodano dagegen gemahnt an die wilderen Gegenden der Schweizer Hochalpen; übrigens ist schon ein Hauch der südalpinischen Färbung darüber ausgegossen, der sich im reinen Blau des Himmels, im eigenthümlichen Grün des Rasenteppichs, im Colorit des Gesteins und im schärferen Contrast zwischen Licht und Schatten kundgiebt.

Wir brechen unsre Wanderung durch das Tessin hier ab, so verführerisch es auch wäre, den südlichen Theil mit seinen herrlichen Seen in Gedanken zu durchstreifen; doch ist dieses Gebiet mit dem M. Salvatore, dem Tessiner Rigi und dem M. Cenere im allgemeinen bekannter als das eben geschilderte. Wir behalten uns aber vor, gelegentlich auf die Cultur- und Verkehrsverhältnisse des Cantons zurückzukommen.

Vom Reichstage.

Bei einem Rückblick auf die letzten Vorgänge im Parlamentshause auf der Leipziger Straße begegnet uns wiederum so mancherlei, was nicht besonders erfreulicher Art ist. Vor allem ist noch immer über das herrschende corpsartige Wesen und Treiben zu klagen, dem die Fraction wo nicht in allen, doch in vielen Fällen mehr zu bedeuten scheint als die Sache, um die sich's gerade handelt. Und zwar treffen wir diese Auffassung der Dinge und dieses Verfahren bei den conservativen Parteien gleich häufig an wie bei den Liberalen. Jene hatten allen Anlaß, sich den Nationalliberalen zu nähern und eine Verständigung mit ihnen zu suchen, da diese Partei jetzt, wo die Führer des linken Flügels den früheren Einfluß offenbar nicht mehr besitzen und die übrigen in Folge dessen in anderem Tone reden und andere Wege gehen zu wollen scheinen als im vorigen Jahre, sozusagen bündnißfähig geworden ist. Statt dessen haben die Conservativen, auch die entschieden national gesinnten, es vorgezogen, dem Centrum die Hand zu bieten und ihm Zugeständnisse zu machen, dieser Partei, die niemals im Ernste nationale Zwecke zu fördern bereit sein, die in wesentlichen Fragen so lange die Partei der Verneinung, der mehr oder minder lauten Opposition sein wird, als eine protestantische Dynastie in Deutschland den Kaisertitel trägt.

Wir irren wohl nicht, wenn wir hiermit auch die Ansicht des Reichskanzlers zu treffen glauben, und wir möchten annehmen, daß sein bisheriges Nichterscheinen in der Mitte unserer Reichsboten zum nicht geringen Theil auf Verdruß über diese Haltung der Conservativen zurückzuführen ist. Derselbe will offenbar ebenfalls den Frieden, weiß aber, daß die Ultramontanen, selbst wenn man ihnen sehr weitgehende Concessionen in den Fragen, die ihnen die wichtigsten sind, machen wollte, mit der Existenz des neuen deutschen Reiches nicht zu versöhnen sein würden.

Ein anderer wenig erfreulicher Zug trat hervor in der Debatte über den Hänelschen Antrag, den Chef der Admiralität zur Berichterstattung über den

Untergang des „Großen Kurfürsten“ an den Reichstag aufzufordern. Dieser Antrag war in der Lage der Dinge sehr wohl begründet, aber die Unterstützung derselben von Seiten der Fractionsredner ließ viel zu wünschen übrig, sie war keine schneidige, manche sagen: eine lahme. Nur der Abgeordnete Lasker ging in wünschenswerther Weise vor. Die Fraction, in der man die vornehmen, reichen und unabhängigen Elemente des Volkes vertreten zu sehen gewohnt ist, und von der man erwarten sollte, sie werde es unter allen Umständen für Recht und Pflicht halten, das, was sich in der Staatsverwaltung als unweise, unpraktisch, schlecht herausgestellt hat, rücksichtslos auch als solches zu bezeichnen und ohne Ansehen der Person und ihrer etwaigen Beliebtheit in hohen Sphären auf eine Aenderung zu dringen, hat in diesem Falle nicht geleistet, was man von ihr zu erwarten berechtigt war. Sie hat vielmehr die Gelegenheit, einem System, das verderblich ist, ein Ende zu bereiten oder es doch zu erschüttern, nicht wahrgenommen. Sie erkannte an, daß der gegebene Bericht nicht genügend sei, um ihr „tiefgehendes Mißtrauen“ zu beseitigen, ja um zu einem Urtheile zu befähigen, aber sie verzichtete auf mehr. Kurz, ihr Angriff war matt, schwächlich und ohne Spitze, nicht viel mehr als Schein, und man meint vielleicht nicht ohne guten Grund, daß die Ursache solcher Mattheit und Schwäche hier wie bei einigen anderen Rednern über diese Sache darin zu suchen sei, daß der betreffende Minister in den soeben angedeuteten Kreisen sich eines ungewöhnlichen Ansehens erfreue und gestützt werde, was wieder zum Theil damit in Verbindung gebracht wird, daß derselbe einen hohen freimaurerischen Grad bekleide.

Natürlich referiren wir nur, ohne Bestimmtes zu wissen. Was wir dagegen durch den Augenschein wissen, ist das, daß der Betreffende ein sehr dauerhafter Minister ist, wie er früher ein sehr dauerhafter Unterhändler bei gewissen militärischen Uebereinkünften war, deren Ergebnisse — wir denken an die Convention, die nach dem Kriege von 1866 mit Sachsen, und an die, welche 1871 mit Frankreich abgeschlossen wurde — den Interessen Preußens und Deutschlands keineswegs günstig waren und deshalb diese Dauerhaftigkeit mehr verwunderlich als erklärlich erscheinen ließen. Jetzt steht es mit unserer Kriegsflotte und ihrem obersten Verwalter ebenso. Sie hat uns viel, sehr viel schönes Geld gekostet, und was ist aus ihr unter dem Infanteristensystem, unter dem sie in den letzten Jahren sich entwickelte, geworden? Wir könnten für jene Millionen erwarten, daß sie wenigstens der russischen gewachsen wäre, aber Sachverständige leugnen das entschieden, und selbst dem Laien springen die Uebel, an denen sie unter jenem System laborirt und so lange laboriren wird, bis mit der jetzigen Art der Verwaltung, deren Grundsätze nur unter einem anderen, einem fachmännischen Leiter, richtigeren Platz machen werden, gründlich gebrochen ist, immer von neuem in die Augen. Auf die Weise aber, wie die meisten Redner im Reichstage die Sache anfaßten, wird man nicht Wandel schaffen. Sie muß energischer, unerschrockener, beharrlicher und ohne Aufblick nach oben, lediglich mit dem Blicke auf das, was dem Vaterlande und seiner Wehrkraft frommt, angegriffen werden, wenn es sich mit unserer Seemacht, deren Material und Personal an sich gut ist, bessern und sie endlich den Stand der Tüchtigkeit erreichen soll, den sie haben muß und haben kann.

Wir fügen noch hinzu, daß die Vertheidigung des Ministers gegen Laskers Angriff nichts weniger als überzeugend war, und daß er sich in einer anderen Aeußerung während der Debatte der Vergeßlichkeit schuldig machte. Er hat am 11. März 1879 es als „ein Recht dieses Hauses“ bezeichnet, „volle und

ganze Aufklärung ohne jeden Rückhalt zu verlangen", und am 4. März d. J. erklärte er mit Bezug auf die Veröffentlichung der Sache im Marineverordnungsblatte, daß dies nicht geschehen, daß man „dem Wunsche, Personen der öffentlichen Kritik zu übergeben, nicht Rechnung getragen". Damals konnte er, jetzt konnte er nicht. Damit endlich, daß man seine Gegner des Unpatriotismus und der Gleichgiltigkeit gegen eine öffentliche Institution anklagt, wie Herr v. Stosch thut, wenn er sagt: „Die Ehre der Flotte hat dem nicht am Herzen gelegen, der so vorgeht und die Oeffentlichkeit benutzt, um Flecken auf Flecken auf die Marine zu häufen", ist ganz und gar nichts geholfen. Wer auf Ungehörigkeiten, Mängel und Fehler der Marine aufmerksam macht, der will letztere davon befreit wissen, er will die Marine mehr Ehre einlegen, mehr Ehre gewinnen lassen, es liegt ihm also die Ehre der Flotte mehr am Herzen als dem, der solche Mängel verschweigt. Und wenn dazu die Oeffentlichkeit nicht benutzt werden soll, wozu haben wir dann in solchen Angelegenheiten einen Reichstag und Freiheit der Presse? Aber es wird wohl so zu nehmen sein, daß der Herr Minister unter „Ehre der Flotte" sich selbst begriff.

Literatur.

Oesterreich und Preußen (1780—1790). Von G. Wolf. Wien, A. Hölder, 1880.

Lesefrüchte aus österreichischen, preußischen und sächsischen Archiven, zu deren Sammlung der Verfasser durch einige Briefe Josefs II. und gewisse Berichte österreichischer Kundschafter über Vorgänge und Zustände in Preußen angeregt worden — Schriftstücke, welche ihm im Archive des k. k. Reichskriegsministeriums unter die Hände gekommen sind. Diese Lesefrüchte sind zu einer Art Darstellung des Verhältnisses verbunden, das zwischen Preußen und Oesterreich in den letzten Jahren der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia und unter ihrem Sohne Josef herrschte, doch thut der Verfasser an der Hand seiner Gewährsmänner häufig auch Blicke nach andern Seiten hin, z. B. auf die Lebensweise Friedrichs des Großen in der letzten Zeit vor seinem Tode, auf den Charakter und die Regentenhandlungen Josefs II., auf dessen Stellung zu Rußland, auf seinen Krieg mit den Türken u. dgl. Manches davon ist neu und interessant, Anderes bekannt und nicht von Bedeutung, wenigstens nicht in dem Maße, daß es unser Urtheil über die betreffenden Personen, Vorgänge und Zustände zu ändern im Stande wäre. Zu den interessanten Stücken zählen wir den Bericht über den Besuch, den der Papst im Jahre 1782 dem Kaiser in Wien abstattete, um ihn von seinen Reformplänen zurückzubringen — ein Versuch, der bekanntlich mißglückte. Wir erfahren hier unter anderm, daß Kaunitz verdrießlich über diesen Besuch war, und daß er dies nicht verbarg. Bei einem Gastmahle „machte er die bissigsten Witze über das Gefolge des Papstes. Ganz laut soll er geäußert haben, daß einer der Prälaten zwei Menschen umgebracht habe, ein anderer könne weder lesen noch schreiben, der dritte sei ein Bastard, und der Günstling des heiligen Vaters sei Schornsteinfeger gewesen." Nach dem Berichte des preußischen Gesandten Riedesel empfing der Minister Josefs Se. Heiligkeit, als dieselbe in seinem Gartenpalais erschien, um die dort befindliche Gemäldegalerie in Augenschein zu nehmen, „mit dem Hut auf dem Kopfe

Der versöhnliche Papst.

Das von der „Germania" veröffentlichte Schreiben, welches der heilige Vater unterm 24. Februar an den früheren Erzbischof von Cöln gerichtet hat, ist von der deutschen Presse verschieden aufgefaßt worden. Das genannte Blatt erblickt darin die zum Frieden gebotene Hand der Kirche, und gewisse liberale Zeitungen thun desgleichen oder stellen sich doch so, um, oppositionell unter allen Umständen wie sie sind, später, wenn ein Ausgleich nicht zu Stande kommen sollte, Gelegenheit zu haben, sagen zu können: Seht, der Friede war vor der Thür und klopfte an, aber der allezeit eigenwillige und streitlustige Sinn des Reichskanzlers hat ihm nicht aufgethan. Andere, Unbefangenere, erkennen zwar an, daß der Papst den Frieden zu wünschen scheint, vermögen aber bei aller sie beseelenden Versöhnlichkeit in seinen Aeußerungen noch kein genügendes Zeichen zu finden, daß es nun wirklich und vollständig mit dem sogenannten Culturkampfe schon zu Ende gehen müsse. Sie meinen, nur ein Finger sei gereicht, noch nicht die Hand, und selbst wenn es die Hand wäre und man von Seiten der Leiter des Staates einschlagen könnte, würde immer noch Behutsamkeit geboten sein und an eine Zurücknahme der Maigesetze nicht wohl gedacht werden können.

Wenn wir uns dieser Meinung anschließen und vor zu günstiger Beurtheilung der Kundgebung des heiligen Vaters sowie vor zu weit gehenden Hoffnungen auf eine Verständigung zwischen Berlin und Rom warnen, so bewegen uns verschiedene gute Gründe dazu. Bereitwillig erkennen wir an, daß der gegenwärtige Oberhirt der katholischen Kirche ein wesentlich anderer Charakter als sein Vorgänger auf dem Stuhle Petri ist. Er hat von Beginn seiner Regierung an alle Schroffheiten vermieden und einen weiten Blick und milde Formen gezeigt, wie sie ihm, der früher die diplomatische Laufbahn verfolgt, geläufig

sein mußten. Wir glauben, daß er jetzt entschieden von dem Wunsche nach Versöhnung mit dem deutschen Staate beseelt ist, entweder aus gemüthlichen Gründen oder aus Motiven der Klugheit und Opportunität, im Hinblicke auf den im Verlaufe des Streites nichts weniger als gehobenen Zustand der katholischen Kirche in Deutschland und auf Schwierigkeiten und Gefahren, die ihr in andern Ländern, z. B. in Frankreich, drohen. Wir sind endlich weit davon entfernt, in Abrede zu stellen, daß der Satz, mit welchem Papst Leo in der Uebersetzung seines Schreibens, die wir in der „Germania" finden, erklärt, er „glaube dulden zu können, daß der preußischen Staatsregierung vor der kanonischen Institution die Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diöcesen zu Theilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen", ein annehmbares Zugeständniß wäre, vorausgesetzt, daß die Uebertragung des lateinischen Originals ganz genau den Sinn des letzteren wiedergäbe und gewisse mehrfacher Deutung fähige Ausdrücke und Wendungen so interpretirt werden dürften, wie die Leiter unseres Staatswesens sie allein brauchen, allein mit ihnen befriedigt sein können, d. h. in diesem Punkte befriedigt.

Hier aber beginnen eben die Schwierigkeiten, die Bedenken und die Fragen. Was wird unter Diesem verstanden, was schließt Jenes ein oder aus? Und erklärte man uns Alles so, wie wir es wünschen und acceptiren können — wer steht uns in diesen und andern Angelegenheiten dafür, daß der Papst nicht in einiger Zeit seine Meinung ändert, daß er das Abkommen nicht übers Jahr oder in zwei, drei, fünf Jahren für nicht mehr opportun hält und andere Wege betritt? Wer kann sagen, wie sein Nachfolger darüber denkt, und ob er nicht über die wesentlichsten Dinge ganz ebenso anderer Meinung ist, wie Papst Leo anderer Meinung huldigt als Papst Pius?

Allen diesen und anderen Möglichkeiten gegenüber bedarf es der Vorsicht und gewisser Schutzmittel, die wir uns eben in den Maigesetzen geschaffen haben. Einem milddenkenden, versöhnlichen Papste wie dem gegenwärtigen gegenüber können — und werden, so dürfen wir hinzufügen — diese Gesetze so mild und schonend wie nur irgend thunlich interpretirt und vollzogen werden. Eine Abschaffung oder Abänderung derselben dagegen ist nicht zu rathen. Der Syllabus mit seinen auf das weltliche Gebiet herüberreichenden Ansprüchen dauert auch fort, und die Consequenzen des Dogmas von 1870 für den Staat können sich zu jeder Zeit wieder fühlbar machen. Das Entgegenkommen des jetzigen Papstes ist unter den obigen Voraussetzungen dankbar zu acceptiren, aber eine principielle Wandlung der römischen Politik drückt es selbstverständlich nicht aus. Die Taktik, der Modus sind verändert und werden sich vielleicht noch mehr

ändern, das System wird bleiben wie das Ziel, und so muß auch die Mauer bleiben, die wir zum Schutze gegen Ueberschreitung des staatlichen Gebietes durch das Streben nach diesem Ziele aufzuführen genöthigt waren.

Die unsichtbare Welt.

1.

Von den verschiedensten Standpunkten aus wird das Dasein einer unsichtbaren Welt anerkannt. Selbst der Materialismus kann sie nicht leugnen. Daß es Vorgänge giebt, deren Ursprung und Gestaltung auch das geschärfteste Auge nicht wahrzunehmen vermag, daß die Thätigkeiten des geistigen Lebens eine unsichtbare Welt bilden, ist auch ihm nicht verborgen. Sieht er auch in sinnlichen Erscheinungen, Veränderungen und Zuständen die ausreichenden Factoren, um Entstehen und Bestehen des Seelenlebens zu begreifen, er kann doch unmöglich bestreiten, daß dieses, mag es auch aus dem Sinnlichen stammen, völlig andere Eigenschaften besitzt und andere Functionen ausübt als jenes. Das ist ja eben der wissenschaftliche Grundfehler des Materialismus, daß er schlechterdings nicht zu erklären vermag, wie ein Sein, das wir sonst nur als Träger körperlicher Bewegungen kennen, im Stande ist, Thätigkeiten hervorzubringen, die einen entgegengesetzten Charakter tragen. Rein wissenschaftlich betrachtet, bringt es der Materialismus in der Lösung des vorliegenden Problems um nichts weiter als die entgegengesetzte Anschauung. Oder hat derjenige einen größeren Weg durchschritten und steht dem Ziele näher, welcher e i n e m Wesen z w e i wesentlich geschiedene Wirkungsweisen zutheilt, ohne begreiflich machen zu können, wie die eine aus der anderen hervorgeht, als derjenige, welcher von vornherein das Dasein zweier verschiedener Wesen voraussetzt, deren Wirkungsweisen zur Einheit eines Gesammtergebnisses führen? Ist es wissenschaftlicher, von einer Einheit auszugehen, die — man weiß nicht, wie — in eine Zweiheit sich verwandelt, als mit einer Zweiheit zu beginnen, die — auch hier bleibt uns das „wie" verborgen — zur Einheit sich zusammenschließt?

Doch, was wir eben gesagt, bedarf noch einer Einschränkung; der Materialismus könnte darnach in einer Beleuchtung erscheinen, die seine völlige Blöße verbirgt. Es könnte die Meinung entstehen, daß der Materialismus in den Urbestandtheilen des Seins eine zwiefache Richtung erkenne, die eine auf die körperlichen Bewegungen, die andere auf die geistigen Thätigkeiten bezogen, aber

so wäre der Sinn des Materialismus verfehlt. Derselbe behauptet vielmehr, daß dieselbe Richtung, die das Körperliche erzeuge, damit auch das Geistige hervorbringe. Das Geistige ist nicht das Ergebniß einer auf dasselbe gerichteten, auf dasselbe es absehenden, also wesentlich, potenziell, geistigen Richtung, sondern das zufällige Nebenerzeugniß einer ausschließlich körperlichen Bewegung — das ist der Sinn des Materialismus. Und darin liegt es, daß wir nicht bloß vom wissenschaftlichen, sondern auch vom ethischen Standpunkte aus, und von ihm aus vor allem, Protest gegen den Materialismus erheben. Die unsichtbare Welt, deren Dasein er anerkennt, hat weder ein eigenes Sein noch eigenen Inhalt. Das Erzeugniß körperlicher Vorgänge, schwankt sie stetig zwischen Sein und Nichtsein, vom Eintreten jener ist ihr Sein überhaupt, von der Art des Eintretens Kraft oder Schwäche desselben bedingt. Die unsichtbare Welt ist hier nur ein Schein, der die körperlichen Bewegungen begleitet und je nach der Zusammensetzung und Richtung dieser bald matter bald heller leuchtet. Und dem Inhalte der unsichtbaren Welt, dem Inhalte unseres geistigen Lebens, welcher Werth kommt ihm hier zu? Welchen Anspruch auf Vertrauen kann unser Denken erheben, welche Theilnahme Schmerz und Freude fordern, welche Achtung sittliches Streben, wenn alles dies nur Spiegelungen körperlicher Veränderungen sind! Und wie unbegründet ist unsere Entrüstung über Grausamkeit und Verworfenheit des Verbrechers, wie thöricht die Erziehung unserer Kinder, wenn es nicht eine unsichtbare Welt giebt, der ein eigenes Sein und ein eigenes Gesetz des Wirkens zukommt, wenn alles, was uns als sittlich schlecht erscheint, nur die Frucht körperlicher Störungen ist! Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der theoretische Materialismus, in seine Consequenzen verfolgt, zu einem praktischen Materialismus führen muß, der unsere höhere geistige und sittliche Cultur untergräbt. Der Materialismus und der Glaube an eine unsichtbare Welt mit eigenem Sein, eigenem Gesetz, eigenem Werth schließen sich aus.

Sehen wir vom Materialismus ab und betreten den Boden der Systeme, welche der unsichtbaren Welt ein eigenes Sein zuerkennen, so nehmen wir eine Reihe von Unterschieden wahr, deren eine Grenze der Sensualismus, die andere der Spiritualismus bildet. Denn ist auch das eigene Sein der Seele zugestanden, so fragt es sich doch, theils welche Ausstattung diese besitzt, theils woher sie ihren Inhalt schöpft, und daran schließt sich die andere Frage, welche Macht ihr eigen ist, in dieser sichtbaren Welt sich zur Geltung zu bringen, sie zu gestalten.

Der Sensualismus ist der eine Grenznachbar des Materialismus. Er leitet das Sein der Seele nicht vom Sein des Körpers ab, aber er giebt dieser keinen anderen Inhalt als den, welchen der Körper, die Sinne des Körpers, vermitteln. Die einzige Aufgabe des denkenden Geistes ist es, das Material

zu formen, das die Sinne darbieten. Die unsichtbare Welt, die hier sich bildet, ist nur der Schatten, den die äußere Welt in die Seele wirft, nur eine Copie der Außenwelt und eben deshalb ohne Werth. Denn welche Bedeutung kann es für den Menschen haben, welchen Gewinn ihm bringen, daß die Außenwelt sich in ihm wiederholt! Nicht einmal den Reiz einer Kraftübung, da die Umbildung der Empfindungen in Vorstellungen ein mechanischer Vorgang ist, für den unsere Seele den Schauplatz hergiebt, ohne freithätig einzugreifen. Die unsichtbare Welt hat hier keinen eigenen Inhalt, keinen eigenen Werth.

Alle großen Philosophen, welchen die Geschichte classische, vorbildliche Bedeutung zugestanden hat, sehen in der Seele ein Wesen, das die Kraft besitzt, in dem denkenden Geiste über die Welt der Erfahrung hinauszugehen, die Gründe, auf denen sie ruht, die Zwecke, die in ihr sich verwirklichen, die Gesetze, die ihr gebieten, zu erkennen. Die unsichtbare Welt ist hier nicht bloß ein Abbild der sichtbaren, sondern eine Wiedererzeugung derselben von ihren letzten Voraussetzungen aus. Es bleibt dabei unerheblich, ob diese Aufgabe als vollkommen lösbar angesehen wird oder nicht; ob, falls letzteres geschieht, die Grenzen der Erkenntniß hier auf einem früheren, dort auf einem späteren Stadium des Weges gezogen werden; es ist gleichgiltig, ob der letzte Ausblick, den ein System gewährt, bestimmtere Gestalten zeigt oder in verschwimmenden Linien abschließt; das Charakteristische in den Systemen der großen Philosophen ist das, daß sie alle den Weg der Welterklärung, des Weltbegreifens beschreiten, daß die Seele zu einer unsichtbaren Welt sich erschließt. Es könnte scheinen, als ob der Reichthum derselben wüchse, wenn, wie der Spiritualismus es thut, das ganze Gebiet des Körperlichen als ein Schein angesehen und nur der Seele Realität zuerkannt wird. Allein dies ist nicht der Fall, denn der Spiritualismus entzieht dem denkenden Geiste ein Object, eben die Körperwelt. Denn besitzt diese keine Wirklichkeit, wie kann sie erkannt werden? Der Spiritualismus vereinsamt den Geist und macht ihn ärmer. Die unsichtbare Welt hat von ihm keinen Zuwachs zu erwarten.

Die denkende Thätigkeit der Seele gestaltet die Welt, indem sie dieselbe auf ihre letzten Principien zurückführt und so sich eine unsichtbare Welt bereitet; aber im Wollen und Handeln tritt die Seele aus sich heraus und stellt die Bestimmtheit ihres Seins in der äußeren Wirklichkeit dar. So bewährt sich die Seele als eine Macht, die über ihre unmittelbaren Grenzen hinauswirkt.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß im Handeln und durch dasselbe die unsichtbare Welt der Seele sich nicht nur offenbart, sondern auch neue Elemente in sich aufnimmt. Handelnd und wirkend reizt sie die Außenwelt, sich zu erschließen und in neue Beziehungen zu ihr zu treten. Freilich fragt es sich, sowohl ob wir in unserm Thun eine Richtung einschlagen, die geeignet ist, ver-

borgene Funken zu wecken, als auch, ob wir uns dahin wenden, wo wir bereichernde Selbstoffenbarungen erwarten dürfen. Wie in der Natur so in der Menschenwelt zeigen sich uns mannigfaltige Abstufungen nach dem Grade des Werthes, und wie große Unterschiede stellen sich uns dar, wenn wir auf das Handeln der Menschen achten! Die einen fühlen sich da angezogen und entdecken Fundgruben für den erkennenden Geist, wo andere stumpf vorübergehen.

Aber unser Erkennen und Handeln, sind sie Thätigkeiten, die vollzogen nur im Gedächtniß ihre Spuren zurücklassen, ist das Gedächtniß die einzige Stätte in der unsichtbaren Welt unseres Geisteslebens, in der, was den Inhalt unseres Thuns bildet, aufbewahrt wird und bleibt? Dann dürften wir mit Recht fragen, welchen Gewinn trägt unsere Arbeit uns selbst, welchen Werth dürfen wir ihr zuerkennen? Und wir dürften mit Fug auf diese Frage antworten: Der Gewinn ist klein und der Werth gering. Nur was unserm inneren Leben einen Genuß gewährt, was ihm Freude und Lust bereitet, das ist ein unseres Schaffens würdiges Ziel. Darf diese Lust auch nie das Motiv unserer Thätigkeit bilden, so ist es doch unser Recht, sie als ein derselben zufallendes Erbe zu erwarten. Und die Kraft unseres Inneren, sie zu erfahren, aus unserem Erkennen und Handeln Elemente der Freude und der Erfrischung zu schöpfen, es mit Anschauungen, die unser Gefühl beseligend begleiten, zu erfüllen, es ist das Gemüth. Hier ist der Ort, wo unser Thun sich vollendet, wo seine Erträge zu fester Gestaltung, zu dauerndem Sein sich sammeln. Aber hier ist auch der Ort, von dem neue Antriebe zur Thätigkeit ausgehen, wo die innere Frische uns zufließt zu fortschreitender Arbeit des Denkens und Handelns. Denn ohne das Gefühl der Befriedigung würde diesem wie jenem die Kraft erlahmen. Ja auch dies dürfen wir behaupten, daß das Maß der Befriedigung, das uns hier bereitet wird, daß die Unlust, die wir hier spüren, einen Maßstab, ein Kennzeichen für uns sein dürfen, ob wir einen Irrweg beschritten haben. In dem Bewußtsein dieses Zusammenhanges zwischen Lust und Unlust auf der einen, Richtung und Inhalt unseres Thuns auf der anderen Seite wurzelt unser Gewissen. Das Gemüth ist seine Stätte.

Aber noch unter einem anderen Gesichtspunkte müssen wir das Gemüth betrachten. Es ist nicht bloß der Quell unseres Friedens und Unfriedens, in den unser Thun zurückfließt, aus dem es hervordringt, es ist zugleich der Ursprungspunkt einer eigenthümlichen Thätigkeit unseres Geistes, der Phantasie. Ergänzend tritt ihr Werk neben den Erwerb unseres Erkennens und Handelns. Je reiner dieses und je schärfer jenes ist, desto mehr erschließt sich unserm Blick die Unvollkommenheit dieser sichtbaren Welt, sowie unseres Seins und Lebens in derselben, desto mehr erwacht auch in unserer Seele der Drang, Vollkommenes zu sehen, in der Sphäre der Vollkommenheit zu leben. Ohne diesen

Drang würden wir die Unvollkommenheit der Welt nicht empfinden; nur am Maßstabe des Vollkommnen beurtheilt, der, an der Außenwelt erwachend, doch dem Inneren entstammt, tritt dieselbe in unser Bewußtsein. So entsteht eine Spannung in unserer Seele zwischen Sollen und Sein; und es ist die Phantasie, welche sie löst, indem sie eine ideale Welt bildet, in der diese Gegensätze ausgeglichen sind. Und ihr dürfen wir in einem besonderen Sinne den Namen der unsichtbaren Welt geben, da nur ihr Stoff, aber nicht ihre Gestalt den Elementen des sichtbaren Daseins entnommen ist. Welche Fülle, welche Kraft dankt die unsichtbare Welt des Geistes dem Gemüthe! Reichthum und Werth eines Menschenlebens, beurtheilt nicht nach dem Maße dessen, was es der Außenwelt, sondern nach dem Maße dessen, was es der eigenen Welt gewährt, wird durch den Umfang und die Kraft des Gemüths bestimmt.

Nur die allgemeinsten Umrisse der unsichtbaren Welt, die sich im Innern der Seele erbaut, aber nicht ihren concreten Inhalt haben wir bis jetzt gezeichnet. Nur ihre leeren Formen, aber nicht das sie erfüllende Leben ist vor unser Auge getreten. Die wichtigste Aufgabe wartet unsrer noch.

Unser Erkennen sucht die letzten Gründe, die höchsten Zwecke, auf denen die Welt ruht, und die ihr gebieten. So kann es nur in der Idee Gottes seinen Abschluß finden, sie allein erklärt den Zusammenhang des Seienden, seine Einheit, die Wechselwirkung, welche die Vielheit zu einem Ganzen bildet. Und einmal ergriffen, wird die Idee Gottes das allbestimmende Princip der Weltanschauung.

Handelnd drücken wir das Siegel des eigenen Seins auf die Außenwelt. Aber wo suchen wir die Norm des Handelns, wo das Vorbild, nach dem wir das eigene Sein bestimmen, wo die Gewalt, durch welche wir die Macht der Begierde zu brechen hoffen? Wieder entsteht in der Seele die Idee Gottes; seinem Willen trachten wir zu folgen, sein Sein wird die Quelle, aus der wir die Kräfte höheren sittlichen Lebens schöpfen.

In dem Gemüthe erfahren wir unser eigenes Selbst, sammeln wir die Erträge der Arbeit und bilden sie der Seele ein als Elemente ihres bleibenden Seins. Hier wird die Idee Gottes erfahren als der Ursprung höchster Freude; die Harmonie der Gesammtanschauung, der Ertrag der Arbeit des Erkennens, erzeugt beseligende Kräfte; die Uebereinstimmung der Norm des göttlichen Willens mit unserem Handeln und unserer Selbstbestimmung, das Ergebniß harter Kämpfe, weckt freudige Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Aber freilich Irrwege des Erkennens, die zu einer disharmonischen Gesammtanschauung geleitet haben; Verfehlungen, die uns in Widerspruch mit dem Willen Gottes gesetzt haben, erregen die tiefste Unlust und den größten Schmerz. Denn das Gemüth ist die Stätte des Gewissens und so zugleich der unmittelbarsten Offenbarung Gottes. Bevor

der Mensch durch die Arbeit des Erkennens die Idee Gottes erfaßt, bevor er seinen Willen an die Norm des göttlichen Willens bindet, hat er schon die Gegenwart Gottes in seinem Gewissen erfahren, hat er in den verborgensten Tiefen seines Gemüthes die Macht einer unbedingten Autorität empfunden. Wir sagen: „bevor", obwohl wir hier nicht an eine zeitliche Auseinanderfolge denken; nur die logische Priorität wollen wir uns im Bilde der Zeitvorstellung vergegenwärtigen.

Wir betrachteten aber das Gemüth auch als den Quell der Phantasie, deren wesentlichen Gegenstand die ideale Welt bildet. Alle Kunst und alle Poesie ist eine thatsächliche Correctur der Wirklichkeit. Den Ideen, die hier nur in mangelhafter Weise Gestalt gewinnen, verleiht sie in der Sphäre des Scheindaseins eine vollkommnere Geltung. Ist nun diese ideale Welt nur ein Gebilde der Phantasie, nur eine Illusion, dann ist die Rückkehr aus ihren Gefilden in dies irdische Dasein nothwendig eine schmerzhafte, und die Klage des Dichters hat ein Recht:

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Aber wie, wenn Poesie und Kunst Prophetinnen einer höheren Daseinsweise sind, in welcher sittliche und natürliche Ordnung harmonisch sich begegnen, wenn der Verlauf des menschlichen Lebens, der hier so oft in disharmonischen Tönen ausklingt, eine Fortsetzung und innere Vollendung findet, in welcher der Streit sich in Frieden wandelt? Dann vereinigt sich Poesie und Kunst mit religiösen Gefühlen, da keine menschliche Thätigkeit, nur das schöpferische Wirken Gottes diese Einheit zwischen sittlichem Werth und Zustand des Seins hervorbringen kann; Gott, in dem wir die vollkommne unlösbare Identität beider erkennen.

So tritt in der Religion der Mensch in die Sphäre des ewigen, unendlichen Seins, seine unsichtbare Welt wird durch die Gemeinschaft mit Gott von den Kräften des vollendeten Seins erfüllt.

Das religiöse Leben ist nun aber das Werk der Freiheit. Das Sein Gottes läßt sich durch keine wissenschaftliche Demonstration zur völligen Evidenz bringen. Auch wer günstiger über die Beweise für das Dasein Gottes denkt, als jetzt üblich geworden ist, wird dies zugestehen. Wäre es anders, so hätte es nie wissenschaftliche Systeme gegeben, welche Gottes als einer unnützen Hypothese entbehren zu können meinen; nie Systeme, welche ein wissenschaftliches Erkennen über die Grenzen der räumlichen und zeitlichen Erscheinung hinaus für unmöglich erklären.

Wir sind allerdings der Meinung, daß, vorausgesetzt, die Formen unsers Denkens gestatten, die Welt der Erscheinung zu überschreiten, die Idee Gottes ein denknothwendiger Begriff ist. Diese Voraussetzung aber, die uns persönlich gewiß ist, kann nicht stringent bewiesen werden. Wir können auf das Unbefriedigende der Gesammtanschauung, die durch Leugnung jener Voraussetzung entsteht, hinweisen; aber wer das, was uns unbefriedigend erscheint, nicht unbefriedigend findet oder resignirend sich in das Unbefriedigende findet, wird durch unsre Demonstrationen nicht erschüttert werden. Es ist hier nicht anders wie mit philosophischen Systemen überhaupt. Sie wurzeln alle in einer Grundanschauung, die weder widerlegt noch bewiesen werden kann. Eine solche Grundanschauung ist der Glaube. Jedes philosophische System, jede eigenthümliche Art der Welterklärung wurzelt ebenso wie die Religion in Acten des Glaubens. Mit Recht sagt ein neuerer dänischer Theologe in einer auch sonst an zutreffenden apologetischen Bemerkungen reichen Schrift: „Will man dem Begriff der Wissenschaft einen möglichst weiten Umfang geben, so habe ich durchaus nichts dagegen; aber das scheint doch auf der Hand zu liegen, daß eine Grenze gezogen werden muß zwischen derjenigen Wissenschaft, die uns allen ihre Resultate, auch gegen unsern Willen, aufzwingen kann, also der im eigentlichsten Sinne exacten Wissenschaft, und andrerseits derjenigen, die zwar zu überzeugen, nicht aber im wahren Sinne des Wortes zu beweisen, nicht Anderen ihre Erkenntnisse aufzuzwingen vermag, weil sie eben in letzter Instanz auf einem Glaubensverhältniß zum Unsichtbaren beruht, das seiner Natur nach stets ein freiwilliges ist."*)

Das religiöse Leben in der Sphäre des Handelns stellt sich dar im Gebet. Hier schauen wir das vollkommne Vorbild Gottes, hier schöpfen wir aus seiner Fülle die sittliche Kraft, hier stellen wir die Güter des irdischen Lebens unter seinen Schutz. Das Gebet aber ist die freieste That, der Betende tritt aus der Welt des Endlichen in die Welt der Unendlichkeit, aus der Zeit in die Ewigkeit. Was das Herz liebend erfaßt, was den werthvollen Inhalt des Lebens bildet, was das Begehren der Seele zum Ziele erwählt hat, stellt er in das Licht des göttlichen Willens, daß es von ihm berührt werde und dadurch Wirklichkeit gewinne. So offenbart sich im Gebet Reichthum und Tiefe des Menschenherzens.**)

*) Paludan-Müller, Das Sichtbare und das Unsichtbare. Gotha, F. A. Perthes, 1879. S. 46.

**) Vgl. Monrad, Aus der Welt des Gebetes. Vierte Auflage. Gotha, F. A. Perthes, 1879. Der Verfasser dieses Buches, einer Schrift von seltner Schönheit, Wahrheit und Tiefe, ist der frühere Minister Dänemarks, der 1864 den Krieg gegen Deutschland eröffnete, nach dem Frieden mit seiner Familie nach Neu-Seeland auswanderte und, da sein Besitz-

Im Gemüth aber, der Stätte des Gewissens, erfährt der Fromme das Bewußtsein der Einheit seines Willens mit dem Willen Gottes und damit Frieden, aber zugleich auch den Widerspruch seines Willens mit dem Willen Gottes und damit Unfrieden. Und wieder liegt es in der Hand der Freiheit, dieser Erfahrung sich zu entziehen und so das Eintreten derselben zu verhindern; Gewissenhaftigkeit und Gewissenlosigkeit sind beide das Werk der Freiheit.

So entsteht und besteht die unsichtbare Welt, welche die Religion in der menschlichen Seele erbaut, durch die That der Freiheit.

Königsberg i. P. H. Jacoby.

Gustav Adolf und der Brand von Magdeburg.

(Schluß.)

Auf die Person Bakes und auf das Werk, in welchem sich sein Zeugniß über die Magdeburger Katastrophe findet, wird weiter unten noch etwas näher einzugehen sein; hier handelt es sich zunächst darum, dieses Zeugniß selbst vorzuführen und nach seiner Glaubwürdigkeit zu prüfen. Bake knüpft seine Bemerkung an die Erklärung der Stelle Psalm 74, Vers 7, welche in der Lutherschen Uebersetzung lautet: „Sie verbrennen Dein Heiligthum, sie entweihen die Wohnung Deines Namens zu Boden.“ Hierzu bemerkt er: „Luther übersetzt richtig: zu Boden, denn wer ein Feuer anzündet, der hat die Flamme nicht in seiner Hand; darum greift sie weiter um sich und verzehrt alles von Grund aus.“ Und zu dieser in lateinischer Sprache gegebenen Erläuterung fügt er nun nach seiner Gewohnheit deutsch hinzu: „Wie gern hett Tylli gesehen, daß man unser Magdeburgisches Feuer, welches Pappenheim anzünden heissen, hätte leschen mögen, aber es wolt nicht sein, alles must zu Boden gehen.“

Aus dem Zusammenhange geht hervor, daß hier nicht die Rede ist von absichtlicher Brandlegung; denn bei dieser ist ja die Einäscherung beabsichtigt, während es sich hier um achtlos angezündetes Feuer handelt, welches dann so schnell um sich greift, daß ein Löschen desselben unmöglich ist. Eine absichtliche Brandstiftung von Seiten Pappenheims ist auch schon um deswillen ausge-

---

thum von den Maoris verwüstet wurde, in sein Vaterland zurückgekehrt ist. Er bekleidet jetzt das Amt eines Bischofs von Lolland und Falster. Die genannte Schrift ist die reife Frucht eines schwer geprüften Menschenlebens.

schlossen, weil es schlechterdings undenkbar ist, daß Pappenheim gegen den bestimmten Willen Tillys, der aus strategischen Gründen die Stadt schonen wollte und mußte, sie in Brand gesteckt hätte.

Auf Grund von Bakes Zeugniß und in Erwägung der bereits geschilderten Umstände wird man sich die Situation also etwa in folgender Weise zu denken haben: Bei dem Sturme auf die Stadt und dem heftigen Straßenkampfe, der sich nach dem Eindringen der Schaaren Pappenheims in das Innere der Stadt erhob, wird Pappenheim im Eifer des Gefechts den Befehl gegeben haben, einige Häuser in Brand zu stecken, welche den Vertheidigern der Stadt willkommene Deckung boten, oder von denen aus direct gegen die Anstürmenden aus sicherem Verstecke geschossen wurde. Als der Kampf weitertobte, griff das Feuer mehr und mehr um sich, später wohl auch noch genährt durch die Zerstörungswuth der kaiserlichen Soldaten, welche, wie Thodänus erzählt, durch Zertrümmerung der Hausgeräthe in blindem Eifer dem tobenden Elemente immer neues Material zuführten. Als dann Tilly, mehr durch strategische Gründe als durch Menschlichkeit bewogen, den Befehl zum Löschen gab, war es zu spät. Wie bei dem großen Brande von Hamburg 1842, so war es auch in Magdeburg nicht möglich, des Feuers, das auf verschiedenen Punkten der Stadt gleichzeitig wüthete, Herr zu werden, da die gefüllten Speicher der damals neben Hamburg reichsten Handelsstadt in Norddeutschland der Flamme immer neue Nahrung boten und bei der Plünderungswuth der rohen und in Folge ihrer Unmäßigkeit berauschten Soldateska an eine erfolgreiche Löschthätigkeit von Anfang an nicht zu denken war. Daß dann angesichts der ungeheuren Gräuel einzelne Bürger die Verzweiflung erfaßte und sie lieber dem wüthenden Elemente zum Opfer fallen wollten als in die Hand entmenschter Wütheriche, ist ebensowenig unwahrscheinlich, wie daß der Oberst Falkenberg das Rathhaus mit allen seinen verrätherischen Insassen in Flammen aufgehen ließ. Aber weder dieser Racheact des in seiner Soldatenehre tödtlich gekränkten Befehlshabers, noch einzelne Acte der Verzweiflung von Seiten der Bürgerschaft würden allein den Untergang der stolzen Stadt herbeigeführt haben, wenn nicht die Wuth der kämpfenden und plündernden Soldaten die Flamme zum Untergange der Stadt geschürt hätte.

Für die Angabe des Dompredigers Bake spricht nicht bloß in hohem Grade die Glaubwürdigkeit der berichteten Thatsache, sondern das Zeugniß selbst ist auch so geartet, daß ein Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit nicht aufkommen kann. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß Bake als Augenzeuge der Katastrophe am besten über die Ursachen, welche die vollständige Einäscherung der Stadt herbeiführten, unterrichtet sein konnte. Sodann ist bei seinem Zeugnisse eine Tendenz von vorn herein ausgeschlossen. Weder wird eine bestimmte Person der Absicht beschuldigt, die Stadt in Asche zu legen, noch kann eine Tendenz

vorliegen bei einer Bemerkung, die erst reichlich 30 Jahre später an die Oeffentlichkeit kam; denn der Psalmencommentar Bakes ist erst 1664 von seinem Sohne herausgegeben worden. Ferner ist die Bemerkung eine ganz gelegentliche; sowie der Verfasser alle ihm bekannten Beispiele aus der alten und neuen Zeit benutzt, um die Wahrheit irgend eines Psalmwortes zu erhärten, so findet sich auch diese Bemerkung innerhalb eines gewaltigen Folianten, aber nur einmal und an einer Stelle, wo der ganze Zusammenhang zur Anführung dieses selbsterlebten Beispiels hinleitete.

Was zum Schluß die Glaubwürdigkeit der Person betrifft, so darf diese in keiner Weise bezweifelt werden. Zwar ist es nachgewiesen, daß die Magdeburger Geistlichen sich durch „Verehrungen" und „Zusagen" bewegen ließen, „das Volk in den Predigten fleißig zu vermahnen, beim König von Schweden standhaft zu bleiben". Es heißt in einem amtlichen Berichte, daß man ihnen Butter, Ochsen, Schweine und dergleichen verehrt und ihnen zugesagt habe, daß sie der Domherren Canonicate und Präbenden haben und bekommen sollten. Aber mit Recht bemerkt Wittich: „Niemand wird leugnen, daß auch tiefinnerste Ueberzeugung, vollster Herzensdrang die Geistlichen von der Kanzel das Volk zum Ausharren in der Noth, zur Standhaftigkeit gegen die Papisten, zur Hingebung, zum freudigen Anschluß an den Rettung verheißenden Schwedenkönig ermahnen ließ." Ueberdies wissen wir, wie gerade Bake sich durch seine Ruhe und Mäßigung auszeichnete, und zwar in exceptioneller Weise, da seine Amtsbrüder mit aller Leidenschaftlichkeit und Zähigkeit für ihre Sache kämpften in einer Weise, daß sich Bake zu wiederholten Malen direct mißbilligend darüber äußerte. Wir haben es also auch nicht mit dem tendenziös entstellten Berichte eines verbissenen Eiferers für eine trotz aller Hartnäckigkeit verlorene Sache zu thun.

Aber Bake steht nicht nur in dieser Beziehung hoch über seiner durch Fanatismus und Engherzigkeit gekennzeichneten Zeit; die ganze Persönlichkeit dieses Mannes ist eine so bedeutende und fesselnde, daß er auch dann unser Interesse zu erregen im Stande sein würde, wenn sein Schicksal nicht mit der Katastrophe von Magdeburg eng im Zusammenhange stünde. Wir entwerfen daher noch in Kürze ein Bild von dem Leben des Magdeburger Dompredigers, zu welchem uns vereinzelte gelegentliche Bemerkungen in seinem Psalmencommentar das Material liefern.

Reinhard Bake war in Magdeburg am 3. Mai 1587 geboren. Sein Vater gleiches Namens war Sattler und gehörte zu den sogenannten Hundert-Männern des Rathes. Er wurde ihm bereits im Jahre 1588 durch frühzeitigen Tod entrissen. Den ersten Unterricht genoß der junge Bake in der Schule seiner Vaterstadt. Es erinnert an Luthers Jugend, wenn wir von ihm selbst hören, daß er auch Chorsänger war, oder, wie es in Magdeburg hieß, Litaneyschüler. Die

Stelle, wo Bake dies selbst erzählt, lautet: „Bei den Kirchen in Magdeburg hatte man sein wohlbestimmbte Knaben, einen oder drei, hießen die Litaney-Schüler, denen allemal aus dem Klingsecklein Sonntags zugetheilt wurde, ut in choro praecinerent Ecclesiae, in horum coetu ipse olim fui, ad D. Johannis parochiam pertinens.“ Im Jahre 1602, im Alter von 15 Jahren, wurde er von seinen Anverwandten auf Anrathen von Freunden der Familie nach Commotau in Böhmen zu den Jesuiten geschickt. Dort gerieth er aber, wie Frehers Theatrum virorum eruditorum berichtet, der Religion halber in Gefahr und begab sich deshalb nach Hannover. Wahrscheinlich wurde er nach Commotau geschickt, um die von den Jesuiten geleitete lateinische Schule zu besuchen, und es erging ihm dort ähnlich wie dem jungen Zwingli, den die Dominicaner in Bern bereden wollten, in ihren Orden einzutreten, und den deshalb seine Verwandten aus Bern fortschicken mußten, um ihn den Nachstellungen von Seiten der Mönche zu entziehen. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Hannover, wo er unter der Leitung des berühmten Rectors Christian Becmann sich weiterbildete, bezog er 1606 die Universität von Wittenberg und hielt sich dort vier Jahre lang auf. Aus dieser Zeit berichtet er uns ein Geschichtchen, aus dem hervorgeht, daß er vornehme Knaben privatim unterrichtete. „Informavi puerum nobilem,“ sagt er, „quem, cum prima vice castigarem, bonis et blandis ipsum verbis allexi, ut poenae se submitteret. Ich wollte ihm ein gar sanftes Schillinglein zustellen; hernach giengs doch, nachdem die Ruthe fiel; hinc quoties ille postea castigandus erat, verba illa blanda repetiit: Ach, Herr Präceptor gebt mir doch ein fein sanftes Schillinglein.“

Nach Abschluß seiner Studien begab sich Bake 1610 nach seiner Vaterstadt zurück: er war zum Diakonus an der St. Ulrichskirche designirt und wurde den 18. September 1610 in Wittenberg zum Magister artium ernannt. In seiner geistlichen Würde stieg er dann schnell empor: 1616 wurde er am Dome Diakonus und bereits den 16. Januar 1617, also im Alter von 30 Jahren, zum ersten Geistlichen (pastor primarius) am Dom ernannt, worauf er in demselben Jahre am 3. November in Jena zum Doctor der Theologie procreirt wurde. Doch schon bei der Anstellung als Diakonus war nicht alles glatt abgegangen: Bake hatte ohne seine Schuld Feinde und Neider, und zwar im Schooße des städtischen Consistoriums selber. Als er sich deshalb beim Senior des Consistoriums, der ihm zugethan war, beklagte, lächelte dieser und sagte: „Lieber Herr Reinhard, propterea non plores, sed exultes potius; denn den jungen Predigern ists so gut als eine warme Suppen, daß sie bald Anfangs ihres ministerii Widerstand haben, und einen feinen, scharffen Antagonisten, der ihnen die Hörner weidlich schabe.“ Und als er dann, sieben Jahre später, nach mehrfachen Berufungen, zum ersten Domprediger ernannt wurde, da freuten sich alle Gut-

gesinnten, und im Frohgefühl des glücklichen Wechsels trotz der Bestrebungen seiner Gegner, die er an einer anderen Stelle Wäscher und Zungendrescher nennt, legt er seinen Freunden die Worte in den Mund: „Der Stein, den die Bauleute, d. i. die Rathsherren, verworfen haben, ist zum Eckstein geworden." In der Stellung eines ersten Dompredigers verblieb Bake bis zum Jahre 1631, wo die Katastrophe über Magdeburg hereinbrach.

Eine Schilderung der Gräuel bei der Eroberung der Stadt giebt uns Bake zu der Stelle Psalm 79, Vers 1: „Es sind Heiden in Dein Erbe gefallen, die haben Deinen heiligen Tempel verunreinigt und aus Jerusalem Steinhaufen gemacht." Dazu bemerkt er: „Sind nicht die Heiden den 10. Mai 1631 in Gottes Erbe eingefallen? Haben sie nicht so viele herrliche Tempel entweiht und dem Erdboden gleichgemacht? Haben sie nicht Magdeburg in einen Steinhaufen verwandelt? Haben sie nicht die Leichname der Diener Gottes den Vögeln des Himmels zur Speise vorgeworfen und das Fleisch der Heiligen den Thieren des Feldes und den Fischen in der Elbe? Haben sie nicht Blut wie Wasser vergossen in der Stadt und ihrer Umgebung? Wo waren Leute genug, um die Todten zu begraben?" Er selbst mit seiner Familie hatte sich in den Dom geflüchtet und wurde dort nebst vielen Anderen — im Ganzen an 1000 Menschen — drei Tage lang unter den elendesten und entwürdigendsten Verhältnissen gefangen gehalten. „Nie werde ich," sagt er zu Psalm 35, „in meinem ganzen Leben die elende Lage vergessen, die wir nach der Eroberung meiner geliebten Vaterstadt Magdeburg im Dom 3 Tage lang als Gefangene ausgestanden haben. Welchen Spott, Hohn, Schimpf und Bitterkeit haben wir nicht hintergeschluckt (devoravimus). Wie oft hat man auch uns Unglücklichen zugerufen: Heach! hae, hae! ha, ha, he! vah, vah! optime, optime! jam vidimus, quod videre dudum exoptavimus; so muß man die Ketzer bützen! so muß man ihnen die Ratzennest außbrennen! Die Magdeburgische Jungfrau soll hinfort anstat der Thörner zum Klostergarten auskucken! anstat deß Grünenrocks sol sie eine Nonnenkap tragen! anstat des auffgerichteten Kranzes soll sie ein pater noster mit niedergeschlagenen Augen und Armen in Handen haben; und tausenderlei mehr in dieser wahrhaft höllischen Noth."

Als am 13. Mai Tilly selbst in die Stadt einzog, thaten Bake und seine Amtsbrüder vor der Kirche einen Fußfall, worauf er sie nebst ihren Weibern und Kindern in die Möllenvogtei bringen und ihnen etwas Speise reichen ließ. So erzählt ein alter Bericht. Weniger glaubwürdig ist eine andere Tradition, wonach Bake den Tilly mit den parodirten Worten des antiken Dichters empfangen haben soll:

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magdeburgo: fuimus Troes! fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes.

Durch die uneigennützige Unterstützung von Tillys Geheimschreiber, dem Mailänder Stephanus Bossius, der Bake nicht bloß mit Rath, sondern auch mit klingender Münze beistand, gelang es Bake, mit den Seinen die Stadt zu verlassen, nachdem er etwa 14 Tage lang sammt den Seinen unter der Aufsicht von zehn rohen Kriegern gefangen gehalten worden war, wobei er, wie er sagt, fast eines langsamen Todes starb: „wir kirreten und knirreten darunter — d. h. unter der Last dieses Elends — wie ein Wagen, der, zu sehr beladen, itzo in Stück zerbrechen will."

Er begab sich zunächst nach Schmiedeberg, einem kleinen Städtchen in der Dübener Heide, südlich von Wittenberg, und als er hier im Kirchenstuhle des Pastors eine alte, mit Ketten angeschlossene Bibel aufschlug, fiel sein Auge auf die Worte des 7. Psalms: „Stehe auf, Herr! und hilf mir wieder in das Amt, das du mir befohlen hast." Hierdurch ermuthigt, wandte er sich an die auf dem Schlosse Lichtenburg — in der Nähe des wenige Stunden entfernten Städtchens Prettin an der Elbe — residirende Wittwe des Kurfürsten Christian II. mit der Bitte, sie möge ihren Einfluß dahin verwenden, daß ihm bei passender Gelegenheit in den kursächsischen Landen eine Anstellung als Geistlicher bewilligt werde. Unmittelbar von dem Hofe seiner Gönnerin hinweg wurde er nach Dresden berufen, und hier wurde ihm das Ephorat von Grimma übertragen. Am 16. November 1631, gerade ein Jahr vor der Lützener Schlacht, wurde er in sein neues Amt eingewiesen. Auch der Stadt Grimma, die ebenfalls vom Kriege heimgesucht wurde, war Bake von großem Nutzen. Zweimal erreichte er es durch seine Beredsamkeit, daß die feindlichen Heerführer die Stadt vor dem drohenden Untergange verschonten. Trotzdem erntete er nur Undank; er selber sagt, daß er nicht bloß von den ungebildeten Leuten, sondern auch a quibusdam doctis Unbill zu leiden hatte. Kein Wunder, daß er nicht zögerte, als ihm ein ehrenvoller Ruf aus seiner Vaterstadt zukam, diesen anzunehmen. Im Jahre 1640, nach 9jähriger Wirksamkeit in Grimma, kehrte er nach Magdeburg zurück und übernahm aufs neue sein früheres Amt als erster Domprediger, in welcher Wirksamkeit er bis an sein Ende verblieb. Er starb in Magdeburg am 19. Februar 1657 in einem Alter von 70 Jahren, überlebte also die Zerstörung von Magdeburg um 26 Jahre.

In diesem kurzen Abriß seines Lebens ist zugleich eine Seite seines Psalmencommentars und zwar die interessanteste berührt worden. Zur Verdeutlichung und zum Erweise der Wahrheit der Psalmenworte erzählt nämlich Bake, was ihm irgend aus der Geschichte der Vorzeit oder seiner eigenen Zeit bekannt ist und passend erscheint. Er berichtet mit ernsthafter Gewissenhaftigkeit, daß bei dem Kampfe um Troja 880000 Griechen und 686000 Trojaner gefallen seien, und erzählt, daß bei der Ankunft der Leiche des Kurfürsten Moritz von Sachsen

in Döbeln bei dem allgemeinen Wehklagen auch ein Pferd in Thränen ausgebrochen sei. Er erwähnt Zoilus, den Homerkritiker, und citirt Plutarchs Schrift De ira cohibenda, er theilt die Grabschrift des ritterlichen Saladin mit und bespricht die Erfindung Guido's von Arezzo. Von wirklich historischem Werthe sind die Bemerkungen über Begebenheiten seiner eigenen Zeit; besonders für die Cultur- und Sittengeschichte wird sich manches Interessante und bisher Unbekannte aus seinem Werke gewinnen lassen. Er spricht über das Soldatenleben und über die Trunksucht der deutschen Fürsten, über das Studentenleben und die Gymnasialbildung; vom Gymnasium zu Zwickau erzählt er, daß es damals unter dem Namen „Schleiff-Mühl zu Zwickaw" (mola acutoria) bekannt gewesen sei, wegen der strengen Disciplin, die der Rector Plateanus eingeführt hatte. In seiner Gesinnung ist Bake durchaus deutsch national; er beklagt es, daß sich so viele Handwerksgesellen durch die Aussicht auf Gewinn und arbeitsloses Leben ihrem Gewerbe entfremden und für das Soldatenleben werben lassen; es sei dies ein großer Schade für das social-ökonomische Wohl Deutschlands.

Alle diese Bemerkungen giebt er in einer kernigen, oft auch humorvollen Sprache. So hat er uns auch viele alte Kernsprüche überliefert, unter anderen ein Wort Selnekkers über den Undank:

Wer nütz will sein,
Geb sich darein,
Arbeite sich krank,
Hoffe kein Danck,
Er fresse Koth,
Thue dafür Golt,
Sonst ist seinen Diensten Niemand holt.

Auch das socialistische, aus den Bauernkriegen bekannte Verschen erwähnt er:

Als Adam hackt' und Eva span,
Wer war da ein Edelmann?

Besonders sind seine Uebersetzungen classischer Sprichwörter ebenso originell als kernig deutsch. Nur ein Beispiel sei zum Schlusse noch angeführt, welches wegen einer Parallele aus weit späterer Zeit frappirt. Seume erzählt uns in seiner Selbstbiographie, daß er einst das horazische Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi übersetzt habe: „Wenn sich die Könige raufen, müssen die Bauern Haare lassen." Der Rector Korbinsky in Borna war mit dieser derben, aber treffenden Uebersetzung sehr wohl zufrieden. Denselben Vers giebt Bake ganz ähnlich wieder: „Wanns dem Printzen übel geht, ich meine die armen Unterthanen müssen Haar lassen."

Leipzig. B. R.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

4. Die deutsche Gesetzgebung über die Juden unmittelbar vor der Emancipation.

In unserm dritten Artikel verfolgten wir die Geschichte des Judenvolkes in seinen deutschen Colonien bis zu dem General-Judenprivilegium Friedrichs des Großen und den reformatorischen Versuchen Moses Mendelssohns. Im vorliegenden führen wir sie weiter bis zur vollständigen Emancipation des semitischen Elements, deren Zustandekommen wir im fünften Kapitel besprechen werden, und stellen ausführlich dar, welcher Art die Gesetzgebung der verschiedenen deutschen Länder unmittelbar vor jener Maßregel war.

Recht angenehme Aussichten eröffneten sich den Juden durch das Toleranzedict, welches Kaiser Josef 1782 für Oesterreich erließ, und zu welchem derselbe wahrscheinlich durch die 1781 erschienene Schrift des preußischen Staatsmannes Dohm „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" angeregt worden war, die alle Hindernisse, welche einer Gleichberechtigung derselben in ihrem Wesen entgegenstanden, als Folgen des auf ihnen lastenden Druckes betrachtet wissen wollte und daraus für den Staat die Pflicht herleitete, die Juden durch allmähliche Beseitigung dieses Druckes zur Gewinnung der ihnen angeblich zukommenden Rechtsstellung zu befähigen. Josefs Edict stellte die Juden mit den Christen vor dem Gesetze gleich, schaffte den gelben Fleck, die Ghetti und die Ausschließung von öffentlichen Vergnügungsorten ab, gestattete den österreichischen Israeliten den Betrieb der Handwerke, der Advocatur und der ärztlichen Praxis und verlangte von ihnen den Gebrauch der deutschen Sprache und die Errichtung öffentlicher Lehranstalten zu geeigneter Erziehung ihrer Jugend, der übrigens auch der Eintritt in andere öffentliche Schulen erlaubt wurde. Indeß gelangten die Bestimmungen dieses Erlasses damals nicht zu ernstlicher Ausführung, und die völlige Emancipation der Juden in Oesterreich und Ungarn vollzog sich erst in viel späterer Zeit.

In Preußen wurden den Israeliten 1790 einige weitere Entlastungen bewilligt. Aehnliches fand in andern deutschen Staaten statt, immer aber verfuhr man dabei mit Maß und Vorsicht. Dagegen gelangten die Juden in Frankreich durch die Revolution von 1789 plötzlich zum Genusse aller staatsbürgerlichen Rechte, und Napoleon ließ sie im Ganzen dabei. Dies wirkte auch auf Deutschland weiter. Die Rheinbundsstaaten folgten von 1806 bis 1813 großentheils dem Vorbilde der Regierung ihres Protectors und Hegemons. Der Leibzoll wurde schon

1807 allenthalben aufgehoben. Baden proclamirte 1808 den Grundsatz, daß den Juden das unbeschränkte Bürgerrecht zu gewähren sei, ordnete jedoch einen Uebergangszustand bis zu voller Verwirklichung desselben an. In Sachsen, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, den thüringischen und anhaltischen Staaten machte man den Israeliten von 1807 bis 1810 größere oder geringere Zugeständnisse und eröffnete ihnen Aussicht auf weitere Erleichterungen. Im December 1811 ertheilte der Fürst-Primas, der in der Nachahmung französischer Einrichtungen bekanntlich immer voran war, den Frankfurter Juden das volle Staatsbürgerrecht. Im Jahre darauf erließ der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eine Verordnung, welche die Israeliten für Inländer erklärte, ihnen bis auf die Bekleidung von Staatsämtern gleiche Rechte mit den deutschen Unterthanen zusicherte und Ehen zwischen beiden Klassen der Bevölkerung gestattete — Bestimmungen und Gerechtsame, die jedoch später als unpraktisch zurückgenommen wurden. Endlich gewährte 1813 auch Baiern seinen israelitischen Staatsangehörigen größere Rechte und Freiheiten, als sie bisher genossen hatten.

Noch entschiedener und, wie wir schon jetzt vielleicht sagen dürfen, noch unvorsichtiger ging man in den deutschen Staaten zu Werke, die lediglich durch den Willen des französischen Kaisers zu Stande gekommen und fast unmittelbar von diesem Willen abhängig waren. Im Großherzogthume Berg wurde bereits 1807 und im Königreiche Westfalen 1808 die volle bürgerliche und politische Gleichberechtigung der Juden mit der deutschen Bevölkerung eingeführt und im letztgenannten Lande auch die Einsetzung eines israelitischen Consistoriums nach französischem Muster angeordnet.

Einer der letzten deutschen Staaten, die dieser von außen her veranlaßten Bewegung für Aufnahme der Juden unter ihre vollberechtigten Angehörigen folgten, war Preußen, das dieselben durch das Edict vom 11. März 1812 für Staatsbürger erklärte, ihnen aber auch jetzt noch von Staatsämtern nur Professuren und andere höhere Lehrerstellen, sowie öffentliche Gemeindeämter zugänglich machte. Dieses Edict bildete aber durchaus kein Glied in der Kette der Judengesetze, welche auf Grund der Erklärung der Menschenrechte und der Gesetzgebung Napoleons in Deutschland nach und nach ergangen waren, um zum großen Theil zur Freude der deutschen Bevölkerung wieder aufgehoben zu werden, als die Hegemonie Frankreichs ein Ende genommen hatte.

Man wußte damals in Preußen wie anderwärts noch immer, daß Vorsicht geboten war. Hatte doch*), nachdem in den Rheinlanden unter französischer Herrschaft die Juden den Deutschen gleichgestellt worden waren, in Folge von

*) Wir benutzen von hier an eine Abhandlung über „Die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Deutschland“, die sich in dem 1848 erschienenen ersten Bande der Brockhaus'schen „Gegenwart“ findet.

vielfältigen Klagen über den schamlosen Wucher der ersteren schon 1808 ein kaiserliches Decret alle Schuldforderungen der Juden erheblichen Beschränkungen unterworfen, ihnen untersagt, Dienstboten auf Pfand zu leihen und Werkzeuge oder Kleidungsstücke von Arbeitsleuten in dieser Weise anzunehmen, ferner die Freizügigkeit derselben beschränkt, insbesondere aber ihre Befugniß zu kaufmännischen Geschäften von der Lösung alljährlich zu erneuernder Moralitätspatente abhängig gemacht. Das Decret sollte nur auf zehn Jahre gelten. Aber nach Ablauf derselben erklärte die Immediat-Commission zu Cöln, daß die Juden noch jetzt demselben gefährlichen Schachergeiste ergeben wären und durch ihren Wucher den Wohlstand der ländlichen Bevölkerung in gleicher Weise untergrüben wie früher. 1826 wollten die rheinischen Stände das Decret von 1808 sogar auf die ganze Provinz ausgedehnt wissen, und noch um die Mitte der vierziger Jahre ergab sich aus Aeußerungen der Landräthe und Friedensrichter, die nach eigner Wahrnehmung urtheilten, daß der verderbliche Einfluß der Juden auf die niedere Klasse der Bevölkerung noch immer fortdauere.

Die Regierung zu Aachen bemerkte, daß selbst die reicheren von ihnen unter dem Deckmantel eines ehrlichen Gewerbes über eine Schaar von Schacherjuden zu Wuchergeschäften verfügten. Die Generalprocuratur zu Cöln äußerte: „Die Juden treiben in der Regel Handel mit Vieh oder Waaren und befassen sich nur selten mit einem Handwerk oder der Landwirthschaft. Ihre Geschäfte pflegen sie nur klein (im Umherziehen mit abgetragenen Kleidern, Lumpen und altem Eisen) anzufangen. Bei angewachsenen Mitteln wird dieses Geschäft ausgedehnt auf Fleisch, Ellenwaaren und andere Artikel, bis sie allmählich zu größeren Gegenständen übergehen; vorzüglich aber finden sie ihre Rechnung bei den Landbewohnern, welche sich in ihren Geldverlegenheiten fast ausschließlich an die Juden wenden. Am häufigsten treten Uebervortheilungen beim Viehhandel dadurch hervor, daß die Juden außer dem Preise des Viehs sich eine Zugabe in Korn, Weizen, Kartoffeln ausbedingen und die Ablieferung zu einer Zeit fordern, wo die Preise aufs höchste gestiegen sind. Jetzt wird Ausstand verlangt und gegeben; der Bauer borgt noch Geld dazu und verspricht Zinsen und außerdem wieder eine Entschädigung in Früchten. Bei Ablauf des erhaltenen Ausstandes wiederholt sich dieses Verfahren, und so geht es fort, bis der Schuldner bei Aufstellung der durch die Zinsen hochangewachsenen Schlußrechnung sich ganz in den Händen seines jüdischen Gläubigers befindet. Dann macht dieser sich an die Immobilien, durch notarielle oder gerichtliche Urkunden weiß er sich Hypothek zu verschaffen, die Subhastation wird veranlaßt und der Schuldner an den Bettelstab gebracht. Viele Grundbesitzungen sollen auf diese Weise in die Hände der Juden gekommen, viele Landleute verarmt, Juden dagegen, welche noch vor zehn Jahren den Packen durch das Land getragen, Besitzer ansehn-

licher Güter geworden sein. Oefters soll es sich herausgestellt haben, daß durch theilweise Einbehaltung des Kapitals, wucherische Zinsen, simulirte Acte, Verkäufe auf Wiederverkauf, Aufdringen von Waaren Schuldner ungewöhnlich bedrückt worden."

Aehnliche Schändlichkeiten berichteten die Oberprocuratoren zu Coblenz und Trier. Der letztere schrieb u. a.: „Auf dem Lande sind die Juden in der Regel die Banquiers der Bauern, indem sie auch die unbedeutendsten Vorschüsse machen, lange Termine gestatten und sich nicht mehr als die gesetzlichen Zinsen versprechen lassen, dabei aber ihren Vortheil dadurch erreichen, daß sie sich (wie schon die Rabbinen des Talmud) Früchte, Wein und dgl. als Nebenschenkung ausbedingen, welche weder auf Zinsen noch auf Kapital angerechnet wird. Der Detailhandel mit Specereiwaaren und Victualien ist fast ausschließlich in ihren Händen, und derselbe wird dadurch ebenfalls zum Wuchergeschäft, daß die Juden auch hierfür den Abnehmern Ausstand gestatten, für diesen Ausstand aber Lieferungen nehmen, die nicht in Anrechnung gebracht werden. Die Noth der Landleute wird immer benutzt, um ein Geschäft mit ihnen zu machen oder eine bestehende Forderung zu vergrößern. Der Bauer, der nicht zahlen kann, geht auf alle Bedingungen der Juden ein, um die gerichtliche Einklagung einer Forderung zu beseitigen; er macht Abschlagslieferungen, Abschlagszahlungen ohne Quittung, kauft Waaren, die er gar nicht brauchen kann, zu hohen Preisen läßt sich bare Zuschüsse zu der früheren Schuld geben, wenn er auch kein Geld nöthig hat, verkauft seine Ernte vor der Zeit und ohne daß er den Preis übersehen kann, nur um den andringenden Gläubiger augenblicklich zu beschwichtigen. Dieser verfolgt aber sein Ziel unermüdlich, gelangt zu einer Hypothekenverschreibung oder gar zu einem freiwilligen Urtheil und ist am Ende im Besitze des Vermögens des Landmanns, ohne daß dieser weiß, wie er dazu gekommen ist."

Nicht anders trieben es die Juden in andern Gegenden Preußens, namentlich in Schlesien und den nordöstlichen Provinzen, desgleichen in allen andern deutschen Ländern, wo man sie ganz oder theilweise emancipirt und ihre Emancipation nicht wieder zurückgenommen hatte. Und nicht bloß der kleine Mann litt unter ihren wucherischen Manövern und ihren sonstigen niederträchtigen Praktiken, sondern auch Großgrundbesitzer, wohlhabende Fabrikanten und Handwerker, Angehörige des Beamten- und Offiziersstandes u. a., die sich unvorsichtig mit jüdischen Geldleuten eingelassen, verloren durch sie Hab und Gut. Mit einem Worte: fast überall, wo sich Juden hatten einnisten dürfen, waren sie ihrer großen Mehrzahl nach gleich ihren Vätern und Urvätern ein Landschaden.

Trotz dieser Beobachtungen und Erfahrungen schritt man von 1823 an hie und da in Deutschland zu größerer Befreiung des gefährlichen semitischen

Elements von den alten oder ihm neu wieder angelegten Fesseln. Doch verfuhr man immerhin dabei meist noch mit Behutsamkeit. So zuerst in den Jahren 1823 bis 1828 in Würtemberg, wo die Regierung mit den Ständen ein Gesetz vereinbarte, welches zwar von der Nachgiebigkeit gegen „humane" Zeitforderungen aber auch von der Vorsicht eingegeben war. Nach demselben waren die im Lande einheimischen Juden principiell Staatsbürger. Das Schutzverhältniß mit seinen Abgaben hatte aufgehört. Ein besonderes Privatrecht für die Juden gab es nicht mehr, die alten Beschränkungen derselben in der Wahl eines Berufs waren beseitigt. Sie konnten sogar Staatsbeamte werden, sie waren in gleichem Grade zeugnißfähig wie die deutschen Bewohner des Königreiches, sie waren diesen auch hinsichtlich der Erlaubniß zum Aufenthalt an dem oder jenem Punkte des Landes und bezüglich der Erwerbung des Ortsbürgerrechts gleichgestellt. Doch hatte die Regel ihre Ausnahmen und Beschränkungen. Die Juden durften nur das ortsbürgerliche, nicht aber zugleich das staatsbürgerliche Wahlrecht ausüben. Sie durften sich ferner nur mit Erlaubniß des Gemeinderaths in einer fremden Gemeinde aufhalten. Ferner konnten sie eine Gemeinde nur dann nöthigen, sie aufzunehmen, wenn sie sich wenigstens zehn Jahre lang zum Betriebe des Feldbaues oder eines Handwerks gewerbsmäßig vorbereitet hatten und diesen Erwerbszweigen allein sich zu widmen versprachen. Jüdische Bäcker, Schneider und Fleischer konnten sich nur an Orten ansiedeln, wo amtlich erklärt war, daß diese Gewerbe noch nicht übersetzt seien. Wirklicher Bürger einer Gemeinde wurde der Aufgenommene erst, nachdem er sein Gewerbe daselbst zehn Jahre lang der Ordnung gemäß betrieben. Die Zahl der bei Erlaß des Gesetzes bestehenden jüdischen Detailhandlungen konnte nur mit Bewilligung des betreffenden Gemeinderathes vermehrt, ein Jude nur nach siebenjähriger Vorbereitung in einem kaufmännischen Geschäft oder durch Staatsprüfung in die Kaufmanns-Innung aufgenommen werden. Der zünftige jüdische Handwerker darf, so besagte das Gesetz weiter, mit fremden Fabrikaten seines Gewerbes nur so lange handeln, als er letzteres selbst betreibt. Vom Güterhandel sind die Juden ausgeschlossen. Sie müssen ein Grundstück drei Jahre lang bewirthschaftet haben, ehe sie es verkaufen dürfen. Mäklergeschäfte bei Güterverkäufen oder Allodificationen bei Falllehen sind ihnen bei Strafe verboten. Die mit einem Gute verbundenen Patronats-, Gerichtsbarkeits- und Polizeirechte ruhen, so lange es sich in den Händen eines Juden befindet. Die Israeliten haben mit obrigkeitlicher Genehmigung bestimmte Familiennamen anzunehmen, sie bedürfen zur Schließung einer Ehe der Erlaubniß des Bezirksamts, Verheirathungen zwischen ihnen und Christen sind unstatthaft, die Juden müssen sich in allen geschäftlichen Beziehungen, bei der Führung ihrer Handelsbücher, bei Rechnungen u. dgl. ausschließlich der deutschen Sprache

und Schrift, sowie der christlichen Zeitrechnung bedienen. Endlich enthielt das Gesetz eine starke Einschränkung der Einwanderung fremder Juden. Solche, die den Schacher betrieben, waren ganz ausgeschlossen, aber auch andere sollten nur Zulaß finden, wenn eine Gemeinde sie zu Ortsbürgern aufzunehmen gewillt wäre. Ferner sollte ein eingewanderter Jude niemals eine Uebersiedelung aus einer Gemeinde in die andere erzwingen können, und schließlich war selbst der bloß vorübergehende Aufenthalt im Lande auswärtigen Israeliten nur unter gewissen Bedingungen gestattet.

Aehnliches stellte das weimarische Judengesetz fest, welches 1833 zu Stande kam, und nach welchem die Juden ebenfalls das Staats- und Gemeindebürgerrecht besaßen. Es heißt darin u. a.: Landtagsabgeordnete können sie nicht werden, wohl aber Staats- und Gemeindebeamte. Der Militärpflicht unterliegen sie wie die Christen. Fremde Juden sollen in der Regel nicht aufgenommen werden, und die inländischen sind auf ihren oder ihrer Eltern dermaligen Wohnort beschränkt. Wo ihnen ein eigener Bezirk dieses Ortes angewiesen ist (die „Judengasse"), soll es dabei verbleiben. Veränderung des Wohnsitzes ist ihnen nur mit Erlaubniß der Regierung und unter Beibringung eines förmlichen, von zwei Dritteln sämmtlicher stimmfähiger Einwohner gefaßten Gemeindebeschlusses gestattet. Zinsen und Zehnten, die nicht zu Grundstücken gehören, sowie Güter, mit denen das Recht zur Landstandschaft oder andere grundherrliche Rechte verbunden sind, dürfen sie nicht erwerben. Andere Grundstücke an ihrem Wohnorte können sie pachten und besitzen, Feldgüter jedoch nur mit jüdischem Gesinde bewirthschaften. Der Gewerbebetrieb steht ihnen frei, nur dürfen sie nicht Brauer, Bäcker, Metzger oder Wirthe sein. Zur Schließung einer Ehe ist die staatliche Genehmigung erforderlich. Von mehreren Söhnen eines Juden, die sich dem Handelsstande widmen, darf nur einer heirathen, ein zweiter, dritter u. s. w. nur dann, wenn er auf den Betrieb kaufmännischer Geschäfte verzichtet. Misch-Ehen zwischen Juden und Christen sind giltig, doch müssen die Kinder in der christlichen Religion erzogen werden. Unbeschränkt vertragsfähig sind jüdische Kaufleute, die in Weimar oder Eisenach größere Handels- oder Wechselgeschäfte betreiben oder als Innungsverwandte einen offenen Laden halten. Im ganzen Großherzogthum unbeschränkt sind ferner die Verträge, welche „aus einem regelmäßig erlernten Handwerke über Waaren, die zur Zunftberechtigung gehören, geschlossen worden sind, desgleichen die Verträge mit schriftsässigen oder wechselfähigen Personen. Endlich sind an keine Förmlichkeiten gebunden: Verträge zwischen Juden, sogleich erfüllte und solche, nach welchen nur der Christ Gläubiger oder nicht über fünf Thaler Schuldner wird. Dagegen sind Verträge in Betreff einer zehn Thaler übersteigenden Schuld eines Christen nur giltig, wenn sie im Inlande und von der ordentlichen Ge-

richtsobrigkeit einer der Parteien oder von dem Gerichte des Contractes bestätigt sind. Aus einem Vertrage gegen diese Bestimmungen hat der Jude weder Klage noch Einrede; nur das, was er aus einem solchen erweislich gegeben, kann er zurückfordern. Zum Beweise der Hingabe und des Werthes sind schriftliche Bekenntnisse der Empfänger und jüdische Zeugen keine zulässigen Mittel. Ueberhaupt ist es dem Richter überlassen, den Werth eines jüdischen Zeugnisses nach den Umständen zu ermessen."

Weit weniger günstig, weil mit größerer Behutsamkeit, wurden die Verhältnisse der Juden 1838 und 1840 in Sachsen und 1842 in Hannover neugeordnet. In Sachsen waren sie bis 1848 nur geduldet, hatten also weder Staats- noch Ortsbürgerrecht. Staats- oder Gemeindeämter durften sie nicht bekleiden, und bleibender Aufenthalt war ihnen nur in Dresden und Leipzig gestattet, wobei zur Niederlassung auswärtiger und zur Uebersiedelung inländischer Juden eine Genehmigung des Ministeriums des Innern beizubringen war, die erst nach Zustimmung der Obrigkeit und der Gemeindevertreter ertheilt wurde. Nur ein Jude, der einen selbständigen Haushalt führte, durfte in Dresden oder Leipzig, seinem Wohnorte, unbewegliches Eigenthum erwerben, aber nur ein Grundstück, auch konnte er dasselbe erst nach Ablauf von zehn Jahren freiwillig wieder veräußern. Pfandrechte an Immobilien durften Juden zwar erwerben, sie konnten aber nicht in den Besitz der verhafteten Grundstücke gesetzt werden. Untersagt war ihnen der Klein- und Ausschnitthandel, das Halten von Apotheken, die Gast- und Schenkwirthschaft, die Branntweinbrennerei und der Trödel. Zum Betriebe des Großhandels und des Speditionsgeschäfts war ministerielle Bewilligung nöthig. Zünftige Gewerbe durften die Juden zwar betreiben, dabei konnten sie aber nur jüdische Lehrlinge halten und nur selbstgefertigte Waaren verkaufen. Wollte ein inländischer Israelit eine auswärtige Glaubensgenossin heirathen (Misch-Ehen mit Christen waren unzulässig), so war ein besonderer Heirathsconsens erforderlich.

Das hannoversche Judengesetz von 1842 hob das alte Schutzverhältniß der Juden auf, verlieh ihnen aber keine politischen Rechte. Zu selbständiger Niederlassung bedurften sie obrigkeitlicher Erlaubniß und Einwilligung der betreffenden Gemeinde. Ausländischen Israeliten wird, so hieß es in dem Gesetze weiter, die Niederlassung nur mit Ministerial-Genehmigung gestattet, die auch zur Veränderung des Wohnortes innerhalb des Königreichs nothwendig ist. „Von Staats- und Gemeindeämtern sind die Juden ausgeschlossen. Dem Erwerbe von Grundstücken durch sie muß die Erlaubniß der Regierung dazu vorausgehen. Zum Detailhandel wird von mehreren Söhnen eines Juden in der Regel nur einer zugelassen, auch dürfen die an einem Orte befindlichen jüdischen Detailgeschäfte nur nach Anhörung der Gemeinde vermehrt werden. Der Nothhandel

wird nur ausnahmsweise solchen gestattet, die ihren Unterhalt auf andere Weise nicht gewinnen können, auch dürfen jüdische Nothhändler nur einen Gehilfen und auch diesen nur nach Einholung obrigkeitlicher Zustimmung halten. Juden die ohne Erlaubniß Nothhandel treiben, haben aus derlei Geschäften weder Klage noch Einrede. Zur Verheirathung jüdischer Paare bedarf es eines Trauscheins der Obrigkeit, ohne den jede Ehe nichtig ist und Strafe sowie den Verlust der Befugniß zu selbständiger Niederlassung nach sich zieht."

Weniger vorsichtig war man in Baiern gewesen, als man dort 1813 die Verhältnisse des jüdischen Elements neu gestaltete. Zwar ist in dem betreffenden Edict die Einwanderung und Niederlassung fremder Juden durchaus verboten, auch soll die Zahl der jüdischen Familien an den Orten, wo solche vorhanden, nicht vermehrt werden. Ferner ist für die Aufnahme von Juden landesherrliche Genehmigung erforderlich, die ihnen nur bei großen Handels-Unternehmungen oder Errichtung von Fabriken, bei Ergreifung eines Handwerks und Erlangung des Meisterrechts oder bei Ankauf eines zu eigener Bewirthschaftung bestimmten Gutes, welches zur Ernährung der Familie hinreicht, ertheilt werden soll. „Die Juden können aber das Indigenat erlangen, wenn sie ihre bisherige Aufnahmsurkunde vorlegen, feste Familiennamen annehmen und den Unterthanen-Eid leisten, und genießen dann die allgemeinen bürgerlichen Rechte." „Zu Staats- und Gemeindeämtern sind sie im Allgemeinen zugelassen, nur Landräthe und Landtagsabgeordnete können sie nicht werden. Sie sind ferner militärpflichtig, auch stehen ihnen alle Offiziersstellen offen. Der Ankauf von Immobilien steht ihnen im Allgemeinen frei, dagegen ist ihnen der Erwerb von gutsherrlichen Rechten und Obereigenthum über Grundstücke, deren Nutzeigenthum Andern zusteht, verboten. Zum Wiederverkauf dürfen sie Immobilien nur bei öffentlichen Versteigerungen oder im Concurs erwerben, und in der Residenz können sie Häuser stets nur mit landesherrlicher Genehmigung kaufen. Die Pachtung von Feldgütern ist ihnen erlaubt, die Verpachtung nicht und ebensowenig die Bewirthschaftung derselben durch auswärtige Glaubensgenossen." Im Betriebe von Gewerben sind sie fast unbeschränkt. Nur die Brauerei, die Gast- und Schenkwirthschaft, sowie der Häuser-, Noth- und Schacherhandel dürfen von ihnen nicht betrieben werden. „Die Befugniß der Juden, höhere als landesübliche Zinsen zu nehmen, sowie das Verbot der Cession einer hypothekarischen Forderung an einen Christen ist aufgehoben. Zur Verheirathung eines Juden ist Staatsgenehmigung nothwendig, welche den Nachweis voraussetzt, daß die für den betreffenden Ort festgestellte Zahl von Judenfamilien nicht überschritten wird, und daß der sich verehelichende Jude einen ordentlichen, zur Erhaltung einer Familie ausreichenden Erwerb hat."

Am günstigsten sahen sich die Juden vor 1848 in Kurhessen gestellt, wo

man 1833 ihre Rechte neugeregelt hatte. Nach den damals zu Stande gekommenen gesetzlichen Bestimmungen waren sie den Christen vollkommen gleichgeordnet, nur daß sie in allen Angelegenheiten, welche die christliche Kirche angehen, sich der Mitwirkung und Abstimmung zu enthalten hatten. Die Freizügigkeit war für sie unbeschränkt, ebenso der Betrieb von Gewerben; nur zum Nothhandel war eine alle drei Jahre neu einzuholende Regierungsbewilligung erforderlich, die nur solchen Personen ertheilt wurde, welche sich sonst ihren Unterhalt nicht zu beschaffen vermochten. Der Erwerb von Grundstücken war ihnen unbenommen, nur durften sie selbstverständlich das Patronat über christliche Kirchen nicht ausüben. Zur Verheirathung bedurfte es für sie keiner besonderen Genehmigung, und ihre Vertragsfähigkeit sowie ihre Glaubwürdigkeit in bürgerlichen und Strafsachen galten als unbegrenzt. Sie waren militärpflichtig und andrerseits zur Uebernahme von Staats- und Gemeindeämtern fähig. Nur solche, die den Nothhandel trieben, waren hiervon sowie von dem activen und passiven Wahlrechte ausgeschlossen. Ob die Kurhessen jemals geneigt gewesen sind, sich von einem Juden im Landtage vertreten zu lassen, wissen wir nicht. Wohl aber hatten die hessischen Juden die Freude, ihrem Kurfürsten vor und nach 1848 einen von ihren Leuten, der freilich getauft war, als Minister zur Seite stehen zu sehen — Hassenpflug.

Auch im Großherzogthume Baden wurde den Juden schon früh das Staatsbürgerrecht verliehen. Dagegen bedurfte es an Orten, wo sie bisher nicht einheimisch gewesen, zu ihrer Aufnahme der Einwilligung der Ortsbehörden. Auch waren sie in den Gemeinden nur Schutzbürger. Von Staatsämtern schloß die Verfassung sie aus, ebenso durften sie zwar für die Stände wählen, aber nicht gewählt werden. Gemeindeämter konnten sie bekleiden, doch entzog ihnen die Gemeindeordnung die Stellen von Bürgermeistern und Gemeinderäthen. Der Wehrpflicht waren sie unterworfen. In Bezug auf die Wahl eines Berufs, auf Erwerb von Grundstücken standen sie den Christen gleich, und hinsichtlich der Verheirathung, der Vertragsfähigkeit und der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses bestanden für sie keine Schranken.

Nach der Verfassung des Großherzogthums Hessen konnte den Juden das Staatsbürgerrecht durch Verleihung eines Staatsamtes ertheilt werden. Sonst war dasselbe beim Minister des Innern unter folgenden Bedingungen zu haben: Der Jude mußte deutsch lesen und schreiben können und in gutem Rufe stehen, demnächst entweder Großhandel treiben, hierzu ein Vermögen von 14000 Gulden nachweisen und in die Zunft eintreten, oder beim Waarenhandel einen offenen Laden halten, oder sich als zünftiger Handwerker oder als Ackerbauer zu nähren versprechen und dem Schacher entsagen. Die Aufnahme der Juden als Ortsbürger glich derjenigen der Christen. Behufs der Aufnahme eines Juden in

den landesherrlichen Schutz mußte derselbe deutsch lesen und schreiben können ein Zeugniß über bisheriges Wohlverhalten beibringen und, je nachdem er Ausländer oder Sohn eines inländischen Schutzjuden war, ein Vermögen von 10 000 oder 8000 Gulden nachweisen. Die jüdischen Staatsbürger waren im Wesentlichen den christlichen gleichgestellt, doch war jenen der Erwerb von Grundstücken nur in öffentlicher Versteigerung oder ausnahmsweise durch Verkauf aus freier Hand gestattet, wenn durch Abschätzung ermittelt worden, daß der Verkäufer dabei nicht Schaden leide, ferner bei Häusern nur, wenn der Jude eines solchen bedurfte, und bei Landgütern, wenn er sie selbst oder durch seine Familie bewirthschaftete.

In Braunschweig stand nach Aufhebung der westfälischen Gesetzgebung und Wiederherstellung der alten nicht fest, ob die Juden Staats- und Gemeindebürgerrechte besaßen. Sie galten für militärpflichtig, Staats- und Gemeindeämter aber waren ihnen nicht zugänglich. Ihr Gewerbebetrieb war unbeschränkt, dagegen bedurften sie zum Erwerb von Grundeigenthum und anderweiter Veräußerung desselben an ihre Stamm- und Glaubensgenossen specieller Erlaubniß. Die Ehe mit Christen war ihnen verboten, doch wurde dies Verbot sowie jede Rechtsungleichheit, die sich an das Glaubensbekenntniß knüpfte, kurz vor 1848 beseitigt.

Im Herzogthum Meiningen-Hildburghausen galten die 1811 dort ansässig gewesenen Juden und deren Kinder bis 1848 als Staatsunterthanen, doch hatte die Gemeinde zu entscheiden, wenn sie an einem Orte das Bürgerrecht erwerben wollten. Sie waren militärpflichtig, durften aber nicht in das Leibregiment eintreten. Im Ankauf von Grundstücken sowie im Gewerbebetrieb waren sie unbeschränkt, doch durften sie Landgüter nur mit jüdischem Gesinde bewirthschaften. Ein Schutzgeld hatten nur Schacher- und Mäklerjuden zu entrichten, die auch keinen Heirathsconsens erhielten. Ohne letzteren durfte aus den übrigen jüdischen Familien immer nur ein Sohn sich verehelichen, die andern bekamen die nothwendige Erlaubniß lediglich dann, wenn sie sich der Wissenschaft oder Kunst, einem Handwerke oder der Landwirthschaft widmeten oder um Tagelohn arbeiteten. Die Juden, welche ein Handelsgeschäft errichten wollten, mußten ein hinreichendes Vermögen und die Befähigung, ein Handelsbuch in deutscher Sprache zu führen, nachweisen. Im Hildburghausenschen kamen dazu noch folgende Bestimmungen: Fremde Juden können das Staatsbürgerrecht erlangen, wenn sie in der Residenz neue Häuser bauen oder besonders nützliche Gewerbe ins Land bringen. Dieses Recht geht jedoch nicht auf die Kinder über, wohl aber das Ortsbürgerrecht, wenn solche das volle Unterthanenrecht gewinnen. Die übrigen Juden sind bloße Schutzgenossen. Letztere dürfen keine Immobilien erwerben, genießen die Freizügigkeit nicht und können kein bürgerliches Gewerbe

betreiben, auch hat ihr Zeugniß gegen Nichtjuden keine volle Giltigkeit. Obereigenthum und gutsherrliche Rechte darf kein Jude erwerben. Zu den Zünften haben die mit Staatsbürgerrecht versehenen Juden Zutritt. Indeß ist davon die der Bäcker ausgenommen, auch sind die Juden von der Brauerei, der Gast- und Schenkwirthschaft und dem Hausirhandel ausgeschlossen.

Im Altenburgischen und in Coburg-Gotha gab es vor 1848 keine Judengesetze, da sich dort gar keine und hier nur wenige jüdische Familien aufhielten. In letzterem Staate wurden sie als geduldete Schutzverwandte ohne Staatsbürgerrecht behandelt.

Im Großherzogthum Oldenburg galten von 1827 bis 1848 nachstehende Anordnungen. „Die Juden haben das Staatsbürgerrecht, dasselbe ist jedoch von Ertheilung eines Schutzbriefes abhängig. Der Schutz wird nach dem Ableben dessen, dem er gewährt worden, meist nur auf ein Familienglied desselben übertragen und zwar in der Regel auf den ältesten Sohn. Indeß kann auch bei Lebzeiten des Vaters einem Sohne die selbständige Niederlassung gestattet werden, wenn er eine Fabrik errichtet, sich auf ein Handwerk legt oder Grundstücke zu eigner Bewirthschaftung ankauft. Uebrigen lauten die Schutzbewilligungen immer nur auf einen bestimmten Ort und ein bestimmtes Gewerbe, und fremden Juden wird nur ausnahmsweise die Niederlassung erlaubt. Kein Jude hat ferner Zutritt zu Gemeindeämtern und zum höheren Staatsdienst. Der Erwerb von Grundstücken und die Vertragsfähigkeit sind unbeschränkt, die Uebersiedelung von Ort zu Ort ist an die Genehmigung der Regierung gebunden, ebenso die Verheirathung von Juden. Misch-Ehen solcher mit Christen sind unzulässig. Der Trödelhandel wird nur solchen gestattet, die sich anderweit nicht ernähren können. Die Juden sind endlich der Wehrpflicht unterworfen."

In Holstein waren die Juden bis 1848 nur in einigen Städten geduldet, und der Aufenthalt auf dem Lande war ihnen gänzlich untersagt. Der Gewerbebetrieb stand ihnen frei, soweit nicht einzelne Zunftrollen ihnen denselben entzogen. Staats- und Gemeindeämter konnten sie nicht bekleiden; dagegen waren sie zur Ausübung der Heilkunde und in besondern Fällen zur Advocatur zugelassen, nur durften sie in letzterer Beziehung keine geistlichen und keine peinlichen Sachen führen, auch waren sie in der Führung von Armensachen beschränkt.

Die vor 1848 in Mecklenburg bestehende Gesetzgebung verfügte Folgendes: „Die Juden im Lande sind Schutzgenossen. Fremde werden nicht mehr privilegirt. Von Staats- und Gemeindeämtern sind die Juden ausgeschlossen. Bei Versteigerungen von Grundstücken dürfen sie nicht mitbieten. Der Gewerbebetrieb ist von der im Schutzbriefe ertheilten Concession abhängig, und die Juden sollen nur nach der zu ermessenden Nothdurft mit Handlungs-Privilegien ver-

sehen werden. Für Reception und Schutz sind Abgaben zu zahlen. Advocatur und Notariat dürfen Juden nicht übernehmen, zum Militär werden sie nicht herangezogen, Erwerb und Pacht ländlicher Grundstücke sind ihnen untersagt, dagegen können sie in den Städten mit besonderer Erlaubniß der Regierung und mit Zustimmung des Magistrats Häuser erwerben. Handwerke dürfen sie gar nicht betreiben, und in Betreff anderer Berufsarten sind sie von der Befugniß, Apotheken und Gasthäuser zu halten, ausgeschlossen. Dagegen ist ihnen jedes kaufmännische Gewerbe mit Einschluß des Hausirhandels ohne Beschränkung erlaubt."

Auch in Nassau waren die Juden bis 1848 nur Schutzgenossen, aber besser gestellt als in Mecklenburg. Zwar wurde bei inländischen Juden, wenn sie starben, der Schutz nur dem ältesten Kinde für den Handel ertheilt, es mußte dabei ein gewisses Vermögen nachgewiesen werden, und auswärtige Israeliten wurden auf den Handel gar nicht aufgenommen, auch durften Gemeinden, wo bisher keine Juden gewohnt hatten, Niederlassungs-Gesuche solcher zurückweisen. Endlich konnten Gemeindeämter von Juden niemals bekleidet werden. Dagegen konnten solche ausnahmsweise, wegen besonderer Verdienste, zu Staatsämtern gelangen. In Bezug auf den Ankauf von Grundstücken waren sie gar nicht und im Betriebe von Gewerben nur insofern beschränkt, als sie nicht hausiren gehen und keine Schenkwirthschaft halten durften. Sie waren ferner vertragsfähig. Dagegen war zur Verehelichung von Juden staatliche Genehmigung erforderlich, die nur dem ältesten Sohne ohne Bedingung ertheilt wurde. Nachgeborene Söhne erhielten sie nur, wenn sie mit hinreichendem Grundeigenthum angesessen waren und sich vom Ackerbau ernährten oder ein Handwerk erlernt und dasselbe fünf Jahre ohne Unterbrechung betrieben hatten.

Die Kleinstaaten zweiten und dritten Ranges erwähnen wir nur kurz. In Anhalt-Cöthen bestand in Bezug auf die Juden die französische Gesetzgebung fort. Im Bernburgischen zerfielen die Juden in Staatsbürger, die zu allen Aemtern und Gewerben Zutritt hatten, und in Schutzgenossen. Im Dessauischen waren sie nur Schutzverwandte und als solche ungefähr wie in Mecklenburg gestellt. Desgleichen in Schwarzburg-Rudolstadt sowie in den reußischen und in den lippeschen Fürstenthümern. Etwas besser wiederum im Sondershausenschen und im Waldeckschen. Stark beschränkt waren sie in den Hansestädten, von denen Lübek und Bremen ihnen nur in ihren Dörfern die Niederlassung gestatteten, und wo sie Staats- und Gemeindeämter nicht bekleiden durften, da sie nur als Schutzverwandte angesehen wurden. Günstiger wieder waren sie in Frankfurt bedacht, wo nach dem Gesetze von 1824 etwa Folgendes galt: Die seßhaften Juden haben staatsbürgerliche Rechte, sind aber von der Verwaltung des Staates ausgeschlossen und dürfen auch keine Gemeindeämter bekleiden. Da-

gegen können sie die ärztliche Praxis und die Advokatur betreiben, in der Stadt und deren Umgebung Häuser (jeder aber nur eins) sowie auf dem Lande ohne Beschränkung Feldgüter erwerben, ferner sich als Handelsleute niederlassen, wenn sie drei Jahre die Handlung ordentlich erlernt und vier Jahre in der Stadt oder zwei Jahre auswärts als Kommis gedient haben, endlich unbeschränkt Fabriken und Handwerke betreiben. Nur der Handel mit Brennholz, Fourage, Getreide und Mehl war ihnen untersagt; auch durften jüdische Handwerker keine Waaren, die sie nicht selbst gefertigt, und kein Rohmaterial verkaufen, auch keine christlichen Gehülfen halten. Die Vertragsfähigkeit der Juden war unbeschränkt, zur Schließung einer Ehe aber war Staatserlaubniß unumgänglich, und es sollten im Jahre durchschnittlich nur zwei Verheirathungen mit fremden Juden oder Jüdinnen gestattet werden.

Die Entwicklung der Judengesetzgebung in Preußen werden wir im nächsten Artikel im Zusammenhange mit der Emanzipation betrachten, die sich mit dem Jahre 1848 in ganz Deutschland zu vollziehen begann. Für diesmal nur noch folgende Bemerkungen.

Die eben dargestellten Beschränkungen des semitischen Elements in den verschiedenen deutschen Staaten sind nach dem in unseren zweiten und dritten Artikel Entwickelten und nach den Erfahrungen, die man mit diesem Elemente noch in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts fast allenthalben gemacht hatte, mindestens sehr erklärlich, wogegen manche von den Befreiungen und Begabungen der Juden, die unsere Uebersicht vorgeführt, schwer oder gar nicht erklärlich erscheint. Indeß begriff man damals doch noch in den meisten Ministerien und Ständeversammlungen, daß große Behutsamkeit geboten war, praktischer Sinn und gesunder Egoismus hatten noch die Oberhand über doctrinäre „Humanität“ und empfindsam angekränkelten Kosmopolitismus, und man wußte noch, daß nicht blos das Interesse der eingewanderten Fremden, sondern auch das der Landeskinder, der eingeborenen Bevölkerung, der Nation in Rechnung zu ziehen, zu schützen und zu fördern war, und zwar letzteres selbstverständlich in erster Linie.

Die Pacificbahnen und der interoceanische Canal.

Im Mai d. J. werden es elf Jahre, daß die Vollendung der „Union- und Central-Pacific-Eisenbahn“ in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ungetheiltem Enthusiasmus gefeiert wurde. Der Bau dieser ersten Eisenbahnlinie nach dem Stillen Meere wurde, als sie zuerst in Vorschlag gebracht war,

von vielen der tüchtigsten und erfahrensten Männer als technisch unausführbar, als finanzielles Hirngespinnst und als eine unpraktische Speculation bezeichnet. Nur der ungebeugte Muth der Unternehmer, die Aussicht und das Vertrauen auf großen Gewinn und vor Allem die Geldmittel der amerikanischen Nation brachten das große Werk zu Stande. Kaum war die Bahn vollendet, ja schon während ihres Baues, wurden zwei andere Bahnen ähnlicher Art, eine nördliche, die „Northern Pacific“, und eine südliche, die „Atlantic und Pacific“, concessionirt, vom Congresse mit Subsidien ausgestattet und in Angriff genommen. Allein das Jahr 1873 drohte diesen beiden Bahnlinien den Untergang zu bringen. Die Fallissements großer Bankhäuser, welche sich namentlich für die „Northern Pacific“ engagirt hatten, und die darauf folgende Krachperiode riefen einen vollständigen Stillstand im Bau der genannten beiden Bahnen hervor. Jetzt aber, seit ungefähr einem Jahre, sind beide Projecte, nach sechsjährigem Schlafe, nicht nur wieder erwacht, sondern schreiten auch wie mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, um die verlorene Zeit einzuholen und den noch übrigen Raum mit Schienen zu bedecken. Und zu gleicher Zeit mit ihnen strecken vier andere Bahnen ihre stählernen Fühler dem Stillen Oceane zu, sodaß Nordamerika in diesem Augenblicke, nebst der fertigen „Union Pacificbahn“, den Bau von sechs anderen Pacificbahnen zu protocolliren im Stande ist. Wir skizziren im Folgenden, auf Grund amerikanischer Mittheilungen, die schon eingeschlagenen und noch einzuschlagenden Linien und Richtungen dieser sieben Pacificbahnen mit wenigen Worten.

1) Die bekannte „Union- und Central-Pacific“, welche von der Stadt Omaha in Nebraska (42. Breitengrad) anfängt und bei San Francisco in Californien (38. Breitengrad) endigt, ist 1916 englische Meilen lang, und ein großer Theil derselben durchschneidet eine vegetationslose, culturunfähige und unproductive Wüste. Ihr trotzdem wunderbarer Erfolg gab die Anregung zum Baue der folgenden Pacificbahnen.

2) Die „Northern Pacific“, die von Duluth und St. Paul im Staate Minnesota zwischen dem 46. und 48. Breitengrade nach Puget-Sound im Washington Territorium zu laufen bestimmt ist, wird ungefähr 1800 englische Meilen lang sein, von denen 800 Meilen bis jetzt vollendet sind. Der fruchtbare Staat Oregon und die Stadt Portland sind die Hauptziele dieser Bahn, an deren beiden Enden mit großer Energie gebaut und deren Vollendung innerhalb fünf Jahren in Aussicht gestellt wird.

3) Die „Canadian Pacific“, eine Staatsbahn, von der Canada-Regierung in Angriff genommen, läuft von Ottawa in Canada längs dem nördlichen Ufer des Lake Superior, kreuzt das Felsengebirge im sogenannten Yellowhead-Paß und endigt in der Nähe der Vancouver Inseln, ungefähr im 50. Breitengrade.

Die Hebung und Entwickelung der Länder der Hudson-Bai-Compagnie ist der Hauptzweck dieser Bahn.

4) Die „Atlantic und Pacific" oder sogenannte thirty fifth parallel route wurde im Jahre 1866 concessionirt und erhielt vom Congresse der Vereinigten Staaten ein Subsidium von 53 Millionen Acres Land. Nachdem sie 364 englische Meilen lang bis nach Vinita im Indianer-Territorium gebaut war, wurde sie durch den Krach von 1873 gelähmt und erschien aussichtslos. Allein der Kern ihrer physischen Constitution, die großartige und reiche Landschenkung, erhielt ihre Existenz aufrecht, bis rechtzeitige Belebungsmittel, von Bostoner Kapitalisten gespendet, sie wieder auf die Beine brachten. Dazu kam eine Consolidation mit der reichen Atchison, Topeka und Santa Fé-Bahn, und so schreitet das Werk, vollständig gekräftigt, unter dem Namen „St. Louis und San Francisco-Eisenbahn" dem Stillen Oceane zu. Die Landschenkung der „Atlantic und Pacific" beginnt, sobald sie den 35. Breitengrad erreicht hat. Von Pierce City im Staate Missouri baute die St. Louis und San Francisco-Eisenbahncompagnie eine Zweigbahn nach Wichita im Staate Kansas, einer an der Atchison, Topeka und Santa Fé-Bahn gelegenen Station. Die letztere Bahn hat in den letzten zwei Jahren eine Strecke von 900 englischen Meilen über Pueblo durch Neu-Mexiko und Arizona bis an den Rio Grande bei Santa Domingo vollendet. Dort erreicht sie den 35. Breitegrad, und von Rio Grande aus bauen die beiden consolidirten Bahnen gemeinschaftlich die Linie, die nach dem Stillen Meere führt und deren Endpunkt die Stadt San Diego im südlichen Californien (nahe der mexikanischen Grenze) sein wird. Diese Bahnroute ist die günstigste von allen Pacificbahnen, da sie keine Gebirgskämme von Bedeutung zu überschreiten hat. Sie soll in zwei Jahren vollendet sein.

5) Die „Southern Pacific", auch „Huntington-Bahn" genannt, welche von San Francisco östlich laufend 900 englische Meilen vollendet hat, reicht jetzt schon bis nach Arizona und wird im Laufe eines Jahres bis nach El Paso in Mexiko betriebsfähig sein. Ihre Richtung ostwärts von El Paso ist noch nicht endgiltig bestimmt, sie wird aber wahrscheinlich ihren Anschluß mit der „Texas und Pacific" machen, die von Fort Worth aus westwärts, durch ein Jay Gould Syndikat hinreichend mit Geldmitteln versehen, rasch sich vordrängt. Die Southern Pacific-Bahn ist die am südlichsten (32. Breitengrad) gelegene und wird, vereint mit der „Texas Pacific", vorzugsweise den Süd- und Mittelstaaten der Union von großem Vortheile sein. Die Bahn wird mit großer Energie, im Wettlauf mit den anderen Bahnen, gebaut; in jüngster Zeit waren gegen 2500 chinesische Arbeiter dabei beschäftigt. St. Louis in Missouri, die Metropole des großen Mississippithales, wird durch die Iron Mountain-Bahn ihr westlicher Hauptendpunkt sein.

6) Die sogenannte „Mexican Pacific" ist bestimmt, El Paso mit der mexikanischen Stadt Guaymas am Golf von Californien zu verbinden. Der Contrakt für 100 Meilen nördlich von Guaymas ist schon seit einiger Zeit abgeschlossen, und da die Entfernung bis zur mexikanischen Grenze nur 250 englische Meilen beträgt, so wird diese Bahn ihrer Vollendung schnell entgegengehen; sie soll auch Guaymas mit San Diego im südlichen Californien in Verbindung bringen.

7) Die „Utah und Northern" ist eine schmalspurige Bahn, welche von Ogden an der Union Pacific-Bahn schon 300 englische Meilen bis zu dem nördlich gelegenen Territorium Montana ausgebaut ist. Die Absicht ist, die Bahnlinie bis an den Columbiafluß im Washington-Territorium zu führen, wo sie fahrbares Wasser findet und sich mit dem Stillen Meere bei Portland in Verbindung setzt.

Wir haben hier also sieben Schienenwege, die zwischen dem 49. und 28. Breitengrade den nordamerikanischen Continent in kurzer Zeit durchschneiden werden. Die einfache Thatsache genügt, den industriellen Zeitgeist, diesen weltbewegenden, stets wachsenden, stets größere Dimensionen annehmenden, stets stolzer und fester einherschreitenden Riesen zu kennzeichnen. Mancherlei Reflexionen mögen dem denkenden Beobachter dabei durch den Sinn gehen. Wird der Saame, den der vordringende Menschengeist über die weiten Thäler und Gebirge des „fernen Westens" ausstreut, zu Früchten der Wohlfahrt, des Glückes und des Friedens gedeihen, oder wird er eine Saat unruhiger Geister, überstürzter Speculation und vernichtender Finanznoth werden? Soll man diesem Vorwärtsdrängen bei Zeiten ein „Halt" zurufen, oder ist es gerechtfertigt, dasselbe immer weiter und weiter anwachsen zu lassen? Ist doch kürzlich in allem Ernste von der Erbauung einer Eisenbahn die Rede gewesen, welche, durch den ganzen amerikanischen Continent laufend, das Cap Horn mit der Behringsstraße verbinden soll! Der Urheber dieses Planes, ein Herr Hinton Rowan Helper in St. Louis (Missouri), hat bereits in der Handelsbank dieser Stadt 5000 Dollars deponirt, welche durch dazu erwählte Schiedsrichter an diejenigen vertheilt werden sollen, welche die besten Arbeiten über das geplante Riesenwerk bringen. Für die beste Abhandlung in Prosa ist die Summe von 1300 Doll. ausgesetzt, für die zweitbeste 1200 Doll., für die drittbeste 1000 Doll.; der Verfasser des besten Gedichtes über den genannten Plan soll 1000 Doll. erhalten, und der, welcher das zweitbeste Gedicht liefert, erhält 500 Doll. Diese Arbeiten müssen bis zum ersten October d. J. an Herrn Thomas Allen, den Präsidenten der Iron Mountain- und Southern-Eisenbahn in St. Louis, eingesandt werden. Der ungefähre Umfang der Arbeiten ist bestimmt. Herr Helper will die betreffenden Preisarbeiten in Buchform heraus-

geben und sie in allen Staaten, von Alaska bis Patagonien, verbreiten, um so das öffentliche Interesse für das Project noch mehr wachzurufen. Er hofft die Angelegenheit so zu fördern, daß das Werk noch vor October 1882 in Angriff genommen werden kann.

Jedenfalls ist der Helpersche Plan, dessen praktischen Werth wir dahingestellt sein lassen, ein Gegenstück zu dem interoceanischen Canal, dessen Herstellung bekanntlich neuerdings durch Herrn von Lesseps wieder bedeutend in den Vordergrund gerückt worden ist und den Präsidenten Hayes wie auch den Congreß in Washington City lebhaft beschäftigt. Im Einklang mit der sogenannten „Monroe-Doctrin" (so benannt nach den Präsidenten James Monroe, der von 1817 bis 1825 zweimal das Präsidentenamt der Vereinigten Staaten bekleidete,) hat Hayes kürzlich eine Botschaft an den Congreß gesandt, worin er hervorhebt, daß jede Colonisation europäischer Mächte auf dem amerikanischen Continente und jede Einmischung dieser Mächte in die inneren Fragen amerikanischer Staaten gegen die Interessen der nordamerikanischen Union verstoße. Die Monroe-Doctrin fand später Anwendung bei dem zwischen England und den Vereinigten Staaten zu Stande gekommenen Clayton-Bulwer-Vertrag, der unter der Präsidentschaft von James Buchanan (1857) im Sinne der Amerikaner dahin Geltung erhielt, daß für alle Durchfahrten vom Atlantischen Ocean nach dem Stillen Meere, möchten dieselben in Nicaragua, in Panama, Tehuantepec oder an anderen Strecken des centralamerikanischen Isthmus entstehen, die vollste Neutralität zum Grundsatze erhoben werden sollte. Auch später noch, als Napoleon III. den unglücklichen Maximilian von Oesterreich zum Kaiser von Mexiko machen wollte, wurde die Monroe-Doctrin mit Erfolg von Abraham Lincoln in Anwendung gebracht. Gerade jetzt nun, wo die bevorstehende Präsidentenwahl das amerikanische Volk lebhaft beschäftigt, ist die Bedeutung der Monroe-Doctrin nicht zu unterschätzen. Alle politischen Parteien in den Vereinigten Staaten werden mit erklärlicher nationaler Eifersucht auf die Aufrechterhaltung dieser Lehre dringen und es zur Ehrensache der Union machen, daß das etwaige Zustandekommen des interoceanischen Canals nur unter den Auspicien der Vereinigten Staaten vor sich geht. Was Präsident Hayes in seiner Botschaft, mit der er den jetzt tagenden Congreß eröffnete, kurz andeutete, das hat er in der erwähnten Specialbotschaft genauer und eindringlicher ausgeführt, und die französische Regierung hat auch bereits durch ihren Vertreter in Washington City erklären lassen, daß sie nicht daran denke, ein Protectorat über den von Lesseps geplanten Panama-Canal zu übernehmen. Ebenso hat Lesseps in einer Unterredung mit dem Präsidenten Hayes diesem erklärte, es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, den Panama-Canal unter die Aufsicht einer europäischen Macht zu stellen. Auch der Gesandte der Staaten von

Colombia in Washington City hat sich mit Energie dahin ausgesprochen, daß seine Regierung in dieser Frage ganz im Einklange mit den Vereinigten Staaten handeln werde. Wie amerikanische Blätter melden, beabsichtigt nun die Regierung der nordamerikanischen Union, eine Landstrecke auf dem centralamerikanischen Isthmus käuflich zu erwerben, um so möglicherweise auf eigenem Grund und Boden einen interoceanischen Canal zu erbauen. Auch sollen bereits zwei Kriegsschiffe von Hayes an Ort und Stelle abgesandt sein; doch muß man wohl die Bestätigung dieser beiden Nachrichten abwarten. Daß aber die in Rede stehende Canalfrage schließlich im Sinne der Amerikaner gelöst werden wird, darüber dürfte kaum ein Zweifel sein. Schon die weitverzweigten Interessen der verschiedenen Pacific-Eisenbahnen verlangen dies. Auch die nöthigen Geldmittel werden sich unschwer finden, sobald die Vereinigten Staaten mit Ernst an die Ausführung des Canalprojectes gehen. Wahrscheinlich wird dann der Ex-Präsident U. S. Grant, der kürzlich eine Reise nach Mexiko unternahm und dort überaus freundlich von der Regierung empfangen wurde, den Vorsitz von der Gesellschaft übernehmen, die an der Spitze des fraglichen Canalbaues steht. Nur seine abermalige Ernennung zum Präsidentschafts-Candidaten, die von seinen Anhängern allerdings höchst eifrig betrieben wird und nicht ohne alle Aussicht ist, könnte Herrn Grant bestimmen, jenen Vorsitz abzulehnen. R. D.

Aus der Provence.

Durch das Rhonethal hinab fließt im raschesten Laufe, meist sogar zur Nachtzeit der große Reisendenstrom, um so schnell als möglich nach den Winterparadiesen, Cannes, Nizza und Monte Carlo zu gelangen, wo die beau monde vermengt mit der höchsten demimonde und langweiligen Engländern die Promenaden, den tir aux pigeons — grausames Vergnügen! — und vor allem die Glückstische occupirt. Die Deutschen sind darin nicht viel besser als die Pariser, und nur selten trifft man auf der Hauptlinie, sei es in Orange, in Avignon oder in Arles, eine wißbegierigere Familie. Seitwärts versteigt man sich höchstens bis zur Quelle der Sorgue, nach dem Vaucluse, von dem das Land den Namen trägt, und ißt dort die traditionellen Forellen und Krebscoquillen, oder zum Pont du Gard, der altrömischen Wasserleitung jenseits des Stromes. Und doch bietet dieses prachtvoll weite Gelände in seinen östlichen und westlichen Hügelzügen noch eine Fülle malerisch schöner Punkte, eigentliche „stille Winkel", so warm wie Nizza und windgeschützt und weltverloren, als wäre hier niemals Geschichte

gemacht werden. Auf einem breit anschwellenden Plateau stehen eng an einander gedrückt altersgraue Häuser mit wenigen Fenstern, hohe dunkle Cypressen dazwischen, darüber hinaus ragt ein unvollendet gebliebener gothischer Thurmbau; das alles ist noch mit Ringmauern umgeben, an denen hohe Platanen und Obstbäume hinaufstreben. Das ist der allgemeine Typus eines provenzalischen Landstädtchens. Drinnen sind die Straßen nicht allzu sauber, trotz des überall reichlich fließenden Wassers, und in den offenen dunkeln Boutiken arbeiten allerlei Gewerbe, gerade wie in Italien. Das innere der Häuser aber ist viel reicher eingerichtet, als man von außen meint, und immer ist es mit französischer Grazie und stilvoll behandelt; Kamine, Tische, Spiegel, Pendülen, alles athmet Geschmack und einen soliden Wohlstand, wie sichs auch für das „wahre Milliardenland" geziemt. Weit vor die Thore hinaus zieht sich eine immergrüne Hügelkette gegen das höher anstrebende, weit hinten liegende Gebirge, das den ersten Beginn der Alpenkette andeutet; auf diesen Hügeln aber ist es eine Wonne sich zu ergehen und ins weite Land hinauszublicken, über dem die Sonne goldig untergeht. Durch einen Hohlweg, eine tief eingerissene Schlucht, gelangt man hinauf; ringsum der silberblätterige Oelbaum, die immergrüne Eiche und der aufstrebende Edellorbeer. Wer einmal nach Fiesole gewallfahrtet ist oder nach Camaldoli geritten, der wird hier auf Schritt und Tritt verwandte Bilder schauen. Dazu ist die Luft klar und durchsichtig und der Himmel tiefblau, und das Abendlicht spinnt jenen eigenthümlichen goldig-violetten Schimmer um Flur und Fels, Baum und altersgraues Gehöfte, den man nur in Süditalien sehen kann.

Für diese schöne stille Naturpoesie, die ein germanisches Auge entzückt, hat freilich das im altersgrauen Städtchen hausende Völklein kein Verständniß. Die immergrüne Eiche hat nur den Zweck, im Kamin verbrannt zu werden, und das Oel der Olive gibt die unentbehrliche Fritture und den täglichen Salat. Wir reden hier natürlich nicht vom kleinen Handwerker, vom ouvrior, den des Lebens Nothdurft in die engen Gassen bannt, sondern von den besser situirten Classen der Gesellschaft, denen ein reiches Einkommen die Kalobiotik, wie sie die Culturvölker stets verstanden haben, nahelegt. Während wir draußen dem ersten leisen Triller der Lerche lauschen, sitzen sie drinnen in ihren halbdunkeln cercles, eifrig mit Karten, Cigaretten und Jagdanekdoten beschäftigt; keinem fällt es ein, einmal dahinaus zu ziehen; nicht einmal der Reiter thut es, er zieht die Platanenpromenade vor, wo die schöne Welt sich sonnt. Gearbeitet wird wenig, wozu auch? Die Latifundien sind entweder à rente fixe oder à mi-fruits den Pächtern (fermiers) überlassen, und was da noch allenfalls zu controlliren bleibt, das macht der gérant, der homme d'affaires, nach seinem besten Wissen, wenn auch häufig ohne Gewissen. Das gilt für alle Schichten

dieser Gesellschaft, sowohl für die abgesonderte noblesse, die mit ihren Wappen und royalistischen Gefühlen während der paar Wintermonate sich von ihren Campagnen in diese kleinen Centren zurückzieht, wie für den durch Handel reich gewordenen bourgeois, der den etwas ordinären Titel négociant mit dem volltönenden propriétaire-rentier vertauscht hat. Zwischen diesen beiden Schichten besteht aber nicht der geringste Verkehr; so klein das Nest ist, grüßt man sich nicht einmal auf der Straße. Die erstern sind fast alle Chambordisten, die andern jenachdem Bonapartisten oder Orleanisten, alle aber clerical und Feinde der Republik. Beiden an Zahl überlegen sind die Republikaner, meist die Advokaten, Avoués, Notare und Beamten, dann die kleinen Haus- und Grundbesitzer und Handwerker; ob aber „ächte" Republikaner darunter sind, das wissen sie heute selber noch nicht gewiß. In den ersten beiden Schichten regieren die Frauen und durch diese die Priester (Jupon und Soutane haben sich ja seit Jahrhunderten im schönen Frankreich bestens verstanden), bei den letztern herrschen die Frauen zwar auch — ohne femmes kein Franzose —, nur hier ohne prêtre. Dieser Einfluß der Frauen in Frankreich könnte von den herrlichsten Folgen sein, wäre die Erziehung der Mädchen eine vernünftigere. Allein im Kloster, im Convent, lernt man bis zum 15. Jahre nicht viel Welterfahrung und Bildung des Verstandes und Herzens; dann wird man meist durch Vermittelung verheirathet und — Hausfrau. Zweierlei Dinge freilich haben diese Frauen des midi für sich: einmal, daß sie meist sehr viel Grazie und Geschmack bekunden, sodann daß sie treffliche Mütter sind. Wer immer kann, nährt seine Sprößlinge selbst und zwar meistens ein Jahr und darüber, da es das heiße Klima erfordert; wer dieß nicht kann, hat, wenn seine Verhältnisse auch noch so bescheiden sind, eine Amme, aber nie aus Bequemlichkeit, wie daß so oft in Paris vorkommt.

Im Ganzen ist der Provençale gewiß ein „Lateiner", der eine Mitte darstellt zwischen dem Italiener und dem Nordspanier; des letzteren Sprache — das Catalan — wird hier recht gut verstanden, während das provençalische Patois, dem Nordfranzosen unverständlich, an den Volksdialect jenseits der Pyrenäen erinnert. Aber wenn man offenen Auges das Land durchstreift, so begegnet man häufig Typen und Namen, die ziemlich fremdartig sich abheben. Namentlich in den Städten haben die Frauen Nasen und Nacken, die an Griechinnen erinnern, während das Landvolk meist klein und unansehnlich ist. Blonde Flechten und blaue Augen stehen in der Stadt oft neben dem vollendeten Römerkopf, und hie und da begegnet einem ein mageres, broncirtes Gesicht mit rabenschwarzem Haar und stechendem Weiß des Blickes. Neben den gewöhnlichen französischen Namen kommen Familien von, die Constant und Constantin, Juvenal und Fortunat heißen, offenbar Römercolonisten. Aber es fehlt auch nicht Almanric, Alric, Allemand, Eysseric, Gonthard, Bertraud, Berthoud, Baudouin (Baldwin) u. s. f.,

Sprößlinge westgothischer oder fränkischer Väter, also Germanen. Die Araber scheinen ungeachtet eines hundertjährigen Besitzes nur wenige Spuren hinterlassen zu haben, wenn nicht etwa die einzelnen Broncegesichter und Namen, die mit Ben anfangen, davon Zeugniß geben. Während also die Bauern vielleicht noch alte Ureinwohner, Ligurier und Allobroger, sind, stammen die Städter gewiß theilweise von griechischen und römischen Colonisten; die mittelalterlichen Dynastengeschlechter mögen wohl meist gothisches und fränkisches Blut in ihren Adern gehabt, die Araber aber ihre kurze Herrschaft fast mit vollständiger Ausrottung gebüßt haben. Eines aber hat diese glückliche Völkermischung hervorgebracht — die Troubadours; von ihnen ging die Poesie aus, die das ganze gebildete Europa durchzog und der ersten Renaissance die Wege ebnete. Goldbeglänztes Zauberland! Magst du auch jetzt im Niedergange begriffen sein, dieser Ruhm wird ewig, gleich einer Aureole, dich umschweben — das erste Lied des Troubadour und der erste Freiheitsruf des Albigensers.

Vaucluse, im Februar.

Literatur.

Spanien. Von Edmondo de Amicis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. Stuttgart, Metzler, 1880.

Der Verfasser dieses Buches, einer der beliebtesten Schriftsteller des jetzigen Italiens, hat eine Reihe von Reisebeschreibungen herausgegeben, die in seiner Heimat mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden sind. Als das vorzüglichste Werk wird La Spagna betrachtet, welches uns in einer durchaus gelungenen Uebersetzung hier vorliegt.

De Amicis besuchte zu der Zeit, als sein königlicher Landsmann Amadeo auf dem Throne Philipps II. saß, die wichtigsten Städte Spaniens. Vorzugsweise sind es denn auch Städtebilder, welche er bietet, aber sie genügen, um dem Leser einen deutlichen Begriff von den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner einzelnen Provinzen zu geben. Der Schriftsteller geht dabei nicht in erster Linie von dem Gedanken aus, zu belehren, er will kein wissenschaftliches Buch über das Land, das er bereist, schreiben. Er verschont uns mit langen historischen Ergüssen, er trifft im Eisenbahnwagen keinen gelehrten Reisenden, der ihm Vorträge über die politischen, militärischen und finanziellen Verhältnisse des Landes hält. Auch Galerien und hervorragende Bauwerke geben weniger Gelegenheit zu kunstgeschichtlichen und kritischen Betrachtungen als bei anderen Reiseschriftstellern. Nicht als ob diese Aufgaben der Reisebeschreibung außer Acht gelassen wären, denn in geradezu meisterhafter Weise versteht es der Verfasser, wenn es nöthig erscheint, die Geschichte früherer Zeiten in seine Schilderungen zu verweben und die alten Paläste mit ihren ehemaligen Bewohnern zu bevölkern. Der Besuch der Madrider Galerie veranlaßt

eine längere Betrachtung der spanischen Malerei, und manches treffliche Wort wird hier über deren bedeutendste Vertreter gesagt. Auch der verwickelten Parteiverhältnisse, unter denen das Königthum des italienischen Prinzen nicht recht gedeihen wollte, wird öfter gedacht. Die politische Beredsamkeit wie die Literatur Spaniens werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. Aber gewiß ist, daß de Amicis keinen lehrhaften Ton anschlagen will. Seine Hauptstärke liegt in den meisterhaften Schilderungen. Mag er uns eine Gegend zeigen, mag er uns durch die Kirchen, Paläste oder Museen führen, mag er uns das Volksleben auf den Promenaden Madrids, im Café, auf der Bahn oder dem landesüblichen Stier- und Hahnenkampf beschreiben, immer gelingt es ihm durch lebendige, anschauliche und phantasiereiche Darstellung, durch eine erstaunliche Fülle treffender Vergleiche und Bilder, endlich durch überraschenden Reichthum in Wort und Gedanken von der ersten bis zur letzten Zeile derart in Spannung zu erhalten, daß wir mit ihm sehen und hören, genießen und bewundern und dem geistvollen, belesenen und witzigen Verfasser wie einem guten Reisebegleiter mit Freuden von Stadt zu Stadt folgen.

Zwischen den farbenreichen Schilderungen des Landes werden mit prächtigem Humor allerhand kleine Abenteuer erzählt, in welche der Verfasser verwickelt wird. Jeder, der in seine Nähe kommt, wird mit ein paar Strichen gezeichnet, und immer bekommen wir ein deutliches Bild von ihm. Mag es der Wirth sein, der ihn zu prellen versucht, ein Fremdenführer, der mit ernstem Gesicht die unsinnigsten Geschichten erzählt, eine Nonne, die scheinbar in Gebet versunken, ihm im Eisenbahncoupé gegenübersitzt und mit ihrer schönen Hand zu coquettiren versucht, eine anmuthige Wirthstochter in Cordova, die ihn bezaubert — kurz, Alles, was ihm charakteristisch oder amüsant erscheint, wird beobachtet und mit einer Kunst dargestellt, die an Manzoni erinnert.

Man muß zugestehen, daß die Gefühlsweise des Verfassers uns nüchternen Deutschen vielfach übertrieben vorkommt. De Amicis ist im Stande, dem Führer einen Kuß zu geben oder ihn ans Herz zu drücken. Als er eine Abbildung der Schiffe des Columbus sieht, scheint es ihm, daß Worte die Bewegung nicht auszudrücken vermögen, die ihn beim Anblicke dieses Schauspieles ergreift, und die Thräne, die ihm im Auge erzittert, hält er für mehr werth, als alle, die er bisher vergossen. Thränen rollen ihm beim Anblick der Wunder der Alhambra von den Wangen, und er weint beim Verlassen der Städte, in denen er doch nur Wochen verlebt hatte. Es ist ihm, „als risse eine Fiber seines Herzens". Bezeichnend für seine Ausdrucksweise sind seine Worte beim ersten Besuche der Madrider Galerie. „Ein Tag zwischen jenen Mauern," sagt er, „ist wie ein Jahr im gewöhnlichen Leben, und zwar wie ein Jahr, in welchem wir alle Wandelungen, alle Eindrücke der menschlichen Leidenschaft: Liebe, Religion, Patriotismus, Ehrgeiz durchgemacht, ein Jahr, in welchen wir viel genießen, lernen, denken, aus welchem wir einen bleibenden Trost für die Zukunft schöpfen. Ja, ein ganzes Lebensjahr, denn es ist, als hätten wir in wenigen Stunden tausend Bücher gelesen, tausend Neigungen empfunden, tausend Abenteuer überstanden." Von seinem Eintritt sagt er: „Die Freude, die mich bewegte, war dergestalt, daß ich mich fragte: Nun, was thatest du in deinem Leben, daß du verdientest, hier einzutreten? Nichts? Gut, beim ersten Unglücksfall, der dich trifft, wirst du dein Haupt beugen und zum Schicksal sprechen: Wir sind quitt!" Diese Proben mögen genügen. Vergessen wir aber dabei nicht, daß wir einen Italiener sprechen hören und zwar einen Mann, der von sich selbst sagt, daß er zum Kritiker nicht geschaffen sei, daß ihm eine kühle nüchterne Beurtheilung fern liege. Ueberall beginnt er mit der Begeisterung und hört mit der Bewunderung auf. Er selbst sagt von sich, daß das erste Gefühl, das

ihm Leute und Dinge einflößen, wohin er auch komme, eine gewisse Sympathie sei, ein unwillkürlicher Wunsch, nichts Tadelnswerthes zu finden, das Bedürfniß, das Schöne vor seinen Augen zu verschönern, das Unangenehme möglichst selbst zu verbergen und die Fehler zu entschuldigen. „Um diesen Zweck zu erreichen, bedarf ich keiner Anstrengung. Alles kehrt mir unwillkürlich seine angenehme Seite zu, und meine wohlwollende Einbildungskraft färbt auch die anderen Seiten rosenroth. Ich weiß wohl, daß man auf diese Weise keine kritischen Abhandlungen schreiben kann oder den Ruf eines tiefdenkenden Menschen erlangt, aber ich weiß auch, daß man mit leichtem Herzen reist, und daß dann das Reisen unendlich wohlthuend ist."

Durchaus wohlthuend ist aber auch die Lectüre dieses trefflich geschriebenen Reisewerkes. Die den außerordentlichen Schwierigkeiten gegenüber sehr wohl gelungene Uebersetzung wird, wie wir hoffen, zur Einführung des italienischen Schriftstellers in Deutschland wesentlich beitragen.

Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts von Dr. Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1880.

Von dem Nestor der deutschen Kirchenhistoriker, Dr. Karl Hase in Jena, dessen „Neue Propheten" nicht bloß bei den Fachgenossen, sondern auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten rühmlichst bekannt sind, erscheint in dem vorliegenden Buche eine neue Sammlung gemeinverständlicher Vorträge über verschiedenartige kirchenhistorische Stoffe. Auch diese Sammlung zeigt die Vorzüge der Haseschen Geschichtschreibung im hellsten Lichte. Das Einzige, was man an dem ansprechend ausgestatteten Bändchen vielleicht anders wünschen möchte und was doch zugleich charakteristisch ist für dasselbe, ist der Titel „Rosenvorlesungen". Der Leser, der nicht mit Jena und Jenaer Traditionen vertraut ist, meint sicher, der Titel wolle besagen, daß „etwas vom Duft der Rose" durch diese Bilder der Vergangenheit wehe. Und in der That giebt es kaum einen passenderen Vergleich, als den zwischen Hasescher Prosa und Bodenstedtscher Poesie: dasselbe Behagen an dem Wohllaute der wohlerwogenen, manchmal aber auch — gedrechselten Wendungen, dieselbe Freude an gewählten, aber auch — gesuchten Bildern und Ausdrücken, kurz dieselbe Feinheit und — Manierirtheit der Diction. Doch der Grund für die Wahl des Titels ist ein anderer. „Der Titel von Rosenvorlesungen hat nur eine ganz prosaisch lokale Berechtigung, indem die Universität Jena ein Grundstück besitzt, nach altväterlicher Ueberlieferung die Rose genannt, darin ein großer Saal unter andern auch zu Vorlesungen dient, die schon seit 1846 jedes Wintersemester Mittwoch Abend für Jedermann in der Art gehalten worden sind, daß ein Freiwilliger die Mühe auf sich nimmt auf diesem Gebiet andre Freiwillige einzuladen, sodaß Jeder insgemein nur einmal im Jahre aus seiner wissenschaftlichen Provinz etwas vorträgt, zum gemeinen Besten." Mit diesen Worten leitet der Verfasser selbst die sechs Vorträge ein, die, entsprechend dem ursprünglichen Zwecke, „einige Theilnahme einer gebildeten, doch nach sehr verschiedenen Richtungen hin gebildeten Versammlung, vom ergrauten Professor bis zum Backfischchen der Pension, in Anspruch zu nehmen", in anregender und fesselnder Darstellung interessante Partien aus allen Perioden der Kirchengeschichte behandeln.

Im ersten Vortrage „Ein falscher Messias" wird geschildert, wie die Messiasidee des jüdischen Volkes, die durch den Contrast zu seiner äußeren Lage einen immer chimärenhafteren Charakter annahm, in der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu einer gewaltigen Katastrophe führte, indem ein Abenteurer, wohl eben so sehr Betrogener wie Betrüger, als „Sternensohn" das Volk zu gewaltsamer Empörung gegen die römischen Zwingherren unter die Waffen rief. Bei

der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der Nachrichten über den Aufstand des Bar-Cochba (132—135 n. Chr.) bietet dieser Vortrag mehr eine Schilderung der Entwickelung der jüdischen Messiasidee und des durch ihre Ausartung über das thörichte und irregeleitete Volk heraufbeschworenen Verhältnisses. Den Glanzpunkt der historischen Darstellungskunst Hases bilden drei historische Charakterbilder: „Gregor VII.", „Aeneas Silvius Piccolomini" — d. i. Papst Pius II. — und „Der Kanzler Krell". Wenn die Kunst des Biographen darin beruht, daß er es versteht, außer der Vorführung der äußeren Lebensverhältnisse und Thaten seines Helden auch die innere Persönlichkeit, ihren ganzen Charakter und ihre Anschauungen dem Leser nahe zu bringen, so ist Hase ein Meister biographischer Geschichtschreibung. Während er es sonst liebt, in kurzen, bisweilen selbst geheimnißvollen Andeutungen auf Bekanntes, was für den Leser doch so häufig etwas Unbekanntes ist, hinzuweisen, ist in solchen Biographien, wo er in frischem Zuge bald selbst erzählt, bald seinen Helden reden läßt, der Eindruck seiner historischen Darstellung ein völlig ungetrübter. Wir gestehen, daß wir die biographische Skizze über Gregor VII. für das Beste halten, was in engerem Rahmen über den gewaltigsten der Päpste gesagt worden ist. Neben diesen vier Vorträgen, deren Interesse einzelnen Männern gilt, stehen zwei andere, die eine ganze Zeit und ihre herrschenden Ideen charakterisiren. Denn dies ist nicht nur die Tendenz des letzten Vortrages „Die französische Revolution und die Kirche", welcher „die Nothwendigkeit der Religion für ein civilisirtes Volk, ja die nationale Unentbehrlichkeit der Kirche" darthun soll, sondern auch der vierte hat einen ähnlichen Zweck, wiewohl die Ueberschrift „Pantheon und Peterskirche" auf einen andersgearteten Inhalt hinzuweisen scheint. Auch hier handelt sich's weniger um eine Charakteristik der architektonischen Kunst und Wirkung beider Gotteshäuser, als um die Darstellung der religiösen Ideen, welche in dem Baue dieser Steincolosse zur Darstellung gelangen, und besonders um eine Schilderung der Ideale des Katholicismus, wie sie in der Zeit, da der Prachtbau der Peterskirche erstand, auch nach ihrer künstlerischen Ausprägung zum Abschluß gekommen waren. — Es ist ein romantischer Hauch, der durch diese Vorträge weht; seinem Banne wird sich nicht leicht ein Leser entziehen. Möchten recht viele Leser den „Ritt ins alte, romantische Land" unternehmen.

Zur Beachtung.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

39. Jahrgang.

Zweites Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1880.

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1880. Zweites Vierteljahr.

Literaturwissenschaft.

Philosophie.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

Ungünstige Handelsbilanzen.

Es giebt eine Menge wackerer Leute, deren Gemüther jedesmal von patriotischen Schmerzen gequält werden, wenn sich beim jährlichen Abschlusse der Bilanz unseres auswärtigen Handels herausstellt, daß der Werth der eingeführten Waaren*) den Werth der ausgeführten wieder um so und so viel Hunderte von Millionen übersteigt. An und für sich läge ja nichts Bedenkliches darin, daß das deutsche Reich z. B. im Jahre 1878 nach Neumann-Spallart für Waaren im Werthe von 1430 Millionen Gulden Oe. W. vom Auslande Waaren im Werthe von 1861 Millionen empfangen hat. Es wäre das ja sogar ein Gewinn von über 400 Millionen Gulden. Aber so ist es auch gar nicht gemeint. Man interpretirt die Ziffern. Man nimmt nicht an, daß man für Waaren von geringerem Werthe solche von höherem Werthe eingetauscht habe, sondern man glaubt vielmehr, daß der Ueberschuß der Einfuhr mit Gold und Silber in gemünztem oder ungemünztem Zustande bezahlt werden müsse, daß also speciell im Jahre 1878 aus Deutschland über 400 Millionen Gulden Oe. W. in Gold oder Edelmetallen hinausgewandert seien.

In unsern Exportlisten steht nichts von einer solchen Ausfuhr, und wir fügen sogleich noch hinzu, daß in den Import- und Exportlisten des deutschen Reiches ebenso wie in denen der andern europäischen Länder der Werth der ein- und ausgeführten Edelmetalle im Verhältniß zu den übrigen Waaren für gewöhnlich überhaupt nicht sehr erheblich erscheint. Allein Gold und Silber läßt sich ja, ohne daß jemand etwas davon merkt, so leicht von Ort zu Ort und über die Grenzen transportiren, zumal in unsern Zeiten, wo jeder ohne in Strafe zu verfallen soviel davon fortschaffen darf wie er mag, daß es allerdings nichts Auffallendes wäre, wenn selbst beträchtliche Summen der Wachsamkeit der Behörden, die jene Listen anzufertigen haben, entgingen.

*) Wir brauchen das Wort „Waare", wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt wird, stets in dem landläufigen Sinne, wonach also Gold und Silber in rohem und ungemünztem Zustande nicht darunter begriffen ist.

Man denkt sich den Gang unseres auswärtigen Handels also etwa folgendermaßen. Die deutsche Nation verkauft im Jahre Waaren im Werthe von — nehmen wir eine runde Summe — 2300 Millionen Mark ins Ausland, und dafür empfängt sie ebendaher den gleichen Betrag in Gold und Silber, gemünzt oder ungemünzt. Dagegen kauft sie vom Auslande Waaren im Werthe von — ebenfalls in runder Summe — 3000 Millionen Mark und zahlt dafür in Gold und Silber ebensoviel hinaus. Sie wird also, lautet der Schluß, jährlich um 700 Millionen ärmer, denn die Waaren sind bald consumirt, das Geld aber kommt nicht zurück.

Die Sache scheint so klar und einfach, daß die meisten von denen, die sich überhaupt um dergleichen Dinge kümmern, sie ohne Weiteres als ausgemacht annehmen. Schon seit Jahrhunderten wird das Wort: „Nur für ausgeführte Waaren erhalten wir etwas, für die eingeführten müssen wir selber bezahlen", immer und immer von neuem wiederholt. Bereits im 16. und 17. Jahrhundert jammerte man in England, wo man gegenwärtig freilich nicht mehr in dieser Furcht befangen ist, darüber, daß jahraus jahrein der Werth der Einfuhr größer sei als derjenige der Ausfuhr, und verkündete den nahen Ruin des Landes als unausbleibliche Folge. Man liebte damals in Parlamentsreden, in Abhandlungen und Büchern zum Vergleiche einen Ausspruch des alten Cato zu citiren, welcher besagte, daß ein guter Haushalter stets mehr einnehmen als ausgeben müsse; gerade so, meinte man, sei es auch mit einem ganzen Volke. Nun ist dies in der That eine Wahrheit, die sich nicht bestreiten läßt. Einzelne Personen sowohl wie ganze Völker, die regelmäßig mehr ausgeben als sie einnehmen, werden unfehlbar immer ärmer und gehen, wenn es lange genug dauert, mögen sie noch so reich sein, am Ende so gewiß zu Grunde wie zweimal zwei vier ist. Wenn es sich also wirklich so verhielte, wie man gewöhnlich und schon seit Jahrhunderten glaubt, wenn in Wahrheit der Werth der ausgeführten Waaren die Einnahmen, der der eingeführten hingegen die Ausgaben repräsentirte, so stünde es in der That schlimm mit uns. Wir wären auf dem directen Wege zum Armenhause.

Indessen liegt doch ein kleiner Trost nahe. Wir sehen, daß gerade diejenigen unter unseren Nachbarn, die wir als die reichsten zu betrachten gewohnt sind, Engländer, Holländer, Belgier, Franzosen, sich ganz in der nämlichen fatalen Lage befinden. In England betrug der Mehrwerth der Einfuhr schon im Jahre 1867 eine Milliarde und ist seitdem noch um ein Bedeutendes gewachsen. Wenn England bei diesem Zustande sich wohlbefindet und immer reicher wird, so brauchen wir doch wohl für uns auch nicht das Aergste zu befürchten. Einen weiteren Trostgrund aber können wir aus folgenden Erwägungen schöpfen. Jedermann weiß, daß, sowie ein Gegenstand des allgemeinen

Gebrauchs seltener wird, ohne daß der Gebrauch in entsprechendem Maße abnimmt, dieser Gegenstand im Preise steigt. Da nun, wie ebenfalls allbekannt ist, die Edelmetalle in der Form von Geld in ganz hervorragender Weise solche Gegenstände des allgemeinen Gebrauchs sind, so muß die fortgesetzte Ausfuhr von sehr großen Summen davon, so lange im Uebrigen die Verhältnisse des betreffenden Landes die nämlichen bleiben, unbedingt eine beträchtliche Steigerung in ihrem Preise hervorrufen, welche fortdauert, bis der Verlust ersetzt ist, oder in andern Worten, alle andern Waaren werden so lange im Preise sinken; während umgekehrt an den Plätzen, wohin das exportirte Geld gebracht wird, letzteres im Preise sinken, die übrigen Waaren dagegen steigen würden. Bekanntlich ist aber der Transport von Gold und Silber und namentlich von ersterem unendlich viel billiger zu bewerkstelligen als der von fast allen andern Waaren. Wenn daher in Wahrheit aus Deutschland enorme Massen davon exportirt würden, so würde ohne Zweifel sehr bald die bloße Gewinnsucht schon von überall her die bösen Fremden herbeilocken, um uns im Austausch für unsere billigeren Waaren das bei ihnen billiger, bei uns aber theurer gewordene Geld zurückzubringen.

Hier wird uns nun sofort von Seiten derer, die mit gläubigem, wenn auch vielleicht betrübtem Herzen am Dogma von der continuirlichen großen Geldausfuhr hängen — und das sind, beiläufig gesagt, sicherlich mindestens neun Zehntel von denen, die sich überhaupt für derartige Dinge interessiren — mit dem Einwurfe begegnet werden: „Ja, das klingt alles auf dem Papiere sehr schön, aber wir wissen ja jetzt zur Genüge, daß im praktischen Leben die Dinge sich meistens ganz anders gestalten, als die Theorie will. In unserm speciellen Falle ist es nun einmal eine Thatsache, daß jahraus jahrein um über eine halbe Milliarde mehr Waaren ein- als ausgeführt worden. Das Ausland schenkt uns doch diese Werthe nicht. Was bleibt folglich anders übrig, als daß wir dieselben mit unserm Gelde bezahlen müssen?"

Wir sind auf diesen Einwurf gefaßt und möchten zunächst mit Bescheidenheit dagegen erinnern, daß es jedenfalls auch keine erwiesene Thatsache ist, daß alljährlich ungeheuere Summen an gemünztem oder ungemünztem Edelmetall aus dem deutschen Reiche fließen, sondern daß wir es auch hier mit einer bloßen, wenn auch noch so plausiblen Annahme zu thun habe, die gemacht wird, um die Thatsache der sogenannten „ungünstigen Handelsbilanz" zu erklären. Es ist demnach ebenfalls eine Theorie und zwar eine Theorie, welche, um eine auffallende Thatsache zu erklären, viel auffallendere, ja geradezu unglaubliche Dinge gelten lassen muß. In England, Deutschland, Frankreich, Holland und Belgien zusammengenommen betrug nach Neumann-Spallert im Jahre 1878 der Ueberschuß der Einfuhr mehr als 4 Milliarden. Aehnliche Ziffern weisen die vor-

hergehenden Jahre auf und werden die folgenden zweifellos ebenso aufweisen. Und solche colossale Werthe sollten jedes Jahr durch eine entsprechende Ausfuhr von Gold und Silber aus jenen Ländern gedeckt werden, und zwar ohne daß Jemand etwas davon merkte, ohne daß Jemand zu sagen wüßte, wohin diese Massen kommen, ohne daß sich irgendwo Spuren der Erschöpfung zeigten? Die Sache ist doch, gelinde gesagt, höchst unwahrscheinlich, und wenn es für jene auf den ersten Blick allerdings auffallende Thatsache eine einfachere, natürlichere Erklärung giebt, so dürfte diese wohl den Vorzug verdienen.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Vorgänge, wie sie bei der Herstellung der Export- und Importlisten stattfinden. Nehmen wir zu diesem Zwecke an, daß ein fremdes, sagen wir ein Londoner Handelshaus Waaren, die auf dem Platze London einen Werth von 50000 Mark haben, nach Hamburg schickt. Auf die englische Exportliste wird gesetzt: Waaren im Werthe von 50000 Mark. In Hamburg jedoch besitzen diese Waaren, wenn anders die Speculation eine richtige war, einen um die Transportkosten, sonstigen Spesen und Gewinn des Verkäufers höheren Werth, setzen wir z. B. 75000 Mark. Auf die deutsche Importliste kommt also: Waaren im Werthe von 75000 Mark. Was geschieht nun weiter? Der Engländer verkauft seine Waaren in Hamburg, erhält dafür den vollen dortigen Marktwerth in Geld und — werden die Anhänger der Geldausfuhr-Theorie sagen — steckt dasselbe in die Tasche und eilt damit Hals über Kopf nach Hause. In Wirklichkeit aber thut der Engländer unter tausend Fällen neunhundertneunundneunzigmal nichts dergleichen. Er ist ein viel zu geriebener Kaufmann und weiß recht gut, daß man Gold und Silber unter gewöhnlichen Verhältnissen in Amerika, Australien und Afrika, wo es in großen Massen producirt wird, viel billiger erhält als in Deutschland. Er kauft daher für seine 75000 Mark in Hamburg Waaren, um sie in London mit Vortheil wieder zu verkaufen. Auf die deutsche Exportliste werden nun Waaren geschrieben im Werthe von 75000 Mark, die jedoch, bis sie nach London kommen, wieder um Transportkosten, sonstige Spesen und Gewinn des Kaufmanns, sagen wir um 25000 Mark, mehr werth geworden sind, und demgemäß in der englischen Importliste mit einem Werthe von 100000 Mark figuriren. In Deutschland decken sich also nun Einfuhr und Ausfuhr, in England dagegen ist die Einfuhr doppelt so groß wie die Ausfuhr, und doch ist kein Pfennig herüber zu uns gekommen.

Wir sind aber mit unserm Beispiele noch nicht zu Ende. Auf die angegebene Weise verkehrt wohl eine hochcivilisirte Handelsnation mit einem auf niederer Stufe stehenden Volke, welches sich nicht selbstthätig am Außenhandel betheiligt; aber der Handel zwischen England und Deutschland wird nicht so

einseitig bloß von den Engländern vermittelt. Jener Hamburger Kaufmann, der die nach London geschickten Waaren verkauft, hat nun 75000 Mark in der Hand; er sieht, daß der Engländer gute Geschäfte gemacht, und denkt: das kann ich auch. Er kauft also in Hamburg Waaren im Werthe von 75000 Mark, um sie nach London zu senden. Dieselben werden mit diesem Betrage auf die deutsche Exportliste gesetzt; sie sind aber nachher in London, natürlich immer vorausgesetzt, daß nicht mit Verlust gearbeitet wird, wieder wie vorhin um Transportkosten, sonstige Spesen und Gewinn mehr werth, sagen wir 100000 Mark, mit welcher Summe sie auf die englische Importliste kommen. Der Hamburger verkauft sie in London zum dortigen Marktwerthe und kauft für den vollen Betrag andere Waare ein, die er nach Hamburg zurückbringt. Dort besitzen diese letzteren wie bei jeder der vorigen Operationen einen um Transportkosten, sonstige Spesen und Gewinn höhern Werth, sagen wir von 125000 Mark, und in diesem letzteren Betrage kommen sie auf die deutsche Importliste, während sie auf der englischen Exportliste selbstverständlich nur mit 100000 Mark erscheinen. Die beiderseitigen Ein- und Ausfuhrlisten gestalten sich also folgendermaßen:

Ausfuhr im Werthe von		Einfuhr im Werthe von	
1) England	50000 Mark	4) England	100000 Mark
7) England	100000 „	6) England	100000 „
3) Deutschland . . .	75000 „	2) Deutschland . . .	75000 „
5) Deutschland . . .	75000 „	8) Deutschland . . .	125000 „

Aus beiden Ländern sind also ausgeführt worden Waaren im Werthe von nur 150000 Mark, und dafür sind in beiden Ländern eingeführt worden, Waaren im Werthe von 200000 Mark. In jedem der beiden Länder zeigt sich also ein Ueberschuß der Einfuhr von 50000 Mark, und kein Pfennig hat sich über die Grenzen bewegt. Und alles ist mit rechten Dingen zugegangen; niemand ist übervortheilt worden, alle Betheiligten haben ihren Gewinn gehabt.

Wir behaupten keineswegs, daß der Handel zwischen England und Deutschland sich wirklich immer oder auch nur meistens genau in der Form unseres Beispiels bewege; es lassen sich ja mannichfache Variationen denken.*) Noch

*) Nehmen wir z. B. an, ein Engländer kauft von einem Deutschen Waaren, die in Hamburg 100000 Mark werth sind, und bringt sie nach Hause. Er giebt dem Deutschen als Bezahlung einen Wechsel in dem genannten Betrage auf ein Londoner Haus. Der Deutsche kauft dafür in London Waaren, die er nach Hamburg transportirt. Da werden die Ein- und Ausfuhrlisten beider Länder folgendes Aussehen erhalten:

Ausfuhr im Werthe von		Einfuhr im Werthe von	
1) Deutschland . .	100000 Mark	4) Deutschland	100000 plus Gewinn und Unkosten.
3) England . . .	100000 „	2) England	100000 plus Gewinn und Unkosten.

viel weniger behaupten wir, daß der Unterschied im Werthe der Waaren zwischen England und Deutschland jedesmal so bedeutend sei. Allein man nehme ein erfolgreiches Handelsgeschäft mit dem Auslande, welches man wolle, und man wird, sowie man auf den Kern der Sache geht, stets finden, daß eines von zwei Dingen stattfindet*): entweder decken sich die eingeführten Waaren, inclusive Gold und Silber, im Werthe mit den ausgeführten, ebenfalls inclusive Gold und Silber — und dies geschieht, wenn der auswärtige Handel ausschließlich in den Händen von Fremden ist, wofür dann aber die Importlisten der betreffenden Länder, wie wir oben im ersten Theile unseres Beispieles bei den englischen Listen gesehen, um so höher anschwellen — oder, im andern Falle, wenn dieser Handel ganz oder theilweise von Einheimischen ausgeübt wird, muß der Werth der gesammten Einfuhr den der gesammten Ausfuhr (beide Male Gold und Silber eingeschlossen) übersteigen, und zwar einfach deshalb, weil in diesem Falle in dem Werthe der eingeführten Waaren der Gewinn und sämmtliche Unkosten des einheimischen Kaufmanns stecken.

Abgesehen von einigen scheinbaren Ausnahmen wird also unter gewissen Bedingungen, die indeß, beiläufig gesagt, in allen civilisirten Ländern mehr oder weniger zur Geltung kommen, die Einfuhr stets einen größeren Werth besitzen als die Ausfuhr. Jede Waare, was es auch sei, muß, so lange nicht mit Verlust gearbeitet wird, an dem Orte, wo man sie einführt, mehr werth sein als dort, woher sie ausgeführt wird. Und dieses Mehr des Werthes kommt im internationalen Handel entweder ganz in den Importlisten des einen Landes zum Vorschein, oder es vertheilt sich auf beide Länder, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß jene Listen richtig angefertigt werden.

Um welche Summen es sich dabei aber handelt, wird leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß, um nur eines zu nennen, die colossalen Mittel, welche alljährlich im internationalen Handel für den Transport der Waaren verbraucht werden, vollständig, mit alleiniger Ausnahme der Verluste, irgendwo als Einfuhrwerthe erscheinen müssen.

Der Unterschied im Werthe der sich gegenseitig compensirenden aus- und eingeführten Waaren wird bei Nachbarländern, die in regem Verkehre mit einander stehen, und zwischen denen die Geschäfte gewöhnlich rasch und sicher abgewickelt werden, in der Regel wohl nicht sehr beträchtlich sein, kann dafür aber leicht bei Handelsunternehmungen nach entfernten Gegenden zu sehr bedeutenden Dimensionen erwachsen. Wir wollen auch dies mit einem Beispiele veranschaulichen.

*) Von einigen scheinbaren Ausnahmen wird in einem zweiten Artikel, der die sogenannten „günstigen Handelsbilanzen" besprechen soll, die Rede sein.

Nehmen wir an, ein Engländer kauft von einem Hamburger Handelsherrn Waaren im Werthe von 100000 Mark, die also mit dieser Summe in die deutsche Exportliste kommen; er bezahlt jedoch seinen Hamburger Collegen nicht baar, sondern giebt ihm, da derselbe eine weitere Speculation machen will, einen Wechsel in gleichem Betrage auf ein Haus in Canton*). Damit kauft der Hamburger in China Waaren, die er etwa nach San Francisco transportirt. Dort verkauft er dieselben mit Vortheil und kauft von dem Erlöse neue Waaren, um diese wieder anderswohin zu bringen. So kann das Capital lange Zeit von Ort zu Ort laufen, stets anwachsend, solange nur der Besitzer richtig calculirt, bis es endlich vielleicht verdoppelt oder verdreifacht in der Gestalt von Waaren nach Hause zurückkehrt, und es ist nicht nur nichts Undenkbares, sondern im Gegentheile etwas, was alle Tage geschieht, das im Austausche für Waaren im Werthe von 100000 Mark am Ende solche im Werthe von 200000 Mark oder mehr zurückkommen, ohne daß dafür ein Pfennig aus dem Lande ginge.

Bei denjenigen, welche unsrer Auseinandersetzung bis hierher mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, wird es jetzt wohl keinen Widerspruch erregen, wenn wir folgenden Satz aufstellen: In jedem Lande, dessen Kaufleute sich activ und mit Erfolg am auswärtigen Handel betheiligen, muß unter normalen Verhältnissen, d. h. falls nicht größere Zahlungen, die mit dem gewöhnlichen Handel nichts zu thun haben, nach dem Auslande geleistet werden, der Werth der eingeführten Waaren den der ausführten übersteigen; und zwar wird der Unterschied um so größer sein, je geschickter, glücklicher und unternehmender eben jene Kaufleute operiren. Dabei ist es gleichgiltig, ob sich unter jenen aus- und eingeführten Waaren größere oder kleinere Quantitäten von Edelmetall befinden; die Einfuhr muß immer einen höheren Werth haben als die Ausfuhr. Nur wird jede Aus- und Einfuhr von Gold und Silber, weil diese Metalle billiger zu transportiren sind, unter sonst gleichen Bedingungen den Export und Import im Werthe weniger auseinander rücken als fast alle andern Waaren.

Anhänger der Geldausfuhrtheorie werden uns freilich entgegnen, mit alledem sei immer noch keineswegs bewiesen, daß nicht trotzdem große Massen von Gold und Silber als Bezahlung für eingeführte Waaren jährlich aus dem Lande gehen. Aber wir haben auch gar nicht beweisen wollen, daß etwas der-

---

*) Wir lassen bei Seite, daß der Engländer, um den Wechsel einzulösen, nun Waaren nach Canton schicken muß, die mit Unkosten und Gewinn dort einen Werth von 100000 Mark haben. Die englische Ein- und Ausfuhrliste würde nun so aussehen: Einfuhr: Waaren im Werthe von 100000 Mark plus Unkosten und Gewinn für den Transport von Hamburg nach London; Ausfuhr: Waaren im Werthe von 100000 Mark minus Unkosten und Gewinn für den Transport von London nach Canton.

gleichen nicht geschehe. Unsere Absicht war vielmehr lediglich zu zeigen, daß die unbestrittene Thatsache des so beträchtlichen Mehrwerthes unserer jährlichen Einfuhr, zu deren Erklärung ja eben die Annahme einer entsprechend großen Geldausfuhr dienen soll, sich auf andrem Wege viel einfacher und natürlicher erklärt. Wir schmeicheln uns nicht mit der Hoffnung, echte Anhänger der Geldausfuhrtheorie mit unserm Versuche zu bekehren; aber vielleicht ist es uns doch gelungen, manchem wenigstens den Dorn des Zweifels ins Fleisch zu setzen. Der Zweifel aber ist ja der erste Schritt zur Erkenntniß.

Augsburg. Adolf Buff.

Römische Standlager und Lagerstädte an der österreichischen Donau.

Von Otto Kaemmel.

Es gab eine Periode, wo man unter der Geschichte der römischen Kaiserzeit im Wesentlichen nichts weiter verstand, als die Erzählung von den persönlichen Schicksalen der Monarchen, von den Vorgängen in der Hauptstadt und von den Kriegen an der Grenze. So lange man sich für diese Periode lediglich auf die Historiker angewiesen sah, war auch in der That kaum eine andere Auffassung möglich. Erst durch die Sammlung und Erforschung der Inschriftensteine, wie sie das großartige Werk der Berliner Akademie, das Corpus inscriptionum latinarum, jetzt darbietet und ermöglicht, hat sich der Gesichtspunkt, von dem aus man jene Zeit zu betrachten gewöhnt war, sehr wesentlich verschoben. Niemand leugnet die Wichtigkeit dessen, was am Kaiserhofe und in der Hauptstadt geschah; Niemand möchte das wunderbar lebendige Bild, welches der geniale Griffel des Cornelius Tacitus von dem 1. nachchristlichen Jahrhundert, von der Dynastie der Julier und Claudier entworfen hat, im Geringsten missen, aber Rom war zwar ein „Compendium der Welt", doch nicht die Welt, und nicht Alles, was in der ungeheuren Stadt, in welcher Vertreter aller Nationen und Religionen sich drängten, in welcher Pracht und Luxus auf der einen, Laster und Verworfenheit auf der anderen Seite eine nie wieder erreichte Höhe erstiegen haben, zur Erscheinung kam, fand in den Landstädten Italiens oder gar in den Provinzen seine Analogie. Die vielen Millionen, welche dort wohnten, lebten unter völlig anderen Bedingungen als der Stadtrömer, und im Grunde

ist es die Entwickelung dieser Zustände, welche das Hauptinteresse der römischen Kaiserzeit ausmacht. Und nicht bloß dieser. Denn was in den Provinzen sich ausbildete, das ist vielfach zur Vorgeschichte der modernen Völker geworden, mögen sie nun von den romanisirten Einwohnern dieser Länder direct abstammen, wie in Westeuropa und Italien, oder mögen die Stürme der Wanderzeit romanische Sitte und Sprache vernichtet haben. Denn auch in diesem Falle ist der Zusammenhang zwischen der Römerzeit und den Zuständen, wie sie etwa die Einwanderung der Germanen ins Leben rief, niemals ganz unterbrochen worden. Niemals haben die Eindringlinge die romanischen Einwohner völlig vertilgt, allerorten haben sie die Namen zahlreicher Localitäten von ihnen übernommen und eine Menge von Traditionen der wirthschaftlichen Arbeit, von Sitten und Gebräuchen von ihnen empfangen, mochten auch nach und nach deren Träger ihr Volksthum aufgeben und mit den Einwanderern verschmelzen.

Die allerverschiedensten Einflüsse sind es gewesen, durch die so weite Länderstrecken „romanisirt" worden sind, Einflüsse, die sich zum Theil noch der sicheren Erkenntniß entziehen. Denn von einer erheblichen italischen Einwanderung, an die zunächst gedacht werden müßte, ist keineswegs überall die Rede, und das, was so oft als ein Haupthebel der Romanisirung betrachtet worden ist, das römische Heerwesen, hat nur in festbegrenzten Strichen zumeist in den Grenzlanden eine tiefergreifende Wirksamkeit entfalten können, dagegen im Innern Galliens und Spaniens z. B. verhältnißmäßig nur wenig. Aber da, wo seine großartigen Institutionen auftraten, da haben sie allerdings besonders intensiv gewirkt und nicht bloß Tausende und wieder Tausende von Provinzialen dem romanischen Wesen gewonnen, sondern ganze Reihen bürgerlicher Gemeinden haben sich im Anschluß an die festen Standlager gebildet.

So entstanden an der Grenze der Civilisation, unter fremdsprachigen, rohen Stämmen, Centren römischer Cultur. Von dem eigenartigen Leben, das sich hier abspielte, wissen die Historiker, denen naturgemäß die Hauptstadt und die Person des Herrschers im Vordergrunde des Interesses stehen, wenig zu berichten; erst die epigraphische Forschung hat die Verbindung mit der oft bespöttelten und doch vielfach so verdienstlichen localen Archäologie, welche alle Ueberreste des römischen Lebens sammelt, keine Topfscherbe für zu unbedeutend erachtet, die Möglichkeit einer genaueren Kenntniß geschaffen. Auf Grund solcher Forschung zeichnete der zu früh verstorbene G. Wilmans in Straßburg vor wenigen Jahren das Bild der nordafrikanischen Lagerstadt Lambäsa am Fuße des Atlas, dessen Name jetzt ein elendes französisches Colonistendorf, den berüchtigten Verbannungsort des zweiten Empire bezeichnet,*) während

*) Die römische Lagerstadt Afrikas, in den Commentationes philologae in honorem Th. Mommseni. Berlin, 1876.

Th. Mommsen die rechtliche Entwicklung der Lagerstädte auf Grund eines reichen inschriftlichen Materials mit gewohnter Schärfe aufklärte.*) Im Folgenden mag es gestattet sein, ein uns näher liegendes Beispiel aus den Donaulanden vorzuführen.**)

Wenige Stunden östlich von Wien, südlich von der großen Straße nach Preßburg und unweit des Marktfleckens Petronell erhebt sich weithin sichtbar auf beherrschender Hochfläche ein mächtiger Doppelbogen, jetzt den Umwohnern unter dem Namen des „Heidenthores" bekannt, der stattlichste Baurest römischen Ursprungs in den österreichischen Ländern. Mehr als anderthalb Jahrtausende sind an ihm vorübergerauscht; Hunnen und Avaren, Magyaren und Türken hat er an seinen grauen Pfeilern vorüberreiten sehen, und wieder die eisernen Geschwader der deutschen Heere sind diese Straße gezogen, seit die Römerstadt, zu der er einst gehört, in Trümmer sank. Das war das alte Carnuntum, die „Höhenstadt", so genannt von den keltischen Einwohnern der Gegend wegen ihrer Lage auf dem hohen Steilufer der breitströmenden Donau, wesentlich an der Stelle, wo heute Petronell steht. Der Punkt hatte schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Römer auf sich gezogen. Im Jahre 15 v. Chr. hatten die Stiefsöhne des Augustus, Drusus und Tiberius, mit Rätien (Tirol) und Vindelicien (Ober-Baiern) auch das keltische Königreich Noricum unterworfen; nach blutigen Kämpfen, die schon 35 v. Chr. begannen, war es auch gelungen, das südliche Pannonien, d. h. das fruchtbare Gebiet zwischen Drau und Save, das Verbindungsglied zwischen Ober-Italien und der unteren Donau, zwischen der Adria und dem Pontus, zu bezwingen. Als dann i. J. 6 n. Ch. vom Rheine und von der mittleren Donau her der vernichtende Stoß gegen das Markomannenreich in Böhmen geführt werden sollte, wählte Tiberius Carnuntum zum Ausgangspunkte. Zwar unterblieb damals der beabsichtigte Feldzug, weil

*) In der philologischen Zeitschrift Hermes VII, 298 fg.

**) Das inschriftliche Material ist jetzt gesammelt im Corp. inscript. latin. III, 1. Für Carnuntum siehe v. Sacken, Carnuntum, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie philos. histor. Cl. IX. XI. Mittheilungen der k. k. Centralcommission XVIII, 27 fg. — Kenner, Die Römerorte in Nieder-Oesterreich, in den Jahrbüchern des Vereins für Landeskunde II, 208. Derselbe, Zur Topographie der Römerorte in Nieder-Oesterreich, in den Berichten und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereins XVI, 286. — A. Conze, Archäologisch-epigraph. Mittheilungen aus Oesterreich I, 71. — A. Hauser, Das römische Militärbad in Deutsch-Altenburg, Mittheilungen der Centralcommission, N. F. II, 35. fg. Kenner, Die Fundobjekte aus dem röm. Militärbad, a. a. O. 53 fg. — Dazu Bericht über die Ausgrabungen von 1877/8 in den Mittheil. N. F. IV, S. CXIX. V, S. VII. — Für Wien: Kenner, Vindobona in den Berichten und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereins IX. — Zur Lage der Castra stativa von Vindobona in den Mittheilungen der Commission XVI, LXIII. vgl. N. F. V, 25 fg. — Zur Topographie der Römerorte 283 fg. — Hauslab bei Weiß, Gesch. Wiens I, 16 fg. — Vgl. überhaupt meine Entstehung des österreichischen Deutschthums I, 46 fg.

im Rücken der Donauarmee die Pannonier und Dalmatiner sich erhoben und erst nach langwierigem, verlustvollem Ringen bewältigt werden konnten (6—9 n. Ch.), aber die Römer ließen Carnuntum nicht mehr aus den Augen. Zwar erhielt es zunächst keine Besatzung, wie überhaupt das gesammte „Königreich Noricum", zu dem der Ort bis zur Zeit der Flavischen Dynastie gehörte, nicht als eigentliche Provinz, sondern als Krongut des Kaisers verwaltet wurde und deshalb auch keine Legionen im Lande standen. Als aber Vespasian, der erste tüchtige Feldherr, der nach Tiberius den Thron des Weltreiches bestieg (69—79), die Donaugrenze schärfer ins Auge faßte, vereinigte er den Strich zwischen Wiener Wald und Leitha mit der Provinz Pannonien und schob zwei Legionen, die 13. und die 15. Apollinarische, an diesen Theil der Donau vor. Für sie und durch sie entstanden auf dieser kurzen Strecke zwei mächtige Standlager, für jene das von Vindobona (Wien), für diese das von Carnuntum. Eine große Militärstraße, in ihrem südlichen Theile bereits unter Claudius gebaut, setzte sie südwärts über Scarbantia (Oedenburg) und Steinamanger (Savaria) mit Pontovio (Pettau an der Drave) in sichere Verbindung, und die beiden Forts von Ala nova (Schwechat) und Aequinoctium (Fischamend) verknüpften sie unter einander. In der That bedurfte es an dieser Strecke zwischen dem Wiener Walde und der Marchmündung einer ganz besondern starken Grenze. Jenseits bot das weite Marchfeld einem feindlichen Heere den bequemsten Sammelplatz, und wiederum das Thal der March für eine römische Angriffsbewegung die zugänglichste Straße ins Innere Mährens. Bildeten die beiden Lager zunächst vorgeschobene Posten, so wurden sie seit Trajan (98—117) und Hadrian (117 bis 138), welche die ganze Donaulinie in Vertheidigungszustand setzten, zwei Glieder einer ungeheueren Kette von Festungswerken, die vom Wiener Wald bis nach Belgrad reichte, und in den vier festen Lagern von Vindobona, Carnuntum, Brigetio (O Szöny gegenüber Comorn) und Aquincum (Alt-Ofen) ihre stärksten Punkte besaß. Zugleich ließ Trajan die große Donaustraße ausbauen, „auf welcher man vom Pontus leicht nach Gallien gelangte", ein riesiges Werk, das eine Verkehrslinie darstellte, wie sie erst in der Gegenwart wieder ihrer Verwirklichung mit moderneren Mitteln entgegengeht. Oberhalb Wiens bis zum Inn lagen damals nur ein paar schwache Abtheilungen von Auxiliartruppen in den kleinen Standlagern von Trigisamum (Traismauer an der Traisenmündung) und Lacus Felicis (Mauer bei Oehling an der Url). Erst M. Aurel (161—180), durch die furchtbaren Erfahrungen des Markomannenkrieges belehrt, verwandelte das „Königreich" Noricum in eine Provinz unter der Verwaltung eines kaiserlichen Militärgouverneurs (legatus pro praetore) und errichtete für die neugebildete 2. italische Legion das neue große Standlager bei Lauriacum (Enns), das nun durch eine Kette von kleineren Forts mit Vindobona einerseits, Castra

Batava (Passau) andrerseits in Verbindung gesetzt wurde. Erst damals erhielt so die ganze militärische Donaugrenze ihren Abschluß.

In der That ein imposantes System, wie es seit dem Zusammensturze des römischen Reichs so nie wieder bestanden hat! Von Regensburg bis Belgrad schloß sich seit M. Aurel Castell an Castell, Standlager an Standlager, in welchen fünf Legionen, also etwa 30000 Mann, mit mindestens derselben Zahl von Provinzialtruppen der Grenze hüteten, während eine Kriegsflotille, schon von Kaiser Claudius errichtet, von Vespasianus neu organisirt und deshalb die „Flavische" zubenannt, den mächtigen Strom beherrschte. Niemals hat seitdem dieser Theil der Donau eine ähnliche Entfaltung maritimer Machtmittel gesehen. Wenden wir uns jedoch zurück zu Carnuntum.

Bis auf Diocletianus garnisonirten die Heerestheile der römischen Kaiserzeit niemals in Städten, sondern in festen Lagern, die sie sich selbst erbauten. Freilich aus dem rasch aufgeworfenen Erdwall des beweglichen Heerlagers der republikanischen Zeit wurden unter den Kaisern starke Mauern mit ragenden Thürmen und mächtigen Thorbauten, aus den Lederzelten der Legionare massive Casernen. Die Größe dieser Anlagen wechselte je nach dem Bedürfniß. Selten oder niemals werden sie die Ausdehnung des Polybianischen Normallagers erreicht haben, welches zwei Legionen und die dazu gehörigen bundesgenössischen Truppen aufnehmen sollte, deshalb auch 2500 römische Fuß im Quadrat maß. Auch die Form entspricht diesem häufig nicht, vielmehr herrscht in den Standlagern der Kaiserzeit an Stelle des Quadrats das Oblong, wie es auch der sogenannte Hyginus (frühestens aus der Zeit Caracallas 211—217) für das Feldlager seiner Zeit vorschreibt, so daß die eine Schmalseite die dem Feinde zugewandte Front darstellte. Die Befestigung bestand entweder aus einem Erdwall, oder bei den größeren Lagern aus festem Mauerwerk, das z. B. in der bekannten Saalburg am Taunus und in den Castellen des brittischen Hadrianswalles etwa 5 Fuß, in dem Castell von Nieder-Biber bei Neuwied 6, in Lacus Felicis gar 7—8 Fuß dick ist und in vielen Fällen durch einen vorliegenden Erdwall, sicher aber durch einen tiefen und breiten, mit Steinen ausgesetzten Graben verstärkt wurde. Vier Thore, die porta praetoria nach der Front, die porta decumana nach der Rückseite, und je eins, bei größeren Anlagen auch je zwei rechts und links eröffneten den Zutritt, jedes durch vorspringende Werke gegen einen feindlichen Angriff gedeckt.

In dieser Weise war auch das Standlager von Carnuntum angelegt. Bei dem Flecken Petronell wendet sich die hier vielgetheilte Donau nordostwärts. Ihr zur Rechten streicht eine breite Hochfläche, welche nach Norden und Osten sich terrassenförmig abdacht und nach Osten dann in mehrere Zungen ausläuft. Die nördlichste und längste derselben endet mit einer allmählichen Senkung bei

Deutsch-Altenburg, das in der Tiefe unmittelbar an der Donau liegt; selbst wieder oben ein breites Plateau, stürzt sie jäh nach dem Strome hinab, der, da er überhaupt nach rechts drängt, schon große Massen des Erdreichs hinweggerissen hat. Auf der Höhe läuft jetzt fast unmittelbar am Steilrande des Ufers die Straße hin, im Wesentlichen identisch mit der alten Römerstraße. An derselben, fast genau in der Mitte zwischen Petronell und Deutsch-Altenburg, erstreckt sich die etwas erhöhte Fläche des „Burgfeldes", die Stätte des römischen Standlagers, mit zahllosen oft nur leicht mit Erde bedeckten Waffenstücken, Werkzeugen, Gefäßtrümmern und Münzen übersät. Ausgrabungen, welche früher nur gelegentlich, systematisch erst seit 1877 betrieben wurden, lassen wenigstens ein allgemeines Bild der ganzen Anlage gewinnen.

Ein längliches Viereck, die Schmalseite dem Strome zugekehrt, 160 Wiener Klafter (zu 6 Fuß à 0,316 Meter) breit, 200 Klafter lang, ursprünglich jedoch länger, weil ein guter Theil des Erdreichs in die Donau gerollt ist, wurde von mächtigen Mauern und tiefen Gräben umschlossen. Starke Thorbauten schützten die porta decumana an der südlichen Schmalseite, ähnliche die Eingänge von Westen und Osten. Quer hindurch lief, im Wesentlichen identisch mit der jetzigen Straße, die via principalis von Norden nach Süden, von der porta praetoria nach der porta decumana die via praetoria. An der ersteren Lagerstraße erhob sich, analog anderen Anlagen derart, das praetorium, das Hauptquartier, nicht mehr wie früher ein Zelt, sondern ein weitläufiger, künstlerisch ausgestatteter Palast, wie Säulenkapitäle, Stücke von Gesimsen und Sockeln ebensowohl schließen lassen, als die Beispiele solcher Bauten in Lambäsa und in Nieder-Biber bei Neuwied. Wie im letzteren Lager und in Laureacum erhob sich auch hier, von den Wällen der Festung umschlossen, ein Warmbad. Die Casernements für die Truppen lassen sich gegenwärtig noch nicht sicher nachweisen, doch mögen sie wie die in dem Castell zu Bonn aus langen Reihen kleiner Zellen für die einzelnen Soldaten bestanden haben, abgesehen natürlich von den Quartieren der Offiziere. Die an sich feste Position des Standlagers wurde noch verstärkt durch ein vorgeschobenes Werk, welches den Gipfel der Höhe nordöstlich von Deutsch-Altenburg krönte. Um endlich der Festung zugleich den Charakter eines großen Ausfallthores nach dem Marchfelde zu wahren, wurde schon in der ersten Zeit von der 15. Legion jenseits des vielgetheilten mächtigen Stromes an der Stelle, wo er auf eine kurze Strecke in ein Bett zusammenrinnt, bei Stopfenreut im Marchfelde ein Brückenkopf erbaut, von dem das sogenannte „öde Schloß" noch Reste enthält: einen starken Thurm auf quadratischem Grundriß mit einer Flankenmauer.

Doch wie ein festes Standlager stets nach jeder Richtung hin selbständig sein und Alles, was für die Besatzung nöthig war, umschließen sollte, so hat

auch das von Carnuntum eine für römische Truppen, zumal in diesem Klima, ganz unentbehrliche Einrichtung geschaffen, wenn es auch die ihr gewidmeten Bauten nicht vollständig, wie es wohl sonst der Fall war, in seine Mauern einschloß, nämlich die warmen Bäder. Ja diese Anlagen waren gerade hier besonders großartig entwickelt. In dem langgestreckten Thale, welches sich im Rücken der Castra unterhalb der Hochfläche, die sie trägt, von Südwest nach Nordost hinzieht, hat man zuerst 1848 ausgedehnte Reste von Thermen entdeckt, andere wiederum in den Jahren 1872, 1875 und 1876, so daß jetzt nicht weniger als sechs gesonderte Thermengebäude gesichert sind. Die Veranlassung zu so ausgedehnten Anlagen bot nicht nur das nächste Bedürfniß, wie es jedes Standlager hervorrief, sondern auch das Vorhandensein einer besonders starken und heilkräftigen Quelle, welche im Jahre 1876 in einer Tiefe von 9 Fuß wieder aufgefunden worden ist. Giebt es doch auch im nahen Deutsch-Altenburg und in Petronell noch heute benutzte Schwefelthermen. Jene Anlagen nun gehören, soweit sich ihre Baugeschichte aus den Stempeln der Legionsziegel ermitteln läßt, sehr verschiedenen Zeiten an. Die ausgedehntesten Thermen, im Jahre 1875 entdeckt und im Ganzen 23 meist viereckige Räume umfassend, von denen 17 in der gewöhnlichen Weise durch Heißluftcanäle unter dem Fußboden und an den Wänden (Hypokaustum) geheizt wurden, sind in ihren älteren Bestandtheilen wenigstens von der 15. Apollinarischen und der zur selben Zeit in Wien liegenden 13. Legion aufgeführt worden, demnach jedenfalls gleich bei der Errichtung beider Standlager. In dieselbe Periode fällt eine zweite, aber viel kleinere Anlage, an deren Herstellung neben der 15. auch noch die 30. Ulpische Legion theilnahm, welche von Trajan errichtet wurde, aber nur vorübergehend in diesen Gegenden garnisonirt hat. Das große Bad erfuhr dann vermuthlich nach dem großen Markomannenkriege, der an der ganzen Donaugrenze arge Verwüstungen angerichtet haben mag, einen Umbau und zugleich eine Erweiterung durch die 14. Legion, und wurde, wenn das nicht schon früher geschehen, in zwei getrennten und ganz verschieden ausgestatteten Abtheilungen für Offiziere und Soldaten aufgeführt. Dieselbe Legion errichtete noch zwei kleinere Bäder, das eine in Gemeinschaft mit der 1. Legion (adjutrix), welche in Brigetio lag, und restaurirte ein drittes, das in seiner ursprünglichen Anlage schon aus der ersten Zeit des Standlagers herrührte.

Daß diese Thermen auch ganz besonders zu Heilzwecken benutzt wurden, bezeugen zahlreiche Widmungen an Heilgottheiten besonders in dem großen Bade. Da stiftet einer mit Frau und Sohn einen Altar dem „Erhalter Serapis und der Isis und den übrigen unsterblichen Göttern". Dem „Juppiter von Heliopolis", d. i. dem syrischen Baal, stellt Cornelius Vitalis, Tribun der 14. Legion, eine Säule auf. Dem Juppiter Dolichenus, desselben syrischen Ursprungs

wie jener, ist ein dem 3. Jahrhundert angehörendes gut gearbeitetes Hochrelief aus Sandstein geweiht, welches den Gott in der üblichen Weise darstellt: das lockige und bärtige Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt, der Körper bekleidet mit Aermelchiton und umgeworfener Chlamys, in dem rechten Arme die Doppelaxt haltend, in der Linken, die auf das Knie sich stützt, den Blitz, während das linke Bein auf einen liegenden Stier sich stemmt. Einen andern Altar, dessen Widmungsinschrift verstümmelt ist, hat L. Vitalis, der Reitknecht (strator) des Legaten der 14. Legion, im 3. Jahrhundert geweiht. Jahrhunderte lang sind diese Anlagen im Gebrauch geblieben und mögen Tausenden von tapferen Kriegern die Gesundheit gestärkt oder wiedergegeben haben. Denn die Münzen, welche nicht selten in den Ruinen zu Tage kommen, gehen herab bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts, also bis in die Zeit, wo die Wogen der Völkerwanderung zerstörend über den Landen an der Donaugrenze zusammenschlugen.

Rief das leibliche Bedürfniß der Truppen diese Thermen ins Leben, so hat der eigenthümliche militärische Geist, der sich durch einen gewissen sittlichen Ernst, wie ihn die beständige Wacht vor dem Feinde entwickelte, gar sehr von der Frivolität der größeren Städte unterschied, die Aufnahme und Pflege eines Cultus begünstigt, der, obwohl fremden orientalischen Ursprungs, doch dem spätrömischen Soldatenthume den besten sittlichen Halt dargeboten zu haben scheint. Dies ist die Verehrung des iranischen Lichtgottes Mithras, welche durch den Eintritt von Orientalen in die Legionen und noch mehr vielleicht durch den lebhaften Verkehr mit dem Orient besonders in die Donauprovinzen, diese Durchgangs- und Verbindungsländer zwischen Abend- und Morgenland, verpflanzt worden ist. Ein strenger düsterer Glaube mit furchtbarer Askese und geheimnißvollen Weihen, wurde dieser Cultus allmählich recht eigentlich zur Soldatenreligion des römischen Kaiserreichs und deshalb von den Imperatoren ganz besonders begünstigt. So sind seine Heiligthümer denn auch vorwiegend in der Nähe großer Standlager zu finden. Zu ihnen gehört auch das Mithräum von Carnuntum. Nördlich von Deutsch-Altenburg an einem steilabfallenden Hügel gegenüber von Stopfenreut kam im Mai 1853 unter einer Schuttanhäufung von Dammerde und gelblichem Alluvium die Grotte zu Tage, oben offen, im Wesentlichen gebildet von den aufragenden Felsen; nur da, wo diese Lücken lassen, sind Ziegel oder Quadern eingesetzt. So bildet sie einen nach Westen geöffneten Halbkreis, der vorn durch eine Mauer abgeschlossen ist, im Hintergrunde aber das gewöhnliche Mithrasrelief enthält: der Gott in Jünglingsgestalt, das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt, kniet im fliegenden Mantel auf einem niedergesunkenen Stier und stößt ihm das Schwert in den Nacken. Schon die 15. Legion hat dies Heiligthum hergerichtet, wie auch von einem Centurio derselben die älteste Widmung herrührt; die 14. hat dann zu ver-

schiedenen Zeiten, aber noch vor Septimius Severus Ausbauten oder Wiederherstellungen vorgenommen. Zahlreiche Votivaltäre, darunter einer des T. Flavius Verecundus, eines Centurio der 14. Legion, aus guter Zeit, und mehrere von Andächtigen aus dem Bürgerstande geweihte Denkmäler deuten auf die lebhafte Verehrung, welche Mithras hier genoß; Reste von Thieren und große Mengen von Asche beweisen, daß man ihm häufig Opfer darbrachte; ein eigner Priester war mit der Pflege des Cultus betraut. Als später das Christenthum auch in den Donaulanden mächtig herandrang, als es die Monarchen in einen immer heftigeren Kampf gegen seiner Ausbreitung verwickelte, haben gerade die höchsten Kreise besonders zäh an dem Mithrascultus festgehalten. Ein merkwürdiges Beispiel dafür bietet eben dies Mithräum. Denn als am 11. November 307 die Herrscher des Westens und Ostens, der greise Diocletianus, Maximianus, Licinius, Galerius und Constantin, den eine spätere Zeit den „Großen" und den ersten christlichen Kaiser nannte, zu Carnuntum sich versammelten, stellten sie „dem unbesiegten Sonnengotte Mithras, dem Gönner ihrer Herrschaft" das verfallene Mithräum wieder her. Ja als längst schon das weite Reich der christlichen Kirche gehörte, haben in der Mithrasgrotte zu Carnuntum noch Andächtige vor dem Bilde des stiertödtenden Gottes gekniet. Hat sich doch dort eine Münze aus der Zeit des Constans (337—350) gefunden. Ein zweites Mithräum lag unweit der großen Festung bei Stixneusiedeln, doch sind bis jetzt hier nur bürgerliche Widmungen zu Tage gekommen.

Ein so beträchtlicher militärischer Centralpunkt, wie dies Standlager von Carnuntum war, mußte binnen kurzem auch bürgerliche Niederlassungen in seiner Nähe ins Leben rufen. Ja der Grund zu einer solchen war schon gelegt, ehe noch ein römischer Spaten an den Wällen der Festung arbeitete. Denn die Entstehung der Ansiedlung, welche den Namen Carnuntum trug, fällt unzweifelhaft längst vor die Begründung der römischen Herrschaft in diesen Gegenden, wie ja Tiberius schon im Jahre 6 n. Chr. es als Operationsbasis gegen die Markomannen benutzte, und wahrscheinlich lag die vorrömische Ortschaft an der Stelle des heutigen Petronell so gut wie die spätere römische Stadt dieses Namens, da auf diese Lage die Bezeichnung „Höhenstadt" vortrefflich paßt. Eben aus ihm ergiebt sich auch, daß Kelten die Begründer waren, wie ja auch ursprünglich und bis auf die Flavier der ganze Landstrich zwischen Wiener Wald und Leitha zu dem keltischen Königreiche Noricum gehörte und keltische Eigennamen auch in der Kaiserzeit bei den Umwohnern fortwährend in Gebrauch blieben. Doch die eigentlich städtische Entwickelung knüpft sich erst an die römische Colonisation.

Sie hat sich, von staatsrechtlichem Standpunkte aus betrachtet, im Anschluß an die festen Standlager überall wesentlich in gleicher Weise entwickelt. Schon

dem beweglichen Feldlager der republikanischen Heere hatten sich wie natürlich zahlreiche Marketender und Händler angeschlossen, die ihren Stand hinter der Rückseite des Lagers an der porta decumana hatten. Aus den leichten Zelten und Baracken, den canabae, wurden nun zugleich mit der Anlage der festen Standlager dauerhaftere Gebäude, aus ihnen erwuchsen allmählich neben denselben oft ansehnliche Ortschaften. Rechtlich freilich bildeten ihre Bewohner keineswegs eine Gemeinde. Der erste Ansatz zur Bildung einer solchen geschah erst durch die Ertheilung von Corporationsrechten an die Einwohner der Lagerorte im Verlaufe des 1. Jahrhunderts. An der Spitze einer solchen Corporation stand anfangs, da sie zum großen Theile aus Veteranen sich zusammensetzte, ein curator veteranorum, später, seit dem Anfange des 2. Jahrhunderts, Behörden, welche den städtischen nachgebildet wurden, ohne solche zu sein, nämlich zwei magistri und ein aedilis. Aber auch die Corporationsmitglieder hingen staatsrechtlich betrachtet noch sozusagen in der Luft, da sie zu keinem Stadtgebiete gehörten und doch von der Zugehörigkeit zu einer städtischen Gemeinde das Heimatsrecht (origo) und damit das römische Bürgerrecht abhing. Für diejenigen, welche aus einer solchen Gemeinde stammten, hatte dies allerdings keine prinzipielle Bedeutung, da ihnen auch mit dem Wechsel des Wohnsitzes (domicilium) ihr Heimatsrecht nicht verloren gehen konnte, wohl aber für die Nachkommen derselben, sobald sie nicht aus Ehen zwischen Bürgern und Bürgerinnen entsprossen waren, die doch in den Provinzen gegenüber den massenhaften illegitimen Verbindungen römischer Legionare mit Provinzialinnen naturgemäß eine seltene Ausnahme bildeten. Kaiser Claudius I. legitimirte allerdings die Sprößlinge dieser Halbehen ein für allemal dadurch, daß er sie der tribus Pollia zuwies, aber damit wurden sie keineswegs Mitglieder einer bestimmten Gemeinde und konnten demnach auch nicht zur factischen Ausübung ihres römischen Bürgerrechts gelangen. Umsomehr empfahl sich bei der wachsenden Bedeutung der Lagerorte ihre Verwandlung in wirkliche Stadtgemeinden, die denn auch bei den meisten im Zeitalter Hadrians und der Antonine erfolgt ist.

Nicht überall haben sich nun diese „Lagerstädte" auf völlig unbebautem Boden gebildet. Vielmehr schlossen sie sich dort, wo die Festungen in der Nähe schon bestehender römischer Ansiedlungen entstanden, naturgemäß an diese an. Doch ändert dies nichts in ihrer rechtlichen Entwicklung. So war es auch in Carnuntum. Der Grund und Boden, auf welchem das Lager sich erhob, gehörte ursprünglich nicht zu einem Stadtgebiete, sondern zu dem norischen Gau der Azalier, der, wie gewöhnlich, unter einem römischen Offizier als praefectus stand und dessen Angehörige noch um die Mitte des 2. Jahrhunderts als Volksgenossen kenntlich waren. Einer derselben, der in der 2. Alpencohorte (cohors II. Alpinorum) diente, Ursius Busturonis filius, kommt 154 n. Chr. inschrift-

lich vor. Zunächst mögen nun römische Kaufleute und Gewerbtreibende neben den Hütten der Kelten von Carnuntum sich angesiedelt haben, wie z. B. noch der Grabstein eines C. Aemilius aus Padua, eines Marketenders, erhalten ist; frühzeitig gesellten sich ihnen dann entlassene Veteranen der hier stehenden 15. Legion zu, die naturgemäß, namentlich wenn sie, was meist der Fall war, Familie hatten und aus diesen Gegenden stammten, am liebsten in der Nähe ihres alten Standquartiers blieben; ja vielleicht fand hier eine förmliche Colonisation durch Veteranen statt, welche dann den Anfang zu einer römischen Stadtgemeinde gebildet haben würde. Wenigstens wird ein Veteran der 15. Legion L. Barbius Constitutus aus Juvavum (Salzburg) auf seinem Grabsteine als Colonist bezeichnet. Aber die Bewidmung mit römischem Stadtrecht erfolgte erst unter Hadrian oder Antoninus Pius; seitdem war Carnuntum ein municipium Aelium, also eine Gemeinde römischen Rechts, welche nicht durch Aussendung einer römischen Bürgercolonie, sondern durch Eintritt der Ortsbevölkerung in das römische Bürgerrecht entstand. In ihrer Organisation waren so begründete Städte genaue Abbilder der alten Mutterstadt am Tiber. Wie hier der Stand der Senatoren die höchste auf Großgrundbesitz und Bekleidung der Ehrenämter gestützte Aristokratie bildete, so in den Provinzialstädten die Decurionen, aus denen der regierende Rath hervorging. Dem Stande der römischen Ritter entsprachen hier die Augustalen, ursprünglich ein von Augustus in den Provinzen aus Freigelassenen zum Cultus der Laren und Penaten gebildetes Priestercolleg. Da aber die Würde erblich war, so entwickelte sich daraus allmählich ein besonderer Stand. Die große Masse der Bevölkerung wird auch hier als plebs bezeichnet. Die höchsten Beamten waren auch in Carnuntum die „Viermänner", welche die eigentlichen Verwaltungsgeschäfte, die Rechtspflege und die Polizei unter sich theilten und so den Consuln und Aedilen in Rom, den „Zweimännern für die Rechtsprechung" (duumviri iure dicundo) und Aedilen in den Colonien entsprachen. Auch die geistlichen Behörden wurden nach dem altrömischen Muster geordnet; so werden in Carnuntum Auguren erwähnt. Die Erhebung Carnuntums zum Range einer Colonie, wie es scheint am Ende des 2. Jahrhunderts — noch 178 n. Chr. erscheint es als Municipium — änderte in diesen Verhältnissen wenig oder nichts. Die Bürgerschaft selbst, unter der begreiflicherweise die entlassenen Veteranen der Donaulegionen eine bedeutende Rolle spielten, gliederte sich wiederum in zahlreiche Corporationen oder Innungen (collegia). So kommt eine Schmiedeinnung (collegium fabrum) vor, deren Patron L. Apulejus Brasidas aus dem Stande der Augustalen mit dem Abzeichen des Decurionates geschmückt war, der höchsten Ehre, welche ein Augustale überhaupt erlangen konnte. Charakteristisch für die Fortdauer eines starken militärischen Elements noch zur Zeit des Municipiums ist die Existenz einer

Innung von Soldatenschneidern, wenn man collegium centonariorum veteranorum so übersetzen darf; sie hat einmal auf ihre Kosten ein Denkmal für ein verstorbenes Mitglied errichtet. So zeigt sich hier nicht jene arbeitsscheue, vergnügungssüchtige Bevölkerung wie im kaiserlichen Rom, die unersättlich „Brot und Spiele" forderte, sondern ein reges gewerbliches Leben, das zum Theil an die alte einheimische Metallindustrie anknüpfte und, wie es durch die Nähe des großen Standlagers mit seinen Tausenden von Kriegern hervorgerufen war,[1] so auch durch sie beständig seine Nahrung erhielt.

Einer so bedeutenden Gemeinde konnte es an stattlichen öffentlichen Anlagen nicht fehlen. Einigermaßen erhalten ist von ihnen heute nur noch das sogen. „Heidenthor", ein mächtiger Bau von etwa 40' Höhe, auf quadratischer Grundlage aus Bruchsteinen und Legionsziegeln aufgeführt, mit Quadern verkleidet. Da der Bau zwei einander im rechten Winkel schneidende Durchgänge enthält, so war er weder ein Stadtthor noch ein Triumphbogen, sondern höchst wahrscheinlich ein Janus quadrifrons nach dem Muster des allbekannten Janusbogens zu Rom, und bezeichnete, an einer Wegscheide aufgestellt, die Grenze des Stadtgebiets. Von anderen Bauwerken läßt sich höchstens die Stelle muthmaßen. An der Stätte des heutigen Schlosses zu Petronell standen hervorragende, mit allem Luxus ausgestattete, vielleicht öffentlichen Zwecken gewidmete Gebäude, ohne daß sich freilich ein Grundplan bis jetzt hätte nachweisen lassen. Aus Ziegeln oder Gestein der Umgegend aufgeführt, waren sie mit Säulen geschmückt, zu denen man gewöhnlich den grobkörnigen Marmor vom steirischen Pachergebirge verwandte; die Wände bekleideten seine Platten von violettgeadertem toskanischem oder grüngeadertem nordafrikanischem Marmor, die Fußböden waren zum Theil mit trefflichen Mosaiken belegt, auf denen etwa Ganymedes den Adler tränkend oder Orpheus durch sein Spiel die wilden Thiere bezaubernd dargestellt ist. Sculpturen, manche von guter Arbeit, vollendeten die künstlerische Ausschmückung, Luftheizungsanlagen machten auch dem Südländer das rauhe Klima der Donaulande erträglich. Eine Leitung führte aus der Hügelkette, auf deren nördlichem Abhange Carnuntum lag, Wasser zu allen Zwecken herbei. Ja die Stadt rühmte sich, wie schon erwähnt, einer starken schwefelhaltigen Heilquelle, welche neuerdings auch wieder aufgefunden worden ist. Ihr verdankte einmal ein Procurator der Provinz Sicilien, C. Julius Superus, seine Herstellung, und eigene Curatoren (curatores thermarum) aus dem Stande der Augustalen, waren mit der Verwaltung des Heilbades betraut.

Unzweifelhaft haben zu Carnuntum wie anderswo in diesen Landschaften auch Tempel und andere Heiligthümer bestanden. Aber nur wenig ist davon bekannt. Fortuna hatte z. B. eine Statue; dem Wald- und Feldgott Silvanus, welcher in den Ostalpenlanden lebhafter Verehrung sich erfreute, widmete ein

Freigelassener des Legaten C. Vettius Sabinianus eine Capelle (aedicula); zu Ehren desselben Gottes ließ ein Veteran der 14. Legion ein verfallenes Heiligthum sammt dem Säulengange 211 n. Chr. wieder herstellen. Ueberaus zahlreich dagegen sind die Widmungen, welche meist zur Einlösung von Gelübden der hilfreichen Gottheit von dankbaren Verehrern jeden Standes dargebracht worden, dem Juppiter, Mars und Hercules, der Diana, Fortuna und Venus. Keltische oder orientalische Götter kommen in Carnuntum selbst nicht vor.

Ihre Ruhestätte nach dem Tode fanden die Bewohner Carnuntums, wie es scheint, nicht überwiegend an den Landstraßen, was sonst wohl üblich war, sondern in einem ausgedehnten Friedhofe am südwestlichen Ende der Stadt, den jetzt ein Weingarten bedeckt. Er ist zu einer Zeit entstanden, wo die Sitte des Begrabens bereits die des Verbrennens verdrängt hatte, denn er zeigt eine Menge großer, regelmäßig nebeneinander gesetzter Steinsärge oder Gräber, welche mit Ziegelplatten ausgelegt sind und so die Leichen ohne Sarg aufzunehmen bestimmt waren. Von den Beigaben, mit welchem die Hinterbliebenen ihre verstorbenen Angehörigen ausstatteten, sind freilich fast nur werthlose Gefäße aus Thon und Glas erhalten, denn schon früher haben räuberische Hände die Sargdeckel zertrümmert und den Inhalt durchwühlt. Desto größer ist die Menge der Grabsteine, die freilich auch zum Theil von ihrem Standorte verschleppt und namentlich in Petronell selbst zu baulichen Zwecken verwendet worden sind. Nur selten aber gehen ihre Inschriften über die schlichte Bezeichnung des Namens des Verstorbenen und derer, welche den Stein setzen ließen, hinaus, und nur in zwei Beispielen bricht die Empfindung der Hinterlassenen in Versen hervor, welche besser gemeint als gerathen sind.

Das ist so ziemlich Alles, was von dem Leben und Treiben, den Bauten und Denkmälern einer großen Garnison und einer rührigen Stadtbevölkerung, die ein paar Jahrhunderte hier am Steilufer der Donau lebten und litten, mit einiger Sicherheit sich erkennen läßt. Wenig genug in der That, und doch immer noch mehr, als die Reste des unweit davon gelegenen Vindobona gestatten, das mit Carnuntum zusammen gewissermaßen eine große Doppelfestung bildete.*)

Wenn heute ein römischer Legionar den Boden seines alten Standlagers beträte, er würde höchstens an den unveränderten Linien des nahen Gebirges und der weiten Fläche des Marchfeldes die Localität wieder zu erkennen vermögen. Wo heute das Häusermeer der Kaiserstadt sich breitet, da streckten sich damals über eine doch nur kleine Fläche um den hohen Markt unweit des Donaucanals die Wälle der Castra, davon weit getrennt die bürgerlichen An-

*) Zur Orientirung genügt jeder Plan von Wien.

siedlungen an der Wien, um die Votivkirche und auf der Höhe des Belvedere, dazwischen Feld und Gebüsch und die langen Linien der Heerstraßen mit ihren Grabdenkmälern, während weit im Norden der breite Spiegel der Donau zwischen waldigen Inseln aufblitzte. Auch dies Standlager hat wahrscheinlich Vespasian gleichzeitig mit dem von Carnuntum für und durch die 13. Legion angelegt, neben welcher bis gegen 114 n. Chr. ein brittanisches Reitergeschwader, die 1. Flavische Ala, hier garnisonirte. Für die Position der Festung fehlt jetzt jeder zu Tage stehende Anhalt, denn da die Oertlichkeit niemals vollständig verlassen war und seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine bedeutende Stadt hier sich entwickelte, so wurden die antiken Reste natürlich zu neuen Bauten verwendet oder sie verschwanden unter den Häusermassen der deutschen Stadt, welche zugleich jede systematische Nachforschung unmöglich machen. Nur die Bildung des Terrains und die spärlichen, gelegentlich zu Tage kommenden Reste gewähren die Möglichkeit, die Lage und Ausdehnung der römischen Festung wenigstens annähernd zu bestimmen. Denn der Versuch, aus den Straßenlinien, wie Hauslab, oder aus den Häuserquadraten, wie Camesina, auf die Gestaltung und Entwicklung des Standlagers Schlüsse zu ziehen, kann schon deshalb nicht gelingen, weil zwar die von der Natur vorgeschriebenen Hauptlinien des Verkehrs sich außerordentlich wenig ändern, die Bauten eines römischen Lagers aber mit Ausnahme einzelner nur leichter Art waren, also feste, unverrückbare Linien gar nicht darstellen, demnach auch die Ansiedler, welche nach dem Zusammenbruche der römischen Militärgrenze von den verlassenen Castra Besitz ergriffen, an die Straßenlinien derselben nicht gebunden waren, wie denn auch wirklich das ganz und gar nicht rechtwinklig gefügte Gassengeflecht des inneren Wien der strengen römischen Anlage durchaus widerspricht. Aus seiner Gestaltung mag sich die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt erschließen lassen, aber niemals die des römischen Standlagers. Dafür bleiben im Wesentlichen nur die zuerst angedeuteten Hilfsmittel zur Verfügung.

Der innerste Kern des heutigen Wien um den hohen Markt liegt auf einem Plateau, welches von Südwesten nach Nordosten gegen den Donaucanal hin streift und auf drei Seiten durch eine rasche Senkung des Bodens begrenzt wird: es fällt im Nordosten gegen den Canal, der ursprünglich näher an die Stadt trat als heute, im Osten gegen die Rothenthurmstraße, im Westen gegen den Tiefen Graben ab. Auf dieser Fläche drängen sich die römischen Reste am dichtesten zusammen; sie war zudem nach drei Seiten durch das Terrain, auf der einen sogar durch den Fluß geschützt. Doch hat das Lager kaum die ganze Hochfläche bedeckt, weil eine Legion selbst mit ihren Hilfstruppen dieses großen Raumes nicht bedurfte, sondern es wird auf die östlichen zwei Drittel derselben sich beschränkt haben. Reste einer sehr starken antiken Mauer zum

Theil aus Ziegeln der 13. Legion, sind längs der ganzen Terrainsenkung an der Rotheuthurmgasse gefunden worden, andere von derselben Construction im Westen an der Salvatorgasse. Die Front der Castra stand natürlich dem Feinde zugekehrt nach dem Donaucanale; dorthin führte dann auch die via praetoria, die in der porta praetoria mündete; die via principalis lief von West nach Ost an dem praetorium vorüber, und sie ist dann, da derartige Hauptlinien nicht verlassen werden, eben weil sie die kürzesten sind, sehr wahrscheinlich im wesentlichen identisch mit der Wipplinger Straße und dem hohen Markte, welche in ihrer östlichen Fortsetzung schließlich in die alte „Landstraße", d. h. die große Linie nach Carnuntum auslaufen, westlich aber in die Währinger Straße und damit die Heerstraße längs der Donau übergehen. Dann lag das Prätorium südlich vom hohen Markte, und in der That haben sich hier bei den Arbeiten für die Herstellung der Hochquellenwasserleitung in den Jahren 1871/4 gewaltige Mauerreste aus mächtigen Werkstücken sammt einem Hypokaustum aus Legionsziegeln gefunden. Nach diesen wurde der Bau durch die 13. Legion, also vor Trajan, aufgeführt, ebenso wie andere massive Gebäude, wie die zahlreichen Ziegeln eben dieser Legion im ganzen Umkreise der Castra beweisen, ohne daß freilich irgendwie Näheres über diese Anlagen sich feststellen ließe.

An Stelle der 13. trat dann seit Trajan die 10. Legion, die nunmehr dauernd in Vindobona verblieb. Sie restaurirte die Heizungsanlagen des Prätoriums und muß auch sonst mannigfache Herstellungs- und Ergänzungsbauten geliefert haben, da Ziegel mit ihrem Stempel sehr häufig vorkommen. Auch Grabsteine und Widmungen an die Götter von Offizieren und Soldaten dieser Truppe sind in ansehnlicher Zahl vorhanden, während von der 13. Legion sich nur ein einziges Denkmal zu Meidling gefunden hat.

Auch an dies Lager hat sich eine bürgerliche Niederlassung gelehnt. Analog der von Carnuntum entstand sie auf Grund einer längst existirenden keltischen Ansiedlung, wie der Name Vindobona d. h. Weißenfeld, beweist. M. Aurel verwandelte sie dann in ein Municipium. Wo es gelegen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht mehr oder noch nicht feststellen. An die Castra konnte die Stadt unmittelbar natürlich aus militärischen Gründen sich nicht entschließen; auf dem Boden der heutigen inneren Stadt konnte sie weder im Süden noch im Osten des Lagers liegen, denn in der Richtung der Herrengasse zog von Südwest nach Nordost die Straße nach Scarbantia (Oedenburg), welche durch Reste am Künstlerhause an der Wien und zahlreiche Grabsteine bezeugt ist; andere Steine derart finden sich in der ganzen Gegend, östlich von der Rotheuthurmstraße, also dicht vor der Ostfront der Castra. Gräber aber wurden stets außerhalb der Städte angelegt. Erheblichere antike Baureste haben sich nun sowohl in der Nähe des Schottenthores und der Votivkirche gefunden, wo im Februar 1879

sogar Thermenanlagen aufgedeckt worden sind, als auch am Künstlerhause an der Wien unweit der Schwarzenbergbrücke und am Belvedere. Für jene Lage spricht namentlich die Nähe des Donaucanals und die Position an der Abzweigung der Straßen Vindobona-Carnuntum und Vindobona-Scarbantia, ohne daß jedoch hinlängliche Sicherheit darüber sich gewinnen ließe.

Von dem bürgerlichen Leben der römischen Gemeinde ist wenig genug bekannt. Die Verfassung war dieselbe wie bei allen Municipien. Sehr stark scheint in der Bevölkerung das militärische Element vertreten gewesen zu sein; namentlich Veteranen der 10. Legion und Familien activer Soldaten werden oft genug erwähnt; rein bürgerliche Inschriften sind dagegen nur selten. Wie zu Carnuntum bestand eine Schmiedeinnung, deren Leiter einmal C. Marcius Marcianus war, ein Mann aus dem Stande der Decurionen und nach einander Inhaber aller Gemeindeämter. Daneben ergeben sich wenigstens zwei kaiserliche Metallwerkstätten, während mehrere private Firmen den Ziegelbedarf für bürgerliche Bauten lieferten. Von solchen freilich hat sich, wenigstens was größere Anlagen betrifft, nichts erhalten außer den Resten bei der Votivkirche und am Künstlerhause; die zahlreichen Götterculte sind nur durch Widmungsinschriften bezeugt, darunter zwei für den ägyptischen Serapis, welche T. Flavius Quirinalis Maximus für das Heil des Kaisers Septimius Severus (197—211) stiftete.

Aeußerlich betrachtet, waren nach allem, was wir wissen, Carnuntum und Vindobona Orte durchaus römischen Gepräges: römisch die Standlager, römisch die Stadtverfassung, römisch Kunst und Handwerk, römisch oder römisch-orientalisch auch die Göttercults. Kein einziger keltischer Gott fand hier auf seinem heimischen Boden Verehrung, nur wenige Inschriften weisen einheimische Personennamen auf. Und doch, wer den Leuten, die in den Gassen der Städte sich tummelten oder die in Helm und Harnisch vor ihrem Feldherrn in Parade standen, hätte ins Gesicht sehen können, wer ihrer Sprache zu lauschen vermocht hätte, der würde sehr bald gefunden haben, daß da wenig von italischen Zügen zu bemerken sei und daß das Latein einen keineswegs römischen Klang hatte, wenn es überhaupt noch Latein war, das da ausgesprochen wurde. Denn von einer systematischen Colonisation dieser Donaulandschaften durch italische Ansiedler kann nicht im entferntesten die Rede sein; vielmehr bestand die Bevölkerung allerorten ganz überwiegend aus einheimischen Elementen, die sich äußerlich romanisirten; auch die Truppenkörper, selbst die Legionen, recrutirten sich wesentlich aus den Provinzen, in welchen sie lagen, wie z. B. die zu Lambäsa garnisonirende legio III. Augusta fast nur aus Afrikanern bestand. Neben ihnen standen wohl auch germanische Einwanderer, welche innerer Zwist oder das Machtgebot eines römischen Imperators an das südliche Donauufer verpflanzte. So lebte in Carnuntum zur Zeit des Septimius Severus der Ger-

mannenfürst Septimius Aistomodius mit seinen Brüdern Philippus und Heliodorus, deren römische Namen andeuten, daß sie das römische Bürgerrecht unter jenem Kaiser gewannen (denn es war üblich, in solchen Fällen den Familiennamen des regierenden Kaisers anzunehmen), so ein Narister von jenen, welche M. Aurel in Pannonien ansiedelte; freilich würde diesem Nävius Primigenius mit seiner Frau Nävia und seiner Tochter Creusa classischen Namens Niemand die germanische Abstammung ansehen, wenn sie nicht auf einem Grabsteine verrathen würde. So wenig ist aus römischer Benennung hier auf italische Abkunft zu schließen.

Doch wenn die Bürger der Stadtgemeinden und die aus ihnen sich recrutirenden Legionare doch wenigstens äußerlich als Römer sich gebehrdeten, so hörte in einiger Entfernung von den Städten und Standlagern auch das auf. Zwar die kleinen Orte in größerer Nähe oder an den großen Heerstraßen, auf denen die römische Reichspost ihre Stationen schuf, mögen noch ein wesentlich römisches Gepräge getragen haben, wie denn die warmen Quellen von Meidling und Baden bei Wien, das die Römer Aquae nannten, schon vor Trajan von ihnen benutzt worden sind und auch anderwärts, z. B. in Bruck an der Leitha, römische Spuren sich finden. Aber die Bewohner des platten Landes wurden den Städten zu minderem Rechte untergeordnet, entbehrten also zumeist des Bürgerrechts, über sie ergoß sich die römische Cultur nur spärlich, und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie nur theilweise römische Namen sich wählten, häufig ihre einheimischen beibehielten und auch sonst italische Sitte bei ihnen wenig Eingang fand. Daher nehmen denn auch in dem Striche zwischen Wiener Wald und Leitha die Spuren römischen Lebens, je weiter von der Donaugrenze und ihren Standlagern und Städten entfernt, desto mehr ab; südlich über Wiener Neustadt hinaus fehlen die Inschriften, und der Procentsatz der einheimischen Namen auf ihnen steigt höher an. So wird man sich diese römischen Standlager und Städte mit ihrer nächsten Umgebung als lateinische Sprachinseln inmitten einer keltischen Bevölkerung vorzustellen haben, welche von römischer Cultur nur oberflächlich berührt wurde, freilich aber auch jedes nationalen Bewußtseins entbehrte.

Wenn aber eine italische Colonisation in erheblicher Ausdehnung nicht stattfand, so ist die Wucht, mit welcher römisches Staats- und Heerwesen wie die lebhafte Handelsverbindung mit Italien die Eingebornen zu dem römischen Wesen hinüberdrängte, nur um so erstaunlicher. Nirgends trat jenes aber auch imposanter auf, als an dieser beständig bedrohten Donaugrenze, deren Geschichte auf's engste verflochten ist mit den gewaltigen Kämpfen gegen die Germanen und den Thronkriegen der späteren Zeit. Zu Carnuntum zog Kaiser Marcus am 1. September 178 ein, um den drohenden Einbruch der Markomannen,

Quaden, Sueven und Vandalen abzuwehren; noch ist ein Denkmal vorhanden, welches der Decurio T. Flavius Probus wahrscheinlich aus Anlaß dieses Ereignisses setzte (die sogen. ara Haimburgensis). In diesem Standlager schrieb der Kaiser das zweite Buch seiner philosophischen Betrachtungen, die eines der edelsten Denkmäler spätrömischer Philosophie bilden; im nahen Vindobona ist er 180 gestorben. Dreizehn Jahre später riefen die Legionen beider Standlager ihren Legaten, den düstren Afrikaner Septimius Severus, in Carnuntum zum Kaiser aus und eröffneten damit jene Periode der illyrischen Militärmonarchie die in den Donaulanden ihren Ausgang nahm und in ihren tapferen, streitgewohnten Legionen ihre beste Stütze fand. In Vindobona stand von 270 bis 275 der spätere Kaiser Probus als Kriegstribun, wie vorher bereits Aurelianus. In Carnuntum wieder fand die schon erwähnte Zusammenkunft der Kaiser und Mitregenten vom 11. November 307 statt, und hier ließ sich vier Jahre darauf Licinius zum Augustus proclamiren. Aber das Vorspiel der Völkerwanderung brachte auch dieser stolzen Festung schwere Gefahr und endlich das Verderben. Schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts wurden die Zustände mehr und mehr unsicher; ein vergrabener Schatz von etwa 5000 Stück Münzen aller Sorten, meist aus der Zeit Constantins des Großen, der im October 1879 bei Schwechat zu Tage kam, giebt davon beredtes Zeugniß. Im Jahre 374 brachen dann die Quaden, gereizt durch römische Festungsanlagen auf ihrem Gebiete, über den Strom und zerstörten Carnuntum mit Feuer und Schwert. Kaiser Valentinianus fand es noch im Frühjahr 375 verödet in rauchgeschwärzten Trümmern, doch stellte er es wieder her, verweilte drei Monate hier und erließ auch von hier aus ein Gesetz. Noch einmal führt dann das Staatshandbuch vom Jahre 400 beide Festungen wie die der ganzen Donaugrenze mit allen ihren Garnisonen vor Augen, aber bereits begann ihre Verbindung mit den Centren des Reiches sich zu lockern: in Wien hören die Münzfunde mit der Zeit Constantins II. (337—340) auf, in Carnuntum mit dem Usurpator Maximus (383—388), in Bruck mit Gratianus (375—383). Wenige Jahrzehnte weiter hin, und die ganze Militärgrenze an der Donau brach zusammen, ihre Garnisonen fielen unter dem Schwerte der Deutschen oder wichen ins Innere zurück, ihre Festungen sanken in Trümmer, die Provinzen, welche sie hatten schützen sollen, wurden von den germanischen Eroberern überfluthet. Unter ihrem Tritt und noch mehr unter dem Einbruche der Slaven und Avaren ging auch die romanisch-keltische Bevölkerung dieser Lande bis auf schwache Reste zu Grunde.

Aus der Osterexamenzeit am Gymnasium.

Regelmäßig erhebt sich in den Wochen vor Ostern in den Kreisen des Hauses und der Familie die schüchterne Klage, daß es dem Unterrichte in unseren höheren Lehranstalten um diese Zeit am rechten Zusammenhange fehle, daß der Unterricht fort und fort durch andere Dinge unterbrochen werde, daß die Schüler viele, sehr viele freie Zeit haben und eigentlich schon wochenlang vor Beginn der Osterferien mit dem einen Beine in den Ferien stehen; die Klage äußert sich um so vernehmlicher, wenn, wie in diesem Jahre, Ostern verhältnißmäßig zeitig fällt und die Arbeit des letzten Quartales vom Schuljahre schon wieder anfängt sich im Sande zu verlaufen, ehe sie nach den Weihnachtsferien noch recht in Fluß gekommen. Regelmäßig antwortet dann dieser Klage aus den Kreisen der Schule die Gegenklage, daß keine Zeit des ganzen Schuljahres für den Lehrer anstrengender und aufreibender sei, als gerade diese letzten Wochen vor Ostern, und daß für die nicht zu leugnende Beschäftigungslosigkeit der Schüler in dieser Zeit keineswegs die Lehrer, sondern höchstens die gesetzlichen Einrichtungen der Schule verantwortlich zu machen seien. Wer von beiden Theilen hat nun Recht? Das Haus oder die Schule? Keiner von beiden? Beide? — Wir wollen die Antwort auf diese Fragen anknüpfen an eine genaue Schilderung der Thätigkeit, wie sie an einem großen, übrigens vortrefflich geleiteten und des besten Rufes sich erfreuenden mitteldeutschen Gymnasium in den letzten Wochen und Monaten thatsächlich verlaufen ist. Der Name thut nichts zur Sache.

Der regelmäßige Unterricht nach den Weihnachtsferien begann, wie gewöhnlich, am Tage nach dem Hohenneujahre, Mittwoch den 7. Januar, und dauerte von da an ohne Unterbrechung bis Freitag den 6. Februar, also genau 4 ½ Woche. Für die Abiturienten war der Unterricht hiermit abgeschlossen, da bereits am Tage darauf die schriftlichen Maturitätsprüfungen begannen. Von Sonnabend den 7. bis Dienstag den 10. Februar wurden drei von den sechs zu liefernden Maturitätsarbeiten angefertigt, während in den Klassen der gewöhnliche Unterricht seinen Fortgang nahm. Dienstag den 10. Februar (Fastnacht) nachmittag und Mittwoch den 11. (Aschermittwoch) fiel nach altem Brauche der Unterricht an der ganzen Schule aus; für die Abiturienten entstand auf diese Weise zugleich eine eintägige Erholungspause. Donnerstag den 12. bis Sonnabend den 14. Februar wurden die noch übrigen drei Maturitätsarbeiten geschrieben, während in den Klassen wieder der gewöhnliche Unterricht stattfand. Ebenso wurde auch in der darauf folgenden Woche, von Montag den 16. bis Donnerstag

den 19. Februar der regelmäßige Unterricht fortgesetzt. Freitag den 20. Februar begannen die schriftlichen Examenarbeiten in den Klassen; diese dauerten (mit Ausnahme der untersten Klassen, die sich mit einer kürzeren Zeit begnügen können) ununterbrochen bis Donnerstag den 26. Februar; an sämmtlichen Nachmittagen dieser Woche fiel nach altem Usus der Unterricht aus. Freitag den 27. Februar war kirchlicher Feiertag (Bußtag). Von Sonnabend den 28. Februar bis Dienstag den 2. März wurden die mündlichen Maturitätsprüfungen abgehalten; in den Klassen war an diesen Tagen, um die Schüler wenigstens einigermaßen zu beschäftigen, der gewöhnliche Unterricht früh von 8—10 Uhr; die übrigen Lectionen fielen, wie üblich während der mündlichen Maturitätsprüfungen, aus, damit auch den nicht zur Prüfungscommission gehörigen Mitgliedern des Lehrercollegiums die Möglichkeit, dem Examen beizuwohnen, geboten würde. Von Mittwoch den 3. bis Freitag den 5. März war wieder regelmäßiger Unterricht; Sonnabend den 6. März vormittag fand die feierliche Entlassung der auf die Universität abgehenden Schüler (Valedictionsactus) statt. Von der nächsten Woche, 8. bis 13. März, war die erste Hälfte, Montag bis Mittwoch wiederum durch Lectionen ausgefüllt; Mittwoch von 10 Uhr an wurde die erste sogenannte Censurconferenz (Conferenz zur gemeinschaftlichen Feststellung der Semestercensuren in Betragen und Fleiß) für die Klassen Sexta, Quinta und Quarta abgehalten. In der zweiten Hälfte dieser Woche, Donnerstag bis Sonnabend, fanden die öffentlichen Prüfungen sämmtlicher Schulklassen statt, während deren der Unterricht natürlich wieder ausfiel. Montag den 15. März vormittags abermals Unterricht, nachmittags Censurconferenz für die Klassen Untertertia, Obertertia, Untersecunda, also keine Lectionen; Dienstag den 16. vormittags Unterricht, nachmittags Conferenz für Obersecunda und Unterprima, keine Lectionen; Mittwoch Unterricht, ebenso Donnerstag vormittags, nachmittags die sogenannte Revisions- und Translocationsconferenz (Conferenz für etwaige nachträgliche Abänderungen an den Censuren und zur Versetzung und Neuordnung des „Cötus" für das nächste Schuljahr) für sämmtliche Classen, von Sexta bis Unterprima, kein Unterricht. Endlich Freitag den 19. März (Freitag vor Palmsonntag) früh 8—10 Uhr Unterricht, um 10 Uhr Schlußfeierlichkeit, Publication der Versetzung, Vertheilung der Censuren, Beginn der Osterferien.

Summiren wir für die angegebene Zeit den abgehaltenen und den ausgefallenen Unterricht, so gelangen wir zu folgendem Ergebniß. Da die Schule gesetzlich nach den Weihnachtsferien am Tage nach dem Hohenneujahre beginnt und vor den Osterferien am Freitag vor Palmsonntag schließt, so enthielt heuer das letzte Quartal des Schuljahres nominell $10^1/_2$ Unterrichtswoche. Hiervon haben die Abiturienten noch nicht die Hälfte, nämlich netto $4^1/_2$ Woche, wirklich genossen. Die übrigen Schüler haben — die Woche zu 32 Lectionen gerechnet — genau

8 Wochen Unterricht gehabt; $2^1/_2$ Woche ist in Wegfall gekommen. Von diesen $2^1/_2$ Wochen fallen allerdings, was nicht übersehen werden darf, 2 Tage auf Fastnacht, Aschermittwoch und den erwähnten kirchlichen Feiertag; die ganze übrige Zeit aber ist doch durch schriftliche und mündliche Prüfungen, durch Conferenzen und Schulfeierlichkeiten dem Unterrichte entzogen worden.

Es ist kein Wunder, daß dieses häufige Ausfallen der Lectionen in den Wochen vor Ostern und die dadurch hervorgerufene Zerstückelung der Arbeit im Hause und in der Familie auffällt. Es ist Thatsache, daß die Schüler in diesen Wochen reichliche „Bummelzeit" haben, und das neuerdings bis zum Ueberdruß wiederholte Gerede von der „Ueberbürdung" unserer Gymnasialjugend würde wenigstens diesen Wochen gegenüber geradezu eine Lächerlichkeit sein. Im Gegentheil, eine Steigerung des gewöhnlichen Arbeitsquantums würde für diese Zeit durchaus am Platze sein, wenn — ja, wenn es eben mit dem Aufgabenstellen gethan wäre, wenn es nicht eine der selbstverständlichsten Regeln der Pädagogik wäre, daß der Lehrer keine Aufgabe stellen darf, deren Lösung er nicht hinterher controlirt, wenn also nicht eine Vermehrung der häuslichen Schülerarbeiten in einer Zeit, wo sich ohnehin auf das Haupt des Lehrers ein Correcturensegen ergießt, wie sonst während des ganzen Schuljahres nicht, zu einer gewiß ebensowenig wünschenswerthen Ueberbürdung des Lehrers führen würde.

Hiermit ist schon die Frage gestreift, ob es denn wirklich nöthig sei, alle jene Examina, Conferenzen und Schulfeierlichkeiten über so viele Wochen zu vertheilen, ob es nicht vielmehr möglich sei, durch ein Zusammenrücken derselben auf die letzten Wochen des Semesters, z. B. dadurch, daß die Abiturienten ihre Prüfungsarbeiten nicht eher schrieben als die übrigen Classen, die geschilderte Zersplitterung der Arbeitszeit zu vermeiden und dadurch noch ein paar zusammenhängende Arbeitswochen zu gewinnen.

Daß die Schule selbst den dringenden Wunsch hat, den zusammenhängenden Unterricht so lange als möglich fortzuführen und den Beginn der Examenzeit so spät als möglich anzusetzen, ist wohl selbstverständlich. Kann es der Schule lieb sein, wenn sie die Arbeit, die auf das ganze Wintersemester zugeschnitten ist, in Oberprima Anfang Februar abbrechen muß? Abbrechen, denn von einer gleichmäßigen Durchführung des Pensums bis zu Ende kann doch in solchem Falle nicht die Rede sein. Oder kann dem Lehrer damit gedient sein, wenn er, nachdem die schriftlichen Examenarbeiten vorüber sind, die in den Schüleraugen doch den äußeren Abschluß der Semesterarbeit bilden, noch wochenlang, unter fortwährenden Unterbrechungen, die Zeit ausfüllen muß mit einem Unterrichte, der für den Schüler keinen recht erkennbaren Zweck mehr hat, ja wenn er selbst nach den mündlichen Prüfungen den abgerissenen Faden nochmals aufnehmen und noch ein paar Tage lang weiterspinnen muß? Diese

letzten Unterrichtswochen sind die denkbar unerquicklichste Zeit des ganzen Schuljahres. Das Schicksal der Schüler, Censur und Versetzung, ist durch die schriftlichen Arbeiten so gut wie entschieden; sie sind es, bei deren Anfertigung die Schüler die größte Spannkraft entwickelt haben. Was darnach noch kommt, interessirt sie nur halb, und sie haben damit gar nicht so unrecht, denn was kann ihnen noch Großes geboten werden? Das Pensum des Semesters muß vor Beginn der Examenarbeiten zu Ende gebracht sein; was bleibt also, wenn die Examenarbeiten durchgesprochen sind, in diesen Wochen weiter übrig, als Repetition und immer wieder Repetition, Einprägen, Befestigen? Auf beiden Theilen, auf Lehrern und Schülern, lastet die unangenehme Empfindung, daß vielfach nur die Zeit hingebracht wird, und das ist ein großer Uebelstand. Leider sprechen hier aber eben noch andere Rücksichten mit, die nicht ohne Weiteres bei Seite gesetzt werden können.

Ein guter Theil der Abiturienten tritt alljährlich am 1. April in die Armee ein, um sofort sein Freiwilligenjahr zu absolviren und später durch den Militärdienst in den Universitätsstudien nicht unterbrochen zu werden. Ihnen ist es gewiß zu gönnen, daß sie nicht direct von der Schulbank auf den Exercierplatz laufen, sondern nach jahrelanger Geistesarbeit zunächst sich einer kurzen Freiheit erfreuen. Schon dies ist ein Grund, mit dem Abiturientenexamen nicht bis zu den letzten Wochen zu zögern. Es ist ferner nothwendig, nach den mündlichen Prüfungen eine Pause von mindestens einer Woche zu machen, um die Vorbereitungen zum Valedictionsactus treffen und die Zeugnisse ausfertigen und unterzeichnen lassen zu können. Von der entscheidendsten Wichtigkeit aber ist die der Prüfungscommission durch die schriftlichen Arbeiten erwachsende Correcturenlast. Wenn ein Gymnasium, wie in dem oben geschilderten Falle, ca. 40 Primaner auf einmal zur Universität zu entlassen hat, wie soll es für eine einzelne Lehrkraft möglich sein, die gewissenhafte Durchsicht einer solchen Anzahl von deutschen oder lateinischen Aufsätzen zu bewältigen und gleichzeitig noch in anderen Klassen den gewöhnlichen Unterricht weiterzugeben, wie soll es möglich sein, daß alle Arbeiten bei den Mitgliedern der Prüfungscommission circuliren, wenn zwischen den schriftlichen und mündlichen Prüfungen nicht mindestens eine Flucht von zwei bis drei Wochen gelassen wird? Wir haben hier eine Schattenseite unserer modernen, mit fünf bis sechs Hundert Schülern angefüllten Gymnasialcasernen vor uns. Für die eigentliche Unterrichtsarbeit ist es ja am Ende gleichgiltig, wie weit eine Schule anwächst. Durch Errichtung der jetzt beliebten „Parallelklassen" und Vergrößerung des Lehrercollegiums läßt sich's vermeiden, daß die Klassen überfüllt werden und die Arbeit des Lehrers am Einzelnen erfolglos werde. Aber, ganz abgesehen von der Last unwürdiger Bureauarbeit, die dem Rector eines solchen Monstregymnasiums erwächst, abgesehen von der

totalen Unmöglichkeit, eine solche Anstalt noch in einheitlichem Geiste zu leiten, schon bei den Prüfungen zeigt sich's, daß es keineswegs gleichgiltig ist, wenn eine Schule in infinitum vergrößert wird. Gymnasien, die 10—12 Abiturienten zu entlassen haben, können ihre Maturitätsprüfungen natürlich später ansetzen, als solche, die 40 in die Welt schicken. Die ganze Examenmaschine arbeitet bei solchen Massen unvergleichlich viel schwerfälliger. Es gilt dies aber ebensogut von den übrigen Klassenarbeiten. An einem Gymnasium, das sämmtliche Klassen doppelt, einzelne vielleicht sogar in dreifacher Parallele hat, ist es schlechterdings unmöglich, daß der Rector von den in den Klassen erreichten Zielen ein Bild erhält, daß die Lehrer, die mit ihrer Arbeit neben einander hergehen oder sich an einander anschließen, sich auch ihrerseits über diese Ziele orientiren, wenn nicht zwischen den schriftlichen Arbeiten und den mündlichen Prüfungen außer der zur Correctur nothwendigen Frist extra noch eine Reihe von Tagen Zeit gelassen wird.

Wir wollen nicht behaupten, daß in dem oben angeführten Beispiele aus der Praxis in der Zusammenrückung aller Haupt- und Staatsactionen der Examenzeit das Menschenmögliche wirklich erreicht wäre. Viel würde es aber gewiß nicht sein, was durch eine straffere Gruppirung an zusammenhängender Arbeitszeit sich etwa hätte gewinnen lassen, und die Klage, daß die eigentliche und Hauptaufgabe der Schule gerade in den Wochen, wo ein nochmaliges energisches Zusammenfassen aller Kräfte am Platze wäre, in bedauerlicher Weise zersplittert wird, wird immer wieder auftauchen, so lange der ganze, zum Theil aus alter Zeit übernommene Apparat an Clausurarbeiten, Conferenzen und öffentlichen Schaustellungen am Schlusse jedes Schuljahres aufs neue in Scene gesetzt wird.

Eine andere Frage ist es, ob in diesem Apparate selbst nicht das eine oder andere Glied eliminirt werden könnte, um auf diese Weise die wünschenswerthe Zeitersparniß und damit zugleich Zeiteinheit zu schaffen. Einige Andeutungen in dieser Richtung möchten wir nicht unterdrücken.

Als eine Zeitverschwendung könnte es zunächst erscheinen, daß um der Censurconferenzen willen — es waren deren in unserem Falle vier — der Unterricht ausgesetzt wird; warum werden sie nicht an schulfreien Nachmittagen abgehalten? In der That kann man diesen Vorwurf hören, und Privatschulen, die von der Gunst und Laune des Publikums abhängig sind und ängstlich beflissen sein müssen, bald die Schüler, bald die Eltern zu entlasten, muthen wirklich ihren Lehrern zu, die schulfreien Nachmittage der Woche, ja sogar die Abendstunden von vollen Schultagen für solche Conferenzen zu opfern. Wir sagen: Ein Glück, daß die öffentlichen Lehranstalten in dieser Beziehung freiere Hand haben. Die Einrichtung, daß der Zeitaufwand, den die Conferenzen erfordern, auf Kosten der Lectionen, aber nicht auf Kosten der Freistunden des

Lehrers bestritten wird, gründet sich zwar, so viel wir wissen, nicht auf gesetzliche Bestimmungen, aber auf einen humanen Usus. Jeder Lehrer weiß, wie ermüdend und abstumpfend alles Conferenzensitzen ist; keiner würde, wenn er die Wahl hätte zwischen drei anstrengenden Lectionen und drei Conferenzstunden, die letzteren vorziehen. Es ist billig, daß diese Sitzungen nicht zu den regelmäßigen Lehrstunden hinzuaddirt werden. Daß an großen Lehranstalten mit fünf bis sechs Hundert Schülern sich zu Ostern vier solche Conferenzen nöthig machen, wo ein normales Gymnasium mit 250—300 Schülern mit zweien auskömmt, ist bedauerlich, aber nicht zu ändern. Es ist auch das wieder einer von den Nachtheilen, die bedacht werden müßten, ehe man die erste Parallelklasse an einem Gymnasium errichtet und damit den Grund zu einem monströsen Doppelgymnasium legt.

Aber eine Schaustellung wie der Valedictionsactus dürfte vielleicht entbehrlich scheinen? Wenn das Anfertigen, Corrigiren und Memoriren der Valedictionsvorträge wegfiele, könnte nicht das ganze Maturitätsexamen wesentlich später angesetzt werden und die Abschiedsfeier sich möglichst bald an die mündlichen Prüfungen anschließen? — So weit der „Actus" auf eine Schaustellung hinausläuft, sind wir allerdings dieser Ansicht. Wir können es zwar nicht billigen, wenn, wie es hie und da geschieht, die Abiturienten gleichsam bei verschlossenen Thüren ohne Sang und Klang von der Schule verabschiedet werden; das einzig Würdige ist es gewiß, daß sie in öffentlicher Feier, in Gegenwart ihrer Eltern und Angehörigen, der Schule, der sie ihre Ausbildung verdanken, Valet sagen. Aber wozu vorher das Declamiren auswendig gelernter Aufsätze und Gedichte in deutscher, französischer, lateinischer, griechischer, ja selbst hebräischer Sprache? Schlagen wir ein altes Schulprogramm aus dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts, aus der Blüthezeit der „Schulcomoedia" auf und lesen da, wie „die gesamten Hochansehnlichen und Hochzuehrenden Herren Inspectores und Patroni, wie auch alle andere Liebhaber derer gelehrten Studien, sämmtliche Gönner, Förderer und Wohlthäter allhiesigen Lycei zu dem auf nechstkünfftigen ... zu haltenden Actui oratorio, der in dem Saale des Ober-Auditorii der Schulen mit 12 Rednern gehalten werden soll, auf das feyerlichste hiemit und gantz ergebenst eingeladen werden", so haben wir ohne weiteres den anheimelnden Eindruck einer stilvollen Einrichtung; wir fühlen: diese Sache gehörte in diese Zeit, denn sie war selbst nichts andres als eine Art Schulcomödie. Wer heute dagegen in einem Valedictionsactus sitzt, der erhält, wenn er anders historisches Stilgefühl hat, den Eindruck eines starken Anachronismus; könnte er vom modernen Costüm abstrahiren, er würde sich mit einen Schlage in die Perrückenzeit zurückversetzt fühlen. Die fremdsprachigen Abschiedsreden sind — wie die ganzen Schul-

programme mit ihren gravitätischen und inhaltslosen Schulchroniken und ihren stereotypen Einladungsphrasen — einer von den mancherlei Zöpfen, die ohne alle Scrupel aus der „guten alten Zeit" weitergeschleppt werden. Kein Einziger von den Geladenen, selbst von den Lehrern nur ein Theil, vermag diesen lateinischen, griechischen und hebräischen Ansprachen zu folgen. Höchstens gewährt es den Leuten Vergnügen, ein Stündchen lang den verschiedenartigen fremden Klängen zu lauschen, dann folgt am Schlusse die stehende Unterhaltung der anwesenden Damen, welches Idiom schöner geklungen habe, das Griechische oder das Lateinische — das ist alles. Wenn dieser Zopf endlich einmal weggeschnitten würde, es wäre eine Wohlthat, vor allem für die Abiturienten selbst, die in der Examenzeit durch andre Dinge wahrlich genug in Anspruch genommen sind, und die unter vier Augen stets aufrichtig gestehen, daß sie viel mehr die Last als die Ehre der Sache empfinden.

Was aber vom Valedictionsactus gilt, das gilt in gleichem Maße von einer andern „Schulcomoedia" — von den öffentlichen Prüfungen. Ueber den Werth dieser Schaustellungen giebt sich wohl niemand einer Täuschung hin. Der geschickte Faiseur paukt, wenn's sein muß, binnen vierzehn Tagen seine Schüler auf das Examen ein, und der Eindruck ist ein glänzender; der tüchtigste Lehrer macht Fiasko, wenn ein derartiges Heraustreten an die Oeffentlichkeit seiner innersten Natur zuwider ist und er in Folge dessen den Kampf mit dem Stoffe und den mit seiner Befangenheit gleichzeitig zu kämpfen hat. Der Schauspieler tritt alle Tage aufs Theater, Lehrer und Schüler nur einmal im Jahre — wo soll die Uebung herkommen? Im Grunde ist es eine Brutalität, einen so intimen Vorgang, wie den geistigen Rapport, der zwischen Lehrer und Schüler während des Unterrichtes stattfindet, an die Oeffentlichkeit zu zerren und zum Gegenstande einer Schaustellung zu machen. Es ist erfreulich, daß das Interesse des Publikums an diesen öffentlichen Prüfungen schon seit Jahren im Rückgange begriffen ist. Wir können nicht über die Volksschule urtheilen, auch nicht über die höheren Lehranstalten in kleinen Städten. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß die öffentlichen Examina dort aus naheliegenden Gründen noch ein größeres Publikum herbeilocken. Am Gymnasium in der großen Stadt aber liegen die Dinge so, daß zu den Prüfungen der untersten Klassen zwar noch eine verhältnißmäßig große Schaar von Müttern herbeiströmt — die Frauen sind es ja, die auch bei diesem Schauspiel das größte Contingent stellen, und die auch hier das Vergnügen der Aufregung suchen, welches in der fragenden Erwartung besteht, ob der Junge „drankommen" wird oder nicht, ob der Junge der Frau so und so eine Frage mehr zu beantworten wissen wird, als der eigene. In den mittleren Klassen aber lichten sich die Zuschauerreihen bereits auffällig, und zu den oberen Klassen verirrt sich höchstens noch ein beschäfti-

gungsloser alter Herr oder eine Schülerschwester, die vielleicht für den Freund des Bruders eine stille Neigung im Herzen trägt. Das Ganze würde zu einem Privatvergnügen des Lehrer-Collegiums werden, wenn ein dreitägiges unthätiges Ornamentsitzen — faire tapisserie nennt's der Franzose — nicht vielmehr eine abstumpfende Tortur wäre. Will die Behörde, der Rector der Schule oder wollen die Collegen unter einander die Leistungen der einzelnen Klassen kennen lernen, so haben sie dazu durch Hospitiren im Laufe des Schuljahres, wo sie den Unterricht in vollem Zuge sehen, hinreichende Gelegenheit; die öffentlichen Prüfungen aber sind nichts als eine fatale Comödie und eine arge Zeitverschwendung. An einzelnen Gymnasien hat man denn auch angefangen, das Verfahren abzukürzen. Anstatt der üblichen zwei Unterrichtsgegenstände, die in jeder Klasse vorgeführt zu werden pflegen, hat man sich auf einen beschränkt, anstatt der vollen Stunde, die früher jedem Gegenstande gewidmet wurde, ist man auf dreiviertel, ja selbst auf eine halbe Stunde zurückgegangen. An anderen Anstalten hat man diese Reduction wenigstens an den oberen Klassen eintreten lassen. Dürfte man doch solche Beschränkungen nur als das natürliche Uebergangsstadium zu gänzlicher Abschaffung betrachten!

Mit den mündlichen Maturitätsprüfungen hat es insofern eine etwas andere Bewandniß, als diese nicht öffentlich abgehalten werden. Sie sind nicht für das Publikum, sondern für die „Prüfungscommission" da, die freilich aus weiter niemand besteht, als aus den Lehrern, deren Unterricht die Abiturienten genossen haben, und aus dem Regierungscommissar, der, da er unmöglich an allen unter seiner Aufsicht stehenden Gymnasien gleichzeitig der Prüfung beiwohnen kann, oft genug durch den Rector der Schule, also immer wieder durch einen Lehrer der Abiturienten vertreten sein wird. Einen Zweck aber erfüllen diese Prüfungen womöglich noch weniger, als die öffentlichen Prüfungen der Klassen. Bei den letzteren soll gezeigt werden, was im Unterrichte getrieben worden ist, und was eine Klasse als Ganzes erreicht hat; was der eine nicht weiß, weiß der andere, auf den Totaleindruck kommt es an. Bei den Maturitätsprüfungen wird der Einzelne vorgeführt, um auf Grund seiner Leistungen — censirt zu werden. Daß das ein Ding der Unmöglichkeit ist, weiß jeder Lehrer. Aus einer zehn- bis fünfzehnzeiligen Uebersetzungsprobe aus einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller, aus einem Dutzend richtiger oder falscher Antworten aus einer bestimmten, vielleicht engumgränzten Periode der Geschichte ist auf die wirklichen Leistungen des Abiturienten im Griechischen, Lateinischen und in der Geschichte natürlich nichts zu schließen. Es fällt auch niemandem ein, auf diese geringfügigen Anhaltepunkte irgend etwas zu geben; jeder sagt sich, daß tausenderlei Zufälligkeiten hier die Hand im Spiele haben. Wenn der, der seit Jahren dem Lehrer als träge und unwissend bekannt ist, Glück hat, so wird ihm das

ebensowenig zum besonderen Verdienst angerechnet, wie es dem als fleißig und kenntnißreich bekannten etwa zum Nachtheil gereichen kann, wenn er Unglück hat. Den Ausschlag geben doch immer die während eines jahrelangen Unterrichtes gemachten Erfahrungen. Wozu aber dann die ganze Comödie? An einem großen Gymnasium, das jährlich seine vierzig Abiturienten auf die Universität sendet und drei volle Tage allein über den mündlichen Prüfungen versitzt, muß die ganze Procedur nothwendig zu einer Qual für die Prüfungscommission werden; für die ganze Schule aber, die inzwischen zur Unthätigkeit verurtheilt ist, ist sie unter allen Umständen eine beklagenswerthe Zeitverschwendung, selbst an kleineren Anstalten, wo sie weniger Zeit in Anspruch nimmt. Nach unsrer Meinung wäre es das Richtige, wenn die Abiturienten ebenso wie alle übrigen Schüler unter Clausur ihre schriftlichen Examenarbeiten anfertigten und auf Grund derselben, vor allem aber natürlich auf Grund der im letzten Schuljahre gemachten Erfahrungen ihre Censuren erhielten, und wenn nur die kleine Zahl der ganz Schwachen und Zweifelhaften zu einer mündlichen Ergänzungsprüfung in denjenigen Fächern verwiesen würde, in denen sie einen bestimmten Minimalgrad (etwa 3ᵃ) nicht erreicht haben. An dieser Ergänzungsprüfung würden sich auch die etwa der Schule zur Prüfung zugewiesenen Fremden zu betheiligen haben, denen dann reichlichere Gelegenheit geboten sein würde, sich zu exhibiren, als wenn sie mit demselben Maße gemessen werden, wie die große Schaar der wirklichen Abiturienten. Für Träge und Schwache würde sicherlich der Wunsch, diese Ergänzungsprüfung womöglich zu vermeiden, ein wohlthätiger Sporn sein.

Sed haec hactenus, wie wir Lateiner sagen. Daß in den Wochen zwischen Weihnachten und Ostern an unsern höheren Lehranstalten dem Unterrichte durch mancherlei recht überflüssige Dinge kostbare Zeit entzogen wird, ist nicht zu läugnen. Nur darf man nicht die einzelnen Schulen, man muß die gesetzlichen Einrichtungen dafür verantwortlich machen. Und ob in diesen in den nächsten Jahrzehnten etwas geändert werden wird? Wir haben nicht viel Hoffnung. Von wem sollte auch eine Aenderung ausgehen? Die Rectoren haben in ihren Directorialconferenzen viel wichtigere Dinge zu thun, sie müssen fünfzigmal gelöste tiefe pädagogische Probleme zum einundfünfzigsten Male lösen. Der gewöhnliche Schulmeister aber ist eine Lammsnatur; er klagt und seufzt, aber er revoltirt nicht, und so bleibt eben alles beim Alten. Es wird wenig menschliche Einrichtungen geben, in denen sich Anachronismen einer so gewissenhaften Pflege erfreuen, wie an der Schule.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

5. Die Emancipation.

Von weit größerer Bedeutung als die in unserm vorigen Artikel charakterisirten legislatorischen Bestimmungen über das in Deutschland angesiedelte semitische Element war es, daß 1847 in Preußen dem Vereinigten Landtage ein Gesetzentwurf über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden vorgelegt wurde. Diese Verhältnisse waren bisher in den verschiedenen Provinzen der Monarchie verschieden geordnet gewesen. Das Edict von 1812 hatte alle im preußischen Staate mit Generalprivilegien, Naturalisations-Patenten, Schutzbriefen und Concessionen versehenen Juden für preußische Staatsbürger erklärt und ihnen in den meisten wesentlichen Beziehungen gleiche Rechte mit den Christen verliehen. Sie konnten ungehindert Grundbesitz erwerben, Handel und Handwerke betreiben, akademische und Schullehrerstellen bekleiden und zu Gemeindeämtern gewählt werden. Nur Staatsbeamte durften sie nicht werden, und von allen ständischen Rechten blieben sie ausgeschlossen.

Indeß hatte die spätere Gesetzgebung diesen Stand der Dinge vielfach abgeändert. Seit 1822 war die Zulässigkeit der Bekleidung von Professuren und Schullehrerstellen durch Juden aufgehoben. 1830 hatte ein Gesetz erklärt, das Edict von 1812 habe nur für die alten, nicht für die neuerworbenen Provinzen Geltung, wodurch die preußische Monarchie — abgesehen von den eigenthümlichen Verhältnissen in Posen, welche 1833 eine besondere Behandlung der dort wohnenden Israeliten herbeiführten — mehr als ein Dutzend verschiedene Judengesetzgebungen erhielt, die alle Stufen von voller Freiheit bis zu fast mittelalterlicher Beschränkung vertraten.

In Danzig, wo die Judenschaft nach französischem Recht alle politischen und bürgerlichen Befugnisse besessen hatte, galt fortan das erwähnte Edict; für die rheinländischen Juden, die gleichfalls völlig emancipirt gewesen, erneuerte man nicht nur das im vorigen Artikel angeführte Decret Napoleons, sondern es bildet sich auch die Praxis aus, die Israeliten von der Bekleidung von Staatsämtern, Professuren und Schulstellen und von der Wahl zu Geschwornen und Gemeindevorstehern auszuschließen, und mit denen, die im ehemaligen Großherzogthum Berg, sowie im einstigen Königreiche Westfalen wohnten, fand dasselbe statt. Noch ungünstiger endlich waren die Juden von jetzt an in den einst sächsischen Landestheilen, in Neuvorpommern und auf Rügen, sowie in den früher nassauischen Kreisen gestellt, wo nun die alten strengen Beschränkungen wieder zur Geltung gelangten.

Die Regierung war dabei immer nur der Stimme des Volkes gefolgt. Einige der neuen Landestheile hatten energisch gegen das Einströmen des semitischen Elements in ihre Städte und Dörfer protestirt, das auf Grund jenes liberalen Edictes begonnen hatte oder von Posen her zu befürchten stand.*) „Die Erklärungen der Provinzialstände in den Jahren 1824 bis 1828 fielen mehr oder weniger dahin aus, daß zum Besten der christlichen Bevölkerung

*) Wir folgen hier wörtlich und später auszugsweise der Brockhausschen „Gegenwart", Bd. 1 S. 360 fg.

Beschränkungen in den Rechten der Juden eintreten müßten. Der Landtag der Provinz Preußen z. B. trug auf scharfe Prüfung der Staatsangehörigkeit der hier vorhandenen Juden und Fortschaffung der fremden, sowie auf wesentliche Beschränkungen des Edictes von 1812 an. Wie dieser, so glaubte auch der pommersche Landtag, daß der Zweck des Edictes, die Juden vom Schacher abzuziehen und ihren Charakter zu veredeln, verfehlt sei, und daß bei der Fortgeltung des Gesetzes und der wachsenden Zahl der Juden die Wohlfahrt der christlichen Bevölkerung gefährdet sei. Ebenso sprachen die brandenburgischen Stände den Wunsch aus, daß das Edict von denjenigen Landestheilen ausgeschlossen bleibe, wo es noch nicht Geltung habe, und daß es da, wo es bereits eingeführt worden, Abänderungen erleide, da die Erfahrung gelehrt, daß die den Juden damit zu höherer Ausbildung und nützlichen Berufsarten reichlich gebotene Gelegenheit unbenutzt geblieben sei. Der Landtag der Provinz Sachsen berief sich auf die Beobachtung, daß die Juden in die Eigenthums-, Erwerbs- und sonstigen Lebensverhältnisse der Christen störend eingegriffen, und drang auf Maßregeln, wodurch der Verbreitung der Juden und ihrem gewerblichen Verkehr gesetzliche Grenzen gesteckt würden. Desgleichen meinten die schlesischen Stände, die 1812 gehegte Hoffnung, in den Juden Bürgersinn und Gemeingeist zu erwecken, sei größtentheils unerfüllt geblieben und daher die Ertheilung der ihnen eingeräumten Rechte zu voreilig erfolgt. Der westfälische Landtag hielt es bei der fortdauernden moralischen Verderbtheit der Juden und bei dem unglücklichen Einflusse, den sie auf die christliche Bevölkerung übten, für dringende Pflicht, dieser gefährlichen Einwirkung Schranken zu setzen; er kam daher zu dem Ergebniß, daß den Juden vor allen Dingen das ihnen unter der Fremdherrschaft voreilig ertheilte Staatsbürgerrecht wieder zu entziehen sei, und daß man sie vorläufig nur als Schutzgenossen behandeln müsse. Auch der rheinische Landtag war der Ansicht, daß ihnen unter Ausschließung vom Staats- und Gemeindebürgerrecht die Uebernahme von Staats- und Gemeindeämtern zu versagen sei."

Diese Aeußerungen hatten ohne Zweifel ihren guten Grund, und so kam es zunächst zu den Gesetzen und Verordnungen von 1830 und 1833. Erst seit 1841 dachte man wieder an eine allgemeine Gesetzgebung, und 1845 erfolgten einige dahin zielende Bestimmungen. Allenthalben wurde den Juden die Annahme erblicher Familiennamen vorgeschrieben, die meisten Einschränkungen, denen sie in vielen Landestheilen in Bezug auf den Betrieb stehender Gewerbe unterlagen, wurden beseitigt, sie wurden überall in Preußen der Militärpflicht unterworfen, und den jüdischen Soldaten, welche sich Anspruch auf Civilversorgung erworben, wurde der Eintritt in solche Subalternstellen gestattet, mit welchen die Ausübung obrigkeitlicher Autorität nicht verbunden war.

Der Anlauf, den die Regierung hiermit nahm, erklärt sich durch den damals in ganz Deutschland herrschenden Geist, den von Frankreich her eingedrungenen doctrinären Liberalismus und Kosmopolitismus, der sich auch der meisten preußischen Provinziallandtage bemächtigt hatte und sie, wie vieles Andere, den Charakter und die Zustände des in Deutschland angesiedelten semitischen Volkes in einem anderen und zwar in einem weit günstigeren Lichte erblicken ließ als zwei Jahrzehnte vorher oder, der Beobachtungen entgegengesetzter Art der liberalen Doctrin zu Liebe einfach ignorirte. Die Stände der Provinz Preußen verlangten jetzt allgemeine Einführung des Edicts von 1812 und Reform desselben, namentlich in Betreff der Beweiskraft eines jüdischen Zeugnisses, desgleichen Ausführung der im Edict vorbehaltenen Regulirung des jüdischen Cultus-

wesens, endlich Vorlegung eines Gesetzentwurfs wegen der Anstellungsfähigkeit der Israeliten im Staatsdienste, da die Juden sich in den ihnen übertragenen Gemeindeämtern tüchtig gezeigt hätten. Auch die brandenburgischen Stände wollten wissen, daß die Juden sich in ihrer Provinz in einer Lage befänden, die sie der Theilnahme an den Vortheilen des Edicts von 1812 würdig erscheinen lasse, und beantragten eine durchgreifende Revision des letzteren im fortschrittlichen Sinne, wobei u. a. von der christlichen Liebe die Rede war und daneben auf die deutsche Bundesacte hingewiesen wurde, welche den Juden größere Rechte verbürge. Die Stände Schlesiens meinten zwar, die Emancipation der Juden müsse vorzugsweise von diesen selbst ausgehen, glaubten aber, daß Beschränkungen der denselben bereits gewährten Rechte, wie sie vorgekommen, nicht sachgemäß und somit unstatthaft seien, weshalb sie vollständige Wiederherstellung des Edicts von 1812 verlangten. Die Vertreter der Provinz Posen waren der Ansicht, daß man von Seiten des Staates auf dem Wege der Emancipation weitergehen könne, da die Juden größtentheils dazu herangereift seien, und so beantragten sie Einführung des mehrgedachten Edicts nach Beseitigung aller späteren Zusätze. Um dem nach ihrer Behauptung immer lebendiger werdenden Drange eines Theils der Juden entgegenzukommen, und mit Rücksicht darauf, daß „die wesentlichste Bedingung ihrer völligen Emancipation die Aufhebung ihres Separatismus sei", fügten sie den Wunsch hinzu, daß einzelne Juden, welche entweder drei Jahre ehrenhaft im Militär gedient oder eine höhere Lehranstalt besucht und daselbst ein gutes Sittenzeugniß erlangt oder wenigstens sechs Jahre lang mit jüdischem Gesinde auf eignem Besitzthum Landwirthschaft betrieben oder durch einstimmigen Beschluß von Magistrat und Stadtverordneten für qualificirt erklärt worden, in jeder Beziehung gleicher Rechte mit den Christen theilhaft würden. Die pommerschen Provinzialstände berührten nur das Cultuswesen der Juden; die westfälischen beschäftigten sich lediglich mit einer Verfügung, die 1836 zur Beseitigung der aus der Ansiedelung von Juden auf dem Lande und deren Verkehr mit den Bauern entsprungenen Mißstände ergangen war, und deren Aufhebung man verlangte, „weil ihr Fortbestehen auf den Credit und — das Ehrgefühl der Juden nachtheilig wirken" sollte. Die rheinischen Stände gingen, auch sonst ganz besonders vom Zuge des damaligen flachen und leichtfertigen Liberalismus ergriffen, allen andern voran. Sie beantragten (nach dem im vorigen Artikel über die Juden der Rheinlande Mitgetheilten ganz gewiß nicht im Sinne der dortigen Landleute) mit Rücksicht auf die Hemmungen, welche durch die bisherigen Beschränkungen der geistigen und sittlichen Veredelung der Israeliten entgegenstünden, vollständige Gleichstellung der letzteren mit den Christen in allen Rechten. Das wäre ja, meinten sie, auch in Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Nordamerika von günstigem Erfolge gewesen.

Einzig und allein der Landtag der Provinz Sachsen erwies sich der liberalen und pseudohumanen Phrase unzugänglich, indem er beinahe einstimmig nicht bloß den Antrag auf bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen, sondern auch den auf Revision der bisherigen Gesetzgebung und Herbeiführung möglichster Uebereinstimmung derselben in allen Theilen der preußischen Monarchie schlankweg verwarf.

Indem nun die Regierung 1847 mit ihrem Gesetzentwurfe dem Vereinigten Landtage gegenübertrat, nahm sie eine Stellung ein, die derjenigen, welche die würtembergischen Minister 1828 ihren Ständen gegenüber eingenommen hatten, entgegengesetzt war. Dort hatte die Regierung die Emancipation vorgeschlagen und vertheidigt, hier befürwortete sie die Majorität der Landesvertretung. Die

preußischen Minister stellten sich bei der Vertheidigung ihres Entwurfes auf den Standpunkt der Lehre vom christlichen Staate, während die dem Entwurfe beigelegte Denkschrift ihre Bedenken gegen die Emancipation von der Nationalität hernahm. Jene bekämpften bei den Debatten vor allem die Mode gewordene Forderung der Indifferenz des Staates gegen das religiöse Bekenntniß der ihm Angehörenden, was der „öffentlichen Meinung", d. h. dem Zeitungspublikum begreiflicherweise aufs äußerste mißfiel und von mehreren Rednern aus den Ständen, u. a. von Camphausen und v. Vincke lebhaft angegriffen wurde, wogegen Bismarck sich sehr entschieden zum Standpunkte der Regierung bekannte und mit den Worten schloß: „Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin."*) Die erwähnte Denkschrift vertrat die Ueberzeugung, daß nach dem innern Wesen des Judenthums eine völlige Verschmelzung mit der Bevölkerung, unter welcher die Juden lebten, unmöglich sei. Zwar verwahre man sich gegen das Bestehen eines jüdischen Volkes inmitten der Nationen, unter denen es verbreitet sei, und die Angehörigen desselben hätten vielfach erklärt, denjenigen Staat, in welchem sie geboren seien oder sich niedergelassen hätten, als ihr alleiniges Vaterland zu betrachten. Gleichwohl bleibe ihnen neben der Religionsverschiedenheit eine gewisse Stammes-Eigenthümlichkeit, die mit dieser für ihre Stellung im Staate berücksichtigt werden müsse. Dabei berief sich die Denkschrift auf Frankreich, wo neben erkennbaren socialen Fortschritten die frühere Trennung, wenn auch in Abstufungen, in ungeschwächter Stärke hervortrete. In der Debatte erklärte der Minister Eichhorn, das wahre Vaterland der Juden sei Zion, und der Graf Renard äußerte, der Jude „könne nicht verlangen, daß der Christ ihm den Staat einräume, damit er sich eine Zelle darin ausbaue nach eignem Belieben"; er „könne nicht eine Drohne im christlichen Bienenstaate sein", womit vermuthlich gemeint war, er müsse Sitten, Neigungen und Rechtsbegriffe aufgeben, welche das Judenvolk als wesentlich verschieden von den Deutschen erscheinen lassen.

Der Gesetzentwurf der Regierung nahm — wie wir später sehen werden, mit Recht — an, daß die Juden sich im Kern ihres Wesens nicht ändern würden, und so strebte er keine Verschmelzung derselben mit der deutschen Bevölkerung an, vielmehr wollte er sie von den übrigen Staatsangehörigen absondern und für sich in Corporationen vereinigen, deren Vorstände mit einer gewissen Autorität bekleidet sein sollten. Im Uebrigen gewährte der Entwurf den Juden für den Verkehr und Erwerb sehr annehmbare Freiheiten, wobei freilich ins Gewicht fiel, daß der Regierung durch Erlaß des Edictes von 1812 einigermaßen die Hände gebunden waren. Wenigstens in Bezug auf die Freiheit des bürgerlichen Verkehrs war von den Beschränkungen keine Rede, die noch das Gesetz von 1828 den würtembergischen Juden auferlegt hatte. Namentlich stellte der Entwurf die Freizügigkeit der israelitischen Bevölkerung her, während früher beim Umzug eines Juden aus einem Landestheile in einen andern mit abweichender Gesetzgebung eine besondere Genehmigung des Ministers des Innern nothwendig gewesen, auch die betreffende Gemeinde zuvor gehört worden war. Namentlich glaubte die Regierung, daß es nicht gerathen sei, zu Gunsten der ländlichen

*) Vgl. M. Buschs „Graf Bismarck und seine Leute" 5. Aufl. 1. Bd. S. 210 die Anmerkung, wo, wie es scheint, die ganze Rede mitgetheilt ist.

Bevölkerung eine Ausnahme zu machen, weil die Zahl der auf dem Lande lebenden Juden nicht groß sei, und weil dadurch den Juden der wünschenswerthe Uebergang zur Landwirthschaft erschwert werden würde. Bedrückungen der Bauern durch jene könnten von den Städten aus ebenso leicht ausgeübt werden, und überdies habe die Erfahrung gelehrt, daß dem Landmanne Schutz gegen den Wucher auf anderm Wege sicherer und nachhaltiger verschafft werden könne. Zugleich wurde geltend gemacht, daß die Freiheit in der Bewegung der Gewerbe, die wechselnde Concurrenz und die Entstehung von Eisenbahnen die Einträglichkeit gewerblicher Unternehmungen jetzt häufig so rasch und entschieden veränderten, daß die Geschäftsleute mehr als früher genöthigt wären, nach anderen Orten zu ziehen. Sollte also den Juden die freie Bewegung vorenthalten werden, so bliebe ihnen ein beträchtlicher Theil der ihnen durch die Gewerbeordnung ertheilten Rechte entzogen.

Ferner wurden die Juden in der Befähigung zum Erwerb von Grundeigenthum den übrigen Unterthanen gleichgestellt. Sodann hob der Entwurf das Decret Napoleons von 1808 auf, weil es seine Zwecke: moralische Besserung der Juden und Schutz des Landvolkes, nicht erreicht habe. Zwar könne man, so wurde hinzugefügt, nicht hoffen, daß nach Beseitigung jener Verfügung die Bedrückung der Bauern durch die Juden merklich abnehmen werde, vielmehr werde die jüdische Bevölkerung, die nun einmal dem Wucher ergeben sei, denselben nach Wegfall der Behinderung wahrscheinlich noch eifriger betreiben. Indeß sei — so meinte man wenig logisch — von der Aufhebung des Decrets, das diese Bevölkerung als im Allgemeinen demoralisirt betrachte, insofern Erfolg zu erwarten, als dadurch das Ehrgefühl angeregt und der bessere Theil der Israeliten zur Einwirkung auf die sittliche Hebung seiner Stammesgenossen bewogen werden könne. Desgleichen sollten die den Gewerbebetrieb der umherziehenden Juden beschränkenden Bestimmungen, so weit sie noch vorhanden, für die Zukunft wegfallen. Zwar verhehlte sich die Regierung nicht, daß in dem Hange des semitischen Elements zum Hausiren ein großer Uebelstand zu erkennen und die Ueberleitung zu stehenden Gewerben, Handwerken und landwirthschaftlicher Beschäftigung zur Besserung namentlich der unteren Schichten dieses Elements wichtig sei, aber sie nahm Anstand, neben den bestehenden gesetzlichen Vorschriften in Betreff dieses Erwerbszweiges den Juden besondere Beschränkungen aufzuerlegen.

Die Gewerbeordnung hatte sie von den Geschäften der Apotheker, der Bauconducteure, der Feldmesser, Markscheider, Auctionatoren, Lootsen, Mäkler und einigen anderen, sowie vom Kleinhandel mit Getränken, von der Gast- und der Schenkwirthschaft ausgeschlossen. Der Entwurf gab ihnen auch diese Gewerbe preis. In Bezug auf die Verpflichtung zur Ablegung eidlicher Zeugnisse und die Glaubwürdigkeit der letzteren in Civil- und Criminalsachen stellte er sie den übrigen Staatsangehörigen gleich. Ehen inländischer Juden sollten fernerhin von keiner Genehmigung abhängig sein, bei Verheirathungen solcher mit ausländischen Jüdinnen sollte nach dem Grundsatze der Retorsion verfahren werden. Die Niederlassung ausländischer Israeliten endlich sollte nur der Einwilligung des Ministers des Innern, also nicht mehr der Zustimmung der betreffenden Gemeindevertreter bedürfen.

Verlieh der Entwurf den Juden hiernach Freiheiten, die unseres Erachtens zum Theil über das Bedürfniß hinausgingen und, wie zu zeigen sein wird, Gefahren in sich schlossen, so ging er doch nicht so weit wie das im vorigen Artikel charakterisirte kurhessische Judengesetz von 1833, da er auf corporative

Absonderung des semitischen Elements vom deutschen abzielte und es von den Staatsämtern beinahe ganz und von den ständischen Rechten vollständig ausschloß.

Bei der Debatte über den Gesetzentwurf vermieden die meisten Redner die Principienfrage und drangen auf Wiederherstellung und Erweiterung des Edicts von 1812. Ueber das Mehr oder Minder der Erweiterung gingen die Meinungen auseinander, und die vollständige Emancipation der Juden fand auch in der zweiten Curie der Stände die Mehrheit nicht, da die meisten Abgeordneten mit vollem Rechte der Ansicht waren, daß eine gänzliche Gleichstellung des fremden und anders gearteten Volkes mit der deutschen Bevölkerung die Unzufriedenheit der letzteren, wenigstens der Majorität derselben, erregen würde. Nur darin stimmte die Mehrheit der ersten Curie mit derjenigen der zweiten überein, daß sie wie jene die Tendenz des Gesetzentwurfes, die Juden wieder zu einer besonderen Körperschaft zu machen und von den übrigen Staatsangehörigen zu trennen, verwarf und daher alle Bestimmungen derselben entfernte, wodurch die Judenschaften in eigne politische Corporationen verwandelt wurden. Beide Curien suchten ferner die Autonomie der israelitischen Gemeinden im Punkte ihrer Cultusangelegenheiten möglichst sicher zu stellen. Dagegen gingen sie in ihren Ansichten von dem, was weiter zu thun oder zu unterlassen, weit aus einander. Während die Mehrheit der Herren-Curie im Wesentlichen den Standpunkt der Regierung einnahm und die Lehre vom christlichen Staate anerkannte, suchte die der Stände-Curie sich dem Gedanken der völligen Emancipation zu nähern.

Im Verlaufe der Verhandlungen traten die Fragen wegen Zulassung der Juden zu Staatsämtern, wegen Gewährung ständischer Rechte für dieselben, wegen Gestattung der Civilehe zwischen ihnen und Christen und wegen Ausdehnung der Gesetzgebung über alle Landestheile in den Vordergrund.

Der Gesetzentwurf wollte die Israeliten zu Staatsämtern nur insoweit zulassen, als sie sich durch den Dienst im stehenden Heere Anspruch auf Civilversorgung erworben hätten und mit den Beamtenstellen nicht obrigkeitliche Autorität verbunden wäre. Dieselbe Beschränkung sollte auch in Betreff der ihnen zu übertragenden Gemeindeämter stattfinden. Zu Schiedsmännern sollten sie nur behufs streitiger Angelegenheiten unter ihren Glaubensgenossen gewählt werden können. Hinsichtlich der akademischen Lehrämter sollten sie an den Universitäten, bei denen die Ausübung der Lehrthätigkeit nicht statutenmäßig an das Bekenntniß zum Christenthume geknüpft sei, Privatdocenten, auch außerordentliche Professoren der mathematischen, naturwissenschaftlichen und medicinischen Fächer werden können.

Bei der Berathung des Entwurfes wurde mit Bezug hierauf geltend gemacht, daß die Mehrheit des Volkes den Juden abgeneigt sei, und daß die religiösen Gebräuche derselben ihnen das Uebernehmen öffentlicher Aemter nicht wohl gestatteten. Andere verlangten, daß man sich an jene Abneigung nicht kehre (also den Christen Juden als Beamte octroyire), wieder Andere meinten, man könne die Juden dadurch, daß man ihnen Aemter zugänglich mache, von ihrer Liebhaberei für den Handel abbringen. Zuletzt beschloß die Stände-Curie mit sehr geringer Majorität (220 gegen 215 Stimmen) Zulassung derselben zu allen Staatsämtern mit alleiniger Ausnahme derjenigen, mit welchen Leitung der christlichen Unterrichts- oder Cultusangelegenheiten verbunden sei. Die Zulassung der Juden zu Gemeindeposten wurde nach Vorgang des Edictes von 1812 mit 254 gegen 212 Stimmen angenommen. In Betreff des Schiedsamtes wurde die Weglassung der Beschränkung auf Streitigkeiten der Juden unter sich

mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Abstimmenden votirt. Die Herrencurie war in letzterem Punkte gleicher Ansicht, dagegen hielt sie in Bezug auf Staats- und Gemeindeämter die Bestimmung des Regierungsentwurfes fest, indem man sich auf das Dogma vom christlichen Staate berief und die Besorgniß andeutete, die Juden möchten als Beamte ihre Befugniß zum Nachtheile der Christen mißbrauchen. „Beides fand," so bemerkt hierzu unsere Quelle mit komischer Naivetät, „in der Versammlung weit mehr Anklang als die einsichtsreichen und gemüthvollen Reden der tapferen Minorität."

Die Ausschließung der Israeliten von den ordentlichen Professuren an den Universitäten motivirte die Denkschrift der Regierung mit der Behauptung, daß sie doch in keinem Falle Prorectoren, Decane und überhaupt Facultätsmitglieder sein könnten, weil mit diesen Stellen theils eine Art obrigkeitlicher Gewalt, theils die Function der Vereidigung verknüpft sei; ferner, daß bei den juristischen, historischen und philosophischen Lehrämtern christlicher Geist ein wesentliches Erforderniß bleibe, da dieselben tiefgehenden Einfluß auf die Vorbildung künftiger Staatsbeamten, Lehrer und Geistlichen und somit auf die Erziehung der Jugend des christlichen Staates hätten.

Dagegen zogen in der Stände-Curie besonders die Abgeordneten Mevissen und v. Vincke, jener pathetisch, dieser mehr mit der Waffe des Spottes, zu Felde. Letzterer fand es u. a. schwer begreiflich, wie die christliche Lebensanschauung dem Pandektenrechte zu Grunde liegen solle. Er erklärte, daß der von der Regierung und ihren Anhängern vorgeschützte Doctor-Eid ein Ueberbleibsel des Mittelalters sei, das jetzt überflüssig geworden. Wolle man die Spielerei durchaus beibehalten, so könne man die jüdischen Doctoranden ja in der Synagoge schwören lassen und die Fassung der Eidesformel abändern. Ferner versuchte er die Gründe der Regierung für Fernhaltung der Juden von den Lehrstühlen der Philosophie und Geschichte mit der Bemerkung für nichtig zu erklären, daß, wenn Spinoza und Mendelssohn sich jetzt an der Berliner Hochschule habilitiren wollten, diese alle Ursache haben würde, sich dazu Glück zu wünschen, wobei er selbstverständlich von den Lehren der beiden keine irgend genügende Vorstellung hatte. Unter stürmischem Beifall Gleichgesinnter perorirte er weiter und forderte schließlich die Versammlung auf, sie möge an dem Grundsatze festhalten, von den höheren Bildungsanstalten, die sich in Preußen stets als Sitze der Humanität ausgezeichnet hätten, die engen confessionellen Rücksichten auszuschließen — als ob sich's bloß um diese gehandelt hätte! Wenn, so schloß er seine Phrasen, Statuten aus dem sechzehnten Jahrhunderte noch bestünden, so sei es an der Zeit, auf deren Abänderung im Geiste des neunzehnten anzutragen, der natürlich — wie immer bei solchen unfehlbaren Führern parlamentarischer Cliquen — lediglich von ihm und seiner Partei vertreten war. Nach Beendigung der Debatte über diesen Punkt beschloß die Stände-Curie mit der mäßig großen Majorität von 222 zu 181 Stimmen die Zulassung der Israeliten zu allen akademischen Aemtern, welche nicht ihrer Natur nach das christliche Glaubensbekenntniß voraussetzten, auch sprach sie sich für Errichtung eines besondern Lehrstuhles zur Heranbildung jüdischer Theologen aus.

Anders entwickelte sich die Sache in der Herren-Curie. Vergebens verschwendeten die Grafen Dhyrn und York ihren ganzen Vorrath von Beredsamkeit, um die von Seiten der Regierung angeführten Gründe gegen die Anstellung jüdischer Professoren in gewissen Fächern zu entkräften. „Ersterer," so berichtet unser Gewährsmann in der „Gegenwart", „gab dem Cultusminister zu, daß

die deutschen Universitäten organisch gegliederte Corporationen seien, aber zu ihrem Ruhme seien sie über die Basis thatsächlich hinausgegangen, auf der sie im Mittelalter errichtet worden." Mit Recht entgegnete er auf die Anpreisung der englischen Universitäten, daß gerade in diesem Punkte der Deutsche stolz sein dürfe, etwas zu haben, was dem Engländer fehle. Weniger zutreffend war es, wenn er meinte, unseren Hochschulen verdankten wir es vor Allem, daß in Deutschland mehr als anderswo die Idee der reinen Humanität zur Entwicklung gekommen sei, und zwar sei das nur deshalb geschehen, weil (hier war der gute Herr über den Ausdruck universitas falsch unterrichtet) bei uns die Universitäten anders als in England und Frankreich den Begriff von wahren universitates literarum erreicht hätten, von denen kein Fähiger ausgeschlossen werden dürfe. „Die Namen Jacobi, Ries, Beer, Mendelssohn und Gans (ein jetzt vergessener jüdischer Hegelianer) kamen zu ehrenvollster Erwähnung." York scheint noch kräftiger geeifert zu haben. „Er erinnerte," wie es in unserer Quelle heißt, „an die schöne Zeit des Aufschwungs in Preußen, an die Berufung des als Gottesleugner verfolgten Fichte, an die Stiftung der Universität Berlin, an die Glanzperiode unter Hegel. Er bemerkte, wenn die Universität ein organisches Ganze sein solle, so müsse sie auch die Fähigkeit haben, alle geistigen Notabilitäten in sich aufzunehmen. Er bekannte, nicht zu begreifen, wie die christliche Bildung in dem griechischen und römischen Alterthume zu finden und zu entwickeln sei, und wie die Philosophie des Aristoteles nach christlichen Principien vorgetragen werden solle." Allein diese Ansichten fanden in der Curie der Herren wenig Anklang, den wenigsten bei den Katholiken, die geradezu damit drohten, daß, wenn man jüdische Professoren der Philosophie anstelle, die Bischöfe den Studirenden ihrer Confession den Besuch der Universität verbieten würden, und das Ende war, daß die erste Curie dem sich herandrängenden Judenthume die Thür zu den meisten Professuren verschloß und ihnen nur die Katheder der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Medicin freigab. In Folge einer Apostrophe des Grafen York, der daran erinnerte, daß wir die Erhaltung und Kenntniß eines Theils der altclassischen Literatur den Arabern und Juden verdankten, und wissen wollte, daß uns namentlich die Aristotelischen Schriften durch die letzteren gerettet worden seien*), kamen auch noch die linguistischen Fächer hinzu, wogegen die Errichtung eines Lehrstuhles für jüdische Theologie abgelehnt wurde.

In Betreff der Schulämter hatte in beiden Abtheilungen die Mehrheit beantragt, daß die Juden zwar vom Lehramt an christlichen Elementarschulen, sowie von den Vorsteherposten an anderen christlichen Unterrichtsanstalten ausgeschlossen, aber zu Lehrerstellen an Gymnasien und höheren Bürgerschulen zugelassen werden sollten. Einige Mitglieder der Abtheilung der Stände-Curie hatten hier weitergehen und den Israeliten den Zutritt zu allen Stellen öffnen wollen, die nicht nothwendig das christliche Glaubensbekenntniß voraussetzten. Allein nicht einmal der erstere Vorschlag ging durch, und zwar auch in der liberalen Stände-Curie nicht. Doch waren hier immerhin 180 Stimmen dafür, während

*) Das ist nicht richtig. Mittelalterliche Rabbinen übersetzten einen Theil dieser Schriften aus arabischen Bearbeitungen ins Hebräische, aus dem sie ins Lateinische übertragen und so neben unmittelbar nach dem Arabischen angefertigten Uebersetzungen den Scholastikern zugänglich gemacht wurden. Die griechischen Originale wurden in Byzanz für die neue Zeit erhalten und gelangten erst nach dem Falle des Oströmerreichs, also fast vierhundert Jahre später, und nicht durch Juden, sondern durch Griechen wie Georgios von Trapezunt, Argyropulos, Theodoros Gaza und Gennadios zur Kenntniß der westlichen Welt.

in der Herren-Curie nur 9 für die Sache votirten. Insbesondere erklärte hier auch der Prinz von Preußen, unser jetziger Kaiser, man sei „in der Toleranz schon weit genug gegangen und brauche sich (vgl. unsere Quelle S. 374) die Juden nicht auch noch als Gymnasiallehrer gefallen zu lassen". Doch gelang es dem Eifer des Grafen York, wenigstens die Zulassung derselben zu Lehrerstellen an Gewerbeschulen herauszuschlagen.

Die wichtigste Frage von allen hier in Betracht kommenden war die über die Gewährung ständischer Rechte an die Mitglieder der semitischen Colonien in Preußen. Die Abtheilung der Stände-Curie hatte sich mit großer Mehrheit dafür ausgesprochen, weil dies aus dem Grundsatze: Gleiche Pflichten, gleiche Rechte folge, weil ferner die Juden schon seit dreißig Jahren als Stadtverordnete an der Regelung des Gemeinwesens Theil genommen hätten, weil endlich auf den Kreistagen sowohl als auf den Landtagen nicht die Interessen einer der christlichen Confessionen, sondern nur allgemeine bürgerliche Angelegenheiten verhandelt würden, welche die Juden ebensosehr wie die Christen angingen, und zu deren Berathung nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religionsgesellschaft, sondern die allgemeine Bürgertugend erforderlich sei. Dagegen wurde abermals die Idee des christlichen Staates geltend gemacht, und der Minister erklärte mit aller Entschiedenheit, es sei die Absicht der Regierung, den christlichen Charakter des Staates aufrecht zu erhalten, und sie müsse dringend wünschen, daß die Versammlung sich vom christlichen Geiste „durchwehen" lasse — eine Aeußerung, die damals viel verspottet wurde, jetzt aber, wo wir das Wehen des jüdischen Geistes in unsern Volksvertretungen in den verschiedensten Beziehungen oft in unangenehmster Weise verspüren, auch denen, welchen der christliche Geist, den der Minister meinte, der romantisch-mittelalterliche nämlich, nichts weniger als sympathisch ist, immer noch weit weniger Anstoß geben wird als die Behauptungen der damaligen liberalen Opposition. Die letztere drang mit ihren Vorschlägen nicht durch. Indeß beschloß die Stände-Curie, daß den jüdischen Patrimonialgerichtsherren die Präsentation ihrer Gerichtshalter und Polizeibeamten gestattet sein und ihnen die Aufsicht über die Gemeindeverwaltung zustehen solle. In der Herren-Curie fand die Ansicht, daß man den Juden ständische Rechte ertheilen müsse, nur sehr wenig Beifall, dagegen wurde die Präsentation der Gerichtshalter und Polizeiverwalter durch die jüdischen Gerichtsherren auch hier votirt.

Die Gestattung der Civilehe zwischen Juden und Jüdinnen wurde in beiden Curien zum Beschluß erhoben. Die Abtheilung der Stände-Curie hatte aber daneben noch die Frage angeregt, ob nicht auch die Heirath zwischen Christen und Juden freizugeben sei, und die Mehrheit hatte dies bejaht. Von der Abtheilung der Herren-Curie war die eine Hälfte für, die andere gegen die Giltigkeit solcher Mischehen gewesen, aber die ganze Abtheilung beantragte einstimmig, daß dabei die Bedingung zu stellen sei, sämmtliche Kinder müßten bei solchen Ehen in der christlichen Religion erzogen werden — eine zwecklose Proselytenmacherei, da die Taufe die Rasse nicht hinwegnimmt.

In der Stände-Curie wurde Verschiedenes zur Beseitigung des Antrags der Abtheilung versucht. Andrerseits machte sich die Ansicht geltend, es bedürfe derselben gar nicht, da Ehen zwischen Christen und Juden nach den schon bestehenden Gesetzen erlaubt seien. Die Mehrheit ging von dem Gesichtspunkte aus, daß solche Mischehen Mittel zur Beseitigung des nationalen Hasses seien, und daß sie zum Verschwinden der noch bestehenden Absonderung und der Verschiedenheit von Sitte und Brauch beitragen werde. Davon, daß mit jeder solcher Verbindung

ein fremdes Reiß auf den deutschen Baum gepfropft, diesem fremder Saft mitgetheilt wurde, der durch Generationen fortwirkt, und daß solche Pfropfung durchaus keine Veredelung war, dachte man nicht, und so wurde die Zulassung derartiger Ehen schließlich mit 182 gegen 142 Stimmen votirt. Die Herren-Curie ging auch hier von der richtigen Empfindung aus, und so beschloß sie, von der Frage ganz abzusehen.

Auch in dem letzten der oben angeführten vier Punkte waren die beiden Curien des Vereinigten Landtags verschiedener Ansicht. Die Herren wollten die Ausnahmebestimmungen für die Provinz Posen beibehalten wissen, die Stände verlangten eine Gesetzgebung für den gesammten Staat. Daß man dort Posen, wo sich ungefähr zwei Fünftel der jüdischen Gesammtbevölkerung Preußens befanden, anders als die übrigen Landestheile gestellt wissen wollte, erklärte sich daraus, daß in dieser Provinz Massen von fremden (polnischen) Juden eingewandert waren, die größtentheils noch alle Untugenden ihres Volkes zeigten, fast durchgehends der Bildung, stelbst der oberflächlichsten, ermangelten und, beinahe ausnahmelos ohne Vermögen, lediglich vom Schacher sich nährten.

Der Schluß der langen und theilweise sehr erregten Debatten war den Liberalen nicht günstig. Die Regierung befolgte im Landtagsabschiede in Betreff des Judengesetzes dasselbe Verfahren wie in Bezug auf andere Fragen: sie schenkte nur den von der Herren-Curie ausgegangenen Anträgen einige Berücksichtigung, während sie die der Stände-Curie ignorirte.

Wir tragen dieser Darstellung noch nach, daß die Regierung in den Beilagen zu ihrer Denkschrift einen Bericht des Justizministers von 1841 mittheilte, nach welchem das Verhältniß der Zahl der jüdischen Verbrecher zu derjenigen der christlichen ein sehr wenig vortheilhaftes Licht auf das semitische Element der Bevölkerung fallen ließ. Namentlich ergab sich aus den Geschäftslisten, daß hauptsächlich Anklagen wegen Betrugs, Fälschung, Bankerotts, Wuchers, Steuerdefraudation, Diebstahls, Hehlerei und Ankaufs gestohlener Sachen, Meineids und überhaupt unerlaubten Eigennutzes den Juden zur Last fielen. (Seltener waren unter ihnen jederzeit solche Verbrechen, zu denen es der Gewaltanwendung, des offenen Angriffs, der physischen Kraft und eines gewissen Grades von Muth bedarf.) Abgesehen von einigen localen Gründen glaubte der Minister unserer Quelle zufolge (S. 398) diese auffallende Erscheinung, der wir schon in unserem dritten Artikel begegneten, durch Nachstehendes erklären zu können: „Die religiösen Ansichten der Juden lassen sie jedes andere Mittel des Erwerbes dem Ackerbau, dem Handwerk und dem Dienste bei Christen vorziehen; daher ihre Neigung zum Schacher und zum Hausirhandel. Durch einen ihnen eigenthümlichen Abscheu vor Anstrengungen und durch die Bequemlichkeit und Leichtigkeit, womit sie als Handelsleute einen kleinen Gewinn erringen können, wird jene Neigung begünstigt. Große Armuth und mangelhafte Schul- und gewerbliche Ausbildung nöthigen sie überdies oft, diesen nächsten und einzigen Weg einzuschlagen, auf welchem eine ihnen angeborene, von Kindheit an geübte Schlauheit ihr Fortkommen befördert, wodurch aber das sittliche Gefühl immer mehr zurückgedrängt wird. Ihre religiösen Vorurtheile gegen die Christen verleiten sie ohne Zweifel nicht selten zur Uebertretung des gesetzlichen Weges, indem sie sich durch die Glaubensansicht im Gewissen decken, wenn sie nach unerlaubten Vortheilen über die Christen streben. Ein wichtiges Mittel für die sittliche Erhebung und gegen strafbare Neigungen, das Ehrgefühl, die gesellschaftliche Achtung und die Furcht vor Schande, ist unter den Juden nicht in dem Grade vorhanden wie unter den Christen."

Die vollständige Emancipation der Juden war also in Preußen auch 1847 noch nicht durchgesetzt worden. Indeß ließ dieselbe nicht lange mehr auf sich warten. Schon das folgende Jahr brachte den Segen über ganz Deutschland. Das Judenvolk, ohnehin in den meisten Staaten des Bundes mehr, als gut war, frei gestellt, wurde nun vollständig entfesselt und seiner Natur überlassen. Die in Frankfurt beschlossenen Grundrechte bestimmten: Der Genuß der bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechte ist nicht durch das religiöse Bekenntniß bedingt, ein Princip, das mit dem Reichsgesetze vom 3. Juli 1869 zu allgemeiner und, wie man für jetzt wohl annehmen muß, bleibender Geltung gelangt ist. Die Einführung extremer wirthschaftlicher „Reformen" nach dem manchesternen Grundsatz: Laissez faire, der dem semitischen Kaufmannsvolke vor Allem zu Gute kam und deshalb vorzüglich von Juden empfohlen und vertheidigt wurde, die unbeschränkte Freizügigkeit, das Actiengesetz und andere derartige Dinge krönten das Werk. Jetzt seufzt die deutsche Welt darunter.

Die Emancipation hat keine guten Folgen, aber viele schlimme gehabt. Sie hat die Juden im Grunde ihres Wesens nicht geändert, weil das überhaupt nicht möglich war, sie hat sie nur mächtiger und damit schädlicher gemacht. Wäre auch eine wirklich ersprießliche Aenderung der Charakter-Eigenthümlichkeiten des unter uns recipirten semitischen Elements denkbar, so würde die stete Zuwanderung von echten, uncivilisirten Juden aus Polen diese Folge der Emancipation doch immer mehr oder minder illusorisch machen. Die westlichen Länder kennen diesen schweren Uebelstand nicht, sie bekommen von uns fast nur leidlich erzogene, gleichsam filtrirte Juden. Wie sie ungesäubert aussehen, werden wir in den nächsten Artikeln zeigen. Hier nur noch die Bemerkung, daß Deutschland wenigstens keine Waschanstalt für dieses Element sein und ihm deshalb verschlossen sein sollte.

Politische Briefe.

7. Herrn Laskers Austritt aus der nationalliberalen Fraction.

Herr Lasker hat an die Meininger, denen er seine Wahl in den Reichstag verdankt, ein Schreiben gerichtet und dasselbe veröffentlicht, worin er die Gründe seines Austritts aus der nationalliberalen Fraction im Reichstage entwickelt. Nur aus der parlamentarischen Fraction will Herr Lasker austreten, ohne sich von der nationalliberalen Partei zu trennen. Das Schreiben ist für das, was darin steht, sehr lang, wie auch Herrn Laskers Reden stets viel länger sind, als sie zu sein brauchten, um das zu sagen, was sie sagen. Diese Länge ist nicht nur ein Schaden für Leser und Zuhörer, sondern auch für Herrn Lasker selbst. Wir wollen den Goldsand, den wir in dem jüngsten Schreiben aufgefischt, unsern Lesern ausgewaschen vorlegen, zu ihrem Frommen und Herrn Laskers Vortheil.

Herr Lasker trennt sich von seiner bisherigen Fraction, weil diese dem Fürsten Bismarck nicht Opposition macht oder nicht genügend Opposition macht auf einem Wege, den Herr Lasker für verderblich hält. Dieser Weg führt nach Herrn Lasker dahin, die Steuerlast mehr als bisher auf die unteren Erwerbsklassen zu legen, dagegen die höheren Besitz- und Erwerbsklassen verhältnißmäßig zu entlasten. Dieses Ziel dürfe keinen Theil eines liberalen Programms bilden. Herr Lasker kommt auf dasselbe immer wieder zurück. Er fürchtet, daß die Entlastungen, welche versprochen sind, sowie die beabsichtigten Mehrausgaben in der Methode der vorjährigen Reichstagsbeschlüsse, also in der Methode einer stärkeren Belastung der unteren Erwerbsklassen beschafft werden sollen. Dann sagt er, die vorjährige Reform habe zu tief in die Ueberlastung der unteren Erwerbsklassen eingegriffen und zu fest nach dieser Richtung hin gebunden, um das Verhältniß der Regierung zur liberalen Partei unberührt zu lassen. Dann wiederum, die Vermehrung der Heeresausgaben sei dadurch um so empfindlicher, daß das angenommene Steuersystem zwinge, den größeren Theil der neuentstehenden Last auf die schwächeren Schultern zu legen. Dies ist der Goldsand aus Herrn Laskers Redestrom in ein Klümpchen verdichtet.

Ist dieses Gold auch echt? — Herr Lasker thut mit einer erstaunlichen Gemüthsruhe, als wäre der Satz so klar wie das Sonnenlicht, daß die indirecten Steuern allein oder überwiegend die unteren Erwerbsklassen belasten. Weiß das Herr Lasker nicht anders, oder paßt ihm diese Maske nur für den vorliegenden Zweck? Weiß er wirklich nicht, daß der Satz, wen die indirecten Steuern am meisten treffen, in der Finanzwissenschaft mindestens streitig ist? Kommt ihm niemals der Gedanke, daß doch auch etwas darauf ankommt, welcher Art die indirecten Steuern sind, die man anwendet? Zucker, Petroleum, Kaffee, Wein, Bier, Tabak — ist es denn so sonnenklar, daß die stärksten Consumenten dieser Artikel die ärmeren Klassen sind? Ist es auch nur klar, daß der Gesammtverbrauch dieser Klassen — denn von dem Verbrauch der einzelnen Personen in denselben wird es auch Herr Lasker nicht behaupten — den Gesammtverbrauch der wohlhabenden Klassen übersteigt? Herr Lasker wird nicht mit der Antwort kommen, daß die Vertheuerung des Oeles für *eine* Petroleumlampe den Arbeiter stärker belaste, als den Reichen das theuere Oel für zwanzig Lampen. Und wenn Herr Lasker die Behauptung aufstellte, was würde er daraus schließen? Daß man die Wohlhabenden allein besteuern soll? Doch wohl nicht. Also, daß man die directen Steuern vorziehen soll. Aber das ist es ja gerade, weshalb man die Reform unternimmt, weil kein Verständiger mehr leugnen kann, daß die directen Steuern den Armen wie den Reichen vielmehr drücken, als die indirecten. Es sind sehr ernsthafte Finanzkundige, welche die Ueberzeugung vertreten, daß bei der indirecten Besteuerung, wenn man die

richtigen Modalitäten wählt, sogar die Vertheilung der Last nach der Steuerfähigkeit ungezwungener und rationeller erfolgt, als bei den directen Steuern.

Herr Lasker hat also seinen Bau auf Sand errichtet. Immerhin ist er berechtigt, die Ausbildung des indirecten Steuersystems zu bekämpfen und um dieses Kampfes willen sich von seinen bisherigen Freunden zu trennen. Aber er ist nicht berechtigt zu sagen, daß der Reichskanzler darauf ausgehe und daß ihm die Nationalliberalen darin folgen, die Last auf die schwächeren Schultern zu legen.

Noch sonderbarer ist es, wie Herr Lasker sich die Gründe vorstellt, weshalb die Nationalliberalen dem Reichskanzler folgen. „Die Methode im parlamentarischen Wirken der nationalliberalen Fraktion läßt sich nur erklären durch die Ansicht, daß die Bildung einer clerical-conservativen Mehrheit unter allen Umständen zu verhindern und an deren Statt allenfalls eine liberal-conservative Mehrheit in Aussicht zu stellen sei." Herr Lasker stellt sich die Denkart seiner bisherigen politischen Freunde doch wohl zu oberflächlich vor. Zu der Weisheit, daß eine clerical-conservative Mehrheit am Ende auch vorübergehen wird, ohne das deutsche Reich zu ruiniren, werden sich diese Freunde wohl ebenfalls zu erheben im Stande sein. Aber es ist ein tieferer Instinct, als ihn Herr Lasker besitzt, welcher seine Freunde abhält, den Bruch mit dem Kanzler auf ihre Verantwortung zu nehmen. Sie werden sich sagen, daß es einen unwiederbringlichen Moment der deutschen Geschichte leichtsinnig, muthwillig und unverantwortlich verderben hieße, wenn die große Mehrheit des deutschen Mittelstandes durch dessen Führer mit dem Reichskanzler verfeindet werden sollte. Wenn aber die Verfeindung bloß versucht würde und nicht gelänge, so würde dieser Mittelstand den liberalen Zielen stärker entfremdet werden, als rathsam und wünschenswerth ist.

Herr Lasker ist der Mann der Doctrin. Wenn er nach oberflächlichem Nachdenken einen Satz fertig hat wie den, daß die indirecten Steuern die ärmeren Klassen auf Kosten der reichen belasten, dann verpufft er um dieses Satzes willen die größten Verdienste, die unerreichbarste Begabung und die seltenste Gelegenheit des kostbarsten Zieles zum Zeitvertreib für sein Doktrinchen in die Luft. Unter seinen Fractionsgenossen aber sind Männer, welche sich sagen, daß eher einmal eine Doctrin verletzt werden, als eine unvergleichliche Kraft und eine unwiederbringliche Gelegenheit zerstört werden darf. Diese Männer sind auch wohl im Stande, durch schärfere Kritik dahinter zu kommen, daß eine voreilig zur Parteidoctrin gestempelte Annahme ihre schwachen Seiten hat.

Herr Lasker fürchtet, daß die Verbindung mit den Conservativen nur dahin führen könne, den liberalen Gedanken zu verwischen und die Bestrebungen

einer maßvoll liberalen Partei in der Gegenwart zu beschädigen und für die Zukunft zu gefährden. Herrn Laskers Freunde werden mit mindestens ebenso gutem, wahrscheinlich aber mit viel besserem Rechte der Ansicht sein, daß unter der Führung des Kanzlers kein falsches Ziel der conservativen Partei den Liberalen aufgedrungen werden wird.

Am sonderbarsten aber erscheint Herr Lasker, wenn er seine eigenen Gründe entwickelt, weshalb er aus der Fraction getreten und dabei im Reichstage geblieben sei. So viel ist klar: die Mehrheit des Reichstages gegen den Kanzler zu führen, ist entweder schädlich oder nützlich. Wenn es nützlich ist, so war der beste Platz für solche Versuche Herrn Laskers in der Fraction. Allein Herr Lasker wünscht um keinen Preis die Haltung der Fraction zu einer schwankenden zu machen. Nun giebt es aber bekanntlich keinen Uebergang zu einem andern System ohne Schwanken. Wenn aber das Schwanken jetzt so schädlich ist, nicht bloß für die Fraction, sondern, wie Herr Lasker ausdrücklich sagt, auch für den Reichstag, so ist wohl das Hinüberführen der Mehrheit in die Opposition jetzt unthunlich. Wenn dies der Fall, so ist es doch sehr eigenthümlich, daß Herr Lasker, um Opposition zu machen, im Reichstage geblieben ist. Denkt er wirklich so bescheiden über sich, daß er nicht fürchtet, er könne auch isolirt stehend die Mehrheit durch seine Opposition ins Schwanken bringen?

Uns scheint, Herr Lasker ist in diesem Schreiben weder Fisch noch Fleisch. Das hat man radikalerseits schon längst gefunden. Auf der staatserhaltenden Seite glaubte man, der Eifer des Lernens und das Streben nach sachlicher Denkungsart würden Herrn Lasker zum consequent besonnenen und concreten Politiker machen. Aber wenn er es ehedem bei den Fischen im Sumpf des Radikalismus nicht ausgehalten, so ist seine Vernunft doch zu abstract geblieben, um das Fleisch einer lebendigen Anschauung zu dulden, geschweige denn anzunehmen. Er wendet seinen Freunden den Rücken — sie werden ihn ohne Bedauern scheiden sehen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Politische Briefe.

8. Der bevorstehende Abschluß der Reichstagssession.

Man sagt, der Reichskanzler wünsche, daß der Reichstag seine Arbeiten womöglich mit dem April beendige. Der Wunsch ist sehr begründet, wenn man erwägt, daß der Landtag bereits zu einer Nachsession eingeladen worden ist, deren Abschluß mit dem Mai wünschenswerth ist, aber vielleicht nicht erreicht werden kann, selbst wenn die Nachsession Anfang Mai beginnt.

Die Möglichkeit, die Reichstagsarbeiten im April zu beendigen, ist vorhanden, ohne daß die Arbeiten Schaden zu leiden brauchen. Die zweite Berathung der Militärvorlage, über welche bereits der Commissionsbericht vorliegt, braucht nur wenige Sitzungen in Anspruch zu nehmen. Ebenso ist gar kein Grund für eine lange sich hinziehende Berathung des Socialistengesetzes zu ersehen. Was die Vorlage wegen der gleichzeitigen Budgetberathungen betrifft, so wird man sie wahrscheinlich begraben, und man kann es unter dem annehmbaren Vorwande, daß diese Reform zuerst im Landtage eingeführt sein müsse, und dann erst die Erwägung eintreten könne, ob der Reichstag nachzufolgen habe oder ob der Zweck der Reform mit der zweijährigen Budgetberathung in den Landtagen nicht schon völlig erreicht sei.

Die Hauptaufgabe, welche dem Reichstage in der zweiten Hälfte der Session zur Erledigung vorliegt, bilden also die Steuervorlagen: die Brausteuer und das im Reichstage noch nicht eingegangene, aber bald zu erwartende Gesetz über die Erhebung von Reichsstempelabgaben. Das letztere unterwirft eine Reihe von Geschäftsabschlüssen der Stempelpflichtigkeit, auch die alltäglichen Quittungen. Die mit der Berichterstattung für den Bundesrath beauftragten Ausschüsse haben die Stempelpflichtigkeit der Quittungen aus dem Gesetze entfernt, der Bundesrath in seiner Plenarsitzung am 3. April hat sie wieder hergestellt. Der Reichstag dürfte leicht den Bundesrathsausschüssen beitreten, denn diese Quittungssteuer, obwohl in England und Frankreich eingeführt, ist kein glücklicher Griff.

Wenn das Stempelgesetz nur in einer solchen Gestalt Aussicht auf Annahme hat, welche keinen hohen Ertrag desselben erwarten läßt, so sind die Aussichten eines anderen Steuergesetzes, welches allerdings noch nicht einmal das Licht der Welt als Vorlage an den Bundesrath erblickt hat, noch zweifelhafter: wir meinen die sogenannte Wehrsteuer. Es ist zweifelhaft, ob eine solche Vorlage im Reichstage durchgeht, zweifelhaft, ob im Bundesrathe, zweifelhaft sogar, ob sie die Vorstadien zur Einbringung in den Bundesrath überwinden wird. So bleibt denn von den Steuervorlagen dieser Session nur die Brausteuer als diejenige, welche von der Mehrheit des Bundesraths mit der vollen Ueberzeugung ihrer Zweckmäßigkeit vertreten wird und für deren Annahme durch den Reichstag ernstliche Anstrengungen gemacht werden. Solcher Anstrengungen scheint es freilich zu bedürfen, denn der Reichstag hat bei der ersten Berathung die Verweisung an eine Commission abgelehnt, und darin will man die Absicht der Majorität erkennen, dem Gesetze bei der zweiten Berathung einen schnellen Tod zu bereiten.

Dies ist ein Verfahren, welches leicht eingeschlagen werden kann, dessen Folgen man sich jedoch wohl überlegen sollte. Die Steuerreform, von dem Reichskanzler mehr als einmal mit großem Nachdruck als unerläßlich begründet, ist höchstens in ihren Anfängen vollendet, und der Kanzler ist nicht der Mann, ein nothwendiges Werk unvollendet liegen zu lassen. Nimmt also der Reichstag an allen vorgelegten Modalitäten indirecter Steuern unüberwindlichen Anstoß, so wird der Kanzler auf das Tabaksmonopol zurückkommen, um das Problem der Steuerreform mit einem Schlage zu lösen. Dieses Problem besteht darin, die indirecten Reichseinnahmen auf einen Ertrag zu bringen, welcher gestattet, die preußische Klassensteuer zu beseitigen, die Einkommensteuer etwa auf die Function einer außerordentlichen Ergänzungssteuer bei Unzulänglichkeit der regelmäßigen Einnahmen zurückzuführen, und welcher, last not least, gestattet, die Staatsgrundsteuer den Gemeinden zu überlassen, wodurch diese wieder in den Stand gesetzt werden, auf die in Form von Zuschlägen zu den Staatssteuern erhobenen Personal-Einkommensteuern zu verzichten. Die Mehrheit der Sachverständigen ist bei diesem Reformplane schon längst auf Seiten des Kanzlers. Die Wohlthätigkeit des Planes läßt sich gar nicht anfechten außer mit ganz doctrinären Gründen. Anders steht es freilich, wie bei den meisten Dingen dieser Welt, mit der Ausführbarkeit. Wenn man auch dem Satze beitritt: Es ist besser, die Steuerlast auf indirectem, als auf directem Wege aufzubringen, so wird man darum doch nicht alle indirecten Steuern gutheißen. Der Satz ist also bedingt durch die Auffindung zweckmäßiger Modalitäten der indirecten Besteuerung. Nun würde das Tabaksmonopol trotz aller Einwürfe, die man aus der Höhe der Entschädigung an die Interessenten, aus der Höhe des An-

lagekapitals u. s. w. herleitet, bald einen solchen Ertrag abwerfen, daß das Problem der deutschen Steuerreform gelöst wäre. Der Widerstand gegen das Tabaksmonopol schöpft seine Kraft auch nicht aus den Schwierigkeiten der Ausführung, so stark man dieselben zu malen bemüht ist, sondern einerseits aus dem Bedenken, die Macht des Staates zu steigern, zweitens aus der Abneigung der interessirten Kreise, ein bequemes Feld schönen Gewinnes zu Gunsten des Staates aufzugeben.

Eines aber ist doch nur möglich, wenn die Steuerreform nicht vereitelt werden kann: entweder man muß Steuermodalitäten ausfindig machen und annehmen, welche das Tabaksmonopol überflüssig machen, oder man muß sich zu letzterem entschließen. Die Bedeutung der zweiten Hälfte dieser Reichstagssession scheint uns darin zu liegen, daß der Reichstag sich über jene Frage entscheiden muß. Es giebt kein Mittel, der Entscheidung etwa auszuweichen. Der Beschluß über die Brausteuer wird deshalb von Wichtigkeit sein, weil er die Erklärung enthält, ob noch andere Modalitäten als das Tabaksmonopol aufgesucht werden können. Nimmt man die Brausteuer an, so werden sich wohl noch einige Steuerformen finden lassen, welche in Verbindung mit der Brausteuer zu dem gewünschten Ziele führen. Unter diese Formen wird ganz sicherlich die Erhöhung der Branntweinsteuer gehören, wenn man dieselbe auch nicht gleichzeitig mit der Brausteuer einzuführen im Stande ist. Wird aber die Brausteuer verworfen, so lohnt es gar nicht mehr, nach Modalitäten zu suchen außerhalb des Tabaksmonopols, denn sie können doch nicht zum Ziele führen.

Den Weg, eine Mehrheit für das Monopol zu gewinnen, nachdem der jetzige Reichstag den Weg zu andern Modalitäten versperrt hat, wird der Kanzler schon finden. Das darf man ihm wohl zutrauen.

Unter Erwägung dieser seiner Bedeutung sollte der Beschluß über die Brausteuer gefaßt werden. Für die nationalliberale Partei hat der Beschluß noch eine tiefergreifende Bedeutung. Aus den Erklärungen der Partei bei den Verhandlungen und Abstimmungen über die Brausteuer wird hervorgehen müssen, ob sie die Steuer verwirft, um an ihre Stelle und an die Stelle verwandter Steuern das Tabaksmonopol zu setzen, oder ob die Partei die Steuern verwirft, weil sie dem Kanzler auf dem Wege seiner Reform nicht mehr folgen will. Das Letztere wäre offene Feindschaft, das Erstere wäre die Knüpfung eines engen Bündnisses. Die Verwerfung der Brausteuer dagegen unter allerlei momentanen Vorwänden würde eine Halbheit der schlechtesten Art — bekanntlich sind nicht alle Halbheiten verwerflich, manchmal ist sogar, wie schon Hesiod gewußt hat, die Hälfte mehr als das Ganze — mit allen nachtheiligen Folgen sein.

Die Systemlosigkeit der österreichischen Eisenbahn-Politik.

Das österreichische Abgeordnetenhaus hat kürzlich einen Beschluß gefaßt, der geeignet ist, bei jedem um das wirthschaftliche Wohl des Gesammtstaates Oesterreich besorgten Patrioten ernste Befürchtungen hervorzurufen. Der Verfasser dieser Zeilen ist ein principieller Gegner von retrospectiven Erörterungen über unabänderliche Thatsachen, doch dürfte die außerordentliche Wichtigkeit des Gegenstandes eine Rechtfertigung für die nachstehenden Betrachtungen sein.

Das Abgeordnetenhaus hat die Vorlage des Handelsministers über die den Localbahnen zu gewährenden Begünstigungen angenommen und dadurch einen Fehler begangen, der dem österreichischen Verkehrswesen unberechenbaren Schaden bringen und niemals wieder gut zu machen sein wird.

Seit der Handelsminister dem Abgeordnetenhause seinen Gesetzentwurf, Zugeständnisse und Begünstigungen für Localbahnen betreffend, vorgelegt hat, seitdem sind fortwährend aus allen Gegenden des Reiches Rufe nach solchen Bahnen laut geworden. Entsprechen alle diese Begehren auch wirlich reellen Communications-Interessen? Wird der Bau einzelner Linien nicht durch Sonderbedürfnisse, durch Sonderinteressen zu erreichen gesucht? Liegt nicht das Bedenken nahe, daß so manche dieser auftauchenden Projecte nur provinciellen und örtlichen Wünschen entspringen, daß die Nothwendigkeit des Ausbaues einzelner Tracen von einseitig localem Standpunkte aus beurtheilt wird? Uns will es scheinen, daß so manche dieser Wünsche als Anzeichen des niemals aufhörenden Kampfes zwischen Gemeinsinn und Selbstsucht anzusehen sind, und daß in so manchen Fällen vergessen wird, Particularinteressen dem großen, allgemeinen Bedürfnisse hintanzusetzen.

Diese Bedenken müssen bei allen denen auftauchen, welche das Eisenbahn-Netz eines Staates als ein Ganzes auffassen, welche die Constituirung eines großen Netzes mit successiver Verdichtung plan- und systemmäßig vollzogen sehen wollen, bei allen, welche der Eisenbahnnetzes-Gestaltung eines Staates ein bestimmtes, vom allgemeinen Staatsinteresse dictirtes Princip, einen leitenden Gedanken zu Grunde gelegt wissen wollen. Vor einer Ueberstürzung, vor einem planlosen Vorgehen kann nicht eindringlich genug gewarnt, es kann nicht nachdrücklich genug auf den Schaden hingewiesen werden, der daraus entspringt, wenn die Eisenbahn-Politik eines Landes ein zerstücktes, planloses Vorgehen walten läßt. Es kann aber auch anderseits nicht genug betont werden, daß einem Staate durch consequente Verfolgung eines richtigen Eisenbahnausbau-Systems gefährliche Krisen erspart bleiben, daß bei dem Vorhandensein und bei

Einhaltung eines Eisenbahnbauplanes, in welchem jede Linie nach Raum und Zeit die ihr gebührende Stelle erhält, dem Unternehmungsgeiste der Geldmarkt sich willig erschließt. Man verschone uns mit dem — allerdings bestechend klingenden — Einwande, daß sich die künftigen Bedürfnisse nicht vorhersehen lassen, daß bei dem Entwurfe eines Eisenbahnausbau-Systems trotz der sorgfältigsten Prüfung örtlicher und allgemeiner Interessen Fehler unterlaufen können. Wir haben darauf nur eine Antwort: Das Verharren bei der Planlosigkeit ist der größte Fehler.

Wir Oesterreicher müssen uns leider gestehen, daß der Ausbau unserer großen Verkehrslinien ebenso wie die Herstellung des Schienennetzes in England ohne ein bestimmtes System durchgeführt wurde. Eine Bestätigung dieses Geständnisses finden wir in den Worten des österreichischen Handelsministers Freiherrn v. Korb selbst, welcher im Abgeordnetenhause erklärte: „Was die Systemlosigkeit der bisherigen Eisenbahnbauthätigkeit anbelangt, so läßt sich dieselbe im Großen und Ganzen nicht in Abrede stellen. Es muß aber bei dieser Gelegenheit ins Auge gefaßt werden, wie denn eigentlich bei uns im Großen und Ganzen die Eisenbahnen zu Stande gebracht worden sind. Nicht der Staat war es, der unser dermaliges Eisenbahnnetz gebaut hat, sondern ausschließlich war es der Privatthätigkeit überlassen, und da ist es naheliegend, daß nicht immer und nach jeder Richtung hin das staatliche und das allgemeine Interesse in den Vordergrund trat, sondern vielmehr das Interesse derjenigen Unternehmer, die eben die Bahn, und zwar in eben diesem Interesse zu bauen beabsichtigten."

Nun war uns noch die Möglichkeit geboten, Fehler, die bei der Anlage und dem Ausbauen unseres Schienennetzes gemacht worden sind, zu verbessern, wenn bei der Anlage der Secundär-, Local- und Vicinalbahnen, diesen Zubringern des Verkehrs, systematisch zu Werke gegangen, wenn das Unfertige in der Anlage unseres Bahnnetzes dadurch zu vervollkommnen gesucht worden wäre, daß man einzelne, bisher isolirte Bahnzüge durch richtige Verbindung dem Verkehre dienstbar gemacht, mit einem Worte, daß man aus einem Stückwerk ein lückenloses Ganze geschaffen hätte. Dabei heben wir hervor, daß bei Auffassung eines solchen Planes auch dem Wasserstraßennetze, den Flüssen und Canälen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden gewesen wäre, denn die vorhandenen Wasserkräfte Oesterreichs werden zu Zwecken des Verkehres noch nicht entsprechend ausgenutzt.

Der Motivenbericht zu der Localbahnvorlage des Handelsministers weist betreffs der Nothwendigkeit des Baues von solchen Bahnen auf das Beispiel anderer Staaten hin, in welchen die Bahnen der Hauptverkehrsrichtungen mittels der Localbahnen alle Quellen des Verkehres aufschließen, um sich dauernde

Zuflüsse zu sichern; er erklärt mit Recht die Anlage von Localbahnen als das leichteste und sicherste Mittel zur Hebung des inneren Verkehrs. Aber in dieser Regierungsvorlage ist keine Andeutung darüber enthalten, welche die Folgerung erlauben würde, daß die Regierung darauf bedacht ist, bei der Completirung unserer Schienenwege planmäßig vorzugehen. Ja, Artikel 8 der Vorlage stellt das Ganze als einen Versuch hin, wie aus der bezüglichen Stelle des Motivenberichtes hervorgeht, wo es heißt: „Das Gesetz soll auf ungefähr 3 Jahre in Kraft treten, binnen welcher Zeit Erfahrungen über den Effect des Gesetzes und über die sodann etwa wünschenswerthen weiteren legislativen Maßnahmen vorliegen würden." Also nur ein stückweises Zuwerkegehen, während doch die richtige Lösung der aufgeworfenen Frage die wichtigste Aufgabe unserer Eisenbahn-Politik bildet!

Hüten wir uns, daß es uns nicht ergehe, wie England. Dort stellte zwar schon im Jahre 1837 Sir H. Pease im Unterhause den Antrag auf Einsetzung einer königlichen Commission „im Interesse der Einheitlichkeit und Zweckmäßigkeit des Ausbaues des Eisenbahnnetzes". Darauf wurde ihm bemerkt, es sei jetzt schon zu spät dazu — 1837! —, da bereits zu viele Eisenbahnen gebaut seien. Im folgenden Jahre wurde dieser Antrag zweimal wiederholt (einmal im Unterhause, einmal im Hause der Lords) und auf den Vorgang in Irland hingewiesen, wo die Regierung 1836 eine königliche Commission eingesetzt hatte, welche einen allgemeinen Plan für die zu erbauende Linien hatte entwerfen lassen, damit die Bahnen einheitlich ineinander griffen. Abermals kein Erfolg; 1842 beklagt ein Pamphlet (Railways, their uses and management) den unberechenbaren Schaden, welcher dem Lande daraus erwachsen ist, daß man versäumt habe, ein einheitliches Bahnnetz zu bauen.

Wie heute England noch immer das planlose Vorgehen bei dem Ausbaue seiner Eisenbahnen beklagt, so erntet Frankreich die reichen Früchte seines systematisch angelegten Schienennetzes. Rußland erhielt 1835 von Nikolaus I. ein Eisenbahn-Programm, welches dem Staate ein, seinen colossalen Dimensionen und territorialen Verhältnissen entsprechendes Eisenbahnnetz sicherte. Oesterreich erhielt 1841 unter dem Hofkammer-Präsidenten Baron Kübek und 1854 vom Handelsministerium allerdings auch einen Plan für den Ausbau seiner Eisenbahnen, in welchem unter Berücksichtigung der damaligen Bedürfnisse des Reiches und jedes einzelnen Kronlandes ein Eisenbahnnetz entworfen wurde, aber — nur auf dem Papiere.

Der Unterzeichnete hat sofort nach Einbringung der Localbahn-Vorlage des Handelsministers dem größten politischen Journale Wiens in der angedeuteten Richtung Vorschläge gemacht; er schloß damals (December 1879) seine Erörterung mit folgenden Worten: „Es erschiene uns als eine würdige Auf-

gabe der rührigen österreichischen Handelskammern und Landwirthschafts-Gesellschaften, welche die gesetzlichen Vertreter jener Interessenten sind, die von einer irrationellen Führung der Eisenbahnwege direct und empfindlich betroffen werden, einzugreifen. An diesen Corporationen ist es, sowohl bei der Regierung, bei der sie voraussichtlich ein bereitwilliges Entgegenkommen finden werden, als auch bei der Reichsvertretung dahin zu wirken, daß die Fehler unseres systemlos angelegten Eisenbahnnetzes beim Ausbaue der Bahnen minderer Ordnung noch nach Möglichkeit verbessert, daß für die Trace dieser Bahnen ein Plan festgesetzt werde, indem unter Hinblick auf die mögliche Gestaltung des zukünftigen Verkehres nicht nur die Richtung, sondern auch die Zeit, zu welcher einzelne Linien je nach ihrer Wichtigkeit und die Dringlichkeit zu bauen sind, bestimmt ist; kurz, hinzuwirken auf die Festsetzung eines durchdachten, sowohl die großen Verkehrs-Interessen des Reiches als auch die allseitigen Interessen der verschiedenen Kronländer möglichst berücksichtigenden Planes, hinzuarbeiten auf eine systematisch geordnete Inangriffnahme und Durchführung des Ausbaues richtig gewählter Bahnlinien minderer Ordnung." Diese Anregung fand keinen Anklang — das Manuscript ruht noch heute im Redactionspulte.... Nemo propheta in patria.

Seitdem hat die Volksvertretung die Localbahn-Vorlage des Handelsministers angenommen, ohne daß auf die vorerwähnten Bedenken, denen der Abgeordnete Dr. Sax in beredter und von der wissenschaftlichen Ueberzeugungstreue des Redners zeugenden Weise Ausdruck gab, Rücksicht genommen worden wäre. Voraussichtlich werden also in Oesterreich bei der Anlage und dem Ausbaue der Eisenbahnen minderer Ordnung dieselben Fehler begangen werden wie bei der Netzesgestaltung der Hauptbahnen, und dem Eisenbahnföderalismus, für den der bekannte Czechenführer Rieger im Abgeordnetenhause so warm eintrat, wird Thür und Thor geöffnet bleiben. Videant consules!

Czernowitz, im März 1880. Max Hoenig.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

6. Die polnischen Juden.

In den vorhergehenden Artikeln sind wiederholt starke Zweifel daran ausgesprochen worden, daß die Emancipation die Juden nach ihrem innersten Wesen ändern und den Deutschen sittlich vollkommen gleichstellen könne, und es wird dies, soweit es sich nicht schon aus dem bisher Gesagten ergiebt, und soweit die Ver-

gangenheit und die Gegenwart über die Zukunft urtheilen lassen, später noch zu beweisen sein. Für heute setzen wir, ähnlich wie zu Ende des fünften Artikels, den Fall, daß die von Mendelssohn angebahnte und von seinen Schülern und Verehrern fortgeführte Reform der in Deutschland wohnenden Juden nicht bloß deren äußeres Wesen, ihre Bildung und ihre Sitten der deutschen Art gleich oder wenigstens sehr ähnlich machen, sondern auch deren Rassencharakter mit seinen Anschauungen und Neigungen von Grund aus beseitigen könne und zum guten Theile schon beseitigt habe. Mit anderen Worten: wir nehmen einmal bis auf Weiteres an, daß die sogenannten Reformjuden, bei welchen der Talmud nur noch geringe Geltung hat, und die beträchtliche Zahl derjenigen von ihren Stammgenossen, welche glaubens- und religionslos auftreten, in der That, wie behauptet wird, zu Deutschen geworden seien. Dann würden immer noch zwei sehr erhebliche Bedenken übrig bleiben. Einerseits beschränkt sich das reformirte Judenthum sammt seinem Absenker, dem ungläubigen Judenthum, fast einzig auf die großen Städte und einen Theil der kleinen, und bei Weitem die Mehrzahl der im östlichen Deutschland ansässigen Semiten steht der Bildung und den sonstigen Vorzügen jener Klassen mehr oder minder fern. Sodann aber grenzen wir an Polen und andere westrussische Landstriche, und von hier strömt ohne Unterlaß, bald mächtiger (wie in der Gründerzeit) bald schwächer, wie aus einem ungeheuern Reservoir das echte mittelalterliche Talmudjudenthum in Gestalt von bettelnden und schachernden Hebräern in den Osten des Reiches ein, um sich hier mit seinen widerwärtigen Sitten und Neigungen, seinem Haß gegen die Gojim, seiner tiefen Unbildung und seinem gierigen und unstillbaren Hunger nach Erwerb mit allen Mitteln für eine Weile festzusetzen, sich an unsern wirthschaftlichen Kräften leidlich vollzusaugen und dann großentheils, pecuniär gekräftigt und durch Erfahrung mit den Verhältnissen und Gelegenheiten vertraut geworden, zu weiterer vampyrartiger Aussaugung des deutschen Volkskörpers, die zuletzt im höheren Stil, durch Börsenspeculationen, faule Gründungen u. dgl. betrieben wird, mehr nach dem Innern des neuen Ausbeutungsgebietes und vor Allem nach Berlin zu ziehen.

So scheint es uns von besonderer Wichtigkeit, daß man zur Entscheidung in unsrer Frage ein deutliches Bild von dem Wesen dieser russischen und polnischen Juden mitbringe, denen, wie angedeutet, die Majorität ihrer Stamm- und Glaubensgenossen in den kleinen Orten der Provinzen Schlesien, Posen und Preußen mehr oder minder ähnlich ist.

Im russischen Reiche leben, wie wir sahen, circa 2 650 000 Israeliten, mithin über vierzig Procent der gesammten jüdischen Diaspora, und die meisten davon fallen auf Polen, wo deren im Jahre 1878 bei einer Gesammtbevölkerung von ungefähr sieben Millionen Seelen 808 518 wohnten. Dann folgt Südwestrußland mit 772 834 Juden, von denen 277 497 auf das Gouvernement Kiew, 242 496 auf Podolien und 252 841 auf Volhynien kommen.*) Stufenweise abfallend reihen

*) Vergl. hierzu die 13 Aufsätze „Von der Wiege bis zum Grabe" von S. Wiener, die im Jahre 1879 in den Montagsblättern der „St. Petersburger Zeitung" erschienen, und

sich hieran die Gouvernements Kowno mit 155 409, Minsk mit 143504, Chersson mit 131 915, Grodno mit 124 819, Mohilew mit 118 727, Wilna mit 109 296, Bessarabien mit 98 114, Witebsk mit 86 587, Poltawa mit 53964, Tschernigow mit 50 121, Jekaterinoslaw mit 36 331, Kurland mit 34 810, Taurien mit 24 487, Livland mit 7952, St. Petersburg mit 7787 und Moskau mit 6083 jüdischen Einwohnern. Die übrigen innern Gouvernements stehen nur solchen Israeliten offen, die ein Handwerk treiben wollen, und so kommen Juden dort nur vereinzelt vor.

Ein charakteristisches Merkmal der Gegenden, wo die Juden am dichtesten wohnen, ist, daß sie in den dortigen Städten beinahe die Hälfte der Einwohner ausmachen. So in Berdytschew und Grodno, in Brest-Litowsk, Kamenez-Podolsk und Wilna; auch in manchen galizischen Orten, z. B. Brody, von dessen 20 000 Bewohnern fast 12 000 Juden sind, ist dies der Fall. Unsere Quelle will diese Erscheinung damit erklären, daß es den Juden nur da erlaubt sei, bäuerlichen Grundbesitz zu erwerben, wo man ihnen Land zu freier Benutzung überlassen habe. Daß sie aber auch hier Scheu vor der Landwirthschaft haben, dieß also der Hauptgrund ihres Zusammengedrängtseins in den Städten ist, ergiebt sich deutlich aus dem, was Wiener über die Erfolge berichtet, welche der Versuch, die Juden in Colonien anzusiedeln, gehabt hat. Zwar gab es nach ihm vor einigen zwanzig Jahren im Königreiche Polen über 28 000 solche Colonisten, ob sie aber alle Ackerbau trieben, und ob es noch jetzt so viele giebt, wird nicht gesagt. Wir erfahren nur, daß drei dieser Ansiedelungen, im Gouvernement Plozk gelegen, von einem gewissen Salomon Posner gegründet worden sind, der in der einen auch eine große Tuchfabrik für jüdische Arbeiter angelegt hat, die gut gediehen sein soll.

Weiter lesen wir, daß es 1859 im Gouvernement Chersson 35 jüdische Colonien „gab", von denen 21 nach dem Berichte des Rabbiners Blumenfeld zusammen 21 881 Seelen zählten; indeß beschäftigte sich davon nur die Hälfte ausschließlich mit Ackerbau — selbstverständlich nur die Hälfte der Erwachsenen männlichen Geschlechts — und nur 9 Niederlassungen „lebten in einigermaßen erträglichen Verhältnissen". „Auch fehlen genaue Nachrichten über das Schicksal der Judencolonien in den Gouvernements Kiew, Volhynien und Podolien, deren Zahl im Jahre 1869 nicht weniger als 56 betrug, und welche damals von 20 665 jüdischen Ansiedlern bewohnt waren; ferner weiß man nichts von den Verhältnissen der Colonisten in Klein- und Weißrußland und in Cis- und Transkaukasien." Nach den Klagen aber, in welche unser Berichterstatter dann ausbricht, erfährt man von ihnen vermuthlich deshalb gar nichts oder doch nichts Sicheres, weil von ihnen nichts Gutes zu melden ist. Andernfalls wäre ihr Gedeihen von der jüdischen Presse unzweifelhaft schon mehr als reichlich gepriesen worden. „Auf die Unterstützung der Regierung ist nicht zu rechnen;" denn dieselbe ist „durch die bisherigen Erfolge zurückgeschreckt".

---

denen wir im Folgenden mit der durch die Tendenz des Verfassers gebotenen Vorsicht einen Theil unseres Materials entnehmen.

Günstiger als mit dem Feldbaue steht es mit dem Handwerke. Die Uhrmacher und Goldarbeiter in Polen und Lithauen sind ausnahmslos Juden. Man sieht aber auch jüdische Maurer und Zimmerleute, Schmiede, Pflasterer, Dachdecker und Wasserführer; desgleichen befinden sich unter den Arbeitern der Fabrikgegenden von Lodz, Zgierz, Thomaschow und Bjelostok viele Israeliten — natürlich, da bei der Dichtheit der jüdischen Bevölkerung nicht alle thun können, was sie möchten. Die Haupt- und Lieblingsgewerbe dieser polnischen Semiten nämlich bilden der Handel, besonders der Kleinhandel, die Winkeladvocatur, das Halten von Winkelschulen, die Schank- und Gastwirthschaft und das Geschäft der „Factoren" oder Commissionäre. Die Juden „regeln (will sagen: regieren) in den westlichen Provinzen den Handel und Wandel" und sind für den Reisenden und den einwandernden deutschen Fabrikanten unentbehrliche Unterhändler. Der Wucher blüht daneben unter ihnen „noch üppig", und noch jetzt helfen sie dem polnischen Adel bei dem Bemühen, sich wirthschaftlich zu Grunde zu richten.

Vielfach behauptet starrer, der Bildung feindlicher Fanatismus die Herrschaft. Doch scheint unter den Wohlhabenden hie und da ein dem entgegengesetztes Streben erwacht zu sein, nur wandern Leute aus diesen Kreisen viel weniger zu uns aus, als aus den unbemittelten und ungebildeten. Nach dem Journale des Ministeriums der Volksaufklärung gab es 1878 in den Gymnasien und Progymnasien des russischen Reiches 5012 jüdische Schüler. Das günstigste Verhältniß zwischen solchen und christlichen wiesen nicht die an Deutschland grenzenden Bezirke, sondern zuoberst Odessa, dann Wilna und zuletzt Warschau auf, wo die Stadt gleichen Namens bei einer Gesammteinwohnerzahl von etwa 320000 nicht weniger als 110000 Juden hat.

Diese polnischen oder westrussischen Juden sind, wie bemerkt, gleich den weiter östlich wohnenden durchgehends Aschkenasim und sprechen unter sich das sogenannte Judendeutsch, einen Dialekt, der im Wesentlichen ein Gemisch aus verdorbenen hochdeutschen und hebräischen Elementen ist. Beim Schreiben von Briefen und andern Aufzeichnungen in diesem Idiome bedient man sich der hebräischen Charaktere, in denen auch ein großer Theil der volksthümlichen Schriften, sowie die in den Synagogen hie und da gebräuchlichen Gebetbücher gedruckt sind. Im Judendeutsch, das auch im Posenschen und andern östlichen Gegenden Deutschlands, sowie in Galizien und Ungarn von der niederen Klasse der semitischen Bevölkerung durchgehends und theilweise selbst von den Wohlhabenden gesprochen wird, unterscheidet man vier Hauptelemente: 1) das Hebräische, das besonders für Gegenstände der Religion und der von ihr vorgeschriebenen Gebräuche sowie für Begriffe, welche aus dem Talmud oder der Kabbala stammen, dann zur Bezeichnung einiger Dinge des täglichen Lebens, die man absichtlich nicht deutsch benannte, gebräuchlich ist; 2) Zusammensetzungen aus dem Deutschen und Hebräischen, wie „matzil sein" (erretten), „darschauen" (predigen), „chendig" (anmuthig), „Schabbeslicht", „Habdalabüchse" (Gewürzbüchse) und die zu Wörtern gewordenen Abbreviaturen „Ra-T" (Reichsthaler), „Pa-G" (preußischer Groschen), sowie etliche andere; 3) ungebräuchliches oder fehlerhaftes Deutsch, z. B. „lernen" (Talmud studiren) „Pausen", „Austern", „Mauses"

(für Posen, Ostern, Moses), „gel" (gelb), „mir" statt wir oder mich, die Endsilbe „heit" statt keit, „sich kriegen" statt streiten, „königen" statt regieren, „Schule" statt Synagoge, „jüdischen" statt beschneiden, „als" statt daß, „enker" statt nun, „Ette" statt Vater; 4) aus dem Lateinischen, Italienischen oder Französischen stammende Wörter wie „benschen" (benedicere), „oren" (orare), „plangenen" (plangere, weinen), „Pilzel" (puella, Magd), „preien" (prier, einladen), „Sargenes" (das italienische sargano, Sterbehemd) u. a. m.

Ihrer religiösen Richtung nach zerfallen die westrussischen Israeliten in die mystische Secte der Chassidim und die Rabbanim oder Talmud-Anhänger. Der Reformpartei gehören von ihnen nur wenige an, und diese beschränken sich fast ausschließlich auf Warschau und einige andere Städte.

Die Secte der Chassidim, die jetzt im ehemaligen Herzogthume Warschau, in Galizien, Volhynien und Podolien, sowie im Kiewschen mehrere Hunderttausende von Anhängern zählen, wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von Israel mit dem Beinamen Baal Schem Tov,*) abgekürzt Bescht, gestiftet, der, aus Medrzyboez in Podolien gebürtig, zuerst in einer Einöde der Karpathen, dann als Fuhrmann, Pferdehändler und Schankwirth in seiner Vaterstadt lebte und neben jenen Geschäften das Wunderthun, namentlich die Verrichtung wunderthätiger Heilungen betrieb. Er war ein wunderlicher Heiliger ersten Ranges, heute ein lustiger Bursch, der mit seinen Leuten fleißig Branntwein trank, morgen ein verzückter Frommer, der mit ihnen Gebetstunden abhielt, bei denen es zu Convulsionen, Gesichtsverzerrungen und grotesken Sprüngen kam, etwa wie bei den englischen Jumpers und den Revivals amerikanischer Methodisten. Im Ganzen war er, wie Joe Smith, der Stifter der Mormonen, halb Schwärmer und halb Schwindler und im Uebrigen ohne Bildung. Mit seinem Anhang vereinigten sich die Reste der Secte Sabbatai Zewis, die in Polen mit ihren kabbalistischen Lehren eine Zeit lang eine Rolle gespielt, zuletzt aber unter ihrem „heiligen Herrn", dem Betrüger Jakob Frank, schmählich Schiffbruch gelitten hatten, und die Chassidim nahmen nun einen etwas anderen Charakter an. Als Bescht starb, ging die Leitung der Secte auf Dob Beer aus Mizriz über, der ein Kenner sowohl des Talmud als der Kabbala und ein geschickter Redner, sonst aber ein ähnlicher Geist wie sein Vorgänger war, nur geheimnißvoller that, sich nicht direct mit dem Volke einließ und, indem er sich für eine Incarnation Gottes ausgab, den Nimbus höchster Heiligkeit um sich zu verbreiten wußte. Er sandte Apostel aus, welche seine Lehren und sein Ansehen bis nach Lithauen hin verbreiteten. Die Spenden seiner reichen Anhänger und die Wallfahrten, die zu seinem Wohnsitze stattfanden, umgaben ihn mit fürstlichen Glanze. Mehr und mehr wichen er und die ganze Secte von den Satzungen des Talmud ab, bis ihnen diese zuletzt gar nichts mehr galten. Dies und die kabbalistischen Lehrmeinungen der Chassidim riefen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts

*) Wörtlich: Herr des guten Namens, womit der Schem Hemmephorasch, der unaussprechliche Name Gottes, gemeint ist.

einen Conflict mit den Rabbanim hervor, bei dem es schließlich zu Verketzerungen, Bannflüchen und körperlicher Bestrafung der Chassidim durch ihre Gegner, die talmudistischen Rabbinen kam. Man unterwarf die Prediger der erstern öffentlicher Geißelung, ließ ihre Schriften verbrennen und brachte es bei der russischen Regierung dahin, daß Mitglieder der verhaßten Secte als staatsgefährlich nach Sibirien deportirt wurden. Das Judenthum, das unablässig nach Toleranz für sich schreit, ist eben allezeit intolerant gewesen, wo es die Macht dazu hatte, von Jesu Zeiten an bis auf Uriel d'Acosta und Spinoza, von diesem bis auf den Rabbi Wilna, den Hauptverfolger der Chassidim, und von ihm bis auf unsere Tage. Die verfolgte Secte aber war, so widersinnig ihr Glaube und so barock ihr Auftreten ist, nicht nur nicht auszurotten, sondern hat nach Henne Am Rhyn, dem wir in diesem geschichtlichen Rückblicke gefolgt sind, (S. 413 ff.) „in Polen durchaus die Oberhand unter den Juden".

Die Lehren der Chassidim finden sich in der neoplatonischen Kabbala, namentlich im Buche Sohar und in den Schriften Beschts „Sepher Chamidoth" und „Zebaoth Ribsch". Doch ist das nur für die Gelehrten unter ihnen. Die Menge begnügt sich mit einigen daher abgeleiteten Glaubenssätzen, unter denen die Seelenwanderung eine Hauptrolle spielt, einem orgiastischen Cultus und unbegrenzter Verehrung vor ihren „Zadikim", d. h. ihren für heilig geltenden, als Statthalter Gottes angesehenen Führern. Nach Beschts Lehre gab es nur einen solchen Zadik. Nach ihm aber wollten mehrere zu dieser Würde berechtigt sein, und da die Gemeinden sie anerkannten, so erlangten jene absolute Gewalt, die so weit ging, daß sie den Chassid nicht nur von einem Morde lossprechen, sondern ihm einen solchen sogar anbefehlen und unbedingten Gehorsam erwarten konnten.

Nach Wiener halten die Anhänger einer Zadik-Gemeinde fest zusammen und unterstützen sich wechselseitig, und dies verleiht ihnen ein Kraftgefühl, welches sie hochmüthig auf andere herabsehen läßt. Die einzelnen Gemeinden oder Parteien aber befehden einander bitter, indem jede ihren Zadik für den rechten hält. Abgesehen von diesen hochverehrten Führern herrscht unter den Chassidim vollständige Gleichheit, und ungescheut betritt der schäbigste von ihnen die Prunkzimmer seines reichen Glaubensbruders. „Diese zwanglose Art des Verkehrs hat jenen frechen Cynismus erzeugt, (wohl richtiger: weiter entwickelt; denn Frechheit, Dummdreistigkeit ist ein Charakterzug auch sehr vieler anderen Juden) den wir beim gemeinen Chassid in der Regel wahrnehmen." Da sie überall eine offene Hand finden, sind sie, wie es in unserer Quelle heißt, „dem Müßiggang und der Schwelgerei in hohem Maße ergeben. Wie böse Buben treiben sie allerlei Kurzweil miteinander und sprechen der Branntweinflasche fleißig zu, die wie die qualmende Pfeife ihre unzertrennliche Begleiterin auch im ‚Stübel' ist, wo sie sich zum Gebet versammeln. Sie heirathen früh und überlassen die Sorge für das Haus den Frauen, während sie selbst, die überall den Tisch gedeckt finden, sich's leicht machen."

Wöchentlich einmal am Sabbath finden Abends Gelage statt, die oft bis zum Morgen währen. Wo ein Zadik vorhanden ist, schaart sich die Gesellschaft um

diesen. Hat man sich durch Spirituosen in die gehörige Stimmung versetzt, so beginnt ein wüstes Singen, Zucken, Zappeln und Grimassenschneiden. Der Zadik fängt verzückt an, kabbalistisch zu predigen und zu orakeln. Um die Speisereste auf seinem Teller entspinnt sich ein lebhafter Streit, und Jeder sucht einen Knochen zu erhaschen. Das Gebet wird als Begattung mit der „Schechina", der als weiblich aufgefaßten dritten Person der kabbalistischen Trinität, betrachtet und geht in höchster Ekstase vor sich, wobei man emporhüpft, in die Hände klascht und an die Wand schlägt. Vor dem Morgengebete muß unbedingt ein Bad genommen werden.

Der Zadik ist der Priester und Richter seiner Anhänger, ihr Arzt und ihr Berather in allen Dingen. „Alle Erkenntniß und Vollkommenheit hat der Fromme, wie es in den Glaubensartikeln der Chassidim heißt, beim Zadik zu suchen. Daher soll er, selbst wenn er menschliche Schwächen an ihm wahrnimmt, es nie an der Verehrung vor ihm fehlen lassen. Jeder ist ihm blindem Gehorsam schuldig". Man fragt ihn, der in unmittelbarem Verkehr mit Gott steht, bei Processen, Geschäftsunternehmungen u. dgl. m. um seine Meinung, wofür ein Geschenk, „Pidgon", zu erlegen ist. Der Zudrang zu ihm ist oft so groß, daß er nur besonders gute Zahler empfangen kann. Die Uebrigen schreiben ihre Anliegen auf Zettel, die sie eigenthümlicherweise nicht mit ihrem Vatersnamen, sondern dem ihrer Mutter unterzeichnen. „Ganz besonders soll sich der Zuspruch des heiligen Mannes bei Kinderlosigkeit bewähren, weshalb von nah und fern Frauen zu ihm pilgern."

Mindestens einmal jährlich spricht ein frommer Chassid bei seinem Zadik vor. Meist geschieht dieß zu Neujahr, wo die reichen Pilger, denen eine solche Wallfahrt bisweilen Tausende von Rubeln kostet, bei ihm speisen. Nicht alle Zadiks haben es auf Täuschung und Hokuspokus abgesehen. Manche glauben selbst an ihre göttliche Sendung und Autorität. „Die meisten aber treiben schändlichen Mißbrauch mit der Leichtgläubigkeit der Menge." Vorzüglich zeichnen sich hierin die im südwestlichen Rußland aus, aber auch in Lithauen kommt dies vor, wo in der Gemeinde Karlin gegenwärtig ein zehnjähriger Zadik, vom Geiste seiner Vorfahren erleuchtet, Wunder verrichten soll.

Viele dieser kleinen Judenpäpste umgeben sich mit fürstlichem Luxus, haben eine Leibwache und lassen sich vor dem niedern Volke, das sie verehrt und ihnen Steuer zahlt, durch den „Gabba", eine Art Majordomus, vertreten, der für sie in den kleinen Nachbargemeinden ihrer Residenz Gaben einsammelt. Größere und wohlhabendere beehrt der Zadik oder „Rebbe" in eigener Person mit seinem Besuche, wobei er in prächtiger Equipage und von seiner berittenen Garde umgeben erscheint. „Fluthähnlich schwillt auf dem Wege sein Gefolge an, Alles hascht nach seinem Segen, nach einem Worte von ihm und bemüht sich, seinen Körper oder sein Gewand zu erfassen; denn seine Hand sühnt böse Thaten, sein Gürtel Sinnenlust, seine Mütze Hochmuth, seine Beinkleider Blutschande, die Berührung seiner Gebetsriemen Frechheit." „Seine Ankunft ist ein hochwichtiges Ereigniß, und aus der Ferne und Nähe kommen die Gläubigen nach der begnadigten Stadt, die oftmals die herzuströmenden Gäste nicht fassen kann. Die reichste Goldernte ist die

Folge einer solchen Reise; denn selbst Synagogengeräthe und Thorarollen werden verpfändet, um dem Heiligen einen würdigen Empfang bereiten zu können. Manche haben dabei große Reichthümer zusammengerafft, und selbst das Grab eines berühmten Zadik bietet eine ergiebige Quelle von Einnahmen für dessen Hinterbliebene. Desgleichen wird mit Reliquien und Amuleten ein schwunghafter Handel getrieben."

Wer eine Schaar von Chassidim in einem ihrer Centren besucht, „glaubt sich", so behauptet Wiener, beiläufig ein Talmudjude mit gelinder Reformjudengesinnung, „unter tanzende Derwische und Fakire versetzt. Ich bereiste vor mehreren Jahren die Chassidimgemeinden bei Lublin, um ihre seltsamen Sitten in nächster Nähe kennen zu lernen. An Lublin, das damals nicht weniger als vier chassidische Oberhäupter besaß, gruppirten sich noch in kurzen Entfernungen mehrere solcher Gemeinden, als Kozk, Worle, Abt, dann gegen die Grenzen Galiziens hin Josefow und Belschitz. Als ich im Wagen dahin fuhr — es war am Freitage —, bemerkte ich eine große Bewegung wie von einer allgemeinen Wanderung. Die Josefower suchten zu Sonnabend den Rebbe der Belschitzer und diese wieder denjenigen der ersteren auf. Im Josefow blieb ich den Sonnabend und wohnte dem Abendgottesdienste in der Synagoge bei. Die ganze Gemeinde wartete bis zum Erscheinen des Rebbe, der ungewöhnlich lange in der Badstube verweilte. Endlich betrat er das Gotteshaus. Es war ein kleines dürres Männchen in blendend weißen Atlas gekleidet und die unvermeidliche Zobelmütze, das eigentliche Abzeichen seiner Würde, auf dem Haupte. Hinter ihm folgten, eine regelrechte Größenscala bildend, seine acht Söhne im Alter von ungefähr sechs bis sechzehn Jahren, die alle Zobelmützen und lange schwarze Seidenkaftane trugen, was sich gar possierlich ausnahm. Als es zum eigentlichen Sabbatsgesange „Lechobodi" kam*), klatschte der Rebbe mit den Händen, verließ seinen Sitz und schritt, erst die acht Bürschchen, dann die ganze Gemeinde hinter sich, durch den Saal, um in demselben Umzug zu halten. Wie eine Schaar Besessener ahmte die Versammlung singend und mit den Händen klatschend alle verzückten Geberden ihres bald aufspringenden, bald niederfallenden Anführers getreulich nach. Es bleibt ein unvergeßliches Schauspiel für mich."

Wir wenden uns nun zur Secte der Rabbanim, der Talmudjuden in Polen, oder wie Wiener sich ausdrückt, zum „orthodoxen Judenthume, der Grundsäule und dem wahren Spiegelbilde des eigentlichen jüdischen Lebens", wobei wir in kurz gefaßten Auszügen aus der Arbeit des genannten jüdischen Gewährsmannes das, was uns hier angeht, referiren, seine häufig sehr erkennbare Schönfärberei aber im Hinblick auf weniger günstige Berichte vermeiden.

Wird in der Familie eines polnischen Talmudjuden ein Kind geboren, so wird der Mutter zunächst „Masel tov" (Gut Glück) gewünscht und ihr ein Gebetbuch aufs Bett gelegt, in welchem der 121. Psalm aufgeschlagen ist. Dann fordert der Aberglaube sein Recht, und man bringt über dem Bette der Wöchnerin, über

*) Wir schreiben die hebräischen Worte hier und im Folgenden wie Wiener nach der Aussprache der polnischen Juden.

der Wiege des Kindes und über allen Thüren und Fenstern des Zimmers in Gestalt von Zetteln, die mit symbolischen Figuren, den Namen der drei Patriarchen und denen ihrer Frauen, denen von drei guten Geistern, dem der Lilith (nach dem Talmud Adams dämonischer erster Frau) mit dem Zusatz: „Und ihr Anhang bleibe draußen", endlich dem Bannspruch: „Die Zauberin soll sterben" in hebräischer Sprache und Schrift versehen sind, Amulete an. Dieß geschieht zur Abwehr von Dämonen und Hexen, gegen die man sich auch dadurch noch sichert, daß man mit Kohle einen Strich um das Zimmer zieht. Auch die Johanniswurzel ist, dem Neugeborenen an den Hals gebunden, ein gutes Schutzmittel, namentlich gegen die Lilith, die sonst leicht Schaden anrichtet. So meint wenigstens der Talmud, der auch jenen Kohlenstrich empfiehlt. Eine Woche lang kommen dann jeden Tag in der Dämmerstunde Schulkinder mit ihrem Lehrer zu der Frau, um vor ihr das übliche Nachtgebet herzusagen, in welchem die vier Erzengel, „Michael zur Rechten, Gabriel zur Linken, Uriel vorn und Rafael hinten," siebenmal angerufen werden, die Schlafenden vor Unheil zu bewahren. Am Freitagabend werden sie von Erwachsenen aus der „Mischpoche" (Verwandtschaft) und Nachbarschaft abgelöst, die dasselbe Gebet sprechen und wie jene dafür mit Leckereien bewirthet werden. Am Sonnabend begrüßen Bekannte und Freunde den Neugebornen mit dem herkömmlichen Friedensgruße. Am achten Tage endlich wird das Kind, wenn es ein Knabe, in den Bund (Beris) mit Adonai aufgenommen, indem der „Mauel" (Beschneider) an ihm die „Milo" (Beschneidung) vollzieht, wobei eine vollzählige Betgemeinde (Minjan) zugegen sein muß, zu welcher mindestens zehn männliche Personen über dreizehn Jahre gehören. Dieselben tragen den Gebetmantel (Talis), sagen, wenn der Beschneider seine Verrichtung und den dabei vorgeschriebenen Segensspruch beendigt hat, Amen und rufen, nachdem der Vorbeter dem Knaben einen Namen gegeben hat, „Masel tov! Masel tov!" Dann giebts ein Mahl, dem drei Tage später ein zweites folgt. Erstgeborne müssen am 30. Tage beim Priester mit einer bestimmten Geldsumme „ausgelöst" werden. Mit Mädchen macht man nicht so viele Umstände, sondern giebt ihnen einfach einen Namen. Das Weib gilt eben beim echten Juden wenig, und sie weiß es. „Darum betet die jüdische Frau ergebungsvoll: ‚Ich danke dir, Herr, daß Du mich nach deinem Gutdünken erschaffen', während der Mann im Bewußtsein seiner größeren Würde betet: ‚Herr, ich danke dir, daß du mich nicht als Weib erschaffen hast.' Knaben müssen sogar, wenn sie sogleich nach der Geburt sterben, beschnitten werden, und zwar geschieht dies auf dem Friedhofe mittelst einer Scherbe. Sie müssen bei der Auferstehung doch als Juden erkennbar sein.

Auch weiterhin begleitet das Judenkind allerlei Aberglaube. Ist es gefährlich erkrankt, so wiegt man es mit Kupfer ab, dessen Werth dann an Arme vertheilt wird. Bleibt in einer Familie bei Epidemien von mehreren Kindern nur eins am Leben, so wird es nach dem Sprichworte: „Mschane mokom, mschane masel", d. h. verändere den Ort, so verändert sich das Schicksal, für einmal oder einigemal 18 Groschen oder Kopeken*) nominell an eine Mutter verkauft, deren Sprößlinge

*) 18 müssen es sein, weil das hebräische Wort für diese Zahl (Chaj) zugleich „Leben" bedeutet.

alle noch am Leben sind, auch findet eine Veränderung des Namens statt. Der Verkauf wird erst bei der Hochzeit des Verkauften rückgängig gemacht. Sehr verbreitet unter den polnischen Juden ist endlich die Meinung, daß es einen „bösen Blick“ gebe, der den Kindern schade, und daß man ihnen schaden könne, wenn man sie lobe, ohne „unbeschriggen“ (unbeschrien) hinzuzusetzen.

„Für ein jüdisches Kind halbwegs wohlsituirter und ordentlicher Eltern giebt es keine Spiel- und Tummelplätze.“ Die sind nur für die Nachkommenschaft der Armen da, die sich — „gleich herrenlosen Hunden“ sagt Wiener graziös — namentlich an den Schabbesnachmittagen auf der Straße herumtreibt und allerlei Unfug verübt. Was darunter zu verstehen, erfahren wir sogleich: es sind Mißhandlungen und Beschimpfungen von Juden, die, von der Reform angekränkelt, den Schabbes nicht nach alter Satzung heiligen, z. B. irgend etwas tragen, was nach dem Talmud als Arbeit aufgefaßt wird. „Hier wird ein jüdischer Gymnasiast, der seinen Bücherranzen trägt, durchgeprügelt, dort ein Progreßjude mit einem Stocke oder Regenschirme oder eine freidenkende Jüdin mit einem Sonnenschirme, namentlich, wenn sie es gar noch wagt, mit eigenem Haar auf der Gasse zu erscheinen, mit Steinen geworfen und mit Schmähworten wie ‚Goi‘ (Nichtjude, Christ), ‚Schickse‘ (Christenmädel) oder ‚Apikores‘ (Ketzer) verfolgt“.

Schon mit dem vierten Jahre beginnt für die jüdischen Kinder der erste Unterricht. Sie kommen in ein „Cheder“, d. h. eine von den „Dressiranstalten des wahren Judenthums“; und „eine endlose Wüste thut sich vor ihnen auf, in der es auch nicht eine freundliche Oase giebt.“ „Die Zahl der nach einigermaßen vernünftigeren Principien lehrenden hebräischen Schulen ist noch viel zu gering, um dem allgemeinen Bedürfnisse zu genügen.“ Jene einst auch unter allen deutschen Juden üblichen Kleinkinderschulen werden jede von einem „Melamed“ oder „Rebbe“ geleitet, dem beim Unterricht einige Gehülfen (Belfer) in jugendlichem Alter beistehen, und der, außer leidlicher Kenntniß des Hebräischen, so gut wie nichts weiß. Die Schulstube ist in der Regel zugleich sein Wohn- und Schlafzimmer, und selten kann man ihr einige Sauberkeit nachrühmen. Die Lectionen beginnen früh gegen 9 und endigen abends 7 Uhr. Mittags giebt's eine Pause, in welcher die Schüler das Mittagsessen verzehren, das ihnen der Belfer aus der Küche ihrer Mutter holt. „Allzugern versucht der speculative Belfer ihnen dasselbe abzuhandeln, wie das Cheder überhaupt der Ort ist, wo die ersten Keime des sich später mächtig entwickelnden Handelsgeistes gelegt werden.“

Der Cheder-Unterricht zerfällt in drei Abtheilungen: „Dardeki“, die ersten Anfangsgründe, „Chumesch“, das Lesen der fünf Bücher Mosis, endlich „Gemore“, das Studium des Talmud. Alles läuft dabei auf Eintrichtern oder Mnemotechnik hinaus, und der Bakel spielt dabei seine wichtige Rolle. Sobald die kleinen Bocher lesen können und eine bestimmte Anzahl von Gebeten, desgleichen einige Anstandsregeln auswendig wissen, was ihnen in zwei bis vier Semestern beigebracht wird, beginnt gewöhnlich mit dem Buche „Wajikro“, d. h. dem 4. Buch Moses, der Chumesch-Unterricht, den eine Art Actus mit einer kleinen Wechselrede zwischen zwei Schülern

einleitet. Nach der Thora nimmt man die anderen kanonischen Schriften des alten Testaments und nach diesen den Talmud vor. An jedem Freitage wird außerdem das rituelle Absingen des biblischen Wochenabschnittes nach bestimmten Notenzeichen (Ngine) gelehrt. Beim Lesen der heiligen Bücher bedient sich der Melamed einer „absurden Uebersetzung", und es wird Alles mit Einschluß der das Schamgefühl abstumpfenden Stellen durchgenommen. Der grammatische Unterricht „findet keine Pflege, und die Pflicht- und Sittenlehre ist, wo sie nicht gerade aus dem Bibelunterricht emanirt, ein völlig unbebautes Feld".

„In weit größerem Ansehen als die Thora steht bei den orthodoxen Juden der Talmud, und dem entsprechend wird letzterer besonders fleißig studirt. Schon das sechsjährige Bürschchen muß sich durch die schwierigsten Stellen der collidirenden Rechtsansichten der alten Rabbiner hindurchmühen, damit es seinen ‚Zechel (Verstand) schleife', eine frühzeitige Arbeit, die einerseits in dem jüdischen Knaben überraschenden Scharfsinn, andererseits aber auch scholastische Spitzfindigkeit, Sophistik und eine höheren Idealen abholde, speculative, materialistische Geistesrichtung entwickelt" — wohlgemerkt entwickelt; denn alles das muß im jüdischen Geiste schon von vornherein liegen, da sonst der Talmud nicht entstanden sein würde. Selbstverständlich „entwickelt" dieses Studium auch den Hochmuth und den Haß gegenüber allen Nichtjuden, der sich in vielen Stellen des Talmud ausprägt, auf's kräftigste. Mit dem Mädchen giebt man sich auch hier wenig Mühe, sie lernen hebräisch lesen und einige Gebete. Viele von denen, die besseren Unterricht genießen und selbst Universitäten besuchen, werden überspannte Emancipirte, und mehrere nahmen an der nihilistischen Verschwörung theil, bei der auch verhältnißmäßig viele junge Männer ihres Volkes, wie wir wissen, wichtige Rollen gespielt haben.

Mit dem dreizehnten Lebensjahre wird der polnische Jude durch die Ceremonie des „Balmizwo" (eigentlich Herr des Gebots), bei der er in der Synagoge zum ersten Mal zum Segensspruch über die Thora aufgerufen wird, zum mitzählenden und für sich selbst verantwortlichen Gemeindegliede erhoben. Von jetzt an werden ihm seine Sünden, für die bisher sein Vater die Verantwortung trug, von Gott angerechnet. Das Joch des Gesetzes mit seinen 613 Geboten und Verboten ruht fortan auf seinen Schultern. Dafür gilt er aber auch für voll, wenn es sich um den Zusammentritt einer Betgemeinde, zu welcher zehn, oder wenn es sich um das Nachtischgebet handelt, zu welchem drei männliche Personen gehören. Er ist ferner berechtigt und zugleich verpflichtet, wenn ihm der Vater gestorben ist, in der Synagoge vor versammelter Gemeinde Kaddisch zu sagen, d. h. vor dem Schrein mit den Thorarollen für die Seele des Verstorbenen ein bestimmtes Gebet zu sprechen. Das letztere enthält durchaus nichts vom Tode und dem jenseitigen Leben, sondern nur eine Lobpreisung Gottes und eine Bitte um Frieden und Ausbreitung des göttlichen Reiches auf Erden. Nach der Lehre einiger alten Rabbinen aber müssen es die Söhne Verstorbener an allen Sabbathen, Feiertagen und Neumonden in der

gedachten Weise hersagen, da es die Kraft hat, die hingeschiedenen Eltern aus der Vorhölle zu erlösen, in welcher jeder Sünder zwölf Monate brennen muß, oder sie auch auf eine höhere Stufe im Paradiese hinaufzubeten. Für einen polnischen Talmudjuden giebt es keinen größeren Kummer als den, keinen Sohn zu haben, der für ihn Kaddisch sagen kann. Indeß helfen sich Wohlhabende in solchem Falle damit, daß sie eine Stiftung machen, mit deren Zinsen für den fehlenden Sohn ein Stellvertreter gedungen wird. Man sieht, die Sitte ist ein Seitenstück zu den katholischen Seelenmessen, über die sich unsere jüdischen Literaten also nicht lustig zu machen brauchten, oder wenigstens nicht, ohne zu erwähnen, daß ihre Vettern von der orthodoxen Sorte ähnlichem, nur weniger erklärlichem Brauche huldigen.

Wir schließen unsere heutigen Schilderungen des jüdischen Lebens jenseits der russischen Grenze zunächst, um die Spitzfindigkeit des Talmud weiter zu zeigen, dann, um auch gewissen poetischen Zügen in demselben gerecht zu werden, mit einem kurzen Blicke auf die Osterfeier der dortigen Talmudjuden. Am „großen Sonnabend" (Schabbes haggadol), eine Woche vor jenem Feste wird in den Synagogen die Geschichte des Auszugs aus Aegypten verlesen. Dann gehen die jüdischen Haushaltungen an die Herstellung der „Mazzes", des bekannten ungesäuerten Brotes, das in der Osterwoche allein genossen werden soll. Dabei wird äußerst rigoros verfahren. Zunächst muß das Mehl zu diesen flachen Kuchen aus Getreide stammen, das in trockner Zeit gemäht worden ist, denn Nässe könnte in den Körnern Säure erzeugt haben. Der Teig darf ferner nicht aufgehen, sondern ist zugleich glatt zu rollen. Alle irgendwie saueren Stoff enthaltende Dinge bis auf den kleinsten Brocken oder Tropfen müssen aus dem Hause entfernt, was davon trocken, muß verbrannt werden.

Am ersten Ostertage legt der Hausherr abends, wenn er aus der Synagoge heimkommt, während die Frau soviel als möglich Lichter anzündet, die weißen Sterbegewänder, die jeder rechtgläubige Israelit mit dem Hochzeitstage empfängt, den Kittel mit dem silber- oder golddurchwirkten Kragen, das Brokatkäppchen und den Gürtel an, setzt sich mit den älteren Hausgenossen und den geladenen Armen, nachdem alle sich die Hände gewaschen haben, an den gedeckten und mit Speisen und rothem Wein besetzten Tisch und spricht über den Wein den üblichen Segen. Weiter befinden sich auf dem Tische ein Ei, das Symbol der Befreiung, ein Glas mit Salzwasser, etwas Petersilie oder Salat, Meerrettig, „zur Erinnerung an die Bedrängniß der ägyptischen Sclaverei," ein Gefäß mit einer Mischung aus Wein, Nüssen, Zimmet und Apfelbrei, „eine symbolische Darstellung der Lehmarbeit im Pharaonenlande," endlich ein halbgerösteter Lammsknochen, der das ehemalige Osteropfer vertritt. Vor dem Hausherrn steht ein mit einer gestickten Decke verhüllter Teller mit drei Mazzes.

Das Mahl beginnt damit, daß der Hausherr etwas von dem Grünzeug in das Salzwasser taucht und allen Tischgenossen davon reicht. Dann bricht er ein

Stück von der mittleren Mazze ab und legt es neben sich, worauf er mit erhobenem Teller die chaldäische Formel absingt: „Dieß ist das Brod des Elends, das unsere Voreltern im Lande Mizrajim gegessen haben. Wer hungrig ist, der komme, mitzuspeisen, wer bedürftig ist, freue sich mit uns. Dieses Jahr noch hier, aber künftiges Jahr im Lande Israels. Heuer noch Knechte, über's Jahr Freie." Das jüngste Glied der Familie fragt dann nach der Bedeutung von alledem, und die Anwesenden antworten ihm, aus dem Buche „Agade" singend, mit allerlei Erzählungen, in welche Loblieder und Streitfragen eingeflochten sind. Dazwischen wird mehrmals aus den inzwischen vollgeschenkten Bechern genippt und bei Aufzählung von jeder der bekannten zehn Plagen mit dem kleinen Finger ein Tropfen von dem Weine fortgespritzt. Darauf wäscht man sich nochmals die Hände. Der Hausvater vertheilt Stücke von dem ungesäuerten Brote, dann Grünes, das er in die Mischung getaucht hat, welche den ägyptischen Lehm symbolisirt, und zuletzt kleine Brocken Mazze mit Meerrettig belegt, Alles unter den vorgeschriebenen Segenssprüchen. Endlich wird das eigentliche Essen eingenommen, worauf „gebenscht", d. h. das Tischgebet gesprochen wird. Dann folgt der kurze dritte Act, indem man die Becher von Neuem füllt und ein besonderes großes Glas für den Propheten Elias, den guten Genius des Volkes Israel, hinstellt, dem eins von den Kindern die Thür zum Eintritt öffnen muß. Zum Schluß wird abermals die „Agada" zur Hand genommen und allerhand Ernstes und Burleskes vorgetragen: ein Sphärengesang, ein Wunsch nach Wiederaufrichtung des alten Judenreiches, das Lob der Zahlen von eins bis dreizehn und zuletzt der alte Märchenspruch, das Seitenstück zum Jokel, den die Mutter ausschickt: „Ein Zicklein, ein Zicklein hat gekauft das Väterlein um zwei Pfenniglein. Da kam das Kätzlein und aß das Zicklein, das da hat gekauft mein Väterlein um zwei Pfenniglein. Da kam das Hündlein und biß das Kätzlein, das hat gegessen das Zicklein, das da hat gekauft mein Väterlein um zwei Pfenniglein." Und so geht es fort: das Stöcklein schlägt das Hündlein, das Feuerlein brennt das Stöcklein, das Wässerlein löscht das Feuerlein, das Oechslein säuft das Wässerlein, der Metzger schächtet das Oechslein, der Todesengel holt den Metzger, und zuletzt kommt der „gesegnete Heilige", der liebe Gott, und tödtet den Todesengel. Der Verlauf der ganzen Feier erinnert an manche Heineschen Verse: erst poetische Stimmung und Empfindung, zum Schluß eine Posse.

Die Tragik in Werken der hellenischen Plastik.

Von Veit Valentin.

1.

Die glänzende Erwerbung der pergamenischen Skulpturen durch das deutsche Reich hat die allseitige Aufmerksamkeit auf die wichtige Epoche der pergamenischen Kunst und die ihr entstammenden wenigen Originalwerke gelenkt, die wir bisher besessen haben, und die zum Theil mit dem neuen Funde in enger Verbindung stehen. Bekanntlich handelt sich's bei dem Funde um das große Weihgeschenk, welches Attalos I. von Pergamon gegen Ende des 3. Jahrhunderts in seiner Hauptstadt zur Erinnerung an den Sieg aufgestellt hat, den er über die sein Reich mit Vernichtung bedrohenden keltischen Eindringlinge, die Gallier, im Jahre 238 v. Chr. in entscheidender Weise davongetragen hat. Allein nicht nur in der eigenen Heimat wollte er die Erinnerung an seinen Sieg festhalten, ganz Hellas sollte Kunde davon erhalten, daß er der Vertheidiger griechischer Cultur gegen barbarische Zerstörungswuth gewesen sei. Er glaubte kein besseres Mittel hierfür zu finden, als indem er in dem Centrum der griechischen Cultur laut seine Thaten erzählen ließ. Die Akropolis von Athen sollte sein Weihgeschenk aufnehmen, damit von da aus sein Ruhm sich über ganz Hellas verbreitete. Und dieses Weihgeschenk ist uns zum Theil, freilich nur zum allerkleinsten Theil, erhalten; einer glücklichen Conjectur Brunns ist es zu verdanken, daß wir eine Reihe von Statuen als Ueberreste dieses großen Werkes kennen. An diese schließen sich noch zwei Einzelwerke in größerem Maßstabe, von denen es sich jetzt vielleicht endgiltig herausstellen wird, ob sie in einem engeren Verhältnisse zu den Werken des neuen Fundes gestanden haben, oder ob sie unabhängige Neuschöpfungen sind, welche sich zwar der durch jenes Werk ins Leben gerufenen neuen Richtung anschlossen, aber in selbständiger künstlerischer Weise einige der dort gegebenen Motive weiter ausbildeten und vertieften. Für die letztere Annahme sprechen bis jetzt die weit vollendetere Ausführung, ebenso wie die weit edlere Auffassung. Alle diese Werke aber tragen einen scharf ausgeprägten gemeinschaftlichen Charakter, der sowohl für die Kunstsprache jener Zeit als auch für die geistige Bedeutung der bildenden Kunst in ihr, für die Art der Auffassung der ihr gestellten höchsten Aufgaben und somit für das Verständniß der Zeit selbst von entscheidender Wichtigkeit ist.

Schon der Gesammtcharakter des großen Weihgeschenkes in Athen ist ein höchst eigenthümlicher. Das ganze Werk, das aus 60—80 einzelnen Figuren in halber Lebensgröße bestanden zu haben scheint, und dessen Aufstellungsort

mit großer Wahrscheinlichkeit am östlichen Theile der südlichen Mauer der Akropolis wieder aufgefunden worden ist, setzte sich aus vier Gruppen zusammen, die in einem leicht erkennbaren Zusammenhange stehen. In Pergamon durfte Attalos sich allein feiern; in Athen mußte er sich die Berechtigung dazu erst durch eine Huldigung Athens gleichsam erkaufen. Er that dies durch die Darstellung der ruhmvollsten Schlacht der Athener im Kampfe gegen die Barbaren, des Sieges bei Marathon, mit welchem die Athener Griechenland gegenüber dieselbe Aufgabe erfüllt hatten, die er jetzt im Kampfe gegen die Gallier gelöst hatte: Schutz der Cultur gegen die Vernichtung durch die Barbaren. Aber der einfach historische Ruhm genügte nicht. Sollte dieser in das rechte Licht treten, so mußte ihm ein erhabenes Gegenbild gegenübergestellt werden, durch dessen Gleichsetzung erst das historische Ereigniß in seiner ganzen Bedeutung hervortreten konnte. Dies war die Besiegung der Amazonen, bei deren Darstellung wohl Theseus die Hauptrolle gespielt haben mag, so daß ihm, dem Landesheros, Miltiades und die Seinen als gleichberechtigt, als im Ruhme ebenbürtig an die Seite traten. Neben diese Doppelgruppe trat nun die zweite, in welcher zunächst die Gruppe des siegreichen Kampfes der Pergamener gegen die Gallier den historischen Kern bildete. Auch ihm mußte ein mythisches Gegenbild zu Theil werden, welches den Kampf des Attalos erst in seiner ganzen Größe und Wichtigkeit erkennen lassen sollte. Und hier wählte der König nichts Geringeres als den Kampf der Götter gegen die Giganten; waren die barbarischen Gallier wild und furchtbar wie die Giganten, so waren der König und die Seinen den Göttern gleich und über die Barbaren erhaben wie die Himmlischen über die aufrührerischen Riesen.

Auch die ältere griechische Kunst hat solche mythische Darstellungen als Gegenbilder oder die Hereinziehung der Gottheiten in die historische Welt gekannt. So waren in dem Weihgeschenk der Phoker in Delphi die Heroen ihres Landes mit den siegreichen Feldherren zusammengestellt, in dem marathonischen Siegesdenkmal des Phidias Athene und Apollon mit Miltiades vereint, zu welchen noch die Heroen des Landes traten. Und als die Aegineten den Ruhm verewigen wollten, der ihnen bei der Abwehr der Perser von Griechenland besonders in der Schlacht bei Salamis zu Theil geworden war, da stellten sie in die Giebel ihres Tempels Telamon und Aias, „Aeginas starke Horte“, wie sie einen gefallenen Gefährten gegen die Barbaren vertheidigten und diese zurückschlugen. Zu ihnen aber trat schützend Pallas Athene. Der Grundgedanke ist hier offenbar überall der der frommen Erkenntniß, daß die gefeierten Großthaten nur durch Hilfe der Gottheit, nicht durch Menschenhand allein geschehen sind, daß deshalb die Menschen bescheiden neben den höheren Mächten

zurücktreten und eben dadurch das ihnen gesetzte Maß nicht überschreiten. So drückt die Plastik mit ihren beschränkteren Mitteln dieselbe Grundstimmung aus, die mit ihren reicheren Mitteln die pindarische Poesie immer und immer wieder hervorhebt und der sie eine Wendung verleiht, wie sie die Plastik unmittelbar nicht ausdrücken konnte: die Warnung vor der Selbstüberhebung, die Mahnung, in den Schranken zu bleiben, die den Sterblichen gesetzt sind.

Dieser fromme Sinn ist jetzt in der pergamenischen Kunst gründlich verschwunden. Die Hinweisung auf jene Götterthaten dient nicht zur Mäßigung des Siegesbewußtseins, sondern zur Steigerung der Siegesfreude und des Siegesstolzes; die Menschen stehen den Göttern um ebensoviel näher wie diese von ihrer Höhe haben herabsteigen und sich vermenschlichen müssen, und die Scheu vor Ueberhebung verschwindet in dem Maße, in welchem der Glaube an die Götter mehr und mehr äußerlich und hinfällig wird. So konnte zur Erreichung des gewünschten Eindrucks auch nicht mehr die maßvolle Ruhe in der Darstellungsart genügen; es mußte vielmehr die höchste dramatische Lebendigkeit, der energischste Ausdruck, die leidenschaftlichste Erregung als Ersatz für die mangelnde Hoheit in der schaffenden Empfindung eintreten, und eben diese Eigenschaften sind es, welche uns als die charakteristischsten des neuen Fundes mitgetheilt werden. Auch in ihm spielt die Parallele mit dem Gigantenkampf eine wichtige Rolle. Wir können hieraus entnehmen, wie sehr dem Könige selbst, gewiß aber auch der Gesammtanschauung seiner Zeit die in dieser prahlerischen Gegenüberstellung sich verkündende Auffassung menschlicher und göttlicher Verhältnisse entsprach. Die hieraus sich ergebende Richtung auf ergreifenden, leidenschaftlichen, aufregenden Ausdruck spricht sich auch in den wenigen Resten des Attalischen Weihgeschenkes noch deutlich genug aus, in welchen uns ein seltsam erscheinendes und doch recht wohl begreifliches Geschick nur Besiegte erhalten hat, die wegen der geringeren Erhebung vom Boden weniger leicht der Zerstörung ausgesetzt waren und auch leichter verschleppt werden konnten.

In diesem selbstbewußten Gegenüberstellen mythischer und wirklicher Ereignisse liegt aber auch der Keim für das Bestreben, diese letzteren als das, was sie sein sollten, möglichst scharf kenntlich zu machen, so daß ein Zweifel über ihre Bedeutung nicht aufkommen konnte. Die an und für sich schon vorhandene realistische Tendenz der Kunst, das Streben nach Naturwahrheit, bildete sich zu der erweiterten Tendenz auf historische Wahrheit fort und fügte so der pergamenischen Kunst ein neues Element hinzu. Dennoch war sie zu sehr von griechischem Geiste erfüllt, als daß diese historische Wahrheit zu einer sclavischen Nachahmung hätte werden können. Die auch hier noch herrschende ideale Auffassungsweise benutzte die Darstellung der historischen Wahrheit, soweit sie ihr zur

Erreichung des Zweckes, der sicheren Erkennung, nothwendig war; darüber hinaus schaltete sie auch jetzt und hier mit der historischen Treue so souverän, wie es der Kunst zukommt, so lange sie Schöpferin bleibt und nicht Sclavin, nicht Photographie wird. Wir dürfen daher sicher sein, daß die Merkmale, welche uns der Künstler als Erkennungszeichen vorführt, historisch genau sind, d. h. so wie sie wirklich bei den dargestellten Ereignissen vorkamen; wir dürfen aber nicht umgekehrt schließen, daß, weil der Künstler nur diese Erkennungszeichen gewählt, die wirklichen Menschen auch genau ebenso nur mit ihnen versehen gewesen seien. Er vergaß über dem historischen Zweck den künstlerischen nicht, und nachdem er jenem genug gethan hatte, machte er sein Recht auf diesen geltend. Wenn er uns eine bestimmte Nationalität erkennen lassen will, so giebt er ihr die charakteristischen, dem Griechen am meisten auffallenden Merkmale, also dem Perser die Hosen neben der phrygischen, überhaupt den Asiaten bezeichnenden spitzen Mütze und den Schuhen. Ist diese aber so kenntlich gemacht, so scheut sich der Künstler nicht, den Oberkörper des Persers nackt darzustellen, sicher mit vollem Bewußtsein gegen die historische Wahrheit; er wollte als Künstler eben nicht Gewänder, sondern den Körper selbst und die in jedem Muskel pulsirende Seele darstellen. So wird hier derselbe, echt griechische Compromiß geschlossen, der in den Heroendarstellungen zur Charakterisirung sich mit einem Waffenstück begnügte, dann aber dem Künstler den freien Spielraum ließ zu der edleren, wahrhaft künstlerischen Charakteristik durch die Bildung des Körpers, des Trägers und Verkünders des Seelenlebens. Will man, wie es geschehen ist, aus der Nacktheit des Oberkörpers des uns erhaltenen Persers schließen, daß wegen dieser Nacktheit, die der historischen Tracht der Perser nicht entspräche, trotz der für sie charakteristischen Hosen ein Gallier dargestellt sei, so liegt darin eine Verkennung des auch diesen historischen Darstellungen zu Grunde liegenden, sich ihnen aber nicht sclavisch unterordnenden künstlerischen Gesichtspunktes, der auch in anderen Werken verwandter Richtung siegreich durchbricht. Auch Laokoon ist, obgleich er sich am Altar befindet, nackt und nicht im priesterlichen Gewande. Aber gerade der Altar genügt, ihn als Priester zu charakterisiren, der realen Wahrheit ist Genüge gethan, und der Künstler darf nun frei seiner künstlerischen Intention folgen.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus die als zum Weihgeschenk auf der Akropolis gehörig erkannten Reste, so ergiebt sich, daß fast alle vier Gruppen vertreten sind. Außer der unverkennbaren Amazone (7)*) und dem bereits genannten Perser (10), beide in Neapel, sind die Gallier verhältnißmäßig

*) Die Reste sind in Overbeck's „Geschichte der griechischen Plastik" auf einer Uebersichts-

zahlreich erhalten. Sie sind am Gesichtsausdruck, dem nicht gymnastisch durchgebildeten rohen Körper, besonders aber an dem wilden, struppigen Haare sicher zu erkennen. Zu ihnen gehören zwei unbekleidete Krieger, in Venedig (1) und in Paris (5), sowie der am Oberkörper leicht bekleidete in Venedig (4). Tritt hier schon ein Unterschied in den äußeren Merkmalen ein, soweit sie unwesentlich sind, und darf als sicher angenommen werden, daß die Gallier nicht ganz schutzlos in den Kampf gegangen sind, am allerwenigsten aber, nachdem sie mit wohlgerüsteten Völkern längere Zeit Krieg geführt und von ihnen Waffen oder Rüstungsstücke erobert hatten, so werden wir uns nicht wundern, auch einen behelmten Gallier zu finden (8, in Neapel), ja wir dürfen vielleicht gerade diese Behelmung als einen porträtartigen, gewiß für viele Gallier charakteristischen Zug in Anspruch nehmen, da sie sich mit den Beutestücken der besiegten Feinde geschmückt hatten und mit dieser Beute einen um so merkwürdigeren Anblick darboten, der sie als früher siegreiche und daher gefährliche Gegner kennzeichnete.

Wenn wir die bei Castelani in Rom befindliche Statue (2) als zu sehr aus echten und unechten Theilen, unter Vorwiegen der letzteren, zusammengestückelt lieber bei Seite lassen, so bleiben noch drei Figuren übrig, welche eher einen Zweifel über ihre Bedeutung zulassen können. Die Zipfelmütze der römischen Statue (3) verbietet einen Gallier anzunehmen, die sonst vollständige Nacktheit schließt den Perser aus. Da nun die spitze Mütze auf Asien hindeutet, so ergiebt sich wohl mit Sicherheit, daß wir hier einen Pergamener, einen Krieger des aus griechischen und asiatischen Elementen gemischten Staatswesens vor uns haben. Hier scheint das barbarische Element den Vorrang zu haben, worauf außer der Körperbildung besonders das in derben Zügen gebildete und durch den erschreckenden Ausdruck verzweifelnder Sorge noch wilder gemachte Gesicht hindeutet. Gleichfalls für einen Pergamener, aber griechischen Elementes, möchten wir den Jüngling in Venedig halten (9), dessen edler, sorgfältig durchgebildeter Körper, im Verein mit dem lockigen Haar, das sich deutlich von dem der Gallier unterscheidet, auf griechische Cultur hindeutet, während der sechseckige Schild und auch der gewundene Leibgurt ungriechische Merkmale sind und, da Gallier und Perser ausgeschlossen bleiben, nur bei einem Pergamener vorausgesetzt werden können. In der letzten Figur, dem Todten in Neapel (6), könnte man zunächst einen Gallier vermuthen. Beobachtet man aber die gerade den Galliern gegenüber gesteigerte Wildheit im Ausdruck wie im Haar, den den Galliern fremden Vollbart, die nicht nur wie bei dem Gallier in Neapel (8) unter den Armen,

---

tafel zusammengestellt; die dort benutzte Numerirung behalten wir zu rascherer Orientirung bei und fügen sie im Texte in Klammern hinzu.

sondern auch auf dem Brustbein ausgeführten zottigen Haare, die sich bei keinem der Gallier finden, so müssen wir eine Persönlichkeit voraussetzen, welche gerade in diesem höheren Grade von Wildheit ihr Kennzeichen finden muß, und dies kann nur ein Gigant sein. Wenn der Künstler ihm statt eines Baumastes als Waffe ein Schwert gegeben hat, so ist dies, wie Overbeck nachweist, nichts Alleinstehendes. Zudem haben die alten Künstler keinen Kanon gehabt, über den hinauszugehen nicht erlaubt gewesen wäre, sondern eine Tradition, die nie sclavisch befolgt worden ist. Gar seltsam ist es, wenn heutzutage häufig unsere obendrein recht lückenhafte Kenntniß der Kunstwerke des Alterthums zu einem solchen Kanon umgestempelt wird, und demgemäß geschlossen wird. Weil die uns bekannten Werke gewöhnlich dem Giganten kein Schwert geben, so kann diese Figur, die ein Schwert hat, kein Gigant sein. Das Richtige ist selbstverständlich, daß, wenn alle sonstigen Merkmale auf einem Giganten hinweisen, unsere lückenhafte Kenntniß, statt eine Möglichkeit auszuschließen, sich um eine Thatsache bereichert. Auch das um den linken Arm geschlungene Löwenfell wird sich am besten für den höchsten Grad der Wildheit eignen. Wenn aber der Künstler nicht, wie es bei dem neuen Funde der Fall ist, die Giganten mit Schlangenfüßen dargestellt hat, so zeigt er damit nur seinen künstlerischen Takt: was sich für das Relief eignet und dort zu besonderer Schönheit ausgenutzt werden kann, widerstrebt dem freistehenden Marmorwerke. Dazu mag noch gekommen sein, daß durch diese Vermenschlichung der Giganten die Darstellung dieser Gruppe in eine engere Formverwandtschaft mit den übrigen, unmittelbar danebenstehenden, gleichzeitig zu überschauenden Gruppen trat, ohne daß ein fremdartiges Element die beabsichtigte Gleichstellung gestört hätte.

Ueberblicken wir nochmals die Reste, so finden wir Vertreter fast aller Parteien; nur Götter und Griechen fehlen. Sollten sich diese nicht auch noch irgendwo in Museen verstecken und nur deswegen bis jetzt nicht erkannt worden sein, weil gerade diese beiden Partieen in ihren charakteristischen Merkmalen nichts haben konnten, was sie uns als Glieder dieser Gruppe und nicht ebensogut als die einer andern Gruppe oder als selbständige Werke hätte erscheinen lassen können? Hier könnten nur die Größenverhältnisse und die Stileigenthümlichkeiten für das Urtheil maßgebend sein.

Die bisher erwähnten Statuen sind uns im Original erhalten und gestatten auch bei größeren Verletzungen eine im Wesentlichen sichere Wiederherstellung. Möglicherweise sind uns aber auch noch einige Nachbildungen überliefert, welche uns das Bild der Gruppen zu vervollständigen helfen können. Dahin gehört eine in Neapel befindliche, verwundet vom Pferde sinkende Amazone, welche in der erhobenen Linken den Schild hält, während der rechten Hand die Waffe entglitten ist, sowie ein ebendort befindlicher Krieger zu Pferde, mit der Rechten

zum Schlage des Schwertes ausholend, den Schild in der Linken. Der letztere besonders ist stark ergänzt, die Arbeit bei beiden Werken eine geringe, die Richtung auf realistische Darstellung jedoch dieselbe, manche Einzelheiten, wie die Brustbildung der Amazone ganz übereinstimmend, während das Raffinement in der Technik, wie in dem durch das Gewand durchscheinenden Nabel bei der Amazone, bedeutend zugenommen hat.

So spärlich auch diese Reste sind, so genügen sie doch, um uns die Gebiete des Empfindens deutlich erkennen zu lassen, auf welche der Künstler vorzugsweise wirken wollte. Läßt schon der Gegenstand, leidenschaftliche Kämpfe, heftige Aufregung des Gemüthes erwarten, so zeigen die Reste, mit welchem Geschick der Meister es verstanden hat, aus diesen Kämpfen die Momente hervorzuheben, welche seinen Absichten am meisten entsprachen: Erschütterung des Gemüthes durch überraschenden, heftig und unvermeidlich hereinbrechenden Tod, durch angst- und entsetzenerfüllten Versuch der Abwehr des dennoch unausweichlichen Verderbens, und daneben ergreifende Wehmuth über die langsam, aber unabänderlich dahin fließende Lebenskraft, die wie ein in der Ferne verklingendes Echo dahinschwindet und sich dem Tode als dem erlösenden Freunde willig ergiebt, beides aber mit dem nicht geringen Vermögen gesteigerter Kunstübung und der durch sie geförderten Kühnheit in der Erfassung und Darstellung des Momentes zum Ausdruck gebracht. So wird es nicht viele kühnere Conceptionen geben als den rücklings durch heftigen Stoß unverwundet niedergestürzten Gallier in Venedig (1), der sich gerade noch auf die rechte Hand stützt und mit der allein frei bleibenden Linken den tödtlichen Streich des siegreichen Gegners schwerlich wird abwehren können. Aber auch die beiden andern Gallier (4 u. 5) lassen das Ueberwältigende des Augenblicks, das Ueberraschende des Angriffes und den Ausgang des Kampfes deutlich genug erkennen. Das ganze Entsetzen malt sich aber in der Haltung des zusammengeduckten Pergameners (3), besonders in seinem von Sorge verzerrten Gesicht, das uns den bereits über ihm schwebenden Todesstreich mit fühlen läßt. Von einem solchen rasch wirkenden Streich getroffen, der die rüstige Gestalt in heftigem Sturze niederwarf, liegen der Gigant (6), der griechische Pergamener (9) und die Amazone (7) gleich gefällten Bäumen da, alle drei die eine Seite im Tode streckend, das Bein der andern Seite wie im letzten Zucken des Lebens anziehend, eine Aehnlichkeit des Motivs, die sich bei der großen Zahl der Figuren um so leichter begreift, als diese drei Gestalten in drei verschiedene Gruppen gehören. Und bei allen dreien liegt der dem angezogenen Beine entsprechende Arm über dem Kopfe, das Plötzliche des Falles und des Todes trefflich charakterisirend. Während aber bei der Amazone und besonders bei dem Jüngling der Kopf sich wie schlafend etwas zur Seite neigt und dadurch leise das versöhnende Element des Friedens andeutet, ist der Kopf

des Giganten schroff nach hinten gefallen, sodaß der Charakter trotziger Wildheit auch über den Tod hinaus andauert. Neben diesen erschütternden Motiven macht sich in dem sterbenden Gallier (8) ein milderes Moment geltend: der Kampf hat ganz aufgehört, der zum Tode Verwundete ist sich selbst überlassen und verblutet, langsam dahinsterbend, dem Ziele zu, das der Perser (10) schon erreicht hat, der zusammensinkend wie zu friedlichem Schlafe sich auf die Seite geneigt hat. Tiefes Mitleid wird rege, und Rührung ist die Empfindung, die uns als Ziel des Künstlers, als Resultat seiner Schöpfung entgegentritt.

Noch deutlicher treten uns diese Wirkungen, Erschütterung und Mitleid, in den beiden anderen Werken entgegen, welche derselben Zeit und denselben Ereignissen ihre Entstehung verdanken; ja in diesen können jene Empfindungen um so concentrirter zur Geltung kommen, je weniger die Aufmerksamkeit durch die Mannigfaltigkeit einer großen Gruppe zersplittert wird, wie es ursprünglich bei des Königs Weihgeschenk der Fall gewesen sein muß, das jedoch andrerseits durch Wiederholung und immer neue Betonung derselben Grundempfindungen in den mannigfaltigsten Wendungen für die bei dem Einzelwerk mögliche Versenkung wieder Ersatz bot. Dagegen konnten nicht wie hier die Empfindungen zerlegt und einzelne Figuren zu Trägern der einen, andere zu Trägern der anderen Empfindung gemacht werden, wie es in den großen Gruppen des Weihgeschenkes in der That geschehen ist. So sehen wir denn in dem Gallier mit seinem Weibe in Villa Ludovisi, wie der Künstler uns erschüttern will durch Mord und Selbstmord, und zwar ist es der Mann, der sein eignes Weib tödtet. Geschwächt wird freilich diese Empfindung der Erschütterung dadurch, daß der Mord bereits geschehen ist, der Selbstmord also nur als eine selbstverständliche, man kann fast sagen, versöhnende Consequenz sich ergiebt. Um so mächtiger tritt das Mitleid in sein Recht, das Mitleid mit dem Manne, der um sich und sein Weib vor der Sclaverei zu retten, zu diesem Aeußersten gedrängt wird, das Mitleid besonders mit der Frau, deren todesmattes Zusammenbrechen der Künstler so meisterhaft zum Ausdruck gebracht hat. Ebenso ist bei dem sterbenden Gallier auf dem Capitol das Erschütternde zwar vorhanden: der am Siege, ja selbst an der Rettung Verzweifelnde tödtet sich selbst; aber auch hier tritt das Mitleid durchaus als die herrschende Empfindung hervor, und zwar getrübt durch die Bitterkeit des Schmerzes, mit welcher der Besiegte in den Tod sinkt.

Erschütterung und Mitleid, die hier überall hervorstechenden Ziele der Wirkung der Künstler, sind Elemente der tragischen Empfindung. Die tragische Empfindung ist zweifellos der höchste Grad der künstlerischen Wirkung nach der ernsten Seite hin, und man wird annehmen dürfen, daß Künstler von der Bedeutung der Schöpfer dieser Werke das höchste Ziel vor Augen gehabt haben, welches ihrer Kunst erreichbar ist, daß der Meister des Weihgeschenks sicherlich

für einzelne Theile seiner Gruppe, für die Unterliegenden, und diese sind es ja gerade, die uns zum Theil erhalten sind, der oder die Meister der beiden Einzelwerke für diese ihre Werke tragische Empfindung als künstlerische Wirkung erstrebt haben. Ist nun diese Wirkung erreicht, und welche Mittel sind für die beabsichtigte Wirkung erstrebt? Es ist kein Zweifel, daß eine Lösung dieser Fragen für die Auffassungsweise der ganzen Zeit, für die ästhetische Bedeutung ihrer Kunstwerke von entscheidender Wichtigkeit ist. Von diesem Gesichtspunkte aus soll sie in Folgendem versucht werden.

2.

Wir wenden den Ausdruck „tragisch" häufig auch da an, wo allerdings dem Tragischen verwandte Empfindungen hervortreten, eine scharfe Fassung des Begriffes aber seine Anwendung dennoch verbietet. Kunstwerken gegenüber, zumal solchen von der Bedeutung der pergamenischen Sculpturen, kann jedoch der Begriff nicht scharf genug gefaßt werden, wenn ihre Würdigung eine gerechte sein soll. Wir können uns daher einer Untersuchung des Begriffes nicht entziehen und gedenken es um so weniger zu thun, als der einzuschlagende Weg vielleicht ein selbständiges Interesse darbietet.

Die Freude am Tragischen sowie an den ihm verwandten Empfindungen beruht auf dem gemeinsamen Boden der nicht allzuleicht verständlichen und doch thatsächlichen Freude am Schmerz. Soll diese auf dem aesthetischen Gebiete begreiflich werden, so kann dies nur dadurch geschehen, daß wir auf das ursprüngliche Gebiet des Schmerzes zurückgreifen und hier nach analogen Erscheinungen suchen. Das Wesen des Schmerzes ist überall dasselbe. Je elementarer jedoch seine Aeußerungen sind, um so eher können sie in ihrer Eigenthümlichkeit erfaßt werden.

Das ursprünglichste Gebiet des Schmerzes ist der Körper, und sein Auftreten sicherlich nichts Erfreuliches. Um so erfreulicher aber ist die Empfindung, welche sich beim Aufhören des Schmerzes einstellt, so daß sich die Erlangung des ursprünglichen Zustandes der Schmerzlosigkeit, welcher vorher als selbständige Empfindung nicht zum Bewußtsein gekommen war, jetzt als positive Empfindung eines Wonnegefühls bemerklich macht, als solche jedoch wieder aufhört und in dem Gesammtbewußtsein aufgeht, sobald der Zustand der Schmerzlosigkeit zum dauernden wird. Die einfachsten Beispiele bieten die alltäglichen Functionen des Körpers: jede Befreiung von einem vom Unbehagen bis zum Schmerze sich steigernden Drange erregt ein dem Grade nach dem Drange selbst entsprechendes Wonnegefühl, das sich allmählich verliert, da der neugewonnene Zustand bald in Folge seiner Dauer nicht mehr in seiner Besonderheit empfunden wird. So geht die Empfindung allmählich in den Zustand der Gleichgiltigkeit

über, kommt gleichsam auf dem Nullpunkt der Empfindungslosigkeit an, der auf die Dauer schwer zu ertragen ist und dessen Gleichförmigkeit eine Unterbrechung wünschenswerth macht. Selbstverständlich geht der Wunsch nach der Richtung, daß die ersehnte Empfindung ein Wohlgefühl ist. Diese tritt dann ein, wenn eine Steigerung der Empfindung stattfindet. Geschieht diese Steigerung von dem Nullpunkte aus, aufwärts durch Hervorrufung eines neu hinzukommenden Wonnegefühls, so tritt als Schlußempfindung ein Zurücksinken auf den ursprünglichen Zustand ein: auf die erhöhte Empfindung folgt eine Ermattung, wie es nach jeder Steigerung des körperlichen Wohlempfindens über den gewöhnlichen Grad des nicht mehr als besonders Gefühl zum Bewußtsein kommenden Empfindungszustandes hinaus thatsächlich der Fall ist. Geschieht aber die Steigerung so, daß sie von einem Punkte unterhalb des Nullpunktes der Empfindung begonnen wird, daß sie also in der Wiedererlangung des ursprünglichen Zustandes besteht, so macht sich diese Wiedererlangung als Wonnegefühl geltend, und die Schlußempfindung des ganzen Vorganges ist nicht die der Ermattung, sondern die der Erhöhung, die eines positiven Wohlgefühls. Will man ein solches Wohlgefühl hervorbringen, statt darauf zu warten, bis es sich gelegentlich der Lebensfunctionen von selbst hie und da einstellt, so muß das Niveau der Empfindung herabgedrückt werden, damit auf diese absichtliche Herabsetzung eine naturgemäß folgende und sich als Schlußempfindung des Vorgangs geltend machende Steigerung der Empfindung einstellt und damit durch die Wiedererlangung des ursprünglichen Zustandes dieser selbst als Wohlgefühl zum Bewußtsein kommt. Bezeichnen wir die durch dies Herabdrücken entstandene unangenehme Empfindung ohne Berücksichtigung des geringeren oder höheren Grades mit dem allgemeinen Ausdruck Schmerz, so ergiebt sich die absichtliche vorübergehende Schmerzerregung als Mittel zur Erzeugung einer Wohlempfindung, welche die natürliche Folge der Befreiung vom Schmerze ist, und auf welche kein Ermatten folgt, sondern die ohne ein solches allmählich zum gewöhnlichen Zustande wird und dadurch aus dem Bewußtsein schwindet. Dieses Mittel wirkt so sicher, daß wir es sogar benutzen, um uns zeitweilig über einen Schmerz hinauszutäuschen. Sind wir von einem solchen gequält, so erregen wir absichtlich einen sich momentan vordrängenden kleineren Schmerz, dessen Nachlassen sich als Wohlempfindung geltend macht, in Folge deren der ursprüngliche Schmerz kurze Zeit nicht empfunden wird; er tritt erst dann wieder in sein Recht, wenn der schwindende kleinere Schmerz in den ursprünglichen Zustand übergegangen ist. Als Resultat ergiebt sich aus dieser Betrachtung, daß allerdings die Erregung des Schmerzes ein Mittel zur Erweckung eines Wohlgefühls sein kann und in diesem Falle eine Freude am Schmerz um seiner Folgen willen begreiflich erscheint.

Diese rein körperlichen, in der Psyche jedoch wiederklingenden Vorgänge werden die Basis für eine höhere Stufe, auf welcher das psychische Leben mehr in sein Recht tritt, ohne jedoch das körperliche Gebiet in seiner Realität ganz zu verlassen. An die Stelle der Schmerzerweckung am eignen Körper tritt die Schmerzerweckung am fremden Körper. Da nun die Verbindung zwischen dem schmerzempfindenden Körper und der in Thätigkeit gesetzten Vorstellungsfähigkeit keine unmittelbare ist, so wird die Schmerzerweckung eine möglichst starke sein müssen, damit die Vorstellungsfähigkeit das Nachempfinden des Schmerzgefühls bewirken kann. Je höher aber dieses letztere ist, desto stärker wird auch die mit der Wiedererlangung des ursprünglichen Zustandes verbundene Wohlempfindung sein, sodaß hierin ein Anlaß zu einer möglichsten Steigerung der Schmerzempfindung im fremden Körper liegt. Erst wenn diese so bedeutend ist, daß der eigne Körper überschauert wird, ist das Ziel erreicht. So lange dagegen das Opfer die Kraft hat, die Schmerzempfindung zu überwinden und den Marterer nicht merken zu lassen, tritt auch kein Nachempfinden des Schmerzes ein, und die Absicht der Grausamkeit ist verfehlt. Daher kommt es, daß der Indianer, der sein Opfer martert, erst dann in Jubel ausbricht, wenn das Opfer zu wimmern und zu schreien anfängt, selbst aber nichts empfindet, so lange das Opfer standhaft jede Schmerzensäußerung unterdrückt. Es liegt also hier eine zur Erzeugung eines Wohlgefühls absichtlich hervorgebrachte Schmerzempfindung vor, welche jedoch real im fremden Körper erlebt, der eignen Psyche aber durch die Vorstellungsfähigkeit vermittelt wird, welche letztere somit als neues Element in den Vorgang eingetreten ist.

War die Vorstellungsfähigkeit hier nur das vermittelnde Element, so übernimmt sie auf der nächsten Seite eine wichtigere Rolle: der schmerzempfindende Körper wird ersetzt durch das **Bild** eines schmerzempfindenden Körpers. Die Welt der Realität wird verlassen, insofern der die Nachempfindung anregende Schmerz überhaupt nicht mehr thatsächlich empfunden wird, und der Schritt in die ästhetische Betrachtungsweise ist vollzogen: an die Stelle des Objectes tritt die Vorstellung von dem Objecte. Dieser uns durch seinen alltäglichen Vorgang so selbstverständlich scheinende Schritt schließt doch die folgewichtigste Entwicklung in sich. Wer ihn in seinen einfachsten Formen ausführen kann, ist Mensch; wer dies nicht vermag, ist Thier. Für unsre Betrachtung bezeichnet er aber in dieser bestimmten Form einen unschätzbaren Fortschritt in der Culturgeschichte: sobald das Bild der Schmerzempfindung genügte, um durch die Vorstellungsfähigkeit jene Schauer zu erwecken, welche die Vorbedingung des hier betrachteten Wohlgefühls sind, konnte diese Neigung ohne reale Schmerzhervorbringung befriedigt werden, die Grausamkeit konnte abnehmen und hat abgenommen, die Freude am Schmerz hört auf eine reale zu sein, sie wird zur

ästhetischen Freude. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen unter anderem die Passions- und Marterdarstellungen, in welchen besonders das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert sich hervorgethan hat, eine Beleuchtung, welche ihnen, abgesehen von ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung, eine mildere Beurtheilung zu Theil werden lassen kann, als unsre humanen Tendenzen ihnen sonst zu gestatten geneigt sind. An ihnen ersättigte sich die Begier nach absichtlicher Schmerzerregung, um durch diese des ihr folgenden Wohlgefühls theilhaftig zu werden. Schmerzerzeugung und Schmerznachempfindung finden hier beide auf dem Gebiete der Vorstellung statt.

Unsere Vorstellungsfähigkeit ist jedoch nicht an sinnliche Bilder in Form und Farbe gefesselt: sie können uns auch durch das Wort mitgetheilt werden und erreichen vollständig ihren Zweck. Nicht nur die Kinder lieben das Gruseln beim Anhören schauerlicher Märchen; Schauergeschichten bilden oft genug die einzige Grundlage ästhetischer Empfindung, die auf ihrer geringen Stufe dennoch von hoher Bedeutung für die allmähliche Bildung des feineren ästhetischen Gefühles ist, in unserer Entwicklung aber eine bedeutsame Stellung einnimmt. Noch immer ist es die Vorstellung des körperlich Schmerzlichen, was in der Nachempfindung die schmerzliche Spannung hervorbringt, von welcher befreit zu werden als ein Wohlgefühl empfunden wird. Aber der nächste Schritt führt bereits vollständig in das Seelenleben hinein; was wir nachempfinden, ist nicht mehr der körperliche Schmerz, welchen wir uns am Object vorstellen, sondern der seelische Schmerz, welchen wir an diesem in Folge irgend eines zunächst äußeren Leidens, endlich aber in Folge eines seelischen Leidens voraussetzen; Seele wirkt auf Seele, und das körperliche Gebiet wird nur nebensächlich, nur als nicht zu umgehende Grundlage behandelt. Das vorgestellte seelische, von körperlichen Gebrechen unberührte Leiden ist es aber, welchem wir wegen dieser Reinheit auch die reinste Wirkung zuschreiben. Seinem Wesen nach ist es aber dennoch nur eine absichtlich hervorgerufene Schmerzerregung, deren höchster ästhetischer Zweck kein anderer ist, als durch die Befreiung von ihr ein Wohlgefühl zu erwecken.

Dieses vorgestellte seelische Leiden wird uns besonders tief ergreifen, wenn wir für die Persönlichkeit, in welcher es gedacht wird, Sympathie haben. Es wird aber im höchsten Grade zur Wirkung kommen, wenn es zugleich die Folge von Situationen und Handlungen ist, welche wir auch um ihrer selbst willen als berechtigt anerkennen müssen. Das Mitleiden würde in diesem Falle sich jedoch zu wahrhaftem Entsetzen steigern müssen und die beabsichtigte Wirkung, die Befreiung von dem Schmerzgefühl, in uns wesentlich durch ein zurückbleibendes Gefühl der Bitterkeit beeinträchtigt werden, wenn nicht das vorgestellte Leiden dadurch begründet wäre, daß auch die Ursache, welche das Leiden zur

Folge hat, an und für sich betrachtet, gleichfalls berechtigt ist, wodurch das Leiden als ein zwar schmerzliches, aber nothwendiges und in seinen Gründen tiefer liegendes erscheint; nur ein solches Leiden aber vermag in uns ein Mitleiden zu erregen, ohne Bitterkeit zu hinterlassen, welche die beabsichtigte Wirkung des aus der Schmerzbefreiung entstehenden Wohlgefühls nicht aufkommen ließe. Die Empfindung aber, welche in uns durch ein vorgestelltes seelisches Leiden erweckt wird, das bei an und für sich berechtigtem Handeln durch ein anderes an und für sich gleichfalls berechtigtes Handeln entsteht, ist die tragische.

Dadurch, daß nicht nur eine Seite, sondern beide Seiten, jede innerhalb ihrer Sphäre, berechtigt zu ihrem Handeln sind, diese beiden Sphären selbst aber in ihren Consequenzen einander ausschließen, wird der daraus entstehende Kampf der Willkür und dem Zufall enthoben und auf allgemeine Verhältnisse zurückgeführt: er gewinnt typische Bedeutung und verliert den dem Zufälligen anklebenden Widersinn. Unsere ganze Existenz innerhalb der Welt beruht auf unserer Individualität; eine jede derselben hat durch ihre Eigenart Anspruch auf Geltendmachung eben dieser Eigenart, auf der ihr Wesen beruht. Will das jede Individualität thun, so kommt sie unfehlbar mit anderen in Conflict, da die Wirkungskreise ineinander übergreifen. Bei Vernunft und gutem Willen läßt sich wohl ein sachtes Aneinandervorbeigleiten der Kreise erreichen, so lange im Wesen der in Betracht kommenden Individualitäten Nachgiebigkeit begründet liegt, und mit diesem Nachgeben nicht ein Aufgeben der Individualität verbunden ist. Tritt dieses aber ein und ist die Individualität mit dem mächtigen Antrieb der Geltendmachung ihres Wesens ausgestattet, so ist der Zusammenstoß unausbleiblich. Handelt es sich um wesentliche Fragen, so ist es ein Zusammenstoß auf Leben und Tod, der, sobald wir eine Berechtigung beiderseits anerkennen, in uns die tragische Empfindung wachruft. Es wird dabei derjenige Theil unterliegen, der nichts als das Recht seiner Individualität vertritt; der Theil aber wird siegen, der in seiner Individualität außer seinem persönlichen Rechte ein allgemeingiltiges vertritt, wobei die Thatsache genügt, daß dieses Recht allgemeingiltiger Art ist, daß auf seiner Aufrechterhaltung die Forterxistenz des allgemeinen, zu Recht bestehenden Zustandes beruht, ohne daß die sittliche Berechtigung des als allgemeingiltig Anerkannten in Betracht kommt. Ist dies der Fall, so wird dies Moment als schmerzbefreiendes bei dem Untergange mitwirken; ist es nicht der Fall, so muß es eine Bitterkeit der Empfindung erregen, welche außerhalb der ästhetischen Absicht liegt und diese schädigt. Dieses Allgemeingiltige kann unter sehr verschiedenen Gestalten auftreten. Bei den Griechen sehen wir es als das allwaltende Fatum. Wir lassen ein solches unmittelbar ins Leben eingreifende, in seinen Gründen nicht zu verfolgende Ueberirdische nicht mehr gern als ästhetisches Motiv gelten. Es muß sich gleichsam verkörpern,

um menschlich faßbar zu werden, sei es als staatliches Allgemeinwohl, sei es als herrschende Sitte und Anschauungsweise, während wir die Berechtigung des Einzelnen, der dem Allgemeingiltigen gegenübertritt, am liebsten in dem Charakter suchen, der aber doch auch nur das individuell gewordene Fatum ist. Ergiebt sich nun aus solchen Grundbedingungen ein tragisches Verhältniß, so liegt in der durch den einzelnen Fall gegebenen bestätigenden Erkenntniß des tragischen Grundcharakters unserer Existenz ein versöhnendes Element, welches dadurch entsteht, daß das Einzelschicksal naturgemäß in das Gesammtschicksal einmündet und auf nichts Besseres Anspruch erheben darf als dieses selbst. Was aber dem Einzelnen in Uebereinstimmung mit dem Ganzen geschieht, läßt für ihn den besonderen Schmerz in dem das Ganze erfassenden aufgehen. So bleibt, bei richtiger tragischer Grundlage, die tragische Empfindung ohne Bitterkeit, und die absichtlich angeregte Schmerzempfindung hat die gewünschte Folge, das durch die Befreiung vom Schmerz eintretende Wohlgefühl.

Das Wesen der Tragik liegt hiernach in der Berechtigung des Individuums zum Handeln, nicht aber in seiner Schuld. Von einer solchen kann nur insofern die Rede sein, als die zur Tragik führende Handlung über die Grenze hinausgeht, welche vermittelnde Klugheit, Compromiß suchende Mäßigung vorschreibt, welche aber dem scharf ausgeprägten Charakter der Individualität einzuhalten unmöglich ist. Liegt für das Ueberschreiten der Grenze keine Berechtigung im Charakter und zwar in einer an und für sich zu billigenden oder doch nicht zu verwerfenden Seite des Charakters, so wird die Schuld zum Verbrechen, und die Tragik hört auf. Die „tragische Schuld" ist daher ein verwirrender Ausdruck, und er hat auch Verwirrung genug angerichtet. Er macht die „Scene zum Tribunal", die Tragödie zur Criminaljustiz und obendrein zu einer höchst ungerechten. Denn zum Wesen des Tragischen gehört, daß das Leiden, welches eine Folge des Ueberschreitens der durch Sitte, Herkommen, Klugheit, Gesetz gegebenen Grenze ist, nicht im Verhältniß zu der Größe des gethanen Unrechtes stehe, daß es vielmehr weit über das Maß einer vernunftgemäß zu ertheilenden Strafe hinausgehe, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, während umgekehrt die Strafe, welche die zur Ueberschreitung der Maßhaltung verleitende Bosheit erhält, weit unter dem bleibt, was die vergeltende Gerechtigkeit verlangen müßte. Träte an Stelle dieses Mißverhältnisses, welches gerade die Quelle unseres tragischen Mitleides ist, das der Vernunft entsprechende richtige Verhältniß von Ueberschreitung und Strafe, so wäre zwar unser Verstand befriedigt, unsere Erregung und Empörung beruhigt, aber von einer ästhetischen Empfindung wäre keine Rede mehr, geschweige denn von einer tragischen. Wenn daher der Versuch gemacht wird, einen Criminalfall ästhetisch zu verwerthen, so ist neben der vielleicht erreichten Befriedigung durch die Beschäftigung des Ver-

standes, sowie durch die Erfüllung dessen, was die Vernunft verlangt, die unausbleibliche Schlußempfindung die der Abspannung, die in schroffem Gegensatz steht zu dem durch die Befreiung von einer absichtlich herbeigeführten Schmerzempfindung entstehenden Wohlgefühl, in dessen schließlicher Erweckung unsere Freude am Tragischen ihren Grund hat.

So entwickelt sich die Freude am Schmerz oder richtiger an der durch willkürliche Schmerzherbeibringung erreichten Befreiung vom Schmerz von einer rein körperlichen zu einer rein seelischen Empfindung auf einer Reihe von Stufen bis zu der höchsten, der Tragik. Es wird daher möglich sein, Werke, welche sich dieses Mittels der Erregung einer Schmerzempfindung zur Erreichung einer ästhethischen Wirkung bedienen, dadurch in ihrer ästhetischen Bedeutung richtig zu würdigen, daß ihre Zugehörigkeit zu einer oder der anderen dieser Stufen nachgewiesen wird. Dies soll nun mit den pergamenischen Resten geschehen.

(Schluß folgt.)

Der Zarewitsch Alexei (1690—1718).

Die Schicksale des Zarewitsch Alexei sind wiederholt Gegenstand der Behandlung gewesen. Da der Conflict zwischen Peter dem Großen und seinem Sohne, der in geheimnißvoller Weise seinen Abschluß fand, neben einem politischen noch ein criminalistisches und psychologisches Interesse hatte, so kam es, daß neben der Geschichtsschreibung namentlich auch die Belletristik sich des romantischen Stoffes bemächtigte und die dramatische Dichtung Alexei als Helden auf die Bühne führte. Man denke an die bekannte abenteuerliche Novelle Zschokkes „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“ und an den Operntext der Charlotte Birch-Pfeiffer „Santa Chiara“. In neuester Zeit haben russische Gelehrte eine Fülle von Materialien zur Geschichte des unglücklichen Zarensohnes gesammelt. Die Proceßacten, die Briefwechsel der den Ereignissen nahestehenden Persönlichkeiten und die Geschäftspapiere, welche die auswärtigen Angelegenheiten jener Zeit behandeln, sind wohl vollständig publicirt. Auf dieses Material gestützt, hat es neuerdings Alex. Brückner, Professor an der Universität Dorpat, ein für die Geschichte Rußlands sehr thätiger Forscher, unternommen, die Lebensgeschichte des Prinzen Alexei aufs neue zu erzählen.*)

Alexei war der Sohn Peters aus der Ehe mit Eudoxia Lopuchin. Als

*) Der Zarewitsch Alexei. Von Dr. Alex. Brückner. Heidelberg, Carl Winter, 1880.

seine Mutter, verstoßen von ihrem Gemahl, ins Kloster wandern mußte, zählte der Knabe nahezu neun Jahre. Der Vater übertrug auf ihn die Abneigung, die er schon der Mutter gegenüber gezeigt hatte, und der Sohn that nichts, die Liebe seines Vaters sich zu gewinnen. Der Mangel an Fähigkeiten, der frühzeitig hervortrat, hätte durch eine sorgsame Bildung ausgeglichen werden können. Peter vernachlässigte aber die Erziehung seines Sohnes, er versäumte alles, um ihn in der wünschenswerthen Richtung, im Sinne der Reform, im Geiste des Fortschritts zu entwickeln, ihn zur Arbeit und Selbstzucht zu erziehen. Ja, gerade zu der Zeit, in welcher der Charakter sich entwickelt, vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre, überließ Peter den Erben seines Thrones allerhand demoralisirenden Einflüssen. Alexei kam in Kreise, in denen man dem Zaren entschieden feindlich gesinnt war. Diese Opposition hatte eine religiöse Färbung. Sie schrieb die Rechtgläubigkeit auf ihre Fahne und brandmarkte den Zaren als Ketzer und Ausgeburt der Hölle. Alexei erschien als das Gegenbild seines Vaters. Während dieser ganz Nerv und Arbeit war, erscheint der Sohn träge, jede ernste Arbeit scheuend; während Peter die Geistlichkeit, die seinen Plänen mißgünstig gegenüberstand, haßte, hängt Alexei scholastischen Spitzfindigkeiten und theologischer Kleinkrämerei mit Popen und Mönchen nach. Es ist nicht zu verwundern, daß die altrussische Partei alle Hoffnungen auf das Temperament des Prinzen setzte, daß er allmählich der Repräsentant des Unwillens und der Wünsche desjenigen Theiles des Volkes wurde, welcher nicht aufhörte, Peters Reformen mit Abneigung zu betrachten. Aber Alexei war kein Mann der That, er litt unter der Energie seines Vaters, der aus seiner Unzufriedenheit, als er den Sohn in die Staatsgeschäfte einzuführen versuchte, kein Hehl machte; er grollte nur inmitten seiner Popen und ließ hie und da in der Trunkenheit seinen Dienern gegenüber Aeußerungen fallen, welche zeigten, daß er auf Peters Tod wie auf die Stunde der Erlösung hoffe.

Peter suchte den Gedanken seines Erben eine andere Richtung zu geben. Alexei mußte sich mit einer ausländischen Prinzessin, Charlotte von Braunschweig, vermählen. Aber die Ehe war unglücklich. Alexei ergab sich immer mehr dem Trunke und vergaß in den Armen der finnischen Leibeigenen Affrosinja Ehre und Pflicht. Am 12. October 1715 starb die unglückliche Prinzessin Charlotte, nachdem sie einem Sohne, dem nachmaligen Kaiser Peter II., das Leben gegeben hatte. Einen Tag nach ihrer Bestattung gebar Katharina, die Peter als seine Gemahlin anerkannte, einen Sohn, für Alexei einen gefährlichen Rivalen. Peter hatte sich schon früher mit dem Gedanken getragen, seinem Sohne das Recht auf die Krone zu entziehen, da er durch einen solchen Thronfolger die Reformen, an die er sein thatenreiches Leben gewendet hatte, vernichtet sah. Jetzt, da die Zukunft seiner Dynastie gesichert war, konnte er dem Sohne schreiben, daß,

wenn er sich nicht bessere, er ihm sein Thronfolgerecht entziehen und ihn wie ein brandiges Glied ablösen werde. Alexei erklärte seinen Verzicht auf den Thron. Dem Vater genügte das nicht, Alexei blieb doch der legitime Erbe und ein gefährlicher Prätendent. Der Vater verlangte wiederum Aenderung oder Einschließung in ein Kloster. Da flieht 1716 Alexei ins Ausland zu Kaiser Karl VI., dem er durch seine Frau verwandt war. Man bringt ihn nach Ehrenberg in Tirol, von da nach St. Elmo in Neapel. Aber die russischen Agenten finden seine Zuflucht. Der Kaiser kann die Auslieferung nicht verweigern. Ueberredet von den Gesandten seines Vaters, kehrt Alexei nach Rußland zurück.

Nun begann der Proceß. Peter hatte von dem schwachbegabten, energielosen Jünglinge nichts zu fürchten, aber er empfand in dem Gebahren seines Thronerben den Druck einer ihm feindlichen Partei, er fühlte, daß es sich hier nicht um einen häuslichen Zwist handele, sondern Principien auf dem Spiele standen. Daher entfaltete er eine rege inquisitorische Thätigkeit. Jedes vor Jahren flüchtig hingeworfene unbedachte Wort wurde zur Belastung herbeigezogen. Aus den Mienen, welche Alexei bei der Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung des Zaren gezeigt, wurde auf verrätherische Gedanken geschlossen. Wer zu dem vertrauten Umgange des Prinzen gehörte, wer um die Flucht gewußt hatte, galt als Staatsverbrecher. Die Folter brachte Jeden zum Geständniß. Bestanden auch die Vergehen nur in Aeußerungen der Unzufriedenheit und Erbitterung, in Wünschen zu Gunsten des Zarewitsch, die härtesten Strafen wurden verhängt. Ueber den Erben des größten Reiches Europas sprach das niedergesetzte Gericht das Todesurtheil aus. Nach dem Rundschreiben an die russischen Gesandten soll die Mittheilung dieses Urtheils Alexei so erschüttert haben, daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte und Peter der Entscheidung über die Vollstreckung überhob. Mit Recht zweifelt Brückner an der Wahrheit dieses Berichtes. Er hält es für wahrscheinlicher, daß Alexei an den Folgen der Folter und der Knutenhiebe, die er wiederholt erhalten, gestorben ist. Die Möglichkeit, daß das gefällte Todesurtheil insgeheim vollstreckt wurde, ist übrigens auch nach Brückner nicht ausgeschlossen.

Wir wünschen dem gutgeschriebenen Buche Brückners, welches das gesammte vorhandene Material in trefflicher Verarbeitung enthält, Verbreitung auch in weiteren Kreisen.

Baden nach dem Schlusse der Kammern.

In früheren Besprechungen badischer Angelegenheiten wurde in d. Bl. wiederholt auf die veränderte politische Strömung hingewiesen, welche nicht nur im badischen Volke, sondern namentlich auch in den oberen Regionen mehr und mehr zu spüren sei. Seitdem der badische Kirchenstreit in den „Grenzboten" besprochen worden, hat diese Strömung — wir nannten sie eine conservative — an Intensivität noch wesentlich gewonnen, und es hat sich gezeigt, daß sie stärker ist, als der Liberalismus der Herren Kiefer und Genossen, der durch den ersten Sieg, welchen er im Kirchenstreite errang, sich wieder als alleiniger Herr der Situation betrachten zu dürfen glaubte. Der erste Gesetzentwurf, den die großherzogliche Regierung dem Landtage über die Staatsprüfung der Theologen vorgelegt hatte, fand bekanntlich vor der zweiten Kammer so wenig Gnade, daß die zu seiner Berathung eingesetzte Commission, deren Vorsitzender der Präsident der zweiten Kammer und Minister a. D. Lamey war, beschloß, der Kammer vorzuschlagen, diesen Entwurf a limine zurückzuweisen; für den Entwurf traten nur die ultramontanen, die beiden conservativen und die drei demokratischen Abgeordneten ein. Dieser einmüthige Widerstand der liberalen Abgeordneten war — und das ist in der Beurtheilung durch die auswärtige Presse kaum genug gewürdigt worden — hauptsächlich auf zwei Gründe zurückzuführen: einmal auf die mangelhafte Unterlage, welche dem Gesetzentwurfe durch die Verhandlungen zwischen der großherzoglichen Regierung und der Curie in Freiburg geschaffen worden war und welche für eine Sicherung der staatlichen Rechte eine irgendwie zuverlässige Garantie nicht bot, sodann aber auf den persönlichen Widerwillen, den man dem Präsidenten der zweiten Kammer gegen diese Ämendirung der von ihm geschaffenen Gesetzgebung zuschreiben zu dürfen glaubte. Wohl nicht mit Unrecht, da die gesetzliche Regelung, wie der erste Gesetzentwurf sie erstrebte, an und für sich den Intentionen der übrigen Parteiführer sicherlich mehr entsprochen hätte, als diejenige, welche in dem von Lamey verfaßten Commissionsberichte gefordert wurde, vorausgesetzt natürlich, daß die Curie sich entgegenkommender zeigte, als das in Wahrheit der Fall war. Der Regierung aber scheint diese Forderung gar nicht unbequem gewesen zu sein. Zu gleicher Zeit hatte der Bisthumsverweser der Freiburger Diözese, dem ja im Grunde die Liberalen viel mehr zugedacht hatten als die Regierung, sich in einem Schreiben an den Großherzog gewandt, welches gegen das erste vom 5. Januar dieses Jahres wunderbar abstach. Während den letztern Erlaß der Abgeordnete Fieser in offener Kammersitzung nicht mit Unrecht als ein „Musterstück clericaler Arroganz" bezeichnete, enthält das Schreiben vom 10. Februar dieses Jahres folgende charakteristische Stelle: „Deshalb habe ich meinerseits alles aufzubieten mich für verpflichtet gehalten, damit auch kirchlicherseits den Allerhöchsten auf Abhilfe der obschwebenden Nothstände abzielender Intentionen entsprochen werde. Im vollen Vertrauen auf den landesväterlichen Schutz der religiösen Interessen und darauf, daß Königliche Hoheit in Höchstihrer Regentenweisheit die Mittel und Wege finden werden, bei der gegenwärtigen, im Kreise der gesetzgebenden Factoren bestehenden Spannung die Gegensätze auszugleichen, nahe ich mich allerehrfurchtsvollst dem Throne meines allergnädigsten Landesherrn und bitte unter Versicherung meiner treuesten Ergebenheit um Allerhöchstdessen landesväterliche Vermittelung. Zu diesem Behufe wage ich Ew. Königliche Hoheit im Anschlusse den Entwurf meiner zur Vorlage an großherzogliches Ministerium des Innern bestimmten Erklärung allerunterthänigst zu unterbreiten." Hat je ein Bischof so demüthig an den Vertreter des Staates

geschrieben? Auf die Erklärung der Regierung, diesem Gesuche um Vermittlung zu entsprechen, erfolgte durch den Bischof Kübel unterm 12. Februar in amtlicher Form die ausdrückliche Zurücknahme des Verbotes der Dispenseinholung. Die großherzogliche Regierung zog den ersten Gesetzentwurf zurück und legte einen neuen vor, welcher den Forderungen der Prüfungscommission in allen Stücken entsprach. Dieser zweite Entwurf, welcher die Staatsprüfung der Theologen ganz aufhob und von ihnen nur den Nachweis einer wissenschaftlichen Vorbildung forderte, wurde von der zweiten Kammer einstimmig angenommen, aber nach einer Sitzung, in der die Gegensätze auf's heftigste aufeinandergeplatzt waren, und in der sich die Reden der liberalen Abgeordneten Kiefer, Fieser, Fauler, Bär sich jede gegen den Ministerialpräsidenten Stößer, der entgegen dem sonstigen Brauche die Verhandlungen mit der Curie allein geführt hatte, zu einem Mißtrauensvotum zuspitzte, dem man es klar genug anmerkte, daß es mehr als der Mißstimmung der liberalen Partei Ausdruck geben, mehr als nur verwunden, daß es vielmehr den schon lange mißliebigen Minister aus seiner Stellung vertreiben sollte. Man sprach schon mit einer gewissen Zuversichtlichkeit von einem Ministerium Lamey-Fieser, noch weitergehende nannten Lamey-Kiefer; die mindest mögliche Lösung schien in einem Ministerium Lamey-Turban zu liegen. Aber die Debatte rauschte unter größter Spannung des Landes vorüber, ohne ihren Zweck zu erreichen. Herr Stößer blieb und hatte die Genugthuung, von der ersten Kammer, die dem Gesetzentwurfe ebenfalls eine ganze Sitzung widmete, ein glänzendes Vertrauensvotum zu erhalten, indem dort jede Rede, besonders auch die Bluntschlis, mit dem Refrain schloß: Der erste Gesetzentwurf wäre uns lieber gewesen, und nur um des Zustandekommens des Ausgleichs mit Rom willen nehmen wir dieses uns weniger gut dünkende Gesetz an. Auch bewegte sich diese Beurtheilung in dem Rahmen streng sachlicher Discussion, während die der zweiten Kammer einen überstark persönlichen Beigeschmack gehabt hatte.

So war das Examengesetz unter heißen Kämpfen zu Stande gekommen, und in Kammer, Presse und Land hätte nun wieder der alte friedliche Ton Platz greifen können. Aber statt sich des errungenen Sieges zu freuen und sachlich die noch rückständigen gesetzgeberischen Arbeiten zu erledigen, vermochten es die Führer der liberalen Kammermehrheit nicht, ihre leidenschaftliche Erregung zu bemeistern, so wenig, daß sogar eine persönliche Reiberei zwischen einem der Herren und einem Constanzer Zeitungsverleger in einer durchaus ungehörigen Weise vor das Forum der Kammer gezogen wurde. Als aber alle die versteckten und offenen Angriffe gegen Stößer nichts fruchteten, seine Stellung vielmehr unerschütterlicher schien als je, und sogar Gerüchte auftauchten, daß er den freisinnigen und allgemein beliebten Turban aus seiner Stellung verdrängen werde und ein Ministerium Stößer-Marschall in Aussicht stehe, so suchte man, obwohl die letztere Annahme durch ihre eigne Lächerlichkeit sich als hinfällig erwies, noch durch einen Gewaltstreich Klarheit in die Lage zu bringen, zu dem, wenn man die thatsächliche Lage ins Auge faßte, durchaus keine zwingende Nöthigung vorlag, um so weniger, als eine officiöse Kundgebung unumwunden erklärte, daß an allerhöchster Stelle keinerlei Veränderungen im Ministerium geplant seien. Obwohl hier augenscheinlich nur eine Veränderung in dem zuletzt angedeuteten Sinne gemeint sein und die amtliche Erklärung nach Lage der Sache nichts anderes besagen konnte, als daß der gemäßigt liberale Charakter dem Ministerium erhalten bleiben solle, so gab man sich doch damit nicht zufrieden, und, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, kam plötzlich ein Antrag des Abg. Kiefer, der von einer großen Anzahl anderer Abgeordneten mit unterzeichnet war, zur Verlesung, es sollten die noch zu führenden Verhandlungen mit der Curie wegen der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles

in Freiburg nicht von dem Präsidenten des Ministerium des Innern, Herrn Stößer, sondern von dem Staatsminister Turban geführt werden. Dieser Antrag, der ein Vertrauensvotum für Turban und ein Mißtrauensvotum für Stößer zugleich sein sollte und das in einer vom Zaune gebrochenen, staatsmännisch ungeschickten Form auch war, kam am 10. März zur Verhandlung und regte noch einmal die kaum besänftigten Leidenschaften auf. Der Antrag wurde von der liberalen Mehrheit mit Ausnahme von etwa fünf Abgeordneten angenommen; dagegen stimmten die Ultramontanen, die Demokraten und die beiden Conservativen.

Bis hierher hatte die liberale Mehrheit der Kammer in der kirchlichen Frage sich auf eine Mehrheit im Lande stützen können; jetzt aber war es mindestens sehr ungewiß, ob das Mißtrauensvotum im Lande eine zustimmende Aufnahme finden würde. Das Schweigen, welches alle Freunde der liberalen Sache und die zwei oder drei unabhängigen liberalen Zeitungen Badens in dieser Frage beobachteten, sprach mehr für das Gegentheil. Schon die fortgesetzten persönlichen Angriffe auf den Minister hatten im Lande — das konnte der liberalen Mehrheit unmöglich verborgen geblieben sein — höchst peinlich berührt. Zudem nahm die ganze Angelegenheit einen ganz anderen Ausgang, als die Herrn Kiefer und Genossen bezweckt und erwartet hatten. In der Besprechung des Antrages betonte Staatsminister Turban wiederholt die Solidarität des Ministeriums mit vollster Entschiedenheit, gab rückhaltslos zu, daß in den Unterhandlungen mit der Curie von der Regierung anfangs Fehler gemacht worden seien, suchte gleichsam um Idemnität nach und ließ nicht undeutlich durchblicken, daß mit Stößer das ganze Ministerium fallen würde. Der Antrag wurde trotzdem angenommen, Herr Stößer gab augenblicks seine Entlassung, dieselbe wurde aber vom Großherzoge nicht angenommen — „nach genauer Prüfung der Sachlage“ hieß es in dem Regierungsschreiben. Was aber in gleicher Lage in allen constitutionellen Staaten erfolgte wäre, die Auflösung der Kammer, erfolgte in unserm Musterstaate nicht, zum Glücke für die Herren, die diesen Duodezeconflict heraufbeschworen hatten. Denn die Auflösung hätte aller Wahrscheinlichkeit nach das Volk zu einem Mißtrauensvotum benutzt, das eine andere Richtung genommen hätte, als dasjenige der Kammer. Noch war der Etat des Ministeriums des Innern zu berathen, und in parlamentarischen Kreisen munkelte man schon davon, die liberale Kammermehrheit werde dem ersten, nicht eben klugen Streiche einen zweiten, geradezu dummen folgen lassen und die Steuern verweigern. Aber es geschah nicht. Man erledigte die rückständigen Arbeiten, ohne den Präsidenten des Ministeriums des Innern noch einmal zu sehen zu bekommen, so schnell als es ging, reducirte — und das ist sehr anerkennenswerth — die Etatpositionen so weit, daß die anfangs befürchtete Erhöhung der directen Steuern vermieden wurde, nahm einen Antrag an, welcher eine Abänderung unserer noch ziemlich mittelalterlichen Städteordnung forderte, um endlich am Schlusse der aufregenden und arbeitsvollen Session den Beweis zu empfangen, daß man an höchster Stelle über das Verhalten der Partei in hohem Grade unzufrieden war. Der Schluß des Landtages erfolgte, entgegen einer ausdrücklichen officiösen Erklärung und dem früheren Brauche, durch den Minister, anstatt durch den Großherzog selbst. So verlief die großartig in Scene gesetzte Opposition im Sande. Das klägliche Schauspiel gewinnt noch an seiner freilich unbeabsichtigten Komik, wenn man einen Blick hinter die Coulissen wirft und gewahrt, daß die „imposante“ Mehrheit für jenes Mißtrauensvotum zum Theil aus Marionetten sich zusammensetzte, die, wie eine derselben bereits eingestanden, sich der Tragweite ihres Votums gar nicht bewußt waren, die vor lauter Vertrauen auf den einen das Mißtrauen gegen den anderen Minister gar nicht bemerkt haben wollten.

Alle diese Vorgänge, wie sie sich in den letzten Wochen in unserm Musterstaate

abgespielt haben, liefern einen neuen und handgreiflichen Beweis für die in diesen Blättern wiederholt aufgestellte Behauptung, daß die liberale Partei Badens in ihrer derzeitigen (juristischen) Zusammensetzung, daß vor allem die autokratischen, von der Führerschaft der Partei zu der des Landes aufstrebenden, durch mancherlei Mißerfolge politisch verbitterten und persönlich gehässigen und zu allem Unglück noch mit wahrem Fanatismus manchesterlich gesinnten Führer abgewirthschaftet haben, und daß es an der Zeit wäre, an das badische Volk zu appelliren, um sich zu vergewissern, wie es eigentlich den derzeitigen Bestrebungen gegenübersteht. Soll das politische Leben Badens nicht versumpfen, so muß ihm vor dem Wiederzusammentritt der Kammern Gelegenheit geboten werden, zu entscheiden, was es will. Der Erfolg würde lehren, daß es weder zu Marschall-Göler noch zu Kiefer-Fieser in seiner Mehrheit schwört. Das badische Volk ist freisinnig, wie sein Fürst; aber dem unfehlbaren terroristischen Liberalismus ist es entwachsen.

Karlsruhe, 24. März 1880.

Literatur.

Deutsches Namenbüchlein. Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Von Dr. A. F. C. Vilmar. 5. Auflage. Marburg, Elwert, 1880.

Vilmars liebenswürdiges „Namenbüchlein", welches die Herkunft und Bedeutung von nahezu drei Tausend deutschen Familiennamen erklärt, scheint seit 1865, wo es zuerst erschien, allmählich zu einem deutschen Haus- und Familienbuche geworden zu sein. Und dies verdient es auch in vollstem Maße. Auf strenger und zuverlässiger wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet, belehrt es den Laien in ebenso anspruchsloser wie ansprechender Form über einen Gegenstand, der noch jeden denkenden Menschen zum Sinnen und Deuten gereizt hat, und giebt mit sicherer Hand eine Anzahl Fingerzeige, deren aufmerksame Beobachtung schließlich auch den Laien vor Mißgriffen auf dem gefährlichen Gebiete der Wort- und Namendeutung bewahren wird. Für eine nochmalige neue Auflage dürfte sich's vielleicht empfehlen, wenn von kundiger Seite in einem Anhange auch eine Uebersicht über die gebräuchlichsten Arten der — verhältnißmäßig jungen, künstlich gemachten — jüdischdeutschen Familiennamen (wie Kaiser, König, Fürst, Gutmann, Liebermann, Liebeskind, Süßkind, Goldstein, Goldmark, Silberstein, Rubinstein, Perl, Rosenthal, Rosenbaum, Rosenfeld, Lilienfeld, Blumenthal u. a.) hinzugefügt würden. Sie fehlen bei Vilmar ganz. Freilich gehören sie auch eigentlich nicht in ein „deutsches" Namenbuch, denn sie sind nur dem Klange nach deutsch; der Vorstellungskreis, aus dem sie geboren sind, ist so undeutsch wie möglich. Aber wie das Studium der echtdeutschen Familiennamen uns ganze Kapitel der deutschen Culturgeschichte erschließt, so dürfte eine Sammlung der „schönen" pseudodeutschen Judennamen ein interessantes Streiflicht auf gewisse Züge des jüdischen Volkscharakters werfen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Politische Briefe.

9. Der Bundesrathsbeschluß vom 3. April.

Am 28. Februar legte der Reichskanzler im Auftrage des Kaisers dem Bundesrathe den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Erhebung von Reichsstempelabgaben, vor. Der Stempel sollte erhoben werden: von Actien und Werthpapieren, von Schlußnoten und Rechnungen über Werthpapiere, von Lombardbarlehen, von Quittungen, von Checks- und Giro-Anweisungen, von Lotterieloosen. Am 25. März legten die mit der Berichterstattung für den Bundesrath beauftragten drei Ausschüsse für Zoll- und Steuerwesen, für Handel und Verkehr und für Rechnungswesen ihre Anträge vor. In dem Gutachten über die Quittungen heißt es: „Die Ausschüsse kamen in ihrer Majorität bezüglich der Besteuerung der Quittungen dieses Mal zu dem Resultat, daß die Annahme dieses Abschnittes dem Bundesrathe nicht zu empfehlen sei." Eventuell wurde jedoch der Antrag gestellt, einen einheitlichen Steuersatz von 10 Pfennig anzunehmen, die allgemeine Befreiung vom Quittungsstempel auf Beträge von 50 Mark und darunter auszudehnen und in die specielle Befreiung vom Stempel die Quittungen über Auszahlungen auf Postanweisungen oder Postvorschußsendungen aufzunehmen. Die Befreiung der Quittungen über Einzahlungen auf Postanweisungen &c. befand sich bereits in dem Präsidialantrage. Andere eventuelle Vorschläge der Ausschüsse, betreffs Modification des Quittungsstempels können unerwähnt bleiben. Am 3. April beschloß der Bundesrath über den Präsidialantrag und über die Anträge der Ausschüsse zu demselben. Der Antrag, den Quittungsstempel ganz zu beseitigen, wurde nicht angenommen, dagegen die Befreiung der Quittungen über Auszahlungen auf Postanweisungen und auf Postvorschußsendungen. Die Anträge der Ausschüsse waren bei ihrem ersten Bekanntwerden für aussichtslos gehalten worden, weil man wußte, daß Preußen, Baiern und Sachsen für die unveränderte Annahme des Präsidialantrags stimmen würden. Am 3. April wurden diese Staaten indeß mit ihren 27 Stimmen — Preußen 17, Baiern 6, Sachsen 4 — zu denen Waldeck mit einer Stimme

hinzutrat, überstimmt von 30 Stimmen der übrigen Staaten. Von diesen 30 Gegenstimmen befanden sich am 3. April 16 durch Substitution in den Händen zweier Mitglieder des Bundesrathes, wie man sagt, der Bevollmächtigten von Hessen und Braunschweig.

Materiell hatte die Abstimmung den Erfolg, die zu erhoffende Einnahme aus dem Quittungsstempel erheblich zu schmälern, formell stellte sie die Ueberstimmung von 33 Millionen Deutschen durch 7 Millionen dar.

Am 6. April abends wurden die Leser der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" durch die Meldung überrascht, daß der Reichskanzler seine Entlassung gegeben habe mit der Motivirung, daß er den gegen Preußen, Baiern und Sachsen gefaßten Beschluß nicht vertreten noch als Reichskanzler, auf Grund des Artikel 9 der Verfassung, wie andere Mitglieder des Bundesraths, im Reichstag erscheinen könne, um als preußisches Mitglied die Ansichten seiner überstimmten Regierung zu vertreten.

Am 7. April erfolgte indeß bereits die Entscheidung des Kaisers, und am 8. abends meldete die „Norddeutsche Allg. Ztg.", daß der Kaiser die Entlassung nicht annehme, sondern dem Kanzler überlasse, den oder die Präsidialanträge vorzubereiten, um bei Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Bundesrath und seinem Vorsitzenden eine verfassungsmäßige Lösung herbeizuführen.

Dem Eingange dieses Präsidialantrages wird demnach entgegengesehen.

Diese Krisis, welche vom Abend des 6. bis zum Abend des 8. April die öffentliche Meinung ganz Europas beschäftigte, hat eine Anzahl von Vermuthungen über ihre wahre Veranlassung hervorgerufen. Der angegebene Anlaß wollte Niemandem glaublich erscheinen; man suchte stärkere Gründe dahinter. Indeß glauben wir, daß Folgendes nicht übersehen werden sollte.

Der Kanzler legt auf die Steuerreform, wie er sie beabsichtigt, das größte Gewicht als auf eine unentbehrliche Bedingung seines künftigen Wirkens und der Befestigung des Reiches. In dieser Reform bildet der Quittungsstempel ein Glied, dessen Ausfall die Reform vereitelt, wenn es nicht durch ein anderes ersetzt wird. Zudem hatte der Reichskanzler sich mit Baiern und Sachsen über das Eintreten gerade für diese Steuer verständigt und sah sich nun durch eine Majorität überstimmt, die noch nicht einmal den vierten Theil des deutschen Volkes repräsentirte. Er mußte diesen Beschluß ungeschehen machen, oder die Verfolgung der Steuerreform wäre an den im Bundesrathe zahlreicheren Stimmen eines winzigen Bevölkerungstheiles gescheitert. Der Kanzler konnte aber, wie er später auch hat erläutern lassen, den Bundesrath nicht auffordern, auf einen Beschluß zurückzukommen schon darum, weil der Kanzler die Verantwortlichkeit der Ausführung nicht tragen wollte. Dazu gehörte der ausdrückliche Wille des Kaisers, den jetzigen Kanzler nicht seiner Stellung zu entheben, um ihn durch

einen einer zufälligen Mehrheit des Bundesrathes gefügigen anderen Kanzler zu ersetzen. Nachdem dieser kaiserliche Wille erklärt worden, kann der Bundesrath es nicht ablehnen, seinen Beschluß nochmals zu erwägen, und die bereits anberaumte Erwägung hat dazu geführt oder wird dazu führen, den Beschluß vom 3. April aufzuheben.

Was der bald zu erwartende Präsidialantrag behufs Beilegung künftiger Conflicte ähnlicher Art bringen wird, ist in dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht bekannt. Die Hauptlehre, welche aus dem ganzen Vorgange zu ziehen ist, scheint aber doch die zu sein, daß der Kanzler die Steuerreform als Existenzfrage des Reiches und damit seines eigenen Verbleibens im Amte behandelt. Auch der Reichstag wird den Quittungsstempel nebst den übrigen Stempelabgaben nicht ablehnen können, wenn er nicht etwa in der Lage ist, den von diesen Abgaben erhofften Betrag durch einen anderen Steuervorschlag in Aussicht zu stellen. Daß dasselbe in erhöhtem Maße von der Brausteuer gilt, wurde in unserem vorigen Briefe ausgeführt. Die Aussichten des Stempelgesetzes im Reichstage wurden bis zum 6. April für noch geringer erachtet, als diejenigen der Brausteuer. Dies wird sich durch die Krisis der vorigen Woche wohl geändert haben. Man kann annehmen, daß in den Fractionen des Reichstags nunmehr wohl die Erkenntniß deutlich geworden sein wird, daß die Steuerreform auch die Existenzfrage des jetzigen Reichstags — oder des Kanzlers ist. Die Modalitäten der jetzt vorgeschlagenen Steuern sind es freilich nicht, an denen die Steuerreform hängt. Sie hängt aber an der Aufbringung der zu der Entlastung von den direkten Steuern erforderlichen Beträge durch irgend welche annehmbare und vom Reichstage dafür erklärte Formen der indirekten Besteuerung.

Volkswirthschaftliche Schlagwörter.

Von Cuno Stommel.

Mit Recht wird allgemein über die herrschende Unklarheit der Begriffe in der Volkswirthschaft geklagt. Der Dilettantismus hat sich freilich jederzeit mit Vorliebe in Wortgefechten bewegt, hat mißglückende Versuche unternommen, die Art und Weise des Genies nachzuahmen, welches in einzelne Sätze die Weisheit ganzer Epochen drängt, und ist so dahin gekommen, mehr den Schlag-

wörtern und Autoritäten zu vertrauen, als den Thatsachen und dem eigenen Urtheil. Der Grund für die Begriffsverwirrung in der Volkswirthschaft liegt aber tiefer als in den Vorurtheilen des Dilettantismus, er liegt in dem Mangel einer endgiltigen und abschließenden Kritik über Adam Smith. Auch heute noch ist dieser Mangel weit entfernt davon, gehoben zu sein. Zwar existirt eine gewaltige Literatur über Smith, aber diese ist mehr oder weniger befangen in den Vorurtheilen des Meisters.

In einem kürzlich erschienenen Buche von Aug. Oncken werden Adam Smith und Immanuel Kant mit einander verglichen. Vielleicht ebenso berechtigt ist ein Vergleich zwischen Charles Darwin und Smith, und zwar sowohl wegen ihrer Aehnlichkeiten als wegen ihrer Gegensätze. Beide waren die Entdecker großer genereller Wahrheiten. Beide unternahmen es, den Beweis dafür durch inductive Methode mittels eines mit erstaunlichem Fleiß und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit zusammengetragenen Beweismaterials zu führen. Beide zeigen neben diesen außerordentlichen Eigenschaften die Einseitigkeit der englischen wissenschaftlichen Forschung. Doch in einem Punkte unterscheiden sich Beide gewaltig von einander: in der Art und Weise der Aufnahme und der Kritik ihrer Studien von Seiten der Mitwelt.

Die geistige Disposition der civilisirten und wissenschaftlich gebildeten Mitwelt war den Fehlern Adam Smiths günstig, während sie den Einseitigkeiten Darwins in reifer Kritik und gründlicher Wissenschaftlichkeit gegenübertrat. Dies war der Grund, weshalb Smith von seinem Jahrhundert weit überschätzt, von der gesunden, aber maßlosen Reaction jedoch ebenso unterschätzt wurde, um endlich von der Halbbildung und den Sonderinteressen weit über eigne Absicht und bis in das ihm und seiner ganzen Lehre direct widersprechende Extrem hinein interpretirt zu werden. Darwin aber hat seinen Wigand und Andere gefunden und ist, nach verständnißvoller Kritik und nach Zurückführung seiner Einseitigkeiten auf das gebührende Maß, als ein nicht geringerer Wissenschafter und Entdecker erschienen als vordem.

Die Naturwissenschaften hatten bisher das größere Interesse und das allgemeinere Verständniß, sowohl der Gelehrten als der großen Masse, vor der Volkswirthschaft voraus. Das wird sich ändern. Die bedeutsamsten Anzeichen sprechen dafür, daß sich gerade jetzt das deutsche Volk in einer Epoche befindet, welche nothwendigerweise Kräfte und Interessen auf die Volkswirthschaftslehre lenkt. Ein Umschwung thut aber auch wahrlich noth in einem Lande, wo sich hervorragende Mitglieder des Reichstages durch die Motivirung ihrer Wirthschaftspolitik thatsächlich, wenn auch nicht wörtlich, zum Manchesterthum bekannt haben und noch bekennen. Dem Wesen nach ist dieser Umschwung übrigens schon da, und zwar schon länger da, als man glauben sollte. Es

ist dies der Weg jeder innern, nothwendigen, natürlichen Entwicklung; ihre Geburtsstunde fällt fast nie mit dem Augenblicke offenkundiger Manifestation zusammen.

Was die Unklarheit der Begriffe angeht, welche das mangelhafte Verständniß von Smith, der Autoritätsglaube, die Schlagwörter und die allmähliche Meinungseinimpfung des Manchesterthums von England her erzeugt haben, so kann diese nur durch die äußerste Wachsamkeit über das eigene Unbefangensein, durch erneutes Studium ohne Voreingenommenheit, durch Ernst und Arbeit destillirt werden. Statt dessen aber macht sich in wenig erfreulicher Weise das apodictische Besserwissenwollen und die unfruchtbare rechthaberische Wortklauberei, ja sogar die vornehme Unwissenheit breit. Und das geschieht am grünen Holze!

Da ist z. B. der Begriff der Autonomie der Zollpolitik, der Begriff der Gegenseitigkeit, vor Allem die allgemeinsten Begriffe des Schutzzolles, des Freihandels, der Handelsfreiheit, des Manchesterthums, der Socialökonomie, mit welchen die wunderbarsten Taschenspielereien ausgeführt werden, ganz zu schweigen von den specielleren Begriffen, dem statistischen Material, womit ein besonderer Unfug getrieben wird — Alles unerschöpfliche Sandgruben für den parlamentarischen Zeloten, Alles unübersehbare unfruchtbare Oeden für den handelspolitisirenden Sonntagsreiter.

Wenn schon im Allgemeinen die Auffassung, ein Volksvertreter müsse seinen Wahlkreis so vertreten, wie ein Advocat seinen Klienten, eine unrichtige ist, weil sie den thatsächlich ganz verschiedenen Verhältnissen nicht entspricht, wenn ferner das Land verlangen kann, nicht einseitige „Plaidoyers" von seinen Reichstagsabgeordneten zu hören, sondern aus der Vermittlung der Gegensätze hervorgehende, ernste, sachliche und maßvolle Urtheile, so ist ganz besonders in Fragen der Volkswirthschaft das erstere Verfahren unangebracht. Die Reichsvertreter als Gesetzgeber walten eines Amtes, welches durchaus den Charakter des Richteramtes hat, nur noch in höherm Grade. Vor allen andern sollten die volkswirthschaftlichen Fragen nicht vom politischen Parteistandpunkte aus beurtheilt werden.

Leider aber ist das „Plaidiren" bei uns in hohem Grade eingerissen. Es handelt sich dabei weniger um die Sache, beziehungsweise deren materielle gründliche und klare Darstellung, als vielmehr darum, den Eindruck, den der Vorredner gemacht hat, entweder zu stärken oder zu verwischen, je nachdem er Fractionsgenosse oder Gegner ist. Dabei spielen denn Witz, Entstellung, absichtliches Mißverständniß, Wortklauberei und Casuistik und leider auch noch Schlimmeres oft eine weit größere Rolle als die sachlichen Gründe.

Daß bei den volkswirthschaftlichen Fragen die Unklarheit und die Vermengung der Begriffe, wenigstens für das große Publikum, von dieser Art und

Weise der parlamentarischen Behandlung zum größten Theile herrührt, das ist dem Verfasser dieser Zeilen nie zweifelhaft gewesen; bei dem Detailstudium der Reichstagsverhandlungen seiner Zeit aber ist es ihm zur unumstößlichen Ueberzeugung geworden. Wenn aber in dem Streben nach klaren Begriffen der Wille zur Erkenntniß liegt, und wenn die Wahrheit in diesen Fragen zu finden und zu verbreiten allen gemeinsamste Pflicht sein muß, so dürfte gerade eine Untersuchung einzelner oft mißverstandener Begriffe der geeignetste Weg sein, dem Ziele näher zu kommen. Wir wollen dies im Folgenden versuchen.

1.

Die Handelsverhältnisse der Nationen sind nach der Theorie der Werthe, aber nach nationalen, nicht nach internationalen Gesichtspunkten zu reguliren.

Die Theorie der Werthe kommt zu der Formel der internationalen Arbeitstheilung, und diese basirt auf dem internationalen Freihandel. Der internationale Freihandel ist nothwendig auf absoluter Gegenseitigkeit begründet. Das Manchesterthum unterscheidet sich von dem internationalen Freihandel dadurch, daß es alle Consequenzen des letztern fordert, ohne die logische Grundlage desselben, die absolute Gegenseitigkeit, anzuerkennen; im Gegentheil: das Manchesterthum behauptet, daß sich die Verweigerer der Gegenseitigkeit nur selber schaden. Den Beweis für diese Behauptung bleibt es schuldig, denn deren Begründung durch die internationale Arbeitstheilung ist ein einfacher Trugschluß', eine Art circulus vitiosus.

Die internationale Arbeitstheilung, welche in ihrer idealen Ausführung, also bei absoluter Gegenseitigkeit, die denkbar beste und billigste Befriedigung der Bedürfnisse ermöglichen würde, wirkt bei größerer oder geringerer Reciprocität mehr oder weniger einseitig und ausschließlich auf die Consumtion eines Landes ein. Vom nationalen Gesichtspunkte aus kann aber die Consumtion nicht einseitig begünstigt, sondern es muß auch die productive Kraft des Landes in ihrer vaterländischen Bedeutung berücksichtigt werden.

Zu einem gesunden Staatswesen gehört eine harmonische Wechselbeziehung zwischen der vaterländischen Production und der Consumfähigkeit des Marktes im In- und Auslande; zwischen Beiden das Gleichgewicht zu wahren mit der Tendenz, den Absatzmarkt für die heimische Industrie stetig zu erweitern, dies ist die eigentlichste Aufgabe des Handelspolitikers. Der maßvollste Fortschritt ist der gewaltigste, denn unter Vermeidung von Disharmonie bleibt er in der Bahn natürlicher und organischer Entwicklung.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, wollen wir uns zunächst mit dem Begriffe der Gegenseitigkeit beschäftigen.

Ganze Geschichtsepochen faßt ein geistreicher Mann oft in einen einzigen Ausdruck zusammen. Auch kleinere Perioden haben ihre „geflügelten Worte“. Kein Begriff ist aber so sehr dem natürlichen Entwicklungsboden des letzten halben Jahrhunderts entsprossen und so enge mit allen Erscheinungen des Völkerlebens verbunden als der Begriff der Solidarität. Wir sprechen im allgemeinen von der Solidarität der Nationen in den Culturfortschritten, von der Interessen-Solidarität überhaupt, wir sprechen speciell von der Solidarität zwischen Landwirthschaft und Industrie, von der Solidarität der großen Geldmärkte, ja sogar von der Solidarität im Unglück, welche wohl jede Nation schon, durch das unausbleibliche Mitbetroffenwerden bei großen Krisen des Auslandes, zu spüren Gelegenheit gehabt hat. Aus der einfachen Bewegung des Begriffes der Solidarität ergiebt sich als nothwendige Folgerung die Forderung der Gegenseitigkeit, denn ohne Ausgleichung kann keine, wenigstens keine harmonische Wechselbeziehung gedacht werden. Ausgleichung ist in der Natur eines der fundamentalsten Gesetze. Kälte und Wärme, Leere, Luft und Licht gleichen sich aus. Und sagen wir nicht auch bei Betrachtung des geistigen Entwicklungs- und des Denkprocesses, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, hat nicht einer der größten Philosophen gerade auf die Ausgleichung der Gegensätze ein logisches Entwicklungsgesetz begründet?

Auf die Zollpolitik angewandt, begegnet die Forderung der Gegenseitigkeit oder der Ausgleichung verschiedenen Anschauungen; die nationalen Freihändler erklären die Reciprocität für die Grundlage und das Ziel ihrer Bestrebungen, die Manchestermänner und ihre Anhänger weisen sie zwar nicht zurück, aber messen ihr doch auch keine absolute Wichtigkeit bei. Man sollte meinen, daß gerade der Begriff des Freihandels, als freier internationaler Verkehr aufgefaßt, den Begriff der Gegenseitigkeit unbedingt in sich schließen müsse, denn jeder Mangel daran würde doch dem Princip widersprechen. Das Manchesterthum belehrt uns aber, daß sich in diesem Falle die Renitenten selbst schaden, weil „der Vermehrung des Ankaufs von fremden Erzeugnissen die Vermehrung unserer eignen Production oder die Vermehrung der inländischen Arbeit zur Seite gehe.“ Wir wollen diese Begründung etwas näher ansehen.

Durch die einseitige Anwendung der internationalen Arbeitstheilung, dadurch, daß unser Vaterland, ohne besondere Rücksicht auf größere oder geringere Gegenseitigkeit von Seiten der umgebenden Länder, fremde Waaren zollfrei einläßt, erhält Deutschland eine unverhältnißmäßige Menge von fremden Tauschwerthen auf den Hals. Deutschland beruft sich dabei auf das Princip und hat Recht, aber es vergißt, daß dies Princip noch keine Wirklichkeit besitzt. Was principiell verhältnißmäßig sein würde, wird concret unverhältnißmäßig. Nur in demjenigen Falle bleibt das Normalverhältniß der deutschen und ausländischen

Production zu einander gerecht, wenn der der fremdländischen Production gewährte Schutz und Vortheil genau entspricht der Inferiorität derselben gegenüber der deutschen Production, und dies heißt concret ausgedrückt dasselbe, was abstract ausgedrückt absolute Gegenseitigkeit heißt. Steht aber die Production ausländischer zollgeschützter Artikel auf gleicher oder noch höherer Stufe als die Production inländischer zollentblößter Artikel, wie z. B. eklatant Weißblech und Fein Glas, so ist die nothwendige klar ersichtliche und thatsächlich erwiesene Folge, daß die inländische Production hintangehalten verkümmert, verschlechtert und allmählich zu Grunde gerichtet wird. In solchem Falle ist die Zollermäßigung oder gar die Aufhebung des Zolles ein einseitiger Schritt im anfänglichen Interesse der Consumenten und gegen die nationale Production.

Die Vertheidiger des Manchesterthums argumentiren daraufhin folgendermaßen. Die Tauschwerthe, welche Deutschland durch seine energische Freihandelspolitik von den umgebenden Ländern in größerer Menge als unter reciproken Verhältnissen erhält, tragen in sich selber productive Kräfte und wirken so reciprok auch auf die deutsche Production ein. Dies ist richtig; alle Tauschwerthe besitzen eine gewisse inhärente productive Kraft, aber es fragt sich doch ob die productive Kraft derjenigen Tauschwerthe, welche die zollabgeschlossenen Staaten in das geöffnete Deutschland ergießen, groß genug ist, um den Staatszweck, die harmonievolle Gestaltung zwischen Production und Consumtion, zu erfüllen, oder ob nicht dadurch eine einseitige Benachtheiligung der nationalen Production und damit eine wirthschaftliche Disharmonie im nationalen Gesammtorganismus, also auch für die Consumtion eintritt. Manufacte und Luxusartikel haben z. B. eine sehr geringe innewohnende productive Kraft, weil sie fast der letzte Ausdruck derselben sind, dagegen sind Rohstoffe, Maschinen, Halbfabrikate schon eine ergiebigere Productionsquelle. Gerade jene weniger productiven Tauschwerthe aber hatten wir uns en masse auf den Hals geladen und damit die eigene Production geschmälert. Das Manchesterthum glaubte dies „der Minderheit der Producenten" gegenüber wohl verantworten zu können, da ja die „Mehrheit der Consumenten" dadurch die billigsten Preise bekäme. Auch hierzu eine kurze Bemerkung.

Die Production ist die Quelle der Wohlhabenheit für den Einzelnen wie für den Staat. Eine Schädigung der Production kann durch kein Aequivalent für den Consum ausgeglichen werden. Es liegt daher im Interesse des Staates, daß bis zu einer gewissen Grenze keine productiven Kräfte feiern. Um Consument sein zu können, muß man vor allen Dingen entweder Producent sein oder gewesen sein. Auch der Rentner ist Producent, sein Kapital arbeitet für ihn, aber er kann noch productiver sein, wenn er außer der Kapitalkraft auch seine Arbeitskraft verwerthet. Erzeugung von Productionskraft und Verwerthung

von Productionskraft, damit die erzeugte Kraft nicht brach liege, das ist Aufgabe des Einzelnen, wievielmehr Aufgabe des Staates. Wo die Grenze liegt, werden wir später noch sagen.

Die deutschen nationalen Freihändler sagen: du Manchesterthum hast unsre Production geschmälert, indem du ihr den heimischen Boden verkümmertest ohne den ausländischen erringen zu können. Das Manchesterthum erwiedert darauf: Ich habe durch die internationale Arbeitstheilung nach der Theorie der Werthe dem Consum durch allseitig freie Einfuhr die billigsten Preise verschafft; die billigeren Preise heben den Consum, und der erhöhte Consum wirkt, wie ihr selbst zugestehen müßt, auf die Production anregend ein. Demgegenüber sagen die Thatsachen: Der Consum hat sich keineswegs gehoben, sondern er hat sich erheblich vermindert, die Preise sind weder billiger geworden, noch die Waaren besser; auch da sind die Preise nicht billiger geworden, wo man es am meisten hätte erwarten sollen: bei der Schlacht- und Mahlsteuer.

Dies ist aber ganz erklärlich, besonders was das Nichtbilligerwerden der Preise angeht, was sich selbstverständlich nur auf den kleinen Consumenten bezieht. Den ganzen Vortheil des Wegfalls der Zölle nimmt der Zwischenhändler, der Großhandel, der Speculant in Anspruch. Für die einzelnen Consum-Artikel beträgt der Wegfall der Zölle so verschwindend wenig, daß für den eigentlichen Consumenten von Vortheil oder Nachtheil kaum die Rede sein kann. Für ein Frauenkleid von 40 Mark beträgt der Zoll 20 Pfennige, für ein gedrucktes Kleid 12 Pfennige, für eine Pflugschar einige Pfennige u. s. w.

Trotzdem bleibt auch für den kleinen Consumenten immer ein gewisser Vortheil, aber wäre er auch noch größer, er würde keinenfalls bedeutend genug sein, um den Consum derartig zu steigern, daß derselbe auf die Production in bestimmender Weise reagirte. Welch' sonderbares wirthschaftliches Verkennen überhaupt, die Production durch den heimischen Consum bestimmen zu wollen! Nicht der Consum soll die Production anregen, sondern die Production den Consum. Die Consumbefähigung ist die Grenze für die Production, aber bis dahin darf und muß sie herrschen.

Wie vor Jahresfrist die Dinge wirthschaftlich in und um Deutschland lagen, hatte die „internationale Arbeitstheilung", die wir idealiter ohne Gegenseitigkeit acceptirt hatten, unsere legitime Production und damit unsere gesammte Wirthschaft geschädigt; jedenfalls haben wir dadurch dasjenige Productionsquantum verloren, welches vom Auslande, wie wir oben sagten, „unverhältnißmäßig" d. h. mehr eingeführt wurde, als bei factisch bestehender internationaler Arbeitstheilung oder Gegenseitigkeit hätte vom Auslande eingeführt werden können. Hic Rhodus!

2.

Zu derselben Einseitigkeit wie die „internationale Arbeitstheilung" für den Consum, führt der „Schutz der nationalen Arbeit" für die Production. Selbstverständlich betrachten wir hier die extreme principielle Anwendung. Während wir dort den Consum einseitig begünstigt und die Production verkümmert sahen, finden wir hier die Production überreizt und manchmal auch die Consumenten benachtheiligt. Wie man dort die Sorge für die Consumenten übertreibt, geht man hier zu weit in der Schätzung der Segnungen der vermehrten Production. Beides aber hat natürliche Grenzen, die straflos nicht überschritten werden dürfen.

Gewiß ist die Production die Quelle, aus welcher der unversiegbare Strom aller Wirthschaft fließt, aber auch dieser bedarf seiner naturgemäßen Entwicklung, wenn er sich nicht trüben, über seine Ufer treten und den Segen in Fluch verwandeln soll. Die vaterländische Production muß in harmonischem Verhältnisse stehen zu der Consumfähigkeit desjenigen Marktgebietes im In- und Auslande, auf welchem die einheimische, vaterländische Production concurrenzfähig ist.

Die Harmonie dieses Verhältnisses kann zwiefach gestört werden. Entweder wird die Production ungebührlich vermehrt, und die Consumfähigkeit bleibt dieselbe, oder die Consumfähigkeit wird ungebührlich verringert, und die Production bleibt in früherer Ausdehnung bestehen. In jedem von beiden Fällen tritt, allerdings aus entgegengesetzten Ursachen, Ueberproduction ein, und mit dieser ein Sinken aller Werthe, selbst bis tief unter das Niveau des Productionswerthes. Die Production ist dann nicht mehr productiv, sondern wirthschaftlich so unproductiv wie der Consum an und für sich. Selbstverständlich ist es, daß die genannten beiden Ursachen für die Störung der wirthschaftlichen Harmonie, die wir Ueberproduction nennen, thatsächlich nicht immer getrennt wirken, sondern oft in gegenseitig ausgleichender oder auch gemeinsam steigernder Verbindung.

In Amerika entstand die Ueberproduction und damit die Krise der letzten fünf Jahre hauptsächlich durch die ungebührliche Vermehrung der Production. Die gleichzeitige energische und glückliche Ausdehnung der Absatzgebiete trat der gefährlichen Wirkung jener Ueberproduction in etwas ausgleichend entgegen. In Deutschland dagegen hat damals der Milliardensegen nicht nur eine fieberhaft vermehrte Production geschaffen, sondern es trat auch eine ungebührliche Verringerung der Consumfähigkeit durch Verminderung der Absatzgebiete hinzu, Oeffnung des heimischen und Erschwerung einiger fremder Märkte, um die Krankheit zu einer gefährlichen zu steigern.

Mit Unrecht macht man daher die Schutzzölle einseitig für entstandene Ueberproduction verantwortlich, denn es läßt sich nach dem Gesagten leicht denken,

daß sogar bei verminderter Production doch die Wirkungen der Ueberproduction sich geltend machen. Trotzdem schwebt die Gefahr der Ueberproduction über jeder energischen Schutzzollpolitik, denn bei einer solchen wird die ohnedies nicht leichte Aufgabe, die Grenze zu merken, wo die Production in Ueberproduction umschlägt, wo die gesunde ungesund und unproductiv wird, noch erschwert. Wenn aber auch diese Gefahr vorliegt, so braucht man deshalb doch nicht auch auf die Vortheile zu verzichten, welche zugleich damit verbunden sind. Oder sollen wir etwa die Eisenbahnen abschaffen und uns wieder in die Postkutschen setzen, weil in letztern die Gefahren für Leib und Leben geringer waren? Je weniger man die Schutzzölle als Panaceen preist und je klarer man sich auch ihrer Schattenseiten bewußt ist, desto wirkungsvoller und heilsamer wird man sich ihrer bedienen können. Wie gewöhnlich, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte.

„Die Ausgleichszölle passen überallhin", sagte ihrer Zeit die Kölnische Zeitung, „wo durch solche Zölle die Erzeugnisse fremder Arbeit von unserm heimischen Markte verdrängt und durch Erzeugnisse nationaler Arbeit ersetzt werden können. Der radikale Unterschied beider Standpunkte besteht darin, daß nach der Auffassung von Adam Smith und aller auch noch so gemäßigten Freihändler der nationale Wohlstand durch die Benutzung der ‚internationalen Arbeitstheilung' gewinnt, während nach der Anweisung der Schutzzöllner, auch Lists, der nationale Wohlstand im Gegentheil dadurch gewinnt, daß eine Nation möglichst Alles selbst producirt, selbst mit Mehrkosten. Das sind diametral entgegengesetzte Standpunkte, zwischen welchen es eine Vermittlung nicht giebt." Hier haben wir die Anerkennung der getadelten Extreme in ihrer ganzen Schroffheit nach rechts und links, von einem der ersten publicistischen Organe. Doch ist nur der manchesterliche Standpunkt correct wiedergegeben, nicht der sogenannte schutzzöllnerische, den wir den „national-freihändlerischen" nennen.

Der nationale Freihandel will nicht womöglich Alles — denn mit Mehrkosten ist eben Alles absolut möglich — selbst produciren, sondern nur dasjenige, was der wirthschaftlichen Stufe und den Productionsbedingungen des Landes entsprechend und natürlich ist, und was sich in der Folge *ohne Schutz mit Sicherheit wird behaupten können*. Hat uns denn die Zollpolitik des Zollvereins nicht etwa erst jene Industrien geschaffen, welche wir heute besitzen, würde sie uns nicht auch die Baumwollspinnerei *geschaffen haben*, wenn nicht der blinde Freiheitswahn die Entwicklung dieser Branche gehindert hätte? Sind nicht im Laufe der 40 Jahre von 1838 an die Zölle ganz erheblich gemindert, ja größtentheils aufgehoben worden? Wenn wir von vornherein eine consequente und keine schwankende Handelspolitik befolgt hätten, würden diese

Industrien nicht noch weit mehr befähigt sein, Zollreductionen zu ertragen als jetzt?

Vor mehreren Jahren schon hat der Verfasser dieser Zeilen in der Schrift: „Die deutsche Industrie vor dem Reichstage" (Leipzig, Frohberg) bei Besprechung der Eisenzölle darauf hingewiesen, daß die deutsche Industrie, trotz der durch das Zusammentreffen vieler Umstände höchst mißlichen Lage, doch zur Noth das Fallen der Eisenzölle vertragen könne, nämlich was ihre innere Entwicklung und Widerstandsfähigkeit betreffe, doch sei es rathsam, einen andern Zeitpunkt als gerade den ungünstigsten zu wählen, um die Empfindlichkeit des Rückschlags zu mildern.

3.

Ein Mittel, Gegenseitigkeit zu erzielen ist die Retorsion. Es ist davon gesprochen worden, sich der Retorsionszölle zu bedienen, um auch gleichzeitig die vergrößerten Reichsausgaben zu decken, und bezüglich der letztern sind ihrer Zeit die Tabaksteuer und das Tabaksmonopol in den Vordergrund der Erwägung getreten. Das war gewiß mit Freuden zu begrüßen als der endliche Durchbruch zu einer practischen, den thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden und damit rechnenden Handelspolitik. Die Politiker mögen sich beruhigen. Die „Masse Geld", welche dadurch die Regierung erhält, wird das „Budgetrecht" nicht „illusorisch" machen. Als ob ein verfassungsmäßiger Staat, regiert von einem allgeliebten Herrscher und von Staatsmännern, welche durchdrungen sind von der Fülle und Verantwortlichkeit ihrer Aufgabe, jemals zuviel Geld haben könnte.

Hat das Land nicht die Größe des Militärbudgets als eine eiserne Nothwendigkeit, aber als eine Last gefühlt, als ein unvermeidliches Hinderniß, andere wichtige Staats- und Culturzwecke zu verfolgen? Wenn man den Begriff der Volkswirthschaft nicht allzu eng auffaßt, so gehört auch das Unterrichtswesen dazu, und Adam Smith betont dies ausdrücklich und legt es dem Staate als eine seiner ersten Pflichten ans Herz. Und gerade darin, wie viele fromme Wünsche, wie viele Forderungen höherer Erkenntniß und gereifter Sittlichkeit, wie viele practische und gewaltige Reformen mußten in stiller Resignation zu den Acten gelegt werden, weil — der nervus rerum fehlte!

Er war mehr als ein sonderbarer Schwärmer, jener österreichische Abgeordnete, welcher die Abschaffung der stehenden Heere forderte, damit die Staaten ihren Culturzwecken nachgehen könnten; das bewies seiner Zeit das enorme Aufsehen, welches seine Rede machte. Nur darin irrte er, daß er von Zweien Eines forderte, während Beides nöthig war, und wenn nur Eines, die Existenz überhaupt der schönen Existenz vorangehen mußte.

Insofern werden auch die nationalen Freihändler, oder wenn man will die Schutzzöllner das Tabaksmonopol mit Freuden begrüßen können, ohne fürchten zu müssen, daß dadurch die Zwecke nationaler Handelspolitik Aufschub erleiden könnten. Im Gegentheil, die Gegner werden durch die practische Anwendung ein schnelleres Verständniß gewinnen, und wie der Entstehungsgrund für die Tabakssteuer die Nothwendigkeit ist, vermehrte Einnahmen zu schaffen, so wird der Motor für die Retorsionszölle, für das practische Streben nach Gegenseitigkeit, nach naturgemäßer Ausgleichung die Erkenntniß sein: Gegenseitigkeit ist ein integrirender Bestandtheil des Begriffes der internationalen Arbeitstheilung, ein inhaerens derselben. Die internationale Arbeitstheilung ohne Gegenseitigkeit führt logisch zur Negation des Staates und zur Posse des Individualismus auf kosmopolitischer Gesellschaftsgrundlage, sie negirt das wirklich Gegebene und muß dennoch damit rechnen. Die Volkswirthschaft will aber nicht Individuen erziehen und beglücken, sondern ihr Ziel ist, wie List sehr wahr sagt, „den tüchtigsten Bürger, den besten, dauerhaftesten Staat, die mächtigste, angesehenste Nation zu produciren.“ Sobald sich aber die internationalen Freihändler überzeugt haben werden, daß der Staat die productive Kraft des Landes und nicht ein exclusives Interesse der Producenten schützen und entwickeln, sondern vor Allem im allgemeinen nationalökonomischen Interesse für die Gesammtheit der Staatsbürger, und nicht im Geringsten auch im Interesse der Consumenten wirken muß, so werden sie die Forderung der Gegenseitigkeit begreiflicher finden.

Wir glauben auch bei der Erziehung der Individuen mit Recht den Schwerpunkt auf die Entwicklung ihrer productiven Kräfte legen zu müssen, wir glauben für unsere Kinder nicht dann schon ausgiebig gesorgt zu haben, wenn wir ihnen soviel Vermögen hinterlassen, daß ihr Consum, soweit derselbe zum nöthigen oder angenehmen Lebensunterhalte dient, gesichert ist, denn das aus dem Consum reciprok fließende geringe Quantum von Production kann uns nicht genügen, sondern wir erachten es als das höchste Ziel unserer Erziehungskunst, aus unsern Kindern Leute zu machen, welche durch ihre Production nicht allein für sich, sondern zugleich für viele Andere, für den Staat, für die Menschheit leben und wirken können.

Die Aufgabe der deutschen Handelspolitik ist somit eine dreifache: 1) Vermehrung der Consumfähigkeit durch Erweiterung des Absatzgebietes, also Erstrebung von Gegenseitigkeit; 2) Vergrößerung der Staatseinnahmen; 3) Schutz und Entwicklung der vaterländischen productiven Kräfte, und dahin gehört durchaus nicht in erster Reihe der Schutz bestimmter Industrien, sondern vor Allem gehören dahin die großen Aufgaben des Verkehrs und des Creditwesens, Eisenbahn- und Canalbau (Secundärbahnen), neues Creditsystem auf Cassazahlung, Landescultur, staatliche Arbeits- und Gewerbereform im Lehrlings-

Arbeiter- und Meisterwesen, zum Theil in Anlehnung an die in der Praxis hervortretenden, durch den Mangel der Arbeitsleistung, also durch die Nothwendigkeit erzeugten, aber nicht mit der gehörigen nachhaltigen Kraft ausgestatteten schüchternen Versuche, durch Prämiirung, Ausstellung und öffentliche Concurrenz eine größere Leistungsfähigkeit im Arbeiterstande zu erzielen. Genug, es gehört noch eine Menge hierher, dessen wirthschaftlich richtige Verwerthung unserm Vaterlande die segensreichsten Früchte tragen würde. Man vergleiche darüber Adam Smith, der gerade in diesem Capitel der wirthschaftlichen practischen Volkserziehung unübertrefflich ist, weil er hier analytisch untersucht und den Boden der Wirklichkeit, der nächsten lebenswahren Umgebung nicht verläßt. Aber zu alledem gehört Geld, recht viel Geld, und somit ergiebt sich der zweite Theil der Aufgabe: Vergrößerung der Staatseinnahmen.

Zu den halbverstandenen Schlagwörtern der modernen Volkswirthschaftslehre gehört auch der Begriff der „Autonomie des Tarifs". Gewöhnlich verbindet man irrthümlich damit die Ansicht, daß dieser Begriff eine Erhöhung der Zölle schlechterdings in sich schließe. Daß es aber auf der Bahn der Schutzzölle keinen Stillstand gebe, steht in directem Widerspruch mit der historischen Entwicklung Englands, Belgiens, Deutschlands ꝛc. und endlich nicht am wenigsten mit der Lehre von Adam Smith. Smith sagt: (V, 1,3) „Wenn eine Gesellschaft oder wenn kaufmännische Unternehmer auf eigene Gefahr und Kosten einen neuen Geschäftszweig etabliren, so wird es nicht gerade unvernünftig sein, ihnen für eine gewisse Reihe von Jahren ein Monopol einzuräumen. Die Billigkeit erfordert alsdann schon, daß später die Offenlegung des einheimischen Marktes für die fremde Mitbewerbung nicht plötzlich eintrete, sondern allmählich, stufenweise und nach sehr lang vorhergegangener warnender Anzeige."

Doch wie gesagt, nicht nur theoretisch, auch practisch als Thatsache ist das allmähliche Fallen der Zölle als eine Entwicklungs-Nothwendigkeit ausgesprochen. In allen Ländern Europas mit Ausnahme von Rußland ist der Fortschritt in der Richtung des Freihandels unverkennbar. Dies läßt sich mit Leichtigkeit nachweisen, besonders wenn man die Entwicklung im Großen und Ganzen überblickt. Nur da, wo die naturgemäße Entwicklung überstürzt wurde und an und für sich richtige Principien mit den concreten Verhältnissen nicht in Einklang blieben, wo sie nicht ihre nothwendige Beschränkung auf dem Boden der Thatsachen erhielten, nur da ist eine Reaction eingetreten, aber diese Reaction ist eine gesunde und verdient keineswegs die beiden Gänsefüßchen, womit sie gewöhnlich von den Gegnern ausgeschmückt, oder das politische Kleid, in welches sie gehüllt wird.

Die „wenigen schutzzöllnerischen Fabrikanten" sind nun erst recht für die Polemik ein zerbrochener Knüppel. Die Nothwendigkeit, die nationale Handels-

politik der internationalen gegenüber zu betonen, die thatsächliche gegen die principielle, hat in der Erkenntniß der gesammten Bevölkerung zum Glück immer weiteres Terrain gewonnen, und gerade der Handelsstand, die Leute der Praxis, und darunter speciell die Engros-Consumenten der durch Zölle belasteten Industrie-Erzeugnisse haben sich ja am entschiedensten auf die Seite der nationalen Handelspolitik, bez. der Handelspolitik der Thatsachen gestellt. Dies hat u. a. die Frankfurter Versammlung durch ihre Resolutionen bewiesen, dies der bleibende Ausschuß des Handelstages durch die Forderung einer Enquête. Bezeichnend und für den wissenschaftlichen Beobachter wohl der Beachtung werth sind aber die Kundgebungen der Theoretiker auf dem Congreß des Vereins für Socialpolitik. Wir heben hier besonders die Reden der Professoren Wagner und Held und des Erstern darauf bezügliche Schriften hervor, welche den Umschwung, bez. die Entwicklung der Ansichten in der Richtung einer vaterländischen, auf dem Boden der Thatsachen aufgebauten Handelspolitik deutlich gekennzeichnet haben.

Am widerwärtigsten ist den absoluten Freihhändlern der „autonome Tarif“. Sie sehen darin den Schrecken aller Schrecken. Allein auch diese Vorstellung beruht hauptsächlich in dem Verharren in alten Anschauungen, in dem Verkennen der in Deutschland in der handelspolitischen Einsicht gemachten Fortschritte. Früher hatte ein autonomer Tarif allerdings nur den Zweck, die Freiheit der Tarifbestimmung uneingeschränkt benutzen zu können, um durch ausgiebigste Auflage von Zöllen den damit verbundenen vermeintlichen Segen voll und ganz zu genießen. Das war die Zeit, wo man Prohibition der Einfuhr und hohe Schutzzölle, bez. Zölle überhaupt principiell für nothwendig, volkswirthschaftlich heilsam und absolut förderlich hielt. Heute haben sich die Ansichten geklärt, und die Ueberzeugung hat sich ziemlich allgemein Bahn gebrochen, daß das Princip der Handelspolitik die Handels*freiheit* ist, und daß Zölle, welcher Art sie immer sein mögen, mit dem Princip nichts zu thun haben, sondern nur der Ausdruck sind für die den concreten nationalen Verhältnissen entsprechende nothwendige Beschränkung jener Freiheit, ähnlich wie die Steuern die Freiheit des Bürgers beschränken, über seine Einnahmen zu verfügen, oder die Militärpflicht die Freiheit des Bürgers sogar bis zu dem Punkte beschränkt, daß sie das Leben von ihm fordern kann. Zölle, Steuern, Militärpflicht (stehendes Heer) sind, wenn man will, nothwendige Uebel, denn es wäre natürlich besser, wir hätten gar keine Zölle und Steuern und kein stehendes Heer nöthig. Sie sind der Ausdruck dafür, was wir brauchen, um unsern realen Staat mit dem Idealstaate in Einklang zu bringen, der Ausdruck für die nothwendige Beschränkung des Principstaates mit Rücksicht auf die wirklichen concreten Verhältnisse.

Betrachtet man die Forderung eines autonomen Tarifes unter dem einen

oder dem andern Gesichtspunkte, so wird dieselbe eine sehr verschiedenartige sein. Unter dem letztern Gesichtspunkte wird sie alles von ihrem Schrecken verlieren. Unter diesem aber muß sie betrachtet werden, und doch geschieht dies nicht; im Gegentheil die absoluten Freihändler betrachten sie mit Vorliebe unter dem erstern Gesichtspunkte. Das würde allerdings Rückkehr zu den ungeheuerlichsten Zöllen bedeuten. Diese ist aber schon deshalb nicht möglich, weil die deutsche Industrie hoher Zölle überhaupt nicht bedarf. Wo also Erhöhungen eingetreten sind, da hat sich herausgestellt, daß sie ihren hauptsächlichen Grund in den übereilten und sprungweisen Zollermäßigungen der vorausgegangenen Jahre finden.

Nur auf Grundlage eines autonomen Tarifes läßt sich eine wirksame Retorsionspolitik erstreben. Wirksam ist aber eine Retorsionspolitik hauptsächlich dann, wenn sie sich nicht auf die Defension beschränkt, sondern selbständig aggressiv vorgeht. Uns Deutschen als Freihändlern, welche bereits über die Grenze des nach unsern concreten wirthschaftlichen Verhältnissen dem Auslande zu Gewährenden hinausgegangen sind, stehen als Renitente besonders Rußland, Amerika, Oesterreich und Frankreich gegenüber. Wir sind im Stande, an der Hand eines autonomen Tarifes die drei erstern durch Getreidezölle, Frankreich durch Luxuszölle, Amerika und Rußland durch Schifffahrtsbestimmungen in Verbindung mit obigen Zöllen zu zwingen, unseren billigen Forderungen zu willfahren. Wahrscheinlich würde schon eine Drohung genügen, denn jene Nationen würden sich sagen müssen, daß Deutschland, nachdem es einmal eine solche Maßregel ergriffen hat, dieselbe schon in Rücksicht auf seine dadurch angeregte Landwirthschaft zwar plötzlich einführen, aber nur allmählich wieder und auch nur gradatim, genau nach den Worten von Adam Smith, abstellen kann.

Daß man „Handelsverträge" im Gegensatz zur „Autonomie der Tarife" in Deutschland zu loben und zu preisen nicht aufhört, paßt ebenfalls mehr in die verflossenen Decennien als in die Handelspolitik des heutigen Tages. Die Handelsverträge haben eine sehr gute Wirkung g e h a b t, aber das vorgesteckte Ziel kann jetzt auf diesem Wege nicht weiter erreicht werden. Die Handelsverträge bildeten durch ihre Klausel der „meistbegünstigten Nation" (wonach eine Ermäßigung, die irgend einer Nation zugestanden wurde, damit sofort auch allen andern Nationen, welche den gleichen Vertrag acceptirt hatten, zu Theil werden sollte) einen ausgezeichneten Drücker zur Verallgemeinerung des Freihandels. In der That sind durch diesen gelinden Zwang practisch mehr Zölle gefallen und ermäßigt worden, als die erweiterte Erkenntniß sonst zuwege gebracht hätte; aber das Ende ist doch gewesen, daß dem stürmischen und radicalen Vorgange Deutschlands in demselben Maße kein anderes Land gefolgt ist, daß vielmehr einige Länder

ihre Zölle erhöht haben, andere damit umgehen, dies baldigst zu thun, und diejenigen, welche ihre Zölle ermäßigten, wie Frankreich, eine Ermäßigung nur im beschränktesten Maßstabe vorgenommen haben. Somit sah sich Deutschland trotz seiner Aufopferung isolirt.

Inwiefern soll uns nun eine Erneuerung der Handelsvertrags-Politik frommen, deren Consequenz wir erschöpft haben, ohne sie uns günstig gestalten zu können? Nur vom Standpunkte des radicalen Freihandels, bez. des Manchesterthums, welches behauptet, daß das von Schutzzollländern umschlossene isolirte Freihandelsland nicht ausgebeutet werde, sondern „erst recht gewinne, indem die andern sich nur selbst schaden", kann die Fortsetzung der Handelsvertrags-Politik empfohlen werden. Auf diesem Standpunkte steht aber noch ein Theil unsrer einflußreichen Presse, obschon sie das Manchesterthum und den absoluten Freihandel verleugnet. Was hilft das aber, da doch in dem oben angeführten Satze der principielle Unterschied zwischen Manchesterthum und nationalem Freihandel enthalten ist!

Die Tragik in Werken der hellenischen Plastik.

Von Veit Valentin.

3.

Für die zu dem pergamenischen Weihgeschenk auf der Akropolis zu Athen gehörigen Reste muß zunächst hervorgehoben werden, daß in Folge des Zufalles, der uns als sicher zugehörig nur Unterliegende und Erschlagene erhalten hat, das Urtheil sich leicht dahin verschieben könnte, als ob die Betonung dieser das Leiden darstellenden Seite des Kampfes das Hauptziel des Künstlers gewesen wäre. Innerhalb der großen Gruppen bildeten die uns erhaltenen Reste jedoch nur einen Theil, und gewiß nicht den, für welchen das Interesse in erster Linie in Anspruch genommen wurde. Dieses galt vielmehr den Besiegern der Barbaren und der Giganten, und die zu diesen gehörenden Besiegten und Getödteten mußten zunächst die Empfindung der Genugthuung über den durch ihren Tod verbürgten Sieg erwecken. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß zugleich Mitleid erregt werden sollte, wodurch sich das Interesse an dem Ganzen nur steigern, vermannichfaltigen konnte. Sollte aber für die Feinde Mitleid erregt werden, so konnte dies nur ein allgemein menschliches sein, welches auch

dem Feinde nicht versagt wird, wenn die Situation das Höchste, das Leben selbst, in Frage stellt, oder wenn der Tod besonders überwältigend und erschütternd auftritt. Beide Richtungen sind in hervorragender Weise vertreten: jene in den niederfallenden Galliern, diese in den wie vom Blitze getroffenen Niedergestürzten, dem Giganten, dem griechischen Pergamener und der Amazone. Dieser unmittelbare, entsetzliche Eindruck des Todes wird noch durch die bis aufs Aeußerste getriebene Naturwahrheit erhöht, die uns weder die Wunden noch das rinnende Blut erspart, die uns namentlich in dem sich langsam und abgewendet vom Kampfe verblutenden Gallier ein ergreifendes Schauspiel zeigt, die es liebt die Gegensätze scharf nebeneinander zu stellen, wie bei der Amazone, deren blutende Wunde auf der in fast überkräftiger Lebensfülle schwellenden nackten rechten Brust klafft. Noch mehr jedoch mußte die Sympathie geweckt werden, wenn diese Mittel bei solchen angewendet wurden, welche von vornherein als die Vertheidiger gegen die eindringende Barbarei Anspruch auf Theilnahme hatten, wie es in dem todt hingestreckt liegenden, durch und durchgebohrten, aus doppelter Wunde blutenden Pergamener geschehen ist. Nehmen wir noch hinzu, daß auch die sanftere Wehmuth des langsam siegenden, schließlich als Erlöser erscheinenden Todes in dem sterbenden Gallier und in dem wie zum Schlafe hingesunkenen Perser einen ergreifenden Ausdruck gefunden hat, so sehen wir, daß selbst in den wenigen erhaltenen Resten eine reiche Scala innerhalb der Mittel unser Mitgefühl zu erwecken sich ergiebt, und wir dürfen um so mehr annehmen, daß auch bei den unversehrten Gruppen diese Seite der Schmerzerregung in der Empfindung des Beschauers entschieden als bewußte Absicht beim Künstler vorhanden war, als sich gerade nach dieser Seite hin in der Ausführung ein bedeutendes Geschick desselben zeigt. Ist aber diese Absicht die der Erregung einer tragischen Empfindung gewesen, so entspricht ihr die Wirkung nicht in vollem Maße. Wer in die Schlacht zieht, zumal als Angreifer, giebt seinen Anspruch auf Berechtigung zum Leben auf. Fällt er, so erfüllt sich das im voraus als möglich gekannte Geschick, und nur ganz besondere Nebenumstände könnten dieses Geschick zu einem tragischen machen. Vielmehr hat gerade der Schlachtentod etwas Versöhnendes, da der Vertheidiger seines Rechtes — und dafür hält sich schließlich jeder Kämpfer — im Dienste eines höheren Zweckes, eines Ideales steht. Diesem gegenüber hat aber das Individuum keinen Werth. Indem es sich selbst aufgiebt und dem Untergange aussetzt, ordnet es sich dem Allgemeinen unter, und eine einseitige, nur subjectiv berechtigte Betonung seiner Eigenart wird unmöglich. Damit ist aber gerade das Element ausgeschlossen, welches das Tragische begründet. Es bleibt somit nur das allgemeinmenschliche Mitleid übrig, das nur durch die besondere Art des Untergangs etwas dem individuellen Interesse Aehnliches gewinnen kann, ohne dieses selbst zu erreichen.

Wir stehen also auf einer Vorstufe des Tragischen, und zwar einer solchen, auf welcher die Darstellung des körperlichen Leidens zum Zwecke der Erregung des Mitleids nicht nur beibehalten, sondern sogar in hervorragendem Maße und als hauptsächliches Mittel benutzt wird.

Anders verhält sich's mit den beiden Werken, welche gleichfalls der pergamenischen Kunst entstammen, dem sterbenden Gallier auf dem Capitol und der Galliergruppe in Villa Ludovisi. Ist die Voraussetzung ebenso richtig, wie sie wahrscheinlich ist, daß nämlich jedes dieser beiden Werke eine Einzelschöpfung ist, so tritt die Absicht des Künstlers, tragisch zu wirken, nicht wie bei jenen großen Gruppen nur als Einzelmoment innerhalb einer im Großen und Ganzen nach andrer Seite zielenden Gesammtwirkung, sondern als der eigentliche künstlerische Zweck des Werkes deutlich hervor. Und in der That ist auch der Künstler diesem Ziele hier näher gekommen. Das individuelle Interesse ist zwar nicht vollständig da; wir sehen eben auch nur irgend einen, nicht diesen besonderen Menschen; aber es ist durch den Umstand erhöht, daß wir es überhaupt nur mit einzelnen Menschen und ihrem Geschick zu thun haben, daß sich das Interesse auf diese concentrirt, nicht aber durch andere Persönlichkeiten zertheilt wird. Der Schmerz, der empfunden wird, gewinnt daher wenigstens etwas der persönlichen Theilnahme Aehnliches. Er tritt aber wegen dieser nicht vollständigen Individualisirung nicht in den Gegensatz zu einer subjectiven, nur dieser speciellen Persönlichkeit eignenden Berechtigung; die vorhandene allgemein menschliche, zu leben, vermag eben nur Mitleid zu erwecken. Zudem wird sie durch die Vorstellung beeinträchtigt, daß wir es in beiden Fällen mit solchen zu thun haben, deren Tod als eine Befreiung, eine Erlösung erscheint und somit auf uns als eine Beruhigung wirken muß. Soll demgegenüber dennoch Sympathie erweckt werden, so kann dies wiederum nur durch die besondere Art des Todes geschehen, in welcher am deutlichsten das individuelle Element sich ausspricht. Dies ist in beiden Fällen meisterhaft erreicht. Da ist der Mann gezwungen, das eigene Weib zu tödten, um sie vor Sklaverei zu retten — und wie ergreifend ist das Zusammenbrechen der Sterbenden ausgedrückt! Er selbst legt Hand an sich; aber sein Tod ist doch wieder ein Triumph über seine Feinde, denen er die gehoffte Beute im letzten Augenblicke entreißt. Noch tiefer erfaßt uns der verzweiflungsvolle einsame Selbstmord des capitolinischen Galliers. Alle Hoffnung nicht nur auf Sieg, sondern auch nur auf Rettung ist zerstört; da tödtet er sich selbst, und langsam sinkt der widerstrebende Körper dem fließenden Blute nach; kaum trägt ihn noch der — trefflich ergänzte — rechte Arm; schon geknickt, wird er im nächsten Augenblicke zusammenbrechen. Dazu der tiefschmerzliche, jeder Hoffnung baare, ganz in Kummer getauchte Ausdruck des Gesichtes, das aus allen Gliedern sichtlich schwindende Leben — ein wahr-

haft erschütternder Anblick! Und um ihn zu erhöhen, die vollendetste Naturwahrheit in der Körperbildung, eine Individualisirung der Formen, die uns porträtartig anmuthet und doch nicht die Heraushebung der Persönlichkeit aus der Fülle gleichartiger Individuen erreicht. Es ist eben doch nur irgend ein Gallier, irgend ein Tod, wie er sich oft genug wiederholt haben mag, der uns mit einem Schlage das Schicksal von Tausenden vor Augen führt, in dem Maße aber, wie er verallgemeinert ist, auch das individuelle Interesse verliert.

Auch in diesen beiden Werken versäumte der Künstler nicht, unsere Vorstellung realistisch durch Blut und Wunden zu berühren; aber wir werden zugleich in das seelische Leben erhoben, das sich in der wilden und in der finsteren Verzweiflung abspiegelt und uns den Zusammenbruch froher Hoffnung, die nutzlos gewordene Ueberwindung von Kampf und Gefahren, die Enttäuschung des oft erfüllten Siegesbewußtseins ahnen läßt. Der Mangel einer vollständig zum Ausdruck gekommenen Einzelpersönlichkeit, während doch zugleich nur einzelne Individuen dargestellt sind, verleiht ihnen ferner um so leichter eine typische Bedeutung und läßt uns in diesem Einzeluntergange den Untergang eines ganzen Volkes erblicken, wodurch unser Gemüth noch tiefer ergriffen wird, obgleich dieses Volk zur Rettung der Cultur untergehen mußte. Es ist ein Griff in die Saiten des allgemeinen Menschengeschickes, und der Klang ist ein tieftrauriger. Aber auch hier gelangt das Tragische nicht zum Durchbruch. Wir sind auch hier auf einer Vorstufe, auf welcher zwar das körperliche Leiden nicht mehr einseitig in den Vordergrund tritt, sondern ein seelisches Leiden zum Ausdruck bringt, ohne jedoch seine Bedeutung als selbständiges und in seiner Wirkung wohlberechnetes Element aufzugeben.

Diese Verwerthung des seelischen Leidens neben dem körperlichen zur Erzielung einer Schmerzempfindung scheint in der weiteren Entwicklung dieser hier zu so bedeutenden Aeußerungen gelangten Kunstrichtung bald wieder zurückgetreten zu sein, um der Wirkung durch das körperliche Leiden den unbestrittenen Vorrang zu lassen, dem Drange nach äußerlichem, gröberem Effect entsprechend, welcher den abwärts gehenden Geschmacksepochen eigenthümlich ist: die abgestumpften Nerven müssen durch gröbere oder pikantere Kost gereizt werden, die feineren Mittel werden nicht mehr empfunden. Wenigstens lassen die uns überlieferten Gruppen diesen Fortgang deutlich genug erkennen. Es sind der Farnesische Stier in Neapel, dessen Künstler aus Tralles stammen sollen, und die Laokoonsgruppe im Belvedere des Vatican, welche auf Rhodos entstanden ist; beide stehen wohl den pergamenischen Werken in Bezug auf ihre Entstehungszeit nahe. In beiden Werken haben die Künstler sicherlich tragische Wirkung bezweckt, in beiden Werken haben sie ihren Zweck nicht erreicht.

Die Farnesische Gruppe stellt uns den Augenblick einer Strafvollstreckung

bar. Hier liegt in der That eine Schuld vor. Die Königin Dirke hat sich der von ihrem Gemahl als Sklavin ins Haus gebrachten Antiope gegenüber hart und grausam gezeigt, so daß die Verzweifelnde endlich flieht. Sie findet auf dem Kithäron bei Hirten Aufnahme, wird aber von der in bacchischer Lust eben dort schwärmenden Dirke entdeckt. Die entlaufene Sklavin soll ihr Vergehen mit dem Tode büßen, und mit ausgesuchter Grausamkeit wird sie dazu verurtheilt, von einem wilden Stier, an dessen Hörner sie gebunden werden soll, zu Tode geschleift zu werden. Schon machen sich zwei kräftige junge Hirten daran, dem erhaltenen Befehle gemäß das Urtheil zu vollstrecken; da wird im letzten Augenblicke entdeckt, daß eben diese Hirten die Zwillingssöhne der Antiope selbst sind, welche diese, von ihrem Vater wegen ihrer heimlichen Hingebung an Zeus vom Hause vertrieben, dereinst auf dem Kithäron geboren und einem Hirten anvertraut hatte. Nun treten die Söhne als Rächer für die Leiden der Mutter auf, und Dirke muß dieselbe Strafe erleiden, welche sie über Antiope verhängt hatte. Sie, die kein Erbarmen gekannt hatte, wird nun erbarmungslos zu dem Stiere gerissen, und während dieser in seiner Wildheit aufspringt und noch einen Augenblick von Amphions kräftigen Armen gebändigt wird, reißt Zethos das vergeblich die Kniee des Amphion umfassende Weib mit roher Faust an den Haaren heran, um den bereits dem Stier um die Hörner geschlungenen Strick auch um sie zu legen. Der nächste Augenblick zwingt in unsere Phantasie unfehlbar das Bild des rasend fortspringenden Stieres und des gräßlich dahingeschleiften, zertretenen, geschundenen Weibes, das wir eben noch in höchster Blüthe der Schönheit sahen. Daneben aber steht, in vollkommener Ruhe der Bestrafung zuschauend, ein anderes Weib, Antiope, welche jetzt die ersehnte Rache erlangt hat und dieser ihren vollen Lauf läßt.

Wo liegt in all diesem die Tragik? Eine Schuld ist hier thatsächlich vorhanden, die quälerische Mißhandlung einer Person, welche wenigstens der Dirke gegenüber nichts verschuldet hat, und welche zudem als Sclavin sich nicht vertheidigen kann, sondern jede Laune der grausamen Herrin über sich ergehen lassen muß. Diese Schuld wird bestraft. Die Strafe ist furchtbar, aber sie entspricht der Schuld deshalb, weil die hartherzige Königin dieselbe Strafe verhängt hatte. Es ist die einfache Wiedervergeltung; Schuld und Strafe entsprechen einander, und gerade deshalb ist eine tragische Empfindung nicht möglich. Von einer Berechtigung zu ihrem Handeln kann bei Dirke gleichfalls keine Rede sein, wenigstens nicht in der Darstellung des plastischen Werkes. Ist dieses einer Tragödie der Euripides nachgeschaffen, so konnte diese Dichtung, deren tragische Heldin jedoch Antiope war, manche Motive enthalten, welche der Dirke wenigstens irgend welche Berechtigung verleihen konnte, etwa begründete Eifersucht auf die Sclavin. Während aber der Dichter dies im Laufe der

Handlung vor uns entwickeln und unser Mitgefühl wenigstens nach einer Seite hin für Dirke wecken konnte, steht dem bildenden Künstler diese Möglichkeit nicht zur Seite. Beim Dichter kam überdies nach der Sitte des antiken Dramas die Bestrafung nur als Erzählung zur Geltung, hier aber tritt sie in der ganzen Wucht der unentrinnbaren Realität unserer Einbildungskraft gegenüber, welche immer und immer wieder an diesen Moment gefesselt und immer aufs Neue gezwungen wird, die nächsten Augenblicke weiterzudichten. So bleibt in der That nur das Gräßliche übrig, nach der einen Seite hin dadurch gemildert, daß es nur im letzten Augenblicke der Vorbereitung, aber freilich mit unausweichbarer Sicherheit dargestellt ist, nach der andern Seite hin aber gerade dadurch auch verstärkt, weil der die Lage weiterdichtenden Phantasie in der Ausmalung der Folgen keine Grenze gesteckt wird, so daß sie schließlich bei einem wüsten Knäuel von Schmutz und Blut anlangt. Und als ob die Künstler es empfunden hätten, daß sie dies Gräßliche wieder wenn auch nicht ausgleichen, so doch einigermaßen wieder gut machen müßten, verwenden sie auf die Darstellung des Momentes die ganze Kraft ihres großen Talentes, wie wenn sie uns durch das dem Moment zukommende Interesse, durch die überwältigende Kühnheit des Aufbaus, durch das sorgfältige Abwägen der Gestalten, durch die meisterhafte Gruppirung, durch die staunenswerthe Technik, durch die verschwenderische Fülle körperlicher Schönheit an den dargestellten Augenblick fesseln und unsere Phantasie verhindern wollten, die Gräßlichkeit der nächsten Augenblicke sich fortdichtend auszumalen. Diese freilich vergeblich aufgewendete künstlerische Kraft läßt sich selbst noch nach den starken Ergänzungen und Ueberarbeitungen erkennen, welche jedoch im Großen und Ganzen die ursprüngliche Gesammtwirkung zur Geltung kommen lassen. Nur darin dürfte die Ergänzung Unrecht haben, daß Zethos die Dirke nicht am Haare faßt, wie es uns ein Cameo in Neapel zeigt: das Gewaltsame, Unentrinnbare der Situation gewinnt durch dieses Motiv außerordentlich. Das malerische Element der Gruppirung wird noch durch die naturalistische Darstellung des Kithäron mit seinem Gethier erhöht, zumal der felsige, ansteigende Bergboden Gelegenheit zu verschiedener Höhe des Planes der Handlung und zu kühnster Stellung giebt, wie sie Amphion zeigt. Aber alle diese entschiedenen Vorzüge können über den Grundmangel nicht hinwegtäuschen: die beabsichtigte Tragik wird durch das Mittel eines im höchsten Grade gräßlichen körperlichen Leidens hervorgebracht, welches zwar noch nicht unmittelbar vor unseren Augen stattfindet, aber unfehlbar eintritt. Von einem seelischen Leiden ist nichts zu sehen; jeder ist ganz und ausschließlich bei der Sache, für einen seelischen Reflex bleibt weder Zeit noch Raum. Selbst wo eine Möglichkeit hierzu gegeben gewesen wäre, wie in dem zuschauenden Hirten oder Berggott, läßt sich nichts von Aufregung oder besonderer Theilnahme erkennen. Eine zweite Möglichkeit

lag in dem Ausdruck der Antiope; allein ihr Kopf ist ergänzt. Er wird auch, der sonstigen ruhigen Haltung des Körpers entsprechend, kaum etwas Anderes als Befriedigung über die Rache ausgesprochen haben.

Auch die Laokoongruppe stellt eine Strafvollstreckung dar; ja sie geht noch weiter als die erste. Während diese, wenn auch freilich im letzten Augenblick vor der Vollstreckung, doch nur die Vorbereitung giebt, zeigt diese die Ausführung des Urtheils selbst. Machen hierin die Künstler einen weiteren Schritt in dem Realismus der Darstellung, so tritt andrerseits durch die Wahl des Gegenstandes der wichtige, das Gräßliche mildernde Umstand ein, daß die Urtheilsvollstrecker Sendboten der Gottheit sind und somit nicht nur ein Act menschlicher Rachsucht vorliegt. Immerhin aber wird uns das Gräßliche nicht erspart; unser Mitleid wird aufs entschiedenste in Anspruch genommen, aber nur durch körperliches Leiden, welches sich vor unseren Augen vollzieht. Wir sehen den jüngeren Sohn sterbend zusammenknicken, den Vater im Verzweiflungsschmerze sich winden und doch der Unentrinnbarkeit des Schicksals keinen Widerstand leisten, den älteren Sohn nur erst von den Windungen des Schlangenleibes gefangen, aber dennoch dem Tode verfallen; sind doch die Schlangen Werkzeuge der Gottheit, die kein Opfer entkommen lassen dürfen noch werden. Gerade dieser beim Anblick der äußeren Lage zunächst auftauchende Gedanke an die Möglichkeit einer Rettung des einen Sohnes, der alsbald durch die Ueberlegung zurückgedrängt wird, daß der göttlichen Strafe gegenüber ein Entrinnen nicht möglich ist, giebt der Gruppe einen von den Künstlern wohlbedachten neuen Reiz, indem hierdurch die Möglichkeit der Situationen erschöpft, die Phantasie des Beschauers aber zugleich aufs neue zur Weiterdichtung angeregt und in Spannung gehalten wird, während bei den beiden anderen Personen die Lage eine derartig entschiedene ist, daß der weiterdichtenden Phantasie der Weg aufs bestimmteste vorgezeichnet wird. Ließe man die Möglichkeit einer wirklichen Rettung des älteren Knaben statt des bloßen Auftauchens des Gedankens an eine solche Möglichkeit zu, so ginge der Gruppe gerade das ergreifendste Moment, die Vernichtung der ganzen Familie, verloren. Es ist vielmehr als ein Meisterzug in der Composition zu bezeichnen, daß die Künstler es verstanden, neben der unbedingten Vernichtung des Einen, der eben vor sich gehenden Vernichtung des Zweiten, in der dritten Gestalt eine neue Form zu finden, in welcher die Vernichtung ebenso sicher ist, und doch durch den Schein einer Rettung nicht etwa eine Milderung, sondern eine Erhöhung der Furchtbarkeit der Situation bewirkt, welche zu dem überwältigenden Gesammteindruck wesentlich beiträgt. Ein wirklich entkommender Sohn ließe die göttliche Macht als wirkungslos erscheinen und wäre nicht nur eine überflüssige Zuthat, er würde geradezu die einheitliche Wirkung aufheben und zerstören. Bei einem Dichter

liegt die Sache anders; er hat eine Fülle von Mitteln, die Kraft und Größe der Gottheit zu schildern. Er kann das Entrinnen des Knaben motiviren, er hat die Gunst des Zusammenhanges der Erzählung für sich. Dem bildenden Künstler steht nur der eine Moment zur Verfügung, er kann nicht erklären und motiviren als durch das, was wir sehen. Er muß also die Einheitlichkeit der Handlung straffer ziehen und sich vor allem Episodischen hüten, das den Grundton stören, die Gesammtwirkung beeinträchtigen könnte. Es ist daher für das Verständniß der bildnerischen Gruppe durchaus irrelevant, wenn nachgewiesen wird, daß ein alter Dichter den einen Sohn entkommen läßt; der Bildhauer ist, wenn er Künstler ist, kein Illustrator des Dichters, sondern schafft nach den Gesetzen seiner eignen Kunst. So ist es hier geschehen. Soll die ganze Höhe des Schrecklichen erreicht werden, so darf der Gedanke an die Möglichkeit eines Entrinnens nur aufblitzen, um alsbald durch die Vorstellung des göttlichen Urhebers der Strafe zurückgedrängt zu werden. Daß er aber überhaupt auftauchen kann, ist eine wesentliche Bereicherung in der Durcharbeitung der von dem Künstler beabsichtigten Grundempfindung. Diese soll sicherlich die tragische sein. Sie ist es jedoch nicht.

Es wird in neuerer Zeit geltend gemacht, auch diese Composition gehe auf ein Drama zurück und zeige uns dessen Katastrophe. Laokoon habe sich im Tempel gegen die Gottheit durch Entweihung vergangen; die Strafe sei aufgeschoben worden, bis die Söhne herangewachsen gewesen, um dann den Vater durch Hereinziehung der Söhne um so härter zu treffen. Von Laokoons Eingreifen am Tage vor Troja's Untergang sei dagegen keine Rede. Wäre dies richtig, so läge in der That eine Schuld, ein Verbrechen vor, welches seine entsprechende, wenn auch raffinirt durchgeführte Strafe erhielte. Von einer Tragik könnte alsdann gar keine Rede sein; eine verdiente Hinrichtung ist traurig, erschütternd, aber nicht tragisch. Bleiben wir dagegen bei der früheren Auffassung, so verhält sich die Sache anders. Laokoon fürchtet dem Geschenk der Griechen gegenüber Verrath, er greift ein, getrieben von glühender Vaterlandsliebe. Sein Auftreten ist durchaus berechtigt, unsere Sympathie ist auf seiner Seite. Er läßt sich aber soweit hinreißen, daß er das als Heiligthum bezeichnete Pferd verletzt. Fast wird der Betrug enthüllt, und damit wäre ein Eingriff in den Willen der Gottheit geschehen, welche, dem Schicksalsschluß entsprechend, den Untergang der Stadt befördert und nichts Störendes dulden darf. Da räumt sie rücksichtslos, wie es der Gang des ehernen Schicksals erheischt, das Hinderniß weg; das individuell Berechtigte, von unserer Sympathie Begleitete muß vor dem Allgemeingiltigen weichen und, da es durch einseitige Betonung seiner Berechtigung in den Gang des Ganzen eingreift, zu Grunde gehen. Nicht Laokoon der Verbrecher, wohl aber Laokoon der Vaterlandsvertheidiger

und dennoch von der Gottheit um des höheren Zieles willen, der Erfüllung des Schicksalsschlusses wegen, dem er sich zwar ohne Wissen und Willen entgegenstellt, aber doch immerhin entgegenstellt, Getödtete, ist eine tragische Gestalt, deren Bedeutung noch dadurch erhöht wird, daß in den Untergang des Vaters auch noch die Kinder hineingezogen werden. Ist so der Gegenstand zweifellos tragisch, so fragt es sich nun, was die Künstler daraus gemacht haben.

Da ist zuerst der erschütterndste Zug vollständig unbeachtet gelassen worden, der Umstand, daß die Kinder mit dem Vater sterben und dieser Schmerz in der Seele des Vaters, den eignen Schmerz übertönend, wiederklingen muß. Für diesen Vater existirt aber nichts als sein eigner Schmerz, und zwar sein körperlicher; nichts in ihm läßt ahnen, daß seine Kinder neben ihm sterben und tödtlich bedroht sind. Hierdurch haben sich die Künstler der reinsten und schönsten Wirkung begeben, um den Hauptaccent auf die Darstellung des körperlichen Schmerzes zu legen, was allerdings meisterhaft geschehen ist. Damit ist der schwächste Punkt der Gruppe berührt: das seelische Leben wird nicht in Mitleidenschaft gezogen und somit auch die tiefe seelische Wirkung aufgehoben. Nur einmal ist es, als ob den Künstlern die Möglichkeit einer solchen aufdämmerte: der noch unverwundete ältere Sohn schaut erschreckt auf den leidenden Vater, aber mehr überrascht von dessen ungewohnter Schmerzensäußerung als tief ergriffen; ist doch auch die Seele eines Knaben nicht das Centrum, in welchem alle Strahlen des Seelenlebens zusammenströmen könnten. Und so zieht dieser Antheil des Knaben wie ein leiser Hauch über die Gruppe, während ein ganzer Sturm von Empfindungen sich in der Seele des Vaters hätte zusammendrängen müssen. Die Künstler haben so den Schwerpunkt ihrer Wirkung von der Seele in den Körper verlegt, der hier nicht Dolmetscher des inneren Lebens ist, sondern selbständige Bedeutung beansprucht. Sie haben eine tragische Empfindung durch Darstellung körperlichen Leidens erreichen wollen und haben durch ausschließliche Anwendung dieses Mittels ihren höchsten Zweck verfehlt.

Setzt man sich über diesen Mangel hinweg, sowie über den anderen die Ausführung betreffenden, die Aufstellung der drei Personen in einer Reihe, so eröffnen sich in dieser Gruppe, nach Burckhardts treffendem Ausdruck, „Abgründe künstlerischer Weisheit“. Hier sei nur auf die Mittel hingewiesen, durch welche die Künstler die Concentration des Hauptinteresses auf den Vater erreichen. Nicht nur durch sein körperliches Hervorragen wird er als die Hauptperson bezeichnet, sondern die Schrecklichkeit des Leidens, die in ihm ihren höchsten Ausdruck findet, ist es, welche ihn als das Centrum der Composition aufweist. Einen Augenblick vor der Lage, in welcher er sich befindet, und der Schmerz droht nur, ist aber noch nicht thatsächlich eingetreten; ein Augenblick nach dieser Lage, und der Schmerz verschwindet in dem erlösenden Tode. Je entschiedener

diese beiden Momente neben ihm zum Ausdruck gelangen, um so tiefer ist bei ihm selbst der Eindruck des höchsten Schmerzes, der eben eintritt, der schon über das drohende Kommen hinaus, aber noch nicht zur Erlösung gelangt ist. So bilden diese beiden Momente vor- und nachher die Basis, auf welcher sich der eigentliche Gegenstand der Darstellung in seiner ganzen rücksichtslosen Furchtbarkeit zeigen kann. Die Empfindung von der Unentrinnbarkeit des Geschicks haben die Künstler durch einen kleinen, aber vortrefflichen Zug zu erhöhen verstanden. Der einzige matte Versuch der Abwehr, welchen Laokoon macht, besteht darin, daß er mit der linken Hand nach der den Rachen zum Biß öffnenden Schlange greift. Nur wenn er sie unmittelbar am Kopfe ergriffe, bliebe die Möglichkeit, sie zurückzureißen. Die Künstler aber lassen ihn die Schlange soweit hinter dem Kopfe fassen, daß zwischen Hand und Kopf eine Windung bleibt, durch deren Ausstreckung die Schlange auch dann den Körper erreichen würde, wenn es Laokoon gelänge, sie vom Körper zu entfernen. Und ebensowenig vermag das bereits zur äußersten Grenze der Möglichkeit gelangte Ausweichen des Körpers selbst den Biß zu verhindern — es giebt keine Rettung. Mit welcher Kunst aber der Schmerz seinen Ausdruck gefunden hat, wie er in jedem Muskel bebt und den kraftvollen Mann überwindet, das bedarf hier keiner neuen Ausführung. Für unsre Betrachtung genügt es zu zeigen, durch welche Mittel die Künstler eine tragische Wirkung erreichen wollten, und wie sie, dem Geschmack ihrer Zeit folgend, zu Mitteln griffen, welche wohl Vorstufen der tragischen Empfindung, nicht aber diese selbst in ihrer höchsten Entwicklung zu bewirken vermögen.

Dies ist unter den statuarischen Gruppen, von welchen wir uns durch Reste noch eine Anschauung machen können, überhaupt wohl nur in einer einzigen vollständig der Fall gewesen, und zwar in der Niobegruppe. Diese geht aber in eine frühere Zeit zurück, welche der Wirksamkeit der großen Tragiker noch weit näher stand und in welcher besonders die Erregungen der Seele, wie sie Euripides mit Vorliebe sich zum Ziele gesetzt hatte, auch in der bildenden Kunst ihre Verbreitung fanden. Geht doch die Poesie der bildenden Kunst stets in der Weise voran, daß in jener die lebhaften Bewegungen des Geistes und des Gemüthes, die leidenschaftliche Erregung der Seele früher zu vollendetem Ausdruck kommt und die langsamer folgende Schwesterkunst erst allmählich in ihre Bahnen zwingt. So muthen uns die Reste dieser großartigen Gruppe wie ein Wiederaufleben der poetischen Kraft jener Beherrscher der Tragik an: der Geist ist derselbe, die Mittel des Ausdrucks sind andere geworden. Daß sie nicht geringerer Art gewesen sind, mag uns noch die herrliche Gestalt aus dem Museo Pio-Clementino beweisen, die dem Original sicher weit näher steht als die anderen uns erhaltenen, meist in Florenz befindlichen Reste, welche wir uns

in jene größere Formsprache zurückübersetzen müssen, damit die Erscheinung die freie Trägerin des großen Geistes wird, der jetzt in den florentinischen Resten gefesselt liegt und nicht zum vollen Ausdruck kommt. Und wenn er uns dennoch mächtig ergreift, so legt dies Zeugniß für seine ursprüngliche Kraft und Größe ab.

Das Schicksal der Niobe ist ein wahrhaft tragisches. Sie, die Titanin, die Halbgöttin, durfte sich wohl für berechtigt halten, einer ursprünglich Sterblichen gleich zu gelten, welche ihren erhöhten Ruhm nur dem Kinderpaar verdankte, dem Niobe eine so viel reichere Kinderschaar gegenüberstellen konnte. Aber freilich hatte Leto ihre Kinder dem Zeus geboren, und die ihr geweihten göttlichen Ehren galten schließlich dem Vater der Götter und Menschen. Und wenn sich nun Niobe diesen göttlichen Ehren widersetzte, wenn sie die Mutter des göttlichen Zwillingspaares durch scharfe Worte verletzte und stolz sich reicher pries, so überschritt sie das Maß ihrer Berechtigung und verstieß damit gegen das Grundgesetz der antiken Lebensweisheit, dessen Ueberschreiten stets die Rache der Gottheit herausfordert; sie handelte unbesonnen und mußte diese Unbesonnenheit schwer büßen, nicht durch eine entsprechende Strafe, wie sie der Richter verhängt hätte, sondern durch die das Maß ihrerseits überschreitende Rache, welche gerade dadurch der Niobe unsere Sympathie sichert und sie erst ganz zur tragischen Gestalt werden läßt. Sie wird nicht an der eignen Person gestraft, sondern sie muß die Blüthe der Kinder, ihren Stolz und ihre Lust, dahinwelken sehen und wird so durch den unerwarteten und unaufhaltsamen Tod des Theuersten, was sie hat, schwerer getroffen, als es durch eine ihre Person selbst erreichende Strafe hätte geschehen können. Nicht körperlich ist ihr Schmerz; das Muttergefühl, die heiligste Empfindung der Seele, der die meiste Berechtigung auf Unverletzlichkeit innewohnt, wird schonungslos zermartert. Und dennoch beugt sich die stolze Seele nicht, der Titanenstolz weicht nicht aus ihrem Herzen, und wenn der heilige Mutterschmerz ihre Thränen in alle Ewigkeit fließen läßt, so trotzt ihr ungebeugter Stolz ebenso in alle Ewigkeit im Steine fort. So legt denn auch der Künstler das Hauptgewicht auf die Mutter. Flehend und doch ungebeugt sucht ihr Blick die unsichtbaren Gottheiten, vor deren Geschossen sie wenigstens die jüngste Tochter bewahren möchte, während rings um sie die unschuldigen Opfer fallen oder, um den Schmerz der Ohnmächtigen zu mehren, hilfesuchend auf sie zueilen. Durch diese von allen Seiten herbeiströmende Bewegung wird der Blick immer wieder auf die Mutter gelenkt, welche das körperliche Leiden der Kinder hundertfach in sich nachlebt. Und um den Schmerz ganz auf das Gebiet der Seele zu lenken, vermeidet es der Künstler, uns körperliche Wunden zu zeigen; die unsichtbaren Pfeile treffen unsichtbar, und nur ihre Wirkung offenbart sich schrecklich. Die hohe, ungebrochene Gestalt in der Mitte läßt uns aber nachempfinden, wie in ihr die individuelle Berechtigung einer

Leto gegenüber in einseitiger Kraft sich entwickeln konnte; aber so gern wir ihr dies zugestehen, dieses individuelle Recht hätte nur bestehen können unter Aufhebung der allgemeingiltigen göttlichen Weltordnung, wie sie durch Apollon und Artemis repräsentirt wird, und vor ihr muß das Individuum mit seinem subjectiven Recht in den Staub sinken.

Diese Fülle der tragischen Gewalt, der dichterischen Größe kann sich nicht lange erhalten, und es will scheinen, als ob sie mit solcher Macht in antiken Gruppen nicht zum zweiten Male aufgetreten wäre. Zum Theil mag dies mit dem Wesen der bildenden Kunst überhaupt zusammenhängen. Da die tragische Empfindung nur in Folge einer zeitlichen Entwicklung entstehen kann, welche uns die verschiedenen Elemente in ihrer Bedeutung und Berechtigung kennen lehrt, die bildende Kunst aber nur mit einem einzigen Momente zu thun hat, der eine zeitliche Entwicklung nur andeuten, nie selbst aufweisen, noch weniger aber die Berechtigung der einzelnen Elemente darlegen kann, so wäre streng genommen die bildende Kunst von der Tragik ausgeschlossen, wenn sie nicht an allgemein menschliche Verhältnisse und an bestimmte, als wohlbekannt vorauszusetzende Ereignisse anzuknüpfen vermöchte. Immerhin wird durch solche Voraussetzungen das Feld der Wirksamkeit eng beschränkt, und zwar für die Plastik noch mehr als für die Malerei, da in jener durch das schwierigere Material, durch das entschiedenere Ablösen von Oertlichkeit und Umgebung die Andeutung der Handlung sehr erschwert ist. Will sie aber dennoch wirken, so werden gerade in ihr die Mittel um so kräftigere, um so mehr durch ihre Gegenwart empfindbare sein müssen, so daß gerade in der Plastik der Uebergang von der Wirkung durch seelische Leiden zu der Wirkung durch körperliche rascher und entschiedener auftreten mag als in der Malerei, zumal wenn eine erhöhte Technik, sowie eine genauere Kenntniß des menschlichen Körpers zu immer kühneren Darstellungen verlockt, die in demselben Maße, in welchem sie sich in den Vordergrund drängen, das seelische Leben bei Seite schieben. So tritt an die Stelle des tiefen Seelenleidens der Niobe das körperliche des Laokoon, an Stelle der göttlichen Strafe in diesen beiden Werken die menschliche in der Gruppe der Dirke, und in den Galliergruppen soll uns schon die nackte Thatsächlichkeit des Todes in der Schlacht tragisch ergreifen. So ist es, soviel bis jetzt verlautet, vor Allem die Kühnheit in der Conception, die staunenswerthe Technik, welche den neuen pergamenischen Fund in erster Linie charakterisirt, nicht aber tragische Gewalt und Tiefe. So ordnet er sich auch unter diesem Gesichtspunkt naturgemäß in den Gang der kunstgeschichtlichen Entwicklung, deren Erkenntniß er für eine bisher im Einzelnen wenig bekannten Epoche in bedeutungsvoller Weise erweitert, so daß er auch nach dieser Seite hin aufs freudigste zu begrüßen ist.

Ein „Prachtwerk“ über Spanien.

Wenn nach der Fluth von geographischen, ethnographischen und culturgeschichtlichen „Prachtwerken“, von welcher der deutsche Büchermarkt seit einem Jahrzehnt überschwemmt worden ist, immer noch ein neues mit Aussicht auf Erfolg sich soll hervorwagen dürfen, so müssen es schon ganz besondere Qualitäten sein, die ihm den Muth dazu verleihen. Und eine solche Qualität wenigstens kann man dem neuen „Prachtwerke“ über Spanien, von welchem die ersten beiden Lieferungen uns vorliegen, nicht absprechen; es ist die, daß sämmtliche Illustrationen von der Hand eines einzigen Künstlers herrühren werden. Hierdurch wird das Werk in seinem bildlichen Theile voraussichtlich eine Einheit des Charakters gewinnen, die allen bisher erschienenen ähnlichen Werken abgeht.

Aber dieser Umstand ist es nicht allein, weshalb wir das Werk, gleich als es angekündigt wurde, mit freudiger Erwartung begrüßten. Der Prospect der Verlagshandlung nannte zwei Namen als die des Verfassers und des Illustrators, die in ihrer Verbindung von einem vor Jahren erschienenen, allerdings in bescheidneren Dimensionen gehaltenen Prachtwerke her noch in gutem Andenken stehen: Theodor Simons und Alexander Wagner.*) Im Jahre 1868 erschien im Verlage von A. Duncker in Berlin in sehr bescheidener Ausstattung ein Büchlein: „Aus altrömischer Zeit. Culturbilder von Theodor Simons“, eine Reihe fleißig und liebevoll aus den Quellen herausgearbeiteter, farbig und schwungvoll geschriebener Bilder aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik und aus der römischen Kaiserzeit. Das Buch hatte zunächst keinen sonderlichen Erfolg. Als aber einige Jahre später, von 1872 bis 1875, im Verlage der Gebrüder Pätel in Berlin lieferungsweise eine Prachtausgabe davon mit phantasievollen Illustrationen von Alexander Wagner erschien, erntete es großen und wohlverdienten Beifall. Ist es da nicht natürlich, daß wir dem Erscheinen eines Prachtwerkes, das auf seinem Titelblatte dieselben beiden Namen in Aussicht stellt, mit der sicheren Hoffnung auf eine gediegene Leistung entgegensehen?

Leider scheint diese Hoffnung, soviel sich aus den bis jetzt erschienenen Proben urtheilen läßt, nur sehr zum Theil in Erfüllung gehen zu sollen. Erfüllen wird sie allem Anscheine nach im Wesentlichen der Künstler; der Schriftsteller aber scheint sie vollständig täuschen zu wollen.

*) Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Illustrirt von Prof. Alexander Wagner. Berlin, Gebr. Pätel, 1880. (Ca. 30 Lieferungen à 2 Mk.)

Wagners Illustrationen — theils Architekturbilder, theils Typen und Scenen aus dem Volks- und Straßenleben — sind zwar von ungleichem Werthe; neben manchem, was ohne Verlust hätte wegbleiben können, wie dem „Aufstieg zum Montserrat", neben anderem, das für die skizzenhafte Behandlung, in der es vorgeführt wird, entschieden nicht geistvoll genug auftritt, wie dem recht gewöhnlichen Bilde „Die Arena in Madrid", stehen kleine Cabinetsstücke, wie der „Stadt-Omnibus", der geradezu an Dietz erinnert. Die erfreulichen Blätter bilden aber doch die große Majorität; namentlich die Einzelfiguren aus dem Volke sind höchst wahr und lebendig aufgefaßt, und die Architekturbilder zum Theil von glänzender Wirkung. Mit besonderer Virtuosität behandelt der Künstler die Schattirung; das energische Licht des Südens mit den tiefen, dagegen contrastirenden Schatten bildet einen Hauptreiz seiner Darstellungen. Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Anwendung gerade dieses Mittels ihm etwas zur Manier geworden zu sein scheint.

Nicht befreunden können wir uns mit der technischen Ausführung der Illustrationen; sie ist ganz gegen die Natur des Holzschnittes. Die Bilder sind offenbar sämmtlich Feder- und Tuschzeichnungen, die auf den Holzstock photographirt worden sind. Mit solchen Bildern weiß auch der geschickteste Holzschneider nichts rechtes anzufangen. Er müht sich ab, Facsimile zu schneiden, und im Falle des Gelingens — die vorliegenden sind fast durchweg vortrefflich gelungen — ist es wohl interessant zu sehen, daß der Holzschnitt zur Noth auch die Wirkung der malerischen Skizze erreichen kann, aber ist dies seine Aufgabe? Wir halten diese Methode für eine bedauerliche Verirrung, die deshalb nicht besser wird, weil sie heutzutage eine so große Verbreitung gefunden.

Vollständig enttäuscht worden sind wir aber, wie gesagt, durch die Leistung des Schriftstellers. Wir wissen freilich, daß es nicht üblich ist, den Text derartiger „Prachtwerke" einer ernstlichen Kritik zu unterziehen; in der Regel wird ja nur nach den Bildern gefragt. Aber der Text ist doch wohl dazu da, daß er gelesen wird. Oder soll er den Bildern bloß als typographische Folie dienen? Dann könnte man ja auch Alphabete in verschiedenen Schriftgattungen, Annoncen oder sonst etwas als Rahmen um die Bilder drucken. Daß unter hundert Käufern eines „Prachtwerkes" kaum zehn den Text desselben aufmerksam von Anfang bis zu Ende lesen — schon wegen des unhandlichen Formates —, ist freilich eine Thatsache; die meisten werden in dem unbequemen Bande dann und wann ein Stündchen blättern, die Bilder betrachten und hie und da am Texte naschen. Trotzdem muß aber doch wohl auf die kleine Zahl derer Rücksicht genommen werden, die sich die Mühe nehmen, das Buch zu ihrer Belehrung durchzulesen. Was bietet also Simons dieser kleinen, gewissenhaften Leserschaar?

Vor allem zeigt sichs hier wieder einmal recht deutlich, welch ein großer

Unterschied dazwischen ist, ob jemand aus eignem Antriebe und aus Liebe zur Sache ein Buch schreibt, oder ob er es auf Bestellung liefert. Was für ein liebenswürdiges, tüchtiges Buch sind die römischen Culturbilder von Simons, und was für eine unangenehme, seichte Schreiberei enthält dieses „Prachtwerk" über Spanien! Offenbar hat sich der Verfasser seine Sache viel zu leicht gemacht. Anstatt sich vor dem Antritt seiner spanischen Reisen gründlich in die Geschichte, die Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte des Landes zu vertiefen, begnügt er sich mit dürftigen und zusammenhangslosen Notizen, wie sie schließlich auch ein Reisehandbuch bietet, und verquickt diese mit seinen höchst oberflächlich gebliebenen Touristeneindrücken. Und wenn dieses Material nur wenigstens leidlich geordnet vorgeführt würde, aber auch dies ist nicht der Fall.

Das erste Kapitel behandelt Barcelona. Von Ordnung, Zusammenhang, Anschaulichkeit keine Spur. Stadtbeschreibung, ein paar kümmerliche Notizen aus der Geschichte der Stadt, ein paar Mittheilungen über ihre gewerbliche Thätigkeit und ein paar Skizzen aus dem Volksleben, dies alles zerbröckelt und bunt durch einander geschüttelt — das will eine Schilderung von Barcelona sein. Wir haben das Kapitel dreimal aufmerksam gelesen — die Confusion blieb immer dieselbe. Einige Ordnung scheint einzutreten, da wo der Verfasser zum ersten Male ansetzt — denn er setzt verschiedene Male an —, die architektonische Physiognomie der Stadt zu schildern; da verspricht man sich doch einigen Gewinn von der Lectüre. Augenscheinlich fehlt es aber dem Verfasser gerade auf diesem Gebiete ganz besonders an der nöthigen Sachkenntniß. Die wenigen klaren und sachlichen Zeilen, die Lübke in seiner „Geschichte der Architektur" über die Kathedrale von Barcelona hat, sind viel instructiver als ganze Folioseiten bei Simons. „Der Bau ist von vollendeter Architektur und Gesammtwirkung", heißt es von Dome selbst, vom Kreuzgange: „er bietet sich dem Beschauer als eine kostbare Perle architektonischer Grazie und Vollendung dar" — was sind das für unklare, nichtssagende Phrasen!

Wozu die Unordnung im Texte führt, dafür nur ein Beispiel. S. 14 heißt es: „Alles arbeitet hier und scheint zu prosperiren. Lungerer und Bettler sind selten oder entziehen sich wenigstens dem Auge." Und vier Seiten später kommt folgende eingehende Schilderung der „schmutzigen Bettler, welche, mit wirklichen und fingirten Gebrechen behaftet, in allen Lagen und Stellungen Thore und Hof (der Kathedrale) belagert halten":

„Fest in die Winkel und Ecken eingefügt, als gehörten sie mit zur Architektur, auf den Treppenstufen am Eingang hockend, oder platt auf dem Bauche liegend, in Mäntel, Fetzen und Lumpen gehüllt, den kleinsten Raum einnehmend, erregen sie mehr unser Interesse als unser Mitleid. Lebenslange Müßiggänger und Tagediebe, bilden sie in Spanien eine eigne Familie menschlicher Wesen, die von Generation

auf Generation sich fortpflanzend, ihren Platz zeitlebens behauptet. Gebrechliche Greise, alte Frauen mit zahnlosem Kiefer, verkrüppelte Kinder, welche während Jahrhunderte (sic) die Sockel der Säulen mit ihren Gliedern blank gerieben haben, welche, wie Reptilien am Boden kriechend oder liegend, ein Leben geistiger und körperlicher Unthätigkeit führen, ein anderes Obdach nicht kennen und von einem ewig blauen Himmel und von einer ewig lauen Luft begünstigt, gleich dem Unkraut im Hofwinkel fort vegetiren und fort wuchern, von Niemand gestört, von Niemand zertreten. Nüchtern und anspruchslos bis zum Excesse, gelingt es ihnen nicht selten, mit dem erbettelten Almosen Ersparnisse zu machen, welche in irgend einer Falte des Gewandes zeitlebens aufbewahrt, nach dem Tode als herrenloses Gut dem Fiscus anheimfallen. Ihr stetes Verbleiben im Schatten dunkler Gänge und Bogen läßt sie mit den gelbblassen Kellerpflanzen vergleichen, die ein Zwitterthum zwischen Sein und Nichtsein bilden. Menschen nicht, wohl nur Existenzen oder Creaturen, weder Fisch noch Fleisch, bieten sie dem Künstler wie dem Beobachter großes Interesse dar. ‚Por Cristo crucificado, una limosna‘! — murmeln sie dem Eintretenden entgegen, küssen sein Kleid, auf demselben die Spuren des Mundes zurücklassend, und strecken ihre knöchernen Händen krampfhaft nach oben. Regungslose Polypen möchten wir sie nennen, deren Fühler beim Herannahen eines Menschen zucken und sich mechanisch ihm entgegenbewegen".

Also erst giebt es so gut wie gar keine Bettler in Barcelona, oder „sie entziehen sich wenigstens dem Auge", und vier Seiten später bilden sie „eine eigne Familie", sind „Reptilien", „Unkraut", „gelbblasse Kellerpflanzen", „Existenzen oder Creaturen", „weder Fisch noch Fleisch", „regungslose Polypen", „erregen mehr unser Interesse als unser Mitleid" und „bieten dem Künstler wie dem Beobachter großes Interesse dar"!

Die mitgetheilte Stelle kann aber zugleich als Probe von der Darstellungsweise des Verfassers dienen, die, wie der Leser sich wohl bereits überzeugt haben wird, unlogisch, grammatisch fehlerhaft und geschmacklos „bis zum Excesse" ist. Es lohnt der Mühe, auch auf diese Seite des neuen „Prachtwerkes" etwas näher einzugehen.

Die Fabrikanten von Prachtwerktexten scheinen zu glauben, daß die Höhe und Stärke des Tons, in welchem sie ihren Text abzufassen haben, unausgesetzt proportional sein müsse der Formathöhe und Papierstärke, in welcher er veröffentlicht werden wird. Fast ausnahmslos befleißigt sich dieses Genre, anstatt in schlichter und ruhiger Weise zu belehren und nur ausnahmsweise einmal größere Wärme und größeren Schwung der Darstellung zu entfalten, eines ununterbrochenen Pathos. Gewiß giebt es unter dem großen Haufen Leser, die dies schön finden. Für ein gebildetes Ohr aber wird nichts schneller langweilig und monoton, als der ewige Brustton und Athletenstil, das fortwährende os rotundum, das unaufhörliche Hin- und Hertaumeln zwischen Poesie und

Prosa. Der Verfasser des vorliegenden Werkes schwelgt förmlich in Phrase und Schwulst. „Wir stehen auf einem jener Riesenschiffe, die uns Landratten stets einen Ausschrei der Bewunderung entlocken, einem Kolosse aus Eisenplatten zusammengenietet, auf welchem der Mensch des Meeres Wellen mit Kraftbewußtsein kühn und ernst durchfurcht, durcheilt, angetrieben von seines Geistes fruchtbarsten Gedanken, welcher im Wasserdampfe seinen Ursprung fand" — mit diesem brodelnden Wortschwall umschreibt Simons den einfachen Satz: „Wir stehen auf einem großen Seedampfer". Will er ausdrücken: „Es ist der 1. Juni", so schreibt er: „Des Heumonds erster Tag begrüßt uns"; „Der Tag bricht an" wird umschrieben: „Der Morgen rollt seinen Vorhang hoch"; anstatt: „Die Sonne ist untergegangen" heißt es: „Das Tagesgestirn hat sich in den West eingesenkt". Klingen einem nicht Casper von Lohenstein und Hoffmann von Hoffmannswaldau in den Ohren?

Geradezu kläglich aber ist es nun, wenn man vollends dahinterkommt — und diese Entdeckung macht ein nicht ganz stumpfsinniger Leser bereits auf der dritten Seite —, durch welche trivialen Mittelchen der Verfasser seiner Darstellung diesen Schein poetischen Schwunges zu verleihen sucht. Drei Handgriffe sind es hauptsächlich, die hier zu Tode gehetzt werden.

1) Der Genetiv wird fast immer vor das Wort gestellt, von dem er abhängt: An dieses Schiffes linker Flanke — auf des Leuchtthurms weißer Steintreppe — in eines Kessels Bauch — des Daseins Bewußtsein — der Träger und Rosselenker Schaar — seines eignen Weihrauchs Düfte — ihrer Zähne Schmelz und ihrer dunkeln Augen Reize — in des Chores Mitte u. s. w. Wiederholt finden sich in einem Satze drei Beispiele dieser affectirten Wortstellung, so S. 2: „Pei-Ho — so sagt uns seiner Prora goldenes Schild, nennt fremdländisch sich der Koloß, welcher des Abendlandes Produkte und Menschen nach Indiens und Chinas Küsten zu tragen sich anschickt" — S. 5: Blanke Teller und Bestecke zieren des Tisches Bugspriet. Aufsätze mit des Südens saftigen Früchten, und nicht minder (sic) mit Aepfeln, Birnen und Aprikosen aus Marseilles berühmten Gärten und Geländen, erfreuen den Blick."

2) Das Prädicat eines Satzes wird an den Anfang gestellt, das Subject dahinter: Gefüllt mit Kohlen sind die mächtigen Bulks — Zum Klaarmachen schrillt des Hochbootsmanns Pfeife — Fest hält schon der Steuermann sein Steuer — Flott nun schwankt Pei-Ho — von einander scheiden die Schiffsgenossen — Fest steht unser Fuß auf Cataloniens Boden u. s. w. Geradezu abgeschmackt wird diese Manier, wenn der Verfasser, um die Verdrehung des Satzes zu erreichen, gar noch ein impersonelles „Es" zu Hilfe nimmt, wie: Es erkrankt und erblaßt sofort der hülflose Mensch — es fällt an rasselnder Kette der Anker — Es entzünden sich die Papierlampen an den hoch aufge-

bauten Blumenständen u. s. w. Kommen wirklich einmal impersonelle Sätze vor, so treibt der Verfasser die Narrheit so weit, daß er nun auch diese wieder verdreht, sodaß das „es“ glücklich ans Ende zu stehen kommt: Elf Uhr schlägt es — Abend wird es.

3) Substantiva werden asyndetisch, ohne Bindewort, neben einander gestellt: Das sind keine heimischen Conturen, Häuser, Dächer, keine bekannten Regionen, Farben, Tinten, Töne. Das sind wildfremde Eindrücke, so fremd wie die Worte, welche uns das Ufer Cataloniens zusendet: andere Menschen, Trachten, Sitten, Leute*) — ein Lebewohl dem rauchenden Schlot, den Masten, Wimpeln des eisernen Hauses — seine Bazar's, Café's, Theater — ein Blickewerfen, Scherzen, Lachen — bei allen Erhebungen, Pronunciamentos.

Wenn nun vollends zwei solche Schrullen, das Asyndeton und die Verdrehung von Subject und Prädicat, in einem Satze mit einander verbunden vorkommen, so kann man sich denken, was dann für eine Wirkung entsteht. So heißt es S. 4: „Es arbeiten unermüdlich Kolben, Kurbeln, Achsen“, und S. 13 steht folgender unglaubliche Satz: „Eisenwaaren, Baumwolle, Häute, Glas, Seite, Tücher brachten vor Einführung der Eisenbahnen unzählige Schiffe.“

Ist man auf diese ganz trivialen Kniffe des Verfassers einmal aufmerksam geworden, so verfolgen sie einen geradezu; man wird nervös dabei und wartet förmlich darauf, ob und wann sie wiederkehren werden.

Abgesehen von dieser Manierirtheit zeigt die Darstellung aber auch seltsame grammatische und logische Verstöße. Auch hiervon einige Proben. S. 2: „einen jener Glücklichen, den Poesie und Kunst schon im Jünglingsalter mütterlich umfingen“ — S. 11: Vier lustige Maulthiere an einem vierrädrigen Gestelle, und sausend geht es im catalonischen Staube stadtwärts“ — S. 13: „Catalonien zählt an fünf Hafenplätze“ — S. 16: „Der Chor in der Kirche Mitte ist eine wahre Verschwendung an Reliefs, die in ein Gitterwerk eingeschlossen sind“ — S. 21: „Eine rothe Mütze vollendet dieses eigenthümliche catalonische Kostüm, zu welchem fast immer auch die nie ausgehende Cigarette gehört.“

Wie ist es möglich, wird der Leser fragen, daß ein Schriftsteller, der einmal ein so tüchtiges und erfreuliches Buch geschrieben hat, wie die Culturbilder „Aus altrömischer Zeit“, auf eine so abschüssige Bahn hat gerathen können? Nun, diese Umwandlung hat sich keineswegs mit einem Schlage vollzogen. Schon die eingangs erwähnte Prachtausgabe jener Culturbilder zeigt alle die stilistischen Manieren, die bei dem vorliegenden „Prachtwerke“ bis zur Ungenießbarkeit ausgeartet sind. Simons hat schon damals geglaubt, seine Culturbilder

*) Welcher Unterschied ist hier zwischen Menschen und Leuten?

für die Prachtausgabe überarbeiten zu müssen, und dabei hat er sie verdorben. Die frische, einfache und natürliche Darstellung, durch die sie in ihrer ersten Form ansprachen, hat er — in der wunderlichen Einbildung, sie dem prachtvollen äußern Gewande anpassen zu müssen — beseitigt und eine gespreizte, affectirte Diction an ihre Stelle gesetzt, die die unverkennbare Vorstufe zu dem ganz in Manierirtheit aufgehenden Texte des vorliegenden Werkes ist.

Zu dieser künstlerischen Decadence aber gesellt sich leider noch eine schlimmere. Der Verfasser hat sich entblödet, in dem von der Verlagsbuchhandlung ausgegebenen Prospecte höchst eigenhändig sich selbst und dem ihm befreundeten Künstler, der die Illustrationen geliefert, Weihrauch zu streuen. Er schreibt wörtlich:

„Zwei gleichbegabte, für Poesie und Kunst hoch empfängliche Freunde haben es mit Glück verstanden, in einem mit Wort und Bild reich geschmückten Werke dem Leser einen weitausgedehnten Blick in dieses Land jenseits der Pyrenäen thun zu lassen! Es hat sich der Erzähler mit dem Künstler auf eine glückliche Art im heutigen Spanien zusammengefunden. Mit lebensvoller Frische und Auffassungsgabe, mit feinstem Gefühl*) für Kunst, Cultur, Menschheit und Sitte haben es der Verfasser und feurige Erzähler und sein treuer Begleiter, der geniale Maler, verstanden, den Zauber Spaniens und seine alten, wie modernen Schönheiten aufzudecken und dem Leser in Bildern voll des Lebens, voll der Wahrheit, aus denen eigenes Entzücken und ein erwärmender poetischer Hauch uns auf jedem Blatte entgegenweht, vorzuführen."

Aber dieser Prospect ist doch von der Verlagshandlung unterzeichnet. Wie können wir so dreist sein, zu behaupten, daß sie ihn nicht verfaßt habe? Nun, wem die eben mitgetheilten Zeilen noch nicht genügen, der lese den Prospect ganz und vergleiche ihn mit dem Texte der ersten Lieferung, und dann sage er uns, wer auf der Welt sonst dieses Elaborat geschrieben haben soll, als Theodor Simons! —

Wir würden das neue „Prachtwerk" über Spanien nicht einer so genauen Analyse unterzogen haben, wenn es uns nicht darauf angekommen wäre, an einem Specimen der ganzen Gattung einmal ein Exempel zu statuiren. In der Prachtwerkliteratur, die seit der Gründerzeit bei uns grassirt, wird eine wahrhaft frivole Verschwendung getrieben. Während die besten wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Werke, während die Texte unsrer Classiker sich noch heutigen Tages oft mit dem armseligsten Kleide begnügen müssen, erscheinen in diesen „Prachtwerken" oft die werth- und geschmacklosesten schriftstellerischen Leistungen in der arrogantesten typographischen Ausstattung. Und wer ist es, der schließlich auf diese Literatur, wie man zu sagen pflegt, „hereinfällt"? Nur

*) Ja, wenn's mit dem „Gefühl" gethan wäre! — Kenntnisse, Kenntnisse!

zu oft bildungshungrige kleine Leute, denen es bei der Befriedigung ihrer literarischen Bedürfnisse an einem ehrlichen und sachkundigen Wegweiser fehlt, und die sich dadurch, daß die betreffenden Werke lieferungsweise erscheinen, verlocken lassen, ihr gutes Geld, für das ihnen wahrlich eine bessere Verwendung zu wünschen wäre, hinzugeben für — glänzende Maculatur. Es muß nicht immer das Folioformat sein, in welchem diese Sorte von „Prachtwerken" auftritt; es giebt deren auch in Octav.

Schließlich wollen wir nicht verschweigen, daß die Verlagshandlung in der Wahl ihrer Druckerei nicht glücklich gewesen ist. Wir haben alle Hochachtung vor der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, aber auf Prachtwerkdruck scheint sie nicht eingerichtet zu sein. Weder sind die Holzschnitte zu voller Geltung gekommen, noch ist der Textdruck bis an die äußerste Grenze scharf und sauber. Die Stuttgarter und Leipziger verstehen das besser.

Die Ursachen der Kanzlerkrisis.*)

Die Ursache der Krisis, die von Wilhelmsstraße 77 oder richtiger aus gewissen Vorkommnissen im Bundesrathe ausging, ist nicht allein im Verhalten der Vertreter nichtpreußischer Regierungen bei der Frage der Besteuerung von Quittungen bei Postvorschüssen und Postanweisungen, sondern auch, und zwar weit mehr noch, in dem Benehmen von Beamten des eignen Landes bei jener Gelegenheit zu suchen. Wir haben den Kanzler wiederholt öffentlich über preußischen Particularismus gegenüber den Einrichtungen und Bedürfnissen des Reiches klagen hören. Andrerseits ist bei seiner häufigen langen Entferntheit von den Geschäften eine Art von Republik im polnischen Sinne entstanden, wo jeder Chef der Regierung seine eigene Meinung nicht nur haben, sondern geltend machen will. Vortragende Räthe, deren Ansichten der Vorstand ihres Departements nicht approbirt und adoptirt hat, oder auch Minister, die von den Anschauungen und Plänen des Kanzlers abweichen, versuchen, als ob das selbstverständlich, ihre Gedanken durchzusetzen, und daß dies der oberste Leiter der Regierung des Kaisers und Königs nicht gestatten kann, liegt auf der Hand. „König Stephan gegen König Wilhelm geht nicht."

Soviel wir wissen — und wir glauben, gut unterrichtet zu sein — hat die Kanzlerkrisis ferner durchaus nicht die Tendenz, eine Verfassungsänderung herbeizuführen. Nichts liegt dem Fürsten ferner. Er hält die Verfassung des

*) Der „Politische Brief" an der Spitze dieser Nummer war schon gedruckt, als uns noch der obenstehende wichtige Artikel zuging. D. Red.

Bundes für völlig ausreichend, wenn die Rechte, die sie den Einzelstaaten verleiht, wie bisher, mit Mäßigung ausgeübt werden. Wenn die Maschinerie zuweilen unregelmäßig arbeitete oder stocken wollte, so war der Grund davon theils in der Geschäftsordnung des Bundesrathes zu suchen, theils in dem unzureichenden Werthe, den manche Regierungen auf die Ausübung ihres Stimmrechts legten. Nach der bisherigen Praxis legte man zu viel Gewicht auf die Ausschüsse, zu wenig auf die Plenarverhandlungen; jene beriethen sehr lange, die Sitzungen des Plenums dagegen wurden beinahe lediglich zu Abstimmungen verwendet, nachdem die Ausschüsse bis zur Fragestellung über Ja und Nein gediehen waren. Wenn dann die im betreffenden Ausschusse nicht vertretenen oder dort in der Minorität gebliebenen Regierungen im Plenum ihre berechtigte Meinung zur Geltung bringen wollten, so war das ohne Verschleppung durch Instructionseinholung oder Zurückverweisung an den Ausschuß nicht möglich, eine rechtzeitige Verständigung also nicht herbeizuführen. In den Ausschüssen liegt das Stimmenverhältniß anders als im Plenum. Wenn die Ausschußmajoritäten ihre Abstimmung festlegen, so werden dadurch die unvertretenen Regierungen captivirt. Wenn dagegen die Vorverhandlungen und die Discussion der Gegenstände aus den Ausschüssen ins Plenum verlegt würden, so könnte jede Ansicht zu rechter Zeit zur Geltung kommen.

Wir müssen noch einmal sagen, was wir zu Anfange bemerkt haben: Es hat sich bei der häufigen Abwesenheit des Kanzlers unter einem Theile der preußischen Beamten ein Zustand herausgebildet, der an vollständige Disciplinlosigkeit grenzt, und wenn es wahr ist, daß der Fürst sich geäußert, daß es ihm ohne sofortige Stellung der Cabinetsfrage fast niemals gelinge, seiner berechtigten Autorität Gehör und Beachtung zu verschaffen, so ist auf diesem Gebiete Remedur gewiß ganz unentbehrlich, wenn nicht das Ansehen des Bundesrathes und des Präsidiums in demselben unwiederbringlichen Schaden erleiden soll. Der Bundesrath kann keine freie Versammlung werden, die jeder Ministerialbeamte ohne Vollmacht betreten kann, um dort nach seinem Ermessen und Belieben seine persönliche Meinung über die oder jene Frage vorzutragen und geltend zu machen.

Wenn die königliche Ordre den Conflict der Pflichten betont, in welchen der Reichskanzler durch die Reichsverfassung gerathen kann, so wird diese Schwierigkeit doch kaum durch Aenderung der letzteren in einer allen Betheiligten annehmbaren Weise zu lösen sein, sondern nur durch staatsmännisch vorsichtige Ausübung der einem Jeden durch die Verfassung zugetheilten Rechte. Es ist in dieser nicht gesagt, daß der Kanzler befugt sei, zur Ausführung eines Beschlusses des Bundesrathes seine Mitwirkung zu versagen. Wird aber angenommen, daß er zur Ausführung oder amtlichen Vollziehung und somit auch zu demnächstiger Vertretung jedes derartigen Beschlusses verpflichtet sei, also auch eines

solchen, dessen Folgen oder principielle Grundlagen er nicht auf seine Verantwortlichkeit nehmen kann, so würde von einer wirklich verantwortlichen Stellung desselben kaum mehr die Rede sein können, seine Stelle vielmehr durch jeden Bureaubeamten, der den ihm zugegangenen Weisungen nachzukommen hat, ebenso gut versehen werden können.

Den Reichskanzler und mit ihm die drei größten Bundesstaaten in die Lage zu bringen, von dem Minoritätsprivilegium des Artikels 9 Gebrauch zu machen, kann zur Stärkung der constitutionellen Einrichtungen des Reichs nicht beitragen, sie vielmehr nur schädigen. Daß der Kanzler sich auf eigene Hand weigert, einen rite gefaßten Bundesrathsbeschluß auszuführen, erscheint mit den Rücksichten, die er in seiner amtlichen Stellung der Majorität der verbündeten Regierungen schuldet, schwer vereinbar. Ein amtliches Schicklichkeitsgefühl mag in solchen Fällen dem Kanzler gebieten, einer Zumuthung, deren Folgen er nicht verantworten will, durch ein Abschiedsgesuch auszuweichen und dadurch seine Bereitwilligkeit zu bekunden, zur Ernennung eines Nachfolgers mitzuwirken, der durch keine entgegenstehende Ueberzeugung an der Ausführung des betreffenden Bundesrathsbeschlusses gehindert wird. Die angemessenste Lösung wird aber immer die sein, daß die Dinge nicht auf die Spitze getrieben werden.

Die Verhütung solcher Krisen aber, wie die jetzige ist, wird wesentlich erleichtert werden, wenn das Gewicht der Ausschußberathungen gemindert und dasjenige der Plenarsitzungen gesteigert wird, und wenn in den letzteren die neuerdings eingerissene Gewohnheit aufhört, daß mehr als die Hälfte der verbündeten Regierungen bei den Plenarverhandlungen ohne eigne Vertreter ist. Die Praxis der Substitutionen beruht lediglich auf der Geschäftsordnung, nicht auf der Verfassung. Die Sache würde sich erheblich anders gestalten, wenn die entscheidenden Plenarsitzungen auf eine kürzere Periode während der Session des Reichstags concentrirt und nicht über den größten Theil des Jahres, je nach den täglichen Bedürfnissen, vertheilt würden, wie das seither der Fall war.

Literatur.

Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika. Von Heinrich Semler. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1880.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher in San-Francisco lebt, hat sich mit großem Fleiße der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, eine Geschichte der zahlreichen Socialisten- und Communistengemeinden, die sich im Laufe der Zeit in Nordamerika gebildet haben und mit sehr geringen Ausnahmen nach kurzem Bestande wieder zerfallen sind, theils auf Grund authentischer Documente, theils aus

eigener Anschauung zu schreiben. Daß seine Darstellung nicht ganz ohne Lücken ist, stellt der Autor selbst nicht in Abrede; es könnte dies auch kaum anders sein, da manche socialistischen und communistischen Unternehmungen jenseits des Oceans von so kurzer Dauer waren, daß keine Tradition von ihnen übrig geblieben ist und selbst den eifrigsten Forschern kaum ein Leichenstein noch die Stätte zeigt, wo sie begraben sind. Jedenfalls wird uns manches neue Material zur wirksamen Bekämpfung socialdemokratischer Vorspiegelungen und Irrthümer geboten.

Der Verfasser theilt die Geschichte der communistisch-socialistischen Experimente in Nordamerika in vier Perioden: die Owensche, die Fouriersche, die spiritualistische und die internationale; die letztere befindet sich noch in ihrem nicht eben vielversprechenden Gährungsproceß. Die Grenzlinien zwischen Owenismus und Fourierismus sind nicht überall genau anzugeben; das erstere, mehr communistischer Natur, bahnte der letzteren mehr socialistischen Bewegung vielfach den Weg, und nicht selten wurden dieselben Männer, welche Owen zugejubelt hatten, von der Begeisterung ergriffen, die der Fourierismus hervorrief. Schon bevor Robert Owen nach den Vereinigten Staaten kam (1824), existirten dort verschiedene religiöse Communistengemeinden, so z. B. die von Konrad Beitzel, einem Deutschen, im Jahre 1713 gegründete Colonie von Ephrata in Pennsylvanien, weche zur Zeit ihrer höchsten Blüthe gegen 1000 Mitglieder zählte. Durch die Engländerin Anna Lee (Mutter Ann) kam die communistische Shakersecte im Jahre 1774 nach Amerika, und durch die Würtemberger Georg Rapp (1803) und Josef Bäumeler (1816) wurde die communistische Secte der Harmonisten in Economy und die der Separatisten in Zoar gegründet. Außer der Anhäufung von Reichthümern haben die letztgenannten beiden Gemeinden keinen Erfolg gehabt; ihre Propaganda für den Communismus war sehr schwach, und sie sind in kurzer Zeit wieder zusammengeschmolzen. Von den Owenschen und Fourierschen Gründungen, sowie von den Combinationen beider, kann auch nicht einmal behauptet werden, daß sie in pecuniärer Beziehung nennenswerthe Erfolge gehabt hätten; sie gingen durchschnittlich in wenigen Jahren zu Grunde, obschon sich namentlich für das mehr auf Corporation als auf Communismus basirte Fouriersche System viele hervorragende Amerikaner in Wort und That interessirten. Am längsten haben sich noch die communistisch-spiritualistischen Gemeinden von John Humphrey Noyes in Onoida und Wallingford gehalten. In Noyes glaubten seine Anhänger ein Mittelwesen zwischen Mensch und Engel, ein permanentes „Medium", zu erkennen. Kein Communistenführer ist hoffnungsvoller in Bezug auf die Zukunft des Communismus, keiner ist in Wort und Schrift thätiger für die Verbreitung communistischer Ideen gewesen, als er; und doch mußte auch Noyes schließlich anerkennen, daß er nicht gegen die Naturgesetze anzukämpfen vermöge und daß die extrem-communistische Forderung der Zerreißung aller Familienbande nicht allein unsittlich, sondern in ihrer Ausführung auch unmöglich sei.

Die Erfahrung hat in Amerika gelehrt, daß religiöser Fanatismus der festeste bis jetzt bekannte communistische Kitt ist, und daß ohne eine starke Dosis dieses Kittes jede Communistengemeinde ebenso kurzlebig sein wird, wie es die in der Owenschen und Fourierschen Epoche gegründeten Gemeinden waren. Wie der Autor mit Recht hervorhebt, erklärt es sich leicht, warum die religiösen Communistengemeinden besser, als die weltlichen, reüssirten: die religiösen Communisten sind Ascetiker, welche verlangen, daß alle gleichmäßig von dem Genusse irdischer Güter ausgeschlossen seien, während die antireligiösen Communisten gleichsam Epikureer sind, welche die Forderung stellen, daß alle gleichmäßig an dem Genusse irdischer Güter theilhaben sollen. Darin liegt der gewaltige Unterschied, der das Räthsel löst. Die religiösen Communisten verachten die Welt, sie leben nur,

wie z. B. Georg Rapp es that, um ihre Seelen zu retten, und dazu bedürfen sie, zumal fast alle den niederen Ständen angehören, keiner irdischen Güter; es wird ihnen deshalb verhältnißmäßig leicht, den Egoismus abzustreifen. Die weltlichen Communisten aber wollen genießen, gründlich genießen, sie mißgönnen ihren Mitmenschen den Besitz irdischer Güter, und es ist nur Egoismus, der sie dem Communismus in die Arme treibt. In einem communistischen Gemeinwesen aber muß das Wort „Egoismus" ein hohler Schall sein, sonst ist das Fundament, auf welchem das Gebäude ruhen soll, nicht vorhanden. Die Communisten, welche namentlich in der Neuzeit so laut nach communistischen Institutionen rufen, sind am allerwenigsten das Material für den Aufbau eines Communistenstaates zu verwenden. Wenn man sagt, daß zu einer Republik vor allen Dingen Republikaner gehören, so kann man noch viel treffender sagen: Zu einem Communistenstaat gehören vor allen Dingen Communisten. Wirkliche Communisten, d. h. völlig selbstlose, nur für das Glück ihrer Nächsten besorgte Menschen, sind aber nicht vorhanden, wenigstens nicht in den Reihen derjenigen, welche den Communistenstaat verlangen. Der Verfasser faßt sein Urtheil über die wenigen, noch in der nordamerikanischen Union bestehenden religiösen Communistengemeinden in folgenden Worten zusammen: „Wir haben es hier mit practischen Versuchsstationen des Communismus zu thun, und es wird durch sie unumstößlich bewiesen, daß freie Menschen und der Communismus zwei unvereinbare Dinge sind. Nur wo Menschen, auf eigenes Denken und Handeln verzichtend, sich gefügig dem Willen einer Einzelperson unterordnen, und wo dazu noch ein Religionssystem tritt, welches diese Einzelperson als von Gott besonders begnadet, ausgezeichnet und geheiligt erscheinen läßt, ist ein communistisches Zusammenleben möglich, jedoch auch hier nur wenn die Mitgliederzahl eine sehr beschränkte bleibt. Diese Communistengemeinden haben große Aehnlichkeit mit Klöstern, wenn bei ihnen auch der Menschlichkeit und den Pflichten gegen die Natur etwas mehr Rücksicht getragen wird, und sie namentlich den Barbarismus der Geschlechtertrennung nicht adoptirt haben. Einzelne Menschen mögen in solchen Communistencolonien Glück, Ruhe und Vergessenheit finden. Die Menschheit als solche aber kann zu ihrer Entwicklung unbedingt der individuellen Freiheit nicht entrathen."

Was schließlich das transatlantische internationale Element betrifft, so bemerkt der Verfasser mit Recht, daß die socialdemokratische, internationale Epoche in den Vereinigten Staaten noch keine Geschichte hat und keine haben kann, weil die internationalen Socialdemokraten, die bekanntlich von allen Privatversuchen zur Beglückung der Menschheit ausdrücklich absehen, auch vom amerikanischen Volke noch nicht haben erreichen können, daß der Staat sofort und unmittelbar die Vertheilung der Güter nach communistisch-socialistischen Principien in die Hand nehme. Sie werden dies auch um so weniger erreichen, als sich bei den Untersuchungen, welche in Folge der Pöbelaufstände in Pittsburg, Chicago u. s. w. durch den Bundescongreß angeordnet wurden, herausstellte, daß die Wortführer der internationalen Socialistenpartei bei der Schilderung des Bauplanes ihres Zukunftsstaates über leere Phrasen und Gemeinplätze nicht hinauskamen und überdies bei vielen Hauptfragen in Widersprüche geriethen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Das neue Ministerium in England.

Die Parlamentswahlen in England sind beendigt. Ihr Ergebniß heißt: Rücktritt der Conservativen vom Staatsruder und Berufung der Liberalen zur Steuerung des Schiffes nach seinen Zielen. Wenige Politiker werden sagen können, daß dieser Ausgang der Sache sie nicht überrascht habe, so viele Umstände schienen dem Lord Beaconsfield und seinen Freunden den Sieg zu sichern. Allerdings hatten vor seinem Amtsantritt eine vieljährige Regierung der Whigpartei und die Rührigkeit der Leute aus der Manchesterschule, der Quäker mit dem nie verwelkenden, aber auch nie fruchttragenden Oelzweige, eine starke Einwirkung auf das politische Denken und Empfinden des brittischen Volkes geübt, und die Meinung, daß England sich möglichst wenig um die Bewegungen auf dem europäischen Festlande kümmern, sich möglichst der Einwirkung auf dieselben enthalten, die Dinge also gehen lassen müsse, wie sie wollten, war in sehr weiten Kreisen der Nation zur Herrschaft gelangt. Indeß hatte die Art und Weise, wie die Whigs diese Grundsätze in verschiedenen Fragen und zuletzt während des deutsch-französischen Krieges vertraten, doch sehr deutlich gezeigt, wie weit man mit dieser Politik kam. Das Selbstgefühl der Engländer begriff, daß es so nicht weitergehen könne, wenn man nicht allen Einfluß auf die Gestaltung der Geschicke Europas verlieren und mit diesem Verlust zugleich an seinen materiellen Interessen zuletzt Schaden leiden wollte. Man begann sich zu schämen und zu fürchten. An diese Gefühle anknüpfend, sie schürend, gewannen die Tories allmählich die Oberhand und schließlich die Herrschaft, und die Erfolge, die sie während der sechs Jahre ihrer Regierung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik errangen, ließen annehmen, daß ihr Sieg ein langdauernder sein würde. Die mit nicht gewöhnlichem Geschick gepaarte Thatkraft des Führers der Conservativen hatte Erfolge zu Stande gebracht, im Hinblick auf welche man glauben durfte, der leitende Gedanke Lord Beaconsfields, daß sich keine große Veränderung politischer Art auf dem europäischen Continente ohne Mitarbeit und Zustimmung Großbritanniens vollziehen dürfe, werde in der öffentlichen Meinung

des letzteren bedeutende Fortschritte gemacht haben. So war es wenig wahrscheinlich, daß die Agitation Gladstones und seiner Anhänger auf die Gemüther eine nachhaltige Wirkung haben würde. Die Thatsachen sprachen gegen ihn, und sein fanatisches Auftreten, seine Hinneigung zu dem autokratisch regierten Rußland, dem Erbfeinde der englischen Interessen im Osten Europas und in Asien, gereichten ihm nicht zur Empfehlung.

Indeß, es ist anders gekommen, als man hiernach erwarten mußte, und da es heutzutage keine Wunder mehr giebt, und der Sieg der Whigs und ihrer Verbündeten sich aus einem etwaigen Mißvergnügen der Mehrzahl des englischen Volkes über die auswärtige Politik der Tories nicht wohl erklären läßt, so folgt, daß ihr deren innere Politik nicht gefallen haben wird, womit die uns aus guter Quelle zukommende Beobachtung stimmt, daß radikale und selbst republikanische Ideen in den letzten Jahren unter den Engländern starke Verbreitung gefunden haben, und zwar keineswegs blos unter den niederen Schichten derselben, den Fabrikarbeitern u. dgl., sondern auch unter den Mittelclassen und selbst auf dem platten Lande.

Was das für die weitere Entwicklung der Schicksale des brittischen Volkes zu bedeuten hat, kümmert uns hier nicht. Wir haben zunächst nur nach unseren den deutschen, Interessen und dann unserer Verbündeten in Oesterreich-Ungarn zu sehen und zu fragen. Was also droht oder was verheißt uns der Umschwung im politischen Leben Großbritanniens, der an Stelle der Tories die Whigs zur Herrschaft gebracht hat? Was haben wir von den neuen Ministern der Königin Victoria zu hoffen oder zu fürchten? Welche Stellung werden sie in der auswärtigen Politik einnehmen? Wie werden sie sich namentlich zu Rußland und zu Italien verhalten, die man in letzter Zeit häufig zusammennennen hörte? Oder wird die auswärtige Politik des Reiches jenseits des Canals der Wahrscheinlichkeit nach trotz aller gewaltigen Reden Gladstones, trotz seines wiederholt deutlich hervorgetretenen Hasses gegen Oesterreich-Ungarn und seiner Sympathien mit dem Panslavismus und der Partei der Irredenta Italia in allen wesentlichen Punkten ungefähr dieselbe bleiben wie die, welche Beaconsfield und seine Anhänger verfolgt haben? — Wir sind geneigt, die letzte Frage zu bejahen, und zwar auf Grund folgender Betrachtungen.

Zunächst ist die zur Regierung gelangte Partei keine in allen Stücken einige. Sie wird allerdings nicht mit den Homerulern, die völlig unenglischen Zielen zustreben, zu pactiren und sie bei der Entscheidung gewisser Fragen in sich aufzunehmen haben, wie anfangs erwartet wurde, sondern vielmehr stark genug sein, diese gänzlich beiseite liegen zu lassen. Aber auch so enthält sie noch viele disparate Elemente. Hartington denkt — von den Radicalen, die im neuen Parlamente sitzen werden, völlig abgesehen — über verschiedene Haupt-

gegenstände der auswärtigen Politik anders als Granville, und Gladstone unterscheidet sich in seiner ganzen Auffassung der Dinge sowie in seinem Temperament nicht unwesentlich von Beiden. Man darf bezweifeln, ob dieselben Politiker, die beim Angriff auf den Gegner einig waren, es auch hinsichtlich der Grundsätze, nach denen nach dem Siege verfahren werden soll, und der Wege, die zunächst betreten werden sollen, sein werden.

Ferner wird sich zweifelsohne auch hier das Sprichwort bewahrheiten, nach welchem keine Suppe so heiß gegessen zu werden pflegt, als sie gekocht worden ist. Männer in der Opposition dachten immer anders und werden in aller Zukunft immer anders denken und handeln als dieselben Männer, wenn sie zur Regierung gelangt waren, bez. gelangen werden. Es ist mit ihnen wie mit Kronprinzen, die liberale Anschauungen und Neigungen zeigen, so lange sie eben Kronprinzen und nicht regierende Fürsten sind, welche mit den Thatsachen zu rechnen und nach ihnen zu handeln haben, und welche für ihr Thun der Gegenwart und der Geschichte verantwortlich sind. Der praktische Politiker hat hier immer nur einen ziemlich eng begrenzten Spielraum für die Theorien und Bestrebungen der Partei, der er angehört, und in unserm Falle ist die Grenze durch die Interessen Englands ganz besonders eng gesteckt.

Der Marquis of Hartington sieht den Zustand des Orients in außerordentlich trübem Lichte. Nach seinen Reden kann ein sehr unbedeutend scheinender Zufall die Lösung der den Orient betreffenden Fragen, die in Berlin gefunden wurde, wieder ungeschehen machen. Er hat geäußert, daß England, wenn die liberale Partei ans Ruder käme und den Curs des Schiffes zu bestimmen hätte, darauf verzichten würde, die Integrität und Unabhängigkeit der Türkei zu vertheidigen, wenn diese nicht die nöthigen und von Europa verlangten Reformen ausführe. Das Erstere ist soweit richtig, als der Berliner Vertrag nur einen modus vivendi geschaffen hat; aber die Weisheit Europas hat darin zu bestehen, ihm eine möglichst lange Dauer zu erhalten. Und was die türkischen Reformen betrifft, so liegen sie allerdings im Interesse der Pforte, aber das letzte und höchste Interesse Englands liegt nicht in ihnen, sondern darin, daß die Türkei, gleichviel ob reformirt oder nicht, in ihrem territorialen Bestande erhalten und von Rußland möglichst unabhängig bleibt. Die Reformen werden zu ihrer Ausführung vieler Jahre bedürfen, schon weil sie Geld erfordern, und die Türkei keins mehr hat, dann weil ihnen die türkische Beamtenwelt nach ihrer Gewohnheit und in ihrem Interesse alle erdenklichen Hindernisse in den Weg legen wird, und das energische staatsmännische Genie bis jetzt mangelt, daß solchen Widerstand allein zu brechen im Stande wäre. Wollte sich England in der Zwischenzeit nicht um die Türkei bekümmern und Rußland freie Hand lassen, so würde die Krisis vermuthlich sehr bald beginnen, und England müßte dann,

gleichviel ob es wollte oder nicht, sich an dem darüber entbrennenden Streite betheiligen. Dann aber würde, wenn Gladstonescher Fanatismus nicht eine Weile schalten dürfte, was bei dem im Ganzen eminent praktischen Sinne der Engländer sicher nicht lange währen könnte, das Staatsinteresse ohne Verzug wieder den Vorrang vor dem „Interesse civilisirender Evangelisirung", wie das Journal des Débats den Gedanken der Gladstoneschen Politik vortrefflich bezeichnet hat, einnehmen, und die Liberalen würden dann wohl oder übel ein Verfahren einzuschlagen genöthigt sein, das sich dem ihrer conservativen Vorgänger im Wesentlichen annäherte und in seinen Folgen beinahe ganz mit ihm zusammenfallen müßte.

Von den radikalen Aeußerungen Gladstones, des doctor supranaturalis, reden wir nicht, so sehr auch die russische Presse sich an ihnen erbaut und begeistert. Sie sind Excentritäten, die auf keine Verwirklichung Anspruch haben. Hartington hat entschieden versichert, daß er niemals andere Ziele verfolgt habe, als die der Regierung Beaconsfields; gemißbilligt habe er nur die von ihr angewandten Mittel. Was er damit meinte, bleibe unerörtert. Es genügt vorläufig, daß dies mit dem Obigen übereinstimmt, und daß das neue englische Cabinet nach den Hartingtonschen Grundsätzen geleitet werden wird. Man wird den Berliner Vertrag im Einklange mit der öffentlichen Meinung Europas aufrecht zu erhalten versuchen, feste Bürgschaft für eine vernünftige Regierung der Christen in Kleinasien und Armenien zu erlangen bemüht sein und die Ansprüche Griechenlands auf eine bessere Nordgrenze unterstützen. Man wird selbstverständlich die auf der Insel Cypern eingenommene Position nicht aufgeben. Man wird ferner in Afghanistan die durch Beaconsfild gewonnene neue Grenze festhalten, im Uebrigen aber das Land sich selbst überlassen. Man wird endlich in Südafrika eine vorsichtigere und weniger anspruchsvolle Haltung beobachten als bisher.

Die Liberalen werden, was auch Gladstone, der umgekehrte Lord Feuerbrand, in der Hitze der Wahlagitation gesagt haben mag, nicht daran denken, einen neuen antitürkischen Kreuzzug zuzulassen oder gar direkt zu Wege zu bringen. Sie werden sich der Interessen der Balkanslaven mit ihren Thaten schwerlich so annehmen wie mit ihren Reden, als sie noch Ihrer Majestät getreueste Opposition waren, und vermuthlich nicht mehr Predigten voll Anerkennung der edlen Absichten und der guten Werke Rußlands halten. Aller dieser unbequemen Leistungen werden sie von jetzt an, wo sie von der linken Seite des Parlaments auf die rechte übergesiedelt und in ihren Führern Regierung geworden sind, überhoben sein. Und sie werden sich wahrscheinlich beeilen, von dieser Erleichterung Gebrauch zu machen. Wir glauben nicht, daß wir uns hierin täuschen können. Indeß nehmen wir einmal die Möglichkeit einer ähnlichen

Ueberraschung an, wie sie uns der Ausfall der englischen Aprilwahlen bereitete. Nehmen wir an, daß sich auf Grund derselben ein Ministerium bildete, welches das Heil Großbritaniens in einer Politik sähe, die das entschiedene Widerspiel der von Lord Beaconsfield verfolgten wäre und namentlich in der Frage wegen der Zukunft der Balkanländer andere Wege ginge, als der Führer der Conservativen bisher gegangen ist. Gesetzt, Gladstone oder Hartington oder Granville entschlössen sich, aus Liberalismus auf eine Zerschlagung der Türkei und eine „Befreiung" der christlichen Völkerschaften Bulgariens, Macedoniens und — Bosniens hinzuarbeiten und sich zu dem Zwecke mit Rußland zu verständigen, und Italien, mit dem die englischen Liberalen immer Liebesblicke tauschten, schlösse sich, vom Gedanken der „Erlösung" Welschtirols, Triests und Dalmatiens getrieben, den gegen die Natur verbündeten beiden Mächten an, so gäbe das immer noch keine große Gefahr für die durch das deutsch-österreichische Bündniß gewonnene Stellung der beiden Großstaaten Centraleuropas. Je mehr England sich Rußland näherte, desto weiter würde es sich nicht bloß von seinen eigenen Interessen im Morgenlande, sondern auch von Frankreich entfernen. Es entstände dann im Orient eine Combination, welche die dortigen französischen Interessen bedrohte, die wesentlich anderer Art als die russischen einerseits und die brittischen andererseits sind. Es wäre keineswegs unmöglich, daß Frankreich sich dann nach anderen Freunden umsähe und dabei auch frühere Feinde nicht verschmähte. Nichts weniger als undenkbar wäre es, daß es in jenem Falle zu einer Verständigung zwischen Paris, Wien und Berlin käme. Was wir dabei zu bieten hätten, ist mit Bestimmtheit noch nicht zu sagen, wohl aber, was nicht. Elsaß-Lothringen würde es sicher nicht sein, aber vermuthlich — etwas Anderes.

Italien würde schlecht dabei fahren. Es ist weniger durch eigene Kraft als durch Andere eins geworden, es ist groß geworden durch Wunder, wie der Fischer und seine Frau im Märchen vom Goldfisch groß und immer größer wurden. Es war boshaft, aber wahr, wenn ein russischer Diplomat von den Italienern, als sie 1870 Rom beanspruchten, bemerkte: „Was? Schon wieder ein Stück Land haben wollen, und haben doch noch keine Schlacht verloren?" Diese unablässige Begehrlichkeit der italienischen Politik, der Geistesverwandten der Frau Ilsebill in jenem Märchen, könnte zuletzt auch das Schicksal treffen, welches der niemals zufrieden zu stellenden Fischersfrau zu Theil wurde. „Oesterreich und Frankreich würde eine Verständigung über Italien nicht schwer fallen, und es könnte sich in Folge dessen ereignen, daß der Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien wieder hergestellt würden."

Günstige Handelsbilanzen.

Wir haben in unserem vorigen Artikel „Ungünstige Handelsbilanzen" (14. Heft) zu zeigen versucht, daß in einem Lande, welches sich activ am internationalen Handel betheiligt, ganz naturgemäß im Laufe des regelmäßigen Verkehrs ein Ueberschuß des Werthes der Einfuhr über den Werth der Ausfuhr zum Vorschein kommen muß. Der heutige Artikel soll sich mit dem Nachweise beschäftigen, daß die sogenannten „günstigen" Handelsbilanzen im Wesentlichen auf Einflüssen beruhen, welche ganz außerhalb der natürlichen Handelsbewegung liegen.

Die wichtigsten unter den Ländern, die sich im letzten Decennium günstiger Bilanzen rühmen konnten, sind: Frankreich in den ersten Jahren nach dem Kriege, Oesterreich, Rußland, vor allen aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Oesterreich z. B. schloß im Jahre 1878 nach Neumann-Spallart mit einem Activ-Saldo von 102 Millionen Gulden Oe. W. ab, bei einem Export im Werthe von 654 Millionen, Rußland mit 333 Millionen Gulden Oe. W., bei einem Export im Werthe von 850 Millionen, und die Vereinigten Staaten hatten nach einer Notiz, die jüngst durch die Zeitungen lief, im vergangenen Jahre sogar einen Ueberschuß von 269 Millionen Dollars zu ihren Gunsten, bei einem Export im Werthe von 698 Millionen.

Nun ist es hinsichtlich der drei letztgenannten Länder gewiß schwer begreiflich, weshalb sie regelmäßig solch ungeheuere Massen von Edelmetall einführen sollten. In Oesterreich und Rußland ist der Gebrauch von hartem Geld bekanntlich äußerst beschränkt, und Amerika producirt selbst viel mehr Gold und Silber, als es bedarf. Die Franzosen aber müßten doch wohl, sollte man meinen, während sie die Milliarden zahlten, eher Geld aus- als eingeführt haben. Die Frage: Sollte es nicht denkbar sein, daß die Handelsbilanz eines Staates einen Ueberschuß der Waarenausfuhr aufweisen könnte, ohne eine entsprechende Mehreinfuhr von Edelmetallen? wird sich daher leicht schon bei einer oberflächlichen Betrachtung der thatsächlich bestehenden Verhältnisse aufdrängen. Gehen wir etwas tiefer auf den Grund der Sache ein.

Zunächst giebt es einige Ursachen, welche die Einfuhr in Wirklichkeit zwar nicht verringern, wohl aber auf dem Papiere kleiner erscheinen lassen, als sie ist. Es liegt auf der Hand, daß geschmuggelte Waaren nicht in officiellen Export- und Importlisten verzeichnet stehen können. So lange nun der Schmuggel ungefähr in denselben Werthdimensionen hinüber und herüber geht, ist es eben einfach nur ein Verkehr, dessen Resultate in jenen Listen nicht zum Vorschein

kommen. Das Verhältniß der Einfuhr zur Ausfuhr wird nicht alterirt. Ganz anders aber steht es beim einseitigen Schmuggel. Während die Waaren aus dem einen Lande in das andere auf heimlichen und verbotenen Wegen gebracht werden, kommen die dort dafür erkauften Gegenstände in offnem und legitimem Handel zurück. Besonders ist diese Art des Geschäftsbetriebs zwischen Nationen mit einer entwickelten Industrie und verhältnißmäßig niedrigen Zöllen einerseits und mehr ackerbau- und viehzuchttreibenden Völkern mit hohen Zöllen andererseits gebräuchlich, also etwa zwischen Deutschland und Rußland. Von unseren Seidenzeugen, Tuchen und sonstigen Fabrikaten ist es oft nicht eben schwierig, dem Raume nach zwar kleine, hinsichtlich des Werthes aber sehr erhebliche Quantitäten heimlich über die Grenze zu schaffen, während die meisten Dinge, die wir von Rußland beziehen, wie Vieh, Häute, Getreide und andere Rohproducte, schon wegen ihres räumlich großen Umfanges bei geringerem Werthe nur schwer unentdeckt herübergeschafft werden können, überdies aber bei uns nicht mit so hohen Zöllen belegt sind, daß die Gefahr über den Reiz des Gewinnes leicht vergessen würde. Nach Rußland würde demnach eine fortgesetzte Ausfuhr von deutschen Waaren vor sich gehen, die weder auf den deutschen Exportlisten noch auf den russischen Importlisten erscheinen, d. h. die deutsche Ausfuhr und die russische Einfuhr würden um den jemaligen Werth der geschmuggelten Waaren auf dem Papiere kleiner sein. Der Schmuggel würde also in Deutschland die sogenannte ungünstige, in Rußland die sogenannte günstige Bilanz vergrößern.

Es mögen in der That recht respectable Summen sein, die auf diese Weise jedes Jahr den deutschen Export- und den russischen Importlisten entzogen werden; doch sind dieselben schwerlich so groß, daß sie bei den ungeheueren Werthen, die auf jenen Listen verzeichnet stehen, wesentlich ins Gewicht fielen. Eine ungleich bedeutendere Wirkung auf die Gestaltung der Einfuhrlisten üben sicherlich hohe Zölle, die nach dem Werthe der betreffenden Handelsartikel berechnet werden, wie es z. B. in den Vereinigten Staaten geschieht. Der Marktwerth eines Gegenstandes ist ein höchst unbestimmter Begriff; er schwankt oft zwischen weiten Grenzen, und es hängt von den mannigfachsten Umständen, nicht selten vom bloßen Zufall ab, welche Summe man gerade herausgreift, um sie auf die Ein- und Ausfuhrlisten zu setzen. Angesichts dieser Unsicherheit wird begreiflicher Weise die Angabe des jedesmaligen Exporteurs oder Importeurs in den meisten Fällen maßgebend sein. Es liegt aber auf der Hand, daß jeder Kaufmann, auch der redlichste, der nach dem größeren oder geringeren Werthe seiner Waare Zoll bezahlen muß, diesen Werth stets so niedrig ansetzen wird wie er kann, ohne sich dem Gesetze gegenüber eine Blöße zu geben. Die Importlisten von Ländern mit hohen Werthzöllen bieten daher nicht den ungefähren Durch-

schnittswerth der eingeführten Waaren, sondern den möglichst niedrigen, wie ihn die Zollbehörden nur irgend passiren lassen. Und sollte die Abschätzung gar in der Weise vorgenommen werden, wie sie, wenn wir recht berichtet sind, in den Vereinigten Staaten vorgenommen wird, so könnte es sich leicht ereignen, daß zwar nicht der wirkliche Marktwerth einer eingeführten Waare, wohl aber der auf der Einfuhrliste verzeichnete Werth kleiner erschiene als der der ausgeführten Waare, wofür jene andere eingetauscht wurde. In den Vereinigten Staaten wird der Zoll nämlich häufig, vielleicht sogar regelmäßig, nicht nach dem Marktwerthe des Importartikels in dem amerikanischen Einfuhrplatze berechnet, sondern nach dem Marktwerthe und natürlich dem möglichst niedrigen, den dieser Artikel an dem Orte hat, von dem er herkommt. Ein deutscher Fabrikant also schätzt seine nach Amerika gelieferten Fabrikate nicht nach dem, wie knapp auch immer angesetzten Werthe, den dieselben an ihrem Bestimmungsorte haben, sondern etwa nach seinen Fabrikationskosten, und auf Grund dieser Schätzung wird der Werth der Waare in der amerikanischen Importliste bestimmt. Die Summe, um die in Folge dieses Verfahrens, gar nicht zu reden von Betrügereien und Unterschleifen, die amerikanische Einfuhr jährlich auf dem Papiere verkürzt wird, dürfte eine sehr erhebliche sein; es dünkt uns gar nicht unwahrscheinlich, daß die sogenannte günstige Handelsbilanz, die den Amerikanern so viele Freude macht und für so manche deutsche Patrioten ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides ist, zu einem guten Theil ihre Entstehungsursache in dieser gewohnheitsmäßig und grundsätzlich allzuniedrigen Veranschlagung des Werthes der Einfuhr hat. Doch kommt hierbei einem anderen Factor, der überhaupt oft in sehr maßgebender Weise auf die Größe der Ausfuhr, bez. der Einfuhr wirkt, und von dem gleich noch mehr die Rede sein wird, ohne Zweifel eine noch sehr viel höhere Bedeutung zu.

Vorher möge nur noch eine Bedingung kurz berührt werden, unter welcher allerdings, wenigstens temporär, die Einfuhr mitunter eine wirkliche, wenn auch wohl meistens unbeträchtliche Schmälerung erleidet, ohne daß die Ausfuhr dadurch afficirt zu werden braucht. Dieses findet statt, sowie die einheimischen Kaufleute schlecht oder unglücklich speculiren, wenn sie also gezwungen sind, die Waaren, die sie exportiren, mit Verlust zu verkaufen, oder wenn diejenigen, welche sie importiren, zu Hause nicht den Werth haben, den sie haben müßten, um die Unternehmung lohnend zu machen, oder wenn am Ende gar alles unterwegs zu Grunde geht. Im letzten Falle fände lediglich eine Ausfuhr statt, es käme nichts dafür zurück — es müßte denn die verlorene Waare im Auslande versichert gewesen sein. Wenn also unsere Kaufleute immer mit Verlust arbeiteten, und dieser Verlust groß genug wäre, so würde unsere Handelsbilanz bald

günstiger werden. Zum Glücke sorgen sie schon dafür, daß dergleichen nicht geschieht.

Wir gelangen nun zu den Vorgängen, denen es wohl weitaus in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen in erster Linie zuzuschreiben ist, wenn sich beim Abschlusse der Bilanz des internationalen Handels irgendwo ein Ueberschuß des Werthes der Ausfuhr ergiebt, und ohne die wahrscheinlich nur wenige, vielleicht gar keine günstigen Handelsbilanzen vorkommen würden.

Sehr häufig tritt der Fall ein — zumal in unseren Zeiten, wo die Beziehungen zwischen den verschiedenen civilisirten Staaten so mannigfaltig durcheinander geschlungen sind — daß ein Volk an das Ausland größere Zahlungen zu leisten hat, die mit dem gewöhnlichen Handelsverkehr nicht im geringsten directen Zusammenhange stehen, also etwa erzwungene Tribute und Kriegskosten-Entschädigungen oder freiwillige Subsidien, vor allem aber Verzinsung von Staats- und Privatschulden, Rückerstattung geliehener Capitalien, neue Darlehen, und was es sonst sein mag. Länder, die selbst sehr viel mehr Edelmetall produciren oder aus irgend einem anderen Grunde im Augenblicke sehr viel mehr davon besitzen, als sie brauchen, können nun freilich ihren Ueberfluß ohne Anstand für derlei Zahlungen verwenden. In anderen Fällen aber wird die Ausfuhr von größeren Massen von Gold und Silber stets von den in unserem ersten Artikel kurz berührten Inconvenienzen begleitet sein, die mit der Abnahme des Vorrathes an diesen Metallen und der damit zusammenhängenden Steigerung ihres Preises eng verbunden sind. Alles wird daher nach Kräften bestrebt sein, kein baares Geld hinauszuzahlen, und selbst die schlimmen Fremden werden sich im eigenen Interesse soviel wie möglich davor hüten. Denn man schickt, so lange man sich anders helfen kann, ebensowenig Gold und Silber aus einem Lande, wo diese Metalle theuer sind, in ein solches, wo sie billig sind, wie etwa England ohne zwingende Gründe Getreide nach Rußland transportiren würde.

Werfen wir einen raschen Blick auf die Vorgänge, welche sich zu entwickeln pflegen, wenn namhafte Uebertragungen von Kapital aus einem Volke an ein anderes vorgenommen werden. Das billigste und gebräuchlichste Mittel, größere Summen von einem Orte zum anderen zu versenden, ist bekanntlich unter normalen Verhältnissen und zwischen civilisirten Handelsplätzen der Wechsel. Mit anderen Worten: man überträgt einer an einem anderen Platze befindlichen Person, der man Zahlung leisten will, Forderungen, die man an jenem Platze für verkaufte Waaren hat, einerlei ob man diese Waaren selbst verkauft oder die Forderung von dem Verkäufer direct oder indirect erworben hat. Sowie also ein Volk größere Capitalien ins Ausland schicken will oder muß, so werden alsbald die Wechsel aufs Ausland ein lebhaft begehrter Artikel sein und sich in Folge dessen rasch vertheuern, d. h. der Wechselcours steigt, oder, wie man sagt,

er wird ungünstig. Damit aber ist zugleich einerseits ein ungemein wirksamer Sporn zum vermehrten Waarenexport gegeben und andererseits ein Hemmschuh für den Import. Denn jeder Exporteur genießt nun neben dem gewöhnlichen Gewinn vom Verkaufe seiner Waare noch einen Extraprofit von dem hohen Wechselcours, er kann die Forderung ans Ausland, die er jetzt hat, theuerer als zu anderen Zeiten verkaufen, während umgekehrt der Importeur einen ähnlichen Verlust erleidet*). Gewinn und Verlust mögen gering sein, allein sie sind sicher; und ein sicherer und überdies mühelos zu erwerbender Profit auch nur von einem halben Procent thut, ebenso wie ein entsprechender Verlust, schon eine gewaltige Wirkung. Ist nun aber die daraufhin erfolgte Vermehrung des Exports, bez. die Verminderung des Imports nicht so beträchtlich, daß der Unterschied dem Betrage der Summe, die ins Ausland geschickt werden soll, gleichkommt, so wird der Wechselcours fort und fort steigen, bis es sich verlohnt, Geld in Metall zu exportiren. Die Ausfuhr von Geld, wenn es sich nicht bloß um kleinere Quantitäten handelt, verursacht ein Steigen im Preise dieses Artikels, d. h. also ein Sinken im Preise der Waaren, während im Auslande das Umgekehrte stattfindet. Also ein neuer mächtiger Antrieb zur Vermehrung des Exports und Verminderung des Imports von Waaren. Und diese beiden Impulse, der hohe Wechselcours und der hohe Preis des Geldes werden, beide sich fortgesetzt steigernd, so lange andauern, bis die Capitalübertragung vollendet ist, oder ganz und regelmäßig durch vermehrten Export von Waaren gedeckt wird. Wenn die Zahlungen, die ein Volk dem Auslande macht, in bestimmten Fristen wiederkehrende sind, in einem Jahre ungefähr soviel wie in dem anderen, also etwa Zinsen von geliehenen Capitalien, regelmäßige Contributionen und dgl., so werden sich in der Regel sehr bald Mittel und Wege gefunden haben, um den ganzen Betrag durch vermehrte Ausfuhr zu decken, und der Wechselcours sinkt dann wieder auf sein gewöhnliches Niveau zurück.**)

Für Waaren, deren Ausfuhr auf Grund irgend welcher nicht durch die natürliche Handelsbewegung veranlaßten Zahlungen ans Ausland erfolgt ist, kann selbstverständlich keine entsprechende Einfuhr erkauft werden, es kommt nichts dafür zurück — wenigstens vorerst nicht, und was später geschehen mag, wenn etwa geliehene Capitalien zu verzinsen oder zurückzuzahlen sind, kümmert uns hier nicht; vorläufig ist jedenfalls das Geschäft zu Ende, und jeder hat, was ihm gebührt, sobald die ausgeführten Waaren am Bestimmungsorte angelangt und verkauft sind. Es ist also nur der Export des betreffenden Landes,

---

*) Vgl. J. St. Mill, Principles of Pol. Econ. III, 20, § 3.

**) Ein plötzliches Aufhören solcher Zahlungen würde dann freilich leicht schlimme Krisen hervorrufen.

der um den Werth derselben wächst, dem Import wird keine entsprechende Vergrößerung zu Theil; im merkantilistischen Jargon ausgedrückt: Die Handelsbilanz wird um soviel günstiger. Und sie wird um so günstiger, je größer die Zahlungen sind, die so durch Ausfuhr von Waaren gedeckt werden.

Sehen wir uns einen Augenblick in der Wirklichkeit um. Wir haben oben die vier wichtigsten Staaten genannt, welche im letzten Jahrzehnt günstige Handelsbilanzen aufzuweisen hatten. So lange die Franzosen an den Milliarden zahlten, erfreuten sie sich ungemein günstiger Bilanzen.*) Oesterreich, Rußland und die Vereinigten Staaten, und namentlich die letzteren, haben, wie jedermann weiß, unermeßliche Darlehen vom Auslande aufgenommen, in den amerikanischen Eisenbahnen allein stecken ungezählte Milliarden europäischen Capitals. Und die Summen, welche dafür alljährlich an Verzinsung und Amortisirung aus diesen drei Staaten hinausgeschickt werden müssen, sind so ungeheuer, daß selbst die so großartige amerikanische Metallproduction nicht annähernd ausreichen würde, um in Münze zu zahlen. Der Zusammenhang zwischen den günstigen Handelsbilanzen und den großen Zahlungen, die dem Auslande zu leisten sind, liegt also auch hier klar genug am Tage.**)

Daß diese Völker ihre Schulden bezahlen, ist gewiß löblich; aber wenn man sich, wie es besonders die Amerikaner so gerne thun, fortwährend wegen der sogenannten günstigen Handelsbilanzen brüstet und beglückwünscht, so ist dies eine arge Verkehrtheit und zugleich ein Beweis, daß man sich allerlei unbegründeten Illusionen hinsichtlich derselben hingiebt. Zahlte die Türkei ihren Gläubigern, was sie denselben zu zahlen schuldig ist, so würde sie sich wahrscheinlich ebenfalls einer günstigen Handelsbilanz erfreuen, anstatt wie jetzt mit einem Passivsaldo abschließen zu müssen***).

Größere Uebertragungen von Capital aus einem Lande in ein anderes werden übrigens begreiflicher Weise wie in dem einen Lande auf die günstigen, so in dem anderen, oder sagen wir lieber in irgend einem anderen Lande, einen ähnlichen Einfluß auf die ungünstigen Handelsbilanzen üben. Waaren, die man

*) Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß Frankreich die ganze Kriegskostenentschädigung durch vermehrte Waarenausfuhr gedeckt habe. Bekanntlich sind ja die französischen Anleihen zum Theil im Auslande placirt worden; größere Summen wurden auch nach und nach in baarem Gelde abgetragen. Und wieviel mag vermittelst Uebertragung fremder, in französischen Händen befindlicher Werthpapiere u. dgl. getilgt worden sein! Interessant wäre es zu wissen, wie viel von diesen letzteren so nach Deutschland gewandert sind; freilich wird sich das nie constatiren lassen.

**) Größere Theile ihrer Schulden werden allerdings auch, zumal von Oesterreich und Rußland, immer wieder durch neue Anleihen im Auslande abgetragen, wodurch dann insoweit die Bilanz des Handels vorerst nicht afficirt wird.

***) Die Türkei hatte im Jahre 1878 z. B. nach Neumann-Spallart einen Ueberschuß der Einfuhr von 16 Millionen Gulden Oe. W.

zur Deckung von Zahlungen ins Ausland ausführt, müssen natürlich, falls sie nicht unterwegs verloren gehen, irgendwo anders eingeführt werden, und werden dort, wo es auch sein mag, mit ihrem dortigen Werthe auf der Einfuhrliste figuriren, ohne daß dafür irgend etwas auf die dortige Ausfuhrliste zu kommen braucht. Irgendwo wird demnach auch der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr vergrößert, d. h. die Handelsbilanz ungünstiger gemacht. Ob dieser Factor indessen in den Importlisten gerade der reicheren Länder Europas, also Englands, Hollands, Belgiens, Frankreichs, Deutschlands, die während der letzten Jahre durch die Massenhaftigkeit des Ueberschusses ihrer Einfuhr hervorragten, sehr viel ausmacht, ist doch noch fraglich.*) Denn in den genannten Ländern ist wegen des verhältnißmäßig niedrigen Zinsfußes, der dort und namentlich in England herrscht, unter den Capitalisten die Gewohnheit sehr verbreitet, ihre überflüssigen Capitalien in besser verzinslichen auswärtigen Unternehmungen anzulegen. Den eingeführten Capitalien stehen also auch ausgeführte gegenüber. Ebenso wie Waaren, um Zahlungen zu leisten, hinausgehen, kommen auch Waaren zu ähnlichem Zwecke zurück; oder, was wohl das gewöhnlichste ist, ein Import von Waaren, der zur Deckung einer Schuld stattfinden sollte, wird gleich von vornherein anderswohin abgelenkt. Ein Beispiel möge den Hergang veranschaulichen.

Nehmen wir an, eine englische Gesellschaft wolle in Mexiko ein industrielles Unternehmen anfangen und habe dazu eine Million Mark vorräthig. Nehmen wir weiter an, ein amerikanisches Haus habe gerade für Waaren, die es nach Mexiko geschickt, Forderungen im Werthe von einer Million dort stehen. Die Engländer können nun nichts Bequemeres thun, als auf dem Londoner Markte fällige oder demnächst fällige Coupons von amerikanischen Papieren in dem genannten Betrage sammeln, dem Amerikaner damit seine Forderungen abkaufen und die letzteren in Mexiko zu Geld machen. Amerika hat nun in Mexiko für eine Million Waaren importirt und an England eine Million Zinsen bezahlt, ohne daß man aus den Ein- und Ausfuhrlisten der betreffenden drei Länder im geringsten merken könnte, was eigentlich geschehen ist. Auf die englischen Listen kommt nichts, denn die fortgeschickten Coupons werden nicht eingeschrieben; in den amerikanischen erscheint nur eine Ausfuhr, nämlich Waaren im Werthe von einer Million (abzüglich des Gewinnes und der Unkosten des Kaufmanns), in Mexiko aber zeigt sich nur eine Einfuhr im Werthe von einer Million.

Es ist wohl kaum möglich, auch nur annähernd zu ermitteln, wie viel

*) Die Milliardenzahlung hat jedoch ohne Zweifel auf die damaligen Handelsbilanzen des deutschen Reichs sehr bedeutend eingewirkt. Unsere Handelsbilanzen von 1872 und 1873, die an allen Ecken und Enden des Landes Schrecken hervorriefen, sind zum Theil den Milliarden zu verdanken.

Capital jahraus jahrein aus den wohlhabenderen Ländern Europas zur Anlage ins Ausland wandert. Doch wäre es keineswegs undenkbar, daß die Summen, welche zu diesem Zwecke namentlich aus England, wo ja die ganze Welt zum Borgen zusammenströmt, hinausfließen, dem, was an Zahlung von Zinsen und Rückerstattung von Darlehen hereingeht oder hereingehen sollte, nahe oder gleich käme oder es am Ende gar mitunter überträfe. Indessen ein näheres Eingehen auf diese Dinge ist für unseren Zweck auch nicht nothwendig; es genügt auf die bedeutsame Rolle hingewiesen zu haben, welche die Ausfuhr, bez. Einfuhr von Waaren als Zahlungsmittel für internationale Capitalübertragungen spielt. Es kommt also hier zu den vielen Unbekannten, die in den Ziffern der Aus- und Einfuhrlisten enthalten sind, noch ein dickes x hinzu. Und es ist einleuchtend, daß, so lange wir nicht wissen, wie viel Capital ein Volk aus Gründen, die mit der regulären Handelsbewegung nichts zu thun haben, ins Ausland geschickt hat, und in welcher Form dies geschehen ist, ob in Werthpapieren, Metall oder Waaren, schon allein aus diesem Grunde, ganz abgesehen von allen anderen, jede auf Grund der Handelsbilanzen angestellte Berechnung bezüglich des Exports und Imports von Gold und Silber völlig in der Luft steht.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Erörterungen noch einmal kurz zusammen, so ist zunächst festzustellen, daß die Schlüsse, die man aus den Handelsbilanzen in früheren Zeiten allgemein zu ziehen pflegte und auch jetzt noch in weiten Kreisen sehr häufig zieht, und deren wesentlicher Inhalt schon mit der Benennung „günstig“ und „ungünstig“ ausgedrückt werden soll, nicht den Schatten einer Berechtigung haben. Es ist ebensowenig Ursache vorhanden, wegen „günstiger“ Handelsbilanzen patriotisches Vergnügen zu empfinden, als sich wegen „ungünstiger“ zu grämen. Die Handelsbilanzen geben überhaupt in der Art und Weise, wie sie dem Publikum geboten werden, sehr wenig Anhaltepunkte, um irgend welche Schlüsse zu ziehen. Will man aber durchaus etwas daraus schließen, so wird man selten fehlgehen, wenn man sagt: *Günstige Handelsbilanzen sind ein Zeichen, daß ein Volk große Zahlungen an das Ausland geleistet hat; ungünstige Handelsbilanzen dagegen beweisen, daß die Kaufleute des betreffenden Landes und überhaupt alle einheimischen Personen, die sich am auswärtigen Handel activ betheiligt, mit Glück und Geschick gearbeitet haben.*

Augsburg. *Adolf Buff.*

Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart.

6. Pilotys Schule: Franz Defregger. Matthias Schmid. Alois Gabl.

Nachdem Defregger von seiner Gliederkrankheit genesen war, hielt er sich noch zwei Jahre in Bozen auf, dessen Klima, welches die Vorzüge des italienischen Himmels mit denen einer Herz und Geist erfrischenden Bergluft verbindet, gewiß nicht ohne Einfluß auf seine Wiederherstellung gewesen ist. Sein Geist war nie gelähmt worden, und nachdem nun auch die alte Kraft wiedergekehrt war, schuf er eine Reihe von Genrebildern, in welcher sich die alte, gemüthvolle Liebenswürdigkeit und Heiterkeit in ungetrübter Frische zeigte.

Den ersten Stoff wählte er aus dem bunten Volksleben Wälschtirols, wo sich als auf der Grenzscheide zweier Nationen der dunkeläugige Romane mit dem helläugigen Germanen zum ersten Male begegnet, wo dem vom Norden kommenden Reisenden der Contrast zwischen zwei Volksnaturen zum ersten Male ins Auge springt. Ein italienischer Bettelmusikant producirt mit seinen beiden Kindern vor einer aus zahlreichen Gliedern bestehenden Tiroler Bauernfamilie seine gewerbsmäßige Kunstfertigkeit. Er findet ein ungemein dankbares Publikum; je nach den geistigen Capacitäten des Einzelnen spricht sich die Theilnahme in fassungsloser Bewunderung, in andächtigem, verständnißvollem Zuhören oder in fröhlicher Stimmung aus. Auch der künstlerische Vorzug dieses Bildes liegt in der Mannigfaltigkeit der Charakteristik, welche hier nicht bloß durch Alter und Temperament bedingt wird, sondern noch durch die verschieden geartete Aufmerksamkeit, welche ein Jeder der Anwesenden dem Gesange und dem Guitarrenspiele zuwendet. Auf die „Bettelmusikanten" folgte der „Ball auf der Alm" mit dem berühmten Schuhplattltanz zwischen einem alten Holzknecht und einer jungen Sennerin, einer Scene voll köstlichen Humors, das „Mittagsgebet", welches dem Jüngsten einer aus fünf Köpfen bestehenden Kindergesellschaft von der alten Großmutter gelehrt wird, besonders anziehend durch die glückliche, in keinem Zuge gekünstelte Naivetät der Kindergesichter, durch die ungezwungene Natürlichkeit der Posen, durch das fein abgewogene Verhältniß der einzelnen Theile der Composition zu einander und zum Ganzen und durch das reizvolle Spiel des Sonnenlichts in dem halbdunklen Raume, der „Sonntagnachmittag", eine ähnliche Idylle aus dem Familienleben u. a. m.

In Bozen entstand auch das berühmte „Preispferd", ein wackerer Bauern-

gaul, der in München auf dem Octoberfest prämiirt worden ist und nun im Triumph, mit Bändern und Schleifen geschmückt, in das heimatliche Dorf zurückgeführt wird, wo er natürlich neben einer Schaar von Bewunderern auch Neider und Verkleinerer seiner unzweifelhaften Verdienste findet. Wiederum überrascht auf diesem Bilde, welches, für die Wiener Weltausstellung gemalt, den Ruf Defreggers auch über München und die Kreise seiner Landesgenossen hinaustrug, außer der Mannigfaltigkeit in der Charakteristik, der Reichthum an typischen Gestalten, die außerordentliche Lebendigkeit und Natürlichkeit des Künstlers, die auch auf anderen Gemälden, deren Stoffe poetischer sind, keinen ungesunden, sentimentalen Zug aufkommen läßt. In der Heimat des Malers zollte man dem Bilde übrigens nicht dieselbe Bewunderung, welche es bei dem internationalen Publikum in Wien fand, das sich einer fast völlig neuen Erscheinung gegenüber sah. In Innsbruck erkannte man sogar in demselben einen Rückschritt gegen frühere Leistungen des Künstlers, namentlich gegen den „Ball auf der Alm", und schärfere Beobachter entdeckten sogar bedenkliche Verzeichnungen, die man bis dahin Defregger nicht zum Vorwurfe gemacht hatte.

Es mag sein, daß die Isolirtheit, in welcher sich Defregger in Bozen befand, auf die weitere Ausbildung seiner specifisch technischen Qualitäten nachtheilig eingewirkt hat, und diese Wahrnehmung veranlaßte ihn, der gastlichen Stadt, welche seitdem die Erinnerung an ihn in rührender Treue bewahrt, den Rücken zu kehren, um wieder nach München zu gehen und aus der lebendigen Wechselwirkung emporstrebender Kräfte für sich Nutzen zu ziehen. Sein mehrjähriger Aufenthalt in Bozen ist im Hinblick auf die Förderung des geistigen Lebens und die Erweckung des ästhetischen Sinnes in der von der Natur so außerordentlich begünstigten Bergstadt und ihrer herrlichen Umgebung nicht zu unterschätzen. In dieser gottbegnadeten Natur ist leider das Unkraut des Fanatismus und der Unduldsamkeit mächtiger als irgendwoanders emporgeschossen, und, im Gegensatz zu den früheren Traditionen des Katholicismus, macht sich daneben ein kunstfeindliches Element geltend, welches nur die Heiligenbilder, Oeldrucke und Farbenlithographien schlechtester Sorte, die oft wie eine abschreckende Carricatur wirken, von seinem Banne eximirt. In diese dunkle Atmosphäre fielen die Defreggerschen Bilder, welche in jeder Tirolerbrust verwandte Saiten berührten, die intimsten Fasern des Herzens vibriren machten, wie freundliche, reinigende Lichtstrahlen. Zu dem Gefühl, hier durch die Kunst das verwandte, gleichartige Wesen in seiner ganzen Innerlichkeit erfaßt und in seiner im Grunde doch treuherzigen, von Pfaffenlist noch nicht völlig verdorbenen Schlichtheit dargestellt zu sehen, gesellte sich der patriotische Stolz, der sich sagen durfte: Der dies schuf, ist aus unserer Mitte hervorgegangen, war ein Bauer wie wir! Durch diese Canäle hat in Bozen und Umgegend, ja in ganz Tirol

bis über Innsbruck hinaus ein Defreggercultus Eingang gefunden, der sich seine Stelle neben dem Cultus der Heiligenbilder, welcher bisher fast ausschließlich das nicht sehr bedeutende Kunstbedürfniß deckte, erobert hat, und man darf den glücklichen Zufall preisen, der gerade einen Künstler von so scharf ausgeprägtem Schönheitsdrange und Schönheitsgefühl wie Defregger zum Gegenstande nationaler Verehrung machte. In einem Lande, wo bis dahin der Jesuitenstil in seiner prunkenden Unwahrheit, in seiner gedankenlosen, aber die Menge berauschenden Prahlsucht alles künstlerische Empfinden beherrscht hat, ist die Einbürgerung der schlichten Defreggerschen Kunstart doppelt erfreulich. Nicht bloß in den Städten haben die Schaufenster der Buch- und Kunsthändler den Reproductionen Defreggerscher Bilder eine breite Stelle eingeräumt, die Hausirer haben Stiche, Photo- und Lithographien bis hinauf in die einsamsten Gebirgsdörfer getragen und überall willige und zahlreiche Käufer gefunden. Freilich berührte Defregger auch zur Zeit, als sich sein Aufenthalt in Bozen seinem Ende näherte, die Stelle, wo der Tiroler am meisten sterblich ist, das Capitel, in welches sich die ruhmvollen Erinnerungen seiner historischen Erinnerung zusammendrängen, den Franzosenkrieg von Anno 1809.

Zum ersten Male seit dem Speckbacherbilde, das seinen Namen bekannt gemacht hatte, verließ er wieder das Gebiet der Idylle, um sich der Historie zuzuwenden, wobei er wieder mit richtigem Tact sich auf ein räumlich geringes Maß beschränkte. Die Forderung, daß ein Historienbild mindestens lebensgroße Figuren aufweisen müsse, ist ja ein veralteter Schulbegriff, dessen Verkehrtheit heute nicht mehr der Widerlegung bedarf. Nicht in den räumlichen Dimensionen, sondern in der charakteristischen Erfassung des Gegenständlichen, in der richtigen Behandlung des Zeit- und Localcolorits und in der vollkommenen geistigen Durchdringung des Stoffes ist das Wesen nicht bloß der Historienmalerei, sondern auch jedes anderen Zweiges der Malerei zu suchen. Wir fragen heute: Steht das gewählte Maß im Verhältniß zur Bedeutung des Gegenstandes? und, wenn diese Frage eine befriedigende Antwort gefunden hat, fragen wir weiter: Steht das geistige und technische Können des Malers im richtigen Verhältniß zu der räumlichen Größe seines Gegenstandes? Cornelius, Rethel, Schnorr von Carolsfeld vermochten lebens- und überlebensgroße Figuren mit Geist und Leben zu erfüllen, so lange sie nicht mit der Farbe zu rechnen hatten. Bei Kaulbach ist das schon zweifelhaft. Von den beiden Hauptseiten seiner Thätigkeit ist die als Illustrator, als witziger Satiriker die angenehmere. Seinen Gestalten in großem Maßstabe, wie wir ihnen auf den monumentalen Malereien in München und Berlin begegnen, fehlt es nicht an einschmeichelnder Eleganz und Zierlichkeit, an Witz und Pfiffigkeit, dafür aber an Energie und höherem geistigen Leben. Gussow kann struppige Bauern und dralle Mädchen in Lebens-

größe malen, weil er über so eminente coloristische und zeichnerische Fähigkeiten gebietet, daß auch die an sich uninteressantesten und gleichgiltigsten Partien eines Gemäldes malerisch interessant werden können. Defregger geht dieser Vorzug fast völlig ab. Auch diejenigen seiner Genrebilder, auf denen eine geringere Figurenzahl geringere technische Schwierigkeiten bereitet, fesselten stets mehr durch den Reiz des Gegenständlichen, als durch technische Vorzüge, die wir heute nicht mehr missen können, wenn anders wir nicht die malerischen Finessen, welche Rembrandt und die holländischen Sittenmaler, die Ostade, Dou, Pieter de Hooch, van der Meer von Delft u. a., in die Kunst eingeführt haben, als überflüssig und ohne Belang wieder über Bord werfen wollen. Dou und Pieter de Hooch bewegten sich in einem ebenso beschränkten Kreise von Gestalten wie Defregger. Aber sie wissen durch coloristische Feinheiten und pikante Lichteffecte der Gefahr der Monotonie geschickt zu entgehen, während Defregger, nachdem er den Vorrath seiner Gestalten mehrere Male erschöpft hat, bereits anfängt, einförmig zu werden.

Im Jahre 1873, als die zweite Episode aus dem Franzosenkriege „Das letzte Aufgebot" entstand, war freilich davon noch nichts zu merken. Trotz seiner coloristischen Mängel hat dieses Bild unter allen Defreggerschen Schöpfungen die nachhaltigste Wirkung hervorgerufen, die nach meinem Gefühl nicht einmal von dem über Gebühr gepriesenen Hoferbilde erreicht worden ist. Sie wird in erster Linie wiederum der außerordentlichen, fast auf die Spitze getriebenen Energie in der Charakteristik und der echt tragischen, von jedem sentimentalen oder larmoyanten Beigeschmack freien Grundstimmung verdankt. In der Frühe eines Septembermorgens schreitet eine Schaar von wetterharten Greisen unter Anführung eines Genossen die Straße eines Tiroler Dorfes entlang. Ein furchtbarer Ernst prägt sich in ihren Mienen aus. Der Beschauer hat das sichere Gefühl, daß es sich hier um einen Kampf handelt, der nur mit Sieg oder Tod ein Ende nimmt. Das sieht er an den furchtbaren Waffen, mit denen sich die Alten bewehrt haben, an den aufgerichteten Sensen, deren Stöcke mit spitzen Stacheln beschlagen sind, an den seltsamen Büchsen, mit denen man gewöhnlich den Gamsbock nicht schießt, das sieht er an dem Abschied, den einer der Greise von seinem Eheweibe nimmt. Thränenlos steht sie vor ihm, sie drückt ihm krampfhaft die Hand, sie weiß, daß er nicht wiederkommt, aber sie weiß auch, daß es so und nicht anders sein kann. Vergrämte Weiber mit ihren Kindern, ein Krüppel an der Krücke — alle sind sie auf die Straße geeilt, ihren letzten Vertheidigern mit thränenlosen Augen den letzten Abschiedsgruß zuzuwinken. Ihre Thränen sind versiegt, seitdem die Blüthe der Jugend, die Kraft der Männer vom Feinde niedergemäht worden. Auf dem Treppenpodest vor einem Hause sitzt ein schwer verwundeter junger Mann, von den Seinigen umgeben.

Ingrimm umdüstert seine Züge, da er dem Häuflein nachblickt, dem er nicht folgen kann.

In ihrer einfachen, von keinerlei Pathos getragenen Erzählung ist diese Episode aus dem Volkskriege von geradezu erschütternder Wirkung. Doch darf uns dieser gewiß eminente künstlerische Vorzug gegen die coloristischen Schwächen nicht blind machen. Namentlich durch die bunten Gestalten des Vordergrundes ist die Gesammthaltung des Colorits bedenklich ins Schwanken gerathen. Friedrich Pecht, Defreggers liebevoller Biograph, meint zwar, daß dieser Uebelstand durch die „Buntheit des Etschländer Costüms" veranlaßt worden sei, welches der Maler nicht „ganz bewältigen" konnte. Indessen kehrt diese unruhige Haltung auf dem drei Jahre später (1876) entstandenen Pendant zum „Letzten Aufgebot", auf der im Besitze der Nationalgalerie befindlichen „Heimkehr der Sieger", wieder. Nicht die „Buntheit des Costüms" ist es, welche Defregger nicht zu bewältigen vermag, sondern er ist nicht im Stande, die große Anzahl der Figuren durch Kraft und Harmonie des Colorits zusammenzuhalten. Auf beiden Bildern sind eigentlich nur die vorderen Figuren malerisch und zeichnerisch gleich liebevoll durchgeführt. Je weiter sich die Figuren in den Hintergrund verlieren, desto flauer und flüchtiger sind sie ausgeführt. Dieser Vorwurf der Flüchtigkeit ist gegen Defregger überhaupt in den letzten Jahren öfters erhoben worden. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Zahl der Gemälde, welche Defregger in einem Zeitraume von zwölf Jahren geschaffen hat — man zählt bereits fast an die siebzig „Defreggers" — macht allerdings stutzig. Indessen rechtfertigt es sein künstlerischer Bildungsgang, wenn wir derartige Mängel eher, gleichwie bei Lenbach, aus der Begrenzung seines Könnens als aus seinem Wollen oder vielmehr Nichtwollen heraus erklären. Es ist eben eine bedauerliche Thatsache, daß einer der wenigen Schüler Pilotys, der Geist, Herz und wahre Empfindung besitzt, die coloristischen Vorzüge dieser Schule mit den ihm angeborenen nicht vereinigen kann.

Nach München zurückgekehrt, entfaltete Defregger eine große Productivität, die ihm durch sein novellistisches Erfindungstalent wesentlich erleichtert wurde. Den Grundzug seines Wesens, der ein episch-idyllischer ist, hat er niemals verkannt; an eine dramatisch bewegte Situation hat er sich, wenn wir nicht die „Ringer" und die „Faustschieber" dazu rechnen wollen, noch nicht herangewagt. Wir heben aus der Zahl dieser idyllischen Bilder, welche das Leben des Tiroler Landvolks mit seinen Freuden und Leiden schildern, nur die populärsten hervor. Der „Gansräuber" oder die „Hundetragödie" zeigt uns das Strafgericht, welches der erzürnte Hausvater im Kreise seiner Familie über einen Dachshund hält, der eine Gans todtgebissen hat. Wieder ist es die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in den Mienen der acht Personen, von denen jede in ihrer Weise an

dem Ereignisse Antheil nimmt, die uns fesselt, bevor wir uns an der Klarheit, Einfachheit und Schönheit der Composition erfreuen. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, mit welcher Einsicht und harmonischen Kraft trotz der scheinbaren Zufälligkeit und Natürlichkeit der Situationen gerade diejenigen Bilder Defreggers componirt sind, welche sich auf eine geringere Anzahl von Figuren beschränken, wo namentlich keine durch den Figurenreichthum bedrängte, erhebliche perspectivische Vertiefung nöthig wird. Deshalb ist gerade an dem „Letzten Aufgebot", der „Heimkehr der Sieger" und dem „Todesgang Andreas Hofers" die Composition der schwächste Theil.

Eines der liebenswürdigsten Blätter des Defreggerschen „Werkes" ist der ebenfalls um diese Zeit entstandene „Besuch", den zwei junge Bäuerinnen einer verheiratheten Freundin abstatten, die ihnen freudestrahlend im Beisein des schmunzelnden Gatten ihr erstes Kind zeigt, nicht minder liebenswürdig des „Jägers Heimkehr", dem die Frau den Jüngstgeborenen entgegenhält, während sich ein älteres Mädchen an der Jagdtasche des Vaters zu schaffen macht. Das „Zitherspiel in der Almhütte" führt uns zwei junge Sennerinnen vor, welche dem Spiel eines hübschen Jägers lauschen. Während die eine auf dem Heerde sitzt und mit uneingeschränkter Theilnahme den Tönen folgt, theilt sich die Aufmerksamkeit der hinter ihr stehenden Gefährtin, eines Mädchens von wunderbar poetischer Schönheit, des schönsten, welches der schönheitsfreudige Defregger geschaffen hat, zwischen dem Spiel und dem Spieler, auf welchen sie in dem ruhigen, beglückenden Gefühl, nicht beobachtet zu werden, herabblickt. Der „Besuch des Botanikers in der Sennhütte", der „Ausbruch der Jäger aus der Sennhütte", der „Besuch der Wilderer in der Sennhütte" und die „Maler bei der Almerin" gehören ebenfalls in diese Periode von Defreggers Schaffen, die mit der „Brautwerbung", einem Bilde, über welches sich die reichste Fülle des Defreggerschen Humors ergossen hat, und mit dem für die Pariser Weltausstellung gemalten „Faustschieben" abschloß. Die letzten beiden Bilder trifft der Vorwurf flüchtiger Ausführung am gerechtesten. Als Defregger sie malte, beschäftigte ihn bereits eine große Aufgabe, ein Historienbild mit lebensgroßen Figuren, welches den Todesgang des tirolischen Volkshelden darstellen sollte.

Zum ersten Male versuchte sich hier Defregger in dem Maßstabe, welcher in der Schule Pilotys für Historienbilder der übliche ist. Zunächst malte er für seinen Zweck eine Anzahl von Studienköpfen, welche er mit einem Fleiße, der an Balthasar Denner erinnert, in Oel ausführte. Bei manchen von ihnen geht durch die detaillirte, fast kleinliche Ausführung die Größe des Gesammteindrucks verloren. Wieder dieselbe Unruhe im Colorit, welche auch den Genuß seiner kleineren Compositionen schmälert. Einer dieser Köpfe, der zwar nicht für das Hoferbild bestimmt war, aber gleichzeitig mit den anderen zur Aus-

führung gelangte, ist hingegen auch coloristisch das beste nicht bloß, was Defregger jemals gelungen ist, sondern an und für sich eine außerordentliche Leistung, die uns zeigt, was Defregger zu schaffen im Stande ist, und die uns darum auch berechtigt, einen relativ hohen Maßstab der Kritik an seine Arbeiten zu legen. Nächst der oben erwähnten charmanten Brünette, die auf den „Zitherspieler“ blickt, ist dieses der schönste Frauenkopf, den wir in Defreggers „Werk“ finden. Er hat sich hier ein vorwiegend coloristisches Problem gestellt, dessen Lösung ihm glänzend gelungen ist. Er hat eigentlich nur mit drei Farben operirt: mit Schwarz, Weiß und Braun, so, daß die beiden ersten die Dominanten sind. Das schöne Kind, welches uns schwermüthig mit seinen rehbraunen Augen anblickt, als trüge es das schwerste Herzeleid, hat um sein Haupt einen schwarzen Schleier gewunden, der das Oval des edel geschnittenen Angesichts umrahmt und die Leuchtkraft des weißen Teints wundersam verstärkt. Man sieht nichts weiter als das Haupt im schwarzen Schleier. Weiß und Schwarz ist durch eine Fülle von Halbtönen zu einer vollendeten Harmonie zusammengestimmt, in welche das Braun, das sonst bei Defregger immer den Störenfried spielt, keinen Mißton hineinwirft. Die Modellirung des Fleisches durch leichte Halbschatten ist von außerordentlicher Delicatesse, und so das Ganze von unbeschreiblichem Reiz.

Um den äußeren Schauplatz seines Bildes kennen zu lernen, begab sich Defregger nach Mantua und, einmal in Italien, zum ersten Male auch nach Rom. Zurückgekehrt, ging er dann an die Ausführung des Hoferbildes, welches, noch nicht in allen Theilen gleichmäßig vollendet, auf der Berliner Ausstellung von 1878 erschien. Der ungünstige Eindruck, den damals dieses Gemälde hinsichtlich seiner Composition hervorrief, wurde auf seinen halbfertigen Zustand geschoben. Als aber das Bild dann 1879 auf der internationalen Kunstausstellung in München wieder sichtbar wurde, nachdem der Künstler die letzte Hand daran gelegt, war die Composition und namentlich die rechte, unbegreiflich schwache Seite desselben auch nicht besser geworden. Die französischen Soldaten, welche den Verurtheilten an dem Ausgange des Festungsthores erwarten, waren noch dieselben steifen Holzpuppen, welche uns in der Anlage erschreckt hatten. Die große Kunst in der Composition, die feine Berechnung und Abwägung der einzelnen Partien gegen einander haben wir auf seinen kleinen Genrebildern oft bewundert. Hier tritt sie uns nun in unverhüllter Absichtlichkeit entgegen, wie wir sie auf allen großen Historienbildern der Pilotyschule kennen gelernt haben: studirte Posen von höchster Wirkung im Einzelnen sind zu einem Mosaik zusammengesetzt, und nach der akademischen Regeldetri sind kunstvolle Gruppen aufgebaut, die sich im wohlbemessenen Halbkreis der Hauptfigur unterordnen. Das Ganze ist nicht als Ganzes gedacht und im

Ganzen durchcomponirt, sondern aus einzelnen Bausteinen sehr verständig und correct combinirt. Als Ganzes betrachtet, versagt das Bild seine Wirkung; dieselbe zeigt sich erst, dann aber allerdings mächtig, wenn man die einzelnen Figuren betrachtet, welche von ungewöhnlicher Schärfe der Beobachtung, von erstaunlicher Kenntniß menschlicher Bewegungen aller Grade zeugen. Wie z. B. der Mann mit der Krücke, der sich von links herbeischleppt, behutsam mit der Spitze des verwundeten Fußes auftritt, ist mit vollendeter Naturwahrheit dargestellt, und ebenso fein beobachtet ist die Bewegung des Tirolers, der die Treppe emporkriecht und dabei den verwundeten rechten Arm an den Körper heranzieht, um das kranke Glied vor unsanfter Berührung zu schützen. Der Alte, der die schreckliche Wahrheit noch nicht fassen kann und unter der Wucht des ungeheuerlichen Ereignisses mit der Hand gegen den Kopf fährt, ist in seiner energischen Charakteristik vielleicht am besten gelungen. Auch die würdevolle Haltung Hofers, der ruhig und gefaßt auf die Aufregung und den Jammer rings um ihn her blickt, ist trefflich zum Ausdruck gebracht. Nur paßt dann nicht zum Ernst des Moments die zierliche Pose des linken Fußes, der nach Tanzmeisterart fast im rechten Winkel gegen den anderen vorgesetzt ist. Der Energie des Ausdrucks entspricht die Kraft des Colorits; nur sind die Figuren links und rechts im Hintergrunde wieder flauer und unbestimmter behandelt als es die Abstufung und Schwächung der Töne durch das Halbdunkel rechtfertigt. Auch herrscht der braune Grundton, auf welchen Defregger gern seine Farbenscala stimmt, wiederum merklich und zum Nachtheil der Harmonie des Gesammttons vor.

Trotz hervorragender, ja großartiger Schönheiten im Einzelnen bringt es das Bild zu keiner packenden Totalwirkung. Es scheint, als gingen derartige Aufgaben über das technische und geistige Können Defreggers hinaus, als besäße er nicht die Kraft, eine so große Fläche gleichmäßig zu durchdringen und in allen Theilen mit gleicher Meisterschaft durchzuführen. Als er im Anfang 1879 eine andere Episode aus dem Leben Hofers, eine fröhliche aus den Tagen seines Glanzes, die Ueberreichung der ihm vom Kaiser gesandten Gnadenkette in der Innsbrucker Hofburg, wieder in kleinen Figuren darstellte, blieb auch der Erfolg nicht aus, der seit länger als zehn Jahren sein treuer Begleiter gewesen ist.

Ungeachtet der großen Anzahl seiner Bilder hat Defregger das Tiroler Leben noch keineswegs erschöpft. Wenn wir von seinen historischen Genrebildern absehen, werden wir sogar finden, daß er nur einen ganz bestimmten, ziemlich eng begrenzten Abschnitt aus dem Kreislauf dieses Lebens schildert, seine Vergnügungen und den ruhigen Genuß einer behaglichen Existenz. Daß dieses idyllische Leben oft genug auch durch häßliche Leidenschaften, durch grelle Disharmonien getrübt und gestört wird, daß dem behaglichen Genuß harte, lebens-

gefährliche Arbeit und mühevolle Entbehrung vorausgeht, das erfahren wir erst aus den Gemälden von Matthias Schmid und Alois Gabl, welche das Tiroler Künstlerkleeblatt vervollständigen und wie Defregger ebenfalls ihre letzte Reise in Pilotys Schule erhalten haben.

Matthias Schmid, der auf die kirchlich-sociale Seite des Tiroler Lebens so scharfe Streiflichter werfen sollte, ist im Pagnauner Thale geboren, in einem einsamen Gebirgswinkel an der Grenze von Vorarlberg, in welchen niemals das Licht der Aufklärung und Toleranz gedrungen ist. Das Dorf See bei Ischgl und Landeck ist seine Heimat, sein Vater ein vermögender Bauer, der ausnahmsweise einmal nichts dagegen hatte, als sein Sohn, der am 14. October 1835 geborene Matthias, den Entschluß kund that, sich der Kunst zu widmen. Freilich dachte sich der biedere Tiroler darunter einen Erwerbszweig, welcher ebenso gut wie jeder andere seine lucrative Seite hätte. In das stille Thal mochten die leichtherzigen Sausewinde aus der Isarstadt mit ihren Studienmappen noch nicht gedrungen sein; was er von Malern kennen gelernt hatte, beschränkte sich auf jene ehrsame Zunft, welche die Kirchhofskreuze, die Bildstöcke mit den bunten Madonnen- und den blutigen Christusfiguren und die Erinnerungstafeln für Verunglückte malten. Letztere, „Marterln" genannt, spielten in der Thätigkeit dieser Künstler eine hervorragende Rolle. Es ist bezeichnend für den moralischen Druck, unter welchen die Geistlichkeit dieses kernige, von der Natur mit allen guten Eigenschaften ausgestattete Volk gezwängt hat, daß solche Darstellungen die arme Seele des Verunglückten im höllischen Fegefeuer zeigten, welches von Teufeln umtanzt wird, und da diese Teufel von dem Künstler mit besonderer Liebe und mit einem gewissen grotesken Humor zu recht eindringlicher Anschauung gebracht wurden, nannte man die Schöpfer dieser Tafeln kurzweg „Tuifelemaler". Zu einem solchen Teufelmaler kam Matthias Schmid mit fünfzehn Jahren in die Lehre.

Man kann es seinem Lehrmeister nicht verdenken, daß er ihn mehr zum Holzspalten, Wassertragen und Farbenreiben verwendete als zum Malen; trieb doch der Meister selbst seine Kunst nur als Handwerk im gröbsten Sinne. Einmal leuchtete aber doch dem Kunstjünger ein guter Stern, einmal bot sich ihm doch eine wahrhaft künstlerische Aufgabe. An der Decke seiner heimatlichen Kirche war der Sündenfall dargestellt, und Mutter Eva paradirte darauf in jener fragwürdigen Toilette, die bei frommen geistlichen Herren schon so viel Aergerniß erregt hat und die schließlich auch den Pfarrer von See veranlaßte, solchem Aergerniß ein Ende zu machen. Schmids Meister mochte sich dieser delicaten Aufgabe nicht gewachsen fühlen, und so ließ er denn von seinem Lehrjungen die Kastanien aus dem Feuer holen. Dieser wurde in einem Faß bis zur Kirchendecke hinaufgezogen und umschlang die Stammmutter des Menschen-

geschlechtes mit einem so reichen Blättergewinde, daß der fromme Seelenhirt nicht mehr zu erröthen brauchte, wenn seine Augen von dem Meßbuche zufällig einmal in die höchsten Regionen emporschweiften. Daß er nebenher auch noch die ganze Kirche weißen durfte, war nur eine schuldige Anerkennung seiner Künstlerschaft. Er selbst fühlte sich durch dieses Debüt jedoch keineswegs gehoben. Es wurde ihm vielmehr immer deutlicher, daß in so beschränkten Verhältnissen seines Bleibens nicht länger sein könne. Er setzte es durch, daß sein Vater ihm die Mittel zu einer Reise nach München gab. Statt nun aber frisch in das Fahrwasser der Kunst einzulenken, machte er wieder einen Schritt rückwärts. Auf den Rath eines Freundes, der ihm das Mißliche der Künstlerlaufbahn darstellte, wurde er Vergolder und trieb dieses Handwerk drei Jahre lang, bis schließlich sein besseres Selbst von neuem zum Durchbruch kam. Nun besuchte er die Akademie, und nach einem zweijährigen Studium, welches besonders von Schraudolph geleitet wurde, debutirte er bereits mit einem Bilde „Ruth zieht nach Bethlehem", welches den Beifall des Statthalters von Tirol, des Erzherzogs Carl Ludwig, fand und von diesem angekauft wurde. Ein Jahr darauf (1859) erhielt er auch von der Stadt Innsbruck den Auftrag, für den dortigen Friedhof ein Gemälde „Die drei Marien am Grabe Christi" stereochromisch auszuführen. Nach Vollendung dieser Arbeit winkte ihm eine neue, da sein Heimatsdorf See zwei Altarbilder brauchte. Schon hatte er die Cartons angefertigt, als die Hiobspost kam, daß die Gemeinde sich anders besonnen und das für die Gemälde ausgeworfene Geld zum Zweck einer alle zehn Jahre zu wiederholenden Mission bestimmt hätte. Jetzt blieb dem mittellosen Künstler nichts anderes übrig, als in das Vaterhaus zurückzuziehen, welches nach dem Tode des Vaters von seinen Geschwistern bewohnt wurde. Aber er paßte nicht mehr in die schlichten Verhältnisse seiner Heimat hinein. Fehlgeschlagene Hoffnungen hatten ihn verstimmt und verbittert, er hielt mit seinen in München erworbenen freien Ansichten nicht hinter dem Berge, und so regte sich bald gegen ihn der clericale Zorn. Man ging mit der Absicht um, ihn durch Gensdarmen zur Kirche transportiren zu lassen, und nur seine schleunige Abreise nach Innsbruck, zu welcher ihm ein Bruder die Mittel vorstreckte, rettete ihn vor öffentlicher Demüthigung. In Innsbruck gelang es ihm, ein Stipendium zu erhalten, mit welchem allerdings die Bedingung verknüpft war, ab und zu als Proben seines seines Fleißes Heiligenbilder vorzulegen, weil das Stipendium für christliche Kunst gestiftet war. Schmid, der sich nach München begab, genügte wohl diesen Bedingungen; da das ihm bewilligte Geld aber nicht ausreichte, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, sah er sich genöthigt, das übrige durch Zeichnungen für die „Gartenlaube", die Leipziger „Illustrirte Zeitung" und ähnliche Journale zu erwerben. Diese Mitarbeiterschaft an „lutherischen" Zeitschriften mißfiel den

maßgebenden Factoren in Innsbruck, und sie entzogen dem freidenkenden Künstler das Stipendium. So war Schmid zum zweiten Male der Noth preisgegeben. Aber die Hilfe, welche diesmal kam, war eine dauernde. Im Jahre 1867 verheirathete er sich mit der Tochter eines wohlhabenden Münchener Kaufmanns, und nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Salzburg, wo er anfangs noch religiöse Bilder malte, ließ er sich in München nieder. Durch Defreggers Vermittelung trat auch er 1869 in die Schule Pilotys, und nun begann, gefördert durch eine regelrechte malerische Ausbildung, eine lebhafte Thätigkeit, welche dem Künstler bald einen geachteten Namen erwarb. Noch bevor er zu Piloty kam, hatte er von dem Ritter von Tschavoll einen umfangreichen Auftrag erhalten, nämlich eine Halle in seiner Villa bei Feldkirch mit Gemälden aus der Vorarlberger Volkssage auszuschmücken.

Die clericalen Verfolgungen, denen Schmid in seiner Heimat ausgesetzt gewesen war, hatten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, und so heftete sich seine künstlerische Phantasie vorzugsweise an diese Schattenseiten des Tiroler Landes. Seine Gutmüthigkeit und sein Humor schützten ihn jedoch davor, die Schärfe seiner tendenziösen Gemälde durch Uebertreibungen und carricaturenhafte Gestalten zu verschärfen, wie es z. B. Wilhelm v. Kaulbach auf den Zeichnungen und Cartons gethan, mit welchen er dem Ultramontanismus zu Leibe ging. Selbst wenn er so schwere Anklagen wie auf dem „Herrgottshändler“ erhebt, versöhnt er durch einen liebenswürdigen Zug und durch eine klare freundliche Färbung, welche mit dem schwermüthigen Colorit Defreggers stark contrastirt. Der „Herrgottshändler“ war dasjenige Bild, welches seinen Namen zuerst bekannt machte und, durch Photographie und Holzschnitt verbreitet, große Popularität gewann. Der armselige Holzschnitzer, der mit Weib und Kind in seinem Planwagen den beschwerlichen Weg über die Alpe zieht, um von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft mit seinen hölzernen Crucifixen zu hausiren, und die feisten Geistlichen, die auf der Terrasse des Wirthshauses sitzen, die sich's wohl sein lassen und mit bornirtem Hochmuth auf den elenden Mann herabblicken, der ihnen knieend seine Waare anbietet — dieser sociale Contrast sprach so klar und eindringlich zum Beschauer, daß ihn Niemand mißverstehen konnte. Auch die „Bettelmönche“ und die „Beichtzettelsammlung“ bewegten sich rücksichtsloser in derselben Richtung. Coloristisch am feinsten behandelt ist das vierte hierher gehörige Bild, der „Sittenrichter“, ein hagerer Priester, das Prototyp eines Fanatikers, der Pech und Schwefel auf ein junges, vor ihm stehendes Paar regnen läßt, welches die Rechte der Ehe anticipirt hat und nun den begangenen Fehltritt durch den Segen der Kirche und vorherige Buße sühnen will. Das hübsche Mädchen, im Costüm des oberen Innthals, senkt die Augen auf das Busentuch herab, während das Neugeborene in seinen

Armen gemüthlich schläft. Der Bursche daneben dreht in seiner Angst die Hutkrämpe zwischen den Händen herum; er ist bereits im Stadium völliger Zerknirschtheit, wo der Donner des Sittenrichters nur noch dumpf an sein Ohr schallt. Freude an dieser Abstrafung empfindet nur die Pfarrers Köchin, welche hämisch lachend durch die Thür blickt. Das „Brautexamen" bildet ein weniger ungemüthliches Pendant dazu.

Das reifste und zugleich ergreifendste dieser Tendenzbilder hat einen historischen Hintergrund; es schildert den „Auszug der protestantischen Zillerthaler aus ihrer Heimat im Jahre 1837." Die armen Opfer einer in unserem Jahrhundert ohne Seitenstück dastehenden Intoleranz sind auf ihrem schweren Wege auf einem Bergvorsprunge angelangt, von welchem sie den letzten Scheideblick auf das geliebte Thal werfen. Auch Matthias Schmid weiß einen stattlichen Reichthum von Typen zu entfalten. Er sieht trotz seiner herben Lebenserfahrungen, trotz seines unerschrockenen, kampferfüllten Sinnes seine Tiroler Landsleute, Männer, Frauen und Mädchen, in einem noch schöneren, noch poesievolleren Lichte als Defregger. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er von der Wahrheit abweicht, daß er idealisirt. Er ist eben nur ein begeisterter Freund der Schönheit, eine milde, weichherzige Natur, der alles Eckige, Widerhaarige, Knotige und Unschöne fatal ist. Selbst seine alten Weiber sind noch durch einen Strahl von Anmuth verklärt. So ist selbst das Zillerthalerbild, das doch eigentlich ein energischer Protest gegen pfäffische Unduldsamkeit sein soll, mehr elegisch als polemisch, und selbst der Polizist, welcher den Auszug der Unglücklichen zu überwachen hat, bleibt gegen den allgemeinen Jammer nicht gefühllos. Elegischer Natur ist aber auch die zweite Classe der Schmidschen Bilder, welche Mann und Weib bei mühevoller, gefährlicher Arbeit schildern, wie der „Karrenzieher", die „Schmuggler" und die trefflichen Zeichnungen für Hermann v. Schmids „Unser Vaterland in Wort und Bild": Die Wildheuerinnen, der Enzianwurzelgräber, die Edelweißsucherinnen u. a. m.

Schmids Zeichnung erreicht in der Energie und in der plastischen Kraft der Modellirung nicht diejenige Defreggers, wo sich letztere auf ihrer Höhe befindet. Aber sein Colorit ist zarter, harmonischer, und die Gesammtwirkung seiner Bilder darum immer erfreulicher und gleichmäßiger.

Alois Gabl, der dritte im Bunde, ergänzt die beiden anderen insofern, als er weitaus nervöser, lebhafter, dramatischer ist als sie. Auch er ist aus der Einsamkeit eines Gebirgsthales hervorgegangen, aus dem Pitzthale, welches bei Imst in das Oberinnthal mündet. Hier wurde er 1845 im Dorfe Wiesen geboren. Ein Onkel, der Maler in Imst war, erzog ihn für den geistlichen Stand, um den mit Kindern überreich gesegneten Vater zu entlasten. Aber der Knabe stimmte diesem Erziehungsplane nicht bei. Er wollte wie der Onkel Maler

werden, und da diese Absicht auf Widerstand stieß, mußte er in das Heimatsdorf zurück und sein Brot durch harte Feldarbeit verdienen. Nach anderthalb Jahren nahm ihn sein Onkel, der zugleich Krämer war, als Ladendiener auf, und nun fand er wenigstens Zeit, sein Talent zu entwickeln. Einige wohlgelungene Porträtzeichnungen machten ihm Muth, dem Fürstbischof von Brixen, Vincenz Gasser, der gerade in der Nähe eine Kirche einweihte, seine Wünsche vorzutragen. Dieser gewährte ihm großmüthig eine jährliche Unterstützung von hundert Gulden, bis er von Innsbruck ein Stipendium erhalten würde, und so machte sich Gabl nach München auf, wo er in die Akademie aufgenommen wurde. Bald erhielt er auch das Stipendium, aber unter derselben Bedingung wie Schmid. Er mußte unter Schraudolphs Leitung kirchliche Bilder malen und setzte es erst später durch, daß er in das Atelier Arthur v. Rambergs eintreten durfte. Seine letzte Ausbildung empfing auch er bei Piloty, dessen coloristische Vorzüge er sich besser angeeignet hat als Defregger und Schmid.

Sein erstes Bild, „Haspinger, den Aufruhr predigend", ist in unverkennbarer Anlehnung an Defreggers Speckbacherbild entstanden. In einer niedrigen Dorfschenke steht der leidenschaftliche Pater auf einem Schemel und feuert mit erhobenen Händen, in der Linken das Crucifix, die Bauern zum Kampfe an. Seine Rede hat bereits gewirkt: seine Zuhörer heben begeistert zum Zeichen ihrer Zustimmung Hände und Stutzen empor, und befriedigt blickt Andreas Hofer, der mit Speckbacher und dem Freiherrn v. Hormayr links an einem Tische sitzt, auf die Kampfeslust seiner Tiroler. Die erregte Scene ist mit größter Lebendigkeit veranschaulicht. Die electrisirende Wirkung, die von dem feurigen Kapuziner ausgeht, spiegelt sich mit erfreulicher Mannigfaltigkeit in den Gesichtern aller Anwesenden, selbst in denen der Frauen, welche gleichfalls mit gespannter Aufmerksamkeit dem Redner lauschen. Die darauf folgende „Recrutenaushebung in Tirol" that in der Charakteristik des Guten zuviel. Wie Defregger, strebt auch Schmid hier nach größtmöglicher Energie und Schärfe, geräth aber dabei in Uebertreibung und Carricatur. Das vermied er glücklich, ohne die Lebendigkeit der Darstellung zu beeinträchtigen, auf dem „Unterbrochenen Tanze", der ihn auch als glücklichen Humoristen einführte. Wie der geistliche Herr da plötzlich in die Tanzgesellschaft im Wirthshause hineinplatzt, vermuthlich zur Fastenzeit, von den einen noch unbemerkt, die lustig weiter springen, während andere wie versteinert einhalten, wie ferner das dürre Schulmeisterlein kerzengrade dasteht und die Geige hinter den Rücken zu verbergen sucht, das ist mit unübertrefflichem Humor geschildert. Die Beschränkung weltlicher Freuden durch geistlichen Uebereifer findet hier durch die sieghafte Macht des Humors eine ebenso vernichtende Kritik, wie schwerere Uebergriffe der Geistlichkeit auf den Bildern Schmids. Nicht so glücklich war Gabl, als er in der

„Einsegnung des Brautbetts“ mit Schmid auf einem anderen Gebiete rivalisirte. Seine Herbheit kann mit der liebenswürdigen Auffassung Schmids nicht wetteifern. Sie war wieder völlig am Orte in dem Streite der Schützen um den besten Schluß, den „Hochwürden als Schiedsrichter“ schlichten soll. Während die Bauern einander fast in die Haare gerathen, putzt der ehrwürdige Pfarrer erst in aller Gemüthsruhe die Brille, bevor er die Scheibe mit den darin steckenden Bolzen einer genauen Prüfung unterzieht, welche durch einen Zirkel noch unterstützt werden soll. Die kraftvolle Pinselführung, die in den Localtönen genügende Tiefe erreicht, ohne jedoch stets der Buntheit auszuweichen, unterstützt die Wirkung des trefflichen Bildes, welches bis jetzt als das Meisterwerk Gabls zu betrachten ist.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

7. Die polnischen Juden nochmals.

Der Sabbath des polnischen Talmudjuden ist ein ganz anderer als der, welchen sein reformirter Glaubensgenosse in Deutschland feiert. Am Freitag gegen Abend werden alle jüdischen Geschäftslocale geschlossen, wozu der durch die Straßen eilende Synagogendiener mit dem Rufe: „Schabbes! In Schul' rein!“ auffordert. Wer irgend kann, sucht ein Bad auf und begiebt sich dann in die Synagoge zum Abendgottesdienste, mit dem bei allen Israeliten bekanntlich der Sabbath beginnt.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden darf keinerlei Arbeit vorgenommen werden, und nach dem Talmud sind für diese Zeit auch eine Menge Dinge verboten, die wir nicht als Arbeit betrachten. Man darf sich, wenn man dagegen nicht sündigen will, nicht auskämmen, sich nicht mit Seife waschen, die Kleider nicht abbürsten und die Schuhe nicht putzen. Ein schweres Vergehen wäre es, den Ofen zu heizen; Speisen oder sonst etwas zu kochen, ist erst recht untersagt. Selbst die Berührung eines Lichtes oder eines Streichhölzchens ist streng verpönt, desgleichen das Tabakrauchen. Sündhaft ist es, zu schreiben, etwas zu zerreißen oder aufzubrechen, sogar das Oeffnen eines Briefes ist unstatthaft. Dagegen ist das Zerschneiden und Zerbrechen von Speisen und das Entkorken von Flaschen mit Getränken erlaubt. Ferner wird ein Frommer am Sabbath in keinem Falle Geld anrühren, wenigstens nicht mit der bloßen Hand. Findet er etwa ein Geldstück auf der Straße, so hebt er es mit dem Rockzipfel oder einem Tuche auf und trägt es nach Hause, wobei er strenggenommen doch auch Unrecht thut, mindestens nicht

consequent ist. Denn, wie im vorigen Abschnitt bemerkt wurde, soll er am Schabbes außer seinen Kleidern überhaupt nichts tragen, weder Stock, noch Schirm, noch Uhr, noch Messer, nicht einmal ein Taschentuch, er müßte es denn um den Leib geschlungen haben, „wo es ein Gürtel ist", also zu den Kleidungsstücken gehört. Endlich darf der vollkommene und gerechte Talmudjude am Sabbath auch keine Reise unternehmen, ja schon ein weiter Spaziergang ist ihm durch die Rabbinen verwehrt. Wie weit er überhaupt promeniren darf, ohne seinem in solchen Dingen äußerst wachsamen und strengen Gewissen Anstoß zu geben, giebt ihm der Talmud genau an: er darf zweitausend Schritte weit gehen, und damit er sich nicht versehe, ist an jedem Thore der von Juden bewohnten Orte — wo die Obrigkeit dies duldet — in Gestalt einer Stange eine sogenannte Schabbesgrenze (Erew) angebracht.

Indeß hat der Scharfsinn der Rabbinen, der einen gewissen jesuitischen Beigeschmack nicht verleugnen kann, wie bei anderen Verboten, Wege entdeckt, auf denen man diese Vorschriften umgehen kann, und andere derartige Wege hat das Volk, durch Beschäftigung mit jenem Scharfsinn übrigens auch in der Umgehung staatlicher Gesetze geübt, selbst aufgefunden. Die Fabriken der Juden müssen am Schabbes still stehen. Sie können aber dann mit denen der Gojim nicht concurriren, und so überläßt man sie einstweilen mittelst Scheinverkauf auf vierundzwanzig Stunden Andersgläubigen zum Betrieb. Die polnischen Juden sollen am Schabbes den Ofen nicht heizen. Dann würden sie aber im Winter frieren, und so heizt ihnen eine christliche „Schabbesfrau" für ein Stück Schabbesstriezel oder ein Glas Branntwein die Stube. Man darf vom Freitag bis zum Samstagabend nicht kochen, muß aber essen, und so kocht man am Freitage für den Sonnabend und ißt dann entweder kalt oder läßt sich das Gericht in einem wohlverwahrten und mit Kreide bezeichneten Topfe im Backofen des christlichen Bäckers warm stellen. Dieses Gericht wird „Schalent" genannt, besteht hauptsächlich aus einer Art von Klößen mit pikanter Brühe und muß, dem Bericht Wieners zufolge, „nach dem Talmud mit dem köstlichen Gewürz ‚Schaffes' bereitet werden, das einen Vorschmack von dem den Seligen dereinst zu Theil werdenden Leviathan giebt". Der strenggläubige Israelit soll endlich am Sabbath nicht weiter als zweitausend Schritte von seinem Hause gehen. Wenn es aber nun unbedingt nöthig ist, diese Grenze zu überschreiten? Dann verfüge er sich, rathen seine Weisen, am Freitage bis zu der Stelle, wo die zweitausend Schritte endigen, lege dort eine Semmel oder ein Stück Brod hin (was man „Tchum Schabbes" nennt), und siehe da, diese Stelle wird vor dem Gesetz wie seine Wohnung anzusehen sein, so daß er von da zweitausend Schritte weiter wandern kann.

Erscheint der Neumond am Himmel, so wird er von den Talmudjuden mit dem „Kidusch halwonon" begrüßt. Sie sammeln sich auf der Straße in Haufen, hüpfen dreimal nach der dünnen Sichel empor und sprechen: „Wie ich jetzt nach dir emporspringe und dich doch nicht berühren kann, so sollen auch meine Widersacher mich nicht berühren können." Dann sagen sie, ebenfalls dreimal: „Angst

falle auf sie und Schrecken; durch die Macht deines Armes sollen sie stumm werden wie ein Stein" — ein Spruch oder Gebet, das darauf noch dreimal rückwärts herzusagen ist. Endlich schreien sie, wiederum dreimal: „David, der König Israels, lebt und besteht!" wozu noch einige andere wunderliche Ceremonien kommen.

Andere Festtage der Juden sind das Neujahrsfest, das Versöhnungs-, das Laubhütten- und das Thora-Freudenfest.

Das Neujahrsfest (Rausch Haschono) fällt auf den ersten Tag des Monats Tischri. Es feiert den Tag, wo Gott über Engel und Menschen zu Gerichte sitzt, und wo sein Urtheil über deren Thaten während des vergangenen Jahres eingeschrieben wird, um am Versöhnungstage besiegelt zu werden. Auch bestimmt Gott dann, wer in den nächsten zwölf Monaten sterben soll. Das böse Verhängniß aber kann durch Buße und Wohlthätigkeit abgewendet werden, und so ist das Fest ein Bußtag. Es wird durch das Blasen eines Horns (Schofar) eingeleitet, und ehe dies erklingt, muß gefastet werden. Die verheiratheten Männer ziehen mit ihren Sterbekitteln bekleidet in die Synagoge, um dort zu weinen und zu klagen, und die Lade oder der Schrank, der dort die Thorarollen verwahrt, ist mit einem Trauervorhange bedeckt. Abends nach Schluß des Gottesdienstes wandert Groß und Klein nach einem fließenden Wasser, um dort das „Taschlech" zu sprechen, ein Gebet, welches den Wunsch enthält, das Wasser möge die Sünden der Versammelten mit fortschwemmen, nach anderer Deutung, die Fische möchten sich vermehren. Ebenso pflegt man dann den Kopf von einem Fische oder von einem anderen Thiere zu verzehren und dazu — sehr charakteristisch — zu sagen: „Mögen wir zum Kopfe und nicht zum Schwanze werden". Dann folgen zehn weitere Bußtage, an denen nicht geheirathet werden darf, und während welcher die Ceremonie des „Kaporesschlagens" stattfindet, die darin besteht, daß die männlichen Hausgenossen sich einen Hahn, die weiblichen eine Henne um den Kopf schwingen und dazu sprechen: „Dieser Hahn (oder diese Henne) sei Sühne für mich und gehe für mich in dem Tod."

Damit ist man für das große Versöhnungsfest (Jom Kippur) vorbereitet, das nun beginnt, und zu dem man sich mit einem Bade und Versöhnung mit seinen Gegnern in der Gemeinde weiht. Am Abend vor dem Feste nimmt man noch eine Mahlzeit ein, dann wird gefastet. Im Hause zündet man das wächserne „Seelenlicht" an, das auf vierundzwanzig Stunden berechnet ist; auch die Synagoge erhellt sich mit Hunderten von Wachskerzen, und ihr Fußboden wird mit Heu bestreut; denn die Beter, die nun in ihren weißen Sterbekleidern herankommen, erscheinen meist barfuß. Die Thoralade ist geöffnet, Alles ist Andacht und Rührung, und nun wird der für diesen Tag vorgeschriebene Gesang „Kol nidre" angestimmt, von dem Wiener behauptet, er sei „bei aller Eigenartigkeit von unvergleichlicher Schönheit und ergreifender Wirkung". Sein Inhalt ist ein „Gebet um Ablaß für Gelübde und Schwüre". Man hat christlicherseits darunter verstanden, die Juden erbäten sich damit im Voraus Absolution für den Bruch von Verpflichtungen, die sie im Laufe der nächsten Zeit den Gojim gegenüber eingehen könnten. Die Juden haben dieser Anklage gegenüber versichert, es seien nur in leidenschaftlicher Erregung

gethane Gelübde und Versprechungen damit gemeint, und das scheint richtig zu sein. Die deutschen Reformgemeinden haben indeß für gut gehalten, den Brauch aus dem Abendgebete zu streichen, gewiß aus Gründen, die in der Sache lagen. Nach zehn Uhr ist der Gottesdienst zu Ende, aber nur um am nächsten Morgen früh schon wieder anzufangen. Fromme Leute bleiben in der Zwischenzeit in der Synagoge und fasten, wie den vorhergehenden Tag auch die Nacht hindurch und bis zum folgenden Abend, ohne auch nur einen Tropfen Wasser über die Lippen zu bringen. Nach der zweiten Abendfeier des Festes (Nilo) verkündet das Synagogenhorn den Schluß des Fastens, und die Gemeinde geht erleichterten Herzens nach Hause, wobei man sich gegenseitig ein gesundes Neujahr und „ein gutes Versiegeltes", d. h. ein günstig vorherbestimmtes Schicksal, wünscht.

Das Laubhüttenfest (Sukkos), welches einige Tage nach dem soeben beschriebenen gefeiert wird, war ursprünglich ein Erntefest, später aber sollte es an die Wüstenwanderung erinnern, bei welcher die Kinder Israel nicht in Häusern, sondern in Zweighütten wohnten. Neun Tage lang pflegen die polnischen Talmudjuden in diesen Lauben mit ihren Familien und guten Freunden zu speisen; besonders fromme schlafen auch darin. In den Synagogen wird an den beiden ersten wie an den beiden letzten jener Tage mit dem „Lulaw", einem aus drei Myrthen-, zwei Weidenzweigen und einem Palmwedel bestehenden Strauße in der einen und einem zitronenartigen Zedernapfel (Esrog) in der andern Hand herumgezogen und mit dem Lulaw nach Anordnung des Talmud während des Gebets „nach aufwärts, nach abwärts und nach allen vier Weltgegenden" gewedelt, weil das „böse Winde und giftigen Thau fern hält". Am letzten Tage, welcher „Simches Thora" heißt, herrscht allgemeine Lustigkeit auf den Straßen: man schießt, man tanzt hinter den Thorarollen her, die dort herumgetragen werden, die Kinder laufen mit Lichtern, die in einem auf einen Stock gespießten Apfel stecken, jauchzend umher, und die Alten sprechen fleißig der Wein- oder Branntweinflasche zu.

Die übrigen Feiertage übergehen wir. Nur vom Purimfeste, das zum Andenken an die beiläufig ungeschichtliche, für das Judenvolk aber immerhin sehr charakteristische Historie von Esther und Ahasver eingesetzt ist, sei noch bemerkt, daß der Talmud gebietet, bei der in der Synagoge vorzunehmenden Vorlesung dieser Fabel die Namen der zehn mit ihrem judenfeindlichen Vater gehenkten Söhne Hamans in einem Athem auszusprechen — ein Kunststück, welches einige Uebung erfordert.*)

„Nichts ist natürlicher, als daß der dem Juden in so hohem Grade innewohnende Speculationsgeist, der nur im Erwerben und Besitzen materieller Güter Genüge findet, auch beim wichtigsten Schritte seines Lebens vorwaltet und ihn bei der Wahl einer Lebensgefährtin leitet." Mit diesen Worten beginnt Wiener die drei Aufsätze, die von den ehelichen Verhältnissen der polnischen Juden handeln, und in der That entspricht der Inhalt derselben jener allgemeinen Bemerkung viel-

*) Sie heißen nämlich nach Esther 9, 7 bis 9: Parsandatha, Dalphon, Aspatha, Poratha, Adalja, Aridatha, Parmastha, Arisai, Aridai und Vaesatha.

fach und steht in verschiedenen Beziehungen in Widerspruch mit der oft gehörten Behauptung, daß den Juden eheliche Liebe und Treue und ein stark ausgeprägter Familiensinn nachzurühmen seien. Das jüdische Weib steht eben wie fast allenthalben auch hier tief unter dem Manne, und von einer Liebe, wie sie bei arischen Völkern zwischen beiden Geschlechtern herrscht, ist unter Semiten nur selten die Rede.

Bei der Eheschließung der polnischen Juden steht die Geldfrage als entscheidender Factor fast immer obenan. Er hat Geld, sie hat Geld, das giebt eine gute Ehe, sagt man, und auf die Herzensneigung wird wenig Bedacht genommen. Heirathsvermittler, „Schadchen", ziehen die nöthigen Erkundigungen ein, die Ausstattung, die Mitgift wird festgesetzt, und das Geschäft wird dann zwischen den beiderseitigen Eltern abgeschlossen. Nächst dem Geldpunkte spielt in der Regel nur noch die Herkunft eine Rolle. Es giebt unter den Juden Rangabstufungen, gewissermaßen einen Adel. Es giebt solche, die von priesterlichen Geschlechtern abstammen wollen (alle Kohn gehören dazu), und es giebt solche, die einer Familie angehören, welche berühmte Rabbinen zu Ahnen hat. Junge Männer der letzteren Art können ganz unvermögend sein und doch reiche Frauen bekommen. Auch auf solche, die im Talmud besonders gut beschlagen sind, wird von wohlhabenden Besitzern heirathsfähiger Töchter speculirt. Im Uebrigen heirathen die polnischen Juden zwar nicht mehr, wie ehedem häufig, im vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre, aber immer noch meist sehr früh, „was eine der Hauptursachen des in Polen und Lithauen verbreiteten jüdischen Proletariats ist."

Von der Hochzeitsfeierlichkeit, über die Wiener sehr ausführlich spricht, sei hier nur Folgendes berichtet. Zunächst holt der weibliche Theil der Hochzeitsgäste den Bräutigam (Chosen) aus dem Hause seiner Eltern nach dem der Braut (Kalle) ab, die hier in der Mitte der Stube auf einem Stuhle sitzt. Der „Badchen", eine Art Poet oder Schalk, hält eine Rede, die rührend sein soll, ein Fiedler spielt dazu auf seiner Geige, dann nähert sich der Bräutigam mit seinem Vater der Braut und bedeckt ihr mit einem weißen Schleier Kopf und Gesicht, wogegen ihn die anwesenden Weiber mit Haferkörnern oder Hopfenblüthen, in modischen Häusern mit Rosen bestreuen, „damit sein Glück blühe". Dann begiebt sich der Bräutigam nach dem Trauplatze vor der Synagoge, die zurückbleibenden Frauen aber führen mit der Braut den sogenannten „Koschertanz" auf.

Die Trauung soll Abends und unter freiem Himmel stattfinden, weil Gott dem Erzvater Abraham verheißen hat: „So zahlreich wie die Sterne am Himmel sollen deine Nachkommen sein." An der betreffenden Stelle hat man einen Baldachin (Chuppe) aufgerichtet, unter den zunächst der mit seinem Sterbehemde bekleidete und von Fackelträgern eskortirte Chosen tritt. Nach Beendigung des Koschertanzes und siebenmaligem Umzug des Brautgefolges um den Baldachin gesellt sich hier die Kalle zu ihm. Dann tritt der Rabbiner mit einem Becher voll Wein, den er gesegnet, zu dem Paare, spricht einen Weihespruch über dasselbe und läßt beide aus dem Becher trinken. Darauf schließt der Bräutigam (also nicht der Rabbiner) die Ehe ab, indem er der Braut einen goldenen Ring an den Zeigefinger der

rechten Hand steckt und zu ihr sagt: „Durch diesen Ring sei Du mir angetraut nach dem Gesetze Mosis und Israels." Nach dieser Formel zerschellt er ein Glas am Boden, „zur Erinnerung an den Fall Jerusalems"; denn Psalm 137, 5 und 6 heißt es: „Meine Hand erlahme, wenn ich deiner, Jerusalem, je vergesse, meine Zunge verdorre, wenn ich deiner nicht an meinen hohen Freudentagen gedenke." Der Rabbiner verliest hierauf den halb hebräisch, halb chaldäisch abgefaßten Heirathsvertrag, in dem der Chosen u. a. zur Kalle sagt: „Ich zahle Dir (es ist also ein Kauf) für Deine Mädchentugend 200 Silberlinge, die Dir nach dem Gesetze gebühren, und gebe Dir Speise, Kleidung und Haushaltung nach Sitte der Welt." „Ich schließe diesen Vertrag nicht mit der Kraft der gewöhnlichen Verträge, sondern mit der Kraft heiliger und unverletzlicher Bündnisse, wie sie von unsern Vorfahren angeordnet sind." Daß diese feierlichen Versicherungen sehr wenig ernste Bedeutung haben, werden wir bald sehen. Nach der Verlesung des Vertrags spricht der Rabbiner noch sechs Weihesprüche und läßt das Brautpaar nochmals von seinem Weine nippen, und die Ceremonie ist zu Ende. Zuletzt giebt es im Hochzeitssaale verschiedene Tänze, wobei aber nicht gemischte Paare, sondern Männer mit Männern und Weiber mit Weibern tanzen, und ein Mahl, bei dem der „Badchen" Witze zu machen und Possen zu reißen hat. Früher wurden am nächsten Tage der jungen Frau die Haare glatt abgeschoren, was jetzt außer Gebrauch gekommen ist.

Wenn die Ehe nichts als ein Kauf ist, so wird sie leicht rückgängig gemacht werden können, sollte man meinen, und so ists unter den Talmudjuden in der That. Nur die Stilisirung des Scheidebriefs, mit dem sie gelöst wird, hat nach den meist sehr kleinlichen Vorschriften der alten Rabbinen einige Schwierigkeiten. Sonst ist es nicht schwer, seine Frau wieder loszuwerden. Nach Rabbi Hillels Votum darf man sie schon verstoßen, wenn sie die Suppe versalzen hat, nach einem anderen großen Lichte der altjüdischen Wissenschaft sogar, wenn man an einer andern mehr Gefallen findet. „Der im starren Buchstabenglauben und in einer am niedrigen Erwerbe klebenden Umgebung aufgewachsene jüdische Jüngling," sagt Wiener, „und die jüdische Jungfrau kennen nicht die beseligende Macht glücklicher Liebe, die Ehe ist ihnen kein Herzensbund;" dennoch „baut sich unter den beiden Wesen von gleicher Neigung, gleicher Denk- und Gefühlsweise und gleicher Phantasienarmuth ein leidliches Verhältniß auf, gefestigt durch gemeinsame Interessen, durch Familiensinn und eheliche Treue." Im nächsten Artikel aber nimmt er auch das als einen „Wahn" zurück und klagt: „Wahres Eheglück ist hier sehr selten anzutreffen; davon zeugen die häufig vorkommenden Scheidungsfälle zur Genüge. Was für unfreundliche Bilder entrollen sich da vor unsern Augen!" „Meist ist es die drückende Nahrungssorge, eine unfertige und unsichere Existenz, das durch die unerträgliche Concurrenz erzeugte Proletariat, das Tausende zum Wanderstabe greifen läßt, die dann bettelnd nicht blos Rußland, sondern auch Deutschland überschwemmen, und Scheidebriefe sind in der Regel die einzigen Briefe, die ihren daheim im Elend lebenden Frauen zugehen." Das Ehescheiden wird von manchen Rabbinen kleiner Städte „fast hand-

werksmäßig betrieben." Daher ist es nichts Seltenes, daß Personen sich fünf und mehr Mal nach einander verheirathen, ja unsere Quelle berichtet von einem gewissen Chaim Cholewke, der nicht weniger als dreißig Weiber nach einander glücklich machte uud dann verstieß. Oft „hat der junge Mann die Mußezeit, die das sorglose Leben der ersten Jahre gewährt, (welche die Neuvermählten im Elternhause zu verbringen pflegen) zur Aneignung von allerlei Kenntnissen benutzt und ist seiner Frau an Geist und Erkenntniß weit vorausgeeilt. Die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes wird ihm plötzlich klar, er bemerkt, daß er den Zweck seines Lebens völlig verfehlt hat, und will dies ändern. Ein unbezwingbarer Studiertrieb erfaßt ihn und treibt ihn fort aus dieser niedern Sphäre nach den Quellen der Bildung, in die Universitätsstadt. Es versteht sich von selbst (sic), daß unter diesen beiden geistig so verschiedenen Wesen ein Beisammenleben nicht mehr denkbar ist, und daß früher oder später ein vollständiger Bruch erfolgt. Gar viele der jetzt lebenden jüdischen Gelehrten und Schriftsteller haben ein ähnliches Schicksal zu verzeichnen, und fortwährend wiederholen sich solche Fälle. Reiche Mäcenaten erbarmen sich derartiger Personen und setzen sie in den Stand, das drückende Joch abzuschütteln. Berlin, wohin sich talentvolle Juden aus Lithauen und Polen meist wenden, weiß viel davon zu erzählen."

Die Einwilligung zur Scheidung soll von beiden Seiten erfolgen, doch kann die Frau unter Umständen dazu gezwungen werden, und im Allgemeinen gilt sie als geschieden, sobald sie den Scheidebrief (Get) in Anwesenheit von zwei Zeugen empfangen hat, gleichviel ob sie weiß, daß es ein solches Dokument ist. „Alle ihre etwaigen Einwände gelten weder vor dem geistlichen noch vor dem weltlichen Gerichte." „Ein Scheidebrief muß in Städten geschrieben werden, die an einem fließenden Wasser liegen, und darf nicht am Sabbath übergeben werden." Er wird bei gewöhnlichen Leuten in Briefform gebrochen, bei einem Manne aus priesterlichen Geschlecht (Kohn) aber zwölfmal fächerartig zusammengefaltet und darauf zusammengenäht. Ein Kohn darf keine geschiedene Frau heirathen, nur solchen Juden, die einfach zu den Stämmen Juda und Levi, also nicht zum Geschlecht Aaron gehören wollen, ist dies gestattet.

Nach dem mosaischen Gesetze ist der Bruder eines kinderlos Verstorbenen verpflichtet, dessen hinterbliebene Wittwe zu heirathen, und weigert er sich dessen, so soll sie ihm in Gegenwart der Aeltesten den Schuh vom Fuße ziehen, vor ihm ausspucken und sagen: „So geschieht dem Manne, der nicht baut das Haus seines Bruders. Sein Haus soll fortan in Israel das Haus des Barfüßers heißen." Die späteren Talmudisten untersagten die Ehe unter solchen Personen. Das Schuhausziehen und Ausspucken, die sogenannte Chalize, aber ist von ihnen beibehalten worden, und diese Ceremonie hat in Polen selbst da, wo der Verstorbene ein Kind hinterlassen hat, zu erfolgen, wenn die Wittwe sich wieder verehelichen will. Gesetzlich zwingen kann sie den Schwager dazu nicht, und so muß sie allerlei andere Hebel in Bewegung setzen und oft erhebliche Geldopfer bringen, um ihn zu bewegen, den Akt an sich vollziehen zu lassen. Derselbe ist ein Symbol stärkster Verachtung; indeß

was thut und leidet ein Jude nicht für das liebe Geld! „Welche Pein," ruft unser Berichterstatter naiv aus, „wenn der, welcher die heirathslustige Wittib erlösen kann, noch ein unmündiges Kind oder gar ein Säugling ist! In Wittwentrauer muß sie sich hüllen und ihre Heirathslust unterdrücken, bis der Knabe untrügliche Zeichen der Männlichkeit an sich trägt." Indeß weiß man auch hier in charakteristischer Weise Rath und Hilfe gegen das harte Gesetz, indem, wenn ein Mann an einer tödtlichen Krankheit darnieder liegt und dem Sterben nahe ist, die Verwandten ihm zureden, sich durch eine Scheinscheidung (Tnaj Get) von seiner Frau zu trennen, so daß nach seinem Tode die Chalize nicht nöthig ist. Ein Sterbebett und eine schon wieder an einen zukünftigen Beglücker denkende Frau davor! Ein Gesetz, das eine solche Herzlosigkeit verkörpert und sanctionirt — wie gefällt dieses Stück Judenthum dem Leser?

Der bei letztgenanntem Acte benutzte Schuh ist eine Sandale mit Riemen. „Zu dem aus drei Personen bestehenden Schiedsgerichte (Besdin) werden noch zwei Beisitzer hinzugezogen, und außerdem müssen zwei Zeugen gegenwärtig sein. Der Vorsitzende fordert die Anwesenden zur Buße auf und lehrt der Wittwe und ihrem Schwager die Worte, welche sie herzusagen haben. Der Gerichtsdiener wäscht letzterem säuberlich den rechten, in gewissen Fällen auch den linken Fuß und beschneidet ihm die Nägel. Die Frau hat an diesem Tage gefastet und sich des Spuckens enthalten. Nach dem Volksglauben gilt die Ceremonie für unheilbringend, und eilends sieht man nach Vollzug derselben die Beiden hinausstürmen und auf ein Gewässer zulaufen; denn wer ein solches zuerst erblickt, von dem ist der Fluch gewichen. In manchen Gegenden wird die Todtenbahre hineingetragen, damit der Gestorbenen die Betheiligten umschwebe."

Wie der Talmud seine Verehrer im Leben mit tausend Dingen umschränkt und quält, so läßt er sie auch nicht in Ruhe sterben. Liegt der polnische Jude in den letzten Zügen, so giebt man ihm zu verstehen, daß es für ihn Zeit sei, an sein Seelenheil zu denken und das große sowie das kleine Sündenbekenntniß zu sprechen. Nähert sich ihm der letzte Augenblick, so beeifert sich die „heilige Brüderschaft" (Chewre Kadische), welche die Beerdigungsfeierlichkeiten besorgt, ein „Minjan", d. h., wie wir sahen, eine aus zehn erwachsenen männlichen Personen bestehende gottesdienstliche Versammlung, um ihn zu bilden, dessen Mitglieder gespannt auf den Athem des Sterbenden achten und bei jedem Stocken desselben das jüdische Glaubensbekenntniß: „Schemo, Jisroel, Adonai elauhenu elauhim echod", d. h.: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott" schreien müssen, damit die Seele womöglich mit dem Worte „echod" den Körper verlasse. Es kommt vor, daß bei einem solchen „Auswarten der Seele", wenn der Athem sich bei dem Sterbenden wieder und immer wieder einstellt, das „Schemo Jisroel" zwanzig, ja dreißig Mal im Chor geschrieen wird. Ist der Unglückliche endlich durch den Tod dieser Qual entrückt, so wird er so rasch als möglich, gewöhnlich schon nach einigen Stunden, begraben. Vorher gießt man im Hause, wo er gestorben, und in dessen unmittelbarer Nachbarschaft alles Wasser aus, weil der Todesengel sein Schwert

mit dem daran hängenden Gifttropfen, mit welchem er die Menschen umbringt, dort abzuspülen pflegt. Zugleich verhängen die Leute im Sterbehause ihre Spiegel und legen jeden Goldschmuck ab. Solche, die priesterlichen Geschlechts sind, haben sich aus dem Hause zu entfernen. Reiche werden genau so wie Arme beerdigt. Särge und Leichenwagen kennen nur die Reformjuden. Der Talmudverehrer in Polen giebt dem Todten ein paar Kupfermünzen, ein Stöckchen zur Stütze bei der unterirdischen Wanderung nach Jerusalem, die er anzutreten hat, wenn der Messias kommt und die Auferstehung beginnt, endlich wohl auch noch wie früher einige Steine mit, damit er „den Zimmermannssohn werfen kann", wenn er ihm in der Vorhölle begegnet. Wohlhabend gewesenen Todten legt man ein Kissen mit Erde aus dem heiligen Lande unter den Kopf. Allen wird das Auge mit einem kleinen Scherbenstück bedeckt. Die Leidtragenden machen sich oben einen Riß in den Rock. Wer dem Leichenzuge begegnet, folgt ihm wenigstens bis zur nächsten Ecke. Ein Priester (Kohn) darf nur beim Begräbniß seines Vaters oder seiner Mutter weiter als bis zum Eingange des Friedhofs mitgehen. Nach der Beerdigung wird von den Verwandten mindestens dreißig Tage getrauert, und die ersten sieben Tage sind sie verpflichtet, „Schiwe zu sitzen", d. h. barfuß auf Säcken sitzend im Sterbehause gewisse Gebete herzusagen, wobei man sie nicht anreden, ja nicht einmal grüßen darf. Wie es dem polnischen Juden nach dem Talmud und andern rabbinischen Schriften im Jenseits ergeht, berichten wir vielleicht in anderem Zusammenhange einmal. Es sind sehr krause Phantasien.

Die Bethäuser sind in Polen und seiner Nachbarschaft zugleich Lehrhäuser, d. h. höhere Talmudschulen, die mit dem Ausdruck „Jeschiwe" bezeichnet werden und sich die Erhaltung der strammsten Orthodoxie angelegen sein lassen. Die berühmteste dieser Anstalten ist die Jeschiwe zu Woloschin im Gouvernement Wilna. Sie wurde vor ungefähr siebzig Jahren von Reb Chagin, dem berühmten Schüler des noch berühmteren wunderthätigen Reb Elias, als „ein Bollwerk einerseits gegen den von Mendelssohn hervorgerufenen Berliner Geist, andrerseits gegen den bedrohlich angewachsenen Chassidismus" begründet, und an ihr studiren noch jetzt zahlreiche junge Leute nicht bloß aus Polen und Rußland, sondern auch aus Deutschland und selbst aus Amerika. „Diese Schöpfung hat ihre Aufgabe trefflich erfüllt; denn zahlreiche Talmudgelehrte, Verehrer des alten Glaubens, sind aus ihr hervorgegangen und bilden noch heute die festesten Stützen des orthodoxen Judenthums in Lithauen."

Sehen wir uns zum Schlusse dieser Charakteristik des polnischen Juden noch seine Stellung als Gemeindeglied an. „Die Gemeinde (Kahal) zieht ihre Angehörigen zu gewissen, mitunter recht drückenden Lasten heran, ohne indeß in ihrer heute bestehenden Gestalt in denselben den Sinn für das höhere, gemeinnützige Gemeindeleben zu erwecken. Bei dem dichten Beisammenwohnen der Juden in Polen und Lithauen ist sie einerseits zu zahlreich, die durch die ungeheuere Concurrenz erzeugte Armuth zu drückend, andrerseits sind die Bedingungen und Forderungen des Cultus zu complicirt und zu vielfältig, als daß es möglich erschiene,

in diesem Tohuwabohu Ordnung zu schaffen und ein gedeihliches Gemeindeleben zur Entwicklung zu bringen. Der Gemeindesäckel dient meistens dazu, den glaubenswüthigen Zeloten eine schneidige Waffe für ihren Kampfeseifer zu bieten, dummstolzen und ehrgeizigen Gemeindevorstehern den Hochmuth zu nähren und den zahlreichen Troß lungernder Faullenzer, die aus der Religion einen Broterwerb machen, zu unterhalten. Wirklich gebildeten Personen ist der Zutritt zu der Gemeindeverwaltung verwehrt; denn niemals vermögen sie sich in der Gemeinde zur Geltung zu bringen. Vor nicht gar langer Zeit, da der humane Geist moderner Gesetzgebung in Rußland noch nicht herrschte (herrscht dieser Geist etwa jetzt dort?), und der Glaubenseifer noch ungestraft seine Maulwurfsgänge graben durfte, war der Kahal eine gar gefürchtete Institution, ein Zwing-Uri für alle im Glauben etwas freier Wandelnden, die er seine Macht durch Bannflüche und Verweisung fühlen ließ. Diese Zeiten sind jetzt vorüber, aber noch immer sind verknöcherter Unverstand, Zelotismus und verjährter Schlendrian die Triebfedern vieler Gemeindeverwaltungen, was nicht anders sein kann, so lange die Juden so compact wohnen, und es noch keine mit corporativen Rechten und persönlicher juridischer Verantwortlichkeit ausgestattete Gemeinde giebt, deren specielle Leitung gebildeten Personen obliegt." So unser Gewährsmann Wiener, der uns mit den Folgen, die das compacte Beisammenwohnen der Juden, ihre massenhafte Ansammlung an einem Orte in einer bestimmten Gegend haben muß, recht anmuthige Aussichten eröffnet und zugleich manche Erscheinung erklärt.

Nach andern Quellen giebt es außer dem Kahal, den der ebengenannte Berichterstatter schildert, auch noch einen andern weit bedenklicheren, der die ganze polnische Judenschaft oder wenigstens einen großen Theil derselben zu umfassen und sogar über unsere Grenze herüber zu wirken scheint.

In Meyers Conversationslexicon (3. Auflage, 9. Bd., S. 672) finden wir einen Artikel, der sich auf Braphmanns Schriften über den Gegenstand*) gründet und folgendermaßen lautet: „Kagal (russisch für Kahal) ursprünglich der Gemeinderath, welcher die Abgaben der Juden in Rußland für Armen- und Krankenpflege u. dgl. zu bestimmen hatte. Allmählich entstand aus dieser Institution eine Art Jesuitenorden, eine heimliche, systematisch geleitete Obrigkeit über alle jüdischen Gemeinden des russischen Reiches und vielleicht auch über die Grenzen desselben hinaus. Der Kagal dictirt, obgleich er officiell nicht in der obigen Form besteht, nach Belieben Abgaben, um damit jüdische Interessen zu fördern; er regiert die Commune, das Schulwesen, ja das Privatleben jeder jüdischen Familie. Er hält das Eigenthum aller Nichtjuden für das allgemeine Eigenthum der jüdischen Commune und legt sich das Recht bei, dasselbe zu vertheilen. Infolge dessen verkauft er gegen Schein und Quittung das Recht, andere Individuen oder deren liegenden Besitz auszubeuten. Wer ein

*) „Der Kagal", Wilna, 1870, und „Die hebräischen Local- und allgemeinen Vereine," Petersburg, 1872.

solches Monopol vom Kagal erworben, ist Alleinbesitzer des Gegenstandes; kein Jude wagt es, sich in irgend ein Geschäft, das diesen Gegenstand betrifft, einzulassen. Die Autorität erhält sich der Kagal theils durch die ungeheuren Geldmittel, die ihm zu Gebote stehen, und durch die er in Rußland das Unglaubliche durchsetzen kann, theils durch die schweren Strafen, welche er durch den Besdin, den talmudischen Gerichtshof, über den Schuldigen verhängt, zuerst Geldstrafen, dann Verruf. Kein Jude darf dann irgend welchen Verkehr mit dem Geächteten unterhalten, dieser darf sein Geschäft nicht weiter betreiben, seine Frau darf nicht in die „Mikwe" (das Reinigungsbad) gehen. In den Judenortschaften des westlichen Rußland kommt solch ein Bann dem bürgerlichen Tode gleich. Natürlich laufen bei solcher Willkürherrschaft auch schnöde Erpressungen mit unter, aber nur ausnahmsweise wendet sich der Jude an die russische Behörde, wo er eben auch nichts ausrichten kann, da Beweise mangeln und der Kagal schlau und reich ist."

Wir erstaunen über eine solche Institution, und auf den ersten Blick hin möchten wir die Darstellung derselben wenigstens in ihren schlimmsten Angaben bezweifeln. Wenn wir uns aber der Ansichten des Talmud und anderer rabbinischer Schriften über die Stellung der Juden zu den Gojim erinnern, wenn wir bedenken, daß einige derselben die Ausbeutung der Nichtjuden selbst durch Betrug erlauben, einige sie geradezu für geboten erklären, und wenn unsere beiden letzten Artikel gezeigt haben, daß der Talmud für die große Mehrzahl der polnischen und russischen Juden noch heute in jeder Beziehung Regulator ihrer Denk- und Handelsweise ist, so sind wir wohl berechtigt, zu glauben, was die obengenannte Quelle in dieser Hinsicht uns mittheilt. Damit erscheinen aber die polnischen Juden, die unaufhörlich über die deutsche Grenze strömen, als ein Element, das noch weit gefährlicher ist, als es ohne die organisirte und mit reichen Mitteln versehene Institution zur Aussaugung der Christen und Füllung des Geldschrankes der Juden sein würde.

Ziehen wir alles über die polnischen Juden Gesagte in einige kurze Sätze zusammen, so haben wir zunächst in ihnen ein Volk vor uns, das außerhalb der europäischen Cultur steht, seine Eigenart hartnäckig festhält, und in einer großen Anzahl seiner Angehörigen bedingungslos dem Geheiß von Schwärmern und Betrügern folgt, die ihm als Heilige erscheinen. Sie sind ferner sehr zahlreich, wohnen dicht bei einander, machen sich unerträgliche Concurrenz und sind in Folge dessen größtentheils arm und genöthigt, ihren Unterhalt außerhalb Polens zu suchen. Da ihnen der Osten fast ganz verschlossen ist, so wenden sie sich nach Westen, nach Deutschland. Die große Mehrzahl treibt Handel oder dem verwandte Geschäfte. Versuche, sie zu Ackerbauern zu machen, sind im Allgemeinen erfolglos gewesen. Der Instinkt der Rasse, der zu müheloserem und einträglicherem Verdienst treibt, ließ ein Gelingen nicht zu. Von der Wiege bis zum Grabe begleitet diese polnischen Juden, die Rabbanim wie die Chassidim, krassester Aberglaube, der zum Theil gefährlicher Art ist. Den Christen gegenüber sind sie von stillem Haß und Hochmuth erfüllt, Empfindungen, die ihnen anerzogen werden und sich in Verachtung und Verfolgung derjenigen von ihren Stammgenossen äußern, welche sich christlicher Denk-

weise und Sitte nähern. Ihre Bildung ist mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen eine rein talmudische oder kabbalistische. Die Pflicht- und Sittenlehre ist bei ihrem Unterricht ein völlig unbebautes Feld. Der Unterricht entwickelt nur ihren Verstand, eine dürre Spitzfindigkeit und eine höheren Idealen abholde materialistische Geistesrichtung. Frühzeitig lernen sie ihre eigenen Gesetze und damit auch die des Staates jesuitisch umgehen. Das Weib gilt wenig bei ihnen, die Ehe als ein Kauf, der leicht wieder rückgängig gemacht werden kann, eine Erlaubniß, die außerordentlich häufig benutzt wird, wobei oft höchst frivole Motive bestimmend sind. Diesem Volke mit seinem rücksichtslosen Speculationsgeiste, „der nur im Erwerben und Besitzen materieller Güter Genüge findet", diesem alle Nichtjuden hassenden, bigotten, verfolgungssüchtigen Volke gebietet endlich eine geheime, nach Art des Jesuitenordens organisirte und nach dessen Grundsätzen verfahrende Obrigkeit, die, mit reichen Mitteln ausgestattet, durch diese sowie durch ihre Bannflüche allenthalben ihren Willen durchsetzen kann, und die jenem Speculationsgeiste das Recht zur Ausbeutung der Nichtjuden in aller Form verkauft.

Wir meinen nach alledem, daß Deutschland alle Ursache hat, vor der Einwanderung dieser Nachbarn über seine Grenze auf der Hut zu sein, und daß unsere „Consuln" in Betreff derselben die Augen aufthun und offen behalten sollten, „damit das gemeine Wesen nicht Schaden erleide". Massenhaft kommen sie zu uns herüber, diese Angehörigen eines Staates im Staate, diese hungrigen Blutegel, diese Leute mit talmudischem Haß gegen alles Nichtjüdische, mit talmudischen Rechtsbegriffen und talmudischem Scharfsinn in der Interpretation unserer Gesetze in ihrem Interesse. Zuerst meist Bettler, Hausirer oder Schacherer, setzen sie sich, von dem schon bei uns ansässigen Judenvolke mit Rath und That unterstützt, zunächst gewöhnlich in kleinen Orten des Ostens fest, treiben, nachdem sie pecuniär einigermaßen zu Kräften gekommen sind, einen Handel mit allerlei Landesproducten und nebenher Wucher, das Erbtheil ihrer Rasse von Urzeiten her, ziehen darauf weiter nach Posen, Breslau oder einer andern größern Stadt der östlichen Provinzen, wo aus dem kleinen Geschäftsmanne auf geraden und krummen Wegen, durch rührige und gewöhnlich zugleich dreiste, oft schamlose Speculation, durch Reclame, durch schwindelhafte Verkäufe und Auctionen, durch ein paar lukrative Bankerotte, durch Güterausschlachten, Halsabschneiderei und faule Gründung allmählich ein großer Geschäftsmann wird, der sich dann in der Regel auch Bildung nach Mendelssohnscher Vorschrift anschafft und sorgt, daß die Kinder ebenfalls gute Schule genießen; denn die Sache ist einträglich, und der Talmudjude von ehedem hat inzwischen begriffen, daß es politisch ist, seine Eigenart hinter dem Schein europäischer Anschauungsweise zu verbergen, den Semiten nach Möglichkeit abzulegen und sich als Deutschen aufzuspielen.

Glückt das Alles dem Einwanderer selbst nicht, so glückt es seiner Familie, und wird der Sohn nicht schon Bankier, Großhändler und daneben Commerzienrath, so wird es unfehlbar der Enkel, der es unter günstigen Aspecten sogar zum

Baron bringt und dann mit halb komischer, halb empörender Anmaßung den hochgebornen Herrn spielt.

Der deutschen Bildung und Denkweise sind sie aber doch gewonnen, sagt man uns. Mit nichten, antworten wir, und wir werden dies im nächsten und letzten Artikel darzuthun bemüht sein. Grattez le Russe, et vous trouverez le Tatare. Schabt dem Geldbaron, dem geistreichen Journalisten, der geistmachenden Dame, dem Land- oder Reichsboten das Blattgold der Bildung, den Firnis des Deutschthums ab, und ihr werdet den echten alten Semiten finden.

Und wäre es nicht an dem, verwandelte sich der polnische Jude mit der Zeit wirklich nicht blos in einen deutschen Juden, sondern in einen Deutschen mosaischen Glaubens — ist denn Deutschland etwa dazu berufen, eine Einwanderung zu erziehen und zu civilisiren, die mindestens so lange, bis ihre Erziehung vollendet ist, als ein Schaden an seinem Leibe, als aussaugendes und durch seine Einwirkung auf Andere vergiftendes Element bezeichnet werden muß? Wir sind so egoistisch, das zu verneinen und diese Sorte von „Humanität" für Thorheit zu halten.

Der sogenannte thierische Magnetismus.

Als der „Magnetiseur" Hansen vor Jahresfrist mit seinen wunderbaren Experimenten in Deutschland auftauchte, war man in medicinischen Kreisen allgemein geneigt, ihn für einen Betrüger zu halten, da die geheimnißvollen Erscheinungen, welche er vorführte, dort nicht bekannt waren. Die „Grenzboten" klärten damals durch einen kleinen Artikel ihre Leser sofort auf. Sie sagten, Hansen sei in der That kein magnetischer Hexenkünstler, der übernatürliche Kräfte besitze, welche anderen Sterblichen nicht zu Theil geworden sind, sondern was er mache, das könne Jedermann. Zu Versuchspersonen seien allerdings nicht alle Menschen geeignet, sondern nur eine gewisse Anzahl von Individuen sei nervös derartig construirt, daß sie durch starres Hinsehen auf einen glänzenden Gegenstand oder durch gelinde Hautreizungen in einen schlafähnlichen (hypnotischen) Zustand verfallen. Auch sei dies durchaus keine neu entdeckte Weisheit, sondern bereits seit vierzig Jahren durch das Verdienst eines Arztes in Manschester, Namens Braid, bekannt und untersucht; aber leider sei dies so sehr wieder in Vergessenheit gerathen, daß es Hansen jetzt gelinge, die Welt mit seinen Künsten von neuem in Aufregung zu versetzen. Das Schwindelhafte und Volksverführerische an seinen Productionen sei, daß er vorgebe, er übe durch eine ihm innewohnende specifische Kraft, durch seinen Willen, solch einen beschwörerischen Einfluß auf die Menschen aus.

Als wir später Gelegenheit hatten, uns Hansen und seine Experimente aus der Nähe anzusehen, gelangten wir zu der Ansicht, daß er, obwohl er mit den Erscheinungen des Hypnotismus bekannt ist, an seine magische Kraft wirklich glaubt. Für die Stärke des Besuches seiner Vorträge war dieser Glaube und das daraus entspringende Verhalten selbstverständlich nicht ohne Bedeutung; denn durch das Geheimnißvolle wird das Publikum immer mehr gekitzelt, als durch Dinge, die am Ende Jeder vorführen kann, wenn auch nicht in so vollkommener Weise wie Einer, der durch vieles Experimentiren große Gewandtheit erlangt hat und mancherlei Kleinigkeiten geschickt verwerthet, die dem Anfänger entgehen oder noch nicht geläufig sind.

Im Laufe des Sommers und Winters trat Hansen dann in einer Reihe von Städten auf, und überall mit glücklichem Erfolge. Die Sache machte immer mehr Aufsehen und wurde immer herausfordernder für die Wissenschaft der Physiologen und Mediciner, besonders da das bereitwillige Eingehen Hansens auf alle Vorschläge zu Untersuchungen jeden Gedanken an Betrug ausschloß. Da machte sich endlich der Chemnitzer Physiker Weinhold daran, die Experimente nachzumachen und zwar nicht auf Grund der Braidschen Entdeckungen, sondern auf Grund der Erklärungsweise Hansens, indem er durch Electricität dasselbe zu erreichen suchte, was Hansen durch seinen „thierischen Magnetismus“ erreichte. Weinhold hatte mit der Electricität kein sonderliches Glück, aber die Versuche hatten doch das Gute, daß sie nach und nach zu richtigen Voraussetzungen führten. Da ließ Weinhold die Electricität bei Seite und versuchte, gleichwie Hansen, durch Fixiren und Streichen zum Ziele zu gelangen. Und siehe da, es gelang ihm. Weinhold besaß jetzt mit einem Male auch magnetische Kraft; er konnte alles vollbringen, was Hansen vollbrachte, und wohl gar noch mehr; denn es gelang ihm, zu hypnotisiren, wenn er einem Empfänglichen im Nebenzimmer nur die Vorstellung beibrachte, er sei in der Nähe, ohne es wirklich zu sein.*) Auch einem anderen Physiker in Chemnitz, Rühlmann, gelang das Magnetisiren jetzt vorzüglich.

Auf seiner magnetischen Reise kam Hansen auch nach Breslau. Sein Erfolg mußte auch hier glänzend ausfallen, da ja nach den Untersuchungen der Chemnitzer Physiker etwa 8 bis 10 Procent der Menschen hypnotisirbar sind. Auch in Breslau that das Publikum nun eine stumme Frage an die Wissenschaft, und der Professor der Physiologie an der dortigen Universität, Heidenhain, der sich überzeugt hatte, daß von Betrug bei Hansens Künsten nicht die Rede sein könne, machte sich an eine gründliche physiologische Untersuchung der

---

*) S. Weinhold, Hypnotische Versuche. Experimentelle Beiträge zur Kenntniß des sogenannten thierischen Magnetismus. Chemnitz, Martin Bülz, 1879.

Erscheinungen.*) Den medicinischen Lehrern an der Leipziger Universität, denen Hansen doch wahrhaftig nahe genug gerückt war, war ein solcher Gedanke nicht gekommen. Vielleicht hatte der Magnetiseur sie so sehr fixirt, daß sie in einen wissenschaftlichen Schlaf verfallen waren. In Berlin hatte das Publikum das Fixiren gar nicht zugelassen, und die Männer der Wissenschaft waren damit jeder Unbequemlichkeit überhoben und konnten die ganze Geschichte kurzer Hand für Betrug ausgeben. In Leipzig stand die Sache freilich ernster; denn der seinen Collegen so unbequeme Leipziger Professor des Spiritismus — unbequem nicht seines vierdimensionalen Geistes wegen, sondern weil er dem Publikum mancherlei Wahrheiten ausschwatzt, welche der gelehrten Welt gerade keine Ehre einbringen —, Professor Zöllner, beutete die Hansenschen Experimente für seine abergläubischen Theorien aus und zwar ohne Prüfung nach ihrer physiologischen Seite, was eines Forschers auch nicht gerade würdig ist. Doch genug, Heidenhain hat sich das Verdienst erworben, die von Hansen vorgeführten Erscheinungen vor das Forum der wissenschaftlichen Forschung zu ziehen, und wir sind überzeugt, daß die Wissenschaft bedeutenden Vortheil davon haben wird, mehr als dies zu Braid's Zeit möglich war. Es ist wahrscheinlich, daß es im Laufe dieser Untersuchungen gelingen wird, auch über so räthselhafte Erscheinungen wie das Nachtwandeln, den Scheintodt und — was das Wichtigste ist — über die Functionen des Gehirns einiges Licht zu verbreiten.

Weinhold meint am Schlusse seiner Schrift, daß ein Versuch Hansens mit dem Hypnotismus sich immer noch nicht erklären lasse, nämlich der Schmeckversuch, der von Hansen im Leipziger Krankenhause gemacht worden sei. Wir haben diesem Versuche beigewohnt und glauben dem Publikum sowohl wie den Forschern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihn ausführlich erzählen. Hansen experimentirte mit einem älteren Studiosus der Medicin, der äußerst empfänglich war. Da derselbe schon öfter zu Versuchen gedient hatte, so war er ohne das übliche Streichen und Fixiren leicht zu hypnotisiren. So ballte z. B. Hansen seine Hand, und ohne Weiteres that es auch unser Studiosus, den wir X nennen wollen. Dies überraschte selbst Hansen, und er meinte: „Sie sind so sympathisch, daß ich glaube, es gelingt mit Ihnen ein Versuch, der nur selten gelingt. Drehen Sie sich einmal um.“ Es geschah. Hansen ging hinter dem Rücken von X an den Schreibtisch, brachte mit einer Feder Tinte in den Mund und ließ die Feder alsdann auf das Porzellanschreibzeug wieder niederfallen. X und mehrere andere Herren, die sich unterdessen über die vorausgegangenen Versuche unterhielten, hatten offenbar von dem Geräusch, das die Feder beim Niederfallen

*) Der sogenannte thierische Magnetismus. Physiologische Betrachtungen von Dr. Rudolf Heidenhain. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880.

machte, bewußt nichts gehört. Nun stellte sich Hansen dicht hinter X, legte seine Hand an dessen Hinterkopf, machte mit dem Munde Schmeckbewegungen und fragte dann X: „Schmecken Sie etwas?" — „Ja." — „Was denn?" — „Tinte." Alle staunten. Die Aerzte wünschten, daß man den Versuch mit einer andern Substanz wiederhole. Ein Assistent am Krankenhause ging mit Hansen ins Nebenzimmer, um unter den dortigen medicinischen Artikeln einen von intensivem Geschmack auszusuchen. Als man keinen fand, der befriedigte, verfiel Hansen darauf, Seife zu nehmen. Er ging ans Waschbecken und schabte etwas Seife ab, was leider nicht ohne einiges Geklapper vor sich ging, wie es nur am Waschbecken vorzukommen pflegt. Darauf nahm Hansen die Seifenstückchen in den Mund, aber X schmeckte anfangs nichts und meinte schließlich, der Geschmack komme ihm laugenhaft vor, was auch noch von der Tinte herrühren könne. Offenbar war dem Herrn X der Geschmack der Seife aus früheren Erfahrungen nicht bekannt. Daß der Versuch nicht gelang, lag nach Hansens Meinung daran, daß er selbst noch den Tintengeschmack habe und außerdem Seifengeschmack nicht hinreichend ausgeprägt sei, was übrigens nach unseren eigenen späteren Proben nicht zutrifft.

Der Versuch erklärt sich so ungezwungen als möglich und ohne Hilfe des thierischen Magnetismus. Man hat nur zu bedenken, daß das Klappern der Feder von X unbewußt jedenfalls gehört wurde; wir selbst, allerdings nur auf Hansens Bewegungen aufmerksam, hörten es, obgleich wir weiter vom Tisch entfernt waren als X. Als Hansen dann den Gedanken des Schmeckens rege machte, übte das Federgeklapper seine Wirkung aus, wie Aehnliches in vielen hypnotischen Experimenten der Fall ist. Würde der Versuch durch Wiederholungen Bestätigung erfahren — und wir hegen die Hoffnung, daß man in Breslau nicht verfehlen wird, ihn selbst oder ähnliche anzustellen —, so würde er mehr als alle anderen die große Lenkbarkeit der Einbildungskraft und der Sinneseindrücke zeigen.

Sind die hypnotischen Experimente für die Versuchspersonen von nachtheiligen Folgen? Diese Frage wurde neulich bei Gelegenheit der skandalösen Vorgänge in den Vorträgen Hansens in Wien von der dortigen Polizei, welche einen Grund zum Verbot der Vorträge nöthig hatte, aufgeworfen und der medicinischen Facultät zur Beantwortung vorgelegt. Die Facultät gab ein höchst vorsichtiges und verklausulirtes Gutachten ab, auf welches hin die Vorträge mit Recht verboten wurden. Daß durch wiederholtes Hypnotisiren die Empfänglichkeit dafür ganz erheblich zunimmt, hat sich bei den Chemnitzer Versuchen zur Genüge herausgestellt; einzelne Personen verfielen schließlich fast von selbst in den hypnotischen Zustand. Auch war dort constatirt worden, daß die „Empfänglichkeit" ansteckend wirkt, so daß die schlimmen Folgen durch häufige öffentliche

Versuche leicht eine große Ausdehnung erlangen können. Braid hat sich auch mit dieser Frage schon beschäftigt. Seine Abhandlung: On Hypnotic Therapeutics im 17. Bande des Monthly Journal of Medical Science 1853, die uns bis jetzt leider nicht zugänglich gewesen ist, scheint die Resultate seiner Untersuchungen zu enthalten. Seine erste Schrift über die fraglichen Erscheinungen war die 1843 in London erschienene Neuropyology or the Rationale of nervous sleep, die am Ende für den Kern der Sache doch belehrender ist, als das jetzt häufig angeführte Sammelwerk von Carpenter: Elements of Mental Physiology.

Eines mag zum Schlusse noch constatirt werden: daß nämlich Hansen der Autorität der Mediciner durch seine Experimente einen bösen Stoß versetzt hat. Jetzt, nachdem das Mystische von der Sache geschwunden ist, wagt man sich wieder heraus und redet im alten Tone von „Laien" und „Laienpublikum", was doch gar zu sehr an das Priesterthum und die Kaste, die Heimat der Medicin, erinnert. Im vorliegenden Falle ist das am allerwenigsten angebracht, da es nicht die Fachleute waren, die sich zuerst um die Erforschung der Erscheinungen und die Aufklärung des Publikums bemühten, sondern Physiker.*)

Politische Briefe.

10. Die innere Lage.

Die Wirkungen des Bundesrathsbeschlusses vom 3. April sind beseitigt. Der Bundesrath ist auf seinen Beschluß hinsichtlich der Reichsstempelabgaben zurückgekommen, um die ursprüngliche Präsidialvorlage mit Stempelpflichtigkeit der Quittungen über die Aushändigung von Postwerthsendungen wieder herzu-

*) Soeben geht uns die vierte Auflage der oben genannten Schrift von Heidenhain zu, und wir freuen uns, daß es noch möglich ist, unsere Leser auf die große Menge neuen Beobachtungsmaterials, das sie enthält, wenigstens in einer Anmerkung aufmerksam machen zu können. Ueber die Wirkungen des Hypnotismus auf den Gesichtssinn fanden die Breslauer Forscher Thatsachen, die unsers Wissens auch Hansen noch nicht bekannt waren. Den schädlichen Einfluß der Experimente auf die Versuchspersonen schlägt Heidenhain jetzt nicht mehr so hoch an, wie er es anfangs that, doch räth er jedem Neuling in solchen Versuchen große Vorsicht an. Aus den Literaturangaben endlich ersieht man, daß auch französische Aerzte in den letzten zwanzig Jahren den Hypnotismus vielfach zu medicinischen Zwecken zu verwenden suchten und viel thatsächliches Material über diesen Zustand sammelten. Um so schlimmer, daß man in Deutschland, wo man doch sonst auf das Unbedeutendste (!) achtet, so wenig davon wußte.

stellen. Außerdem hat der Reichskanzler zwar nicht in der Eigenschaft als Vorsitzender des Bundesraths und nicht im Präsidialauftrage, sondern im Namen des Kaisers und unter dem Namen der preußischen Regierung einen Antrag im Bundesrathe auf Revision der Geschäftsordnung eingebracht. Als revisionsbedürftig sind folgende Punkte der Geschäftsordnung vom 27. Februar 1871 bezeichnet: Die Vertheilung der legislativen Arbeiten auf die ganze Arbeitsperiode des Bundesraths, die Beschlußfassung über diese Arbeiten durch Bevollmächtigte oder durch substituirte Stimmen, die Verlegung der Hauptarbeit, bis auf die letzte formelle Beschlußfassung, in die Ausschüsse. Statt dessen schlägt der Kanzler die Beschränkung der legislativen Abstimmungen auf eine kurz bemessene Periode des Jahres vor, während welcher die leitenden Minister zu Conferenzen persönlich zusammenzutreten gehalten sein sollen. Zweitens sollen die Substitutionen verboten werden, was vielleicht, wie wir hinzusetzen, die Folge haben kann, daß für die administrativen Aufgaben des Bundesrathes durch regelmäßiges Fehlen der kleineren Staaten eine Art Directorium sich herausbildet. Drittens soll die Vorbereitung der Gesetze nicht so regelmäßig wie bisher den Ausschüssen übertragen werden, sondern häufiger im Plenum des Bundesrathes stattfinden, also wohl in die Periode der Ministerialconferenzen verlegt werden. Viertens soll eine letzte Lesung, die man als zweite oder dritte bezeichnen mag, je nachdem man die Ueberweisung an Plenum oder Ausschüsse als erste Lesung betrachtet, eingeführt werden.

Man sieht, diese Vorschläge bringen ohne Verfassungsänderung auf dem Wege der Geschäftsordnung für die Präsidialmacht den Einfluß zurück, oder erleichtern ihr die Ausübung desselben, an welchen unzweifelhaft schon bei dem Entwurfe der norddeutschen Bundesverfassung gedacht war, und ohne welchen die Einheit der Bundesaction schwer zu erreichen ist. Der Einfluß wird nicht durch formelle Befugnisse, sondern nur durch die Erforderniß des unmittelbar persönlichen Verkehrs der Bundesvertreter und durch Verhütung sicher gestellt, daß stehende Vertreter sich einzelner Zweige der Bundesthätigkeit im Wege des Schlendrians ohne entsprechendes Gewicht der vertretenen Einzelregierungen bemächtigen. Vorausgesetzt ist dabei, daß die Präsidialmacht durch Persönlichkeiten von überlegener Autorität, Erfahrung und Gewandtheit vertreten sei. Darauf, daß Preußen an die Spitze seiner eigenen wie der deutschen Angelegenheiten immer die tüchtigsten Männer zu bringen wisse, beruht schon seit lange das Gedeihen, ja die Sicherheit Deutschlands. Dieselbe war immer gefährdet, wenn Kleinmuth und Schlendrian sich der preußischen Dinge bemächtigt hatten. Man bezeichnet dies allzuleicht als einen Mangel der deutschen und namentlich der neueren Reichsinstitutionen. Daß Deutschland weniger als andere Staaten mit schlechten oder mittelmäßigen Kräften an seiner Spitze eine Zeit lang leidlich auskommen

kann, das liegt an seiner geographischen und politischen Stellung, nicht an seinen Institutionen, die man nie in der Art wird gestalten können, um jenes Bedürfniß uns nur in dem Grade wie allen anderen Völkern zu einem Lebensbedürfniß zu machen.

Der Bundesrath hat den Antrag Preußens der Geschäftsordnungs-Commission überwiesen, welche ihrerseits die Revision vielleicht noch weiter erstrecken wird, als auf die Punkte, welche der Antrag bezeichnet hat. Schwerlich wird die Angelegenheit bei der Erledigung auf Schwierigkeiten stoßen, und man braucht sich einstweilen um dieselbe keine Sorge zu machen. Dagegen sollte man sich immer aufs neue erinnern, daß der Reichstag noch ein nicht gerade großes, aber sehr bedeutungsvolles Stück Arbeit vor sich hat: die Erledigung der beiden Gesetzvorlagen über die Brausteuer und über die Reichsstempelabgaben. Ueber die Wehrsteuer ist noch alles still; es scheint, daß dieselbe noch nicht über das Stadium der Erwägungen im preußischen Staatsministerium hinausgelangt ist.

Wie dem auch sei, man muß sich erinnern, daß die Steuerreform, deren Kern die Beseitigung der preußischen Classensteuer und die Ueberlassung der preußischen Grundsteuer an die Gemeinden ist, uns keine Ruhe läßt.

Es ist Blindheit oder böser Wille, in der Verfolgung dieses Zieles eine Laune des Kanzlers zu sehen. Die preußische Classensteuer ist eine grundverderbliche Steuer, und heute, wo die Seßhaftigkeit der unteren Bevölkerungsclassen immer mehr schwindet, wirkt sie noch verderblicher, als sie in Zeiten gewirkt hat, die man in Bezug auf den allgemeinen Wohlstand niedriger veranschlagt als die Gegenwart. Aber auch mit der Ueberlassung der Grundsteuer an die Gemeinden wird es die höchste Zeit, weil die Gemeinden ohne diese Quelle, aus der die Localbesteuerung am natürlichsten und nachhaltigsten schöpft, zu den in ihren Händen verderblichsten Mitteln der Besteuerung greifen müssen.

Es handelt sich bei dieser Reform nicht bloß um preußische Interessen. Einmal ist Preußen der größte und wichtigste Theil des Reichs, und seine Interessen sind, selbst wenn sie sich auf Preußen beschränken, nicht partikulare Interessen, sondern Lebensinteressen des Reichs. In dem vorliegenden Falle findet aber die Beschränkung auf Preußen gar nicht statt. Alle Bundesstaaten bedürfen der Entlastung durch Steuerquellen, welche allein das Reich ergiebig und ohne Schaden des Ganzen verwalten kann. Weil also die Steuerreform so dringlich ist, darum muß die Eröffnung der in die Reichshand zu legenden Quellen ohne weiteren Verzug in Angriff genommen werden. Wenn der Reichskanzler, durch körperliche Leiden verhindert, bisher im Reichstage nicht erschienen ist, so wird er bei den Finanzdebatten gewiß erscheinen, wenn er irgend kann. Es bedarf, um den Verzicht des Staats auf unzuträgliche Steuern zu ermöglichen, nicht mehr allzu großer Opfer auf der anderen Seite. Denn das Deficit aus

dem preußischen Staatshaushalte ist bereits für das laufende Jahr verschwunden, obwohl es vor sechs Monaten nach der damaligen Sachlage vorausgesehen werden mußte. Es werden also im nächsten Jahr voraussichtlich aus den Reichsüberschüssen Summen verfügbar werden, welche in Verbindung, aber auch nur in dieser Verbindung, mit den jetzt vorgeschlagenen Steuerquellen die Ausführung der Reform gestatten.

Dies Alles möge sich der Reichstag klar machen. Versäumt man, diese Klarheit zu gewinnen, gefällt man sich dafür in allerlei Phrasen, denen keine Gedanken zu Grunde liegen, wie z. B. es müsse erst das Bedürfniß neuer Steuererhöhungen nachgewiesen werden u. s. w., so steuert man, wie wir glauben, auf einen Konflikt und eine neue Auflösung los. Man überlege sich doch nur, daß die Steuerreform auf den Weg kleiner Bissen verweisen so viel heißt, als ihre Durchführung im höchsten Grade problematisch machen, wenn nicht gar sie vereiteln. Der Kanzler wird sich aber diesen großen Gedanken nicht entreißen lassen. Nicht darum, wie wir hoffen, weil es ein letzter Gedanke wäre, sondern darum, weil die Steuerreform die Voraussetzung eines weit größeren Werkes ist, daß man unter dem Namen Socialreform zusammenfaßt und dessen Bewältigung nicht die Sache nur *einer* Generation sein kann. Wohl aber wäre die Aufrichtung von Wegweisern auf diesem Gebiete der würdige Abschluß der Thätigkeit des Fürsten Bismarck.

Literatur.

Aus der neuen Hexenküche. Skizze des Spiritistentreibens von *Hermann Vogel.* Berlin, Oppenheim, 1880.

Wie viel von den „Manifestationen des Geistes", wie sie uns von den Anhängern des Spiritismus berichtet werden, wirkliche, aber noch unbekannte und unerklärte Naturerscheinungen sind und wie viel Betrug, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist von den ersteren ungeheuer wenig darunter und nur soviel als ausreichend ist, uns den Betrug zu verdecken; wenn man nicht etwa sagen will, daß ja auch der raffinirte Betrug und der verfeinerte Schwindel gewisser gentlemen eine Naturerscheinung sei, nämlich eine socialphysiologische oder in vielen Fällen wohl gar socialpathologische, und daß den wissenschaftlichen Forscher an der ganzen Geschichte eigentlich nur die gesellschaftliche Krankheitserscheinung interessiren könne. Zu dieser Ansicht berechtigt uns wenigstens die äußerst lehrreiche Geschichte des Spiritismus der fünfziger Jahre, welche von der vorliegenden Brochüre zu wenig in den Vordergrund gestellt wird und welche man am besten bei Dixon nachliest; und nicht minder berechtigen dazu die vielfachen spiritistischen Schwindeleien der neueren Zeit. Erst in diesen Tagen lief die Nachricht durch die Zeitungen, daß das berühmte Me-

dium Florence Cook, das den ersten Propheten des Spiritismus in England, den namhaften Chemiker und Physiker Crookes mit der „Materialisation" einer vor 200 Jahren bereits gestorbenen Schönheit, der Kate King, jahrelang an der Nase herumgeführt hatte, endlich auf handgreifliche Weise entlarvt worden ist. Die in einer kürzlich abgehaltenen Sitzung durch die Cook wieder „materialisirte" King wurde von zwei Herren, welche gegen das Gebot des Mediums die Kette lösten, ergriffen und untersucht, und siehe da, als das leibhaftige Medium stellte sich die Cook heraus. Die Geschichte ist köstlich, wenn man bedenkt, daß drei englische Naturforscher, Crookes, Wallace und Varley sich zusammengethan hatten, um die materialisirte Cook zu — photographiren, daß dieselbe lange Zeit bei Crookes im Hause wohnte, daß Crookes bei allen „Sitzungen", welche das Medium gab, angeblich jede nur mögliche Vorsichtsmaßregel traf, um vor Betrug geschützt zu sein. Die King athmete, ihr Puls schlug, ja sie hatte selbst für das Auge des gläubigen Crookes einige Aehnlichkeit mit dem Medium, durch welches sie in unsere schöne Welt gezaubert wurde. Die Spiritisten freilich haben nun eine — man kann nicht anders sagen — faule Ausrede bei der Hand. Sie trösten sich damit, daß es unter den Geistern ja auch „Spottgeister" gebe, welche die Menschen zum Besten haben und sie betrügen.

Doch was schadets? Die lustige Geschichte macht ja nur Crookes und seine Genossen lächerlich. Tolleres hat man in unserem Vaterlande zu Stande gebracht. Der Hallenser Professor Ulrici will allen Ernstes der Religon mit dem Spiritismus unter die Arme greifen. Was soll aber werden, wenn sich der Spiritismus eines Tages als großer amerikanischer Schwindel „manifestirt"? Hat denn der Kern der Religion, der doch in der Ausbildung einer edlen Gesinnung beruht, nicht bessere Mittel, als das blasirte Spiel mit spiritistischen Erscheinungen? Was soll ihr ein solcher Popanz? Angesichts derartiger Frivolitäten tritt unsere Broschüre, ebenso wie eine frühere von Wundt (Der Spiritismus. Eine sogenannte wissenschaftliche Frage), viel zu leise auf. Entweder schweige man über die Dinge — und wer verstände es besser, alles, was ihm nicht in den Kram paßt, todt zu schweigen, als unsere Gelehrten — oder man lerne von dem spiritistischen Gegner Zöllner und trete mit ganzer Mannesüberzeugung und Leidenschaft für seine Sache ein, wenn man einmal auftritt; vielleicht wird man dann auch weniger Hohn ernten, als Wundt von Zöllner einsteckte.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß die Vogelsche Broschüre denjenigen, welche bloß ihre Neugierde über spiritistischen Spuk befriedigen wollen, eine ganz angenehme Lectüre bietet. Sie enthält einiges geschichtliche Material, Berichte über spiritistische Sitzungen und Phänomene, und Betrachtungen über die spiritistischen Theorien.

Urban VIII. im Widerspruche zu Spanien und dem Kaiser. Von Ferdinand Gregorovius. Stuttgart, Cotta, 1879.

Während Gustav Adolf in raschem Siegeslaufe die Länder der katholischen Liga durchzog und Bernhard von Weimar in seinem Auftrage die österreichischen Erblande bedrohte, nahm Papst Urban VIII. den beiden großen Mächten des Hauses Habsburg gegenüber eine feindselige Stellung ein, die wesentlich dazu beitrug, daß sich die französisch-schwedisch-protestantische Verbindung erhob, der sinkende Protestantismus wieder zu Kräften kam und die katholische Welt eine innerliche Trennung ihrer Macht erlitt. Diese Haltung Urbans, von eminenter Wichtigkeit in jener Krisis des 30jährigen Krieges, ist selbstverständlich nicht unbeachtet geblieben, hat aber bisher keine ausreichende Darstellung gefunden. Gregorovius, der denselben Gegenstand bereits in der Form von Vorträgen behandelt hat, unternimmt es in der

vorliegenden Schrift, gestützt auf reiches, bisher noch nicht benutztes handschriftliches Material, namentlich die Correspondenz der beiden Crivelli, welche nach einander Residenten des Kurfürsten Maximilian von Baiern in Rom waren, die Haltung des Papstes zu verfolgen.

Wenn Urban 21 lange Jahre hindurch den großen deutschen Krieg als passiver Zuschauer oder diplomatischer Theilnehmer begleitete, so hatte dies seinen Grund natürlich nicht in einer den Protestanten günstigen Stimmung. „Er hat den reformatorischen Gedanken als eine Offenbarung des europäischen Geistes selbst und als geschichtliches in Staat und Kirche fortwirkendes Organ der christlichen Kirche ebensowenig zu begreifen vermocht als irgend ein anderer Papst.“ Wie mancher Andere, zweifelte er nicht an der endlichen Vernichtung der protestantischen Kirche. Ihm schien der ganze Kampf vielmehr eine günstige Gelegenheit, sein politisches Ziel, die Vergrößerung und Befestigung des Kirchenstaates, zu erreichen. Aus diesem Grunde allein wies er Oesterreichs und Spaniens Hilfsgesuche zurück und lehnte sich an Frankreich an.

Während Paul V. und Gregor XV. den Krieg als eine Angelegenheit der europäischen katholischen Restauration auffaßten und den Kaiser aufs bereitwilligste unterstützten, hat Urban das religiöse Princip des großen deutschen Krieges verleugnet und allein die politische Frage als dessen Beweggrund anerkannt. So finden wir auch hier bewahrheitet, daß, wie Gregorovius selbst in seinem fesselnd geschriebenen Buche sagt, „das Diadem des Fürsten des Kirchenstaates immer zu gleicher Zeit eine Binde vor den Augen des Papstes war.“

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. 7. Theil. Leipzig, Brockhaus, 1880.

Der „Neue Plutarch“ enthält in seinem neuesten Bande nur zwei Biographien. Diese Abweichung von dem bisherigen Gebrauche erklärt sich durch die umfänglicher gerathene Darstellung von Napoleons I. Leben. Der Verfasser derselben, Arthur Kleinschmidt, sieht in dem ersten Kaiser Frankreichs nur den genialen Soldaten, dessen einziger mit Idealem vermischter Zug, ohne den sein Wesen ein Bild öder Prosa darbieten würde, die Ehrsucht, der Durst nach Ruhm war. Kein genialer Staatsmann, ohne die höchste politische Tugend, den Patriotismus, ein Despot durch und durch, ein Abenteurer und Spieler, sei er beherscht gewesen von einer dämonischen Lust am Zerstören und Niederreißen. „Er wollte ‚die Welt anstecken und entzünden, sich alles vermessen und unterwinden‘, und aus der Vielgestaltung Europas die einförmige Oede eines militärischen Weltreichs schaffen.“ Demgemäß nimmt in der vorliegenden Biographie auch die Kriegsgeschichte den größten Raum in Anspruch. Die Staatsverwaltung Napoleons, die, abgesehen von manchen Mißgriffen, doch erhebliche Fortschritte zeigt, ist nur kurz bedacht.

An diese, übrigens übersichtliche und lebendig geschriebene Arbeit schließt sich „als eine wünschenswerthe Abwechselung und harmonische Ergänzung“ eine treffliche Biographie des deutschen Malers Peter Cornelius aus der Feder von Moriz Carriere.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

8. (Schluß.) **Die deutschen Juden in der Gegenwart, und was nun?**

Der deutsche Jude des Mittelalters und der nächsten drei Jahrhunderte stand außerhalb der Gesellschaft und in vielen Beziehungen auch außerhalb des öffentlichen Rechts. Für das Volk und die Regierungen ein Fremdling, fühlte er sich auch selbst als solchen. Seine Ideale lagen, wo er überhaupt Ideale und nicht bloß den Wunsch, auf Kosten Anderer schnell reich zu werden, kannte, nicht in der Gegenwart, sondern in der Vergangenheit und Zukunft, sie waren Erinnerungen und Hoffnungen. Sein Vaterland war Palästina, und die Geschichte interessirte ihn nur bis zur Zerstörung Jerusalems. Nach dieser gab es für ihn nur die Fortsetzung des über sein Volk, das „auserwählte", das „Volk Gottes" für eine gewisse Zeit verhängten Strafgerichtes, der Verbannung von Zion und den anderen heiligen Stätten, und die Hoffnung auf den Messias, welcher die im Exile Zerstreuten sammeln und die alte Herrlichkeit wieder aufrichten sollte.

Ganz und gar fernbleiben vom Leben und der Cultur der Gojim, unter denen er lebte, konnte der Jude allerdings nicht. Er hatte unter ihnen in seiner Art deutsch sprechen gelernt und sich wohl auch Einzelnes von den Sitten und Kenntnissen seiner nichtjüdischen Umgebung angeeignet. Im übrigen aber blieben die semitischen Colonien in Deutschland eine Welt für sich, eine halbfossile Welt, die, soweit sie geistiges Leben zeigte, nur in seltenen Fällen — wir denken an Spinoza — mehr als ein immer erneutes Memoriren und Reproduciren einer alten, nicht mehr zu der neuen Wohnstätte passenden Cultur und Literatur war. Der Jugendunterricht bestand in formloser Unterweisung in den zur Ausübung der Religionsvorschriften nothwendigen Elementen und Uebung des Verstandes an letzteren, für die, welche später mehr verlangten, in Einprägung der Speculationen, welche die alten Rabbinen über das Gesetz angestellt, und in Disputationen über diesen todten Stoff. Aus diesen Talmudschulen ging der junge Mann nicht immer zur Wirksamkeit eines Rabbiners über. Vielmehr setzten häufig auch Geschäftsleute eine Ehre darein, sich mit der erwähnten nationalen Literatur bekannt zu machen, und gerade aus diesen Kreisen entwickelte sich zuerst die Tendenz nach einer Art von wissenschaftlicher Auffassung und Behandlung dieser Studien und ein gewisses Bedürfniß nach anderen

Gegenständen aus dem Bereiche geistiger Güter, als sie die Lehrstuben der Rabbinen boten. Dagegen war das ganze Denken und Thun der letzteren lediglich eine Fortsetzung der Thätigkeit ihrer Schülerjahre, nur daß sie jetzt nicht so sehr Lernende als Lehrer waren. Sie waren keine Priester, auch keine Geistlichen im protestantischen Sinne, nicht einmal Prediger, sondern Orakel bei Fragen des Ceremoniels und Rituals und, soweit es die Landesgesetze gestatteten, Richter in Rechtsstreitigkeiten, die sie nach Anweisung des Talmud schlichteten. Eine Belehrung seiner Gemeinde über das innere Wesen der Religion sah der Rabbiner durchaus nicht als seine Aufgabe an, und die Vorträge, die er jährlich ein oder ein paar Mal in der Synagoge hielt, waren nichts weniger als geistliche Reden, sondern Disputationen über irgend ein talmudisches Thema in monologischer Form.

Diese Zustände sind durch den Einfluß Mendelssohns, des Vaters der Reformjuden-Bewegung, gebessert worden. Mendelssohn hatte sich namentlich durch das Studium der Schriften des Rabbi Maimonides über die Sphäre des Talmud erhoben, er besaß gute mathematische Kenntnisse und interessirte sich für deutsche Literatur. Schwerlich aber würde er zum Reformator geworden sein, wenn er nicht mit Lessing, dem Rationalisten und Kosmopoliten, in Verbindung gekommen wäre. Von diesem angeregt, verfaßte er eine Anzahl „populärphilosophischer" Schriften, in denen er vom Standpunkte des Deismus einerseits gegen den Atheismus und Materialismus der französischen Philosophen, andererseits gegen das positive Christenthum polemisirte, aber zwei von den Dogmen des letzteren, den persönlichen Gott und die persönliche Fortdauer der Seele, die ja auch zum Judenglauben gehörten, zu vertheidigen bemüht war.

Zur Begründung der Unsterblichkeitstheorie schrieb Mendelssohn mit Anlehnung an Platon den „Phädon", ein Buch, an dem höchstens die gewandte Darstellung zu loben ist; die Beweisführung aber verläuft in unbewiesenen Voraussetzungen und oberflächlichen Spitzfindigkeiten. Die Gottesidee behandelte er in den „Morgenstunden". Auch hier ging er wieder von Annahmen aus, die erst zu begründen gewesen wären, und versuchte denselben mit pathetischer Beredsamkeit den Stempel von Wahrheiten aufzudrücken. Sein Hauptmotiv war ein sentimentales: der „Trost", den man im Glauben an Gott und eine Vorsehung finden sollte, was wenig besser als eine Empfehlung war, sich der Bequemlichkeit halber selbst zu belügen. Damals aber fand dieses seichte Gerede mit seinem empfindsamen Tone auch unter Christen viel Anklang; selbst Fürsten drückten dem Berliner „Weltweisen" ihre Bewunderung aus.

Auch auf Mendelssohns Stammgenossen übten jene Schriften eine weitgehende Wirkung aus: die heutigen Reformjuden sind, soweit sie Notiz von religiösen Dingen nehmen, unseres Wissens durchgehends Deisten mit einem starken Stich ins Sentimentale. Indeß kam jene Wirkung erst allmählich in weiteren Kreisen zum Durchbruche. Rascher und unmittelbarer machte sich der Einfluß geltend, den Mendelssohns Bibelübersetzung auf die deutschen Juden übte, obwohl er ursprünglich dabei nicht den Muth entwickelte, welchen Reformatoren ebenso wie Prätendenten

besitzen sollen. Er übersetzte nämlich die betreffenden heiligen Schriften — „nur für seine Kinder". Trotzdem begegnete das Werk unter der deutschen Judenschaft vielfacher Anerkennung, und wenn es zu gleicher Zeit als Verstoß gegen das Herkommen kaum weniger Anfechtung erlitt, so kam es dadurch nur mehr unter die Leute. Es führte so binnen Kurzem zu einem Umschwunge in der gesammten Daseinsform vieler Juden, soweit sie mit der Bildung zusammenhing. Wenige Jahre vergingen, und eine große Anzahl der deutschen Israeliten ließ ihren Kindern „nach Mendelssohns Deutsch" und nicht mehr, wie bisher, nach dem garstigen Jargon der polnischen Winkelschullehrer Lese- und Religionsstunden geben. Die Juden gewannen von jetzt an ein klareres Verständniß der von Mendelssohn übertragenen Thora und der Psalmen, sie lernten ein besseres Deutsch sprechen, und sie näherten sich damit einigermaßen der deutschen Bildung. Auch in die dumpfige Sphäre der Talmudstudenten drang das neue Leben ein. Sie begannen den Mangel alles ästhetischen Sinnes in ihrer bisherigen Bildungsweise zu empfinden, und so regte sich in ihnen das Verlangen nach einer reineren und reicheren Atmosphäre des Denkens, die sie nur in den ihnen von ihren „Rebbes" streng verpönten deutschen Schriften finden konnten. Mit Eifer suchte man sich solche zu verschaffen, um sie immer und immer wieder zu lesen und sich so mit der Zeit der Gedanken und Formen einer Welt zu bemächtigen, die den jungen Leuten bisher fremd gewesen war. Werden Manche zum Genusse dieser verbotenen Früchte durch Wohlgefallen an jenen Gedanken und Formen bewogen worden sein, so werden auch das Aufsehen und der sonstige Gewinn, die sich man dadurch erwarb, Viele gelockt haben. Mendelssohn war durch seine geistige Thätigkeit wohlhabend und ein Freund hervorragender Deutscher, ein viel genannter Mann geworden. Was Einer erreicht, schien auch für Andere nicht unerreichbar, zumal wenn sie sich der Gabe starken Selbstvertrauens und rühriger Vordringlichkeit erfreuten, die ein Erbtheil vieler von diesen Strebsamen war, und so erweckte Mendelssohns Beispiel unter den jungen Leuten seiner Nation mehr und mehr das Feuer des Ehrgeizes, und die Erfolge, die dieser erzielte, riefen wieder bei anderen Juden Nacheiferung hervor.

Nach alledem ist Mendelssohn unzweifelhaft ein Reformator gewesen, doch nur in beschränktem Sinne, und sehr mit Unrecht hat man ihn mit seiner seichten, süßlichen und wenig muthigen Art als den „jüdischen Luther" bezeichnet.

Ueber den Gang der von Mendelssohn angeregten Reformbewegung fassen wir uns kurz, um Raum für eine ausführlichere Betrachtung der bisherigen Erfolge derselben zu behalten. Der Mittelpunkt ihrer Bestrebungen war und blieb eine Zeit lang Berlin. Ein zweiter Sammelplatz für die „aufgeklärten" Juden bildete sich in Königsberg aus. Zur Förderung der Sache wurden eine Zeitschrift in hebräischer Sprache, der „Meassef", und ein „Verein für Gutes und Edles" gegründet, an dessen Spitze ein Freund Mendelssohns, der Hamburger Jude Hartwig Wessely, stand, welcher sich auch mit dichterischen Leistungen befaßte und u. a. eine „Mosaide" vom Stapel ließ, aber als Poet so schwächlich war wie der Reformator als Philosoph. In allen Beziehungen brachten es diese Reformjuden nur in Aeußerlichkeiten zu einer

Umbildung ihres Wesens, auch wirkten sie wie ihr Meister lediglich anregend; denn es fehlte ihnen an Klarheit des Wollens und Ursprünglichkeit des Schaffens. Immerhin aber waren sie besser als die frivole, lüderliche Geistmacher-Gesellschaft, die sich aus den Salons der Berliner Judenschaft nach Mendelssohns Tode bildete, und in der neben den Töchtern dieses „dritten Moses" die Herz und Rahel Levin die Hauptrollen spielten. Man stand hier mit jüdischer Eitelkeit täglich stundenlang geistig vor dem Spiegel, um mit jüdischer Spitzfindigkeit sich selbst zu analysiren und dann zu bewundern, man bemühte sich hysterisch, Empfindungen zu bekommen, um sie niederschreiben zu können. Kurz, es wurde unnatürlich viel Geist gemacht und daneben dem Fleische überreichlich sein Recht gelassen, so daß man rasch vollständiger sittlicher Haltlosigkeit verfiel, die dann mit dem anderen Unfug von Juden und Judengenossen in die deutsche Welt hinausgetragen wurde und hier zuletzt, mit französischen Einflüssen sich mischend, zu der widerwärtigen Erscheinung sich gestaltete, welche man, wie canis a canendo das „Junge Deutschland" nannte.

Einen tiefergehenden Einfluß nämlich als Mendelssohn und seine Freunde und Schüler haben die Ideen, von denen die erste französische Revolution hervorgerufen und getragen wurde, und welche sich in den Ereignissen und Folgen der zweiten in schwächerem Maße wieder geltend machten, auf die deutschen Juden gehabt.*) Rousseau, der Schwärmer für das allgemeine gleiche Recht der Menschen, der Verfechter der Toleranz, und die Encyklopädisten machten einen sehr bedeutenden Eindruck auf dieselben. Hunderte von jungen Leuten jüdischer Nationalität lernten aus dem Emile und dem Contrat social das Französische, wie sie aus Mendelssohns Schriften das Deutsche gelernt hatten, und die Ideen, die sie aus jenen Werken in sich verpflanzten, wurzelten bei ihnen fest. Voltaire war allerdings nichts weniger als ein Freund der Kinder Israel, aber für den beißenden Witz, mit dem er verschiedene Zeiterscheinungen geißelte, fand sich nirgends ein besseres Verständniß als unter den Juden, und sein trivialer Spott über das Christenthum gewährte ihnen, verwandt mit dem altrabbinischen, wie er war, eine berauschende Genugthuung. Ferner sprachen Voltaire und die Encyklopädisten den jüdischen Geist besonders durch die Verstandesschärfe und die schneidende Kritik an, mit der sie ihren Ideen Bahn brachen. Wie die Juden für die Menschenrechte, die Gleichheit, die Duldung, die Alleinherrschaft der Vernunft empfänglich waren und diese Ziele sich rasch zu eigen machten, da sie deren Nutzen für das Judenvolk erkannten, so begrüßten sie auch die Verwirklichung dieser Postulate in der Revolution von 1789 mit Begeisterung. Die Gleichstellung der Juden mit ihren christlichen Nachbarn, die in Frankreich erfolgt war, konnte jetzt auch in Deutschland mit Aussicht auf Erfolg von ihnen erstrebt werden, zumal ihnen hier schon ein Theil der höheren Gesellschaft den Zutritt zu sich gewährt hatte.

So bemächtigte sich der deutschen Juden „ein unruhiges Drängen nach öffentlicher

*) Wir folgen hier und auf den nächsten drei Seiten einer Abhandlung im 10. Bande der Brockhaus'schen „Gegenwart" S. 526 bis 603, ohne uns der Tendenz derselben durchweg anzuschließen.

Geltung, ein krankhaftes Verlangen nach Hinwegräumung aller Scheidewände zwischen ihnen und ihren christlichen Mitbürgern, das ihrer naturgemäß fortschreitenden Entwicklung schaden mußte. Geistesbildung wurde nicht mehr nach dem inneren Werthe geschätzt, den ihre Aneignung verlieh, sondern nach dem äußeren Erfolge, den ihr Besitz verschaffte. Gebildet scheinen und für gebildet gelten, wurde zum Gegenstand des allgemeinen Ehrgeizes. Der Erfolg, den man erstrebte, war kein anderer als die Aufnahme in die christliche Gesellschaft. Das Mittel aber, durch das man dazu zu gelangen hoffte, war vornehmlich in der Lösung von allen den Formen zu finden, die bisher den Juden vom Christen unterschieden und getrennt hatten. Man meinte den Juden zunächst äußerlich abstreifen und diese Entäußerung vor der Oeffentlichkeit documentiren (z. B., wie wir nach heutiger Erfahrung hinzufügen, die Synagoge meiden, den Sabbath nicht halten, lächerliche Anecdoten von seinen Stammgenossen in deutscher Gesellschaft erzählen, beim Kellner möglichst laut Schinken oder Hasenbraten bestellen) zu müssen, um des Verkehres mit den Nichtjuden würdig zu werden. Scheinwissen, Scheinbildung und besonders Scheinaufklärung wurden unter den tonangebenden, wohlhabenden Juden zur Tagesordnung. Scheinemancipation derselben von der Ausschließung aus der christlichen Gesellschaft war der einzige Erfolg." „Von der Philosophie des Jahrhunderts hatte man sich die gangbarsten und schlagendsten Formeln angeeignet, um mit denselben die Berechtigung jeder Autorität ohne Bedenken zurückweisen zu können. Man besaß gerade soviel allgemeine Kenntnisse, um im Stande zu sein, sich an Gesprächen der Art zu eigener Befriedigung zu betheiligen, und genug Witz, um seine vorurtheilsfreie Aufgeklärtheit durch einige spottende Bemerkungen über Autoritätsglauben und Orthodoxie darthun zu können. Man hatte sich soviel äußere Politur erworben, um sich in nichtjüdischen Gesellschaften allenfalls ohne Verstoß gegen die Sitte zu bewegen, aber weder hinreichende Selbstachtung, um sich nicht auch in Kreise zu drängen, wo man nicht eben gesucht ward, noch genügende Selbstkenntniß, um seine Stellung innerhalb derselben nicht falsch aufzufassen. Unter diesen Reformjuden wucherte neben der Mißachtung vor den veralteten äußeren Formen der Religion das Unkraut des frivolen Indifferentismus gegen die Religion überhaupt," der, wie wir wiederum hinzufügen, leider auch breite Schichten des deutschen Volkes ergriffen hatte und in Gemeinschaft mit der Zeitströmung, die alles Specifische, geschichtlich Gewordene und Nationale zu unterwaschen, hinwegzuspülen und durch unterschiedslose Gestaltungen für alle Völker und alle Religionen zu ersetzen im Begriffe war, später die Emancipation über die durch Natur und Selbsterhaltungspflicht gesteckten Grenzen hinaus verschuldet hat.

Diese Tendenzen traten besonders in den größeren, hier und da aber auch in den kleineren Städten unter den Juden hervor. Doch muß erwähnt werden, daß allenthalben, also auch in den Hauptsitzen der Aufklärung, neben jenem auflösenden Indifferentismus auch die starrste und schroffste Orthodoxie bestand, und daß sich zu dieser immer noch die weit überwiegende Mehrheit der deutschen Juden bekannte. Die Kluft, die zwischen diesen Parteien sich aufgethan hatte, wurde erst in unserem

Jahrhunderte und nur allmählich durch eine vermittelnde Richtung einigermaßen geschlossen, welche noch jetzt am Werke ist.

Die zuletzt erwähnte Partei hat sich die Aufgabe gestellt, die Juden auf den Bildungsstand der deutschen Nation zu erheben und hiermit gleicher Geltung und Berechtigung mit den Angehörigen der letzteren würdig zu machen, ohne denselben ihr specifisch jüdisches Religionsbewußtsein zu nehmen, und sie hat diese Aufgabe nicht ohne einige gute Resultate verfolgt, d. h. nicht ohne gute Erfolge in Betreff ihrer Bildung und äußeren Erscheinung, nicht in Bezug auf die Naturanlage und den Charakter, die sich vielmehr wie früher zu allen Zeiten und unter allen Umständen als unveränderlich erwiesen haben.

Die Reform, welche nun seit länger als zwölf Decennien in verschiedener Gestalt, in Rabbinerversammlungen, in Laienvereinen gemäßigter und radikaler Art, in Schule und Synagoge an der Umbildung des unter uns angesiedelten semitischen Elements gearbeitet hat*), hat denjenigen Juden, die sich nicht gegen sie verschlossen, ohne Frage ein besseres Aussehen verschafft. Sie hat ihnen auch andere Vortheile gebracht. Diese Juden besitzen jetzt gute Schulen, und ihre Rabbiner sind wissenschaftlich gebildete Leute. Sie haben andere kenntnißreiche Gelehrte unter sich, denen es nur, wie jenen, an Tiefe gebricht. Die Uebrigen haben ein leidliches, in einzelnen Fällen ein gutes Deutsch sprechen und schreiben gelernt, sich bis zu einem gewissen Grade ästhetischen Sinn erworben, sich für solche, die sie mögen und brauchen, salonfähig gemacht. Nicht wenige haben in der schönwissenschaftlichen Literatur der Deutschen eine Rolle gespielt, wenn auch mit Ausnahme von Heine keine besonders erfreuliche. Wieder nicht wenige haben in unserem politischen Parteileben für ihr Talent und ihren Ehrgeiz ein Gebiet gefunden, auf dem sie nach ihrer Art Lorbeern pflückten. Sie haben Mancherlei abgelegt, was unschön, unzeitgemäß und nicht des Landes Brauch war. Wir müssen ihnen das Zeugniß geben, daß sie in den vier Generationen, die seit dem Beginn der Reform oder der „Selbstemancipation" dahingegangen sind, sich aus halbbarbarischen Orientalen in großentheils recht „gebildete" Leute verwandelt haben. Sie hoffen nicht mehr auf einen persönlichen Messias, sie wollen Jerusalem nicht wieder aufbauen, sie denken nicht mehr an den Tempel und seinen Opfercultus; denn das sind heutzutage unmögliche und, was noch sicherer ist, uneinträgliche Dinge. Sie können jetzt in ihren Synagogen eine Predigt hören und Musik genießen, sie können sich auf ihre Weise erbauen, wozu es schöne deutsche Gebete giebt, und worin sie das wüste Geplärr der alten Judenschule nicht mehr stört.

Das sind sicherlich sehr beachtenswerthe Errungenschaften, die uns erfreuen, und die wir den Juden von Herzen gönnen. Wenn nur noch einige andere hinzu

*) Wir können diese Arbeit hier nicht im Einzelnen verfolgen, weisen aber darauf hin, daß ein ausführlicher Ueberblick über dieselbe in einer Schrift: „Israel und die Gojim" gegeben werden soll, welche Anfang Mai im Verlag von F. W. Grunow in Leipzig erscheinen und auch andere Capitel unserer Betrachtung in reichlicher Erweiterung und Ergänzung bringen wird.

gekommen wären, die wir für wichtiger halten, und die uns allein bestimmen könnten, ihnen zu glauben, wenn sie behaupten, durch ihre Selbstemancipation zu Deutschen geworden zu sein. Diese Arbeit an sich hat sie — wir erinnern noch einmal daran, daß wir nur von der Regel, der großen Mehrheit, der Rasse reden und von vornherein die Möglichkeit von Ausnahmen zugegeben haben — in der Hauptsache, d. h. an ihrem inneren Menschen, nicht verändert, ihnen das, was wir die höhere Ehre, den kategorischen Imperativ, das Gewissen nennen, nicht gegeben, ihnen die, wie Schopenhauer sich am Schluß unseres dritten Artikels ausdrückte, „wundersame Abwesenheit alles dessen, was das Wort Scham bedeutet", nicht in Anwesenheit verwandelt, und ihnen keine von den Eigenschaften ausgetrieben, die sie uns theils lächerlich, theils widerlich erscheinen lassen, wenn wir näher mit ihnen in Berührung kommen und länger mit ihnen verkehren.

Die Selbstemancipation darauf zu erstrecken, ist ihnen nie eingefallen, und sie haben recht gethan, sich damit nicht zu bemühen; denn Erfolge waren hier nicht zu erreichen. Sie konnten sich äußerlich reputirlich, zeitgemäß, allenfalls auch deutsch machen, konnten sich eine respectable Bildung verschaffen; der Stempel aber, mit dem Israels Volksseele gezeichnet ist, die Charaktereigenthümlichkeiten ihrer Rasse waren so unauslöschlich und unvertilgbar wie die Gesichtsbildung ihrer Nation und gewisse uns Deutschen widerstrebende körperliche Merkmale derselben. Ihre Neigungen, ihre Art, die Dinge zu sehen, zu beurtheilen und zu behandeln, die ihnen angeborne Methode blieben, die Reform konnte zu diesen inneren Regionen nicht hinan, und wenn sie unsere Semiten schliff, so machte sie dieselben nur in doppelter Weise gefährlicher als sie gewesen: sie wurden durch ihre Anbequemung an das Deutschthum und den Geist der Zeit für Oberflächliche und Vertrauensvolle zu Leuten unsrer Art, vor denen man nicht auf der Hut zu sein braucht, und sie gewannen in der Bildung, die sie sich erworben, Werkzeuge und Waffen, mit denen ihr ehrgeiziger, anmaßlicher, nach Herrschaft begehrender und hartnäckig sein Ziel verfolgender Geist nicht nur wie vordem Geld — welches Macht ist — zusammenhäufen, sondern auf Grund der staatlichen Emancipation, die ihnen jenes unvorsichtige Vertrauen bewilligt, auch auf geistigem und namentlich auf politischem Gebiete gefährliche Eroberungen versuchen konnte.

Die „Selbstemancipation" war fast ein halbes Jahrhundert im Gange, als, wie wir sahen, die Juden nach den Berichten der rheinischen Behörden und den Klagen beinahe aller preußischen Provinzen, genau wie im Mittelalter ihre Vorfahren, das deutsche Volk durch schändlichen Wucher aussaugten. Diese Selbstemancipation und die von Seiten des Staats erfolgte, die das Judenthum durch Hinwegräumung der ihm vor vielen Erwerbszweigen errichteten Schranken befähigen sollte, sich ehrlich zu nähren, haben zusammen über drei Jahrzehnte gewirkt, und jetzt sagt uns der Pfarrer Frank in der zweiten bairischen Kammer bei Besprechung des Nothstandes im Spessart, der Sache wär bald abzuhelfen. Man brauche nur jeden Juden, der sich dort betreten lasse, niederzuschießen oder aufzuhängen, so wäre der Noth gleich gesteuert. Der grobe Mann dachte natürlich nicht an Stillung des Hungers der

armen Leute mit diesem Wilde, sondern daran, daß der starke jüdische Wildstand in diesen unglücklichen Gegenden den Bauern ihre Saaten abgeweidet, mit anderen Worten, daß der jüdische Wucher ihnen ihr Brot genommen hatte. Es muß dort schlimm stehen, wenn ein Geistlicher so bittere Worte laut werden läßt, und an vielen anderen Orten Süd- und Mitteldeutschlands, z. B. in Weimarischen Gegenden, scheint es aus ähnlichen Gründen nicht viel besser herzugehen. Aus Oberschlesien verlautete im vergangen Winter Gleiches. Die „Schlesische Volkszeitung" zeichnete uns im vorigen December eine Anzahl von reichgewordenen semitischen Wucherern aus Breslau, wo es von solchen Blutegeln à la Ehrenthal sen. und Veitel Itzig wimmelt, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" berichtete im Februar d. J. über den Wucher im Posenschen Thatsachen*), aus denen hervorgeht, daß es dort in dieser Beziehung nicht bloß noch genau so steht wie vor siebzig Jahren am Rheine, sondern in Folge der Ausdehnung der Wechselfähigkeit schlimmer.

Hat ferner die Reform die verhältnißmäßig ungeheure Zahl der jüdischen Gauner à la Spiegelberg vermindert, die sich zu derjenigen der deutschen, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, vor sechzig Jahren, als Schrencken schrieb, wie eins zu siebzig hätte verhalten müssen, sich aber in Wahrheit wie sechs zu fünf verhielt? Nach den Polizeischriftstellern hatte es sich hiermit bis 1831 wenigstens in Preußen eher verschlimmert, als gebessert, 1847 war es, wie wir im fünften Abschnitt unsrer Untersuchung fanden, hier ebensowenig zu erfreulicheren Ergebnissen gekommen, und gegenwärtig wird man getrost die höchste Wette auf die Behauptung eingehen können, daß das frühere Verhältniß niemals eine wesentliche Veränderung erfahren habe.

Hat die „Selbstemancipation" der Juden im Verein mit der staatlichen bewirkt, daß dieselben sich in erheblicher Zahl vom Handel abgewendet haben, daß sie Handwerker oder Landwirthe geworden sind? Der Schluß unseres ersten Artikels antwortet darauf: Die große Mehrzahl der in Deutschland lebenden Semiten besteht nach wie vor aus Kaufleuten, die in den Hauptstädten Preußens (sowie in Frankfurt a. M., München und mehreren anderen süddeutschen Centren merkantilen Verkehrs), den Großhandel und den Geldhandel fast ganz in ihre Hände gebracht haben — beiläufig nicht allein durch ihre Rührigkeit, sowie in Folge eines gewissen phlegmatischen und schwerfälligen Wesens ihrer deutschen Berufsgenossen, sondern zugleich und zwar vorwiegend durch die ihnen eigene Moral, durch dreistes Vorgehen auf Wegen, welche andere Leute ihr Gewissen und ihre Ehre nicht betreten lassen, und durch festen Zusammenhalt unter einander. Ein paar Dutzend ehrenwerthe Ausnahmen ändern den Schluß nicht, den wir aus dieser Anhäufung von Capital durch allerlei Manöver bedenklicher Art, diesem rapiden Reichwerden des unter uns lebenden, uns ausbeutenden semitischen Kaufmannsvolkes durch seine besondere Handelsmethode mit ihren Reclamen und Ramschgeschäften, ihren Mock-

*) Auch darüber wird die demnächst erscheinende Schrift „Israel und die Gojim" ausführliche Berichte und darunter erschreckende Einzelnheiten enthalten.

auctionen und Wanderlagern, ihrem Grundsatze: „Schlecht, aber billig," ihren angeblichen Ausverkäufen, einträglichen Bankerotten und faulen Gründungen zu ziehen berechtigt sind, und der dahin lautet: Die Juden sind uns Deutschen auf wirthschaftlichem Gebiete seit der Emancipation nur gefährlicher geworden, und die Entfesselung ihrer unausrottbaren Natur wird für uns verhängnißvoll werden, wenn nicht mindestens einige von den Schranken, die einst vor ihnen schützten, wieder aufgerichtet und durch neue ergänzt werden. Die Gefahr liegt nicht allein in der Uebervortheilung der Deutschen durch die Handelsusancen der Juden, in denen sich deren schwindlerische Grundsätze mit denen der Yankees begegnen und mischen, sondern ebenso sehr und vielleicht noch mehr darin, daß die deutsche Kaufmannswelt von solchen Grundsätzen mehr und mehr angesteckt wird und solche Usancen, wo nicht in der Ordnung findet, so doch aus Furcht vor erdrückender Concurrenz der semitischen Schwindler adoptiren zu müssen glaubt.

Die Deutschen sind ein christliches Volk. Die Reformjuden wollen Deutsche sein, sie erklären das mit Emphase, sie sind verletzt, wenn wir die Achseln darüber zucken. Aber hat die Reform sie etwa gelehrt, unser Christenthum und unser Deutschthum zu achten, was doch ein Beweis für — wir sagen nicht für ihr deutsches Wesen, aber für die Aufrichtigkeit ihres Deutschseinwollens wäre? Die Antwort, welche uns die jüdischen Schriftsteller, Theologen, Geschichtschreiber und Journalisten geben, ist eher alles Andere, als eine bejahende.

Mendelssohn selbst besaß die Unverschämtheit, Jesus mit dem elenden Betrüger Jankiew Lejbowitz zu vergleichen, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als chassidisch-sabbatianischer Gottmensch unter den polnischen Juden eine Rolle spielte und später als Baron Frank in Brünn und Offenbach, von seinen verrückten Anhängern mit fürstlichem Glanze umgeben, Hof hielt.

Börne, ein zweites großes Licht der Judenschaft, hat uns in seiner halb sauern, halb bittern Art Jahre lang geschmäht, in uns ein Volk von Bedienten gesehen, das alberne Märchen vom dummen und plumpen deutschen Michel in die Welt gesetzt und unter den deutschen Liberalen der dreißiger und vierziger Jahre Gläubige und Nachsprecher seiner Scheltworte gefunden. Heute beschränkt sich solches Nachbeten auf die Judenpresse, während die Deutschen sich mit Ekel und Scham von der einer früheren Generation durch einen Juden aufgeredeten Selbstverachtung abgewendet haben.

Der neueste Geschichtschreiber der Juden, Herr Graetz, belegt, wie Treitschke in seiner früher angeführten Schrift nachweist, das Christenthum mit allerlei Schimpferei, unter der wir fast genau dieselben Namen wieder finden, denen wir (vgl. unseren zweiten Artikel) im Talmud und den Schriften der mittelalterlichen Rabbinen begegneten, und sicher hat nur Vorsicht den giftigen Gesellen abgehalten, sich der ärgsten zu bedienen. Und wie seine Aeußerungen über das Christenthum des Volks, unter dem er lebt, so sind auch seine Bemerkungen über das nationale Wesen des letzteren, soweit sie Treitschke citirt, die frechsten Lästerungen. Die Germanen sind ihm „die Erfinder der Leibeigenschaft, des Feudaladels und des

gemeinen Knechtssinnes"; die germanische Urzeit ist ihm „ein grauenhaftes mittelalterliches Gespenst"; „Börne und Heine waren zwei Racheengel, welche mit feurigen Ruthen die Querköpfigkeit der Deutschen peitschten und ihre Armseligkeit schonungslos aufdeckten"; das deutsche Wesen besteht „in Beschränktheit, Vertrauensseligkeit, pedantischer Ueberlegtheit und Scheu vor rascher That" — eine Charakterzeichnung, die höchstens insofern zutrifft, als die Deutschen der letzten Jahrzehnte den Juden gegenüber zu viel Vertrauen gezeigt und sich zu lange überlegt haben, den Uebeln, die aus der Emancipation wie aus einer Pandorabüchse aufgestiegen sind, mit rascher That ein Ende zu machen. Höchst charakteristisch ist endlich die Frage, welche Herr Graetz, nachdem er berichtet, wie 1806 und 1807 die Juden der polnischen Provinzen Preußens dem Landesfeinde in die Hände gearbeitet, mit der „Chuzpeh" des vaterlandslosen Semiten aufwirft: „Hätten sie etwa dem preußischen Königshause für jenes Gesetz dankbar sein sollen, welches ihnen neue Beschränkungen aufgelegt und sie nur der Willkür des polnischen Adels entzogen hatte, um sie dem Hochmuth des preußischen Beamtenthums zu überliefern?" Wir wissen jetzt von einem der heutigen Reformjuden, wessen wir uns von ihm und seinesgleichen für die Zukunft zu versehen haben. Derselbe hat uns indeß damit nur insofern Neues gesagt, als er mittelbar erklärt, die Juden wären noch in diesem Jahrhunderte berechtigt gewesen zu denken und zu handeln wie (vgl. unseren dritten Artikel) ihre Vorfahren, die in früherer Zeit in Spanien die Araber ins Land riefen und in Deutschland mit den Mongolenhorden, dann mit den czechischen Hussiten und zuletzt mit den Türken gemeinsame Sache machten. Weiterhin aber, wo er sagt: „Die Anerkennung der Juden als vollberechtigter Glieder ist bereits so ziemlich durchgedrungen; die Anerkennung des Judenthums unterliegt noch schweren Kämpfen," dürfen wir vielleicht schließen, daß er zur Vollendung des Sieges ein Zusammenwirken der in Deutschland lebenden Semiten mit einer auswärtigen Macht, die dem Judenthum bereits völlig dienstbar geworden wäre, ganz in der Ordnung finden würde.

Wenn uns Herr Graetz nebenher vom „uralten Adel" der Juden spricht (Geistesverwandte von ihm nennen sie „das priesterliche Volk"), wenn er Mendelssohn zum Entdecker des Gedankens stempelt, daß die Religion keine Zwangsmittel anwenden dürfe, wenn er Lessing als den größten Deutschen bezeichnet und gleich darauf sagt: „Börne war mehr als Lessing", so haben wir wieder eine Charaktereigenthümlichkeit der Juden von ehedem vor uns, den widerlichen Dünkel, den sie allenthalben zeigten, wo es ungefährlich zu sein schien, und der ihnen neben ihrem Wucher und ihrer Verhöhnung des Christenthums die bekannten Verfolgungen und Verbannungen zuzog, über die ihre Nachkommen noch jetzt lamentiren.

Die Graetzschen Aeußerungen sind, so kann man uns entgegnen, Aeußerungen eines Einzelnen, für die man nicht alle Reformjuden verantwortlich machen darf. Sie sind aber, wie die Schrift „Israel und die Gojim" zeigen wird, von anderen jüdischen Gelehrten wiederholt, ja überboten worden, die Judenpresse ergeht sich in ähnlichen Beleidigungen des Christenthums und Germanenthums, und das vielbändige Pamphlet des Breslauer Fanatikers wird vom größten Theile der „gebildeten"

Israeliten Deutschlands als klassisches Werk betrachtet. Was er endlich in seinem komischen Hochmuthe von der „noch schweren Kämpfen unterliegenden Anerkennung des Judenthumes" in der deutschen und der europäischen Welt überhaupt perorirt, stimmt mit dem, was Stimmführer der jüdischen Reformpartei wie Holdheim und Stern meinten, wenn sie ihren Leuten sagten, das Judenvolk müsse sich zu einem Elemente des Staatsorganismus machen, um seiner „weltgeschichtlichen Aufgabe" gerecht zu werden, mit anderen Worten, um mit seinem Geist und Glauben zur Weltherrschaft zu gelangen.

Wem eine solche Prätension lächerlich erscheint, der nehme sich in Acht. Das Geld ist eine Macht, und die Presse ist eine zweite Macht, Beides aber ist im Begriffe, allmählich ganz in die Hände der Juden zu gerathen, und wie viel unsere Semiten sich bereits herausnehmen, mag ein Beispiel aus der Reichshauptstadt zeigen.

In der Passionswoche des laufenden Jahres führte der Berliner Verein „Eulenspiegel" vor einem Kreise, der fast ausschließlich aus reichen und „gebildeten" Juden bestand, eine gemeine Posse auf. Ein gottvergessner Bube stellte mit Talar und Bäffchen einen evangelischen Geistlichen dar, hielt zu höchlichem Ergötzen der Anwesenden eine Kapuzinade, in welcher Worte Christi spöttisch citirt wurden, und trank dazwischen aus einer Schnapsflasche. „Nicht wahr, eine nette Gesellschaft," ruft der Hofprediger Stöcker aus, der diese anmuthige Historie im „Staatssocialist" vom 3. März 1880 erzählt. „Das waren die seinen Juden und Jüdinnen von Berlin. Man hat mir immer entgegengehalten, daß ich ungerechterweise ein paar nichtswürdige Redacteure als Vertreter des modernen Judenthums hinstelle und das ganze Judenthum um etlicher schlechter Subjecte willen verurtheile. Ich kenne dieses Volk aber besser. Nach jener Eulenspiegelei wird kein Mensch mehr im Zweifel sein, daß ein großer Theil des seinen modernen Judenthums noch ordinärer ist als seine Presse."

Das semitische Element hat sich seit der Emancipation in verschiedenen Beziehungen äußerst schädlich für unsere politischen Einrichtungen gezeigt. Wie es unseren Handelsstand mit Geschäftsmaximen inficirt hat, deren Moralität mindestens zweifelhaft ist, so hat es sich mit ähnlichen Maximen und mit seiner Betriebsamkeit in der deutschen Presse, in unserem Vereinswesen, unseren Parteien und unseren Vertretungen breit und unnütz gemacht. Es muß überall dabei sein, nicht blos als gleichberechtigt, sondern als Ton und Maß angebend, als gebietend, wo möglich als alleinherrschend. Die österreichisch-ungarische Presse wird beinahe ausschließlich von Juden und nach jüdischen Grundsätzen geleitet, die deutsche wenigstens in den meisten ihrer großen Blätter, ihrer Wochen- und Monatsschriften. Die einzelnen Correspondenten, die Besitzer der Correspondenzfabriken in Berlin, Paris und London gehören mit kaum zählenswerthen Ausnahmen einem großen internationalen Judenklüngel an, der kein Vaterland und überhaupt nichts als das Geschäft kennt. Selbst auf nicht semitische Redactionen erstreckt sich zuweilen in recht merklicher Weise der Einfluß des Judenthums; sie sind von jenen Correspondenten abhängig, und wo ihr Blatt ein Actienunternehmen ist, schreiben ihnen getaufte und ungetaufte Juden,

die eine erhebliche Anzahl von Antheilscheinen besitzen, vor, was sie zu thun und zu lassen haben — ein Verhältniß, für das wir aus bester Quelle ein sehr bezeichnendes Beispiel beibringen könnten. Das Judenthum darf auch von diesen Zeitungen nicht angerührt, die Bewegung gegen dasselbe und seine Hauptvertreter auf dem Gebiete der Parteien muß, wo nicht bekämpft, doch todtgeschwiegen werden.

Die eigentliche Judenpresse aber arbeitet in jeder Hinsicht ganz ungescheut und kaum verhüllt für die Zwecke und Ziele der Stammgenossen ihrer Redacteure und Besitzer, und ihre Methode ist in allen Stücken die der Börse. Wie hier in Fonds, so wird dort in öffentlicher Meinung gefixt und flau gemacht. Keines Deutschen Verdienst wird ehrlich hervorgehoben und anerkannt, keine jüdische Leistung dagegen, sei sie auch völlig bedeutungslos, bleibt unerwähnt und ungepriesen.

Die Kritik der Tagesblätter ist durch die jüdischen Literaten rein zur Reclamenfabrikation für die in deutscher Sprache auftretende semitische Literatur geworden. Nicht blos für Kaufleute und Unternehmungen solcher wird mit vollen Backen die Lobposaune geblasen, auch für bildende Künstler orientalischer Abstammung, für Musiker und Schauspieler, für Reisende, für Romanschriftsteller, Dramatiker und Gelehrte aller Art. Ein guter Theil dieser künstlerisch oder literarisch oder sonstwie thätigen Juden würde unbekannt sein und bleiben, wenn sie nicht von der Gefälligkeit ihrer Vetternschaft immer neu entdeckt würden, und selbst die großen Leuchten verdanken die beste Portion ihres Ruhmes theils dieser Gefälligkeit, theils der von ihnen selbst rührigst bethätigten Ansicht, daß man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen dürfe.

Richtet ein jüdischer Bankier seiner Tochter eine glänzende Hochzeit aus, feiert ein Verein von Berliner Semiten ein Fest, so muß es das Land im Detail wissen, und die Judenpresse übernimmt die Besorgung der wichtigen Botschaft. Macht ein reicher Sohn Israels eine wohlthätige Stiftung, giebt er von den goldnen Früchten, die er zu Millionen von dem bekannten „Giftbaume" gepflückt, hundert oder gar ein paar Hundert zu einer Sammlung für Arme, Abgebrannte oder sonst Verunglückte her — wobei es immer fraglich ist, ob seine Hand vom guten Herzen oder von dem Wunsche, sich sehen zu lassen, oder von dem Bestreben, den Neid zu beschwichtigen, oder von der Hoffnung des Wiedereinstreichens des Capitals mit Zinsen in Gestalt eines guten Platzes im Paradiese gelenkt wird — so wird die Sache sofort von einem Dutzend Preßjuden an ihre journalistische Litfaßsäule geschlagen. Geschieht es, daß ein Jude, der ausnahmsweise ein anstrengendes Handwerk treibt, ein Kohn z. B., der Maurer ist, Unglück hat, vom Gerüste fällt u. dgl., so beeilen sich gewiß flugs ebenso viele Organe der Semitenwelt, die Geschichte zu registriren und später das Publikum über das Befinden des weißen Sperlings auf dem Laufenden zu erhalten — natürlich nicht aus Mitleid, sondern um die Gelegenheit zu benutzen, der christlichen Welt ad oculos zu demonstriren, daß Juden auch solche Handwerke treiben, die Behauptung des Gegentheils also schnöde Verleumdung ist. Stirbt ein jüdischer Journalist, so bringen jene Blätter ohne Verzug spaltenlange Nekrologe, in denen er, gleichviel, was er geleistet hat, als ein schwerer Verlust für

das Vaterland und als ein Talent dargestellt wird, von dem man annehmen sollte, es sei mindestens eines Wandmedaillons im Vorsaale des Reichstags würdig.

Daneben ist durch die Betriebsamkeit der Juden in unsere Presse ein Streben nach dem Sensationellen und Pikanten, nach Klatsch und Skandal gekommen, vor dem alles Andere zurücktritt, und das dem Zeitungspublikum jeden Sinn und Geschmack an ernsten Dingen zu entfremden droht. Nachdem die Blätter damit vorangegangen sind, verdirbt man sich gegenseitig. Das Publikum ist an schlechte Kost gewöhnt worden und verlangt sie; die Zeitungen sind industrielle Unternehmungen, und so entsprechen sie dem Verlangen der Leser.

Unsere jüdischen Journalisten arbeiten aber nicht bloß wie die Börse, sondern auch für sie: sie helfen Hausse und Baisse machen, theils direct, theils durch politische Correspondenzen, wobei man erfindet, wenn man nichts weiß. Bekannt sind die hierher gehörigen sensationellen Artikel, mit welchen Herr Oppert aus Blowitz die „Times" von Zeit zu Zeit speist, und die wiederholt ganz merkwürdig mit der Ultimo-Regulirung in London zusammentrafen; aber Dutzende von großen und kleinen Zeitungsberichterstattern orientalischer Herkunft bedienen uns mit gleichen oder ähnlichen Nachrichten, die meist auf nichts Anderes als Börsenmanöver hinaus laufen.

Es ist ein karger Trost, wenn man sich sagen muß, diese Presse sei im Begriffe, sich um allen Credit zu bringen, und es sei ihr das zum Theil schon gelungen, viele Leute wüßten bereits, daß sie oft wissentlich die Unwahrheit berichte, und daß sie nicht die öffentliche Meinung ausdrücke, sondern die Meinung und das Interesse des Judenthums oder einer Anzahl von Juden. Viele mögen das wissen, die Mehrzahl dagegen ist noch auf dem Standpunkte, wo man das, was gedruckt ist, für wahr und sicher hält, und die schlechtesten Blätter gedeihen in der Regel am besten.

Wie von der Preßfreiheit, so haben die emancipirten und reformirten Juden aber auch von dem Vereins- und Versammlungsrechte in ihrem dreisten und vordringlichen Stile Gebrauch gemacht und für ihre Gemeinschaft möglichst viel Profit herausgeschlagen, unsere Interessen aber vielfach geschädigt. Namentlich gilt dies von den großen Städten. In Breslau, in Posen, in Hannover, in Hamburg, namentlich aber in Berlin giebt es kaum einen Verein, in welchen das dortige semitische Element sich nicht hineinmanövrirt hätte und allmählich zu einer gewissen Macht gelangt wäre. Erst drängt oder schleicht sich einer hinein, bald folgen mehrere, und nicht lange währt es, so wird trotzig als Recht beansprucht, was ursprünglich als Geschenk gereicht und bescheiden angenommen wurde.

Mit Mühe erwehrt sich ein Theil der deutschen Freimaurerlogen des Aufnahme fordernden Judenthums, und die Gesellschaft der Odd Fellows scheint eigens zu dem Zwecke aus Amerika nach Deutschland verpflanzt worden zu sein, dem hier wohnenden Judenvolke zur Erlangung von prunkenden Titeln und Graden und zur Errichtung einer neuen geheimen Cliquenwirthschaft zu dienen.

Ganz besonders verbreitet und einflußreich sind unsere Semiten in den poli-

tischen Vereinen der Hauptstädte, und jedermann weiß, mit welcher Anmaßung sie in deren Versammlungen und bei deren Operationen auftreten. Man sagt schwerlich zuviel, wenn man die Fortschrittspartei als eine ungefähr halb jüdische bezeichnet, die Wortführer sind doctrinäre Juristen, Juden und Judengenossen. Der ganze Liberalismus ist jüdisch angekränkelt, und wenn die Nationalliberalen sich endlich von den politischen Talmudisten losgerungen haben, die als linker Flügel einige Jahre lang fast alle ihre Bewegungen bedingten, so war es die höchste Zeit, wenn die Partei nicht gründlich ruinirt werden sollte. Wo auch Juden sich der Leitung von liberalen Genossenschaften zu bemächtigen verstanden, immer wirkten sie zersetzend oder sonst deteriorirend. Mit den Conservativen war es früher nicht viel anders, wir brauchen nur an den unheilvollen Einfluß Stahls zu erinnern, dessen Geist hier wie eine ansteckende Krankheit wirkte. Auch der demokratische Socialismus hatte seine Wurzeln nicht in deutschen Kreisen; die Namen Marx und Lassalle und die von vielen kleineren Geistern dieser Sectengruppe weisen darauf hin, daß der jüdische Geist hier über den Wassern brütet, um eine neue gesellschaftliche Welt zu schaffen.

Endlich hat das Semitenthum auch auf der alleräußersten Linken der destructiven Parteien nicht fehlen können. Der russische Nihilismus, der wiederholt nach Deutschland herüberspielte, rechnet zahlreiche Juden zu seinen Anhängern. Sein Kosmopolitismus ist durchaus jüdischer Natur, seine fanatische Art, seine grausame Energie bei Verfolgung seiner Ziele erinnert an die Art der Sicarier und Zeloten der letzten jüdischen Aufstände in Palästina. Ein Theil der russischen Presse hat dies begriffen. Wie sie auf die Ausbeutung Rußlands durch die Juden hinweist, so erblickt sie in denselben auch die treibende Kraft der nihilistischen Propaganda.

„Das Judenthum", so äußerte sich die „Neue Zeit" in ihrer Entgegnung auf einen Artikel, in welchem der „Golos" Partei für dasselbe nahm, „arbeitet destructiv, von oben durch Capitalanhäufung, von unten durch die Propaganda. Diese beiden Erscheinungen laufen parallel neben einander und stehen nicht in Verbindung. Gemeinsam sind ihnen nur die Energie, die Begabung, die Frechheit und vielleicht auch die kosmopolitischen Principien, mit denen sie operiren. Der Jude betrachtet gern die ganze Welt als sein Vaterland, weil er vaterlandslos ist. Es ist Thatsache, daß Juden unter den Propagandisten eine leitende Rolle gespielt haben, dafür zeugen die Namen Löb Hartmann, Herzfeld, Deutsch, Mirski, Josefow, Rosowski, Goldenberg, Weymar u. a." Wozu sich noch etliche Judenfräulein gesellen, von denen die eine unseres Wissens gehenkt und eine andere nach Sibirien verbannt wurde. Die „Neue Zeit" wehrt sich mit Händen und Füßen gegen die Gleichberechtigung der Juden; wenigstens für so lange soll sie nicht eintreten, als das russische Volk noch so weich und noch so leicht auszubeuten ist, und zwölf Millionen russischer Sectirer den Juden in ihren Rechten noch nicht gleichgestellt sind. „Uns sind", so fährt das Blatt fort, „diese Russen millionenmal mehr werth, als diese unnützen Vagabunden, welche ohnehin wie Küchenschaben sich überall im Lande einschleichen, wo sie es so schlecht haben sollen. Weshalb kommen sie zu

uns? Wollen sie uns civilisiren, uns Kosmopolitismus lehren? Wir wollen diese Wissenschaft nicht. Wir können es als Russen nicht vertragen, daß fremde Abenteurer sich in unsere Angelegenheiten mischen und unser Nationalunglück wie im letzten Kriege exploitiren, oder als politische Mörder auftreten, als Pseudo-Eiferer für das russische Volk, mit dem sie nichts gemein haben."

Wie viel ließe sich hiervon mutatis mutandis auf deutsche Verhältnisse, auf den Eifer Börnes und Jacobys, auf die fortschrittlichen Juden, auf die international-demokratischen mit ihren Wortführern in der „Frankfurter Zeitung" und auf die socialdemokratischen mit ihrem Londoner Papste, sowie andererseits auf die langjährige Gleichgiltigkeit der Deutschen gegen diese zersetzenden Elemente anwenden!

Es bleibt dabei: das unter uns angesiedelte Semitenvolk ist wie vor so nach der Emancipation als Ganzes betrachtet ein Landschaden, und dieser Charakter ist durch die Entfesselung von 1848 und die ihr folgende Gesetzgebung, namentlich durch die wirthschaftliche noch wesentlich erkennbarer und gefährlicher geworden. Die Juden können nicht anders sein, als sie sind, sie können nicht Deutsche werden. Einmal sind sie großentheils ihrem Bau nach*) weniger arbeitsfähig, mithin weniger arbeitslustig als wir durchschnittlich. Sie müssen also parasitisch von der Arbeit derer leben, unter denen sie sich niedergelassen haben. Sodann aber ist ihre Moral und ihre ganze Denkweise eine entschieden egoistische. Die Religion der arischen Völker ist im letzten Grunde das Streben nach Vereinigung mit dem Göttlichen durch sittliche Läuterung, die der Juden dagegen ein Vertragsverhältniß, nach welchem der Mensch Gott seinen Willen thut und dadurch Anspruch erlangt, daß dieser ihm gebe, was er, der Mensch, will. Der Arier hält es für seine Aufgabe, besser, der Semit, reicher und mächtiger zu werden. Daß hier wie dort Beispiele vom Gegentheile vorkommen, beweist nichts gegen die Regel, die wir bei unserer Untersuchung allein im Auge haben. So begegnen wir bei dem Arier fast immer einem bald kräftigen, bald schwächeren Ehrgefühle, bei dem Semiten höchstens neben dem Trachten nach Geld und Gut dem Ehrgeize, sonst aber einer gelinden oder stark hervortretenden Schamlosigkeit, einem mehr oder minder merkbaren Mangel an dem, was wir Gewissen nennen — jenem Mangel, der schon die alten Völker beim Verkehre mit diesen Asiaten abstieß. Daran hat weder die Mendelssohnsche noch die staatliche Emancipation etwas ändern können. Es ist nicht wahr, wenn behauptet wird, alle Menschen seien sich in ihrer geistigen Anlage durchaus gleich; sie sind darin vielmehr so verschieden von einander wie in ihrer Körperbildung. Das jüdische Herz und das jüdische Gehirn functioniren heute wie vor zweitausend Jahren, und sie werden, wenn Chidr in abermals zweitausend Jahren wiederkehrt, noch ebenso functioniren. Es kommt uns komisch vor, wenn ein gewöhnlicher Jude „auf Ehre" sagt, wogegen wir es natürlich finden, wenn die Sprache — vielleicht mit Unrecht generalisirend — etwas Ehrloses als „jüdisch" bezeichnet. Ehre ist nicht

*) Vgl. Naudh, „Professoren über Israel", dem wir in den nächsten Zeilen theilweise folgen.

bei allen Juden, aber ohne Zweifel bei der großen Mehrzahl ihrer Geld- und Handelsleute — man denke an Amschel Rothschilds kürzlich durch die Zeitungen gegangenen classischen Brief, der ihnen gewiß ganz aus der Seele spricht — Geld- und Credithaben.

Was ist nun zu thun?

Mit dem soeben Bemerkten halten wir den wohlgemeinten Rath, den man den Juden ertheilt hat, Deutsche zu werden, für abgethan, zumal wenn wir noch hinzufügen, daß Mischehen die Verschmelzung der Juden mit den Deutschen nicht fördern können. Sie sind Abnormitäten, die erstens niemals häufig sein werden und zweitens nicht wünschenswerth sind, obwohl Bismarck sie in dem bekannten Buche von Busch mit den Worten empfohlen zu haben scheint: „Das Geld muß wieder unter die Leute kommen." Solche Ehen werden immer selten bleiben und sich meist auf heruntergekommene oder unnatürlich strebsame oder — wie sollen wir gleich sagen — excentrische Leute beschränken. Der Deutsche hat dabei eine schwer zu überwindende Abneigung hinunterzuschlucken, der Jude will dabei in der Regel für das Geld, das der Deutsche mit der Dame erheirathet, Eintritt in eine vornehme Familie. Wirkliche Liebe ist kaum denkbar, und die Ehen geben beinahe immer Kinder, welche mehr jüdisch als deutsch sind. Kommt in diesen einmal der Semit nicht zum Vorschein, so tritt er ganz sicher in den Enkeln oder Urenkeln wieder auf.

Damit ist also auch nicht zu helfen. Wenn Fichte schreibt: „Den Juden Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein anderes Mittel als das, ihnen in einer Nacht die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee ist," so wäre das ein anatomisches Wunder à la Doctor Eisenbart, welches überdies jetzt zu spät käme, da jene leider ohne Köpfe mit neuen Ideen emancipirt worden sind. Wenn aber derselbe Philosoph ferner meint, um uns vor ihnen zu schützen, gebe es keinen anderen Weg, als „ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und sie alle dahin zu schicken, so verdient das eher der Ueberlegung und könnte, wenn andere Mittel nicht verfingen, dereinst wohl einmal ausgeführt werden, obwohl ihm erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Schon jetzt hat der ungarische Abgeordnete Istoczy die Sache wiederholt öffentlich zur Sprache gebracht, da die Juden in dessen Vaterlande eine noch größere Calamität als bei uns repräsentiren. Der Antrag, in dem der brave, aber etwas wunderliche Mann jenen Gedanken formulirte, wurde von der Versammlung, an welche er sich im Juni 1878 damit wendete, mit schallendem Gelächter aufgenommen, und auch bei uns würden Vorschläge der Art einem solchen Schicksale verfallen. Und heutzutage gewiß mit Recht. Ob aber in drei oder vier Jahrzehnten, ist eine andere Frage. Man könnte sich dann sagen: Unsere Väter haben die Jesuiten verbannt, weil sie sich als gefährlich erwiesen, und sie haben die Juden geschont, obgleich sie das Wohl der Gesellschaft und des Staates ebenfalls schwer bedrohten. Was hindert uns, diese jenen nachzuschicken, nachdem sie sich in Folge von zu viel Duldung zu einem vollkommen unleidlichen Uebel entwickelt haben? Der Umstand, daß wir im zwanzigsten Jahrhunderte leben, sicherlich nicht, und das Gebot der Humanität auch nicht;

denn über ihm steht die oberste Pflicht der Völker und Staaten, die der Selbsterhaltung.

Bleiben wir indeß bei der Gegenwart, und fragen wir: Wenn Dies und Das und Jenes nicht, was dann?

Die Antwort ergiebt sich aus dem Obengesagten, und wir zögern nicht, das, was uns davon dringend erscheint, offen und gänzlich gleichgiltig gegen das Geschrei, welches die Juden und Judengenossen vermuthlich darüber erheben werden, auszusprechen.

Zunächst muß die Nation eine andere Stellung zum Judenthume einnehmen, und es ist die Pflicht der Schriftsteller, welche diese Nothwendigkeit erkannt haben, nach Möglichkeit darauf hinzuwirken. Aber beharrlich, immer von neuem, ihr Herren, nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, wenn nicht sofort auch Erfolg sichtbar wird. Wir müssen uns auf uns selbst besinnen, auf die Kluft, die den Deutschen vom Durchschnittssemiten trennt, und auf die Gefahr, die uns von diesem droht. Dann müssen die, welche schreiben und reden können, auf die Bildung einer Partei ad hoc aus allen anderen Parteien hinarbeiten, auf eine Vereinigung, die lediglich die Judenfrage im Auge hat und sämmtliche übrige Fragen, kirchliche wie weltliche, beiseite läßt, eine — wir stehen nicht an, das Kind beim rechten Namen zu nennen — deutsche Knownothings-Partei, in welcher jeder, sei er außerhalb des Kreises Unitarier oder Particularist, liberal oder conservativ, orthodox oder rationalistisch, ultramontan oder Protestant gegen römische Uebergriffe in die staatliche Sphäre, willkommen sein müßte, wenn er nur entschieden erklärte, von einer vollen Gleichstellung des semitischen Elements mit dem alteingeborenen nichts mehr wissen zu wollen, und wenn er sich daneben verpflichtete, bei den Wahlen für Gemeinde, Kreis, Provinz, Land und Reich keinem Juden seine Stimme zu geben, keine von jüdischen Händen redigirte oder den jüdischen Interessen das Wort redende Zeitung zu halten, Andere nach Kräften zu gleicher Enthaltsamkeit zu bewegen und mit allen erlaubten Mitteln auf den Ausschluß der semitischen Eindringlinge aus den Vereinen und Versammlungen hinzuwirken.

Dann wird der Staat, die Regierung und der Reichstag, etwas thun müssen und können. Wir denken dabei zuvörderst an ein Wuchergesetz mit drakonischen Strafen, z. B. Ausweisung aus dem Reiche, an eine Reform des Actiengesetzes, an ein Börsengesetz und an Aufhebung der Wechselfähigkeit für alle, die nicht Kaufleute sind. Gefallen diese Schranken gegen ihre Betriebsamkeit unseren „israelitischen Mitbürgern" nicht, so mögen sie nach Palästina oder sonst wohin auswandern. Unser wirthschaftliches Leben kann dabei nur gewinnen.

Sehr erwünscht würden auch Maßregeln sein, welche verhüten, daß das semitische Element im Justizdienste und in der staatlichen Verwaltung stärker vertreten ist, als im Verhältniß der Zahl der zu ihm Gehörigen zu derjenigen der Deutschen.

Ferner wäre zu empfehlen ein Abschluß der Grenze im Osten, welcher das Einströmen der Juden von dorther zu steuern und die weitere Ansiedelung dieses verderblichen Elements in Deutschland unmöglich zu machen geeignet wäre.

Endlich sollte eine Beschränkung der Freizügigkeit in der Weise eintreten, daß man den Gemeinden die Befugniß ertheilte, die Aufnahme von Juden in ihre Mitte zu verweigern.

Dieß sind einige Andeutungen. Von Rechtskundigen formulirt, würden sie unseres Erachtens vorläufig und vielleicht für längere Zeit genügen. Die von jüdischen Einflüssen und Reminiscenzen gereinigten Volksvertretungen könnten, wenn sich weitere Vorkehrungen erforderlich zeigen sollten, andere Bestimmungen in Anregung bringen und beschließen.

Wenn man uns sagt, Zurücknahme der Emancipation werde den Gegensatz schärfen, so antworten wir: Vertuschung des vorhandenen und nicht zu beseitigenden Gegensatzes ist gefährlicher als Schärfung. Mögen sie's wissen, daß wir die Scheidewand sehen und aufrecht erhalten wollen. Wenn man aber „Reaction" schreit, so sei entgegnet: Wir haben volkswirthschaftliche Neuerungen, die sich als schädlich erwiesen, abgeändert und wir werden das wieder thun, wo die Erfahrung die Doctrin der Unwahrheit zeiht, und andererseits hat man früher wiederholt aufgehobene Beschränkungen der Juden wieder hergestellt, ohne daß die Welt von dem Geschrei, das darüber durchs Land fuhr, eingefallen wäre. Warum sollte es jetzt nicht gehen? Aber bald muß Hand an das Uebel gelegt werden. Sonst wird das, was heute noch Uebertreibung ist, der Sieg des Judenthums über das Germanenthum, eine Wahrheit, und da ein dauernder Sieg der Art eine Naturwidrigkeit wäre, so würde, wenn menschliche Gesetze nicht mehr helfen könnten, das Naturgesetz sich geltend machen, das noch niemals die Herrschaft einer unedlen Minderheit über eine Mehrheit edel veranlagter Menschen länger als kurze Frist bestehen ließ.

Eine skandinavische Literaturgeschichte.

Die weiteren Kreise der Gebildeten in Deutschland kannten bisher nur einzelne literarische Größen skandinavischer Zunge: so, wenn wir von Männern der Wissenschaft, wie Tycho de Brahe, Celsius, Linné, Berzelius u. a. absehen, die Dichter Holberg und Oehlenschläger aus älterer Zeit, aus neuerer den Dänen Andersen, vielleicht auch Paludan-Müller, die Norweger Björnson und Ibsen, den Schweden Tegnér, seine Landsmänninnen die Carlén, die Bremer und die Schwarz, und den finnländischen Schweden Runeberg. Einige derselben sind bei uns in hohem Grade beliebt geworden, so Andersen mit seinen unübertroffenen Märchen und seinen gemüthvollen Phantasiestücken „Bilderbuch ohne Bilder", Andersen, den gewiß Mancher in seinen jüngeren Jahren für einen

Deutschen gehalten hat; von Tegnérs „Frithjofssage“ haben wir etwa 20 Uebersetzungen, und einzelne Partieen daraus hat uns Max Bruchs Composition besonders nahegerückt; einige von Björnsons Dramen sind auch bei uns gern gesehene Bühnenstücke geworden; in seinen Bauernnovellen, namentlich der reizendsten von allen „Synnöve Solbakken“, die ganz von demselben eigenthümlichen nordischen Geiste durchweht ist, wie die „Erzählungen“ (Sagas) aus dem skandinavischen Alterthume, haben wir bewunderte Gegenstücke zu Auerbachs Dorfgeschichten. Auch giebt es ja bei uns Schriften, die einzelne Abschnitte der skandinavischen Literaturgeschichte behandeln. Aber was die oben genannten Dichter und Schriftsteller außer den uns bekannt gewordenen Schriften geschrieben haben, wie sie sich zu einander stellen, wer außer ihnen und mit ihnen literarisch thätig gewesen ist, welch reges geistiges Leben im Norden geherrscht hat und noch herrscht, welche große Anzahl von Männern, die an der geistigen und sittlichen Hebung ihrer Landsleute gearbeitet haben, die Literaturgeschichte der an Menschenzahl doch so schwachen skandinavischen Stämme aufzuweisen hat, von welcher Art die geistige Verwandtschaft zwischen Dänen, Schweden, Norwegern und Isländern unter einander einerseits und mit den übrigen germanischen Stämmen andrerseits ist, welche Einflüsse von außen her, von Deutschland insbesondere, aber auch von Frankreich stattgefunden, welche geistige Strömungen zu verschiedenen Zeiten das Leben der Nordländer durchdrungen haben, kurz, wie das geistige Leben sich im germanischen Norden allmählich entwickelt hat, das alles im Zusammenhange war bisher wohl in skandinavischen Werken behandelt, aber diese waren bei uns höchstens den Germanisten und wenigen Literarhistorikern bekannt; ein Buch in deutscher Sprache und für weitere Kreise berechnet, das den gleichen Zweck verfolgt, wie die skandinavisch geschriebenen Literaturgeschichten, wird uns gegenwärtig zum ersten Male geboten.

Ein dänischer Schriftsteller ist es, Frederik Winkel Horn in Kopenhagen, der sich dieser anerkennenswerthen Arbeit unterzogen hat in seiner jüngst erschienenen Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (Leipzig, B. Schlicke, 1880). Und wenn sein Werk auch von Vollkommenheit entfernt ist, wenn es zunächst auch nur den einfachsten Ansprüchen Genüge leistet, so ist es doch ein höchst dankenswerthes, und wie der Verfasser dieser Zeilen, ein Freund der Skandinaven und ein Verehrer ihrer Literatur, das Buch bei seinem Erscheinen mit Freuden begrüßt und mit Wohlgefallen gelesen hat, so empfiehlt er auch die Lectüre des Werkes den Lesern d. Bl. aufs angelegentlichste.

Das Wort, mit welchem Horn sein Buch abschließt: „Schweden kann mit Stolz zurückblicken auf das, was es in der Welt des Geistes ausgerichtet“, läßt sich mit vollem Rechte auf den ganzen skandinavischen Norden ausdehnen.

Wohl ist die skandinavische Literatur keine weltbedeutende und wird es wohl auch niemals werden, dennoch behauptet sie, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes mit Recht sagt, „einen achtungswerthen und bedeutungsvollen Platz neben der Literatur der übrigen civilisirten Völker, namentlich wenn man auf die Größe oder vielmehr die Kleinheit der nordischen Völker und die Rolle, welche ihnen in Folge dessen in der Weltgeschichte angewiesen ist, Rücksicht nimmt. Der nordische Volksgeist hat sowohl in älteren wie in neueren Zeiten nicht wenig Werke hervorgebracht, die an und für sich von hohem Werthe sind. Dichter, wie Holberg und Bellmann, wie Oehlenschläger und Tegnér, wie Paludan-Müller und Runeberg, wie Andersen und Almquist, Björnson und Ibsen u. v. a., einer großen Anzahl von Schriftstellern in anderen Fächern nicht zu gedenken, würden einer jeden Literatur zur Zierde gereichen, und es ist unzweifelhaft eine Folge der Kleinheit der skandinavischen Völker, der Schwierigkeit ihrer Sprache und der bescheidenen Stellung, die sie namentlich in der Geschichte unserer Zeit einnehmen, daß nicht weit mehr Schriftsteller über die Grenzen des Nordens hinaus, als die Wenigen, deren Werke zum Theil in fremde Sprachen übersetzt sind, bekannt geworden." Für uns Deutsche insbesondere ist die nordische Literatur hochinteressant, weil sie „im Ganzen genommen ein Ausdruck des Geisteslebens einer mit der deutschen naheverwandten Volksindividualität ist, weil diese Literatur im Alterthum sich auf eine großentheils für die Bewohner des Nordens und die Deutschen gemeinsame Grundlage stützte, und weil sie endlich in der neueren Zeit mannigfache Berührungspunkte mit der deutschen Literatur aufzuweisen hat." Dazu kommt aber noch ein weiterer Umstand, den Horn nicht erwähnt: es ist der skandinavischen Literatur das fremdartige Gepräge aufgedrückt — und wir Deutsche haben von jeher das Fremde geliebt — das die Skandinaven von den Engländern, Holländern und Deutschen (im weitesten Sinne des Wortes) unterscheidet. Man glaubt gewissen Erscheinungen dieser Literatur die eigenartige Natur des Bodens anzumerken, auf dem sie entstanden sind. Sie sind durchweht von der kühlen Luft, die auf Finnlands und Schwedens Seen, auf Norwegens tief ins Land schneidenden Buchten ruht, von dem süßbalsamischen Duft, der die Birkenwälder Finnlands, die Nadelwälder der skandinavischen Halbinsel, die Buchenwälder Seelands durchzieht; man glaubt in ihnen das Brausen und Wogen der atlantischen Wassermasse zu vernehmen; man verspürt in ihnen den eisigen Hauch der gewaltigen Gletscher Islands, aber auch den leidenschaftlichen Feuerathem, der den mächtigen Vulcanen derselben Insel entströmt, das Sieden und Zischen seiner zahlreichen heißen Wasserquellen, das Poltern und Donnern platzender Lavaströme. Es spiegelt sich in ihnen wieder die starre Großartigkeit der norwegischen Schären- und Alpenwelt und im Gegensatz dazu der heitere, leichtlebige Ton der skandi-

navischen Großstädte Kopenhagen und Stockholm. Aber auch der stolze, leidenschaftliche waffengeübte Aristokrat, wie er in den alten Schriftwerken Islands auftritt, und der selbstbewußte, starrsinnige, wortkarge Bauer in Björnsons Dorfnovellen sind so eigenthümliche Charaktere, wie sie nur die nordische Literatur schildern konnte.

Die skandinavische Rasse zählt gegenwärtig mehr als 8 Millionen Menschen; davon fallen über 2 Millionen auf Dänemark (darunter Island mit 60—70 Tausend Einwohnern), über 4 Millionen auf Schweden, 2 Millionen auf Norwegen. Im Großfürstenthum Finnland, seit 1809 zu Rußland gehörig, aber mit durchaus selbständiger Verfassung, leben 300000 Schweden (neben 1700000 Finnen). Die einzelnen Stämme sind politisch und noch in manchen anderen Dingen getrennt, bilden aber doch eine Einheit mit bestimmt ausgeprägtem Charakter und mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, und dieser Umstand giebt sich auch in der Literatur kund. Das Band, das die Leute zunächst zu einem Ganzen verbindet, ist die Sprache. In der ältesten Zeit mag sie eine einheitliche gewesen sein, am nächsten verwandt der gothischen, wie wir sie im Wesentlichen aus der dem Ulphilas zugeschriebenen, uns zum Theil erhaltenen Bibelübersetzung kennen. Später trennte sie sich in zwei Gruppen, eine östliche und eine westliche; aus ersterer erwuchs das moderne Dänisch und Schwedisch, aus der anderen das gegenwärtige Norwegisch und Neuisländisch, letzteres der alten Sprache noch so nahe stehend, daß selbst der minder gebildete Isländer die Schriften des 13. Jahrhunderts ohne alle Schwierigkeit versteht.

Das Dänische wurde seit der Vereinigung Norwegens mit Dänemark, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, auch des ersteren Landes Schriftsprache und ist dies bis auf die neueste Zeit geblieben, nur daß man in Norwegen seit Anfang unseres Jahrhunderts sich bestrebt, die gemeinsame dänische Schriftsprache durch Wörter aus den norwegischen Dialekten zu bereichern. Dänisch-Norwegisch und Schwedisch sind sich gegenwärtig enger verwandt, als etwa Hochdeutsch und Plattdeutsch, so daß der Gebildete der einen Nation die Sprache der anderen besser versteht, als seine eigenen Bauerndialekte. Auf das Schwedische aber ebensowohl wie auf das Dänische hat das Deutsche einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, was sich zunächst in einer großen Zahl von Fremdwörtern zu erkennen giebt, die aus unserer Sprache hinübergenommen worden sind. Die gleiche Beeinflussung hat auch in der Literatur stattgefunden. Es ist dies kein Wunder bei der Nachbarschaft Deutschlands, bei „der hervorragenden Rolle, welche Deutschland in der Geschichte der europäischen Geistesentwicklung gespielt hat", und bei den so mannigfachen stetigen Beziehungen zwischen ihm und dem Norden. Reformation, Renaissance und Aufklärungsbewegung kamen über oder aus Deutschland nach dem Norden. Für die Schweden kommt noch der besondere

Umstand hinzu, daß sie seit dem 30jährigen Kriege für lange Zeit in deutschen Gauen seßhaft waren und mit dem Deutschthum in engste Berührung traten.

Eine eigenthümliche, aber wichtige Stellung in der älteren skandinavischen Literatur nehmen die Isländer ein; sie sind geradezu die Träger der alten Literatur. Man ist in Deutschland gerade über dieses hochbedeutsame und interessante Völkchen so wenig unterrichtet, daß einige Bemerkungen über dasselbe willkommen sein werden. Island, ein ödes, aber fisch- und vogelreiches Vulkan- und Gletschergebirgsland von mehr als 1800 Quadratmeilen, gegenwärtig baumlos, vor 1000 Jahren aber zwischen Gestade und Gebirge bewaldet, nur an den Küsten und in den Flußthälern bewohnbar, war ursprünglich sicherlich unbewohnt. Die ersten Ansiedler (Ende des 8. Jahrh. n. Chr.) waren irische Mönche, die aber, als Skandinaven in großen Massen hinüber zogen, um nicht mit heidnischen Männern zusammen leben zu müssen, von der Insel wegzogen. Darnach gelangten zunächst einzelne von Stürmen verschlagene Nordländer dahin. Sie brachten verlockende, zum Theil freilich übertriebene Kunde von dieser weit draußen im Westmeere gelegenen Insel in ihre Stammländer zurück. Der erste ständige Ansiedler war Ingolf aus Norwegen, der sich anfangs an der Südostküste niederließ, dann aber im Westen, in der Gegend von Reykjavik seinen dauernden Wohnsitz aufschlug (874). Ihm folgten bald große Schaaren von Landsleuten nach, überwiegend Norweger, aber auch Leute aus anderen skandinavischen Gegenden. In den ersten 60 Jahren wurde die Insel vollständig besiedelt. Sie zählte damals schon eben so viele Einwohner, wie jetzt; blutige Fehden, Seuchen und sonstige Unfälle standen der Erhöhung der Bevölkerungsziffer im Wege. Nach wilden, stürmischen Reibereien und längerem gesetzlosem Leben bildete man endlich einen Freistaat nach dem Muster des heimatlichen. Im Jahre 1264 kam das Land unter die Krone Norwegens und mit ihm zusammen etwa 120 Jahre später an Dänemark, bei dem es auch bei der Theilung von 1814 verblieb. Wesentlich ist nun aber Folgendes: diejenigen Männer, welche aus Norwegen nach Island zogen, waren die höchste Aristokratie des Landes, die reichsten, vornehmsten und vor allem intelligentesten Leute, deren Freiheitsgefühl es widersprach, sich der Alleinherrschaft des Harald Haarschön (861—931) zu fügen, der ja zuvor nichts anderes gewesen war, als sie selbst: einer von den zahllosen kleinen, von einander unabhängigen Herren und Fürsten, die das damalige Norwegen bewohnten. Auf diesen Umstand ist es zurückzuführen, wenn die jetzigen Nachkommen auf einer höheren Bildungsstufe stehen, als irgend welches Volk unter gleichem Breitengrade, auf einer Bildungsstufe sogar, die der unsrigen in nichts nachsteht. Und das ist bewundernswerth, wenn man bedenkt, wie ungastlich der Boden ist, auf dem die Isländer leben, wie abgelegen sie von der übrigen civilisirten Welt sind und

wie geringer Verkehr in Folge dessen zwischen ihnen und dem Continente stattfindet.*)

Mit den Isländern beginnt Horn, wie billig, seine Literaturgeschichte, nachdem er eine kurze Einleitung vorausgeschickt hat über die skandinavische Völkergruppe, das Verhältniß der einzelnen Stämme zu einander, über den Werth ihrer Literatur und das Interesse, das wir Deutsche an der Beschäftigung mit derselben oder doch wenigstens mit deren geschichtlicher Entwicklung haben können. Er zerlegt seinen Stoff in drei größere Abtheilungen von ungleichem Umfange. Im ersten Abschnitt der ersten Abtheilung, welche „Die altnordisch-isländische Literatur" überschrieben ist, macht er die altnordische Literatur, die also vorwiegend eine altisländische ist, zum Gegenstande der Darstellung. Im zweiten läßt er sofort die „neuisländische Literatur" folgen, da diese, von anderen Dingen zu schweigen, sprachlich der älteren Literatur am nächsten steht. In den fünf ersten Abschnitten der zweiten Abtheilung „Dänemark und Norwegen" bespricht er die dänisch-norwegische Literatur vom Mittelalter bis zum Jahre 1800, im sechsten die neuere dänische Literatur nach 1800, im siebenten Norwegens Literatur nach 1814. Die sechs Abschnitte der dritten Abtheilung „Schweden" behandeln die schwedische Literatur vom Mittelalter bis zur neuesten Zeit.

Das Programm — denn dafür darf man seine Worte ansehen —, welches der Verfasser aufstellt, „eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der älteren und neueren Literatur, nicht eine bloße Nomenclatur, sondern eine mit dem nöthigen bibliographischen Apparat (dem Texte als Anhang beigefügt) begleitete Schilderung der literarischen Erscheinungen an und für sich und in ihrem Zusammenhang, unter fortwährender Berücksichtigung der mit ihnen in Verbindung stehenden culturhistorischen Verhältnisse", führt er in seinem Buche wirklich durch. Er zieht unter ruhiger, knapper und anziehender Behandlung seines Stoffes sämmtliche literarische Erscheinungen, so weit sie von nur einigem Belang sind, in den Kreis seiner Betrachtung, und zwar nicht blos die Erzeugnisse auf schöngeistigem Gebiete, sondern auch die wissenschaftlichen Arbeiten, selbst Grammatik und Lexicographie nicht ausgeschlossen. Er bespricht die gesammten geistigen Bewegungen im Norden, kritisirt in Kürze die erschienenen Schriften und giebt bei den hervorragenderen Männern kurze biographische Notizen. Der Gang der Darstellung ist selbstverständlich ein vorwiegend chronologischer; innerhalb desselben aber ordnet der Verfasser nach den einzelnen literarischen Gattungen, von der Poesie im engeren Sinne ausgehend und mit den Wissenschaften abschließend.

---

*) Näheres bei K. Maurer, Island (München, 1874); G. G. Winkler, Island (Braunschweig, 1861); W. Preyer und F. Zirkel, Reise nach Island (Leipzig, 1862) K. Weinhold, Altnordisches Leben (Berlin, 1856).

Es kann unmöglich in unserer Absicht liegen, eine genaue Inhaltsangabe eines so reichhaltigen Werkes, das allein gegen 500 Schriftsteller aufzählt, zu liefern. Nur auf Einiges von dem Hervorragendsten soll aufmerksam gemacht werden.

Aus der ältesten Zeit interessiren uns am meisten die beiden Edda's, die Skaldenpoesie und die Sagaliteratur. „Edda", ein altskandinavisches Wort, bedeutet „Großmutter" (besser „Urgroßmutter"), sicherlich eine sehr sinnige Bezeichnung für das Buch, welches den nachgewachsenen Geschlechtern Erzählungen aus längst vergangenen Zeiten vorträgt, gleich wie es eine leibliche Großmutter im Kreise ihrer Enkel thut, nur daß jene Buch-Großmutter wie ein jugendfrisches, rosiges Mägdlein erscheint, das mit der menschlichen Großmutter nichts weiter als die Erinnerung an eine weit zurückliegende Vergangenheit gemein hat. Der Name ist zunächst wahrscheinlich der sogenannten jüngeren oder prosaischen Edda gegeben und von ihr auf die ältere oder poetische Edda übertragen worden. Die jüngere ist eine Poetik, ein Leitfaden für junge Männer, die sich zu Dichtern heranbilden wollten. In sie sind mythologische und heroische Erzählungen eingeflochten, deren Kenntniß dem alten skandinavischen Dichter zu seiner Kunst unentbehrlich war. Die ältere Edda enthält in ihrem ersten Theile eine Reihe mythologischer Lieder über die Entstehung der Welt und ihren Untergang (Götterdämmerung), über Abenteuer einzelner Götter und über Lebensweisheit. Der zweite Theil besteht aus Heldenliedern, die vorzugsweise der Nibelungensage angehören. Die Liederedda und die Erzählungen der jüngeren Edda liegen uns schon lange in Simrocks Uebersetzung vor. Die Partie über die ältere Edda bei Horn hat uns nicht ganz befriedigt. Es hätte mehr auf ihren Inhalt eingegangen, zum mindesten aber durchgehends eine Erklärung der einzelnen Liedertitel gegeben werden müssen.

Das Wunderlichste von Poesie, was jemals zu Tage gefördert worden, ist die skandinavische Skaldenpoesie. „Skald" ist die nordische Bezeichnung für unser aus dem Lateinischen stammendes Wort „Dichter". Man hat bei den altskandinavischen Skalden keineswegs an eine Dichterkaste zu denken, etwa nach Art der keltischen Barden. Skald wurde, wer genug Phantasie besaß, die Sprache, Mythologie und Metrik mit solcher Gewandtheit beherrschte, daß er im Augenblick, selbst auf Wunsch Andrer und über ein beliebig gestelltes Thema, zu extemporiren verstand. Es sind uns eine große Zahl Namen solcher Dichter und eine beträchtliche Menge einzelner ihrer Strophen oder auch ganzer Gedichte überliefert. Diese Skalden stammen zum großen Theil aus Island. In der Regel verließen sie ihre Heimat, um die Welt kennen zu lernen, sich Reichthum, Ruhm, Ehre oder vornehmen Rang zu erwerben. Meist besuchten sie die Höfe der skandinavischen Fürsten in Norwegen, Schweden, Dänemark

und Großbritannien, verherrlichten in kürzeren oder längeren Gedichten (erstere „Flokk", letztere „Drapa" genannt) diese vornehmen Herren und erhielten zum Lohn dafür Geschenke (Waffen, Schmucksachen, Gewänder, Handelsschiffe) oder wurden in den Hofstaat der Fürsten aufgenommen.

Das Eigenthümliche der Skaldenstrophen, die meist ziemlich prosaische Gedanken enthalten, besteht, wenn man namentlich die extremste Richtung ins Auge faßt, in einer gewissen Anzahl von Versen (z. B. 8), einer bestimmten Zahl von Hebungen in jedem Verse (z. B. 3), in Stab-, End- und Binnenreim, in seltsamen Vertauschungen oder Umschreibungen einfacher Begriffsbezeichnungen, wozu namentlich Anspielungen auf Mythologie und Heldensage dienten, und in äußerst kühner, durcheinander geworfener Wortstellung. Endreim und Stabreim (Alliteration) sind bekannte Dinge. Der Binnenreim besteht darin, daß in derselben Verszeile Wörter angewandt werden, die in ihrem Innern entweder gleich oder ähnlichklingende Silben haben. Binnenreime sind z. B. **fragen: sagte**, aber auch **rennen: Brunnen, laufen: schlafen** u. s. w. Um ein Bild der seltsamen Wortumschreibungen zu geben, lassen wir eine Strophe in prosaischer Wiedergabe folgen (Horn S. 34, Anm.), welche der isländische Skalde Gunnlaug Schlangenzunge dichtet, wie er seine ehemalige Braut wiedersieht, die während seiner zu langen Abwesenheit aus dem Heimatlande gegen ihren Willen die Frau von Hrafn, ebenfalls einem Skalden und Gunnlaugs Widersacher, geworden ist:

„Der Mond der Brauen der weißgekleideten Göttin der Zwiebelsuppe schien strahlend wie der des Falken auf mich vom lichten Himmel der Brauen; aber der Strahlenglanz vom Augenlider-Mond der Goldring-Göttin bewirkt seitdem mein und der Ring-Göttin Unglück", d. h. „Das Auge des weißgekleideten Weibes (seiner ehemaligen Braut) schien strahlend wie das des Falken auf mich von der Stirn, aber der Strahlenglanz des Auges des Weibes bewirkt seitdem mein und des Weibes Unglück".

Doch nicht alle Skaldendichtungen sind so verschrobener Art; manche haben einfacheren Ausdruck, wie die alten Eddalieder, und tragen wirklich poetisches Gepräge.

Das Wort „Saga" ist zwar desselben Ursprungs, wie unser Wort „Sage", bedeutet indessen nicht dasselbe, sondern „Erzählung". Die Nordländer kannten kein größeres geistiges Vergnügen, als das Erzählen und Erzählenhören von Vorgängen aus dem eignen oder aus fernen Landen. Das gilt ganz besonders von den Isländern, die ja so abgeschlossen von der übrigen Welt waren, daß sich der größte Theil von ihnen hinsichtlich fremdländischer Menschen mit Berichten begnügen mußte; die Winter und Winternächte aber auf ihrer Insel sind so ausgedehnt, daß die Leute vor Langeweile hätten umkommen müssen,

wenn sie sich die Zeit nicht durch unterhaltende Erzählungen am Heerdfeuer und beim Biere vertrieben hätten. Menschen aber, die zu erzählen ausgiebigen Stoff hatten, gab es genug bei ihnen. Wer irgend so viel Vermögen besaß, daß er sich ein Schiff kaufen oder wenigstens einen Platz als Passagier auf einem solchen miethen konnte, den trieb es ins Ausland. Und man reiste zum Theil weit herum. Nur die Wenigsten begnügten sich, die Faröer und Norwegen gesehen zu haben. Andere besuchten mindestens Schweden, Dänemark, Großbritannien und die britischen Inseln; wieder Andere wandten sich nach Rußland, Deutschland, Constantinopel, Rom, Frankreich und drüben im Westen nach Grönland und Nordamerika. Einigen schmeichelte es, Hofdichter irgendwelches skandinavischen Fürsten zu werden. Andre traten in den Dienst der griechischen Kaiser und bildeten mit anderen Landsleuten zusammen die byzantinische Kaisergarde, die Wäringer; wiederum Andre erwarben sich in Deutschland oder Paris gelehrte Bildung. Am meisten aber war es nach dem Sinne der Isländer, auf stürmender See einherzujagen, an den berüchtigten Wikingerraubfahrten theilzunehmen oder, wenn wir den furchtbaren historischen Namen einsetzen wollen, ein Normanne zu werden.

Was mochten diese Abenteurer zu erzählen haben, wenn sie wieder auf heimatlicher Scholle saßen! Ihre Erzählungen gingen von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht. Von Anfang an vielleicht schon übertrieben, wurden die mündlich fortlebenden Erzählungen im Laufe der Zeit poetisch immer mehr ausgeschmückt. Erst Jahrhunderte später, nachdem längst mit dem Christenthum der Gebrauch der handlichen lateinischen Schrift an Stelle der früher üblichen schwerfälligen und nur vereinzelt angewandten Runenschrift eingeführt war, begann man, diese Erzählungen aufzuzeichnen. Für die niedergeschriebene Erzählung aber diente ebenfalls der Name Saga.

Die Sagaliteratur ist also im Ganzen genommen eine historische Literatur. Die Stoffe zu den älteren Sagas liefern die Geschlechtertraditionen Islands, die sich nicht auf das oben hervorgehobene beschränken, sondern damit auch die Kunden aus der alten Heimat oder von der ersten Besiedelung der neuen Wohnsitze her verbinden. Ebenso behandelte man darin die Geschichte der ostländischen skandinavischen Fürsten, die der isländischen Bischöfe; man formte später Heldengedichte in Sagas um, machte sich dann auch an fremdländische, aus Deutschland oder Frankreich herübergenommene Stoffe, erfand auch Erzählungen u. s. w. In dieser historischen Gattung, von der ein gut Theil erhalten geblieben ist, sind die Isländer Meister; alles, was die übrigen Skandinaven hierin geleistet haben, steht ihren Schöpfungen an innerem und äußerem Werthe nach.

Es läßt sich nach den eben gegebenen Auseinandersetzungen wohl annehmen,

daß diese Literatur ihrem hauptsächlichen Inhalte nach in hohem Grade anziehend ist. Wenn wir die ältere Edda und vielleicht die Rechtsquellen ausnehmen, hat das ältere skandinavische Schriftenthum nichts so Werthvolles aufzuweisen wie diese poetisch-historischen Bücher. Leider sehen wir gerade dieses Capitel in der uns vorliegenden Literaturgeschichte nur flüchtig behandelt. Was wir hier lesen, hat für den Fachgelehrten gar keinen Werth, genügt aber auch für das größere Publikum nicht zur Information. S. 49 heißt es: „Eine anregende Darstellung der Begebenheiten zwischen 880 bis 1030 (auf Island) giebt die Eyrbyggjasaga; interessant ist auch das Bild, das sie durch ihre Geistergeschichten von dem Aberglauben der Zeit entwirft“. Oberflächlicher kann man eigentlich kaum berichten. Erstens ist die Darstellung nicht anregend, sondern trocken, wohl aber ist sie im höchsten Grade belehrend. Zweitens wäre es kläglich, wenn diese Erzählung nur wegen der den damaligen Aberglauben charakterisirenden Spukgeschichten interessant wäre. Gespenstererscheinungen kommen in vielen anderen Sagas auch vor; so spielen sie eine hervorragende Rolle in der Grettissaga. Was das betreffende Buch zu einem besonders werthvollen macht, ist die Genauigkeit und Zuverlässigkeit seiner Darstellung in historischen Dingen. Interessant sind die Vorgeschichte aus Norwegen, die Berichte über die Art der Niederlassung auf Island, über die Streitereien und Kämpfe in der ersten Zeit der Colonisation, über Entdeckung Grönlands und Nordamerikas und die Kämpfe mit Eskimos u. a. Fesselnd ist die Geschichte eines der hervorragendsten Männer, die in alter Zeit auf Island lebten, des kalten, schlauberechnenden Snorri Thorgrimsson; rührend das tragische Ende eines edlen Mannes, den der Sagaschreiber mit besonderer Vorliebe behandelt, des Arnkel Thorolfsson u. s. f.

Aehnlich könnten wir auch bezüglich manches anderen Werkes Horns Darstellung umformen, wenn wir nicht fürchten müßten, den Schein zu erwecken, als ob wir wegen Einzelheiten ein Werk herabsetzen wollten, das im Ganzen betrachtet entschieden verdienstvoll ist. Unser Urtheil darüber gestaltet sich um so günstiger, je näher wir an die Betrachtung der späteren Literatur, speciell der Gegenwart herantreten. Wir überspringen daher manches Zwischenliegende und heben nur noch Einzelnes aus dem Späteren hervor, wo wir um so kürzer sein dürfen, je eingehender der Verfasser ist.

Interessant wird die Darstellung namentlich von dem Punkte an, wo Horn auf den Dänen Saxo (Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh.), wegen seines feinen lateinischen Stils Grammaticus genannt, zu sprechen kommt. Saxo ist ein lateinisch schreibender Historiker; seine Chronik von Dänemark, Gesta Danorum oder Historia Danica, ist die „geistige Großthat Dänemarks im Mittelalter“. Erasmus von Rotterdam sagt über dies Werk: „Er hat die Ge-

schichte seines Volkes mit Glanz und Hoheit im Stil bearbeitet. Ich preise seinen lebhaften, feurigen Geist, seinen niemals von Erschlaffung oder Ermüdung zeugenden Vortrag nicht minder, als seine ungewöhnliche Sprachfülle, seinen Reichthum an guten Lehren und seine bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit an Bildern, so daß man nicht genug darüber staunen kann, woher ein Däne zu jener Zeit eine so große Kraft in seiner Beredtsamkeit nehmen konnte." Anziehend ist auch der Abschnitt über die Volksliederdichtung des skandinavischen Mittelalters, obschon auch hier derjenige, der für skandinavische Literatur von vorn herein größere Theilnahme hat, im Interesse derer, die zum Studium derselben erst aufgemuntert werden sollen, mehr Eingehen auf den Inhalt wünschen möchte. Aus dem Reformationszeitalter fesselt uns besonders die Person des Christjern Pedersen, des „Vaters der dänischen Literatur", der wesentlich zur Förderung der Reformation beitrug. Bedeutungsvoll sind seine Verdienste um die Schaffung einer dänischen Schriftsprache.

Das eigentliche Leben in der dänisch-norwegischen Literatur beginnt aber erst mit Ludwig Holberg, dem „Begründer der neueren dänischen Literatur". Er hat zwar keine Schule gegründet, aber doch Anregung genug gegeben und Bahnen vorgezeichnet, auf denen Spätere weiter schreiten und ihn überholen konnten. „In der Holberg'schen Periode begann die moderne Romanliteratur vom Auslande her immer stärker in Dänemark einzudringen", und was noch wichtiger ist, es beginnt eine „Zeitschriftenliteratur". Aus dem Zeitalter der Aufklärung heben wir hervor Johannes Ewald; von ihm stammt das erste dänische, in fünffüßigen Jamben geschriebene Drama „Balders Tod". Er ist aber auch vielleicht der größte Lyriker des Nordens. Der Stern, mit dem die neuere dänische Literatur beginnt, ist Adam Gottlob Oehlenschläger, „der nordische Sängerkönig". Auf ihn folgen eine Reihe hochbedeutender Erscheinungen, so N. F. S. Grundtwig, an den sich eine große kirchliche Partei, die Grundtwigianer, anschließt. Später reiht sich unser Liebling H. C. Andersen an, dann der hervorragende Dramatiker Johann Ludwig Heiberg und der geistvolle Frederik Paludan-Müller. Von besonderem Interesse ist auch die Partie, die das junge Norwegen behandelt; der ungestüme Henrik Wergeland und der gemäßigte J. S. C. Welhaven sind die Repräsentanten der beiden bedeutungsvollsten Richtungen, aus deren Zusammenstoß die neuere norwegische Literatur erwuchs, deren Koryphäen Björnstjerne Björnson nnd Henrik Ibsen sind.

Schwedens Größe beginnt in jeglicher Hinsicht, auch in literarischer, im 17. Jahrhundert. Das Land nahm damals den Anlauf zu einer Großmacht, ohne jedoch die Mittel zu besitzen, diese Macht zu erhalten. Immerhin war das politische Emporgehen wichtig für die geistige Entwicklung der Einwohnerschaft, für die Ausbildung der Literatur. Begründet wurde die schwedische

Dichtkunst durch Georg Stjernhjelm (17. Jahrh.). In der Folgezeit dominirte französischer Einfluß. Ihr Hauptrepräsentant ist Olof von Dalin (18. Jahrh.). Den Höhepunkt erreichte die Entwicklung der schwedischen Dichtkunst unter Gustav III. (Ende des 18. Jahrh.). Eine besondere Rolle spielt in dieser Zeit K. M. Bellman, ein Volksdichter ersten Ranges, der seine Studien über den Menschen in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung Stockholms machte. Er ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung, wie wir sie in unserer Literatur nicht kennen. Sicherlich hochbegabt, dichtete und componirte er zugleich, und seine Compositionen waren meist extemporirt. Eine gewisse Aehnlichkeit, wenigstens in den Lebensverhältnissen, mit unserem Christian Günther hat Bengt Lidner. Die wahrhaft classische Zeit für Schweden fällt aber in das 19. Jahrhundert. Zwei literarische Richtungen machen sich hier geltend; der einen folgen die „Phosphoristen" (so genannt nach einer Zeitschrift „Phosphor"), die mit den deutschen Romantikern parallel gehen, der anderen die „gothische Schule", die skandinavisch-nationale Richtung. Keiner von beiden, also den „Neutren", gehören der Finnländer Franz Michael Franzén, ein hervorragender Lyriker, und Johan Olof Wallin, „die Davidsharfe im Norden", ein vorzüglicher religiöser Dichter, an. Der bedeutendste Phosphorist ist P. D. A. Atterbom, gleichfalls einer der größten Lyriker Schwedens. Der Hauptführer der gothischen Richtung ist Erik Gustav Geijer, auch bei uns als Historiker bekannt. Der hervorragendste Vertreter der gothischen Richtung aber ist Esaias Tegnér. Eine besondere Erscheinung ist Jonas Ludvig Almquist, ein unruhiger phantastischer Kopf, der die grellsten Widersprüche in sich vereinigte. Zum Schlusse seien nur noch erwähnt die Finnländer Zachris Topelius, einer der namhaftesten Prosaiker, dann der feine Stilist Viktor Rydberg und der größte schwedische Dichter, der Finnländer Johan Ludvig Runeberg, in welchem eine besondere „finnländische" Richtung zu Tage tritt. Vor Runeberg bereits hatten sich mehrere Leute finnländischer Abkunft einen hervorragenden Namen in der schwedischen Literatur erworben, so Frese, Creutz, Franzén. Vielleicht hätte der Verfasser gut gethan, mit Rücksicht auf das deutsche Publikum, das von finnländischen Verhältnissen wohl am allerwenigsten unterrichtet ist, diese Gruppe in einem besonderen Capitel durchzunehmen und dazu Einiges über Finnland überhaupt mitzutheilen.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Finnland seit 1809 zu Rußland gehört, aber eine ganz unabhängige Verfassung hat; daß es von 300 000 Schweden und 1 700 000 Menschen finnisch-tatarischer Abkunft bewohnt ist. Diese 300 000 Schweden sind ohne Zweifel die geistig höherstehende Classe der Bevölkerung, ihre Sprache ist die der Gebildeten. Sie wohnen vorzugsweise in den Städten entlang des botnischen und finnischen Meerbusens, aber auch nach dem Innern des Landes zu. Leider findet nun aber gegenwärtig

eine starke anti-schwedische Bewegung statt: man sucht das finnische Element in jeder Hinsicht zu begünstigen und die finnische Sprache auch in der Literatur zur Geltung zu bringen.*) Es wäre sehr zu beklagen, wenn die Schweden einmal das Geschick der Germanen, nämlich da verdrängt oder unterdrückt zu werden, wo sie sich in der Minderzahl befanden, erleiden sollten.

Daß die vorliegende Literaturgeschichte bei allen ihren Verdiensten nicht ohne Mängel sei, ist schon angedeutet worden. Zu den fühlbarsten derselben gehört ein gewisser Mangel an Tiefe, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht und uns fast zu der Annahme drängt, daß der Verfasser seinen Stoff nicht völlig beherrscht und sich zu viel auf fremde Quellen verlassen habe. Vornehmlich scheint dies in dem Abschnitte über die älteste Literatur der Fall zu sein. Hier bewegt sich der Verfasser augenscheinlich auf einem Boden, auf dem er sich nicht recht zu Hause fühlt. Gerade hier aber, bei der Behandlung von Literaturdenkmälern, die bis auf wenige unserem größern Publikum völlig unbekannt sind, wäre es ganz besonders am Platze gewesen, auf den Inhalt der besprochenen Schriften, etwa nach Vilmars Vorbild, näher einzugehen. Das gleiche wäre in den Abschnitten, die über das Volkslied des Mittelalters handeln, erwünscht gewesen. Befremdlich ist es auch, wenn der Verfasser Erscheinungen übergeht, deren Erwähnung er sich schlechterdings nicht ersparen durfte. Wenn er nicht alle Dichterlinge aus Oehlenschlägers Schule aufzählt, so nehmen wir ihm das nicht übel. Warum aber übergeht er die schwedische Romanschriftstellerin Sofia Schwarz, deren Romane in deutscher Uebersetzung so viel gelesen werden? Verdient sie, daß man über sie schweigt?**) Ein weiterer Mangel

---

*) Wie weit das geht, sieht man daraus, daß jüngst, als im Studentenverein zu Helsingfors beschlossen wurde, an den Finnländer Nordenskiöld eine Adresse zu richten und die Moderaten für Abfassung derselben in schwedischer und finnischer Sprache plädirten, die Fennomanen aber nur die finnische Sprache gelten lassen wollten, letztere, wenn auch mit einer ganz geringen Majorität, ihren Antrag durchsetzten und nun an einen hochbedeutenden Mann der Wissenschaft eine Schrift absandten in einer Sprache, die derselbe kaum mehr versteht!

**) Wir benutzen die Gelegenheit, noch ein paar Einzelheiten nachzutragen, ohne damit irgendwie erschöpfend sein zu wollen. Zur Njálssaga (S. 47) hat Lesolii eine dänische Bearbeitung veröffentlicht, die Claussen auch ins Deutsche übersetzt hat (Leipzig, 1878). Die Gunnlaugssaga (S. 48) hat E. Kölbing ins Deutsche übertragen (Heilbronn, 1878). Die Vilkina-, besser Thidrekssaga (S. 59) hat auch A. Raßmann übersetzt (Hannover 1863). — S. 275 mußte in den Satz „Die größten Dichter der Gegenwart im gesammten Norden sind Björnson und Ibsen“ eingeschoben werden: „seit Runebergs Tode“. — S. 317 mußte bei Besprechung der poetischen Gesellschaften in Schweden hingewiesen werden auf die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. — S. 353 f. Per Henrik Lings Thätigkeit führte nicht bloß zur Begründung der schwedischen Heilgymnastik, sondern überhaupt des schwedischen Turnens. — S. 366 Zachris Topelius' „Feldscheer“ ist ins Dänische und Englische übersetzt, leider aber noch nicht ins Deutsche. Hoffentlich geschieht dies noch; wenigstens ist das Buch interessant genug, auch bei uns Eingang zu finden. — S. 366 f. Victor Rydberg ist

ist die etwas einseitige Behandlung: die dänische Literatur wird sichtlich mit besonderer Vorliebe behandelt; man vergleiche beispielsweise die Abschnitte über Holberg (zwar Norweger von Geburt, aber dänischer Unterthan) und Oehlenschläger mit denen über Tegnér, Björnson, Ibsen und Runeberg. Wozu diese Einseitigkeit in einem Buche, das für eine Nation bestimmt ist, die allen skandinavischen Stämmen neutral gegenübersteht und darum für den einen Zweig derselben ebensoviel Interesse haben darf, wie für den anderen? Endlich ist auch die Durcharbeitung ungleichmäßig. So sind z. B. in der älteren Literatur die fremden skandinavischen Namen gelegentlich übersetzt, andere Male wieder nicht. Oder es werden solche Ausdrücke wie „Skald", „Saga" angewendet, ehe sie — an viel späterer Stelle — erklärt werden.

„Das Gewand der Sprache, in der es auftritt", verdankt Horns Werk den Bemühungen eines Capitän von Sarauw in Kopenhagen. Wir wissen nicht, ob dieser Herr ein Däne oder ein Deutscher ist. Wenn er das erstere ist, so wird die Gewandtheit, mit der unsere Sprache von ihm gehandhabt worden ist, von jedem anerkannt werden, der da weiß, wie schwer es den Skandinaven fällt, Deutsch zu lernen und correct zu sprechen und zu schreiben. Gleichwohl finden sich eine Reihe sprachlicher Fehler, zu denen wohl manchmal das Dänische verleitet haben mag.*) Störend sind aber daneben auch zahlreiche Druckfehler.

---

gegenwärtig einer der größten Stilisten im Norden. Seine Uebersetzung von Goethes „Faust" ist in hohem Grade vollendet. — S. 372 Runebergs Lied „Vårt land, vårt land, vårt fosterland," „Unser Land, unser Land, unser Vaterland," ist der finnländische Nationalgesang. S. 373 desselben Dichters Drama „Die Könige auf Salamis" ist schon lange in H. Denhardts deutscher Uebertragung in Reclams „Universalbibliothek" aufgenommen. — S. 375 Frans Hedbergs Schauspiel „Die Hochzeit zu Ulfosa" ist ebenfalls vor geraumer Zeit in Reclams Sammlung erschienen. Södermanns Composition dazu ist in Deutschland (z. B. in München) öfters mit Beifall aufgeführt worden.

*) S. 27: Wir sagen nicht „Lobgesänge **über**" (dän. over), sondern „**auf** einen König"; ähnlich S. 51; S. 96 nicht „**auf** (dän. paa), sondern „**an** vielen Stellen"; S. 180 nicht blind **für**", sondern „**gegen** Holbergs große Verdienste"; S. 215 nicht „**von**", sondern „**vor** den Verirrungen der Romantik bewahrt"; S. 227 nicht „als ächter, sondern „als ächtem Romantiker stehen ihm ... vor Augen"; S. 326 nicht „körniger", sondern „kerniger Witz"; S. 337 nicht „er verliert sich in schwulstigen", sondern „in schwülstiges Pathos"; S. 353 nicht „zog er von Upsala", sondern „z. e. v. U. **fort**"; S. 368 nicht „wenn auch Manche sich ... gestoßen", sondern „**abgestoßen** fühlten"; S. 369 nicht „weder- **oder**" (hverken-eller), „sondern weder- **noch**"; S. 373 nicht „letztere kam 1863", sondern „l. k. 1863 **heraus**". — Mehrfach wird die schwache Form des Adjectivs angewandt, wo die starke stehen muß, so S. 75 „eine Reihe werthvoller, lateinisch verfaßten Arbeiten", S. 93 „Verfasser gelehrter theologischen Schriften". — Falsch übersetzt sind die schwedischen Wörter S. 355 „Nattvardsbarnen" (Die Nachtmahlskinder), S. 371 „Elgskyttarne" (Die Rennthierjäger); es muß heißen „die Abendmahlskinder" (Confirmanden), „Die Elennthierjäger". — Statt der Ausdrücke „Dichterische Hervorbringungen" und „Unreifheit" endlich (im Vorwort S. VII. und S. 268.) war „Dichterische Erzeugnisse" und „Unreife" zu wählen.

Die schlimmsten sind folgende: S. 340 „Nils von Rosenstein, Gustavs III. Lehrer“, wo es heißen muß „Gustafs IV. Adolph“; S. 371 „an der Universität zu Helsingborg“ statt „Helsingfors“. Der Name Thormod ist wiederholt fälschlich Thormodd gedruckt, einmal sogar, S. 40, Thormoda. Die große Menge der übrigen möge bei einer zweiten Auflage, die wir dem Buche von Herzen wünschen, ein sorgfältiger Corrector entfernen.

Musikalische Schattenbilder.

2. Unsere Conservatorien.

Fachschulen sind eine moderne Institution. Ohne unseren politischen Standpunkt zum maßgebenden für unsere Stellung zur Schulfrage zu machen, müssen wir es doch für ersprießlich halten, daß jeder, der sich für einen bestimmten Lebensberuf entschieden hat, die für denselben nothwendigen Specialkenntnisse sich möglichst früh anzueignen sucht, selbstverständlich, ohne daß darüber seine allgemeine Bildung vernachlässigt wird. Von diesem Gesichtspunkte aus billigen wir nicht allein die Realschulen, die technischen Specialschulen und Polytechniken, sondern auch die Musikschulen. Es ist gewiß für den künftigen Ingenieur eine irrationelle Zeiteintheilung, wenn er täglich drei Stunden Griechisch und Latein treibt und nur wöchentlich vier Stunden Mathematik (die häuslichen Aufgaben stehen dazu in entsprechender Proportion); das gleiche gilt aber von dem künftigen Musiker, nur in noch höherem Grade, da er bei der gewöhnlichen Mangelhaftigkeit des Musikunterrichts an den Schulen so gut wie ganz auf Privatunterricht angewiesen ist, welcher noch dazu von Seiten der Schule als zeitraubend und zerstreuend verdammt wird. Specielle Musikschulen sind sicher ein Bedürfniß, zumal da gerade auf dem Gebiete der Musik eine frühe fachmännische Ausbildung oft die schönsten Erfolge erzielt, eine späte leicht zu spät kommt. Unsere großen Meister: Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven waren sämmtlich als Knaben schon wacker geschulte Musiker; hätte ein Gymnasium über ihre Zeit so disponirt wie es heute allgemein geschieht, so würden sie schwerlich Zeit für ihre Allotria gefunden haben. Heute lassen entweder die Eltern ihre Kinder frühzeitig zu Musikern ausbilden und nehmen sie deshalb jung von der Schule ganz weg — die Folgen davon werden wir gleich kennen lernen; oder sie zwingen sie, die Schule durchzumachen und ihre Lust zur Musik vorläufig zu zügeln, d. h. mit der Fachausbildung bis nach absolvirter Schule

zu warten. Das letztere ist für Virtuosen wie Componisten eine nicht unbedenkliche Verspätung; jene haben die Zeit verpaßt, in welcher für die Virtuosität der Grund gelegt werden muß, nämlich die der regsten körperlichen Entwicklung; diese fangen zu einer Zeit an zu produciren, wo sie schon viel zu viel reflectiren, um noch spontan schaffen zu lernen. Wenn dabei auch in Ausnahmefällen etwas ordentliches oder außerordentliches herauskommt (man denke an Schumann), so wird doch schwerlich jemand den Vorsprung in Abrede stellen, den der „Musiker von Kindesbeinen an" hat. Andererseits muß wieder zugestanden werden, daß derjenige, welcher eine gründlichere und vielseitigere Bildung genossen hat, durch Verstand und geläutertes Urtheil manches ersetzt, was ihm an Talent abgeht; doch wird die Mehrzahl der musikalischen Spätlinge aus eben dem Grunde sich gern kritisch bethätigen, während der geborene Componist das Kritisiren lieber anderen Leuten überläßt.

Ein traurige Thatsache läßt sich indeß leider nicht wegleugnen oder vertuschen: Die unsäglich einseitige Ausbildung vieler Musiker, die sich, mit dürren Worten gesagt, auf die allerunentbehrlichsten Fachkenntnisse beschränkt. Und zwar findet man diese fast idiotenhafte Interesselosigkeit für alles außerhalb der Sphäre ihrer Berufsthätigkeit liegende nicht allein bei ausübenden Musikern niederen Ranges, sondern nur allzuoft auch bei Leuten von hervorragender musikalischer Begabung, bei tüchtigen Virtuosen, respectablen Componisten, namhaften Theoretikern. Bei Sängern ist die Unbildung beinahe sprichwörtlich, doch läßt sich bei ihnen als Entschuldigungsgrund die oft allzuschnelle Vergänglichkeit der Stimme anführen, welche die Ursache wird, daß sie nach möglichst beschleunigter Ausbildung öffentlich auftreten; auch ist bei ihnen häufig gerade die speciell musikalische Bildung höchst mangelhaft, so daß sie nicht einmal auf eine Stufe mit den einseitig nur musikalisch gebildeten zu stellen sind. Die Sänger springen meist sehr plötzlich aus irgend einer anderen Carriere herüber oder werden in der Arbeiterblouse „entdeckt"; ihr allgemeiner Bildungsgrad kann dann in der Geschwindigkeit nicht wesentlich verändert werden, da sie alle ihre Zeit auf das nothwendigste musikalische Studium verwenden müssen. Mit anderen Worten: Der Sänger ist in der Regel so gebildet wie er war, ehe er Sänger wurde. Anders der ausübende Musiker und der Componist. Daß sich die inculta plebs der „Musikanten und nur Musikanten" nicht aus der Zahl derer recrutirt, welche erst nach absolvirter Schule oder begonnenem Universitätsstudium sich der Musik widmen, versteht sich von selbst; solchen könnte es höchstens gehen wie manchen Sängern, daß sie nämlich ganz gebildete Menschen, aber nur halbgebildete Musiker würden. Es ergiebt sich also, daß gerade von denen, welche frühzeitig für die Musik bestimmt werden und daher eine langjährige musikalische Fachausbildung erhalten, eine große Anzahl jeglicher allgemeinen

Bildung entbehrt. Wie viele derselben nicht einmal die Orthographie ihrer Muttersprache beherrschen, weiß jeder, der Gelegenheit gehabt hat, mit einer größeren Anzahl von ihnen zu correspondiren. Und doch greift mancher von ihnen zur Feder, sei es, vermöge seiner Stellung „ehrenhalber" oder den Quälereien guter Freunde oder speculativer Verleger nachgebend, um seine sehr verständigen Ansichten und gediegenen Fachkenntnisse in holprigen Sätzen und unlogischen Redewendungen dem Gespött tadelsüchtiger Kunstgenossen preiszugeben.

Es soll den Musikanten verziehen werden, daß sie am politischen Leben keinen Antheil nehmen (Ausnahmen wie Wagner bestätigen die Regel), daß sie der Staaten- und Völkergeschichte kein Interesse abgewinnen (sie sind von Herzen international gesinnt) und auch für andere Wissenschaften keine Zeit haben; selbst die allgemeine Culturgeschichte und die allgemeine Aesthetik möchte ihnen erlassen sein. Zum mindesten sollte man aber doch von einem Musiker, der auf den Namen Künstler Anspruch macht, ein gewisses Vertrautsein mit der Geschichte seiner Kunst, mit ihrer historiographischen, theoretischen und ästhetischen Literatur voraussetzen! Wie wenige aber von diesen Gebieten auch nur einen annähernden Begriff haben, kann man leicht erfahren, wenn man unter Musikern nach der ungefähren Lebenszeit eines Orlandus Lassus, Palestrina, Heinrich Schütz, ja eines Bach, Händel, Gluck fragt. Vielleicht daß die schmächtigen Musikerbiographien der Reclamschen Zwanzigpfennig-Bibliothek jetzt einiges Licht in die dunklen Köpfe bringen — eine dickleibige Biographie wie die Mozarts von Jahn, Händels von Chrysander, Bachs von Spitta liest so leicht kein Musiker, ja selbst eine allgemeine Musikgeschichte von bescheidenem Umfange stellt er lieber beiseite und unaufgeschnitten oder elegant gebunden (je nach seinen finanziellen Zuständen) auf das Bücherbrett, als daß er ihr einmal ernstlich eine Stunde widmete. Höchstens interessirt ihn der (in den meisten Geschichten fehlende) Passus über die allerneueste Phase der Musikgeschichte, das pro oder contra in Sachen Wagners und der Programmmusik. Die in unserem vorigen Schattenriß gekennzeichnete Armseligkeit unserer Musikzeitungen empfindet er nicht, sie genügen seinem bescheidenen Wissensbedürfniß vollständig und erregen höchstens seinen Unwillen, wenn sie ihm oder seiner Partei zu wenig Lorbeern spenden. Ein etwa angeschlagener wissenschaftlicher Ton choquirt ihn und kostet leicht der Zeitung eine Anzahl Abonnenten. Wir carrikiren nicht, wir zeigen nur den Musiker von seiner Schattenseite.

Freilich, wenn im glänzend erleuchteten Concertsaale der Musiker, schwarzbefrackt, mit sauberer Wäsche angethan, mit der schmalen Hand unter dem Vorwande, die unbändige blonde oder schwarze Mähne zu ordnen, dieselbe nur noch mehr aufrüttelt, wenn das Lampenfieber seinen Wangen Röthe und seinen Augen Glanz giebt — dann vermuthet man nicht, welche Ignoranz mit maß-

losem Dünkel gepaart oft hinter dieser Stirne wohnt, und der ferner stehende sieht in dem guten Dirigenten und geschickten Virtuosen zugleich einen Menschen von hoher geistiger Bedeutung, ein Genie! Das propheta nihil in patria gilt kaum von irgend einer Berufsclasse so allgemein wie vom Musiker, aber von keiner auch so mit Recht; der nähere Umgang mit Leuten, welche durch ihre Künstlerschaft Bewunderung erwecken, gestattet nur zu leicht einen Blick hinter die enggezogene Grenze ihres Wissens, in das öde, trostlose Nirwana ihrer Unbildung. Daß es dennoch eine Anzahl Propheten giebt, die in ihrem Vaterlande sehr viel gelten, wird man nicht gegen unsere Darstellung geltend machen wollen; diese wenigen sind eben nicht Musiker der soeben silhouettirten Art, sondern wahre ganze Künstler, Leute, die mehr gelernt haben als ihr bischen praktische Musik, Männer und Frauen, die jeder Gesellschaft geistreicher und hochgebildeter Menschen zur Zierde gereichen. Wer seine musikalische Ausbildung der Führung und Anleitung eines dieser wahrhaften Künstler verdankt, wird selbst davor bewahrt bleiben, daß er unter die Musikanten gewöhnlichen Schlages gerechnet wird — vorausgesetzt, daß er das Zeug zu etwas besserem hat und nicht nur des Namens wegen sich ein paar Monate in die Nähe eines Meisters drängt.

Ehe die heute wie Pilze aus der Erde schießenden Conservatorien und Musikschulen aufkamen (in Italien existiren sie allerdings schon lange, in Neapel seit mehr als 300 Jahren, in Frankreich seit Ende des letzten, in Oesterreich seit dem Anfange, in Deutschland seit der Mitte dieses Jahrhunderts), gingen begabte junge Musiker zu einem berühmten Meister ihrer Kunst, d. h. nicht zu einem guten Spieler, sondern zu einem bedeutenden Theoretiker und Componisten und wurden dessen Schüler. Natürlich konnte ihnen dieser nicht seine ganze Zeit widmen, und so blieb den Schülern Zeit genug zur Vervollkommnung ihrer allgemeinen Bildung. Die heute fast allgemeine ausschließliche Dressur auf praktische Musikübung ist eine traurige Errungenschaft der neuesten Zeit, und sie ist lediglich auf die Einrichtung der Conservatorien zurückzuführen. Wir wollen hier gleich von vornherein betonen, daß eine musikalische Fachschule existirt, deren gesammte Organisation und specieller Lehrplan darauf berechnet ist, ihren Schülern eine umfassendere, nicht allein eine musikalische Ausbildung angedeihen zu lassen; eine strenge Disciplin, etwa wie die der Gymnasien, Real- und Volksschulen, zwingt die Schüler zum regelmäßigen Besuche der Unterrichtsstunden, und besonderer Nachdruck wird auf die Ausbildung von Musiklehrern gelegt — ein sehr anerkennenswerthes Princip, da so ziemlich jeder praktische Musiker Unterricht giebt, gleichviel, ob ers gelernt hat oder nicht. Aehnliche Anläufe zur Erfüllung des wahren Berufs der Musikschulen sind auch noch für einige andere Anstalten zu constatiren, nur vereitelt die laxere

Disciplin zum guten Theil die redlichen Absichten. Bei weitem die Mehrzahl aber, darunter sehr namhafte Institute, beschränken sich darauf, den Schülern eine Anzahl Stunden für Clavierspiel, Violinspiel (bez. Orgel-, Violoncellospiel u. s. w.) oder für Gesang, ferner für die Theorie (Harmonielehre, Contrapunkt, Canon und Fuge, freie Composition) anzusetzen, überlassen es aber den Schülern durchaus, ob sie dieselben besuchen oder nicht. Der schlimmste Mangel der Musikschulen ist aber gerade diese fehlende Disciplin; der Zuschnitt ist sozusagen ein akademischer, aber es finden leider nicht nur erwachsene Jünglinge und Jungfrauen, sondern auch halbe Kinder auf denselben Aufnahme, für die eine strenge Ueberwachung absolut unerläßlich ist. Die Eltern, welche oft von weit her ihre Kinder einer solchen Anstalt anvertrauen, haben jedenfalls keine Ahnung von den Gefahren, denen sie dieselben dort aussetzen. In einer mittelmäßigen Pension untergebracht, oft mit einer Anzahl musikalischer Mitschüler verschiedensten Alters zusammen, sind sie von dem Augenblicke an, wo sie in die Anstalt eintreten, zukünftige Künstler und fangen an, sich als solche zu geberden; daß von einer regelmäßigen Fortsetzung der außermusikalischen Schulstudien nicht mehr die Rede ist, versteht sich von selbst — es wird nur noch musicirt, und wenn die Eltern auch noch anderweite Privatstunden bezahlen, so ist doch deren positives Resultat meist gleich Null. Unter solchen Verhältnissen ist der Schlußerfolg nicht verwunderlich; was ein Junge von 12 Jahren gelernt hat, ist nicht eben viel, gerade soviel, daß er es bequem vergessen haben kann, ehe er 16 Jahre wird. So kommt es denn, daß halbwüchsige Conservatoristen am Ende eine leidliche Fuge, aber keinen orthographischen Brief schreiben können.

Hast du, lieber Leser! einmal einen Blick hinter die Coulissen eines Conservatoriums gethan? Weißt du, was es heißt den ganzen Tag Musik zu machen oder vielmehr den ganzen Tag Musik zu hören? Sieh dir diesen gebückten Greis an, der nun seit mehr als drei Decennien Tag für Tag vier, fünf, sechs Stunden lang an demselben Tische sitzt und die theoretischen Arbeiten seiner Schüler corrigirt — immer Aufgaben derselben Art, immer Fehler derselben Art — wunderts dich, daß er seit Jahren aufgehört hat, dabei zu sprechen, daß er schweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Octaven- und Quintenparallelen wegstreicht und es seinen Zöglingen überläßt, zu Hause über seine Verbesserungen nachzudenken? Sieh diesen noch rüstigen Mann, der nicht im Stande ist, es zu verhindern, daß sein Kinn auf die Brust sinkt und die Augenlider ihm zufallen, während eine talentvolle Schülerin gerade eine der schönsten Stellen des Beethovenschen G-Dur-Concertes vorträgt — der ärmste hört das Concert vielleicht zum tausendsten Male und hat heute schon sechs Concerte und etwa ein Dutzend Sonaten angehört; denn er hat heute morgen vier

und heute Nachmittag zwei Stunden auf demselben Stuhle am Clavier gesessen! Der Beruf des Musiklehrers und besonders des Conservatoriums-Lehrers ist ein anstrengender und schnell aufreibender. Wenn schon der Lehrer am Gymnasium leicht nach wenigen Jahren die den Schüler fördernde Elasticität und geistige Regsamkeit einbüßt und schließlich sein Pensum mechanisch absolvirt, um wieviel mehr droht diese Gefahr dem Musiklehrer, dessen Nerven durch das ewige Musiciren schließlich in den Zustand dauernder Ueberreizung versetzt werden müssen! Die Anstaltslehrer sind denn auch in der Regel nichts weniger als frische, joviale Künstlernaturen — nach wenigen Jahren werden sie zu trockenen Pedanten, zu leicht gereizten, galligen Griesgramen.

Ja, wir sind Freunde musikalischer Fachschulen, wir bejahen die Bedürfnißfrage aufs entschiedenste, die Fragen aber, was die Musikschulen sind, was sie sein wollen und was sie sein sollen, müssen wir jede in sehr verschiedener Weise beantworten. Das einfachste, bekannteste, einleuchtendste ist die Antwort auf die zweite Frage. Was die Musikschulen sein wollen, wissen wir zur Genüge aus ihren Programmen und Prospecten. Es nimmt sich sehr schön aus, wenn wir da z. B. lesen, daß „eine möglichst allgemeine, gründliche Ausbildung in der Musik und den nächsten Hilfswissenschaften" bezweckt wird, daß eine Aufnahmeprüfung stattfindet, welche entscheidet, ob der Aspirant zum Verfolg der musikalischen Carrière genügendes Talent hat, daß ferner alle Jahre oder alle halben Jahre Prüfungen der Schüler stattfinden, welche ihre Fortschritte feststellen, daß außer den üblichen praktischen Disciplinen auch Geschichte und Aesthetik der Musik, Declamation u. s. w. gelehrt wird. Die Prospecte der Anstalten lassen auf eine strenge Schulordnung schließen, die in einer sorgsamen Ueberwachung sowohl der Schüler als der Lehrer, einer streng methodische Entheilung nach Classen je nach dem Stande der Kenntnisse des Schülers und einer gewissenhaften Versetzung aus einer Classe in die andere bestehen muß. Der Schüler, welcher die Anstalt verläßt, erhält ja auch ein Zeugniß, welches seine erworbenen Kenntnisse nachweist. Der Clavierspieler, Violinspieler 2c. lernt nicht allein sein Instrument spielen, sondern er wird durch vollständige Curse in Harmonielehre, Contrapunkt, musikalischer Formenlehre, freier Composition, ferner durch Uebungen in Ensemblespiel und Orchesterspiel, Anleitung zum Partiturspiel und Dirigiren, durch Vorlesungen über die Wissenschaft der Musik zum mindesten innerhalb der Sphäre seiner Kunst allseitig ausgebildet, der Sänger wird außerdem noch in der Gesangunterrichts-Methode unterwiesen, lernt Declamation und italienische Sprache 2c. 2c. Das nimmt sich auf dem Papiere alles vortrefflich aus, und es ist sehr wohl erklärlich, wie alljährlich hunderte von mehr oder weniger musikalisch begabten Jünglingen und Jungfrauen selbst den Weg über den Ocean nicht scheuen, um des Glückes theilhaftig zu werden

von einer dieser gepriesenen deutschen Anstalten in die Geheimnisse der **Kunst** eingeführt zu werden.

Es dauert aber nicht lange, so wissen sie aus eigner Erfahrung, was die Conservatorien *sind*. Bald stellen sich allerhand kleine Differenzen zwischen dem Programm und seiner Ausführung heraus, und manchmal nehmen diese Differenzen sogar höchste bedenkliche Dimensionen an. Unsere persönlichen Beobachtungen erstrecken sich hauptsächlich auf *ein* Institut, aber eins der renommirtesten, ein Institut von Weltruf; die Erfahrungen, welche wir an demselben gemacht, werden aber dermaßen bestätigt durch Erfahrungen anderer gerecht und ohne bösen Willen urtheilender Männer an anderen Instituten ähnlicher Art, daß wir nicht anstehen, unseren Klagen einen allgemeinen Charakter zu geben.

Was die neuen Ankömmlinge zunächst in Verwunderung setzt, ist die Aufnahmeprüfung; ihre Angst und Sorge, ob sie auch den Anforderungen, welche die Anstalt an ihr Talent stellt, genügen werden, erweist sich als völlig unbegründet, denn — es werden eben gar keine Anforderungen gestellt, sondern es wird jeder aufgenommen, der Noten lesen kann (soviel uns bekannt, wird das Notenlesen nur an den Musikschulen gelehrt, welche Elementarclassen haben). Ueber die Verantwortlichkeit, eine Menge junger Leute, welche als Kaufleute, Verkäuferinnen oder dgl. ebenso gut oder vielmehr besser ihr Lebensglück machen würden, durch den Schein einer Prüfung zum Verfolg der musikalischen Carrière zu verleiten, setzt sich die Direction leichten Herzens hinweg. Der Schüler zahlt, und dafür werden ihm seine Unterrichtsstunden zugewiesen — das Uebrige ist seine Sache. Mit Recht sprach Eduard Hanslick kürzlich seine Besorgnisse für die Zukunft so vieler musicirender junger Mädchen aus, und doch meinte er nur die bereits concertfähigen Pianistinnen, diejenigen, welche nach gewöhnlichen Begriffen schon fertig und mitten in der Carrière sind, denen es doch, sollte man meinen, nicht mehr fehlen kann! Was wird aber aus den zahllosen, die es dahin nie bringen, die in Folge unzureichenden Talents oder unzureichender Mittel die Anstalt verlassen, ohne eine nennenswerthe Fertigkeit erlangt zu haben? Nun — sie werden Musiklehrerinnen. Zu Dutzenden sitzen jetzt auch in der kleinsten Stadt Musiklehrerinnen, herzlich schlechte zum großen Theil; wo soll das auf die Dauer hinaus, wenn, schlecht gerechnet, alle Jahre 500 neue hinzukommen? Wenden wir den Blick von diesen traurigen Aussichten hinweg mit den Mahnrufe an alle Eltern, *selbst* zu bedenken, was sie thun, wenn sie ihre Schutzbefohlenen zu Musiklehrerinnen ausbilden lassen!

Die Novizen der Conservatorien empfinden die ersten Wochen intensiv das Glück angehender Künstlerschaft; sie kommen in ein reges Musiktreiben hinein, hören täglich, ja stündlich eine überwältigende Menge guter Musik, schließen Freund-

schaft mit ihren Collegen und Colleginnen, bewundern die vorgerückteren und fühlen den heilsamen Sporn der Concurrenz. Zunächst ist es natürlich die technische Fertigkeit, die ihnen imponirt, und sie begeben sich daher nun mit aller Energie ans Ueben. Besonders die jungen Töchter Albions und die freien Bürger Amerikas übertreiben das bald in solcher Weise, daß sie nach wenigen Wochen krank sind. Das Spielen muß ihnen für längere Zeit gänzlich verboten werden. Hier fangen bereits die Fehler der innern Organisation der Conservatorien an, sich bemerklich zu machen. Wäre der Besuch der theoretischen Stunden, der Ensemblestunden (auch für nicht mitwirkende), der Vorlesungen über Musikgeschichte obligatorisch, derart, daß ihre Versäumniß Strafen nach sich zöge, so würde es schon besser sein, d. h. das übermäßig andauernde Spielen (sechs, acht, zehn, ja noch mehr Stunden täglich) wäre unmöglich. Noch leichter freilich würde dieses Ziel zu erreichen sein, wenn die Musikschulen wie andere Fachschulen sich nicht einzig und allein auf Fachunterricht beschränkten, sondern diesen nur zum Mittelpunkte des Unterrichtsplanes machten. Davon zum Schlusse.

Wenn der erste Enthusiasmus verflogen ist — was gewöhnlich nach einem halben, längstens nach einem Jahre der Fall ist — so fängt die Kritik an sich in den jungen Künstlerseelen zu regen; sie bemerken, daß es mit ihren Leistungen nicht so schnell vorwärts geht, wie sie wohl möchten und wie sie anfangs träumten. Sie begreifen, daß es das bloße Ueben und das Selbststudium nicht thut, und fühlen das Bedürfniß, sich mehr an die Lehrer anzuschließen, um von ihrer Unterweisung zu profitiren — sie fangen an, die Stunden regelmäßiger zu besuchen. Da fällt ihnen nun unangenehm auf, was sie früher gar nicht bemerkt hatten, daß der Lehrer sehr wenig Zeit für sie hat. Für eine und dieselbe Stunde sind drei oder noch mehr Schüler bestimmt, aber einer oder zwei absorbiren die ganze Zeit; die andern müssen zu anderer Zeit (wo sie nach dem Plane nicht hingehören) wiederbestellt werden, wodurch natürlich die Zahl der Reflectanten auf diese andere Stunde eine noch höhere wird. So geht der bescheidene, zaghafte Schüler wiederholt unverrichteter Sache nach Hause. Es ist uns nicht selten vorgekommen, daß Schüler der oben erwähnten berühmten Anstalt sich beschwerten, wochenlang die Stunden besucht zu haben, ohne ein einziges Mal zum Spielen gekommen zu sein; wir konnten ihnen nur rathen, sich vorzudrängen und ihr Recht vom Lehrer zu fordern. Es geht in dieser Beziehung auf Musikschulen gerade so wie es wohl auch auf anderen Schulen geht, daß nämlich die Lehrer sich der vorgerückteren und befähigteren Schüler besonders annehmen und die minder begabten vernachlässigen. Wenn das auch, hier wie dort, sehr begreiflich und nirgend zu billigen ist, so ist doch der Vorwurf, der hier den Lehrer trifft, ein viel schwererer als dort. Zweifellos macht es den Lehrer viel mehr Mühe, einen schwer begreifenden Schüler vorwärts zu bringen; bequemer

ist es, sich um talentvollere zu bekümmern, und es ist auch in sofern lohnender, als der Enderfolg mehr Ehre bringt. Auf dem Gymnasium, der Realschule, der Volksschule werden die Schüler, die langsam vorwärts kommen, dennoch durch die Classen fortgeschleppt, und das muß so sein, denn die Schulbildung ist für jeden Lebensberuf unerläßlich; dagegen ist es unzweifelhaft Pflicht der Lehrer einer Musikschule, die talentloseren Schüler entweder mit Anstrengung aller Kräfte vorwärts zu bringen oder darauf hinzuwirken, daß sie von weiterem Verfolg der musikalischen Laufbahn abstehen.

Ein anderer, höchst tadelnswerther Uebelstand mancher Conservatorien ist es, daß Schüler gleichzeitig Unterricht in denselben Fächern bei verschiedenen Lehrern haben. Daß z. B. für den Clavierschüler daraus eine complete Confusion entstehen kann, ist klar. Der Gegensatz der verschiedenen Methoden verschärft sich noch durch persönlichen Gegensatz der Lehrer, welcher sich nicht selten den Schülern gegenüber bis zu geringschätzigen Auslassungen eines Lehrers über seine Collegen zuspitzt. Das famose mit Ohrfeigen, Relegation ꝛc. endigende Beispiel einer süddeutschen Anstalt steht nicht vereinzelt da; an dem mehrerwähnten „berühmten" Institute ist es nicht anders: ein seiner Zeit sehr renommirter, neuerdings etwas abgekommener „Musik-Pädagog" entblödet sich, der Geringschätzung seiner Collegen unverhohlen Ausdruck zu geben. Was soll man aber vollends dazu sagen, wenn der Director eines Conservatoriums, dem doch daran gelegen sein sollte, daß das Ansehen der Lehrer nicht muthwillig geschädigt werde, selbst Schülerinnen der Gesangsclasse zu sich kommen läßt, um die Methode des Lehrers herabzusetzen, dieselben also vollständig zu verwirren? Ist es dann zu verwundern, wenn der Gesangslehrerposten einer solchen Anstalt wenig begehrt ist und in Ermanglung bessrer Reflectanten seiner Zeit durch einen — übrigens vortrefflichen — Musiker besetzt werden mußte, der nur gerade von Gesangunterrichtsmethode keine Ahnung hatte und auch selbst nicht sang? Da sich der Lehrer bei seinen eignen Schülern informiren mußte (Thatsache!), so blieb die mangelnde Qualität für seine Stellung natürlich nicht geheim, und er mußte allmählich davon entfernt werden. Und an dieser Anstalt suchen hunderte europäischer und außereuropäischer stimmbegabter Individuen vertrauensvoll künstlerische Ausbildung, die sie beim ersten besten Opernsänger besser haben könnten!

Wir kommen zu den Fächern, welche zu den Hauptzierden der Programme und den Hauptdefecten des Conservatorienunterrichts gehören. Wer, fragen wir, hat auf einem Conservatorium (das einzige oben bezeichnete, welches sich nicht nur die Fachausbildung des Musikers zum Ziel setzt, nehmen wir aus) einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte der Musik bekommen? Wer ist eingeführt worden in die Aesthetik seiner Kunst? Wer hat den Versuch einer Begründung der musikalischen Satzregeln vernommen? Die „Analyse klassischer Compositionen"

nimmt sich in den Reclameanzeigen der Institute sehr schön aus; in Wirklichkeit ist sie von keiner Bedeutung und beschränkt sich, wo sie überhaupt versucht wird, auf allgemeine Redensarten. Die historischen Vorträge, welche in den Conservatorien gehalten werden, sind so oberflächlicher Natur, daß sie womöglich noch tiefer stehen als die vor einem Laienpublikum hie und da gehaltenen. Die dem musikalischen Geschichtsunterricht zugedachte Zeit ist auch knapp genug bemessen (1—2 Stunden wöchentlich); geschieht es noch obendrein, daß der Lehrer recht spät erscheint (nach Ablauf des akademischen Viertels) und dafür desto früher weg geht (eine Viertelstunde vor dem Schluß), wie das z. B. an jenem „berühmten" Conservatorium der Fall ist, so begreift man wohl, daß die Vorlesungen so gut wie gar nicht besucht werden. Wir geben gern zu, daß es nicht überall so schlimm ist. Im Allgemeinen aber ist die Pflege der Musikwissenschaft auf den Conservatorien dem Nullpunkt ziemlich nahe; man scheint anzunehmen, daß die Universitäten dafür genug thun (was durchaus nicht der Fall ist) und überläßt es denen, welche Zeit und Sinn dafür haben, durch Privatstudien sich selber zu belehren.

Aber sogar noch unentbehrlichere Dinge bleiben dem Schüler fremd. Auf der „berühmten" Musteranstalt lernt der Schüler weder Partiturspielen noch dirigiren. Besondere Stunden für beides existiren nicht, die einzige Gelegenheit, sich die nöthige Uebung im ersteren zu verschaffen, wäre, wenn Concerte statt mit dem Orchester mit einem zweiten Clavier begleitet werden. Leider haben aber in diesen Fällen immer einige Bevorzugte das Monopol, und obendrein werden noch häufig genug als Eselsbrücken die Clavierauszüge benutzt. Bei den Aufführungen aber, wo wenigstens das Streichquartett vertreten ist, dirigirt nicht ein Schüler, sondern der Lehrer, welcher das Concert einstudirt hat. In der Regel kommt der Schüler zum ersten Male in die Lage, selbst zu dirigiren, wenn er eine eigene Orchesterkomposition vorführen soll; da er eine methodische Unterweisung nicht erhalten hat, sie aber durch bloßen Instinct nicht ersetzen kann, so ist der Erfolg selbstverständlich.

Erstaunlich ist dann freilich die Unverfrorenheit, mit welcher dem die Anstalt verlassenden Schüler Kenntnisse durch Zeugnisse bestätigt werden, zu deren Erwerbung ihm im Institute keinerlei Gelegenheit geboten worden ist. Für diejenigen, welche diese Praxis kennen, hat natürlich ein solches Zeugniß absolut keine Bedeutung. Die Theateragenten, welche bekanntlich heute die Capellmeister-Macher sind, fragen daher gar nicht nach dem Conservatoriumszeugniß, sondern urtheilen nur aus eigener Erfahrung, d. h. sie geben ihren Aspiranten zunächst kleine, untergeordnete, zweite oder dritte Stellen und lassen sie dann, wenn sie sich bewähren, schnell avanciren.

Unleugbar könnte innerhalb des Rahmens der jetzigen Organisation unserer

Musikschulen ganz anderes geleistet werden als thatsächlich geleistet wird. Das erste Erforderniß aber wäre die Einführung einer strengen Schuldisciplin mit Ehren-, und Freiheitsstrafen für die Säumigen. Nur wo solche Mittel zur Anwendung kommen, wird ein regulärer Besuch zu erreichen sein. Sogut der Primaner eines Gymnasiums Bestrafungen unterworfen ist, könnte es auch der Conservatorist sein. Die Controle aber, wie sie heute gewöhnlich ist, erstreckt sich viel mehr auf die Lehrer als auf die Schüler, es wird allenfalls revidirt, ob der Lehrer rechtzeitig kommt und nicht zu früh geht, oder ob er nicht etwa manchmal ganz wegbleibt (thut ers doch, so erfährt er einen Abzug am Honorar, im Uebrigen schadet's nichts). Jenen Strafen aber müßte als Aequivalent ein Gewinn an positiv Gebotenem gegenüberstehen, wobei wir in erster Linie Partiturenkenntniß, Directionsübung und Methodik des Unterrichts im Auge haben. Die Classentheilung müßte strenger durchgeführt werden und der Uebergang aus der einen in die andere als wirklicher Versetzungact erscheinen. Das Princip des gemeinsamen Unterrichts würde sich mit Glück auf eine Anzahl Stunden ausdehnen lassen, für welche es bisher nicht zur Anwendung kommt, z. B. würden gewisse der allgemeinen Musiklehre angehörige Dinge, welche jetzt nur nebenbei, etwa in den Clavierstunden, zur Sprache kommen, besser in besonderen, für Schüler derselben Classe gemeinsamen Stunden gelehrt werden. Die Rubrik „allgemeine Musiklehre" gehört doch wohl überhaupt in den Organisationsplan eines Musikinstituts; statt dessen bleibt es jedem Schüler überlassen, sich termini technici und Specialerklärungen zahlloser Dinge hie und da zusammenzulesen, wie es das Glück will.

Hiermit ist das Bild, welches wir uns von einer rechten musikalischen Fachschule machen, freilich noch lange nicht umschrieben. Wir wollen kurz sein und, statt noch weiter über die Mängel unserer gegenwärtigen Musikschulen zu klagen, einfach zusammenstellen, was wir glauben, von einem wirklichen Musterinstitut fordern zu dürfen.

Eine Schule, die es sich zur speciellen Aufgabe macht, Musiker für ihren Beruf vorzubilden, darf sich nicht darauf beschränken, denselben eine Anzahl Musikstunden zu billigem Preise zu offeriren und ihre sonstige Erziehung Eltern oder Pflegern anheimstellen, sondern sie muß das Erziehungswerk ganz übernehmen und möglichst vollständig über die Zeit ihrer Zöglinge disponiren. Männer, welche dazu berufen werden oder selbst die Initiative ergreifen, eine solche Schule zu leiten, müssen besser wissen als die den verschiedensten Berufsarten angehörigen Eltern der Schüler, was dem Musiker noth thut, welche Nebenfächer sein Hauptstudium fördern und wie viel Zeit er auf seine außermusikalische Bildung verwenden kann; vor allem darf es nicht dem Zufall überlassen bleiben, wie sich in Bezug auf Tage, Stunden-

zahl und Stundenfolge seine Arbeiten gruppiren. Dies ist aber nur möglich, wenn auch der gesammte nicht musikalische Unterricht an der Anstalt selbst ertheilt wird. Zu den unentbehrlichen Fächern der allgemeinen Bildung rechnen wir: Deutsch, Mathematik, Geographie und Geschichte, Naturkunde; auch eine Stunde Zeichnen in der Woche würde noch ein Plätzchen finden. Desgleichen müßte der Turnunterricht durchaus obligatorisch sein, da gerade der Beruf des Musikers eine besondere Kräftigung des Körpers nöthig hat, die gewöhnlich ganz vernachlässigt wird. Für die oberen Classen wäre wünschenswerth Literaturgeschichte, Geschichte der bildenden Künste, fremde Sprachen, darunter obligatorisch Latein und Italienisch, facultativ Französisch und Englisch. Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, daß sich die Lectüre in den fremden Sprachen vorzugsweise auf Musikschriftsteller, Historiker und Theoretiker erstrecken müßte; denn selbstverständlich ist es für den Musiker von Bedeutung, die musikalischen Kunstausdrücke der anderen Sprachen gründlich kennen zu lernen, da er als Virtuose sicher, aber auch als Componist, Lehrer und Dirigent leicht in die Lage kommt, ihrer zu bedürfen. Den eigentlichen Stamm der Unterrichtsstunden müßten natürlich die Musikstunden bilden und zwar täglich eine Stunde für das Soloinstrument des Schülers (für Sänger: Gesang), vielleicht zwei wöchentlich für ein anderes Instrument (Clavier, Violine), drei Stunden Theorie, eine Stunde allgemeine Musiklehre, drei Musikgeschichte, in den Oberclassen je eine Stunde Aesthetik, Akustik, Mensuralnotenkunde, Unterrichtsmethode und Partiturspiel. Einige Stunden wöchentlich müßten reservirt bleiben für orchestrale Aufführungen und Ensembleübungen, bei denen nur Schüler zu dirigiren hätten. Die aufzuführenden Compositionen würden zum Theil classische, zum Theil Schülerarbeiten sein, damit sowohl die Componisten immer Gelegenheit hätten, zu hören, was sie schreiben, als auch die Instrumental-Klangfarben aus den Partituren der vorgetragenen Meisterwerke studiren könnten. Mit Eintritt der Literaturgeschichtsstunden würden die deutschen Sprachstunden wegfallen können, ebenso würde die Physik (Akustik) in den Oberclassen an die Stelle der Naturkunde, die Kunstgeschichte an die Stelle des Zeichnens treten. Bei solcher Vertheilung würden, einschließlich des Turnens, für die Unterclassen 4—5, für die Oberclassen einschließlich der facultativen Fächer 5—6 Stunden täglich herauskommen — gewiß nicht zu viel. Dem übermäßigen Geklimper aber wäre damit das Handwerk gründlich gelegt und die Geistesthätigkeit in so mannigfacher Weise angeregt, daß aus einer solchen Anstalt schwerlich versimpelte Musikanten hervorgehen würden, wie sie heute schaarenweise als ehemalige Schüler bedeutender Conservatorien herumlaufen.

Wir sind etwas ins Luftschlösserbauen gerathen. Aus allen unseren Musikschulen derartige Musteranstalten zu machen, wäre auch beim besten Willen der

maßgebenden Factoren unmöglich, es würde vielfach an den Mitteln zum Engagement der nöthigen Lehrkräfte fehlen. Warum wir aber nicht wenigstens ein paar solche Schulen haben, ist in der That nicht einzusehen. Ein Hauptgrund liegt vielleicht in der großen Altersverschiedenheit derer, die sich der Musik widmen, allein diese würde zum guten Theile verschwinden, wenn solche Anstalten existirten, auf welche die Eltern ihre Kinder schicken könnten, ohne die Befürchtung, daß ihre allgemeine Ausbildung völlig ins Stocken geriethe. Kleinere Institute würden als Vorschulen, besonders reich dotirte als Hochschulen der Musik auftreten können. Die Prüfungen einer solchen Anstalt dürften dann aber nicht wie heute Paradevorführungen zu Reclamezwecken sein, bei denen es vorkommt, daß — wie es z. B. an dem öfter erwähnten Musterinstitute Jahre lang und noch im vorigen Jahre geschehen ist — ein „Clavierpädagog" der Anstalt selbst (!) unter irreleitender Chiffre lobhudelnde Recensionen über die Schüler der Anstalt und natürlich vor allem über seine eigenen Schüler in die Tagesblätter schreibt, sondern diese Prüfungen müßten die Leistungsfähigkeit jedes Schülers bloßstellen. Referate über Schülerleistungen in der Presse müßten, als grober Unfug, durchaus verbeten und verhindert werden. Das bestandene Abiturientenexamen aber würde einen erheblichen Fonds musikalischen Könnens und Wissens und zugleich eine achtunggebietende allgemeine Bildung bedeuten.

Werden wir je solche musikalische Fachschulen haben? Vielleicht im nächsten Jahrhundert. Im laufenden sind wir zu verwöhnt durch die musikalische Schnellpresse. Steckt man heute auf der einen Seite einen Bauerjungen mit geraden Fingern und gesunden Ohren hinein, so muß ja übers Jahr auf der anderen der fertige Componist oder Virtuose herauskommen.

Die deutsch-österreichischen Eisenbahntarife.

Als im Herbst vorigen Jahres die Abmachungen des deutsch-österreichischen Bündnisses bekannt wurden, war es besonders eine, welche die Aufmerksamkeit der beiden betheiligten Völker auf sich zog: die, daß die verbündeten Staaten auch in wirthschaftlicher Beziehung eine Allianz eingehen und in den Zoll- und Eisenbahn-Tarifen sich gegenseitig die weitestgehenden Begünstigungen gewähren wollten. Mit Recht wurde dieser die Wirthschaftspolitik betreffenden Vereinbarung keine geringere Wichtigkeit als dem politischen Bündniß beigemessen. Ueberwiegt für den Augenblick auch die Wichtigkeit des letzteren, so ist doch das wirthschafts-politische Bündniß für die Zukunft und gerade für die dauernde Sicherung der politischen Allianz von höchster Bedeutung. Rein politische Bündnisse können wechseln mit dem politischen System, welches sie geschaffen hat, oder mit den maßgebenden Personen, welche die Träger derselben sind;

dauerhaft werden sie dann, wenn durch ein weitgehendes wirthschafts-politisches Bündniß die materiellen Interessen der verbündeten Nationen so eng verflochten sind, daß kein Staatsmann an eine Zerreißung dieser gemeinsamen Beziehungen denken kann.

Umsomehr ist es zu bedauern, daß von den hochfliegenden Hoffnungen auf wirthschaftlichem Gebiete, welche sich an die in Rede stehenden Abmachungen knüpften, bis jetzt wenig oder nichts in Erfüllung gegangen ist, und es kann nicht geleugnet werden, daß in der öffentlichen Meinung hieraus eine gewisse Mißstimmung entstanden ist, welche geeignet scheint, den Werth des abgeschlossenen Bündnisses in den Augen der betheiligten Nationen herabzusetzen, und von den Gegnern des Bündnisses gern zu Angriffen auf dasselbe benutzt wird.

Ein deutsch-österreichischer Handels-Vertrag ist noch nicht zu Stande gekommen, und die Verhandlungen darüber können nach Lage der Sache nicht wohl zu einem befriedigenden Ergebniß führen, weil man auf beiden Seiten durch die, andern Staaten zugesicherten Rechte der Meistbegünstigten verhindert ist, sich erhebliche Zugeständnisse zu machen.

Anders liegt die Sache betreffs der Eisenbahntarife. Ist auch zur Zeit hier noch wenig erreicht, so liegt doch die Möglichkeit vor, eine gegenseitige Begünstigung der österreichisch-ungarischen und deutschen Producte durch dieselben eintreten zu lassen, weil hier keine Meistbegünstigungs-Verträge entgegenstehen. Eine Einigung in dieser Richtung wäre unzweifelhaft von hoher Wichtigkeit für die wirthschaftlichen Interessen der beiden Staaten und könnte bis zu einem gewissen Grade einen Zollvertrag ersetzen. Es lohnt deshalb wohl der Mühe, zu untersuchen, ob und wie ein derartiger Eisenbahntarif-Vertrag zu Stande kommen könnte.

Zur Zeit sind die Tarifverhältnisse der deutschen Bahnen mit den österreichisch-ungarischen Bahnen nicht sehr befriedigend. Zwar ist nach langen Verhandlungen ein gemeinsames Tarifschema vereinbart, aber es ist complicirt und trotzdem nicht ganz vollständig, und die Neubildung der Tarife nach diesem Schema hat zwar Fortschritte gemacht, ist aber auch noch keineswegs beendet. Die österreichisch-ungarischen Bahnen beklagen sich wegen Aufhebung früher gewährter Ausnahmetarife in den deutsch-österreichischen Verkehren, bez. über geringes Entgegenkommen der deutschen Verwaltungen bei der Neubildung der Tarife, und diese Klagen werden von der österreichisch-ungarischen Presse lebhaft unterstützt. Die Debatte über die Arlbergbahn hat Gelegenheit gegeben, dieselben auch im Parlament zur Sprache zu bringen. Richtig ist hieran, daß eine gewisse Zahl von Ausnahmetarifen in den deutsch-österreichischen directen und Transit-Verkehren von den deutschen Bahnen gekündigt worden sind. Es war dies jedoch keine nur gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Maßregel, sondern hing mit der Umrechnung der Tarife nach dem neuen deutschen Reformschema zusammen und hat ebenso die übrigen Nachbarstaaten Deutschlands, bez. die übrigen internationalen Eisenbahntarife mit Deutschland betroffen. Selbstverständlich sind auch bei der Umrechnung der internationalen Tarife wieder Ausnahmesätze von den deutschen Bahnen da gewährt worden, wo dieselben nach Lage der Sache eine Berechtigung hatten, verweigert aber dann, wenn durch dieselben eine Begünstigung der ausländischen Production gegenüber der inländischen herbeigeführt worden wäre. So ist auch im Verkehr mit den österreichisch-ungarischen Bahnen verfahren worden. Da diese aber früher eine große Zahl von Ausnahmetarifen der letzteren Art im Verkehr mit Deutschland

und darüber hinaus genossen, so hat deren Aufhebung natürlich unsere Nachbarn an der Donau höchst schmerzlich berührt.

Deshalb kann man aber diese Klagen noch nicht als begründet anerkennen. Man kann dies umsoweniger, als Begünstigungen für deutsche Producte auf den österreichisch-ungarischen Bahnen nicht oder nur in geringem Maße existiren und die normalen Tarife der letzteren viel höher sind, als die der deutschen Bahnen, wie aus der folgenden Tabelle ersichtlich werden wird. Es berechnen für die Tonne und den Kilometer in Markpfennigen:

Oesterreichisch-deutsches Tarifschema:	Preußische Staats-Bahnen:	Baiern:	Südwestdeutscher Verband (Baden, Elsaß-Lothringen, Hess. Ludwigsbahn 2c.) je nach der Entfernung:	Elisabeth-Bahn:	Oesterreich. Staats-Bahn:	Ungarische Staats-Bahn
Eilgut	22	23	20—23	34	38	36
Stückgut I	11	11,5	10—11,5	12,3	12	11,2
Stückgut II	11	11,5	10—11,5	8,6	8,3	9
Wagenlad. Klassen						
A 1	6,7	6,8	6,6— 7,1	6,2	6,7	5,9
B	6	6	5— 5,5	6,2	6,9	5,9
C 1	6,7	6,8	6,6— 7,1	8,6	7,5	9
C 2	6	6	5— 5,5	8,6	7	9
A 2	5	5,5	5— 5,5	6,2	6,9	5,9
Specialtarife						
I	4,5	4,5	4— 4,5	6,2	6,9	5,9
II	3,5	3,4	3— 3,5	4,9	6,3	5
III	2,6 für die ersten 100 Kilometer, 2,2 über 100 Kilometer	2,7	2,3 — 2,7	2,9	4,5	3,3

Ein Blick auf diese Tabelle genügt, um zu zeigen, wie viel höhere Einheitssätze die österreichisch-ungarischen Bahnen haben, als die deutschen, zumal in den Specialtarifen, in welche fast alle wichtigeren und Massengüter, z. B. Getreide, Mühlenfabrikate, Holz, Eisen und Eisenfabrikate, Glas, Wolle, Baumwolle, Zucker, Salz, Steine, Kohlen 2c. eingereiht sind. Hiernach genießen die österreichischen Producte, welche nach Deutschland importirt werden, im Allgemeinen auf den deutschen Bahnen weit niedrigere Frachten, als auf den österreichisch-ungarischen, während umgekehrt die in Oesterreich-Ungarn importirten deutschen Producte auf den dortigen Bahnen weit höhere Frachten zahlen müssen, als in Deutschland. Abgesehen von den Ausnahmetarifen also, die, wie oben bereits angedeutet, größtentheils zu Gunsten des Imports oder Transits österreichisch-ungarischer Producte ermäßigte Sätze enthalten, erscheint auch im allgemeinen Tarif der Import von Oesterreich-Ungarn gegenüber dem deutschen Export begünstigt. Die Klagen der österreichisch-ungarischen Bahnen und Interessenten über die deutschen Eisenbahntarife sind deshalb nicht begründet, und wenn dieselben weitere Tarifermäßigungen wünschen, so kann von ihnen mit Recht verlangt werden, daß sie zunächst ihre Tarife auf das Niveau der deutschen

Eisenbahntarife ermäßigen und den deutschen Producten Begünstigungen gewähren, wie sie dieselben für österreichisch-ungarische Producte verlangen.

Dies führt uns zum Ausgangspunkte unserer Darlegung zurück. Es war nicht der Zweck derselben, nachzuweisen, daß die Klagen der österreichisch-ungarischen Bahnen unberechtigt seien, um deren Forderungen ablehnen zu können; im Gegentheil, wir möchten ein möglichstes Entgegenkommen gegen dieselben befürworten. Der Zweck dieser Darlegung war nur, den Sachverhalt aufzuklären, um eine Grundlage zu gewinnen, auf der man einen billigen Ausgleich zwischen den österreichisch-ungarischen Forderungen und den berechtigten deutschen Interessen finden kann. Dieser Ausgleich dürfte durch die Ausführung der im Eingange erwähnten Bestimmung des deutsch-österreichischen Bündnißvertrags unschwer herbeizuführen sein, indem durch einen Eisenbahntarif-Vertrag möglichst weitgehende Begünstigungen bezüglich der Tarifirung der für die Ausfuhr wichtigen Artikel der beiden Reiche festgesetzt würden. Es wäre dazu zunächst nöthig, daß die beiderseitigen Regierungen durch sachverständige Delegirte allgemein feststellen ließen, für welche Artikel und in welchem Umfange Ermäßigungen der Eisenbahntarife im Interesse des beiderseitigen Exports liegen. Dabei würde den Forderungen Oesterreich-Ungarns im weitesten Maße Rechnung getragen werden und durch Gewährung gegenseitiger Begünstigungen in wirthschaftlicher Beziehung ähnliche, wenn auch nicht so weitgehende Wirkungen herbeigeführt werden können, wie durch den Abschluß eines günstigen Handelsvertrags. Die Bahnen würden eine solche Vereinbarung gewiß mit Freuden begrüßen, da sie durch den vermehrten Güter-Austausch einen reichlichen Ersatz für die Herabsetzung der Tarife finden würden.

Da ferner Oesterreich-Ungarn wesentlich Rohproducte exportirt, Deutschland Fabrikate und es jedenfalls selten vorkommen wird, daß beide Staaten Interesse am Export desselben Artikels nehmen, so stände nichts im Wege, die einzuführenden ermäßigten Ausnahmetarife nur in einer Richtung und nur für die mit Ursprungs-Attest aufgelieferten Sendungen für giltig zu erklären. Hierdurch würde verhindert werden, daß die Nachbarn der beiden contrahirenden Reiche durch Umexpedition auf Grund der ermäßigten Ausnahmesätze deren Vortheile auch für sich nutzbar machten, während andererseits nichts entgegenstände, diese Tarife auch für den Transit über Deutschland bez. Oesterreich-Ungarn hinaus zu benutzen. Eine Begünstigung dieses Transits liegt gleichfalls im hohen Interesse der beiden Staaten, indem Oesterreich-Ungarn auf diese Weise für seine Rohproducte in West-Europa, Deutschland für seine Fabrikate im Orient einen leichteren Absatz finden könnte. Die Schwierigkeiten endlich, welche an den Grenzen der beiden Staaten durch die Rückwirkung der ermäßigten Ausnahmetarife auf die internen Tarife geschaffen würden, könnten ebenso ausgeglichen werden, wie dies schon jetzt in vielen Fällen geschieht.

Würden ferner die beiden Staaten sich noch über ein nicht zu complicirtes gemeinsames Tarifschema und eine gemeinsame Classification einigen, welche auch für den localen Verkehr der beiden Reiche einzuführen und nur im Wege des Vertrags abzuändern wären, so würde hierdurch gewiß ein wichtiges Glied eines wirthschafts-politischen Bündnisses geschaffen werden und die günstigen Folgen für die Volkswirthschaft beider Reiche nicht ausbleiben.

Straßburg i. E.

Ulrich,
Eisenbahndirector.

Literatur.

Handbuch der Statistik von Maurice Block. Deutsche Ausgabe, zugleich als Handbuch der Statistik des deutschen Reiches von H. v. Scheel. Leipzig, Veit & Co., 1879.

Dieses Handbuch soll nach der Vorrede sowohl dem größeren gebildeten Publikum als insbesondere den Studirenden als Einführung in die Statistik dienen, sie mit wichtigen Problemen und Streitfragen derselben bekannt machen, die Entstehung und den Werth der statistischen Zahlen beurtheilen lehren, sie endlich in der Statistik des deutschen Reiches zurechtweisen und ihnen die Ergebnisse derselben mittheilen. Dies Ziel ist besonders gut in den ersten drei Büchern erreicht. Das vierte Buch, die Ergebnisse der Statistik enthaltend, ist verhältnißmäßig dürftig, besonders die Statistik der volkswirthschaftlichen Verhältnisse ist schlecht weggekommen; es fehlt hier die Vergleichung verschiedener Jahre und Länder, und vieles andere. Man kann allerdings einwenden, daß die Statistik, die in die materiellen Verhältnisse eingreift, oft zur Sophistik wird, und daß es darum passend gewesen sei, sich in einer Einführung in die Statistik, also für Lehrzwecke, auf die Bevölkerungsstatistik zu beschränken. Wir geben das zu, meinen jedoch, daß eine Kritik von ein paar handgreiflichen Beispielen der landläufigen Uebertreibungen gerade in einem derartigen Lehrbuche sehr am Platze gewesen wäre. Verfasser und Bearbeiter, die mit gesundem Tact den mathematischen Humbug bei Seite gelassen haben, hätten auch dies fertig gebracht. Als Lehrbuch darf das Werk unbedingt empfohlen werden, und als solches hätte man es auch bezeichnen sollen, als einen „Cursus"; denn ein Handbuch, ein statistisches Nachschlagewerk ist es nicht. Für diesen Zweck bleibt das leider nicht sehr übersichtlich geordnete Handbuch von Kolb (Leipzig, Felix) doch besser, für engere Grenzen und bloß deutsche Verhältnisse, wenn man will, auch der statistische Almanach von Neese (Jena, Fischer). Eine Bemerkung, die sich uns bei der Durchsicht des Werkes aufdrängte, glauben wir zum Schlusse nicht unterdrücken zu dürfen. Es wird in dem Buche die Ansicht ausgesprochen, der junge Statistiker habe, ehe er in ein statistisches Bureau eintrete, sich mit Volkswirthschaftslehre und Jurisprudenz zu befassen. Das ist gewiß ganz richtig. Allein wichtiger als die Jurisprudenz scheint uns für die eigentliche Statistik denn doch die Bekanntschaft mit den Untersuchungsmethoden der Physik zu sein. Die Statistik fällt desto rationeller aus, je mehr sie sich jene Methoden aneignet und mit einer gesunden Sachlogik paart. Wäre dies der Fall, so würde die Statistik für Parteikniffe weniger Raum haben. Natürlich gilt dies nur für die Statistik als Wissenschaft, die ihre Zahlen gruppirt, discutirt und zu einer Physik der Gesellschaft, wie Quetelet wollte, verwerthet; die bloßen Zählkünste und die Registrirung der Zahlen brauchen keine naturwissenschaftlichen Methoden, aber auch keine Volkswirthschaftslehre und Jurisprudenz, sondern nur ein wenig Arithmetik; diese Künste dürfen aber auch nicht den Anspruch erheben, eine Wissenschaft zu sein.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die preußische Stellung zum Vatican.

Der Londoner Daily Telegraph bringt in seiner gestrigen Nummer einen wichtigen Aufsatz über das obige Thema, den wir durch Gefälligkeit des betreffenden Correspondenten schon heute in deutscher Uebertragung mitzutheilen im Stande sind. Der offenbar vorzüglich unterrichtete Berichterstatter des Blattes schreibt:

„Hochgestellte Personen in Preußen und anderen deutschen Staaten bemühen sich um die Beilegung des Culturkampfes. Ich habe von einer zu diesem Zwecke geführten Correspondenz Kenntniß erhalten und bin in der Lage, ein Bruchstück eines Schreibens mittheilen zu können, in welchem ein Berliner Politiker den Standpunkt der preußischen Regierung auseinandersetzt und die eine Schwierigkeit bespricht, welche der Realisirung ihrer friedlichen Intentionen entgegensteht. Das Bruchstück lautet:

Daß in den Unterhandlungen mit Rom Rückschläge früher oder später eintreten würden, darauf war ich durch die Haltung des Centrums vorbereitet. Wir werden noch mehr Phasen wie die gegenwärtige durchzumachen haben, da die römischen Prälaten durch ihre mangelhafte Einsicht in die preußischen Verhältnisse stets verleitet werden, übertriebene Erwartungen zu hegen und ihre Ziele zu hoch zu stecken. Wenn man im Vatican geglaubt hat, daß wir nicht bloß abrüsten, sondern unsere Waffen im Wege der Gesetzgebung vernichten wollten, so hat man uns eine große Thorheit zugetraut. Der Staatsministerial-Beschluß nimmt allerdings eine sehr wesentliche Modification der Mai-Gesetze in Aussicht, wenn er für die Regierung die Befugniß erstrebt, die Ausführung derselben im Interesse des Friedens zu unterlassen. Bis jetzt ist die Regierung verpflichtet, sie streng durchzuführen; wird sie von dieser Verpflichtung entbunden, so kommt sie in die Lage, die Gesammtheit der betreffenden Gesetze friedlich, freundlich und entgegenkommend handhaben zu können, sobald und solange eine ähnliche Politik von der Curie beobachtet wird. Die Befürchtung, was dann werden solle, wenn etwa die Regierung wechselte, ist eine gegenseitige. Was kann uns nicht bedrohen, wenn die Regierung im Vatican wechselt und wieder ein kämpfender Papst wie Pius IX.

den Stuhl Petri besteigt? Wir müssen also auf beiden Seiten in der Lage sein, daß ein Schwert das andere in der Scheide hält. Daß wir das unserige zerbrechen sollen, während die Curie jeweilig ihre Politik friedlich oder feindlich einrichten kann nach den Willen des jeweiligen Papstes und seiner Rathgeber, ist von uns nicht zu verlangen.

Wenn man Klarheit in dem Staatsministerial-Beschlusse vermißt, so muß ich fragen, was denn auf römischer Seite bisher klar ist. Wir haben erhebliche praktische Concessionen, soweit wir das nach der bisherigen Gesetzgebung konnten, seit dem Amtsantritt des Ministers von Puttkamer gemacht, vom Papste aber haben wir weiter nichts als eine unbestimmte theoretische Andeutung ohne Sicherheit, daß er ein unvollkommen definirtes Anzeige-System werde dulden können; es ist uns eine entgegenkommende Action „in Aussicht gestellt", während eine solche unsererseits bereits erfolgt ist. Diese „Aussicht" wird uns bis zum Gefühl des Mißtrauens getrübt durch die feindliche Haltung der Centrumspartei im preußichen Landtage und im Reichstage, in der wir nichts Anderes als eine praktische Erläuterung, eine Interpretation der päpstlichen Instructionen erblicken können.

Was hilft uns die theoretische Parteinahme des römischen Stuhls gegen die Socialisten, wenn die katholische Fraktion im Lande, unter lauter Bekennung ihrer Ergebung in den Willen des Papstes, in allen ihren Abstimmungen den Socialisten wie jeder anderen subversiven Tendenz öffentlich Beistand leistet? Unter unwahren Betheuerungen guter Absichten, welche niemals zur Ausführung gelangen, und unter dem durchsichtigen Vorwande, daß man gerade so, wie die Regierung es betreibe, die Socialisten nicht bekämpfen wolle, im Uebrigen aber sie verurtheile, stimmt das Centrum stets mit den Socialisten; uud wählte die Regierung andere Wege, so würden auch gerade diese wieder für das Centrum nicht die annehmbaren sein.

Als vor einem Jahre die katholische Partei in der Zollfrage uns ihre Unterstützung lieh, glaubte man bei uns an den Ernst des päpstlichen Entgegenkommens. Seitdem hat die katholische Partei, die sich speciell zum Dienste des Papstes öffentlich bekennt, im Landtage die Regierung auf allen Gebieten, in der Eisenbahnfrage, bei dem Schanksteuer-Gesetz, bei dem Feldpolizei-Gesetz, in der polnischen Frage angegriffen. Ebenso in der Reichspolitik, und gerade in Existenzfragen, wie dem Militär-Etat, dem Socialistengesetz und den Steuer-Vorlagen, steht die katholische Partei wie ein Mann geschlossen uns gegenüber und nimmt jede reichsfeindliche Bestrebung unter ihren Schutz. Mag eine solche von den Socialisten, von den Polen oder von den Welfen ausgehen, das System bleibt constant dasselbe, die Regierung des Kaisers nachdrücklich zu bekämpfen. Wenn man nun sagt, daß die Fraction irregeleitet werde durch einige händelsüchtige Führer, welche vom Kampfe leben und bei dem Frieden überflüssig zu werden fürchten, so ist das nicht glaublich Angesichts der Thatsache, daß so viele Geistliche, hohe und niedere, unmittelbare Mitglieder dieser regierungsfeindlichen Fraction sind, und daß deren Politik, den Socialisten Beistand zu leisten, von den Mitgliedern des reichsten und

vornehmsten Adels unterstützt wird, bei dem kein anderes Motiv denkbar ist, als die Einwirkung der Beichtväter auf Männer und noch mehr auf Frauen. Ein Wort von dem Papste oder von den Bischöfen, auch nur der discretesten Abmahnung, würde diesem unnatürlichen Bunde des katholischen Adels und der Priester mit den Socialisten ein Ende machen. So lange statt dessen die Regierung in den Basen ihrer Existenz durch die römisch-katholische Fraction bekämpft wird, ist eine Nachgiebigkeit für die erstere ganz unmöglich. Die Regierung kann friedlichen Bestrebungen friedlich entgegenkommen; läßt sie sich aber durch Kampf und Drohungen die Hand zwingen, so hat sie als Regierung abdicirt. Zum Zwange gegen die Regierung fehlt übrigens der Partei die Macht. Sie hat in Bezug auf Agitation im Lande ihr Pulver zu früh verschossen; die Wühlereien der Geistlichen und ihre wohlfeilen Blätter haben in den ersten Jahren des Conflicts Alles versucht, was möglich war, um die Regierung des Königs in den Augen seiner Unterthanen herabzusetzen und ihre Thätigkeit zu hemmen; die klerikale Presse hat darin mehr geleistet als die socialistische und ist in der Wahl der Mittel ebensowenig scrupulös gewesen wie diese. Was auf diesem Wege uns Unangenehmes und Gefährliches bereitet werden konnte, haben wir bereits erduldet und müssen das Fernere erdulden, wenn die Geistlichkeit diese Rolle fortsetzt, welche sie dem Staate und der Bevölkerung mehr und mehr entfremdet.

Die Verminderung der Geistlichen, das Verschwinden der Bischöfe, der Verfall der Seelsorge flößen Jedermann die lebhafteste Sympathie mit den katholischen Christen ein, die auf diese Weise von ihren Geistlichen verlassen werden, weil die Priester aus politischen, dem Laien schwer verständlichen Motiven die Seelsorge verweigern. Es ist Sache der Kirche und des Papstes, dies zu verantworten. Zu anderen Zeiten und in anderen Ländern haben wir gesehen, daß die katholische Geistlichkeit unter sehr viel härteren Bedingungen, ja unter großen Gefahren und Demüthigungen, dennoch die Gläubigen, die ihrer bedurften, nicht unbefriedigt ließ, sondern das tolerari posse sehr viel weiter trieb, als es nöthig sein würde, um in Preußen Seelsorge zu üben, ohne mit den Mai-Gesetzen in Conflict zu kommen.

Wenn die heutige Hierarchie ihr Ziel und ihre Ansprüche höher schraubt und lieber den Gläubigen die Wohlthaten der Kirche versagt, als daß sie sich den weltlichen Gesetzen fügt, so werden Kirche und Staat die Folgen tragen müssen, welche Gott und die Geschichte darüber verhängen. Bis jetzt sind wir es, die praktisch entgegengekommen sind. Die polizeilichen, die gerichtlichen Verfolgungen sind sistirt, soweit das Gesetz es erlaubt; den Staatsanwälten und der Polizei ist, soweit das geschehen kann, Schweigen und Enthaltung auferlegt, und es wird beabsichtigt, Gesetze vorzulegen, welche das in noch größerem Maße gestatten sollen; die Kirche aber läßt ihre Anwälte im Reichstage und Landtage und in der Presse den großen und den kleinen Krieg bei jeder Gelegenheit, die sich bietet, mit derselben Entschiedenheit fortsetzen wie zur Zeit Falk's. Es ist aber ein Irrthum, wenn man glaubt, dadurch mehr von uns erreichen zu können, als durch freundliches Nachgeben; in Bezug

auf die Gleichheit der Concessionen, das Vorgehen pari passu in denselben ist unser staatliches non possumus ebenso zwingend wie das kirchliche. Friedliebende Praxis, erträglicher modus vivendi auf der Basis beiderseitiger Verträglichkeit ist erreichbar."

War Lord Beaconsfields Politik in Afghanistan richtig?

Von Cuno Stommel.

Wie der Einzelne oftmals seine individuellen Anlagen und seine eigenthümlichen Lebensaufgaben verkennt und, statt seine Talente auszubauen und das Naheliegende zu erstreben, seine Schwächen cultivirt und in die Ferne schweift, so pflegt es auch im Völkerleben zuzugehen. Die deutschen Kaiser opferten auf den Römerzügen nutzlos Kraft und Geld und ließen darüber das deutsche Reich zerfallen, Rußland strebt seit Menschenaltern eigensinnig und verblendet nach der Herrschaft über Constantinopel und die europäische Türkei, während es das natürlichere Feld seiner Culturmission in Asien darüber zu vergessen scheint. Die unfertigen Staaten Asiens müssen naturgemäß nach Rußland gravitiren, die Balkanstaaten aber sind in Bezug auf die Einheit ihrer politischen (selbst parlamentarischen) Existenz zum Theil der Stufe des politischen Niveaus in Rußland entwachsen, thatsächlich lehnen sich schon heute sämmtliche autonomen Fürstenthümer der Balkanhalbinsel mehr an Oesterreich als an Rußland an. Will sich Rußland allein gegen Oesterreich und dessen verbündeten Balkanstaaten wenden, so ist der Erfolg utopisch, will es gegen Oesterreichs Willen in der europäischen Türkei Eroberungen machen, so steht außer Oesterreich auch der Türke gegen Rußland auf. Rußlands Eroberungspolitik in Europa begegnet überall den größten Schwierigkeiten, während in Asien die Verhältnisse naturgemäß an Rußland von selbst herankommen.

Die Expeditionen, welche Rußland in Turkestan ausgeführt hat, und welche mit dem Jahre 1864 beginnen, haben fast dieses ganze ungeheuere Reich, das doppelt so groß ist wie Persien, der russischen Botmäßigkeit unterworfen. Die Geschichte dieser Unterwerfung ist an die Namen Chiwa, Buchara, Kokand, Merv geknüpft. Kein einsichtiger Politiker kann auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß Rußland und nur Rußland dazu berufen war, diesem Lande die ersten Spuren staatlicher Ordnung aufzuprägen. Eine civilisirte Regierung kann es nicht vermeiden, Barbaren zu Nachbarn zu haben, und wo solche vorhanden sind, wird es nicht immer genügen, eine in der Vertheidigung gegen

Angriffe bestehende Defensiv-Position einzunehmen. Ueber kurz oder lang, wenn die Geduld erschöpft ist, wird sich die civilisirte Regierung gezwungen sehen, entweder die Barbaren zu unterwerfen, oder sich eine hinreichende Autorität über sie zu sichern und ihren Widerstand derart zu brechen, daß sie von ihr abhängig werden. Der ganze Norden von Hindostan ist auf diese Weise in langen, blutigen, stetig die Macht der Engländer ausbreitenden Kämpfen mit den kleinen Fürsten und Staaten Indiens den Engländern unterworfen worden. Die Kriege mit den Emiren von Sindh, mit den Sikhs und Moslems, welche durch Dost-Mohammed unterstützt wurden, die Einverleibung des Pendschab mit Kaschmir und der Vasallenstaaten Nagpur, Nizam und Oudh erweiterten die englische Herrschaft bis zum Himalaya, während gleichzeitig Birma in Hinterindien abhängig gemacht wurde. Wie die Engländer ihr Ansehen aufrecht erhielten, davon kann auch der Proceß des Gaekwar von Baroda (nördlich von Bombay), den im Jahre 1875 ein englisches Gericht verurtheilte und entthronte, Zeugniß ablegen. Die kürzlich erfolgte Eroberung Cabuls durch die Engländer hat die letzteren fast zu directen Grenznachbarn Rußlands in Turkestan gemacht.

Wir haben im Vorstehenden nur zeigen wollen, daß, abgesehen von den Zielen der hohen und großen Politik, wodurch die Völker bestimmt werden, sowohl England (mit Rücksicht auf seine hauptsächlich bei Beginn dieses Jahrhunderts begonnene und immer weiter fortschreitende Unterwerfung Indiens) als auch Rußland (in Bezug auf die Unterwerfung Turkestans sowie anderer Länder) von den gleichen elementaren Bedingungen stets weitergedrängt worden sind. Fürst Gortschakoff hat in einem diplomatischen Rundschreiben vom 21. November 1864 in vorzüglicher Weise diese äußerlichen Bedingungen entwickelt. Dem Kritiker bleibt nur übrig hinzuzufügen, was der russische Staatsmann, ebenso wie später der englische (z. B. Lord Lytton oder Herr Rawlinson) verschwieg, daß nämlich neben den äußeren Motiven stets als eine selbstverständliche und auch hüben wie drüben nicht zu beargwöhnende reservatio mentalis der Grundgedanke einherläuft: Beherrschung der asiatischen Völker. Rußland braucht sich gar nicht zu verstecken. Es hat ein volles Recht für sich in Anspruch zu nehmen, von der Herrschaft über die Völker Asiens zu sprechen und darüber bei ernsthaften Leuten Gehör zu verlangen, nur muß gleich hinzugefügt werden, daß England ebenso gut dieses Herrscherwort für sich beanspruchen darf.

Gortschakoff sagt in dem erwähnten Rundschreiben Folgendes:

„Die Lage Rußlands in Centralasien ist die aller civilisirten Staaten, die sich mit halbwilden, unseßhaften, jeder festen Organisation entbehrenden Völkerschaften in Contact befinden. In solchem Falle ereignet es sich stets, daß das Interesse der Grenzsicherheit und der Handelsbeziehungen von dem civilisirteren Staate die Ausübung eines Einflusses über seine Nachbarn fordert, die durch

ihre nomadischen unruhigen Sitten unbequem werden. Zuerst giebt es Einfälle und Plünderungen zu unterdrücken. Um diesen ein Ende zu machen, muß man die Grenzvölker zu einer mehr oder minder directen Unterwerfung bringen. Hat man einmal dieses Resultat erzielt, so werden diese Völker ruhigere Gewohnheiten annehmen, aber nun ihrerseits den Angriffen der entfernteren Stämme ausgesetzt sein. Der Staat wird gezwungen sein, sie gegen die Räubereien zu vertheidigen und die Urheber derselben zu bestrafen. Daraus entstehen dann die weiter fortgesetzten und periodischen Expeditionen gegen einen Feind, der vermöge seiner socialen Organisation nicht zu fassen ist. Beschränkt man sich darauf die Plünderer zu bestrafen und zieht sich zurück, so ist die Lehre bald verwischt; der Rückzug wird als Schwäche ausgelegt. Besonders die asiatischen Völker achten nur die sicht- und fühlbare Macht; die moralische Kraft der Vernunft und der Interessen der Civilisation wirkt noch nicht auf sie. Die Aufgabe muß also stets neu begonnen werden. Um diesen beständigen Unordnungen Einhalt zu thun, errichtet man inmitten der feindlichen Bevölkerungen einige befestigte Punkte und übt auf sie allmählich einen Einfluß aus, der sie zu einer mehr oder minder gezwungenen Unterwerfung bringt. Indessen beschwören bald jenseits dieser zweiten Linie andere entferntere Völker dieselben Gefahren und dieselben Gegenmaßregeln herauf. Der Staat sieht sich also in der Alternative, entweder diese unaufhörliche Arbeit aufzugeben und seine Grenze den fortwährenden, jedes Gedeihen, jede Sicherheit und jede Civilisation unmöglich machenden Unordnungen auszusetzen, oder immer mehr in die Tiefe jener wilden Länder vorzudringen, wo sich bei jedem Schritte die Entfernungen, die Schwierigkeiten und die übernommenen Lasten vergrößern. Das war das Schicksal aller Länder, die unter gleichen Verhältnissen sich befanden. In Amerika wurden die Vereinigten Staaten, in Algier Frankreich, in Indien England unaufhaltsam dahin gebracht, jenen fortschreitenden Gang zu verfolgen, wobei weit weniger der Ehrgeiz, als die dringende Nothwendigkeit die Triebfeder ist, und wobei die größte Schwierigkeit darin liegt, daß man es versteht halt zu machen." Auf diese Weise hat Rußland Turkestan unterworfen.

In dem jüngsten Kriege Englands mit Afghanistan sind nun diese Grundsätze nicht die leitenden Motive gewesen. Der ausschlaggebende Grund zum Kriege und zur Eroberung des Landes war die Rücksicht auf und vielleicht die Furcht vor dem russischen Eroberer. Als die Engländer 1839 in Afghanistan einrückten und im Winter 1841 jene furchtbare Niederlage erlitten, dachten sie gewiß noch nicht mit Besorgniß an Rußland. Damals galt die Unterwerfung der Afghanen der Sicherung der nördlichen Grenze Indiens und der Bestrafung der Afghanen wegen ihrer Angriffe gegen die indo-englischen Alliirten durch Dost-Mohammed. Diese Vorgänge, der spätere Sieg der Britten und die

Zerstörung Cabuls 1842, das darauf folgende Bündniß der Afghanen mit den Sikhs gegen die Engländer und deren endlicher Sieg bei Gudscherat 1849, wonach die allmähliche Unterwerfung der einzelnen Stämme begann, entspricht dem Gortschakoffschen Gemälde; der Feldzug des Jahres 1878 aber ist von Gründen der hohen Politik dictirt worden.

Brittisch-Indien schloß mit Afghanistan den ersten Vertrag schon am 17. Juni 1809. Eine Vereinbarung vom 26. Januar 1857 gestattete den Engländern in Cabul einen diplomatischen Vertreter — jedoch indischer Abkunft — zu halten. Wiederholt versuchte England diese Beschränkung aufzuheben, aber noch im Januar 1877 scheiterte dies an dem Eigensinn des Emirs. Das rasche Vordringen der Russen in Centralasien, besonders die Bedrohung von Merv, hatte seit Beginn der siebziger Jahre den Emir beunruhigt, aber der damalige Vicekönig von Indien Northbrooke hatte 1873, ebenso wie der Herzog von Argyll, ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Emir abgelehnt, weil Rußland erklärt hatte, daß es Afghanistan als außerhalb seiner Actionssphäre liegend betrachte, und selbst als der Emir mit Rußland vertrauliche Beziehungen durch den General Kaufmann anknüpfte, ließ England sich durch Rußlands Versicherung, daß es Afghanistan als neutrale Zone betrachte, beruhigen. Als aber dem vertrauensvollen Northbrooke Lord Lytton im Amte folgte, forderte dieser im Auftrage Salisburys die Zulassung europäischer Vertreter in Cabul. Zurückgewiesen, besetzte England sofort Quetta, im Süden an der Grenze von Afghanistan, (Februar 1877). Der Emir Schir Ali warf sich darauf ganz in die Arme Rußlands; er lehnte das Ansinnen einer türkischen Gesandtschaft, dem Sultan gegen Rußland beizustehen, im September 1877 ab und forderte sogar in einem Schreiben den Sultan auf, sich von dem treulosen England abzuwenden. Gleich nach dem Berliner Congreß empfing der Emir eine russische Gesandtschaft in Cabul (General Stoljetoff mit 7 russischen Offizieren, 22 Kosaken, 15 kirgisischen Reitern und 4 Dienern). Sofort wurde die Entsendung einer englischen Gegengesandtschaft aus Indien beschlossen. Als dieselbe aber, geführt von Sir Neville Chamberlain, dem Armeecommandeur von Madras (der als Bataillonsführer schon 1842 in Afghanistan gekämpft hatte), und begleitet von 2500 Mann, die Grenze bei Fort Ali musjid erreichte, wurde sie in beleidigender Weise zurückgewiesen, obwohl Lord Lytton einen eigenhändigen Brief an den Emir geschrieben und um Schutz der Gesandtschaft einer befreundeten Macht gebeten hatte. Auf ein englisches Ultimatum, das am 20. November 1878 ablief, erfolgte keine Antwort, und am 21. November überschritt ein Heer von über 40000 Mann (darunter 13000 Engländer) an drei Stellen die Grenze Afghanistans. Am 3. December kam es nach dem Falle von Ali musjid zur Feldschlacht, worin die Engländer unter General Roberts das Feldlager der Afgha-

nen eroberten. Inzwischen hatte General Biddulph von Quetta aus Kandahar eingenommen und war bis tief in das Innere des Landes siegreich vorgedrungen. Allein beim Quetta-Corps, welches 11590 Mann, darunter 3380 Europäer betrug, waren während des Feldzuges 20000 Kamele dienstuntauglich geworden. Das Schicksal Afghanistans war entschieden. Der neue englische Gesandte, Major Cavagnari, zog am 24. Juli 1879 kraft eines bindenden Vertrages in Cabul, wo ihm der Emir eine Wohnung im Palastviertel einräumte, feierlichst ein. Bald darauf zeigte es sich, daß der englische Vertrag nur von der Hauptstadt anerkannt wurde: Am 3. September wurde die Gesandtschaftswohnung vom Pöbel gestürmt und die Insassen niedergemacht. Sofort begann der Einmarsch der Engländer aufs neue, und am 12. October nahmen sie Cabul ein. Afghanistan wird nun ein Vasallenstaat des indo-brittischen Reiches werden.

Aus der vorstehenden kurzen Skizze erhellt besser als aus langen Reflexionen, daß England sowohl wie Rußland, weniger um einen unruhigen Nachbar niederzuhalten, als vielmehr in klarer Erkenntniß der Weltstellung Afghanistans, eifersüchtig ihren gegenseitigen Einfluß in diesem Lande geltend zu machen suchten. Afghanistan ist das Bindeglied zwischen der indischen und der westasiatischen Welt, und seine beherrschende Position an den Pässen zum fruchtbaren Industhale und zu West-Iran bezeichnet seine großartige Bedeutung in der Völkergeschichte Asiens. Mit Recht nennt Carl Ritter die Landschaften von Kandahar und Cabul das Durchzugsland nach Vorderasien. Alexander der Große so gut wie der Schah Nadir (1738) mußten auf ihren indischen Eroberungszügen diese Straße verfolgen. Timur, der Beherrscher von Hochasien (1398), mußte zuerst Herr von Cabul sein, um bis zum Ganges vordringen zu können, und Baber-Khan, der Gründer des Mongolen-Reiches zu Delhi (1520), sammelte zuerst seine Macht als Sultan von Cabul. Das indische Sprichwort, daß kein Mensch Herr von Hindostan werden könne, der nicht vorher Herr von Cabul sei, beruht auf einer tiefen geschichtlichen Wahrheit. Volle Sicherheit des Besitzes und Ruhe wird England in Indien erst dann beanspruchen können, wenn es die Ausfallthore nach Indien in seinen Händen hat, d. h. wenn seine Vedetten auf den Höhen der zahlreichen über den Hindukusch führenden Pässe stehen, wenn es ferner Herr von Cabul und der aus dem Kurum in das Logarthal führenden Pässe bleiben wird. Andererseits wird, ohne irgend einen Werth auf utopische Träumereien von der Eroberung Indiens durch Rußland zu legen, doch eine unbefangene Betrachtung zu der Erkenntniß führen, daß auch für Rußland die Kamm- und Paßhöhen des Hindukusch sowohl, als die ganze Gebirgskette Cabul, Kandahar, Kelat bis Bela (die beiden letzten Punkte in Beludschistan) die mit allen Mitteln angestrebte Grenze seiner centralasiatischen Besitzungen bilden. Diese thatsächliche Gleichheit der beiderseitigen Interessensphäre

birgt natürlich den Keim zu fortwährenden Conflicten in sich, von welchen der gegenwärtig scheinbar zu Gunsten Englands entschiedene nur der erste Act einer großen kriegerischen Entwicklung der Zukunft sein dürfte.

Schon 1839 äußerte der Herzog von Wellington, daß für England erst nach der Eroberung Afghanistans die eigentlichen Schwierigkeiten entstehen würden. Rußland perhorrescirt die Annexion Afghanistans durch England und überhaupt eine einseitige Regelung dieser Dinge. Uebrigens ist auch nicht zu erwarten, daß der überaus kriegerische und freiheitsliebende Afghanenstamm sich jetzt schon ohne weitere Gegenversuche endgiltig dem indo-brittischen Reiche unterwerfen werde.

In England war man sich, vielleicht mehr als in Rußland, klar über die Wichtigkeit des allmählichen Näherrückens der beiderseitigen Grenzen. Während hüben und drüben über einen zukünftigen Angriff gegen das indo-brittische Reich gelehrt und ungelehrt parlirt wurde, schrieb schon im Juli 1868 Sir H. Rawlinson ein Memorandum, das, der englischen Regierung unterbreitet, nahezu den jetzt erfolgten wirklichen Gang der Begebenheiten in Centralasien vorhersagte und ohne Zweifel auf die englischen Maßnahmen von entscheidendem Einfluß gewesen ist. Das Programm der Politik von den „wissenschaftlichen Grenzen“ wurde hiermit inaugurirt.

Rawlinson geht davon aus, daß ein Vordringen Rußlands in Centralasien gegen England gerichtet sei, und daß die zweifelsohne durch die russischen Eroberungen in Turkestan für die Handelsbeziehungen geschaffenen günstigen Resultate durch die politischen Gefahren und Nachtheile mehr als aufgewogen würden. Einen besonderen Nachdruck legt er auf die wichtige Stellung Afghanistans für Indien. In Afghanistan müsse ausschließlich der Wille Englands herrschen. Er stimmt Lord Auckland völlig bei, nach welchem in den nordwestlichen Grenzen Indiens eine starke und befreundete Macht errichtet werden müsse. Die Politik des damaligen Vicekönigs von Indien Sir John Lawrence wird als eine Politik „meisterhafter Unthätigkeit“ (masterly inactivity) bezeichnet. Da die englische Herrschaft in Indien noch nicht auf so festen Grundlagen errichtet sei, um jedem Angriffe und jeder drohenden Gefahr von außen Trotz bieten zu können, so müsse in Afghanistan, welches ein natürliches Bollwerk durch seine Gebirge und Flüsse gegen Indien bilde, die Stellung Englands unangreifbar gemacht werden. Dies sei umsomehr nöthig, als die im nördlichen Indien unterworfene, mit den afghanischen und turanischen Elementen stark gemischte Bevölkerung ein günstiges Feld für russische Intriguen darbiete. Schließlich empfiehlt Rawlinson mit dürren Worten die Eroberung Afghanistans und verlangt zunächst, daß man Quetta besetze und die Verbindungen mit der afghanischen Grenze, deren Vertheidigungswerth unbestreitbar

sei, entwickele; endlich sei es für England unbedingt nöthig, sich am Hofe zu Teheran eine überwiegende Stellung zu sichern, um Persien vom Joche Rußlands zu befreien.

Wir haben oben den Gang der kriegerischen Action der letzten Jahre gegen Afghanistan kurz skizzirt; der Leser wird daraus ersehen, daß niemand anders als H. Rawlinson der Schöpfer der highly spirited, der „kaiserlichen" Politik gewesen ist, welche seine Gesinnungsgenossen Salisbury und Beaconsfield zur Ausführung brachten. Daß H. Rawlinson in Folge dessen durchaus nicht persona grata in russischen Kreisen ist, versteht sich von selbst. Das hindert aber nicht, daß dem genialen Manne die Thatsachen Recht gegeben haben, trotz des Widerspruchs von Seiten der Staatsmänner der „meisterhaften Unthätigkeit", wie Sir John Lawrence, wie Lord Mayo, Lord Northbrook, Herzog von Argyll ꝛc. Es ist darum aber doch nicht ausgeschlossen, daß H. Rawlinson, der im Einzelnen Recht behalten hat, dennoch auch auf seine Autorität hin Verbreiter und Begründer von Anschauungen im englischen Volke geworden ist, welche wenn nicht vollständig irrig, doch so stark übertrieben sind, daß sie wenigstens in absehbarer Folge auf die gleiche Stufe mit wirklichen Irrthümern gestellt werden müssen.

Es erreignet sich oft, daß Männer von großem geschichtlichen Weitblick fernliegenden Consequenzen und Möglichkeiten größere Bedeutung zumessen, als es faktisch geschehen darf. Solche Beurtheiler sind nämlich nicht in der Lage, die im Laufe der Zeit sich entwickelnden Gegengründe hinreichend mit in Anschlag zu bringen. Rawlinson gefällt sich darin, die ehrgeizigen Absichten Rußlands auf das indo-brittische Reich zu beweisen; er vergleicht das Fortschreiten der russischen Eroberung in Turkestan mit den militärischen Operationen, welche bei Eröffnung von Parallelen gegen eine belagerte Festung gezogen werden; er meint übertriebener Weise, daß Rußland durch Besetzung Mervs das Schicksal Indiens in den Händen haben werde; durch Auszüge aus Briefen Grigorjeff's, welche 1867 in einer Moskauer Zeitung erschienen, sucht er darzuthun, daß alle Welt in Rußland sehnlichst eine Expedition nach Indien wünsche u. dgl. Dagegen ist zunächst zu sagen, daß Grigorjeff, ehemals Gouverneur der Kirgisen-Steppe — nicht von Ostsibirien, wie Rawlinson sagt —, im Jahre 1867 Universitäts-Professor in Petersburg und ohne Einfluß auf die russische Politik war. Sodann ist zu constatiren, daß in den Jahren 1867—68 und selbst im Jahre 1878 die öffentliche Meinung in Rußland oder in der russischen Presse keineswegs einstimmig auf die Eroberung Indiens hindrängte. Endlich scheint uns die Betonung der Kriegsgefahr für Indien und das Zusammengehen der Auslassungen Rawlinsons mit vereinzelten utopistischen und durchaus nicht ernsthaft zu nehmenden Schreiern in St. Petersburg der schwächste Punkt in dem Memo-

randum Rawlinsons zu sein. Ehe wir die Stimmen der indo-brittischen Behörden über diese Angelegenheit hören, wollen wir selbst kurz auf einiges Thatsächliche, das uns wesentlich hierher zu gehören scheint, aufmerksam machen.

Nach den neuesten Mittheilungen hat das brittische Kaiserreich in Indien, einschließlich Brittisch-Birma, 69 033 Quadratmeilen mit 239 404 600 Einwohnern. Hiervon kommen 26 279 Qu.-M. mit ca. 48 Millionen Einw. auf Tributärstaaten, so daß sich faktisch 42 753 Qu.-M. mit über 191 Millionen Einwohnern in brittischem Besitz befinden. In den Vasallenstaaten brachten die Sammlungen für die Türken 1877 unter den etwa 40 Millionen Muselmännern mehr als 2 Millionen Mark auf (2 Millionen Mark war der Betrag aus Brittisch-Indien zu gleichem Zweck). Hierbei ist zu bemerken, daß die muselmännischen Elemente aus Afghanistan und Beludschistan sich hauptsächlich in die westlichen Grenztheile Indiens eingebürgert haben. Die Aufregung unter der muselmännischen Bevölkerung zur Zeit des letzten Türkenkrieges theilte sich auch der indischen mit, so daß ein Preßgesetz (indisches Censurgesetz vom 14. März 1878) erlassen wurde. Es kam in einzelnen Blättern zwar zu aufreizenden Artikeln, welche auf Vertreibung der Engländer hinzielten, allein eine größere Bedeutung hatte das ganze Treiben nicht. Die Schienenwege in Indien wurden von 1874—78 von 8869 auf 9795 Kilometer erweitert. Am 1. April 1878 hatte die indische Feldarmee eine Stärke von 186 000 Combattanten, darunter 6000 europäische Offiziere, 60 000 englische Soldaten, 120 000 Eingeborene; 43 Feldbatterien führen 258 neunpfündige Hinterlader. Was auch immer England an Indien gesündigt haben mag, die Zeiten, welche Macaulay beschreibt, existiren nicht mehr, und will man England Gerechtigkeit widerfahren lassen, so kann dies nur unter Berücksichtigung der ungeheuren Schwierigkeiten geschehen, welche die Civilisation eines Landes von fast einer Viertelmilliarde Einwohnern erfordert. Der triviale Vorwurf der wiederkehrenden Hungersnöthe reicht gar nicht aus, denn, als die indische Regierung mit Recht am 12. Aug. 1877 beschloß, die Wiederkehr der Hungersnöthe als Regel, als ordentliche Ausgabe im Budget zu behandeln, bewies sie damit, daß sie das Auftreten der Hungersnöthe als Ereignisse elementarer Gewalten auffaßte. Es sollte jeder, der sich zum Tadel hierüber berufen fühlt, vorher prüfen, ob er etwas besseres als jenen weisen Beschluß vorerst zur Abhilfe vorzubringen im Stande wäre. Das Gesammtdeficit der drei Jahre 1876—79 ist zu 321 Millionen Mark berechnet, wovon 264 Mill. M. zu Nothbauten an Eisenbahnen, Canälen, Straßen ꝛc. wieder ertragsfähig werden. Im Uebrigen ist es eine Thatsache, daß die indische Verwaltung meist mit Deficit gearbeitet hat. Aber England weiß wohl, daß dieser direkte Nachtheil durch indirekte Vortheile des Handels und der Vermehrung des brittischen Nationalreichthums wieder aufgewogen wird.

Ende 1876 war in Bombay und Madras unter 23 Millionen Einwohnern nur ein Sechzehntel einer Durchschnittsernte erzielt worden. Eisenbahnen und gute Chausseen durchziehen daselbst das Land. Während die Regierung 1873 9 Millionen Centner Reis in Hinterindien kaufte und auf 50000 Ochsenkarren sowie durch schleunige Anlage einer schmalspurigen Eisenbahn in die bedrohten Bezirke, nämlich in das nordwestliche Bengalen schaffte, konnte sie 1876 die Beschaffung der Nahrung dem Privathandel überlassen und hatte nur durch Arbeitsvertheilung und Almosen einzugreifen. Im Juli 1877 wurden täglich $1^{1}/_{10}$ Millionen Menschen durch Almosen, $1^{1}/_{4}$ Millionen durch Arbeit an Nothbauten unterstützt. Erst im Januar 1878 konnte diese Hungersnoth als beendigt gelten. Die englische Regierung gab 195 Millionen Mark an Unterstützungen aus, dennoch war die Sterblichkeit groß. Es erlagen 1300000 der Bevölkerung den Entbehrungen. In allen bevölkerten Gegenden ohne Verkehrswege sind periodische Hungersnöthe unvermeidlich. Persien verlor dadurch 1870—72 nicht weniger als $^{1}/_{4}$ seiner Einwohner. In Kleinasien erlagen 1873—75 in Folge der Dürre in Angora $2^{1}/_{2}$ Millionen Stück Pferde und Hornvieh, darunter 528000 Ziegen. Zwischen 6000—20000 schwebt die Zahl derer, die in den einzelnen Provinzen den Hungertod starben. Im Jahre 1877 brach in den Provinzen Schensi, Schansi, Honan in China unter einer Bevölkerung von 56 Millionen ein fürchterlicher Nothstand aus, der nun schon seit zwei Jahren anhält. Die Regierung bewilligte Gelder, aber Mangel an Verkehrswegen und Ueberfluß an gewissenlosen Beamten stumpfte die Wirkung ab. Die Verluste an Menschenleben sind in solchen Zeiten nach vielen Millionen zu taxiren, ohne daß in Europa etwas Näheres, ja sogar im Lande selbst, etwas statistisch durchaus Sicheres bekannt würde. Die gräßlichen Hungersnöthe unter den Beduinenstämmen in Afrika und Arabien, die von einem Volke oft 25—30 % decimiren, sind gewiß wenigstens oberflächlich dem Leser bekannt. Keinesfalls werden Hungersnöthe einen Grund abgeben, weshalb die Hindu gegen England revolutioniren sollten.

Rußland hat, um von der äußersten Grenze seines Reichs durch Turkestan nach der Grenze Afghanistans zu kommen, also von Orenburg bis Herat, etwa einen Weg zu machen, der annähernd der Entfernung zwischen Odessa und Paris entsprechen würde. Die Schwierigkeiten des Transportes und der Verpflegung einer großen Armee sind hier geradezu unsäglich. In der Jahressitzung der Londoner königlichen geographischen Gesellschaft vom 22. Mai 1865 hielt der Präsident der Gesellschaft, Roderich Murchison, einen Vortrag über die mittelasiatische Frage. „Ich möchte", sagte er, „jenen meiner Landsleute, welche die Karte Asiens nur in einem Maßstabe von hundert Meilen auf den Zoll studiren, die abgeschmackte Idee rauben, daß der Kaiser von Rußland, wenn er den un-

fruchtbarsten und entferntesten Theil seines Reiches zur Operationsbasis nimmt, auch nur die leiseste Absicht gegen das englische Indien hegen könnte. Würde man, was ich mit meiner Kenntniß der kirgisischen Steppen leugne, die Mittel finden, einer großen organisirten Armee durch die Wüsteneien des Oxus den Durchzug gegen jene Theile Chinas zu ermöglichen, mit welchen das russische Volk schon lange Handelsbeziehungen gepflegt hat, so könnte man nichtsdestoweniger mit voller Wahrheit und Bestimmtheit behaupten, daß ein Einfall in das brittische Indien, welcher von der neuen russischen Grenze von der chinesischen Seite ausginge, eine reine Chimäre, wenn nicht eine physische Unmöglichkeit ist." Der Marquis of Salisbury erklärte noch auf der Conferenz vom Jahre 1877 in Constantinopel (allerdings damals von Ignatieff völlig eingenommen) „die Befürchtungen eines Conflictes in Asien zwischen Rußland und England wegen Indien sei ein Nachtgespenst" (Indian nightmare). Es ist jedoch zu bemerken, daß einem russischen Heere außer dem Landwege durch das unwirthliche Turkestan auch der Seeweg von der Mündung der Wolga bis nach dem Hafen Asterabad in Persien am Südrande des Caspischen Meeres offen steht, vorausgesetzt, daß die freundlichen Beziehungen zu Persien den Durchzug durch dieses Land gestatten. Das Liebäugeln der Engländer mit Persien und seinem Schah, die Gerüchte, als ob England eine Besetzung Herats durch Persien nicht ungern sähe, die deutlichen Fingerzeige, die H. Rawlinson hierüber giebt, sind jetzt auch in ein deutlicheres Licht gerückt. Herat ist für Afghanistan d. h. für das westliche Afghanistan der strategisch wichtigste Punkt. Es ist die Hauptstation der Etappenstraße zwischen Iran und Hindostan; die sogenannte Königsstraße von Persien über Herat-Kondahar-Ghosna nach Cabul bietet einer Armee nirgends Schwierigkeiten.

Den eben angeführten Standpunkt Murchisons bezüglich der Gefahr für Indien theilte auch Lord Russel, welcher damals an der Spitze des foreign office stand, desgleichen der damalige englische Gesandte in St. Petersburg, Lumley. Im December 1867 äußerte sich auch der Staats-Secretär für Indien, Sir Stafford Northcote folgendermaßen: „Die Eroberungen, welche Rußland in Centralasien bereits gemacht, und diejenigen, welche es, wie es den Anschein hat, noch machen wird, bieten nicht den geringsten Grund zu Vorstellungen, die Argwohn oder Furcht mit Bezug auf dieses Land (Indien) hervorrufen könnten." Auch antworteten auf das Memorandum Rawlinsons der Vicekönig von Indien, Sir John Lawrence, sowie der Ober-Commandant der brittischen Truppen in Indien, Herr Mansfield in optimistischer Weise. Mansfield sagt: „Man kann behaupten, daß der Alarm wegen der britischen Interessen in Indien, der sich gegen Rußland äußerte, weit unvernünftiger ist, als es sich sagen läßt. Als politische und militärische Großmacht haben wir von Rußland, ob es bei seinen

gegenwärtigen Grenzen verbleibe oder seine Herrschaft bis zu unsern eigenen Grenzen vorschiebe, buchstäblich nichts zu fürchten. Diejenigen, welche aus irgend einem Grunde sich befleißigen die Lüge (falsehood) unserer Schwäche in Indien zu verbreiten, fügen uns großes Unrecht zu. Wir sind in diesem Lande gradezu für jede Macht der Welt unbesiegbar, wenn wir uns nur selber treu bleiben" (provided we are true to ourselves).

Man wird unbefangener Weise zugeben müssen, daß die Verfechter der optimistischen Richtung in England für ihre Ansicht im Stande sind, Gründe von Gewicht und von unumstößlicher Geltung anzuführen. Daß England nicht eher von der Vertheidigung seines indischen Kaiserreichs zurücktreten wird, als bis es zugleich den letzten Athemzug als Großstaat gethan, ist unzweifelhaft. Brittisch-Indien erobern wollen, heißt beabsichtigen, England aus der Reihe der Großstaaten ersten Ranges streichen. Dieses Unterfangen ist keine Kleinigkeit bei einem Reiche von fast einer Viertel Milliarde Einwohner, die seit einem Jahrhundert sich unter der staatlichen Organisation Englands befinden. Es ist andererseits daran zu erinnern, daß Rußland in Turkestan höchstens seit einem Decennium Herr ist. Daß England in Bezug auf finanzielle Kraft dem russischen Feinde bedeutend überlegen ist, braucht wohl nur angedeutet zu werden, desgleichen, daß Indiens Küstenentwicklung der Seemacht des Mutterstaats die ausgedehnteste Betheiligung an der Vertheidigung gestattet. In keinem Falle würde ferner England der angreifende Theil sein. Die neuere Kriegsgeschichte lehrt aber, daß der Angreifer mit mindestens verdoppelter Heeresstärke den in festen Stellungen concentrirten Feind fassen muß, und daß der Angriffskampf bedeutend größere Kräfte verbraucht als die Defensive; in letzterer befände sich aber das indo-brittische Reich. England-Indien kann seine gesammte militärische Kraft zur Vertheidigung aufbieten; von Rußland wird kein ernsthafter Politiker sagen können, daß es seine Gesammtmilitärmacht in die Kirgisensteppe Turkestans, die südlichste Spitze seines colossalen Weltreiches ohne Gefahr ablenken kann. Endlich liegt der mächtigste Zunder zu allen großen Kriegsfackeln in der Hoffnung beider Gegner auf materiellen Gewinn. In einem Kampfe um Brittisch-Indien hätte aber eigentlich nur Rußland zu gewinnen, natürlich bei einem solchen va banque-Spiel auch viel zu verlieren.

Wir kommen also zu dem Resultate, daß nur in dem Falle von einem Angriffe Rußlands auf Indien die Rede sein könnte, wenn England seine staatlichen Pflichten gegen Indien so sehr verabsäumte, daß die Hindu selbst mit Erfolg zu den Waffen griffen, um die Engländer zu vertreiben. Dann könnte Rußland vielleicht dem unterdrückten Volke seine „guten Dienste" anbieten. Ueber die Richtigkeit dieser Maßregel ließe sich freilich auch dann noch streiten. Aber dieser mögliche Fall liegt einstweilen gar nicht vor. Lord Salisbury hatte in

der That ganz Recht, wenn er diesen Fall, staatsmännisch betrachtet, ein „Nachtgespenst“ nannte. Will man jedoch durchaus weitsichtige politische Conjecturen ausspinnen, so ist auch im Hinblick auf solche Erwägungen noch zu Gunsten Englands zu sagen, daß das germanische England eher berufen scheint, die stammverwandten Hindu zu civilisiren und mit den Culturformen seines eigenthümlichen Lebens zu durchtränken, als Rußland. Wenn man die ausgezeichneten Typen der Bevölkerung Indiens in dem kürzlich begonnenen Prachtwerke von Emil Schlagintweit „Indien in Wort und Bild“ durchmustert und vergleicht, so merkt man deutlich in diesen Gesichtszügen etwas von unserer alten Völkerfamilie. Rußlands slavische Bevölkerung ist andererseits in einem großen Weltreiche theils vermischt, theils coordinirt mit Tartaren und Mongolen in ihren unzähligen Abstufungen. Will Rußland in später Zukunft an große civilisatorische Ausdehnung denken, so müssen doch gerade diese Völkerschaften am ehesten zu Rußland gravitiren und von ihm seiner Cultur gemäß assimilirt werden können. Was bei der tartarischen Bevölkerung, den Turkomanen, Usbegen, Kirgisen und Osmanen möglich war und ferner noch möglich sein wird, warum sollte das nicht auch für die Reiche mongolischer Bevölkerung möglich werden? Will man noch weiter phantasiren, so müßte man es als Rußlands wenn auch fernliegende Aufgabe hinstellen, in einem großen Weltreiche mit der Gefühlstiefe des Slavismus die Intelligenz und physische Kraft der tartarischen Orientalen und der nüchternen Energie der Mongolen zu verbinden, um daraus die Potenz einer Bildung zu zeitigen, die den Gigantenkampf mit dem, was wir germanische Cultur nennen, aufnehmen können.

Aber wir wollen dem Verfasser des „Tancred“ nicht ins Handwerk pfuschen. Dem Leser wird es ohnehin einleuchten, wie utopisch und unmöglich es sein würde, die Wiedererweckung der alten Cultur Indiens dem Slavismus zu überantworten. So lange der Gedanke der germanischen Cultur noch nicht erschöpft von der Bühne des Welttheaters abgetreten ist, so lange können sowohl Vorder- wie Hinterindien nebst ihren Inseln durch die Kraft und den Geist germanischer Bildung die Stufen neuer Entwicklung und Gesittung hinangeführt werden. Es ist ein Zeichen der Zeit in dieser Richtung, daß das deutsche Reich in Samoa eine erste ausländische Besitzergreifung im stillen Ocean vorgenommen hat. Rußland ist ein Staat mit fröhlicher Werdekraft, es muß aber erst aus sich selbst zu einer eigenthümlichen Blüthe der Bildung gekommen sein, ehe es daran denken kann, die Stätten der höchsten alten Cultur mit neuem Leben zu befruchten. Dem Orientalismus ist das Slaventhum gewachsen.

Sir Henry Rawlinson irrte, indem er die Gefahr eines Einfalles in Indien überschätzte und hierin scheint uns sonach die Ansicht der Staatsmänner von der masterly inactivity gerechtfertigt zu sein. Im Uebrigen sind die Rath-

schläge Rawlinsons in Bezug auf Besitzergreifung Afghanistans zum Schutz der Grenzen Indiens, schon im Jahre 1868 ausgesprochen, so vorzüglich auf Sachkenntniß und Einsicht gestützt, daß England diesem Manne in der That zu ungewöhnlichem Danke verpflichtet ist. Da dem indo-brittischen Reiche die Defensivstellung möglicherweise zufallen wird, so war es nöthig, daß es die formidabeln Pässe und Forts des Hindukusch und des Soliman-Gebirges in den Bereich seiner ausschließlichen Gewalt bekam. Das ist geschehen, und das ist Rawlinsons Werk gewesen. Die Lage ist, um es kurz zu sagen, die: England muß diese strategischen Positionen haben, und Rußland braucht sie nicht nothwendig. Sonach läge hier gar kein eigentlicher Grund zu einem ernsten Conflict vor, und der Oberst Taylor behielte vielleicht Recht mit seiner Ansicht von den „zwei christlichen Schwesternationen", die Alles in Frieden und in Freundlichkeit gemeinsam erledigen? Wahrscheinlich ist es nicht, aber möglich wäre es.

Lassen wir einmal den Gedanken an Indien ganz aus dem Spiele (denn er gehört nicht hierher), so finden wir noch eine andere Concurrenz der Interessensphäre beider Großmächte in Asien, die nicht eine utopische ist wie die wegen der Eroberung Indiens, welche zu Ungunsten Rußlands entschieden werden mußte, sondern die auf beiden Seiten ein reale ist, wenn auch auf Seiten Englands noch am ehesten etwas utopisch zu nennen, und die nach unserer Ansicht zu Ungunsten Englands entschieden zu werden verdient.

Wir haben schon in unserer Schrift „Die Balkanhalbinsel" (Berlin, B. Behr [E. Bock], 1878) darauf aufmerksam gemacht, daß wir die Verbindung der Engländer mit dem sich auflösenden Reiche der Osmanen für unheilvoll halten. Es wird darauf ankommen, ob die Weisheit der brittischen Staatsmänner, nicht von irrigen Idolen à la Tancred geleitet, die Mäßigung besitzen wird, sich von dem dem Untergang geweihten Türkenreiche und seiner Fäulniß hinreichend fern zu halten.

Das asiatische Protectorat Englands kann, soll es überhaupt eine staatsmännische und nicht bloß die armselige Bedeutung einer kaufmännischen Etappe bezeichnen, nur das Ziel haben, den indischen Besitzungen Englands die Verbindung mit den europäischen durch unterworfene oder befreundete engverbundene Länder auf dem Landwege zu ermöglichen. Der Erwerb Cyperns, das Interesse, von Syrien bis Bagdad, eventuell bis zum persischen Golf eine Eisenbahnverbindung herzustellen, sind dafür bezeichnend. Es möge noch daran erinnert werden, daß England schon vor 1827 (wo es Persien trotz Wellingtons Widerspruch im Stiche ließ und dieses an Rußland die reichen Provinzen Eriwani und Nakhitschewan nebst 20 Millionen Rubeln Kriegskosten im Frieden zu Turkemantschei 1827 abtrat) mit Persien gegen Subsidien eine Stipulation gemacht hatte, nach welcher Persien keiner europäischen Macht den Durchzug nach

Indien oder nach dem persischen Golf gestatten sollte. Damals war diese Politik vielleicht ohne große, heute ist sie nur gestützt auf eine gewaltige militärische Landmacht möglich. Vorderindien, Afghanistan, Beludschistan, Persien, Syrien, Kleinasien bilden die Actionssphäre einer solchen Politik. Diese Länder machen ein großes gleichschenkliches Dreieck aus, dessen Basis das südöstliche Indien von Ceylon bis Calcutta bildet. In Beludschistan ist Englands Einfluß (wie schon die Besatzung Quettas zeigte) maßgebend, Afghanistan ist bekriegt und zunächst unterworfen, mit Persien wird dermaßen geliebäugelt, daß es schon die Grenzen des Anstandes gegen diese alte Kokette zu übersteigen scheint, in Kleinasien reformirt England mit Geld und guten Worten und redet der Türkei ein, daß dies zu ihrem Heile geschähe. Das sind Thatsachen und keine Meinungen. Eine solche lockere oder innigere Coalition des englischen Einflusses mit den Völkern tartarischen Bluts im Süden des russischen Reichs kann Rußland niemals dulden, will dieser Großstaat nicht abdanken vor der Aufgabe einer selbständigen asiatischen Politik.

Hier, und nicht in einem utopischen Angriffe auf Indien liegt der Zunder, welcher den Krieg zwischen England und Rußland in Flammen setzen kann. Rußland auf die Sandsteppen Turkestans begrenzen, am Südende des caspischen Meeres lahm legen, am Kaukasus mit gewaffneter Hand Halt machen lassen und an der Südküste des schwarzen Meeres zur Ohnmacht verdammen, das heißt von einem Großstaat Unmögliches fordern. Und diese Gemeinsamkeit der Interessensphäre bedeutet den Krieg. Die Frage, ob England oder ob Rußland endgiltig der Organisator der Völker tartarischer Abstammung sein werde, kann nur das Schwert entscheiden.

Selbstverständlich ist es erlaubt, die jetzt schon übersehbaren Gründe für und gegen die eine oder die andere Meinung zu untersuchen. Es würde aber den hier gebotenen Raum überschreiten, wenn wir unsere Ansicht, daß Rußland der berufene Organisator der asiatischen Orientalen sei, näher begründen wollten. Der ganze staatliche und auch der kirchliche Geist des Czarenreichs ist dem orientalischen Leben verständlicher und kann leichter mit ihm assimilirt werden, als der nüchterne gesetzgeberische Geist der Engländer. Das letztere könnte aus den Fetzen der tartarischen und osmanischen Welt eine gut organisirte von Engländern geleitete Arbeitsfabrik machen, aber nimmermehr das Lebensblut dieses Volkes aufs Neue befruchten. Nach unserer festen Ueberzeugung ist der englische Geist nicht im Stande, die Hoffnung des Orients zu neuer Mutterschaft zu befähigen, denn der Same europäischer Gesittung bleibt erfahrungsmäßig steril in der Umarmung der orientalischen Welt. Daß England mit Recht seine Nordwestgrenze in Indien sichert und die Pässe des Hindukusch und Solimangebirges, womöglich auch Kabul, Kandahar, Kelat,

Bela mit ihren Gebirgsposten zu beherrschen wünscht, haben wir schon erwähnt, auch gesagt, daß das kein casus belli zu sein braucht. Dagegen wäre es unbillig, Rußland veranlassen zu wollen, daß es seinen Handel einzig durch diese von Engländern besetzten Pässe hindurch nach Indien gelangen ließe. Der Organisator der tartarischen Stämme incl. der Osmanen muß seinen Einfluß bis ans persische Meer und an den persischen Golf erstrecken können, ihm gebührt auch naturgemäß das Protectorat über Persien und die asiatische Türkei. Wenn es uns erlaubt ist, auch einmal von „wissenschaftlichen Grenzen" zu sprechen, so können wir diese für Rußland nur in dem Erwerb des gleichen Ländercomplexes erblicken, auf welchen England irrthümlicher Weise seinen Ehrgeiz gerichtet hat. Wir meinen Afghanistan und Beludschistan, eventuell mit Ausnahme der Gebirgspässe im Osten dieser Länder, ferner Persien und die asiatische Türkei. In Verbindung mit Turkestan bildet dieser Ländercomplex die geographische, commerzielle, politische und — last not least — die civilisatorische Interessensphäre des großen nordischen Reiches, welches berufen ist, die tartarische Welt zu civilisiren und dazu außer anderm die militärische Kraft besitzt. Wenn wir meinen, daß der ganze propagandistische Geist Rußlands in Zukunft nach Indien gravitiren und die Schablone der englischen Staatsarbeitsfabrik daselbst über den Haufen stürzen werde, so denken wir dabei nicht an eine Eroberung Indiens durch Rußland, vielmehr an die wunderbaren Segnungen, welche den Völkern aus der elementaren Kraft großer Reiche bei ihrem gegenseitigen Näherrücken gleichsam wie durch ein Naturgesetz erwachsen. In dieser Hinsicht ist der propagandistische Geist des an die Grenzen Indiens gerückten Rußlands von hohem völkergeschichtlichen Werthe und auch für England von Bedeutung, insofern als dieses einen gewaltigen directen Antrieb erhalten wird, seine staatlichen Pflichten dermaßen gegen Indien zu erfüllen, daß die indische Bevölkerung durch das brittische Gouvernement zufrieden gestellt wird. Die Zeiten der Aussaugung, von welchen die indische Compagnie zeugte, und welche von Macaulay gebrandmarkt wurden, können in keiner Form wiederkehren. Das ist eine unendliche Wohlthat für die Cultur und die Gesittung.

Sehen wir uns nun Persien an, den Mittelpunkt der gemeinsamen Interessensphäre Englands und Rußlands, so ist nicht zu leugnen, daß alle thatsächlichen Bedingungen Persien an Rußland ketten. Teheran ist von Cabul, dem nächsten Orte des brittischen Einflusses, so weit entfernt, wie Petersburg von Berlin, dagegen grenzt Persien im ganzen Norden und zum Theil auch im Osten direct an Rußland und ist durch seine Handelsbeziehungen nach dem europäischen Continente auf die russische Verkehrsstraße durch Armenien oder durch das caspische Meer angewiesen. Rußland könnte Persien von Eriwan, vom caspischen Meere und von Merv aus bedrängen und Teheran einnehmen, ehe noch Eng-

land Zeit hätte, die Grenze zur Hilfsleistung zu überschreiten. England hatte bisher Alles gethan, um sich seine politischen Verbündeten, die Pforte, Persien und Afghanistan, zu entfremden. Erst in der neuesten Zeit, seit 1878 hat es in andere Bahnen eingelenkt, und zwar mit gewissem Erfolge. Daß aber endlich in der asiatischen Türkei, wo Rußland in Batum, Kars, Ardahan schon festen Fuß gefaßt hat, und wohin es leicht eine gewaltige Feldarmee werfen kann, England, selbst im Bündniß mit der Türkei, an Rußland einen ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Gegner finden werde, wer möchte das bei Kenntniß des Landes und der Verhältnisse bezweifeln?

Nur wenn Rußland die deutsch-österreichische Politik im Orient durchkreuzen will und sich mit Deutschland und Oesterreich auf feindlichem Fuß stellt, oder gar kindisch genug sein sollte, französische Revanchegelüste zu unterstützen, nur dann kann Rußland im Orient und in dem nothwendig den Verhältnissen entsprechenden Entwicklungsgange seiner asiatischen Politik mattgesetzt werden. Das Festhalten an der Politik des Dreikaiserbundes ist Rußlands politische Nöthigung und Consequenz. Bei aller Kraft wäre Rußland einer österreichisch-englisch-türkischen Combination gegenüber machtlos.

Aber diese Dreikaiserpolitik, wenn sie keine leere Phrase sein soll, fordert auch Opfer von Rußland, nämlich endgiltiges Aufgeben der Träumereien von einem europäischen Slavengroßstaat mit Stambul als Spitze. Rußland ist nicht im Stande, die Balkanhalbinsel zu civilisiren, weil dort die Cultur schon jetzt auf der Höhe der durchschnittlichen Bildung der russischen Provinzen steht. Das ist Oesterreichs Aufgabe. Oesterreich hätte dagegen Rußland in Asien freie Hand zu lassen. Sollten die Interessen der Mittelmeerstaaten, zu welchen alsdann auch Oesterreich gehören würde, nicht gestatten, Rußlands Macht über die Küsten Kleinasiens und Syriens bis an das Mittelmeer auszudehnen, so würde sich auch dies ohne besonderen Nachtheil für Rußland ertragen lassen, indem seine Grenze von den Küsten etwas abgehalten würde.

Die großartigen Schätze des Orients an materiellem, physischem und geistigem Gut zu entwickeln und auf den Weltmarkt des Lebens zu führen, das ist die dankbare Aufgabe unseres großen Nachbars im Osten. Daß die Durchführung dieser Aufgabe und der Aufschwung des Welthandels, nachdem die gesicherten Handelsstraßen und Schienenwege durch Rußland nach Asien führen, auch für das deutsche Reich von unschätzbarer Wichtigkeit sein werden, dafür bürgt uns das fernere Fortbestehen des von unserem Kaiserhause divinatorisch hochgehaltenen Freundschaftsbündnisses mit dem Zarenthrone an der Newa. Die germanische und die slavische Civilisation haben zwar gesonderte Ziele, aber keine conträren; dagegen richten sich beide gegen die von England kürzlich aufgenommenen Aspirationen, englisches, indisches und orientalisch-tartarisches

Leben in einem Pulsschlag zu vereinen. Das ist ein durch die Thatsachen der politischen Vernunft verurtheilter Irrthum des bisherigen Trägers der auswärtigen Politik in England, Lord Beaconsfield — ein ebensogroßer Irrthum, wie wenn Rußland sich zum Organisator des indo-brittischen Reichs in Indien berufen glaubte und an dieser Utopie seine Kraft unnütz verschwenden wollte. Berücksichtigt man den Kern unserer Darlegung, so wird man auch den Ausfall der jüngsten Wahlen in England, welche die auswärtige Politik Beaconsfields verurtheilen, einigermaßen verständlicher finden.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von H. Jacoby.

Der Name Annettes von Droste-Hülshoff hat in der Literaturgeschichte einen guten Klang, und mit Recht. Wer ihre Dichtungen gelesen und sich in sie hineingelebt hat, bewundert die Kraft des Gedankens, die Anschaulichkeit der Darstellung, die Tiefe des Gefühls, die ihnen eigen. Doch ist der Kreis ihrer Verehrer kein großer, und die Gesammtausgabe ihrer Schriften, die vor kurzem erschienen ist, wird denselben kaum um ein Nennenswerthes erweitern. Die Dichterin ist eine viel zu eigenartige Natur, und der Genuß ihrer Dichtungen mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft, als daß wir uns der Hoffnung hingeben dürften, daß ihre Schriften eine ausgebreitetere Wirkung gewinnen könnten. Doch soll dies nicht von denen verschuldet werden, die, durch Vertiefung in ihre Poesie für dieselbe erwärmt, für ihr Verständniß zu wirken verpflichtet sind. Und dazu möchte auch dieser Aufsatz einen bescheidenen Beitrag geben.*)

Den Stoff ihrer poetischen Schöpfungen wählt Annette Droste aus der Natur, aus der Geschichte, aus der Spiegelung der Welt in ihrer Seele, aus den innersten Gefühlen des eigenen Herzens; eine Fülle der anziehendsten Land-

*) Gesammelte Schriften von Annette Freiin von Droste-Hülshoff, herausgegeben von Levin Schücking. Erster Theil: Lyrische Gedichte. Zweiter Theil: Erzählende Gedichte. Schriften in Prosa. Dritter Theil: Das geistliche Jahr. Geistliche Lieder. Stuttgart, Cotta, 1879. — Anna Elisabeth v. Droste-Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens und eine Auswahl ihrer Dichtungen. Gütersloh, Bertelsmann, 1879. — Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Russel, 1880. — Vgl. auch W. Herbst, Annette von Droste-Hülshoff im „Daheim", 1866 S. 200 u. f.

schaftsbilder, eine große Zahl von Balladen, sowie einige poetische Erzählungen, viele Gedichte, aus Welt- und Selbstbeobachtung entsprungen, zeigen den Umfang ihrer poetischen Kraft, die Vielseitigkeit ihrer inneren Beziehungen.

Auf ihre landschaftlichen Gemälde richten wir zuerst den Blick. Die heimische Haide des Münsterlandes und die Alpenwelt der Schweiz bilden fast ausschließlich die Gegenstände ihrer dichterischen Zeichnung. Wie es in der Natur dieser landschaftlichen Gegensätze liegt, ist die Stimmung der Dichterin hier und dort eine sehr verschiedene. Die Monotonie der Haide, die unbestimmte Gleichmäßigkeit ihrer Färbung, die Nebel, die sich über sie hinziehen, wecken in ihrer Seele ahnungsvolle Empfindungen, versetzen sie in Zustände eines gewissen Hellsehens, in denen Vergangenheit und Zukunft ihr im Dämmerlichte erscheinen; düstere, schwankende Gestalten beleben in ihr die Mythen, zu denen sich die Naturvorgänge im Volksbewußtsein verdichtet haben. So tritt in dem Gedichte „Die Mergelgrube" der ewige Wechsel zwischen Entstehen und Vergehen erschütternd vor ihr inneres Auge; die Anfänge und Ausgänge des irdischen Seins ziehen an der Träumenden vorüber:

Vor mir, um mich der graue Mergel nur,
Was drüber, sah ich nicht! doch die Natur
Schien mir verödet, und ein Bild erstand
Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
Ich selber schien ein Funken mir, der doch
Erzittert in der todten Asche noch,
Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.
Die Wolke theilte sich, der Wind ward lau;
Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie Neues quoll, und Altes sich zersetzte —
War ich der erste Mensch oder der letzte?

Im „Haidemann" ist es der Abendnebel, der sich über den Haidegrund legt, und die mannigfaltigen Bildungen und Farbenwechsel desselben, die sie in Anschauung und Ahnung der Haidebewohner uns vergegenwärtigt. „Geht Kinder nicht zu weit ins Bruch", ist der Mutter erste Mahnung, da die Sonne sinkt. Dann lautet sie dringender: „Ihr Kinder legt euch nicht ins Gras, der Haidemann schwillt," und dann von neuem: „ihr Kinder haltet euch bei Haus, der Haidemann braut", „ihr Kinder kommt, kommt schnell herein, der Haidemann zieht". Dann ein neues Bild:

Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich

Da ruft die Mutter ängstlich:

„Gott gnad' uns, wie es zuckt und dräut,
Wie's schwelet an der Dünenscheid'!
Ihr Kinder, faltet eure Händ',
Das bringt uns Pest und theure Zeit —
Der Haidemann brennt!"

Ein andermal sehen wir den „Knaben im Moor", der in der Abendstunde, die Fibel in der zitternden Hand, heimkehrt; „unter jedem Tritte ein Quellchen springt". Im Rascheln am Hage hört das Kind „den gespenstigen Gräberknecht, der dem Meister die besten Torfe verzecht; hinducket das Knäblein zage". Im Rieseln und Knittern der Halme wird die unselige Spinnerin, die gebannte Spinnenlenor, spürbar; im Brodeln und Pfeifen unter den Sohlen klingts „wie eine gespenstige Melodei; das ist der Geigenmann ungetreu, das ist der diebische Fiedler Knauf, der den Hochzeitsheller gestohlen." Und jetzt

„birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!"
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichen Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.
Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimatlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick.
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, schaurig war's in der Haide!"

Aber es sind nicht bloß Nachtgedanken, welche in der Haide durch die Seele der Dichterin schleichen, auch für ihr Leben im Licht hat sie einen offenen Sinn. Alles, was sich regt und webt im Sonnenglanze, schaut ihr Auge, malt sie mit liebevollem Blick. Und auch die humoristische Stimmung kommt hier zu ihrem Rechte. So in dem ersten Gedichte der Haidebilder, „Die Lerche". Die Lerche erscheint als der Herold des Tages, der die Thier- und Pflanzenwelt aus dem Schlafe weckt, die Fürstin Sonne huldigend zu begrüßen. Da öffnen sich die Wimpern der zarten Blumen, das klare Auge des Masliebchens und der bleichen Wasserlilie; der Zitterhalm steht verschämt, die kleine Weide pudert sich. Nun kommen die geflügelten Musikanten. Die Grille spielt schäferlich die Liebesgeige, der Käfer schnurrt, ein tüchtiger Hornist; die Fliege surrt Diskant und Tenor, die Biene ist der Bassist, die Hummel spielt den Contraviolon. Endlich kommen

die Bergleute und breiten ihre Schätze aus, das eifrige Ameisenvolk, und die Spinne bringt das duftige Elfenkleid, das zarte Gewebe.

Nirgend fühlt sich die Dichterin so wohl als in ihrer Heimat, dem Münsterlande, ungern reist sie in die Ferne, und hier verläßt sie nicht die Sehnsucht nach der Heimat. Sie ist ganz eine Tochter der rothen Erde, im besonderen ein Kind der münsterländischen Haide. Sie hat sich in die Erscheinung derselben tief hineingelebt und vermag sie in der anschaulichsten Weise wieder zu erzeugen, wie in den Haidebildern, so auch in den in Prosa verfaßten „Bildern aus Westfalen". Wir heben auch aus diesen als Beweis ihrer klaren, das Charakteristische scharf treffenden Landschaftszeichnung die Schilderung eben des Münsterlandes heraus:

„Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Hauche geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Geriesel über die Fläche und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambuler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert als sein gleichfalls somnambuler Hund und seine Haidschnucken. Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad und flattern erst auf, wenn wir sie fast greifen könnten, um einige Schritte seitwärts wieder niederzufallen und uns im Vorübergehen mit einem weissagenden Auge — zu betrachten. Aus den einzelnen Wachholderbüschen dringt das klagende, mövenartige Geschrill der jungen Kibitze, die wie Taucher-Vögel im Schilf in ihrem stachlichen Asyle umschlüpfen und bald hier bald dort ihre Federbüschel hervorstrecken. Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Thür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet und lächelnd die zierlich versteinerten Muscheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer früheren Schöpfung hier überall verstreut liegen — und wir haben Alles genannt, was eine lange Tagereise hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poesie aufzuweisen hat, als die einer fast jungfräulichen Einsamkeit und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkürlich entfalten. Allmählich bereiten sich indessen freundlichere Bilder vor — zerstreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und frischere Baumgruppen begrüßen uns als Vorposten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münsterlandes, in einer Gegend, die so anmuthig ist, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, und die wie eine große Oase in dem sie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, umstäubenden Sandmeer liegt. In hohem Grade friedlich, hat sie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Nachtigallenschlag und Blumenflor angetroffen werden, und

der aus minder feuchten Gegenden einwandernde wird fast betäubt vom Geschmetter der zahllosen Singvögel, die ihre Nahrung auf dem weichen Kleiboden finden. Die wüsten Steppen haben sich in mäßige, mit einer Haideblumendecke farbig überhauchte Weidestrecken zusammengezogen, aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt. Fast jeder dieser Weidegründe enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillirte Schalen niederfallen und dort auf die Wasserinsecten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit — — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel, und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterduft, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist."

Doch wir brechen ab. Das Angeführte genügt, ein Bild der Landschaft zu geben, in der die Dichterin aufgewachsen ist, für die sie die innigsten Gefühle hegt, deren poetische Reize sie so anschaulich und seelenvoll wiederzugeben weiß.

Eine wesentlich andere Färbung tragen ihre Schilderungen der Alpenwelt, wie wir sie theils in einzelnen Gedichten, theils zerstreut in den größeren poetischen Erzählungen finden. Das subjective Element, das in den Haidebildern die Darstellung durchzieht, verschwindet; die Dichterin ist von der Majestät der Natur ganz erfüllt und will nur diese objectiv zur Darstellung bringen. In den Haidebildern ist ja auch in der That das subjective Element berechtigt — die Haide ladet zum Träumen und Nachsinnen ein —, hier nicht. Wir erkennen daraus, daß wir die Subjectivität in der Auffassung der Natur keineswegs als eine charakteristische Eigenthümlichkeit Annettes bezeichnen dürfen. Sie ist keine Vertreterin der Romantik, und sie will es auch nicht sein. Sie erklärt ausdrücklich, daß sie die Romantik nur wenig liebe, auch gänzlich ohne Talent dafür sei. „Sie wissen selbst," schreibt sie ihrem Freunde Schlüter, „daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann." Nur, wo es zum Charakteristischen der Gegend gehört, läßt sie dem subjectiven Elemente Raum. Daher fehlt dasselbe in den Schweizer Landschaftsbildern. Eine Ausnahme bildet nur das Gedicht „Am Bodensee". Hier erfaßt sie die Schwermuth, und die Schauer der Vergänglichkeit ziehen durch ihre Seele. In elegischem Tone schließt das Gedicht mit dem klagenden Worte an den Geist des Wassers:

O schau mich an, ich zergeh' wie Schaum,
Wenn aus dem Grabe die Distel quillt,
Dann zuckt mein längst zerfallenes Bild
Wohl einmal durch deinen Traum.

Aber hier wissen wir aus dem Munde der Dichterin selbst den Ursprung dieser Stimmung. „Der allerdings sehr reizende See," schreibt sie an ihren Freund Junkmann, „machte mich immer traurig, weil ich den Rhein so durchfließen sah nach Deutschland und Westfalen hinüber." Es war also das Heimweh, das der Bodensee in ihrer Seele weckte.

Auf der Höhe, die Annettes Naturbilder erreichen, stehen ihre Balladen nicht. Wohl weiß sie den rechten Ton für dergleichen zu treffen, aber die Klarheit der Darstellung fehlt nicht selten. Auch ist der gewählte Stoff fast immer so düster, daß diese Dichtungen uns wenig befriedigen. Ein und dasselbe Motiv, das „zweite Gesicht", wird zu häufig verwendet. Die sogenannten Vorgeschichten, die dem Halbwachen erscheinen, bilden mehrfach das Thema. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Dichterin doch der romantischen Schule angehöre und sich über ihre poetische Richtung und Gabe selbst getäuscht habe. Doch wäre dieser Schluß voreilig. Das zweite Gesicht ist eine Eigenthümlichkeit ihres Stammes; die dichterische Berücksichtigung desselben kann also als zur Localfarbe einer im Münsterlande spielenden Ballade gehörig angesehen werden. Ueber diese wunderbare psychologische Erscheinung berichtet uns die Dichterin selbst in den schon angeführten „Bildern aus Westfalen":

„Das Vorgesicht ist hier — im Münsterlande — so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft, und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freisprechen dürfte. Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Ueberspannung. Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fieberhafter Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum Jemand widersteht, obwohl Jeder weiß, daß das Uebel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe, gesteigert wird, wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen und endlich ganz verschwinden läßt. Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heerescolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergiebt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört" — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Tritt der marschirenden Colonnen. Er hört das Geschrei der Verun-

glückten und an Thür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnt Nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen, und der Hund jämmerlich heulend mit eingeklemmten Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. — Wir sagen dies fast ungern, da dieser Zusatz einem unleugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt."

Daß die Dichterin von dieser psychischen Eigenthümlichkeit ihrer Stammesgenossen poetischen Gebrauch gemacht hat, kann ihr gewiß nicht zum Vorwurfe gereichen, und daß derselbe in die Balladenstimmung hinein paßt, unterliegt keinem Zweifel. Nur daß sie das Motiv zu oft verwendet, müssen wir als fehlerhaft bezeichnen. Ihr Interesse an der Eigenart ihrer Landsleute hat sie dazu veranlaßt; doch nicht bloß dies, der mystische Zug der Volksseele überhaupt, wie er sich in Visionen und Sagen ausspricht, hatte für sie etwas Anziehendes und Fesselndes. Und wer kann sich dem Reize der Volkssage entziehen, in dem eine ganz besondere Gattung der Volkspoesie, die mythische Gestaltung des natürlichen und sittlichen Lebens, uns offenbart wird? wer möchte an jenen wunderbaren Erscheinungen, in denen eine der Schranken von Raum und Zeit entnommene Daseinsweise der Seele sich kund thut, gleichgiltig vorübergehen? Man braucht nicht von romantischen Stimmungen erfüllt zu sein, um hier zu verweilen; ein dichterisches Gemüth zumal fühlt sich unwiderstehlich gefesselt. Aus diesem Interesse am mystischen Zuge der Volksseele ist nun auch dieser Gedichts-Cyklus „Volksglauben in den Pyrenäen" entstanden, wie ihm auch die poetische Erzählung „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers" ihren Ursprung dankt.

Jenem Kranze kleinerer Gedichte geben wir aber bei weitem den Vorzug vor dieser poetischen Erzählung. In letzterer tritt der Volksaberglaube zu massiv auf, um unsere Theilnahme zu erregen; auch macht der Held keine innere Entwicklung durch, die ihm unsere Theilnahme erwecken könnte; er ist eigentlich schon im Anfang derselbe wie am Ende. Mit zagendem Herzen hat er im unheimlichen Hause aus böser Hand gegen die Unterschrift seines Namens die Phiole empfangen, die ihn zum reichen Manne macht, die Phiole, in welcher der Spiritus familiaris haust. Reich geworden, wird er nie seines Reichthums froh, er möchte sich der Phiole entledigen, er wirft sie fort, aber sie kehrt wieder, er kann sich von ihr nicht los machen; endlich stößt er eine Reliquie, einen Nagel vom Kreuze Christi, in die Flasche. Da entweicht der unheimliche Gast. Aber nun kommt auch Unglück auf Unglück über ihn, er wird arm und elend; als

Bettler schleppt er sich in die Heimat und stirbt, im Bewußtsein der Vergebung seiner Schuld. Da der Roßtäuscher eigentlich nie das Begehren hatte, reich, sondern nur aus großer Armuth, großem Unglücke befreit zu werden, da er im Besitze bedeutenden Vermögens immer von Reue erfüllt ist, wie die Dichterin ausdrücklich am Schlusse sagt: „Er liebte dich — die Gottesmutter — er liebte dich in Sünd und Schmach“, so fehlt die dramatische, die psychologisch-motivirte Entwicklung, und wir bleiben kalt.

Dagegen ist der „Volksglaube in den Pyrenäen“ ein poetisches Juwel. „Silvesterfey“ heißt das Thema des ersten Gedichts. Ein Mahl ist im einsamen Zimmer für den Schicksalsgeist bereitet, der in der letzten Nacht des Jahres durch die Häuser geht:

An ihrer Hand das Glück, Gewind'
Und Ros' im Lockenhaar, ein schlankes,
Das Mißgeschick ein fieberkrankes,
Ein weinend Kind.
Und trifft sie Alles recht zu Danke
Geordnet von der Frauenhand,
Dann nippt vom Mahle wohl die schlanke
Und läßt auch wohl ein heimlich Pfand;
Doch sollt' ein Frevler lauschen, risch,
Im Hui zerstorben ist die Scene,
Und scheidend fällt des Unglücks Thräne
Auf Herd und Tisch.

Die Bearnerin lauscht in der Kammer auf jedes Geräusch, hoffend und bangend; neben ihr liegt ihr Knabe, in unruhigem Schlafe. Die Hände glühen, der Schweiß bedeckt die Stirn, der anbrechende Morgen des neuen Jahres hat kein Heil gebracht, die Mutter begrüßt ihn klagend:

Du lieber Gott, ist so geschwind,
Eh' noch der Morgenstrahl entglommen,
Das Unglück mir ins Haus gekommen
Als krankes Kind?

Im zweiten Gedicht „Münzkraut“ sehen wir die sorgende Mutter, es ist zum siebenten Mal, zum Münzkrautbeet auf dem Riff gehen. Auf Münzkraut hat der Heiland gestanden, als er von Johannes die Taufe empfing, und deshalb ist es mit Wunderkraft erfüllt. Brod, Salz und Wein legt sie als Opfergabe in die Blätter. Neunmal muß sie den Weg machen; wenn dann die Münze welkt, ist das Kind genesen. Das Gebet der Mutter, theils an Maria, theils an das Münzkraut gerichtet, ist von ergreifender Innigkeit; und die Schlichtheit des Tones sowie die Naivetät der Anschauung steigert die Kraft der Wirkung. Im folgenden Gedichte „Der Bug Garau“ sehen wir die Mutter im Kreise ihrer

Kinder. Es ist Abend geworden, draußen tobt das Wetter. Das Brüderchen schläft, die größeren Kinder werden zur Stille gemahnt, und die Mutter erzählt vom Bug Garau, dem schrecklichen Wolf. Es ist eine rechte Märchenstunde, und der Märchenton in den Erzählungen der Mutter ist wunderbar getroffen. Ein heiteres Bild zeichnet sodann „Der Maisegen", die Frühlingsfeier der Bearner. „Die Hohlenfey" vergegenwärtigt eine düstere, unholde Macht, von der die Menschen Geld begehren. Sie giebt es, aber es gereicht ihnen nicht zum Heil. „Johannisthau" heißt das letzte Gedicht. Der Thau am Morgen des Johannistages ist heilkräftig. So läßt sich ein fast blindes Waisenkind hoffnungsvoll in den frühen Tag führen und erbittet die Johanneshilfe:

Johannes, heiliger Prophet, ich kam
In deinem werthen Namen her und nahm
Von jenem Thaue, den im Wüstenbrande
Die Wolke dir geträufelt, lau und lind,
Daß nicht dein Auge in dem heißen Sande,
Nicht dein gesegnet Auge werde blind.
Gepredigt hast du in der Steppenglut —
So weißt du auch, wie harte Arbeit thut;
Doch arm und nicht der Arbeit fähig sein,
Das ist gewiß die allergrößte Pein.
Du hast ja kaum geruht in Mutterarmen,
Warst früh ein elternlos, verwaistes Kind,
Woll eines armen Knaben dich erbarmen,
Der eine Waise ist, wie du, und blind!

Doch wenden wir uns wieder zu den größeren poetischen Erzählungen der Dichterin. Sie zeichnen sich alle durch die große Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung aus, deren Gesammteindruck auch durch die Dunkelheit, die ihnen hie und da anhaftet, nicht beeinträchtigt wird. Auch für den Gegenstand, für die Handlung, werden wir auf das lebhafteste interessirt. Nur das Jugendgedicht „Walther" nehmen wir von diesem Lobe aus. Die Persönlichkeiten, die uns hier gezeichnet werden, tragen eigentlich nur eine menschliche Maske; in Wirklichkeit sind es theils engelhafte Gestalten, aus Blumenduft und Mondesstrahlen gewoben, theils Teufel, aus dem Abgrund der Hölle aufgestiegen. Wir verzichten darauf, den Inhalt dieser Erzählung bestimmter auszuführen, nur das eine heben wir hervor, da es charakteristisch für die Neigung der Dichterin zum Gewaltigen, Thatkräftigen ist: die trefflich gelungene Schilderung einer Eberjagd. Dagegen haben die Dichtungen „Des Arztes Vermächtniß", „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard", „Die Schlacht im Loener Bruch" hohen ästhetischen Werth. Der Erzählung „Des Arztes Vermächtniß" freilich nur in formeller Hinsicht. Es giebt in der deutschen Literatur außer Bürgers „Lenore" kaum eine Dichtung, welche die Seele so tief erschüttert, ja mit Grauen erfüllt,

und die diese Wirkung ausübt, ohne je den Boden reiner Schönheit zu verlassen. Sehen wir aber auf den Inhalt der Erzählung, so befriedigt uns dieselbe wenig. Ein junger Arzt wird in nächtlicher Stunde in eine Räuberhöhle geschleppt, einem schwer verwundeten zu helfen. Hier findet er eine Frau, die er in Wien als Gräfin und als untreue Braut eines ungeliebten Mannes kennen gelernt hat. Seinen Fragen setzt sie hartnäckiges Schweigen entgegen. Der Zustand des Kranken ist hoffnungslos. Ein junger Mann, der sich in demselbem Zimmer befindet, flüstert dem Sterbenden zu: Sie wird dir folgen. Der Tod der Frau scheint beschlossen. Aber auch dem Leben des Arztes droht Gefahr, doch wird er freigelassen. Jener Jüngling rettet ihn, nachdem er ihm den Eid abgenommen, daß Geheimniß zu bewahren. Der Heimat nahe, verirrt sich doch der Arzt; der Morgen ist noch nicht angebrochen. Erschöpft sinkt er nieder, ein schlafähnlicher Zustand hält ihn gefangen. Da hört er Geräusch, flüsternde Stimmen. Eine Frau soll den Tod erleiden, sie ist bereit, aber sie will den Todesstreich nicht von der Hand empfangen, die das Schwert ergriffen hat. Die Stimmen entfernen sich, bald aber hört der gespannt lauschende einen Fall. Der Arzt gewinnt seine Kräfte wieder, die Sonne ist aufgegangen und zeigt ihm den Weg zu seinem Hause. War jenes schreckliche Ereigniß ein Traumgebilde oder Wirklichkeit? Er weiß es nicht; offenbar will er es auch nicht wissen. Er verläßt die Gegend — die böhmischen Berge — und kehrt in seine Heimat, die Schweiz, zurück. Allmählich verblassen in seiner Erinnerung die Schrecken jener Nacht, die Jugendlust erwacht, das Leben übt sein Recht. Er vermählt sich. Weib und Kind bereiten ihm eine mit Erdenglück reich gesegnete Stätte. Aber in der Seele des Alternden ersteht von neuem das Bild jener unseligen Nacht, mit unheimlicher Gewalt beherrscht es seine Sinne, es verdichtet sich ihm zur Vision. Seinem Sohne hinterläßt er die Aufzeichnung jener Erlebnisse als Vermächtniß.

Wir sehen davon ab, daß alle Andeutungen fehlen, um die Beziehungen jener Frau zu den Räubern, den Grund ihrer Tödtung zu verstehen, daß uns also die Möglichkeit fehlt, ihre Schuld zu beurtheilen; am peinlichsten berührt es, daß das Lebensende des Arztes krankhaft in Folge eines Ereignisses verdüstert wird, in welchem er selbst eine ausschließlich passive Rolle gespielt hat, zu dessen Vermeidung er schlechterdings nichts hatte thun können. War er doch schließlich physisch so gelähmt gewesen, daß es ihm nie klar wird, ob der letzte Act im Drama jener Nacht Traum oder Wirklichkeit war, daß er über diesen Zweifel nie hinauskommt. Und so können wir die Gewissensängste und Visionen des Arztes eben nur als pathologische, als krankhafte Zustände ansehen, deren dichterische Darstellung nicht sittlich befreiend wirken kann. Und wunderbar; einen solchen pathologischen Zustand darzustellen, ist die Absicht der Dichterin

gewesen. Sie hat uns zeigen wollen, welche Einwirkung auf das Gemüthsleben derartige Erlebnisse hervorzubringen vermögen. Aber sind psychiatrische Probleme geeignete Themata für poetische Bearbeitung?

Sympathisch berührt uns auch durch ihren Inhalt die leider — ohne Schuld des Herausgebers ihrer Schriften — nur als Fragment uns zugängliche Erzählung „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard". Die Handlung ist sehr einfach. Ein Greis, der mit seinem Enkel eine Alpenspitze erstiegen hat, verirrt sich auf dem Heimwege. Die Nacht überrascht ihn. Die Versuche, das Hospiz zu erreichen, schlagen fehl. Erschöpft sinken die Wanderer nieder, wie es scheint, eine sichere Beute des Todes. Aber die rettende Hand ist ihnen nahe. Der Hund Barry findet das Kind und trägt es zum Hospiz. Und nun unternehmen es die Mönche in nächtlicher Stunde unter furchtbaren Gefahren, den Begleiter des Kindes zu suchen. Nach langen, vergeblichen Bemühungen gelingt es endlich, durch Barrys Hilfe. Der Greis wird zum Kloster getragen, aber, dem Anschein nach, als Leiche. Alle Versuche, das Leben zurückzurufen, bleiben erfolglos. Es wird ein Bote gesandt, Tochter und Schwiegersohn zu benachrichtigen, die eben zur Feier eines ländlichen Festes sich bereiten. Tief erschüttert eilen sie zum Hospiz. Damit endet das Gedicht, dessen nicht veröffentlichter Fortgang schildert, wie schließlich doch durch die Pflege der Mönche der Greis gerettet wird.

Die Dichterin weiß uns von Anfang bis zum Schluß in Spannung zu erhalten. Der Wechsel von Furcht und Hoffnung in der Seele des Großvaters, das naive, die Gefahr nicht ahnende Kind, die selbstaufopfernde Thätigkeit der Mönche, dazu der Rahmen der Alpenwelt in ihrer erhabenen Größe und ihrer wilden, schauervollen Gewalt, das sind Bilder, die, mit fester Hand und mit lebendiger Anschaulichkeit gezeichnet, das Gemüth aufs tiefste bewegen. Wir würden nichts auszusetzen haben, wenn die eigenthümliche Neigung der Dichterin zum Grauenhaften uns nicht e i n e Scene vorgeführt hätte, vor der wir am liebsten die Augen verschließen: Die Verirrten flüchten sich in ein Gewölbe, wo die Leichen Verunglückter, deren Ursprung unbekannt geblieben ist, aufbewahrt werden. In der Kleidung, die sie im Augenblick des Todes bedeckte, ruhen sie hier in Nischen, an die Wand gelehnt. In diesen Kreis treten nun die Wanderer ein. Das Kind glaubt sich unter Schläfern zu befinden, aber der Greis weiß sich an der Stätte des Todes, und Schauer erfüllen ihn. Unheimlich beleuchtet einfallendes Mondeslicht die bleichen Gesichter, die gespensterhaft bald sich zu heben, bald zurückzusinken scheinen. Und nun das Gräßlichste. Während der erschöpfte Greis vom Schlummer überrascht wird, wandert das Kind durch die Halle und bleibt vor einem Todten stehen, in welchem es seinen schlafenden Vater zu erkennen glaubt. Sein wimmernder Ruf: „Mein Vater,

mein Vater!" weckt den Greis. Er eilt zum Kinde, ergreift es bei der Hand, da fällt der Hut des Todten zu seinen Füßen. Von Entsetzen ergriffen, stürzt der Großvater mit dem Kinde in die Nacht. Das ist eine Scene würdig des Pinsels eines Gabriel Max, aber der Geist der Schönheit hat sie nicht geschaffen. Das Gräßliche ist weder Object der bildenden Kunst noch der Dichtung; wo sie sich ihm zuwenden, betreten sie einen Irrweg.

Am vollendetsten und reifsten, von pathologischen Interessen und von der Neigung zum Grauenhaften frei, durch und durch gesund ist die Dichtung „Die Schlacht am Loener Bruch". Hier hat sich die Dichterin auch ein Problem gestellt, aber nicht ein pathologisches, sondern ein ethisches, wir bewegen uns hier ausschließlich in der Sphäre der Freiheit, nicht in der Sphäre psychischer, mit innerer Nothwendigkeit sich entwickelnder Processe.

Der Held des Gedichtes ist Christian von Braunschweig, der tollkühne, weit und breit gefürchtete protestantische Freischaaren-Führer im dreißigjährigen Kriege. Wider seinen Willen dem geistlichen Stande geweiht, zum Bischof von Halberstadt ernannt, war er nach dem Tode seines Vaters zum Protestantismus übergetreten und hatte an den Kämpfen des Heeres des Winterkönigs, Friedrichs V. von der Pfalz, Theil genommen. Eine leidenschaftliche Empfindung für die Gemahlin desselben, die schöne Elisabeth, die Tochter Jakobs I. von England, ein ebenso leidenschaftlicher Haß gegen den katholischen Clerus, gegen den Stand, der ihm aufgezwungen worden, waren wohl die entscheidenden Motive seiner Parteistellung gewesen. Nach der Schlacht am Weißen Berge, die das Geschick König Friedrichs besiegelte, kämpfte Christian mit dem Grafen Ernst von Mansfeld selbständig, später im Dienste der protestantischen Union, gegen die Kaiserlichen. Am 7. August 1623 wurde er bei Stadtloen im Münsterschen von Tilly geschlagen und flüchtete über die holländische Grenze. Bald darauf starb er, erst 25 Jahre alt.

Die Aufgabe der Dichtung ist nun, die edlen Züge in Christians Charakter, die ihm trotz aller Verwilderung geblieben, aufzuweisen, die Ursachen der letzteren zu zeigen und so Sympathie für ihn zu erregen. Und diese Aufgabe ist trefflich gelöst, so vollkommen, daß die katholische Dichterin fast mehr unsere Theilnahme auf die protestantischen als auf die katholischen Kämpfer lenkt. Wohl zeigt sie auch auf dieser Seite eine heldenhafte Erscheinung in dem Sohne Tillys, dem jungen Albrecht Tilly, wohl erspart sie uns nicht eine Scene, in der die Rohheit des protestantischen Heeres unseren Abscheu erregt, aber indem der Ketzer Christian der Held der Dichtung ist, wendet sich unwillkürlich ihm, seinem Geschick, seinem Heere, ein höheres Maß von Interesse zu. Die Wahl des Themas ist ein Beweis, daß die Entschiedenheit ihres katholischen Bewußtseins und Bekenntnisses Annette Droste nicht abgehalten hat, für einen glühenden

Feind desselben eine lebhafte Theilnahme zu empfinden; eine Objectivität, in der wir die Vielseitigkeit ihres Gemüthslebens erkennen.

Bevor wir uns der Beurtheilung der Gedichte Annettes von Droste unterziehen, berühren wir noch mit wenigen Worten ihre einzige in Prosa verfaßte Erzählung: „Die Judenbuche". Sie ist ein Sittengemälde aus dem vorigen Jahrhundert, ihr Schauplatz das Paderbornsche Gebiet. Wie in einer sittlich verkommenen Umgebung die Entwicklung des Einzelnen gefährdet ist, wie die Schuld des Ganzen ihn verstrickt und niederzieht, seine Widerstandskraft lähmt und bricht, wie sie endlich ihn in den Abgrund stürzt, das ist uns hier in criminalistischem Rahmen ergreifend geschildert. Wir charakterisiren die Absicht der Dichtung mit dem Motto, das sie einleitet:

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Wagschal', — nimmer dir erlaubt!
Laß ruh'n den Stein — er trifft dein eignes Haupt!

(Schluß folgt.)

Für die Armen und wider die Bettelei.

Es ist erfreulich, daß neuerdings immer allgemeiner die Verderblichkeit der hergebrachten Armenbehandlung erkannt und, wenn auch nicht überall mit den geeignetsten Mitteln, auf eine wirksame Unterstützungsthätigkeit hingearbeitet wird. Die Vereine gegen Verarmung, gegen Haus-, Straßen-, Wanderbettelei und Landstreicherei mehren sich täglich. Angesichts des zur Zeit noch immer nicht ganz erstarkten Arbeitsmarktes haben wir in der That dringend Ursache, nicht Polizisten und Gensdarmen allein die Ermittlung zu überlassen, ob der fechtende Handwerksbursch ein Strolch ist, oder ob er zu den beklagenswerthen Ueberschußhänden gehört, denen es weder an Lust noch an Fähigkeit zur Arbeit mangelt und deren sich die Gesellschaft bis auf bessere Zeiten durchaus annehmen muß, damit sie nicht zu Grunde gehen. Eben weil die der Hilfe wahrhaft be-

dürftigen und würdigen „armen Reisenden" jetzt sich so zahlreich zeigen und Behörden und Vereine so stark in Anspruch nehmen, sind alle verfügbaren Mittel um so sorgsamer vor Vergeudung zu hüten. Allzusehr gebricht es aber noch auf Seiten des Publikums, namentlich der Frauen, an jener negativen Unterstützung, die das Herz hat, Almosengesuche von Unbekannten abzuweisen. Je mehr jeder menschlich empfindende zum Geben an scheinbar dürftige neigt, destomehr hat er sich zum Bewußtsein zu bringen und einzuprägen, daß er durch Spenden an falschem Orte sehr ernste Pflichten verletzt.

Wer Ungerechtigkeit und Härte in dem gesetzlichen Bettelverbote sieht, pflegt sich durch dasselbe nicht gebunden zu erachten, sucht es vielmehr heimlich zu umgehen. Der Hauptgrund lautet da immer: „Einige wahrhaft Schwerbedrängte sind ja doch anerkanntermaßen unter dem Bettlerheere; da ich Einzelner diese nicht sicher herausfinden kann, gebe ich lieber jedem Erwachsenen, dem nicht der Müßiggänger, Vagabund oder Trunkenbold auf der Stirn geschrieben steht." Dieser Einwurf verliert seine Kraft, sobald Folgendes ins Auge gefaßt wird.

In unserer Zeit gilt es vor Allem, in den ärmeren Classen das Ehrgefühl zu fördern, welches das Heischen und Empfangen von Almosen als sittlich entwürdigend erkennt. Diesem Ziele kann schon dadurch näher gekommen werden, daß die Gesellschaft darauf hinarbeitet, das Bettlergewerbe weniger einträglich zu machen. Denn auf Arbeitsscheue und Schwankende übt es einen verhängnißvollen Reiz, wenn sie täglich sehen, wie leicht Almosen erschlichen werden und wie gut es die professionellen Bettler haben. Jene wenigen unzweifelhaft dürftigen, die sich nicht scheuen öffentlich anzusprechen, verkommen auch ohne deine und meine Gabe nicht. Suchen wir demnach lieber die schüchterne, versteckte Armuth auf, um hier desto reichlicher zu spenden. Ein treffliches Mittel dazu ist der Beitritt zu einem wohlgeleiteten „Vereine gegen Verarmung", der uns ja deshalb nicht abzuhalten braucht, privatim da zu helfen, wo es ersichtlich noththut. Wer sein „Gewissen salviren" will, mag dann nur die Summe, die er bisher in Dreiern und Groschen aufs Gerathewohl jährlich ausschleuderte, verdoppeln, vervielfachen.

Wie listig und erfolgreich in Stadt und Land das Bettelgewerbe betrieben wird, ist erst in neuerer Zeit ruchbar geworden. Mit Armuths- und Krankheits-Ausweispapieren wird förmlich Handel getrieben und die Bettelbriefstellerei kunstmäßig geübt. Sogenannte „Beinreisende" wissen ekelhafte Wunden und Geschwüre am Bein offen zu halten und, nachdem sie im Spital geheilt, wieder und wieder zum Aufbruch zu bringen. In Hannover ertappte die Polizei kürzlich einen solchen Unheilkünstler, der seinem sauberen Metier seit anderthalb Jahren oblag. Bald wird es vielleicht diesseits des Canals wie drüben in

England Bettelprofessoren und Schriften geben, welche die Kunst des Bettelns lehren, und Karten, auf denen leichtgläubige und freigebige Armenfreunde verzeichnet sind. In einem sprachlichen Werke, Dictionnary of Slang (London, Hotten), finden sich z. B. für Leute, die unter dem Deckmantel des Hausirhandels den Bettel und die Gelegenheitsdieberei betreiben, bestimmte Signale angegeben, welche in deutscher Uebersetzung ungefähr so lauten würden: „zu arm, nichts zu holen — überlaufen, verdorben, schon zu gewitzigt — religiös, da mußt du fromm thun — gefährlich, könntest leicht eingesponnen werden — nimm dich vor dem Hunde in Acht — hier darfst du nicht viel papeln — gut für Speisung" u. s. w. An Thüren, Steinen, Bäumen werden derlei Zeichen gleichfalls angebracht, die aber auch manchmal irreführen und von den guten Quellen ableiten sollen. Das Lächeln über solche Dinge erstirbt auf den Lippen, wenn man an die Summe von Elend und Verworfenheit denkt, die in diesem trüben Strome einhertreibt.

Von Vereinen wird oft darauf hingewiesen, daß die Hausbettelei auf die Wohlhabenden schädlich wirkt, indem sie die Arbeit und Ruhe des Hauses stört, durch Erspähung der Gelegenheit zum Diebstahl den Besitz, durch Umhertragen ansteckender Krankheiten die Gesundheit gefährdet, daß sie das Gefühl lebendiger Theilnahme, auf das der würdige Arme ein Recht hat, abstumpft und, je ernster wir es mit der Hilfe meinen, in um so schwerere Gewissensbedenken uns verstrickt. Sie wirkt aber auch auf die Bettelnden verderblich, denn sie macht die Führung eines geordneten Hausstandes, die auch unter dem Drucke der Armuth noch möglich ist, unmöglich, befördert bei Erwachsenen die Entwicklung der Neigung zu Lüge, Trägheit, Trunk und Verbrechen, verhindert bei Kindern geordnete Pflege des geistigen und sittlichen Lebens und füllt die Reihen der Unbrauchbaren und Prostituirten wie die Räume der Gefängnisse und Zuchthäuser. Dennoch fährt die Mehrzahl der Familien fort, unbekannte Leute zu beschenken.

Zum Schlusse nur noch ein paar statistische Einzelheiten. In Berlin wurden 1879 bloß im Asylverein über 120000, in städtischen Asylen über 110000 Obdachlose beherbergt, polizeilich in Gewahrsam gebracht wegen Obdachlosigkeit 8350, wegen Bettelns 13000. In dem kleinen Offenbach übernachteten allein im Januar 1800 Obdachlose. Die von Gemeinden in Deutschland an „arme Reisende" gereichten Unterstützungen werden auf 1/4 Milliarde das Jahr geschätzt, und eben so hoch die auf Verpflegung der Sträflinge in den Arbeitshäusern und Gefängnissen verwendete Summe.

Wenn unser Mitleid und unsere Mildthätigkeit die falschen Bahnen nicht verläßt und richtige einschlägt, vereiteln wir alle Bemühungen von Behörden und Vereinen, die Massenverarmung zu bekämpfen.

Politische Briefe.

II. Der Reichskanzler und Hamburg.

Wieder einmal große Verstimmung bei den Reichsboten, wieder einmal heftige Klagen eines Theiles der Presse über die unerträgliche innere Lage.

Was ist denn geschehen? Alles und Vieles, sagen die Klagenden. Nehmen wir also einige der neuesten Beschwerdepunkte vor.

Die preußische Regierung hat einen Antrag im Bundesrathe gestellt auf Einbeziehung Altonas mit der Hamburgischen Vorstadt St. Pauli in die Reichszolllinie. Der Antrag ist materiell mit den Zuständen Altonas begründet, formell mit dem Rechte des Bundesrathes, den Bezirk festzusetzen, mit welchem die Hansestädte Bremen und Hamburg nach Artikel 34 der Reichsverfassung außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze zu bleiben das Recht haben.

Die Klagenden — nicht etwa bloß die Interessenten in Hamburg, sondern die Klagenden im Reiche, die über Alles klagen — finden in dem Antrage eine unerhörte Vergewaltigung Hamburgs und überdies eine Verletzung der Reichsverfassung. Hamburg, sagen sie, kann ohne Altona und vollends ohne St. Pauli nicht Freihafen bleiben, und der preußische Antrag bezweckt die Aenderung eines Verfassungsartikels, welcher den Hansestädten ihre Freihafenstellung zusichert; der Antrag müßte also auf die Vorlage eines Gesetzentwurfs und nicht auf den Erlaß einer Verwaltungsbestimmung gerichtet sein.

Hiergegen ist zu sagen, daß die Frage, wie viel Gebiet Hamburg zur Aufrechthaltung seiner Freihafenstellung bedarf, zunächst im Bundesrathe zu erörtern ist. Da § 7 der Reichsverfassung dem Bundesrathe die Aufgabe stellt, über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen zu beschließen, so ist das Recht des Bundesrathes unzweifelhaft, darüber zu entscheiden, welches der dem Zwecke entsprechende Bezirk des umliegenden Gebietes ist, dessen die Hansestädte zu ihrer Freihafenstellung bedürfen. Nehmen wir an, eine Hansestadt glaubte sich bei Festsetzung dieses Gebietes vom Bundesrathe geschädigt, so würde sie sich doch nicht auf die Verfassung berufen können, denn Artikel 34 sichert den Hansestädten nicht einen bestimmten Bezirk von so und so viel Quadratmeilen, so und so gelegen, als Freihafengebiet zu, sondern nur einen dem Zwecke der Freihafenstellung überhaupt entsprechenden Bezirk. Welches dieser Bezirk ist, hat nach Artikel 7 lediglich der Bundesrath zu bestimmen.

Dies also ist die formelle Frage, an der wirklich nichts Unklares ist. Wenn

Hamburg, anstatt durch seine Abgeordneten im Reichstage eine Interpellation stellen zu lassen, zunächst den Gang der Angelegenheit im Bundesrathe abgewartet hätte, wenn es Alles aufgeboten hätte, seinen Standpunkt im Bundesrathe zur Anerkennung zu bringen, so würde es dabei viel besser gefahren sein. Das gänzlich unmotivirte Geschrei über Verfassungsverletzung kann nur das Bestreben auf der anderen Seite hervorrufen, die Bedeutung des Artikels 34 durch thatsächliche Interpretation auf ihren wahren Sinn zurückzuführen.

Werfen wir nun aber auch einen Blick auf die materielle Frage. Was man jetzt als unerhörte Vergewaltigung ansieht, das ist bei der Gründung des norddeutschen Bundes in Hamburg tausendfältig erörtert worden. Man nahm an, Preußen werde Altona in den Zollverein aufnehmen. Die Zollanschlußpartei, die damals wie heute in Hamburg vorhanden war, wünschte dies sogar. Man erörterte, daß, wenn Hamburg nicht sofort zum völligen Zollanschluß übergehen wolle, die Zolllinie bei St. Pauli gezogen werden müsse. Die Freihandelspartei ihrerseits erklärte, daß der hamburgische Handel die Speicher in Altona nicht entbehren könne; wenn Preußen Hamburg schonen wolle, müsse es Altona in dem Freihafenbezirke lassen.

Letzteres ist nun damals geschehen. Aber kein Mensch hat geglaubt, daß damit die Sache auf ewig entschieden sei. Die Herren der hamburger Börse freilich, zugleich die regierende Senatspartei, haben es unterlassen, Einrichtungen zu treffen, Niederlagen, Zollabfertigungsstellen u. s. w. zu errichten, welche den Zollanschluß Hamburgs ermöglichen könnten, ohne ihm die Zufuhr von der See, auf welcher sein Handel beruht, abzuschneiden. Die regierende Partei hat dies unterlassen, um jedesmal, wenn der Zollanschluß auf die Tagesordnung kommen würde, wieder beweisen zu können, daß derselbe den Untergang des hamburgischen Handels bedeuten würde. Die Zollanschlußpartei in Hamburg hat auf dieses Spiel hundert Mal hingewiesen. Preußen hat in den Jahren 1867 und 1868 die Freihafenstellung Hamburgs und die Stellung der dort regierenden Partei aufs äußerste geschont, indem es die eigene Stadt Altona den geschonten Interessen zum Opfer brachte. Man wollte damals nichts über das Knie brechen, so erhaltend und schonend wie möglich auftreten, einschneidende Aenderungen der Zukunft überlassen. Diese Zukunft ist aber nach dreizehn Jahren endlich da. Die beständigen Gegner des Reichskanzlers sagen freilich, Altona empfinde gar nicht die Mängel seiner Lage. Ein sehr maßvoller Abgeordneter Hamburgs erklärte im Reichstage, man dürfe nicht Alles, was Hamburg besitze, als fehlenden Posten auf das Conto Altonas stellen. Das klingt recht verständig, verfehlt aber den Hauptpunkt der Frage. Derselbe liegt doch darin, daß, weil Hamburg als Centrum eines großen Zwischenhandels die ganze Elbmündung beherrscht, an dieser Stelle ein Zollvereinshafen nicht existirt,

der doch für den wirthschaftlichen Aufschwung des Reiches von der größten Bedeutung werden könnte und den das Reich nicht für alle Zukunft entbehren kann, ohne sich für immer zur wirthschaftlichen Inferiorität zu verurtheilen. Hamburg ist ein Hafen für den Import nach Deutschland und nach anderen Ländern, nicht für den Export aus Deutschland. Dies sagt Alles. Soll nun das Reich auf immer darauf verzichten, wenigstens aus dem an der Elbmündung ebenfalls gelegenen Altona einen Hafen für seinen Export zu machen?

So steht die Frage. Man kann gern zugeben, daß mit Altonas Eintritt in die Reichszollgrenze auch die Freihafenstellung Hamburgs gebrochen ist. Auch muß man festhalten, daß diese Stellung eine Anomalie war. Ihre Möglichkeit beruhte auf der Zerrissenheit Deutschlands einerseits und auf der unvollkommenen Durchführung der nationalen Handelspolitik vieler außerdeutscher Länder andererseits. Eine isolirte Stadt kann sich heute nicht als Welthandelsort behaupten. Hamburg als Freihafen wäre nur unter der Bedingung für die Zukunft denkbar, daß es zum Freihafenbezirk das deutsche Reich erhielte. Wir meinen dies so, daß Deutschland bei seiner Zwischenlage den Weg ergriffen hätte, seine nationale Wirthschaft wesentlich auf Spedition, Durchgangsverkehr und Zwischenhandel zu stellen. In der „Hamburger Börsenhalle", einem zu Zeiten sehr intelligent redigirtem Blatte, ist mehr als einmal der Gedanke erörtert worden, ob die reichen Handelsherren nicht alle bestehenden Zölle — sie waren damals niedrig — in Form directer Steuern auf sich nehmen sollten, um dem völlig unbehinderten Handel den größten Aufschwung zu sichern. Der Gedanke kann einen Staatsmann wohl beschäftigen und wird auch den Reichskanzler beschäftigt haben. Aber nach einiger Prüfung können nicht zwei verständige Leute über die Unthunlichkeit verschiedener Meinung sein. Sobald die Unthunlichkeit eingesehen war, mußte Deutschland die Halbheit aufgeben und das System des mäßigen Zollschutzes adoptiren. Mit diesem System ist die Freihafenstellung der Hansestädte auf die Dauer nicht vereinbar. Sie werden mit derselben zum fremden Körper im Reich und entziehen dem Handel des letzteren die natürlichen Ausgangsthore. Die Hansestädte konnten nur das Reich für ihr Handelsprincip erobern, oder sie müssen, nachdem die Unmöglichkeit dieser Eroberung zu Tage liegt, vom Reiche erobert werden. Darüber mag noch eine längere Zeit hingehen. Sich aber auf diesen Ausgang nicht vorbereiten, wäre schädliche Verblendung.

✶

Literatur.

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union. Von Dr. Eugen Schlief. Leipzig, Brockhaus, 1880.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, ein preußischer Jurist, den seine persönlichen Verhältnisse veranlaßten, längere Zeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu leben, hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, das geltende Verfassungsrecht der Union in systematischer Weise zur Darstellung zu bringen. In der That verdient das amerikanische Staatsrecht ein eingehenderes Studium, als ihm bisher im Allgemeinen zu Theil geworden ist, nicht nur weil die Bedeutung der Vereinigten Staaten selbst in stetigem Wachsen begriffen ist, sondern weil dieses Recht in mancher Hinsicht Vorzüge besitzt, auf welche bisher nur selten und niemals genügend aufmerksam gemacht worden ist. Obschon das öffentliche Recht der Nordamerikanischen Union in einzelnen Punkten von Anschauungen ausgeht, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht immer zu billigen sind, so zeichnet es sich doch im Großen und Ganzen durch eine Klarheit aus, an welcher das Urtheil des Juristen wie des Politikers sich zu bilden vermag. Fast aus jeder Prämisse wird die betreffende Schlußfolgerung gezogen, und so fügt sich das Ganze zu einem Systeme zusammen, dessen Theile durchaus mit einander in Harmonie stehen. Wenn man diese Eigenschaften häufig nicht erkannt hat, so liegt dies nicht so wohl an dem Rechte, wie es durch die Unionsverfassung geschaffen, als vielmehr an der Art und Weise, wie es bisher behandelt worden ist. Auch die Amerikaner sind, wie Schlief mit Recht hervorhebt, fast ausnahmslos in den Fehler verfallen, die auf politische Verhältnisse bezüglichen Fragen streng juristischer Natur mit einer gewissen Oberflächlichkeit zu erledigen, die allenfalls auf die parlamentarische Tribüne gehören mag, in einem fachwissenschaftlichen Werke aber durchaus nicht zu rechtfertigen ist. Dazu kommt, daß sich aus einer, sei es aufrichtigen, sei es erheuchelten, immer aber unbegrenzten Verehrung für die Gründer der Union, jede einschlägige amerikanische Schrift zu einem bedingungslosen Panegyrikus der Constitution gestaltete, obgleich die letztere, wie alles in der Welt, ihre Mängel hat, und es Aufgabe der Wissenschaft sein sollte, durch Hinweis auf diese Mängel, die in der Praxis schon wiederholt und störend zu Tage getreten sind, die wünschenswerthe Verbesserung anzustreben.

Der Verfasser verkennt nicht, daß das amerikanische Verfassungsrecht für Deutschland von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist; einmal, weil ein großer und nicht der schlechteste Theil der Unionsbevölkerung deutschen Ursprungs ist und darum für viele in Deutschland die Verhältnisse der großen überseeischen Republik von bedeutendem Einflusse sein müssen, dann aber auch, weil sich der juristische Charakter des deutschen Reiches, wenigstens so weit es einen zusammengesetzten Staat bildet, vielfach mit denjenigen der Union deckt.

Das vorliegende Werk behandelt in seinem ersten, mehr einleitenden Theile die Geschichte der amerikanischen Constitution und deren Amendements, sowie die allgemeinen Principien der Rechtsbildung in den Vereinigten Staaten. Der zweite Theil enthält eine genaue, aus den Quellen geschöpften Darstellung und Besprechung der einzelnen Regierungsfactoren und ihrer Thätigkeit, der Competenz der Unionsregierung, der Verfassungsänderungen u. s. w. Der dritte Theil endlich bietet eine gründliche und interessante Erörterung der praktischen Wirkungen des amerikanischen Verfassungsrechtes dar. Von besonderem Werthe ist hier das Capitel über den Particularismus und die Centralisation in den Vereinigten Staaten. Als Anhang ist die Verfassung der Union in englischem und deutschem Texte beigegeben.

Der Verfasser hat nicht allein mit Umsicht und Einsicht die einschlägigen ameri-

kanischen, sondern auch die französischen, englischen und deutschen Schriften benutzt; unter den letzteren erwähnen wir nur die Arbeiten von R. Mohl, Raumer, H. Blankenburg, Fr. Kapp, Rüttimann, v. Holst, Rud. Doehn, O. Zirkel u. a. Ohne Schliefs Ausführungen in allen Punkten beizustimmen, glauben wir doch, sein Buch, mit Rücksicht auf die mannigfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen deutschen Reiches, unseren Staatsmännern, Parlamentariern, Rechtslehrern und Justizbeamten angelegentlichst empfehlen zu dürfen. Gerade jetzt, wo die Zurüstungen zu einer entscheidungsvollen Präsidentenwahl jenseits des Oceans getroffen werden, wird das Werk ebenso interessante wie belehrende Aufschlüsse gewähren.

Albertino Mussato. Ein Beitrag zur italienischen Geschichte des 14. Jahrhundert. Von J. Wychgram. Leipzig, Veit & Comp., 1880.

Albertino Mussato von Padua ist in mehr als einer Hinsicht eine höchst interessante Persönlichkeit. Geboren im Jahre 1261 von armen Eltern, wußte er sich bis in die höchsten Staatsämter seiner Vaterstadt emporzuarbeiten, und wiederholt diente er ihr, ein gewandter, glänzender Redner, wie sie die damalige Staatskunst besonders gern zu verwenden pflegte, in den Verhandlungen mit fremden Monarchen. In seiner politischen Gesinnung zeigt sich Mussato als ein Parteigenosse Dantes. Wie dieser, richtet er seinen Blick über die Zerrissenheit seines Vaterlandes auf eine höhere Einheit hin, wie sie das Weltkaiserthum repräsentirte, und so jubelt auch er voll froher Erwartung dem jungen hoffnungsvollen Luxemburger Heinrich zu, der, nicht Deutscher und auch nicht Franzose, wie kein Anderer berufen schien, die Krone des römischen Reiches zu tragen. Aber die Hoffnungen Mussatos sollten keine Erfüllung finden. Der plötzliche Tod des Kaisers gab das Signal zu neuen Parteikämpfen in den italienischen Städten. Padua wurde von dem mächtigen Cane von Verona bedroht. Vergeblich stritt Mussato mit Schwert und Wort gegen den Bedränger. Bürgerliche Wirren zwangen ihn, die Vaterstadt zu verlassen, welche die siegreiche Partei der Carrara an Cane auslieferte. Verlassen von Allen und arm, wie er geboren, starb Mussato 1330 in Chioggia.

Ist aber Albertino Mussato schon durch seine Theilnahme an den politischen Bewegungen Oberitaliens zu Anfange des 14. Jahrhunderts von Bedeutung, so nimmt er noch eine ungleich wichtigere Stelle als Vorläufer des Humanismus in der Literaturgeschichte ein. Sein Prosastil und seine zahlreichen Verse bekunden das deutliche Streben, nicht nur Worte und Wendungen der Alten zu gebrauchen, sondern auch in ihrem Tone und Sinne zu schreiben, und das charakteristische Merkmal des Humanismus, das Selbstbewußtsein einer sich scharf von Anderen sondernden Persönlichkeit und die damit in enger Verbindung stehende Liebe zum Ruhm, zieht sich durch jedes seiner Werke.

Mussato hat zwei Tragödien geschrieben, von denen die berühmteste, die Ecerinis, welche die Unthaten der Brüder Ezzelino und Alberico da Romano behandelt, erst neuerdings wieder aus dem Lateinischen ins Italienische übersetzt wurde. Daneben verfaßte er noch eine stattliche Anzahl von Episteln und vielerlei andere poetische Sachen. Wie Petrarka, so trug auch Mussato die Ehre der Dichterkrönung davon, und recht im Sinne der späteren Humanisten meinte er damit den höchsten Gipfel menschlichen Glückes erstiegen zu haben. Neben seiner dichterischen Thätigkeit hat der hochbegabte Paduaner auch für historische Arbeiten Zeit gehabt, die auch für die deutsche Geschichte, zumal für die Geschichte der Römerzüge Heinrichs VII. und Ludwigs IV. von höchster Wichtigkeit sind.

Wychgram behandelt in seiner sorgfältigen Schrift das Leben des merkwürdigen Mannes im weiteren Rahmen der Ereignisse und Zustände seiner Umgebung,

und seine Leistung erscheint um so verdienstlicher, als das Leben Mussatos bisher eine zusamenhängende Darstellung nicht gefunden hat. Wo es sich um die literarische Thätigkeit Mussatos handelt, begnügt sich der Verfasser mit der Hervorhebung der wichtigsten Gesichtspunkte.

Die Geschichte des Elsaß. Ein Buch für Schule und Haus. Straßburg, R. Schultz & Co. (Berger-Levraults Nachfolger), 1880.

Der ungenannte Verfasser dieses Buches will die Lehrer in den Stand setzen, durch eine eingehendere Kenntniß der vaterländischen Geschichte den an der Hand eines früher erschienenen Leitfadens zu ertheilenden Unterricht entsprechend zu illustriren und somit die Skizze des Schülerhandbuchs zu einem volleren Bilde zu erweitern. Zugleich möchte er ein Handbuch für die Familie darbieten, aus welchem das elsässische Volk eine richtige Kenntniß seiner politischen und geistigen Entwicklung gewinnen und zur klaren Erkenntniß gelangen kann, welche Stellung und Aufgabe im Leben der Völker ihm seine Geschichte für die Gegenwart und Zukunft zuweist.

Die Absicht ist gut, aber sie ist jedenfalls nicht erreicht. Was wir lesen, ist kaum eine Geschichte des Elsasses, vielfach ist es nur ein dürftiger Abriß der deutschen Geschichte mit besonderer Beziehung auf die an Ereignissen so reiche Geschichte jener deutschen Provinz. Dabei ist die Darstellung unzusammenhängend, trocken und farblos. Der Verfasser hätte entschieden besser gethan, Alles, was nicht unbedingt mit der elsässischen Geschichte zusammenhängt, auf das Nothwendigste zu beschränken, und seinen Fleiß darauf zu verwenden, wie es schon Lorenz und Scherer gethan haben, farbenreiche Bilder von dem gewerblichen, künstlerischen, literarischen und politischen Leben der elsässischen Vergangenheit zu entwerfen. Nur in solcher Form hat heute eine Provinzialgeschichte noch Aussicht, im Kreise der Familie gelesen zu werden.

Auch können wir nicht verschweigen, daß der Verfasser, der mit Vorliebe älteren Quellen, wie der fleißigen, aber unkritischen Geschichte des Elsasses von Strobel folgt, eine Menge Geschichten erzählt, welche die neuere Geschichtsforschung längst über Bord geworfen hat. Schiefe Urtheile über Ereignisse und Personen finden sich gar nicht selten. Viele Irrthümer haben sich offenbar nur in Folge der Kürze und Unklarheit des Ausdrucks eingeschlichen, bei anderen fehlt uns aber jede Entschuldigung. Von zahlreichen Beispielen, die wir anführen könnten, nur wenige. S. 20. wird erzählt, daß Attila nach Italien gezogen sei. „Hier verwüstete er die Lombardei und zog gegen Rom (!), verschonte aber die Stadt, als ihm Papst Leo I. entgegenzog und ihn an Menschlichkeit mahnte. Attila starb 453 und wurde von seinen Kriegern im Flußbett des Busento (!) begraben." S. 26: „Zu Vouglé (bei Poitiers) kam es zu einer blutigen und heißen Schlacht. Der König der Westgothen, Alarich, wurde geschlagen und mußte mit seinem Volke über die Garonne sich zurückziehen. [Der König Alarich fiel in dieser Schlacht!] Von dort zogen ihre Schaaren über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie ein selbständiges Reich errichteten." [Bestand schon vorher!] Endlich S. 76: „In der Schlacht von Legnano, in welcher Herzog Heinrich der Löwe den Kaiser schmählich verließ [H. war gar nicht dabei!], wurde Barbarossa geschlagen und (!) gezwungen, zu Venedig einen Waffenstillstand zu schließen." — Wir könnten dieses Sündenregister außerordentlich vermehren, denken aber, daß die angeführten Beispiele genügen werden, die Sorgfalt des Verfassers zu illustriren.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Unter den politischen Tagesfragen, die gegenwärtig das Volk der Vereinigten Staaten beschäftigen, steht die in diesem Jahre vorzunehmende Präsidentenwahl in erster Linie. Im Norden und Süden, im Osten und Westen der Union rüsten sich die verschiedenen Parteien, vorzugsweise die Republikaner und die Demokraten, diesen auch für Europa bedeutungsvollen Kampf zu bestehen. Allen voran waren es die in allen politischen Wahlumtrieben wohlbewanderten Anhänger und Freunde des Ex-Präsidenten U. S. Grant, welche sich durch Abhaltung von Staatsconventionen den Sieg zu sichern suchten. Bekanntlich ist die amerikanische Präsidentenwahl keine directe, vielmehr werden in den einzelnen Unionsstaaten, der Zahl der Bevölkerung entsprechend, an einem und demselben Tage sogenannte Electoren gewählt, die dann die Wahl des Präsidenten und Vicepräsidenten vorzunehmen haben. Das Resultat dieser Wahl wird in beglaubigten Listen an den Präsidenten des Bundessenats in Washington gesandt, der dann in gemeinschaftlicher Sitzung des Senats und des Repräsentantenhauses die betreffenden Urkunden öffnet und die Zählung der Stimmen vornimmt; der Candidat, welcher die meisten Stimmen für die Präsidentschaft erhält, soll Präsident werden, wenn die auf ihn gefallene Zahl der Electoralstimmen eine Majorität sämmtlicher Wahlmänner darstellt. Falls indeß kein Candidat eine solche Majorität erlangt, so hat das Repräsentantenhaus unverzüglich durch Wahlzettel aus denjenigen drei Candidaten, welche die meisten Stimmen für das Präsidentenamt erhielten, den Präsidenten zu erwählen; hierbei sollen jedoch die Stimmen nach Staaten gerechnet werden, sodaß die Congreßrepräsentation jedes einzelnen Unionsstaates nur eine Stimme hat. Als zum Vicepräsidenten gewählt gilt derjenige Candidat, welcher nach Ausweis der erwähnten Electorallisten die meisten für die Besetzung dieses Amtes abgegebenen Stimmen erhielt, wenn diese Stimmenzahl eine Majorität aller Electoren ausmacht; erlangt aber Niemand eine derartige Stimmenmehrheit, dann hat der Senat unter denjenigen beiden Personen, welche die meisten Stimmen erhielten, den Vicepräsidenten auszuwählen.

Den Wahlen der Electoren gehen nun aber stets sogenannte Staats- und Nationalconventionen voran, in denen die vorläufige Ernennung der Candidaten

für das Amt des Präsidenten und Vicepräsidenten stattfindet. Ueber das Abhalten dieser Conventionen, so entscheidungsvoll sie auch sind, bestehen keine verfassungsmäßigen Vorschriften, sie sind vollständig dem Belieben der einzelnen politischen Parteien überlassen; und hier bietet sich denn, sowohl was die Vorbereitung zu diesen Conventionen, als was die Leitung derselben betrifft, der geschickten Parteitaktik und den politischen Wahlmanövern ein weites Feld. Die später zu wählenden Electoren sind nämlich zwar nicht rechtlich, aber moralisch verpflichtet, ihre Stimmen für diejenigen Präsidentschafts-Candidaten abzugeben, welche von den Nationalconventionen der betreffenden Parteien ernannt worden sind. Die Zusammensetzung und der Charakter dieser Nationalconventionen ist aber wiederum wesentlich durch die in den Staatsconventionen gefaßten Beschlüsse bedingt.

Die Initiative bei der diesjährigen Präsidentenwahl ist, wie schon angedeutet, von der Partei der Republikaner ergriffen worden, aus deren Reihen seit dem Jahre 1861 die Präsidenten der Vereinigten Staaten hervorgegangen sind. Nachdem von dem republikanischen Central-Wahlcomité die Nationalconvention der republikanischen Partei für den 2. Juni d. Js. nach Chicago im Staate Illinois ausgeschrieben worden war, berief der Bundessenator J. D. Cameron von Pennsylvanien, der neben seinem Collegen Roscoe Conkling von New-York zu den gewandtesten, aber auch rücksichtslosesten und herrschsüchtigsten Führern jener Partei gehört, zum 4. Februar eine Staatsconvention der Republikaner von Pennsylvanien nach der Stadt Harrisburg, um die nach Chicago zu entsendenden Delegaten mit den nöthigen Instructionen in Bezug auf die Ernennung eines Präsidentschafts-Candidaten zu versehen. Cameron sowohl wie Conkling zählen zu den enragirtesten Anhängern des Generals Grant, und es gelang den Machinationen des ersteren, trotz der Opposition andersdenkender Parteigenossen, die für die Nationalconvention in Chicago bestimmten Delegaten Pennsylvaniens dahin zu instruiren, daß sie „geschlossen" (as a unit) für Grants Präsidentschafts-Candidatur stimmen sollten. Dasselbe Resultat erzielte Roscoe Conkling für den Staat New-York in der am 25. Februar zu Utica (in New-York) abgehaltenen Staatsconvention. Wenn nun auch auf diese Weise die Delegaten der beiden volkreichsten Unionsstaaten auf der Nationalconvention zu Chicago für Grant gewonnen zu sein scheinen, so ist doch damit dessen Ernennung zum Präsidentschafts-Candidaten der republikanischen Partei durchaus noch nicht gesichert, viel weniger seine Erwählung. Es besteht nämlich in der ganzen Union ein großer Widerwille gegen diejenige Politik, welche das Präsidentenamt öfter als zweimal auf eine und dieselbe Person übertragen will, und dieser Widerwille hat sich bei aller Anerkennung der Verdienste, die sich General Grant während des Rebellionskrieges als Soldat um die Union erworben hat, vielfach und in deutlichster Weise kund gethan. Dazu kommt noch, daß sich Grant im Laufe seiner beiden Präsidentschaftstermine hinsichtlich der inneren Politik die gröbsten Fehler zu Schulden kommen ließ. Unter keinem anderen Präsidenten griffen in allen Zweigen der Regierung Nepotismus und Corruption so sehr um sich, wie

unter Grant, weshalb denn auch unter seiner Amtsverwaltung die Partei der Republikaner nicht nur bei den Congreßwahlen, sondern auch bei den einzelnen Staatswahlen andauernd schwere Niederlagen erlitt, so daß gegenwärtig die demokratische Partei in beiden Congreßhäusern sich in der Mehrheit befindet. Erst unter dem Präsidenten Rutherford B. Hayes, der durchgängig eine weise und gemäßigte Reformpolitik befolgt, ist wieder zu Gunsten der Republikaner ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eingetreten, wie sich dies z. B. bei den letzten Herbstwahlen deutlich zeigte. In verschiedenen kleineren Unionsstaaten, wie u. a. in Vermont, Rhode Island, Indiana, Kansas u. s. w., haben sich denn auch die betreffenden Staatsconventionen bereits gegen einen dritten Präsidentschaftstermin Grants und zu Gunsten anderer republikanischer Parteiführer ausgesprochen. Unter den Gegnern Grants im Kampfe um die Präsidentenwürde sind auf Seiten der Republikaner vornehmlich zu nennen: die Bundessenatoren James G. Blaine aus Maine und Edmunds aus Vermont, der Finanzminister John Sherman aus Ohio und Ellihu B. Washburne aus Illinois, früher langjähriges Mitglied des Repräsentantenhauses und später amerikanischer Gesandter in Paris. Washburne weigert sich allerdings bis jetzt noch, offen als Gegencandidat gegen Grant, der ihm den Gesandtschaftsposten in Paris verlieh, aufzutreten.

Von besonderer Bedeutung verspricht nun aber eine nationale Massenconvention zu werden, die von den republikanischen Gegnern des dritten Präsidentschaftstermins zum 6. Mai d. Js. nach St. Louis in Missouri von hochangesehenen Mitgliedern der republikanischen Partei berufen worden ist. In der von dem früheren Bundessenator John B. Henderson unterzeichneten Einladung zu dieser Convention heißt es u. a.: „Wir nehmen ein tiefes Interesse an der nächsten Präsidentenwahl und sehen daher mit Bedauern, daß einige unserer Freunde die republikanische Partei mit der gefährlichen Politik einer dritten Präsidentschafts-Candidatur identificiren wollen. Wir glauben, daß das Beispiel George Washingtons und seiner patriotischen Nachfolger auf guten Gründen der öffentlichen Politik beruht. Wir indossiren die Worte Thomas Jeffersons, daß, wenn nicht für die Präsidentschaft ein gewisser Endtermin gesetzt wird, das Präsidentenamt thatsächlich für Lebenszeit gegeben werden kann. Die Beschlüsse, welche die republikanische Staatsconvention im Jahre 1875 faßte, werden noch heute von uns gebilligt, und diese Beschlüsse bekunden eine feste und unzweideutige Anhänglichkeit an das ungeschriebene Gesetz der Republik, welches weise und durch leuchtende Beispiele geheiligt die Amtsdauer eines Präsidenten der Vereinigten Staaten auf zwei Termine beschränkt und einen unwandelbaren Protest gegen die Wahl eines Präsidentschafts-Candidaten für einen dritten Termin enthält. Wir billigen die Principerklärung, die in demselben Jahre von den Republikanern des Staates New-York erlassen wurde, als sie ebenfalls sich gegen jeden dritten Präsidentschaftstermin aussprachen; und wir empfehlen nachdrücklich die von der republikanischen Nationalconvention zu Cincinnati im Jahre 1876 angenommene Platform, wonach die Befolgung von

Washingtons Beispiel für alle Zukunft als ein Fundamentalgrundsatz des ungeschriebenen Gesetzes unserer Republik zu betrachten ist. Wir glauben aufrichtig an die Weisheit und Wahrheit des Beschlusses, welcher einstimmig vom Congresse in Washington City im December 1875 angenommen wurde und dahin lautet, daß das Beispiel Washingtons und anderer Präsidenten, indem sie nach ihrem zweiten Amtstermin in das Privatleben zurücktraten, durch allgemeine Zustimmung ein Theil unseres republikanischen Regierungssystems wurde, und daß jedes Abweichen von diesem Gebrauch unweise, unpatriotisch und gefährlich für unsere Freiheit ist. Die Ernennung General Grants für einen dritten Präsidentschaftstermin würde also ein Fundamentalprincip unseres Regierungssystems verletzen und gegen einen Gebrauch, der in der Meinung des amerikanischen Volkes Gesetzeskraft erlangt hat, verstoßen. Eine solche Nomination könnte nur in gänzlicher Nichtachtung der ausgesprochenen Grundsätze der republikanischen Partei vollzogen werden. Die Warnung Thomas Jeffersons in der Reife seiner Erfahrung und nach langjährigen Diensten ist unvergessen: ‚Sollte ein Präsident zu seiner Aufstellung in einer dritten Wahl zustimmen, so hoffe ich, daß er vom Volke verworfen und zur Strafe für seinen Ehrgeiz geschlagen wird.'"

Die Einladung tadelt dann noch entschieden das Vorangehen der Grantpartei und spricht die Hoffnung aus, daß die Massenconvention in St. Louis dahin wirken werde, daß ein Amendement zur Bundesverfassung der Vereinigten Staaten zu Stande kommt, welches die Amtsdauer des Präsidenten mit Bezug auf seine Wiedererwählung genau bestimmt; auch werden fernere Schritte für die kommende Präsidentenwahl in Aussicht gestellt. So viel scheint sicher zu sein, daß die Massenconvention in St. Louis auf die am 2. Juni in Chicago tagende Nationalconvention der republikanischen Partei nicht ohne Einfluß bleiben wird.

Während so die republikanische Partei sich im Hinblick auf die Präsidentenwahl sehr rührig zeigt, verhalten sich die Demokraten noch ziemlich ruhig. An Einigkeit fehlt es bis jetzt auch im demokratischen Parteilager; der stärkste Präsidentschafts-Candidat ist indeß nach wie vor Samuel J. Tilden aus New-York, trotzdem daß über dem Haupte dieses Mannes ein sehr ärgerlicher Proceß schwebt, und daß John Kelly, der Führer der berüchtigten Tammany-Hall-Demokraten, die sich meistens aus Irländern rekrutiren, mit aller Macht Tildens Candidatur bekämpft. Der Hauptfehler der demokratischen Partei ist der, daß sie zu sehr der particularistischen Staatenrechtslehre Rechnung trägt und keine neuen Ideen in ihr politisches Glaubensbekenntniß aufzunehmen versteht. Auch huldigt die Mehrzahl der Demokraten in der so wichtigen Finanzfrage sehr verderblichen Grundsätzen, indem sie mit der socialdemokratisch angehauchten Greenbackpartei, die für eine unendliche Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes in die Schranken tritt, liebäugelt. Aussicht auf Erfolg in dem Präsidentenwahlkampfe haben die Demokraten wohl nur, wenn die republikanische Nationalconvention in Chicago den General Grant zu ihrem Bannerträger ernennen würde, da die nicht geringe Zahl der un-

abhängigen Republikaner „unter keinen Umständen“ für Grant stimmen wird. Außer Tilden werden als Präsidentschafts-Candidaten in den Reihen der Demokraten noch James A. Bayard aus Delaware, General Hancock aus Pennsylvanien, Hendricks aus Indiana, Thurman aus Ohio und Horatio Seymour aus New-York genannt; doch ist es auch möglich, daß bei einer Zersplitterung der republikanischen Partei ein homo novus die Nomination in der am 22. Juni d. Js. zu Cincinnati stattfindenden demokratischen Nationalconvention davonträgt.

Da unter den obwaltenden Umständen leicht der Fall eintreten kann, daß in der durch die Electoren vorgenommenen Wahl kein Präsidentschafts-Candidat die gesetzlich nothwendige Stimmenmehrheit erhalten hat, die Wahl mithin von dem Repräsentantenhause des Congresses vorgenommen werden muß, so sind die Demokraten im Congresse seit einiger Zeit eifrig bemüht, sich durch Anfechtung der Wahl von republikanischen Repräsentanten die Mehrheit der Stimmen in der Congreßrepräsentation der Einzelstaaten per fas et nefas zu sichern.

Anfangs März d. Js. fand übrigens schon die erste Präsidentschafts-Nomination zu St. Louis (Missouri) statt. Die nationale Greenback-Arbeiterpartei ernannte nämlich Stephen B. Dillaye aus New-Hampshire zum Präsidentschafts- und B. J. Chamber aus Californien zum Vicepräsidentschafts-Candidaten. Beide Herren sind ganz unbekannt und haben natürlich nicht die geringste Aussicht, gewählt zu werden. Im Juni wird der andere Flügel der Greenbackler in Chicago tagen. Auch diese Partei also ist in sich nicht ganz einig. —

Es erübrigt noch, mit einigen Worten auf die noch immer in der Schwebe befindliche Frage des interoceanischen Canals zurückzukommen. Wie jüngst ein Kabeltelegramm meldete, hat der Ausschuß des Repräsentantenhauses der Bundeslegislatur für auswärtige Angelegenheiten einen Antrag eingebracht, wodurch Präsident Hayes aufgefordert werden soll, unverzüglich Maßregeln zu ergreifen, den zwischen den Vereinigten Staaten und England abgeschlossenen sogenannten Clayton-Bulwer-Vertrag aufzuheben. Dieser Vertrag, der vor einigen Decennien zu Stande kam, bestimmt, daß für alle Durchfahrten vom Atlantischen Ocean nach dem Stillen Meere, mögen dieselben in Nicaragua, in Panama, Tehuantepec oder an anderen Stellen des centralamerikanischen Isthmus entstehen, die vollste Neutralität zum Grundsatze erhoben werden soll. „Die Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens erklären,“ so lautet ein wesentlicher Passus des genannten Vertrages, „daß keine von ihnen jemals eine ausschließliche Oberherrlichkeit über den centralamerikanischen Schiffscanal in Anspruch nehmen kann; sie erklären ferner, daß sie niemals in dessen Nähe Festungswerke errichten und Oberherrlichkeitsrechte über Ländergebiete von Nicaragua, Costa-Rica, der Mosquito-Küste oder sonstige Theile von Mittelamerika beanspruchen wollen.“ Der erwähnte Ausschuß des amerikanischen Repräsentantenhauses erkennt nun, wie es scheint, daß der von dem Amerikaner Clayton und dem Engländer Bulwer zu Stande gebrachte Vertrag mit der bekannten Monroe-Doctrin nicht ganz vereinbar, vielmehr geeignet ist, die

Politik zu durchkreuzen, welche die Vereinigten Staaten in Bezug auf interoceanische Canäle gegenwärtig zu befolgen gedenken. Darum soll der besagte Vertrag aufgehoben und der nordamerikanischen Union das ausschließliche Protectorat über den etwa zu bauenden centralamerikanischen Canal vindicirt werden. Außerdem sind in jüngster Zeit von amerikanischen Fachmännern gegen den Panama-Canal von nautischem Standpunkte aus schwere Bedenken wegen der dort herrschenden, nur mit heftigen Stürmen abwechselnden Windstille erhoben worden. R. D.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von H. Jacoby.

(Schluß.)

Welche Beziehungen der Welt spiegelten sich in dem tiefen und reichen Gemüthe Annettes und wie wirkten sie auf dasselbe? — Diese Frage suchen wir jetzt zunächst zu beantworten.

Daß politische und nationale Interessen die Dichterin wenig bewegten, ist leicht begreiflich. Ihr reiferes Leben hat in einer Zeit seinen Anfang genommen, wo nach Jahrzehnten fieberhafter Erregungen und weitgreifender Umwälzungen die Interessen des deutschen Volkes von dem staatlichen Gebiete auf das ausschließlich literarische und künstlerische abgelenkt wurden, und der Tod ereilte sie zwei Monate nach dem Ausbruche der Revolution. Sie hörte noch ihr Brausen von ferne und schreckte vor ihm zurück. Von einer Demagogie, welche von den ewigen Autoritäten, von den himmlischen Heiligthümern sich losgesagt hatte, konnte sie das Heil des Vaterlandes nicht erwarten.

Aber wenn auch nicht dem öffentlichen Leben zugewandt, das in so schwachen Pulsen schlug, hatte sie doch vielleicht ein lebhaftes Vaterlandsgefühl? Wir haben keinen Grund, es zu bezweifeln. Zwar tritt es in ihren Gedichten nicht hervor, wohl aber zeigt sich hier die innigste und wärmste Liebe zu ihrer westfälischen Heimat, für die sie in dem Gedichte „Ungastlich oder nicht“ mit treuem Herzen eingetreten ist. Und diese Heimatsliebe trägt einen universellen Charakter, sie ist frei von localer Enge. Es ist der Werth der Heimat überhaupt, den sie in ihrem besonderen Heimatsbewußtsein erkennt und pflegt, und so schließt denn auch das genannte Gedicht mit den Worten:

Drum, jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

Die Heimat ist der Dichterin aber nicht bloß ein Stück Erde, es ist ihr zugleich eine Gestalt menschlichen Lebens; Land und Leute sind ihr darin mit inbegriffen, vor allem das Elternhaus und die Verwandtschaft. Und so hat sie uns nicht nur mit liebevollem Sinn, voll Pietät das Elternhaus in dem Romanfragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande" gezeichnet, auch manche Gedichte sind den innigen Gemüthsbeziehungen entsprungen, durch die sie mit ihren Verwandten verknüpft war. Freilich hat sie gerade ihren nächsten Angehörigen nur wenige Klänge ertönen lassen, aber aus keinem anderen Grunde als dem, welchen sie in dem kleinen Liede an die Mutter, das wohl ein Geschenk begleitete, angiebt:

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.
Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.
So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

In objectiverer Gestalt hat sie in dem so tief empfundenen und gewiß eigenes Erlebniß darstellenden Gedichte „Der Brief aus der Heimat" die Innigkeit ihrer Kindesliebe bezeugt. Die Tochter ist in der Ferne und wartet seit Wochen vergeblich auf Zeilen der theuren Mutterhand. Die bängsten Gedanken steigen in der Seele auf, schon sieht der geängstete Geist die Mutter von schwerer Krankheit ergriffen.

Doch sieh', dort fliegt sie über'n glatten Flur,
Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund,
Und zitternd ruft sie, mit des Weinens Spur:
„Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!"
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
Die übervoll aus ihren Ufern schwellen;
Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

Wie aber dem eigenen Hause, so öffnet Annette Droste dem Hause, der Familie überhaupt das Herz und begleitet alle Beziehungen des Familienlebens mit theilnehmendem Gemüthe. Zwei der Feier desselben geweihte Gedichte sind in weitere Kreise gedrungen und haben mehrfach in Anthologien Raum gefunden: „Das vierzehnjährige Herz", das die ideale Liebe der heranwachsenden Tochter für ihren Vater darstellt, und das ergreifende Gedicht „Die junge Mutter". Das Kind ist bei der Geburt gestorben, die kranke Mutter glaubt ihren Liebling in einem entfernten Zimmer, wie Wärterin und Gatte ihr gesagt, und liebliche Bilder tauchen vor ihrer Seele auf:

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte über'n Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen weißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz". —
„Du duftest Weihrauch, Mann." — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einen kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Aber die Dichterin derjenigen Liebe, welche im Hause waltet, hat kaum und soweit es geschehen, nur andeutend der Liebe gedacht, welche das Haus gründet. Wir werden weiter unten diesen Mangel zu begreifen suchen; hier nur das Eine. Man glaube nicht, daß Annette Droste dieser Beziehung nicht den Werth zuerkannt habe, welchen ihr die Poesie und die ideale Weltanschauung giebt. Eine Episode in der „Schlacht am Loener Bruch" bildet die Liebe Gertruds und Eberhards. Der bräutliche Bund ist geschlossen. Leise flüsternd steht das Paar in der Fensterbrüstung.

Was ward gesprochen? Allerlei,
Wie immer reden solche Zwei,
Vom ersten Strahle überglänzt;
Ist Einer, dem es nicht ergänzt
Nicht Gegenwart, Erinnerung:
Gar arm ist er! wo nicht, gar jung!*)

*) Der Herausgeber der Briefe erklärt: „Die einfache Lösung des Räthsels ist, daß der ernste, einfache, gesunde Sinn der Dichterin und ihr Gerechtigkeitsgefühl sie überzeugt hatten, daß die vielgepriesene Liebe, wie sie durchgängig verstanden wird, eines so maßlosen

Je spärlicher sie aber der Liebe gedenkt, desto größeren Raum widmet sie der Freundschaft. Vielen edlen Männern und Frauen hat sie Dichtergrüße zugerufen, die am tiefsten empfundenen wohl Levin Schücking, ihrem jungen Freunde, an dessen Entwicklung sie mit den Gefühlen einer älteren Schwester und mit der Sympathie, die aus innerer Verwandtschaft hervorgeht, Theil genommen hat. Seelen- und Geisteskräfte, die in ihr selbst gebunden waren, sah sie in ihm sich entfalten.

So wenn ich schaue in dein Antlitz mild,
Wo tausend frische Lebenskeime walten,
Da ist es mir, als ob Natur mein Bild
Mir aus dem Zauberspiegel vorgehalten;
Und all mein Hoffen, meiner Seele Brand
Und meiner Liebessonne dämmernd Scheinen,
Was noch entschwinden wird und was entschwand,
Das muß ich alles dann in dir beweinen.

Sie erkennt in ihm „das tief versenkte Blut in meinem Herzen", er ist ihr Dioskur, durch allerfrömmste Treue ihr verbunden.

Wir verzichten darauf, der Dichterin zu folgen, wenn sie die mannigfachen Gestaltungen des menschlichen Lebens beleuchtet und dichterisch verklärt, wenn sie in „Des alten Pfarrers Woche" die spärlichen poetischen Kohlen, die im Hause des einsamen Priesters glühen, sorglich sammelt zu hellem Feuer, oder wenn sie in „Vanitas vanitatum" das Bild des alten Generals zeichnet, der, einst ein Schrecken der Feinde und ein Stolz der Seinen, jetzt, ein kranker Löwe, zusammenbricht; wir wollen ihr nicht folgen, wenn sie die wechselnden Geschicke und Zustände des menschlichen Herzens entziffert und deutet. Nur die eine Frage wollen wir zu beantworten suchen: Was ist die Grundstimmung der Dichterin dem menschlichen Leben gegenüber? — Es ist nicht schwer, die Antwort darauf zu finden. So sehr Annette die lichten Blicke des Lebens aufzufangen und zu fixiren weiß, in erster Linie ist es doch das Trübe und Dunkle, was sich in ihrem Auge spiegelt. Und dies erscheint ihr nicht in seiner Zufälligkeit und

---

Bewunderns und Preisens nicht werth sei, da sie zu flüchtig, zu vergänglich, ja oft zu selbstsüchtig und verdienstlos sei, um über alles andere Schöne des Lebens erhoben zu werden; anderes Edle und Schöne komme darüber zu kurz, werde mit beispielloser Parteilichkeit in Schatten gestellt und wohl am Ende gar nicht gewürdigt, und die Poesie könne an ihm sich einen ruhmvolleren und minder leicht zu erringenden Kranz erringen, als an der Liebe, die alle Welt besinge. Mit großem Ernste, oft auch humoristisch scherzend, pflegte sie diesen Punkt mit vorzüglicher Vorliebe ihren Bekannten auseinanderzusetzen, und sichtbar gefiel sie sich in dieser Einsicht und gewählten Weise." Wir bemerken hierzu, daß, insofern in diesen Worten eine Geringschätzung der Liebe als poetischen Themas liegt, wir in ihnen nur ein objectives Verstandesurtheil der Dichterin erkennen können, durch welches sie einer entgegengesetzten Empfindung ihres Herzens, sie bekämpfend, entgegentrat. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird sich im Fortgange unserer Darstellung bewähren.

Vereinzelung, sondern als Ausfluß des ehernen Gesetzes der Vergänglichkeit, das dieser Welt gebietet. Sie hat die Vergänglichkeit der Welt aufs tiefste und schmerzlichste empfunden; sie hat dem Grauen des Todes, der auf allem Irdischen ruht, schreckenerfüllt in das öde Auge gesehen und ist so die Dichterin der Vergänglichkeit alles irdischen Seins geworden. Bei den scheinbar bedeutungslosesten Vorgängen tritt dieselbe in ihr Bewußtsein. Sie steht mit Levin Schücking am Gestade des Bodensees, den Blick auf eine Taucherente gerichtet, die hin und wieder schlüpft.

Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend
Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf —
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Sie blickt auf die Sträuße und Kränze, die sie zur Erinnerung an schöne Stunden bewahrt, und gedenkt wehmüthig, wie sie dahin geschwunden sind im Strome der alles mit sich fortreißenden Zeit. Oder sie wandelt durch Zimmer, in denen sie vor langen Jahren geweilt — wie viel Unwiederbringliches ist seitdem verloren!

Und an dem blanken Gartensaale drüben,
Da steht 'ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,
Die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,
In ihren braunen Locken rollt der Wind;
Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,
Bist fröhlich und gesund.
Sie aber, die vor Lustren dich gebar,
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,
Sie steht mit Einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit Einer, wie du nimmer möchtest denken,
So könne deiner Jugend Flut sich senken;
Sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank
Und sonder Thränenquell, denn sie sind krank,
Ach, Beide, krank und alt!

Und wenn sie in „Carpe diem" mahnt, die Gegenwart auszukaufen, die Lebensfülle, die jede Stunde in sich schließt, zu genießen, wenn sie unsere Thorheit beklagt, die uns unruhig auf Vergangenheit und Zukunft die Blicke zu richten treibt, „Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück, Und unsre Morgen morden unsre Heute," wer hörte in dem Tone dieser Mahnung und Klage nicht den Laut des Schmerzes über die Vergänglichkeit des Daseins!

Aber dieser Laut ist nicht ihr letztes Wort; über die Vergänglichkeit der

Weltspiegelung erhebt sie sich in der Selbstspiegelung des Glaubens. Als Glied der Welt fühlt sie sich in den Wirbel der Atome hineingezogen, eine schwindende Welle im Ocean; in Gott weiß sie sich unvergänglich und frei, triumphirt sie über die Nacht des Todes.

Es ist „Das geistliche Jahr", ein umfassender Cyklus von Gedichten, den Sonntagen und hohen Festen des Kirchenjahrs geweiht, in dem wir den Ausdruck der religiösen Gesammtanschauung der Dichterin erkennen. Wohl wird auch hier die Stimme der Klage laut über die Nichtigkeit des Erdenseins, wohl legt sich auch hier schwer lastend das Räthsel des Lebens auf das von Zweifeln erschütterte Herz, und nicht immer will es tagen. Oft muß sie sich losreißen und vor den verwirrenden Fragen das Auge schließen, der Ewigkeit gedenkend, welche alle Räthsel löst; aber es fehlt auch nicht die Stimme des Frohlockens, die hoffend und vertrauend sich der göttlichen Gnade und Leitung ergiebt. Doch ist allerdings der Grundton auch dieser Gedichte nicht die Gewißheit des Glaubens, sondern das Ringen und Kämpfen um ihn. Das Wort des Heilandes: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reißen es an sich" — in der religiösen Gemüthswelt der Dichterin ist es volle Wirklichkeit geworden. —

Es bleibt uns schließlich noch die Aufgabe, die Gestalt des äußeren Lebens der Dichterin ins Auge zu fassen, und zu sehen, ob es uns einen Schlüssel zum Verständniß ihrer inneren Physiognomie darbietet.*) Und in der That in mannigfacher Hinsicht können wir eine Beziehung zwischen dem Boden, auf dem sie erwuchs, den Verhältnissen, welche auf sie wirkten, ja auch zwischen den körperlichen Bedingungen ihres Daseins und ihrem Seelen- und Gemüthsleben aufweisen.

Die Familie, der Annette entstammte, zählt zu den angesehensten altadlichen Geschlechtern des Münsterlandes. Schönheit der Erscheinung war ein Erbgut des Hauses. Künstlerische Begabung zeigte sich mehrfach in den letzten Generationen. Annettes Mutter gehörte der Familie von Haxthausen an; der wissenschaftlich ausgezeichnete Freiherr August von Haxthausen war ihr Bruder. Am 10. Januar 1797 wurde Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Luise Maria Freiin von Droste auf dem Erbgute Hülshoff geboren, ein schwächliches, nur durch große Sorgfalt erhaltenes Kind. Die Erziehung, die wesentlich in der Hand der Mutter lag, war eine ziemlich strenge. Die große, krankhaft erscheinende Lebhaftigkeit des Kindes suchte die Mutter zu zügeln. Der Unterricht begann früh, die elementaren Disciplinen lehrte die Mutter selbst; dann nahm Annette an dem wissenschaftlichen Unterrichte Theil, den die Brüder

*) Wir folgen dabei in erster Linie der ausgezeichneten biographischen Charakteristik, mit der Levin Schücking die Herausgabe ihrer Schriften eingeleitet hat.

von dem Hauslehrer empfingen. So wurde sie auch mit der lateinischen Sprache vertraut. Von verderblicher Lesewuth blieb sie nicht frei; alle ihr zugänglichen Bücher wurden von ihr verschlungen. Die alterthümliche Burg mit ihren dunklen Kammern und Gängen reizte ihre Phantasie. Schon im achten Jahre trat ihr poetisches Talent hervor. Ein Gedicht auf ein Hähnchen und ein Gruß an die Mutter zu ihrem Namenstage sind die ersten Zeugnisse ihrer dichterischen Gabe. Gleichzeitig componirte sie Clavierbegleitungen zu Liedern und Schauspielen, die in Weißes „Kinderfreund“ sich befanden, und das Bewußtsein künstlerischer und dichterischer Begabung erwachte. „Wenn ich älter bin,“ sagte sie zu ihrer Mutter, die sich einmal günstig über eine musikalische Leistung Annettes ausgesprochen hatte, „schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und componire sie, und noch viel schönere als diese.“ Und bald zeigte sie, daß ihr Bewußtsein sie nicht täuschte. Das im heroischen Versmaß verfaßte Gedicht „Der Abend“, aus ihrem zwölften Lebensjahre, zeugt bereits von großer Beherrschung der Sprache, Anschaulichkeit der Darstellung und Reife des Urtheils.

Aber eigenthümlich: die dichterische Begabung, die das Kind in so hohem Maße zeigte, schlummerte in den folgenden Jahren, in denen Annette zur Jungfrau erwuchs. Lectüre, Zeichnen, Musik beschäftigten sie; vielleicht begann sie auch schon die kleinen Sammlungen, für die sie später so großes Interesse zeigte. Ihre Jugend verlief in der ländlichen Stille des elterlichen Hauses, ihre zwei Jahre ältere Schwester Jenny, ihre beiden jüngeren Brüder Werner und Ferdinand waren die Arbeits- und Spielgenossen. Besuche in Münster und der Nachbarschaft, auch im Paderbornschen, bei Verwandten unterbrachen die Einförmigkeit des Lebens. Manche anziehende und bedeutende Persönlichkeiten lernte hier Annette kennen, die Fürstin Gallizin, den Minister von Fürstenberg, den Grafen Leopold von Stolberg, den General von Lützow und seine Frau, die Oheime Werner und August von Haxthausen. Doch scheint sie von den erstgenannten, ihr nicht verwandtschaftlich nahestehenden keinen tiefer greifenden Einfluß erfahren zu haben. Das Leben im elterlichen Hause hat sie uns selbst mit liebevoller Pietät gegen Vater und Mutter gezeichnet und in der Gestalt des Fräulein Sophie sich selbst in wohlgetroffenen Zügen dargestellt. „Fräulein Sophie,“ läßt sie den Vetter aus der Lausitz in sein Tagebuch schreiben, „gleicht ihrem Bruder aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte. Ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzig Mal im Tage, und ebenso oft wieder das Gegentheil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adeliches und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Aus-

druck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber, und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und fast peinlich Sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz giebt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger, so wie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papas geschieht. — Das Fräulein singt schön, über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen — aber dieses seltsame Moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für einen geborenen Laien, wie mich, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an, und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todtangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen."

Fügen wir gleich diesem scharfen, von einer seltenen objectiven Selbstbeobachtung zeugenden Bilde die Charakteristik der äußeren Erscheinung Annettes hinzu, die wir ihrem Freunde Levin Schücking verdanken: „Ihre feine Gestalt mit den anmuthigen Bewegungen, ihr von einer reichen Fülle hellblonden Haars umrahmter aristokratischer Kopf, der mit den merkwürdig fein gezeichneten Zügen voll Geist und Anmuth doch durch die Uebergröße von Stirn und Auge nur eine wunderliche Art von Schönheit haben konnte — alles das mußte eine Erscheinung von großer Anziehungskraft für feinere Naturen bilden." Und so finden wir denn auch Annette in freundschaftlicher Verbindung mit hervorragenden Frauen, wie mit Katharina Schücking, der Mutter Levin Schückings, die von ihr später als Westfalens Dichterin gefeiert wurde, der Generalin von Thielmann, deren Schwester, Julie von Charpentier, die Braut von Novalis gewesen war. In diese Zeit, da sie zum jungen Mädchen herangereift war, fällt ein Ereigniß, dessen Folgen, wie wir zu behaupten uns berechtigt glauben, sich in ihrem Gemüthsleben nie verwischt haben. Ein junger Arzt hatte ihr seine Liebe geschenkt, und sie hatte dieselbe erwiedert. Aber die Ungleichheit der Verhältnisse hier und dort, der Widerspruch ihrer Eltern trat ihrer Verbindung hindernd ent-

gegen. Wir würden ein Bild der tiefen Bewegung ihrer Seele in dieser Zeit besitzen, wenn sie damals lyrische Dichterin gewesen wäre. Dies ist sie aber erst viel später geworden, im letzten Dezennium ihres Lebens; ihre anfängliche poetische Production lag auf epischem Gebiete. Wenn sie aber im Tone der schmerzlichsten, wehmuthsvollsten Stimmung später auf jene Zeit zurückblickt, so dürfen wir darin einen Beweis erkennen, daß die Wunde, die sie damals empfangen, sich nicht geschlossen hatte. Und darin wird uns nicht beirren, daß sie vermöge der Klarheit ihres Geistes und der Energie ihres Willens der Außenwelt ein heiteres Angesicht zeigte. Wie traurig klingt uns die Klage aus dem Gedichte „Spätes Erwachen“ entgegen:

Ich sah der Liebe Engel lächeln,
Und hatte doch kein Paradies.

Und dann die ergreifende rückschauende Erinnerung in der „Taxuswand“ und der „Nadel im Baum“. Wir können es uns nicht versagen, diese beiden Gedichte, in denen die ganze Tiefe ihres Gemüthslebens sich ausspricht, unverkürzt hier mitzutheilen.

Die Taxuswand.

Ich stehe gern vor dir,
Du Fläche schwarz und rauh,
Du schartiges Visir
Vor meines Liebsten Brau',
Gern mag ich vor dir stehen,
Wie vor grundirtem Tuch,
Und drüber gleiten sehen
Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier,
Von Händen, die nun kalt;
Als man gesungen mir
In Weisen, die nun alt —
Vorhang am Heiligthume,
Mein Paradiesesthor,
Dahinter alles Blume
Und Alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,
Die grüne Gartenbank,
Wo ich das Leben früh
Mit glühen Lippen trank,
Als mich mein Haar umwallte
Noch golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erschallte,
Ein Hornstoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureis,
So Liebe pflegte dort,
Sechs Schritte — und ich weiß,
Ich weiß dann, daß es fort.
So will ich immer schleichen
Nur an dein dunkles Tuch
Und achtzehn Jahre streichen
Aus meinem Lebensbuch.

Du starrtest damals schon
So düster treu wie heut,
Du, unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit;
Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht —
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt
Und möcht' an deinem Saum
Vergleiten wie ein Blatt,
Geweht vom nächsten Baum;
Du lockst mich wie ein Hafen,
Wo alle Stürme stumm,
O, schlafen möcht' ich, schlafen,
Bis meine Zeit herum!

Und das zweite Gedicht:

Die Nadel im Baume.

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,
Hatt' die Kinderschuhe vertreten,
Nicht alt war ich, doch aber im Zug,
Zu Sankt Andreas zu beten,
Da bin ich gewandelt Tag für Tag
Das Feld entlang mit der Kathi;
Ob etwas Liebes im Wege lag?
Tempi passati — passati!

Und in dem Haideland stand ein Baum,
Eine schlanke, mächtige Erle,
Da saßen wir oft in wachendem Traum
Und horchten dem Schlage der Merle;
Die hatte ihr struppiges Nest gebaut
Grad in der schwankenden Krone,
Und hat so keck hernieder geschaut
Wie ein Gräflein vom winzigen Throne.

Wir kosten so viel und gingen so lang,
Daß drüber der Sommer verflossen;
Dann hieß es: „Scheiden, o weh, wie bang!"
Viel Thränen wurden vergossen;
Die Hände hielten wir stumm gepreßt,
Da zog ich aus flatternder Binde
Eine blanke Nadel und drückte fest,
Sie fest in die saftige Rinde.

Und drunter merkte ich Tag und Stund,
Dann sind wir fürder gezogen,
So kläglich schluchzend aus Herzensgrund,
Daß schreiend die Merle entflogen;
O, junge Seelen sind Königen gleich,
Sie können ein Peru vergeuden,
Im braunen Haid, unterm grünen Zweig,
Ein Peru an Lieben und Leiden.

Die Jahre verglitten mit schleichendem Gang,
Verrannen gleich duftiger Wolke,
Und wieder zog ich das Feld entlang
Mit jungem lustigem Volke;
Die schleuderten Stäbe und schrieen „Halloh!"
Die sprudelten Witze wie Schloßen,
Mir wards im Herzen gar keck und froh,
Muthwillig wie unter Genossen.

Da plötzlich rauscht es im dichten Gezweig,
„Eine Merle," rief's, „eine Merle,"
Ich fuhr empor, — ward ich etwa bleich?
Ich stand an der alternden Erle;

Und rückwärts zog mir's den Schleier vom Haar,
Ach Gott, ich erglühte wie Flamme,
Als ich sah, daß die alte Nadel es war,
Meine rostige Nadel im Stamme!

Drauf hab' ich genommen ganz still in Schau
Die Inschrift zu eigenem Frommen,
Und fühlte dann plötzlich, es steige der Thau
Und werde mir schwerlich bekommen.
Ich will nicht klagen, mir blieb ein Hort,
Den rosten nicht Wetter und Wogen,
Allein für immer, für immer ist fort
Der Schleier vom Auge gezogen.

Noch öfter sind ihr später Huldigungen dargebracht worden, aber sie hat sich ihnen immer entzogen.

Das Jahr 1826 brachte Annette schwere Verluste, den Tod ihres Vaters und ihres besonders geliebten Bruders Ferdinand. Die tief erschütterte wurde von einer ernsten Krankheit ergriffen und in lang anhaltende, tiefe Schwermuth versenkt. Doch heilte sie von dieser eine auf Wunsch des Arztes erfolgte Ortsveränderung. Sie wählte zu ihrem Aufenthalte Coblenz, Cöln, Bonn, wohin Freundschaft und Verwandtschaft sie zog. In Coblenz weilte sie bei Frau von Thielmann, deren durch körperliche Leiden bedingtes Hellsehen das lebhafteste Interesse Annettes erregte. In Cöln fesselte sie das Haus ihres Onkels, des Freiherrn Werner von Haxthausen, nach Bonn führte sie eine Einladung ihres Vetters, des Professors der Jurisprudenz Clemens Freiherr von Droste. Von besonderer Bedeutung für ihre Entwicklung war Bonn. Sie trat hier in einen geistig angeregten Kreis und empfing eine Fülle bildender Eindrücke. Von den verschiedensten Seiten wurde ihr eine sympathische Aufnahme zu Theil. Sie erregte, wie eine Freundin erzählt, „einen wahren Enthusiasmus der Freundschaft und Liebe, wo sie erschien, die erstere mit herzlicher Hingebung erwiedernd, vor letzterer fliehend, wie ein Luftgeist vor irdischem Feuer". Diese Mittheilung der Freundin betrifft ihren Aufenthalt in Cöln, wird aber auch wohl, wenigstens zum Theil, auf Coblenz und Bonn bezogen werden dürfen. Ihre Uebersiedlung von Cöln nach Bonn war eine auffallend plötzliche gewesen, und wir ahnen den Grund, wenn wir hören, daß sie damals entschiedener als je ihre Abneigung gegen eine Heirath aussprach. In Bonn lernte sie auch Adele Schopenhauer, die treffliche und geistig bedeutende Schwester des Philosophen kennen, mit der sie fortan eine dauernde Freundschaft verband. Vom Rhein aus unternahm sie eine Reise nach Holland und Belgien und erweiterte so den Kreis ihrer Anschauungen und Erfahrungen.

Nach der westfälischen Heimat zurückgekehrt, lebte Annette still und einge-

zogen auf dem Wittwensitz der Mutter, dem kleinen Gute Rüschhaus, eine Stunde westlich von Münster gelegen. Die Einsamkeit des Lebens wurde noch größer, als die ältere Schwester Jenny 1834 sich mit dem verdienten Germanisten, dem Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg auf Eggishausen im Thurgau, vermählte. Es gab Zeiten, wo Annette hier ganz allein lebte, wo einige Dienstboten und ihre alte Amme ihre einzigen Hausgenossen waren. Diese Einsamkeit ist nicht ohne Einfluß auf ihre Gesammtrichtung geblieben, der grüblerische Zug, der ihrer Natur an sich eigen war, das Nachsinnen über die Räthsel des Lebens, wurde genährt, und wir begreifen es, daß, wie Levin Schücking erzählt, die Realität ihres irdischen Seins sich mitunter dem Bewußtsein entzog und sie schwankte, ob sie in der Zeit oder in der Ewigkeit weile. Doch fehlte es nicht gänzlich an Unterbrechung des einförmigen Lebens. Besuche der Verwandten, längerer Aufenthalt Annettes auf deren Gütern brachten manche Abwechslung. Vor allem aber entwickelte sich ein reger Verkehr mit Münster, wo die Dichterin in dem schon damals erblindeten Professor der Philosophie Christoph Schlüter einen treuen Freund fand. Die Briefe Annettes an Schlüter zeigen uns, wie nah und in geistigem Zusammenhange sie sich ihm vereint fühlte. Diese Freundschaft bildete eine eigenthümliche Ergänzung ihrer Verbindung mit Levin Schücking. War es dort die Verwandtschaft der Naturen, die Gemeinsamkeit literarischer und poetischer Interessen, welche die Freundschaft knüpfte, hier ruhte sie auf dem Boden religiöser Ueberzeugung, auf der Uebereinstimmung des Glaubens. Durch Vermittlung Schlüters wurde auch Professor Junkmann, eine dichterisch angelegte Natur, mit Annette bekannt und ihr werth. Mit liebevoller Theilnahme begleitete sie seine Entwicklung. So weit nicht die Freundschaft ihre Zeit in Anspruch nahm, war dieselbe vor allem von musikalischer und dichterischer Thätigkeit ausgefüllt. Auch für jene besaß sie eine hervorragende Begabung. Besonders den Ton des Volksliedes vermochte ihr Vortrag zu treffen, wie sie denn auch selbst Volks- und Minnelieder, Texte und Compositionen, zu dichten und zu gestalten wußte. Später bewährte sich ihr musikalisches Talent in gewaltigen, ergreifenden Improvisationen. Vor allem aber waren es die poetischen Erzählungen Annettes, die in dieser Zeit entstanden, und die zugleich mit einigen lyrischen Gedichten 1838 von ihr veröffentlicht wurden. Ihre Mutter hatte die Einwilligung dazu nicht gern gegeben. Daß ihre Tochter in den Kreis der schriftstellernden Damen eintrat, damit möglicherweise in die literarische Bewegung hineingezogen wurde, auf jeden Fall wohl öffentliche Beurtheilung über sich ergehen lassen mußte, war ihr ein peinlicher Gedanke. Annettes Gedichte erschienen denn auch nicht unter ihrem vollen Namen, nur die Anfangsbuchstaben desselben wurden angegeben. Vorläufig ließ das Publikum die Dichtungen völlig unbeachtet, die so wenig mit der Zeitstimmung correspon-

dirten. Auf der einen Seite nahm damals der Streit der preußischen Regierung mit den Erzbischöfen von Cöln und Gnesen die Gemüther in Anspruch, auf der anderen wurden sie von den Ideen des jungen Deutschlands aufs tiefste erregt. Kein Wunder, daß die Stimme einer Dichterin wirkungslos verhallte, die, gleichsam zeitlos, von den Interessen des Augenblicks absehend, ausschließlich auf die bleibenden Erfahrungen des menschlichen Geistes und Herzens den Blick richtete. Annette selbst wurde von diesem literarischen Mißgeschick wenig berührt, nur daß sie sich die Frage vorlegte, ob sie nicht vielmehr zur lyrischen Dichterin oder zur Prosa-Schriftstellerin berufen sei.

Wir würden ein unvollständiges Bild ihres Stilllebens in Rüschhaus geben, wenn wir es unterließen, Annette schließlich auch im Kreise von Neffen und Nichten zu beobachten, wie sie, mütterlich waltend, bald unterrichtet, bald erzählt, oder am offenen Fenster sitzend der gespannt lauschenden Dorfjugend Gelesenes und Erdachtes aus der Sagen- und Märchenwelt mittheilt in plattdeutscher Mundart, oder wie sie die Haide durchstreift, den Hammer in der Hand, im Steinbruch zu klopfen und Reste der Urzeit zu erforschen.

Indessen verschlimmerte sich Annettes körperlicher Zustand. Die wenigen Jahre, in denen sie das Vollgefühl der Gesundheit genossen hatte, waren schnell vorübergegangen. Krankhafte Zustände traten ein; von nervösem Kopfweh, rheumatischen und Gesichtsschmerzen hatte sie schwer zu leiden, asthmatische Beschwerden und Bluthusten erregten Besorgniß. Doch brachte ein längerer Aufenthalt bei ihrem Schwager im Jahre 1836 Besserung. 1841 erneuerte sie denselben; Herr von Laßberg hatte inzwischen das uralte Schloß Meersburg am Bodensee gekauft, das einst König Dagobert erbaut hatte. Hier war ein rundes, etwas düsteres Thurmzimmer ihre Wohnstätte. Einsamkeit und Geselligkeit glichen sich im Leben des Hauses wohlthuend aus. Manche anziehende, manche bei aller Gelehrsamkeit recht langweilige Männer lernte sie kennen. Zu ersteren zählen wir Uhland, Kerner, Schwab, Wessenberg, Reuchlin. Mit Uhland und Reuchlin knüpften sich nähere Beziehungen. Vor allem aber verkehrte sie viel mit Levin Schücking, der mit der Katalogisirung der Bibliothek ihres Schwagers beauftragt war. In dieser Zeit erwachte in ihr das Bewußtsein ihrer Begabung zu lyrischer Poesie, die meisten lyrischen Gedichte entstanden im Winter 1841 zu 1842; 1844 erschien bei Cotta in Stuttgart ein Band ihrer Gedichte unter ihrem vollen Namen. Er umfaßte die poetischen Erzählungen und die lyrischen Gedichte. Ihr Gesundheitszustand wurde inzwischen immer bedenklicher, sie mußte dauernd ihren Wohnsitz in der Meersburg nehmen; da ihr der Arzt viel Bewegung geboten hatte, kaufte sie sich, um ein Ziel für diese zu haben, einen Weingarten mit Pavillon in nächster Nähe. Der Besitz dieses kleinen Tusculums machte ihr große Freude. Auch ihre Mutter siedelte

nach der Meersburg über. Noch einmal 1847 besuchte sie die Heimat. Auf der Rückreise erkrankte sie schwer in Bonn, doch fand sie am Bodensee wieder Kräftigung. Aber im Frühjahr 1848 endete das Leben der Dichterin. Noch erlebte sie den Ausbruch der Revolution, vom nahen Baden hörte sie, tief erschüttert, ihren Sturm. Noch war es ihr vergönnt gewesen, im letzten Winter „Das geistige Jahr", ihr religiöses Friedensvermächtniß, das sie, von schwerer Krankheit genesen, begonnen hatte, zu vollenden. Dann wurde sie abgerufen, der Tod, dem sie seit langen Jahren entgegengesehen hatte, ereilte sie am 24. Mai 1848. Ein Herzschlag nahm sie hinweg.

Wir haben Annette von Droste als die Dichterin der Vergänglichkeit des irdischen Daseins bezeichnet. Finden sich in ihrem Leben Momente, die es uns begreiflich machen, daß diese eigenthümliche Gesammtanschauung der Welt sich in ihr bildete? Wir glauben es allerdings. Die Gebrechlichkeit ihres Körpers, der Einfluß der Haidelandschaft, die schwache Entwicklung des Naturlebens in derselben, die Stille, die sich über sie ausbreitet, die Einsamkeit, in der so häufig die Tage der Dichterin verflossen, der schmerzliche Verzicht auf die Lebensgemeinschaft mit dem Manne, dem ihr Herz so warm entgegengeschlagen hatte, alles dies in Verbindung mit einer Neigung, sich in das Geheimniß des Welträthsels zu vertiefen, mußte in ihr das lebhafteste Bewußtsein der Vergänglichkeit alles Irdischen hervorrufen. Das Gegengewicht fand sie in dem Glauben, in ihm siegte sie über das Entsetzen, in das der Gedanke an die Unendlichkeit des Vergänglichen sie versenkte. Annette Droste war eine positive Christin. Sie war auch eine Katholikin, die Dogma und Cultus ihrer Kirche gläubig umfaßte. Doch bedarf es hier einer Restriction. Blicken wir in ihre religiösen Dichtungen, so finden sich hier wenige Spuren specifisch katholischen Bewußtseins. Die mittlerische Thätigkeit der Kirche hat hier keinen Raum. In ihrem Kampfe suchte die Dichterin keine Hilfe bei dem Priesterthum, den Fürbitten und dem Opfer, die es darbringt; der einzige Mittler, dessen sie bedarf, ist der Heiland selbst; ganz vereinzelt denkt sie der fürbittenden Heiligen. Und so trägt ihre Frömmigkeit, wenn auch in katholischem Gewande, einen allgemein christlichen Charakter. Sie war in erster Linie Christin, in zweiter Katholikin. Dem entspricht es denn auch, daß Annette weder an dem Werben um Proselyten noch an den geworbenen Proselyten Wohlgefallen hatte. Fast möchten wir glauben, daß ihr katholisches Bewußtsein vor allem durch die Treue bedingt war, mit der sie das, was sie als Erbtheil der Väter überkommen hatte, festhielt und bewahrte. Auch für die romantische Weltanschauung, welche die entschiedenen Katholiken ihrer Zeit hegten, hatte sie wenig Sympathien. Sie schwärmte keineswegs für die Vergangenheit; wo sie des Ritterthums gedenkt, zeichnet sie mehr Schatten als Lichtbilder. Realistisch gerichtet, gehörte sie vielmehr der Gegenwart an. Und

hier vertrat sie allerdings eine entschieden conservative Weltanschauung, die feste Schranken gezogen wissen will, um den Ausschreitungen der Willkür zu wehren. So erscheint uns Annette von Droste als eine harmonisch in sich vollendete Persönlichkeit, fest wurzelnd in den geschichtlichen Gründen, auf denen unser höheres Dasein ruht, aufsteigend zu den letzten ewigen Zielen, zu denen wir berufen sind, und in dieser doppelten Beleuchtung mit scharfem Blick, feinem Sinn und warmem, weitem Herzen das ganze Gebiet des irdischen Daseins umfassend. Ihre Dichtungen stellen das Gesammtbild der Welt dar, das sich so ihr zeigte. Die zeichnende Hand ist fest und kräftig, die Züge scharf und bestimmt, doch fehlen mitunter die weichen Mitteltöne, welche Einheit und Zusammenhang leichter erkennen lassen. Aber wer sich in die Sinnes- und Geistesart der Dichterin hineingelebt hat, wird durch das Ungelenke und Dunkle der Sprache nicht mehr oder doch nur selten gestört werden, er wird vielmehr darin eine Eigenart sehen, die er nicht missen mag. Und der Umfang, die Größe und die Tiefe der Gedanken, die ergreifende Gewalt der Gefühle und Anschauungen werden ihm die Dichtungen Annettes von Droste zugleich zu einer Quelle der Erhebung und Vertiefung, der Veredlung und Erbauung machen.

Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger.

Unter diesem Titel hat kürzlich Carl Alfred Hase auf Grund von Actenmaterial, welches ihm das Staatsarchiv von Königsberg darbot, ein detaillirtes Geschichtsbild aus dem sechzehnten Jahrhundert entworfen, welches er seinem greisen Vater und Lehrer, dem allbekannten Kirchenhistoriker, zu dem auf den 15. Juli fallenden 50jährigen Jubiläum seiner Jenenser Professur im voraus gewidmet hat.*)

Die ansprechendste Gestalt des Buches ist ohne Zweifel Herzog Albrecht selbst (1490—1568). Er erscheint als ein wohlwollender und versöhnlicher Fürst, als ein ehrlicher Mensch und ein standhafter Protestant von wahrer Frömmigkeit und nicht ohne theologisches Verständniß, wenn auch gerade dieses sein theologisches Interesse ihn allzusehr unter den Einfluß seiner „Hofprediger-

*) Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger. Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. Carl Alfred Hase, Militär-Oberpfarrer des 1. Armeecorps. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879.

partei" brachte und ihn zu manchem eigenmächtigen Schritte veranlaßte. Dahin gehört es z. B., daß er selbst ein allgemeines Kirchengebet verfaßte, es sich von seinem Hofprediger Funck corrigiren ließ und befahl (1552), daß es in dieser Form von allen Pfarrern vor und nach der Predigt vorgelesen werden sollte — ein Verfahren, welches lebhaft an die Octroyirung der preußischen Unionsagende durch Friedrich Wilhelm III. erinnert und, wie diese, heftigen Widerstand hervorrief. Er führte ferner (1558) eine neue Kirchenordnung ein, ohne die Stände, welche die alte genehmigt hatten, zu befragen. Während er aber hier zu weit ging, vermochte er in seinen alten Tagen die ihm gebührende Autorität nicht gegen die früher unterdrückte Partei und die von ihr zu Hilfe gezogenen Commissare seines Lehensherrn, des polnischen Königs, zu wahren, und wir begreifen den Stoßseufzer des ergrauten, matt gewordenen Herrn: „Wofern ich nicht auch hierzu zu alt wäre, wollte ich lieber die Schafe hüten als Regent sein."

An Bedeutung gewinnt die liebenswürdige Persönlichkeit Albrechts durch die politischen Ereignisse, die sich durch ihn vollzogen und in ihrem Schoße die weittragendsten Folgen bargen. Hat er doch unter mehrfacher Berathung mit Luther, dessen Sohn Hans er nachmals auf seine Kosten auf seiner neugegründeten Universität in Königsberg studiren ließ, das Ordensgebiet der Deutschritter in ein weltliches Herzogthum verwandelt und demselben 1526 eine evangelische Kirchenordnung gegeben, und wenn er auch der Anerkennung der polnischen Lehensherrlichkeit sich nicht hatte entziehen können, so fällt doch noch in seine Regierungszeit die erste Annäherung des Herzogthums an Kurbrandenburg, aus der später die deutschprotestantische Großmacht Preußen hervorging. Kurfürstliche Räthe „empfingen mit Bewilligung des Herzogs für Kurbrandenburg den Huldigungseid im Fall des Abgangs der herzoglichen Familie unter der Bedingung nachträglicher Genehmigung seitens der Krone Polen" (1565).

Dieser Vertrag war unter Mitwirkung eines Mannes zu Stande gekommen, der seit Ende 1561 an Albrechts Hofe lebte, sich des Vertrauens seines Herrn zu bemächtigen und sich unbegreiflicher Weise (bis 1565) in demselben zu behaupten wußte, obgleich der Herzog mehrfach von sehr angesehenen Personen, selbst von der Königin von Polen, der Tochter des Kaisers, vor ihm gewarnt worden war. Dies war Paul Scalich aus Agram, der sich mit Hilfe einer Reihe gefälschter Documente als eine durch unglückliche Verhältnisse um den Genuß ihrer Rechte und Besitzthümer gekommene hochfürstliche Persönlichkeit, als einen Markgrafen von Verona, Grafen in Hun u. s. w. ausgab und durch theologische Geheimnißkrämerei und Vorspiegelung besonderer himmlischer Erscheinungen auch auf religiösem Gebiete den Schein eines Mannes von Gottes besonderen Gnaden zu erwecken wußte. Dieser gewissen- und sittenlose Schwindler brachte es dahin, daß ihm und seinen Freunden und Verwandten in einem

herzoglichen Mandat die Vollmacht verliehen wurde, „jede Gewalt und Muthwillen ohne weitere Rechtsersuchung propria autoritate, aus eigener Gewalt zu rächen und zu vindiciren", so oft der Herzog oder dessen Nachfolger ihm nicht schleunig die verlangte Genugthuung verschaffen würde. Als es endlich dem gräflichen Doctor der Theologie in Königsberg nicht mehr geheuer schien, da seine Gegner vor die rechte Schmiede gingen, nämlich zum König von Polen, so brachte er sich und ein gutes Stück Geld noch zu rechter Zeit in Sicherheit. Aber selbst jetzt noch, auf der Flucht, setzte er sein Fälscherhandwerk fort: er verfertigte einen Brief, worin ihn angeblich Herzog Albrecht allen Behörden zur Unterstützung seiner Pläne empfahl, ferner eine Legitimation, die ihn als Gesandten des Herzogs, der auf sein Betreiben wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt sei, an Papst Pius IV. darstellte, endlich eine herzogliche Instruction über gewisse Missionen, die Scalich am französischen Hofe zu vollführen habe. Dem harmlosen Herzog aber schrieb er noch von Paris aus, wo er im Interesse desselben erfolgreich thätig zu sein behauptete, und wagte dafür noch immer um Geldzuschuß zu bitten. Das Gericht, welches 1566 über seine Königsberger Freunde mit blutiger Strenge hereinbrach, konnte ihn selbst nicht mehr ereilen.

Unter diesen Freunden Scalichs tritt besonders der Hofprediger Funck hervor; er ist es, auf den der Titel unseres Buches ausdrücklich hinweist. Funck und seine drei Genossen waren angeklagt als novatores et publicae pacis perturbatores perniciosissimi (Neuerer und höchst verderbliche Störer des öffentlichen Friedens). Mißbrauch und Hintergehung des alten Herzogs zur Erschleichung von Privilegien und zur eigenen Bereicherung auf Kosten des Landes, intrigante Verdrängung der früheren obersten Beamten, rechtswidrige und staatsgefährliche Truppenanwerbung u. dgl. wurde allen vier Angeklagten gemeinsam vorgeworfen, dem Hofprediger Funck besonders noch gewaltsame Einführung der osiandrischen Irrlehre. Wenn auch die Angeklagten aus Furcht vor der Folter schließlich vielleicht mehr zugaben, als sie wirklich auf dem Gewissen hatten, so blieb immerhin noch Vieles gewiß mit Recht auf ihnen sitzen. Der Herzog aber war nicht mehr stark genug, um seine gefährdeten Diener und Günstlinge gegen den Haß der einheimischen Gegner und die rücksichtslose Selbständigkeit der polnischen Untersuchungscommission zu schützen. Am 28. October 1568 wurde das Todesurtheil über sie ausgesprochen und vollzogen.

Unter den Streitpunkten erfährt in dem vorliegenden Buche der kirchliche natürlich die eingehendste Berücksichtigung. Er erklärt sich dies nicht bloß aus der kirchlichen Stellung des Verfassers, sondern auch aus der Bedeutung, die jene Frage in den Augen der Zeitgenossen hatte. Es handelte sich dabei um die Lehre von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott. Der Nürnberger

Prediger Andreas Osiander, welcher unter dem Drucke des Augsburger Interims seinen bisherigen Wirkungskreis verlassen und bei Albrecht von Preußen Aufnahme und Anstellung als Professor in Königsberg gefunden hatte, behauptete, daß die Rechtfertigung des Menschen nicht bloß darin bestehe, daß uns Gott um des Verdienstes des historischen Christus willen für gerecht ansehe und erkläre, sondern daß wir durch die Einwohnung Christi im gläubigen Gemüthe thatsächlich gerecht werden, daß also die (religiöse) Versöhnung und die (sittliche) Wiedergeburt ein und dasselbe sei. Funck, der auf Osianders Seite trat, drückt den Gedanken einmal so aus: „Daß wir nicht allein von außen mit der Gerechtigkeit und Herrlichkeit Christi, des Sohnes Gottes, gezieret werden, als wie man einen Rock umgibt und anzeucht, sondern daß wir auch inwendig in unserm Herzen, Seele und Geist mit solcher Herrlichkeit geschmücket und durch dieselbe gereiniget werden, daß Gott auch in uns wie in seinem heiligen Tempel wohnen will," und mit Recht wirft er den Gegnern vor, „daß sie Gerechtigkeit verstanden haben nach dem Brauch der Juristen". Ueber jenen Gegensatz zwischen einer mehr juristischen und einer mehr mystischen Auffassung der Rechtfertigung, mit dem manche andere Streitpunkte zusammenhingen, erhob sich (um 1550) ein heftiger Kampf. Derselbe weist alle häßlichen Züge derartiger dogmatischer Zänkereien auf und gemahnt an Herders Wort: „Lehrmeinungen trennen und erbittern, Religion vereint" ebenso wie an dasjenige Schleiermachers: „Die Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit sich und dem Unendlichen, oder wenn sie sich umsahen, Jedem, der das große Wort nur verstand, seine eigene Art gern vergönnend." Jener Kampf zeigt aber zugleich, daß in jenen Tagen das dogmatische Interesse in einem Grade verbreitet war, der an das vierte Jahrhundert, an die Zeit der ersten großen Concilien erinnert, wo man (nach Gregor von Nyssa) gewärtig sein mußte, auf die Frage nach dem Brotpreise die Antwort zu erhalten: „Der Vater ist größer als der Sohn, und der Sohn ist ihm untergeordnet." Hinter einem der Hauptgegner Osianders, Mörlin, steht mit leidenschaftlicher Parteinahme seine ganze Gemeinde; selbst Aerzte nehmen Antheil an den Streitigkeiten, und der Burggraf Caspar von Nostitz giebt seinem Hause die herausfordernde Inschrift:

Gott's wesentliche Gerechtigkeit,
Die ist nicht meine Seligkeit,
Sondern das Leiden Jesu Christ
Mein Trost, Heil und Rechtfertigung ist.

Vergeblich mahnten die Würtemberger Theologen (Brenz u. a.), die schon damals sich durch milde Besonnenheit auszeichneten, in ihrem Gutachten zur Eintracht,

da es sich nur um einen Wortstreit handele und jede Partei eine Seite der Wahrheit vertrete; vergeblich sprach sich der Herzog selbst in dem Abschied der zur Schlichtung des Streites berufenen Synode mit seinem gesunden Laienverstand in gleichem Sinne aus. Der Kampf dauerte fort und wurde nur zum geringsten Theile mit Gründen, überwiegend mit Schimpfworten, Kanzelgepolter, moralischen Verdächtigungen und Gewaltmitteln geführt. Nur wenige Beispiele mögen diese unerquicklichen Methoden veranschaulichen. In einem an der Thür der Universität angeschlagenen Pasquill wurde die Fabel von dem Roßapfel, der sich in seiner Eitelkeit auch zu den Aepfeln zählt, mit welchen er den Fluß hinabschwimmt, auf Osiander gedeutet. Sagte man ihm ferner spöttisch nach, daß er eigentlich Hosemann oder Hosen-Enderle heiße, so machte andererseits Funck aus dem Doctor Mörlin einen „Doch-Thor". In wahrhaft lästerlicher Weise wurde Vaterunser, Glaubensbekenntniß und Gratias (von Mörlin?) zu einer Parodie auf Osiander benutzt, welche beginnt: „Aller Raben Augen warten auf dich, schwarzer Ketzer, und du wirst ihnen geben deinen Leib zur Speise zu seiner Zeit," und weiterhin die Stellen enthält: „Unwürdiger, höllischer Vater Osiander, der du bist jetzund zu Königsberg in Preußen, vertilget werde dein Name, zerstreuet werde deine falsche Lehr, dein Wille nimmer geschehe weder in Preußen noch in der ganzen Christenheit" und: „Ich glaube, daß der unwürdige Vater Osiander sei ein Stifter, Anrichter und Beschirmer aller teuflischen Lehr und Bosheit, die da ist im Himmel und auf Erden, und daß der Funck sein neugeborener Sohn sei, empfangen von dem bösen Geist, geboren aus seiner ketzerischen Lehr, gelitten, geplaget und verjagt von Nürnberg unter Carolo quinto dem Römischen Kaiser, gefahren zu dem Herzog in Preußen, stehet zu der linken Hand des leidigen Teufels." Sogar auf der Kanzel nannte Mörlin seinen Gegner Osiander wegen seiner Gesichtsfarbe den schwarzen Teufel und überhäufte ihn mit Schmähungen und Verhöhnungen, während Osiander in seinen Predigten einen verhältnißmäßig anständigen Ton wahrte; ja selbst einem Todtkranken wurde das Abendmahl verweigert, weil er sich zu Osianders Lehre bekannte. Wie Mörlin Brenz den Vorwurf macht, daß er wider sein Gewissen unverschämt lüge, so findet wiederum Osiander in dem Wittenberger Gutachten ein „falsches Lästerzeugniß". Die Hofpredigerpartei aber, die das Ohr des Herzogs besaß, ließ es natürlich nicht an Aufhetzungen desselben fehlen, brachte es dahin, daß die Alumnen der Universität auf ihren osiandrischen Glauben geprüft wurden, und setzte die Vertreibung ihrer Gegner aus Amt und Land durch. Auf beiden Seiten endlich scheuten die erhitzten Gemüther nicht vor dem Gedanken an blutige Thaten zurück. Konnte Osiander nicht mehr ohne Waffen ausgehen, so soll doch auch er sich auf die drei großen A als seine Nothhelfer berufen haben: auf den Allmächtigen, auf Albrecht und Adam, den

Scharfrichter, der seinen Widersachern schon noch schließlich auf dem Markte die Köpfe abschlagen werde.

Die Lobredner der guten alten Zeit werden aus diesem actenmäßigen Geschichtsbilde von neuem ersehen, daß wir doch ein gutes Theil Rohheit in den letzten drei Jahrhunderten abgestreift haben, wenn auch die heißspornigen dogmatischen Kämpen von heute manche nur ins Grobe gezeichnete Züge der eigenen Kampfesmethode wie in einem Hohlspiegel darin wieder finden dürften. Es ist richtig, was Hase im Vorwort sagt: „Ohne Tendenz ist diese Geschichte geschrieben. Aber die Gegenwart kann immer von der Vergangenheit lernen."

Die Tessiner.

Von jeher war es das Schicksal der Bergvölker, bei steigender Vermehrung ihrer Seelenzahl in eine Zwangslage zu gerathen. Denn wo nicht unter besonders günstigen Verhältnissen eine Specialindustrie sich ausbildete, mußte auch bei sorgsamster Ausnutzung der von der Natur gebotenen Hilfsmittel eine Zeit eintreten, wo der Bodenanbau allein seine Bewohner zu ernähren sich außer Stande zeigte. Um dem aus diesem Mißverhältniß sich ergebenden Uebelstande zu begegnen, ergriff man verschiedene Mittel. Schwächliche Kinder setzte man, wie es z. B. von Lacedaemon erzählt wird, aus und gab sie so lieber einem sicheren Untergange Preis, als daß man sie mit vieler Mühe für eine ungewisse Zukunft zu erhalten suchte. Diese selbstgewählte, gewissermaßen am eigenen Fleische geübte Beschränkung des Nachwuchses mußte in einem menschlicheren Zeitalter, das in der gehörigen Ausbeutung des eigenen Landes und in der Aufsuchung neuer Wohnplätze Mittel an die Hand gab, um den Gefahren der Uebervölkerung zu entgehen, natürlich aufhören. Es begann die Auswanderung. Je mehr aber die Erde sich mit Bewohnern füllte, um so mehr wurde die Anwendung auch dieses Mittels erschwert, und je stärker die Liebe zur Heimat war, um so weniger konnte das Mittel dauernder Auswanderung befriedigen. An ihre Stelle setzte man daher die zeitweilige Auswanderung, einen Versuch zur Lösung der wichtigen Frage, welcher mehr oder weniger in allen theilweise aus Gebirgen bestehenden Ländern gemacht worden ist. Auch der Tessiner*) sucht

*) Vgl. den Aufsatz „Das Tessin" im 12. Hefte d. Bl., zu welchem der vorliegende die Fortsetzung und Ergänzung bildet.

sein Brot einen bestimmten Theil des Jahres hindurch außerhalb seiner Heimat und kehrt mit den Ersparnissen seines Verdienstes für den anderen Theil nach Hause zurück. Der Boden seines Cantons ist, abgesehen von den breiteren Flußthälern, steril und lohnt den Ackerbau wenig, und da, wo er eine reichere Ausbeute zu versprechen scheint, zerstören oft die wilden Bergwässer den Segen seiner Arbeit. Die Quelle dieser unheilbringenden Gießbäche zu verstopfen oder wenigstens ihre verherende Wirkung einzuschränken, dazu gehört neben gutem Willen und Einsicht vor allen Dingen Geld. Wenn aber auch die beiden ersteren Factoren vorhanden wären, an letzterem gebricht es sicher. Nun bieten freilich die ungeheueren Wasserkräfte des Cantons eine nahezu unentgeltliche Triebkraft für industrielle Unternehmungen. Für diese hat aber der Tessiner leider keinen Sinn. So kommt es, daß alljährlich eine große Anzahl Maurer und Steinhauer im März über den Gotthard wandert, um sich in den größeren Städten der ebenen Schweiz eine lohnende Beschäftigung zu suchen. Wenn die Schneeschmelze beginnt und die ersten Lawinen donnernd den Frühling verkünden, thuen sie sich in Karawanen zusammen und achten der Gefahren nicht, welche die Reise mit sich bringt. In dünner, brauner Kleidung, jedoch mit einem Regenschirm bewaffnet — denn gegen Nässe sind sie empfindlicher als gegen Kälte —, ziehen sie hinauf nach dem Gotthard, wo noch der Winter starrt, um erst im Spätherbst nach der Heimat zurückzukehren. Dann machen sich die Kastanienbrater auf, die den Winter über in der Fremde verweilen. Ueber die zurückbleibenden Greise, Frauen und Kinder führt unterdeß der Pfarrer das Regiment. Bemerkenswerth ist es, daß ganze Thäler in der Regel die gleichen Berufszweige aufweisen. Die Kastanienbrater kommen natürlich aus solchen Thälern, wo die Kastanie besonders reichlich gedeiht. In anderen Fällen aber liegt ein solcher natürlicher Grund nicht immer vor, sondern der Zufall hat sich als Wohlthäter erwiesen. Ein Angehöriger des Blegno-Thales z. B. machte vor 200 Jahren in Mailand als Chocoladefabrikant sein Glück und erweckte damit so starke Nacheiferung, daß noch jetzt viele Angehörige dieses Thales den gleichen Erwerbszweig betreiben. Eine ähnliche Entstehung hat offenbar das Gewerbe der Conditoren im Engadin.

Während die Bauhandwerker und Kastanienbrater ihre jährliche Wanderung mit Vorliebe nach dem Norden richten, suchen dagegen die spazzacamini (Kaminfeger) aus der Val Maggia, Verzasca und Intragna den Süden auf. Schon als Knaben verlassen sie ihr heimatliches Dorf, um ihre schlanken Leiber durch die engen Kamine der lombardischen Städte zu zwängen. Das Schicksal dieser an die Savoyardenknaben erinnernden Kinder ist vielfach ein sehr beklagenswerthes und hat auch bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und das allgemeine Mitleid in dem Maße erregt, daß eine sottoscrizione

volontaria per l'abolizione della tratta dei Bianchi in Torino aufgelegt wurde. Kinder von 8 bis 16 Jahren werden von gefühllosen Eltern in Val Maggia an gewissenlose Unternehmer um die geringe Summe von 20 bis 30 Frcs. für die Wintermonate vermiethet, um zum Kaminfegerdienst abgerichtet zu werden. Ein Herz von Stein, sagt ein Turiner Blatt, muß gerührt werden, wenn man die Behandlung dieser Kinder sieht. In nothdürftige Lumpen gehüllt, baarfuß oder nur mit schlechten Schuhen versehen und ohne Strümpfe, müssen sie, klappernd vor Kälte und entkräftet vom Hunger, von früh Morgens bis spät Abends unter dem fortwährenden Geschrei spazzafornello! die Stadt von einem Ende zum anderen durchziehen. Ein Turiner Bürger fand Abends in einem Winkel zusammengekauert ein Kind von ungefähr neun Jahren, an dessen rußig-schwarzem Gesichte er sofort einen kleinen svizzero erkannte, dessen Glieder vor Kälte erstarrt waren. Ein um Rath gefragter Arzt sagte aus, daß das Kind zwar gesund, aber durch Nahrungsmittel und Kälte momentan entkräftet sei. Darauf legte sich die Polizei ins Mittel und sandte das Kind in seine Heimat zurück, trotz aller Reclamationen des Unternehmers, der seinen mit den Eltern abgeschlossenen Vertrag in diesem Falle umsonst geltend machte.

Besser gestaltet sich das Schicksal der ausziehenden, erwachsenen Bauhandwerker, die wegen ihres Fleißes, ihres Geschicks und ihres nüchternen und sparsamen Wesens den Deutschen vielfach vorgezogen worden und von ihrem guten Verdienste soviel wie möglich an die Ihrigen senden. Die Zahl derjenigen, welche außerhalb der Schweiz ihr Brot suchen, beläuft sich im jährlichen Durchschnitt auf 12000, was etwa den zehnten Theil der Gesammtbevölkerung ausmacht. Die meisten unter ihnen bleiben in Europa und wenden sich nach Oesterreich, Frankreich und Italien; auch im Deutschen Reiche finden sie bisweilen Beschäftigung. Andere wandern weiter, und wenn die von Franscini und Lavizzari gemachten Angaben glaubwürdig sind, so würde die außereuropäische Auswanderung sogar im Steigen begriffen sein. In den Jahren 1850—56 gingen aus der Val Maggia 948 Personen außer Landes, d. h. der achte Theil der ganzen Bevölkerung. Unter diesen waren die meisten so arm, daß ihnen die Gemeinden im Durchschnitt 650 Francs auf den Kopf zu den Reisekosten beitragen mußten. Die meisten davon, nämlich 729 Personen, suchten in Australien ihr Glück, der Rest in Nordamerika. In den letzten Jahren indeß scheint sich das Ziel der Auswandernden geändert zu haben, denn der Zug derselben richtete sich in überwiegendem Maße nach Californien. Ob die Hoffnung und der Vorsatz, nach Erwerbung von 1500 Francs zurückzukehren und im heimatlichen Dorfe ein ordentliches Hauswesen zu gründen oder das verlassene wiederherzustellen, auch nur einer Minderzahl in Erfüllung geht, bleibt wohl fraglich; jedenfalls werden sie von nahezu allen gehegt. Die meisten kommen nicht wieder; manchen treibt

das Heimweh zurück, der dann, nachdem er die halbe Welt gesehen, sein Dasein in dem engen Winkel seiner Alp weiterführt. Ein Mitglied des Schweizerischen Alpenclubs fand auf der fünf Stunden von Bignasco in Val Maggia entfernten, durch einen Felsencircus von der übrigen Welt völlig abgesonderten Alp Zotto einen solchen Heimgekehrten, der ihn mit der Erzählung seiner Abenteuer aus Californien die Abendstunden angenehm verkürzte. Er hatte in Californien in wenigen Tagen mit allen möglichen Handwerken sein Glück versucht. Als er zuletzt durch Gemüsehandel auf einen grünen Zweig gekommen war, hatte ihn das Heimweh erfaßt und wieder auf seine stille Alp zurückgeführt. „Oft sieht er," erzählt unser Autor, „nur alle Wochen ein fremdes Gesicht, wenn er seine Butter acht Stunden weit nach Airolo auf den Markt trägt. Während er sich draußen allerlei Weltkenntniß erworben, geläufig englisch und französisch sprechen gelernt, hat er doch seinen angeborenen Humor nicht im mindesten in der Welt zurückgelassen."

Die Auswanderung der Männer, welche die besten Kräfte dem Lande entweder für immer oder für den größten Theil des Jahres entzieht, hat natürlich für die Stellung der Frau vielfache Nachtheile im Gefolge. Die Weiber der Bauern haben in diesen Thälern ein mühsameres Leben als sonst ihrem Geschlechte zukommt; sie müssen in Abwesenheit der Männer die beschwerlichsten und härtesten Arbeiten des Feldbaues größtentheils allein besorgen. Da wo die Steilheit des Geländes den Gebrauch des Pfluges nicht zuläßt, müssen diese schwachen Geschöpfe das Land behacken, den Dünger auf dem Rücken hinauftragen und nebenbei ihre Kinder pflegen und alle Sorgen der Haushaltung auf sich behalten. Sie tragen schwere Bürden zu Markt, sie schleppen in ihren Körben Holz und Kastanien aus dem Walde nach Hause oder bringen aus dem hohen Gebirge durch steile Wege und Klüfte Kohlen an die Seeufer hin und verrichten Stunden weit das Botenwesen. Hoch oben auf steilen Felswänden schneiden sie wie Wildhauer das Gras, und es vergeht kein Jahr, das nicht in Val Maggia eine oder die andere dieser armen Creaturen bei solcher Arbeit in den Abgrund stürzt. Daß sie bei solchen Plagen früh altern und unter den schweren Lasten, die sie zu tragen haben, ihr Rücken sich krümmt, ist natürlich.

Und trotz alledem, wie behandelt der Mann seine Frau? Es ist und bleibt eine traurige Wahrheit, daß je mehr und schwerer die Frau arbeitet, sie um so mehr die Achtung des Mannes verliert und er sich gewöhnt, sie nicht als seine gleichberechtigte Genossin in Freud und Leid, Arbeit und Erholung anzusehen, sondern als seine Dienerin und Arbeiterin, die seine Kinder aufzuziehen und seine Erwerbszwecke zu fördern hat. Diese althergebrachte Auffassung des ehelichen Verhältnisses scheint auch hier beiden Theilen ganz berechtigt. So erzählt Bonstetten, er habe ein Ehepaar gefragt, warum sie auf ihren beschwer-

lichen Wegen keine Esel gebrauchten? Der Mann antwortete in allem Ernst, daß die Weiber wohlfeiler wären. Derselbe Bonstetten berichtet an einer andern Stelle, wie ihm einmal bei Locarno, als er beim Dunkelwerden in den Felsen und rollenden Steinen den Weg nicht habe finden können, ein junges schwangeres Weib die Hand gegeben, vor ihm hergesprungen sei und ihm ihr Leid erzählt habe. Als sie empfand, daß er Mitleid mit ihr habe, verdoppelte sie ihren Eifer, um ihm über die steilen Felsen zu helfen. Bei der Trennung sagte sie: Ho niente nel mondo che la mia povera pena! „Die Wahrheit", fügt Bonstetten hinzu, „daß so viele Menschen kein anderes Eigenthum haben, als ihre armselige Mühe, blitzte schrecklich durch meine Seele." Diese aufopferungsvollen Geschöpfe müssen in allen Formen des privaten und öffentlichen Lebens vor dem Manne zurücktreten, selbst in der Kirche befinden sich die Sitze der Frauen hinter denen der Männer. In der einen Kirche hatten sogar nur die Männer Bänke, die Frauen kauerten hinter ihnen am Boden. Und als Osenbrüggen, der in den letzten Jahren die Landschaft bereiste, darüber erstaunt war, gab man ihm die Erklärung, die Zahl der Frauen sei zu groß, als daß für sie Bänke angebracht werden könnten. Die körperliche Arbeit aber, welche dem Manne Erhalterin und Mehrerin der Kraft ist, bedeutend für die Frau Zerstörung der Schönheit und Anmuth. Und wir dürfen es unserem Gewährsmann wohl glauben, wenn er sagt, daß an den Tessischen Frauen oft der Name das Schönste sei; sie heißen meist la Teresina, la Francietta, la Corinna, la Palmira, la Bianca —, eine Zierde, welche ihnen zu nehmen der harte Herr der Schöpfung noch keine Veranlassung hatte.

Zur Reform der Einjährig-Freiwilligen-Prüfung.

Wenn ein Instrument gut gewirkt hat, so denkt man nicht leicht an die Verbesserung desselben, und noch weniger findet ein Vorschlag zu einer Verbesserung gute Aufnahme. Die Intelligenz der deutschen Truppen, nicht bloß die kriegskünstlerische, sondern der überlegene Bildungsgrad der Mannschaft selbst, hat anerkanntermaßen viel zu den letzten Siegen der deutschen Waffen beigetragen, und wenn auch das Diktum, der „deutsche Schulmeister" habe die Siege errungen, nur halb wahr ist, so ist doch in mehreren Beziehungen das eine wahr: Die todverachtende Begeisterung und die findige Gewandheit der Mannschaft werden den deutschen, nicht bloß den preußischen, Schulen verdankt.

Das Ausland hat dies auch nicht nur in den Aeußerungen seiner Presse, sondern auch dadurch anerkannt, daß es sich stellenweise die deutsche Schule, die Volksschule sowohl wie die militärische Schulung, zum Vorbilde genommen hat, um die Schneidigkeit seiner Waffen zu erhöhen. Insbesondere hat die französische Republik ihre Anstalten zur Erhöhung der Bildung ihrer Offiziere stark reformirt. Hat sie dabei, einem on dit zufolge, das Rechte noch nicht getroffen und ihre Anforderungen an das Wissen ihrer Offiziere überschroben, in der Absicht vielleicht, um einen noch gelehrteren und brauchbareren Offizierstand zu erzielen, als der deutsche ist, so darf man von der Intelligenz der Franzosen erwarten, daß sie in dieser Beziehung auf das richtige Maß zurückkommen werden. Wichtiger als diese Reform der Offiziersschule ist die Nachahmung des deutschen Freiwilligen-Dienstes, dessen segensreiche Wirkung als Ansporn für das Volk, nach einer allgemeinen geistigen Bildung zu streben und die geistige Kraft nicht bloß des Heeres, sondern der Nation überhaupt zu verstärken, dort nicht unbeachtet geblieben ist. Aehnliche Verbesserungen sind, angeregt durch die deutschen Siege, in Großbritannien theils angebahnt, theils im Werke. Durch die von dem letzten liberalen, dem Gladstoneschen Cabinet begründeten Schulbehörden, sowie durch die damit verbundene tüchtige Organisation des Volksschulwesens wird England in den Stand gesetzt werden, auch eine solche Reform seines Heerwesens einzuführen, daß es nicht mehr nöthig hat, sein Heer aus dem Abschaum der Bevölkerung durch Werbung zusammenzusetzen und dasselbe durch die Knute in Zucht und Ordnung zu erhalten. Anderntheils ist in England auch die Forderung von liberaler Seite her laut geworden und wird immer lauter, daß für die militärische Geschicklichkeit und für die allgemeine Bildung des Offizierstandes durch Unterrichtung desselben nach dem Muster der preußischen militärischen Unterrichtsanstalten Sorge getragen werde, und der in Aussicht genommenen Verbesserung des Offizierstandes ist der jetzige Kriegssecretär Chiedas von allen brittischen Militärs gewiß am wenigsten abgeneigt.

So schmeichelhafte Anerkenungen könnten dazu beitragen, unsere militärischen Behörden in dem Glauben zu bestärken, daß die Einrichtungen des deutschen Heerwesens keiner Verbesserung bedürftig seien; daß sie derselben aber nicht fähig seien, wird von den erleuchteten Männern, die an der Spitze der deutschen Heeresverwaltung stehen, schwerlich behauptet werden, schon deshalb nicht, weil sie im Allgemeinen die Einsicht haben, daß nichts Menschliches unverbesserlich ist. Wir hegen daher keine Scheu, mit dem Vorschlag einer Verbesserung, einer kleinen, aber wichtigen Reform hervorzutreten, und setzen uns im Vertrauen auf die in den entscheidenden Kreisen waltende Einsicht über die Einwände hinweg, die aus der prätendirten Infallibilität der Pedanten entnommen sind. Diese Letzteren freilich sagen: Was ist, ist gut und soll auch gut bleiben; das

Bessere ist nur der Feind des Guten, wir müssen es daher aus dem Felde schlagen. Die kleine, unscheinbare Verbesserung, die wir meinen, betrifft die Anforderungen, welche an die Aspiranten des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes in Bezug auf die Sprachkenntnisse gestellt werden. Es ist nicht Neuerungssucht oder ideale Speculation, die uns hier eine Aenderung wünschenswerth erscheinen läßt, sondern eine aus vieljähriger Praxis im Unterricht an höheren Schulen gewonnene Ueberzeugung, daß hier ein Uebelstand vorliegt, der nach mehr als einer Richtung hin lästig und schädlich wirkt.

Wir verkennen nicht den hohen Werth der Maßregel, welche eine Begünstigung und theilweise Entlastung im Heeresdienste an ein gewisses Maß geistiger Bildung knüpft, und wir glauben entschieden an den segensreichen Bestand dieser Maßregel, so lange bis die nationale Bildung im Ganzen und Großen dieselbe überflüssig gemacht haben wird, was wohl eines Tages eintreten kann; aber wir glauben, daß diese Maßregel noch etwas in sich berichtigt werden kann, damit sie noch segensreicher wirkt, und damit sie nicht in anderer Beziehung segensreiche Wirksamkeit störe. Es handelt sich darum, daß für die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst die Kenntniß zweier fremden Sprachen in der Höhe der Leistungen eines guten Obertertianers oder eines Untersecundaners der Gymnasien und Realschulen gefordert wird.

Wir nehmen an, daß diese Forderung der Kenntnisse fremder Sprachen innerlich auf der durch alle Erfahrung bestätigten Ansicht beruht, daß die Kenntniß fremder Sprachen das beste Mittel ist, um zu erreichen, daß Jemand seine eigene Muttersprache mit Bewußtsein und Gewandheit gebrauchen lerne, äußerlich darauf, daß die zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst berechtigten Obertertianer oder Untersecundaner immer ein gewisses Maß von Kenntnissen wenigstens in zwei fremden Sprachen mitbringen, und zwar die Gymnasiasten im Lateinischen und Griechischen, die Realschüler im Französischen und Englischen. Warum gerade der Standpunkt der Kenntnisse eines Untersecundaners als Norm angenommen ist und nicht der eines Unterprimaners oder eines Oberquartaners, das hat seine guten Gründe, welche zu erörtern hier überflüssig ist. Die Hauptsache, um die es sich hier handelt, ist, daß die Auszeichnung des einjährigen Dienstes an diejenigen verliehen wird, die ihre Befähigung, correct zu denken und ihre Gedanken in correcter, logisch und grammatisch richtiger Form mit einiger Gewandheit schriftlich und mündlich auszudrücken, durch ihre Handhabung der Muttersprache und in gewissem Maße auch zweier fremder Sprachen darthun. Der Besitz eines Quantums der fremden Sprachen ist ausdrücklich nur von Werth, weil er das richtige Denken, Sprechen und Schreiben in der Muttersprache documentirt; das geforderte Quantum ist ausdrücklich keineswegs genügend, um zu beweisen, daß der Aspirant die fremden Sprachen

auch praktisch im Verkehr gebrauchen könne, daß er mit der kleinen Habe an Sprachkenntniß etwa als Dolmetscher oder Berichterstatter, oder um sich in die Feder diktiren zu lassen, gebraucht werden könne. Soll es noch einen sonstigen Werth haben, so könnte es nur der sein, daß es die „allgemeine Bildung" aufzeigt, die den Besitzer derselben von intellectueller Seite her würdig erscheinen läßt, in gute Gesellschaft einzutreten. Was aber diesen letzteren Umstand anlangt, so ist nicht abzusehen, wozu der Paß für die gute Gesellschaft zweier fremder Sprachen bedarf, da bekanntlich Alles, was ein wenig Englisch oder Französisch parlirt, von selbst zur guten Gesellschaft gerechnet wird. Auf den praktischen Gebrauch der fremden Sprachen kann aber bei den Einjährig-Freiwilligen deshalb nicht gerechnet worden sein, weil sie ihre Berechtigung zu dieser Dienstauszeichnung auch durch eine Prüfung im Griechischen und Lateinischen erwerben können, d. h. in zwei Sprachen, die nicht mehr im Verkehr leben und schwerlich im militärischen Dienste je zur Anwendung kommen. Es muß also bei der Annahme bleiben, daß der Besitz eines Quantums fremdsprachiger Kenntnisse wesentlich nur als Document logischer und grammatischer Schulung aufgefaßt wird.

Nun ist es zwar richtig, daß zur Bewältigung zweier Sprachen neben der Muttersprache ein höheres Maß geistiger Begabung gehört, als zur Erlernung von nur einer fremden Sprache. Denn wer z. B. das Lateinische lernt, indem er es mit seinem Deutsch vergleicht und sich die Uebereinstimmungen und Abweichungen beider zum Bewußtsein bringt, hat eine geringere Arbeit zu verrichten, als wer neben dem Deutschen und Lateinischen noch Französisch lernt und nun dieses mit dem Deutschen und mit dem Lateinischen vergleichen muß. Man wird aber schwerlich behaupten können, daß die logische Bildung des Kopfes und der bewußte und gewandte Gebrauch der Muttersprache von der Vergleichung mit mehreren fremden Sprachen mehr Vortheil ziehe, als von der Vergleichung mit einer einzigen. Die Erfahrung lehrt beinahe im Gegentheil, daß die Kraft des logischen Denkens sowohl als die des bündigen und gewandten Ausdruckes in der Muttersprache in umgekehrtem Verhältniß zu der Menge der fremden Sprachen steht, die Einer zu handhaben weiß. Wenn dies schon bei Erwachsenen gilt, so ist es aber noch mehr der Fall bei so jungen Leuten, wie Obertertianer und Untersecundaner und überhaupt die sind, die auf ihre Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst hin geprüft werden. Die gründlichste logische und sprachliche allgemeine Bildung wird, das ist allgemein erkannt, durch das Studium der lateinischen Sprache gewonnen; nächst ihr an bildender Kraft für Kopf und Zunge steht die französische. Die eine mag so gut sein, wie die andere; Gymnasiallehrer und Realschulmänner mögen sich darüber streiten. Gewiß ist nur soviel, daß es besser ist, den Knaben in Bezug

auf Denken und Sprechen an einer einzigen dieser fremden Sprachen zu üben, statt dies Geschäft durch den Unterricht in zwei fremden Sprachen zu vollziehen, weil er eben, indem er zwei andere Idiome mit seinem eigenen vergleicht, dreimal so viel Arbeit leisten muß, als wenn er nur seine Muttersprache mit einer fremden vergleicht. Die dreifache Arbeit aber wirkt auf den jungen Kopf, der ja seiner eigenen Sprache noch nicht einmal Herr ist und überdies Mundartliches daraus abzuwehren hat, so verwirrend, daß keine der drei Vergleichungen gründlich genug gemacht wird, um für die allgemeine logische und sprachliche Bildung von rechtem Vortheil zu sein. Wer in diesen Dingen bewandert ist, wird eingestehen, daß diejenigen Schüler, die in einer fremden Sprache gründlich unterrichtet sind, in der Regel besser deutsch sprechen und schreiben, als die, welche daneben noch eine andere oder zwei andere fremde Sprachen gelernt haben, das bessere Schreiben so verstanden, daß es Klarheit, Richtigkeit und Bündigkeit umfaßt; denn auf den sogenannten „blühenden Stil" ist kein Werth zu legen.*)

Durch das bisher Gesagte glauben wir dargethan zu haben, daß der Unterricht in einer einzigen fremden Sprache für die Gewinnung der allgemeinen, insbesondere der formalen geistigen Bildung, die der Staat für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst verlangt, von größerem Vortheil ist, als der Unterricht in zwei fremden Sprachen, daß also der Staat besser thäte, seine Forderung für den in Rede stehenden Zweck auf eine Sprache, sei dies nun Latein oder Französisch oder Englisch, zu beschränken. Könnte er sich dazu entschließen und steht das angefochtene Institut der zwei fremden Sprachen nicht etwa bombenfest, so würde der Staat mit der beantragten Vereinfachung der Nation den Vortheil zuwenden, daß er eine solide, allgemeine geistige Bildung beförderte, die auf die Dauer von Nutzen sein könnte, während jetzt die Vorbereitung in den Privatanstalten, theilweise auch in den öffentlichen Schulen, eine überflüssige Quälerei für die jungen Leute selbst und bei dem eilfertigen Einpauken einen durchaus zweifelhaften Gewinn ergiebt. Es kommt daher auch nicht selten vor, daß das, was an dem Gesetze constitutionsmäßig mangelhaft und unter Umständen schädlich ist, durch die Praxis im einzelnen Falle verbessert werden muß. Uns sind wenigstens mehrere Fälle bekannt, wo die zur Aufsicht und Leitung der Freiwilligen-Prüfungen bestellten Schulräthe so einsichtsvoll waren, von dem gebrechlichen Wissen der Examinanden in fremden Sprachen abzusehen, wenn sich dieselben im Deutschen tüchtig genug erwiesen, um ihnen das

*) Wo kann man diese Erfahrungen machen? Auf allen unseren höheren Schulen, auf Gymnasien wie auf den Realschulen, wird die zweite fremde Sprache schon auf einer so frühen Stufe hinzugenommen, daß von deutschem Stil da noch gar nicht die Rede sein kann. D. Red.

Prädicat genügender allgemeiner Bildung geben zu können. Da aber nicht alle Schulräthe oder Prüfungsdirectoren eine gleiche Rücksicht walten lassen werden, so würde es besser sein, constitutionelle Bestimmungen zu treffen, durch welche Alle an derselben Wohlthat Theil nehmen können.

Bedarf es kaum des weiteren Nachweises, daß der einsprachige Unterricht für die Bildung im Allgemeinen vortheilhafter ist als der zweisprachige, indem er solider, dauerhafter, tiefergehend ist als der mühsam und obenhin eingepaukte, nur für das Examen berechnete, so müssen wir aber auch noch eines anderen sehr bedeutenden Vortheils gedenken, der aus der erwähnten Beschränkung sich gewinnen ließe, eines Vortheils, der damit zusammenhängt, daß unsere höheren Schulen in den mittleren Classen schon nicht umhin können, in zwei, bez. drei fremden Sprachen Unterricht zu gewähren. Warum sie dies zu thun nicht umhin können, es also mit vollem Rechte thun, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen. Es werden aber unsere höheren Schulen, seitdem sie auch als Vorbildungsanstalten für Aspiranten des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes dienen, von einer bald größeren, bald geringeren Menge solcher Schüler überfluthet, die nicht das Zeug und auch nicht das Bestreben haben, das Abgangsexamen aus der obersten Classen zu bestehen, und die, weil sie sich nur durch das Gewicht ihres Alters oder ihrer Leiber oder durch den Einfluß ihres Geldbeutels bis Untersecunda durchzudrücken nöthig haben, als träger Ballast in den mittleren Classen der höheren Schulen einen unvergütbaren Schaden stiften. Sind einige Schulen auch in der Lage, daß sie diesen Ballast vom Vordringen aus den unteren Classen in die mittleren abwehren und ihn ausstoßen können, so giebt es doch nach unserer Erfahrung auch andere, die so wenig Ueberfluß an guten Schülern haben, daß sie Alles, was sich meldet, aufnehmen, nur um ihre Bänke zu füllen. Was aber das Fallstaff'sche Corps zwischen guten Soldaten sein würde, das sind jene ballastmäßigen Burschen, besonders wenn sie gut mit Taschengeld versehen sind, unter den guten und strebsamen Schülern. Der Unterricht und die Schulzucht leiden gleichmäßig durch ihre Anwesenheit; in jenem wird die Oberflächlichkeit und der Gedächtnißkram vorherrschend, in dieser wird noch Schlimmeres angerichtet. Diesem Uebel könnte zum größten Theil abgeholfen, unsere Schulen könnten aus Drillanstalten wieder zu geistbildenden Unterrichtsanstalten gemacht werden, wenn dem Ballast vergönnt wäre, statt Lateinisch, Griechisch und Französisch, oder Lateinisch, Englisch und Französisch für die Ehre des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes nur e i n e dieser Sprachen nöthig zu haben.

Literatur.

Munchs Aufschlüsse über das päpstliche Archiv, herausgegeben von Dr. Gustav Storm. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. S. Löwenfeld. (Berlin, Weber, 1880.)

Je bereitwilliger und umfassender die Archive fast sämmtlicher europäischen Staaten in neuerer Zeit der wissenschaftlichen Forschung geöffnet worden sind, desto größeres Bedauern herrscht in allen gelehrten und gebildeten Kreisen darüber, daß das päpstliche Archiv, welches namentlich für die Geschichte des Mittelalters sicher der ergiebigste Schacht werthvoller historischer Materialien ist, noch heute mit derselben Engherzigkeit auch solchen Bestrebungen verschlossen bleibt, deren rein wissenschaftlicher Charakter keinem Zweifel unterliegt. Es ist bekannt, mit welchen Schwierigkeiten selbst Gelehrte wie Georg Heinrich Pertz, der Jahrzehnte lang die Leitung der Monumenta Germaniae historica in den Händen hatte, kämpfen mußten, um wenigstens vorübergehend einen beschränkten Einblick in die Schätze des vaticanischen Archives zu erhalten. In der Regel ist und bleibt der Zutritt zu demselben außer dem Papste selbst nur dem jeweiligen Cardinal-Staatssecretär und dem Archivpräfecten vorbehalten. Und doch, wie unendlich reich würde die Ausbeute sein, wenn es vergönnt wäre, die Fäden der gesammten europäischen Politik, welche im Mittelalter am päpstlichen Hofe zusammenliefen, an der Hand authentischer Materialien zu verfolgen!

Noch wesentlich gesteigert werden muß aber der Wunsch nach einer umfangreicheren Eröffnung des vaticanischen Archives durch eine kürzlich erschienene Publication, welche zum ersten Male eine Uebersicht über den gesammten Inhalt des päpstlichen Archives giebt, und zwar auf Grund einer wirklich persönlichen Besichtigung der sonst so streng verschlossenen Räume. Wie aber war eine solche möglich? Es kann keinem Zweifel erlingen, daß dieselbe ohne, ja wahrscheinlich gegen den Willen des Papstes erfolgt ist.

Man kennt die Verdienste des päpstlichen Archivars und Bibliothekars, des Paters Theiner, um die historische Wissenschaft. Auf ihn ist, wenn auch indirect, auch die vorliegende Publikation zurückzuführen. Im Jahre 1860 befand sich der nordische Historiker Munch, der mit Theiner nahe befreundet war, in Rom, um dort, wenn möglich, Studien über die Geschichte des Nordens im vaticanischen Archive selbst anzustellen. Er erhielt in der That Zutritt, und zwar muß ihm Theiner denselben in weit umfassenderem Maße gestattet haben, als er das nach seiner Instruction thun durfte. Denn nur so erklärt sich die Bestimmung, welche Munch traf, daß die Abhandlung, welche auf Grund jener Arbeiten im päpstlichen Archive entstand, erst nach Theiners Tode veröffentlicht werden dürfe. Der Verfasser muß entschieden gefürchtet haben, durch seine Publikation seinen Gönner zu compromittiren. Munch starb vor Theiner, und seiner Bestimmung gemäß ging man denn auch an die Veröffentlichung seiner Aufschlüsse erst nach Theiners Tode, welcher im Jahre 1874 erfolgte. Dann erst wurde das Manuscript dem dänischen Gelehrten Gustav Storm anvertraut, der die Herausgabe bis zum Jahre 1876 bewerkstelligte.

Man hätte nun erwarten sollen, daß der so allgemein interessirende Inhalt des Buches demselben sogleich die weiteste Verbreitung verschaffen würde. Wenn dies trotzdem nicht der Fall gewesen, so lag das wohl zum großen Theil daran, daß dasselbe in dänischer Sprache erschienen war, die nicht zu den verbreitetsten

und bekanntesten gehört. So ist denn das Verdienst, welches sich Dr. Löwenfeld um die Geschichtswissenschaft erworben hat, indem er sich der Mühe unterzog, eigens zum Zwecke der Uebertragung dieses Buches die dänische Sprache zu erlernen, nicht hoch genug anzuschlagen. Die in fließendes und elegantes Deutsch gekleidete Uebersetzung ist zunächst im 4. Bande von Löhers „Archivalischer Zeitschrift", sodann vor wenigen Wochen auch im Separatabdruck erschienen.

Wir können hier nicht im Einzelnen auf den hochinteressanten und wichtigen Inhalt der Schrift eingehen. Aber einen ungefähren Ueberblick über das, was geboten wird, und über die Bedeutung desselben für die historische Wissenschaft überhaupt glauben wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

Munch geht in seiner Uebersicht über den Inhalt der Bestände des päpstlichen Archivs von der Eintheilung aus, welche sich aus der Natur jedes Archivs von selbst ergiebt, von der Eintheilung in Originale und Copien. Diese ist ihrem Wesen nach fast gleichbedeutend mit der von „eingegangenen" und „abgegangenen" Sachen. Bei den meisten Archiven pflegt für den Forscher die Abtheilung der Originale von höherem Werth und Interesse zu sein als die der Copien. Im päpstlichen Archive ist beinahe das Umgekehrte der Fall. Denn naturgemäß interessiren hier vor Allem die von den Päpsten selbst ausgegangenen religiösen und politischen Kundgebungen. Diese aber sind im Original natürlich an ihre Adressaten abgegangen, demnach in den europäischen Archiven, staatlichen und privaten, verstreut, in Folge dieser Zerstreuung aber zum Theil untergegangen, jedenfalls aber ungemein schwierig in einem Ueberblick zusammenzufassen. Da kommt uns nun vor Allem der Umstand zu statten, daß die päpstliche Curie nach gewissen, fest normirten Grundsätzen von den Briefen, welche sie in alle Welt ausgehen ließ, vor deren Absendung Copien nahm — was in den übrigen mittelalterlichen Archiven meist nicht geschah — und diese in die sogenannten Register vereinigte. Zwar erstrebten diese anfangs nicht absolute Vollständigkeit, aber sie näherten sich derselben im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und bilden so eine unerschöpfliche Fundgrube des reichsten historischen Materials. Aus der Zeit vor Innocenz III. sind leider nur wenige, unter denen die von Jaffé herausgegebenen Gregors VI. die bekanntesten sind, erhalten; seit Innocenz III. aber liegen sie in erwünschter Vollständigkeit vor und erweitern den Kreis der aufgenommenen Bullen und Briefe immer mehr, bis kurz vor Johann XXII. annähernde Vollständigkeit erreicht wird.

Auf diese Abtheilung des Archives hat nun Munch vornehmlich seine Aufmerksamkeit gerichtet, und seine Angaben über die Art der Entstehung dieser Register, deren Zahl sich auf 2—3000 beläuft, gewinnen dadurch ungemein an Interesse und Glaubwürdigkeit, daß er zuerst in der Lage war, durch umfassende Vergleichungen und Beobachtung der inneren und äußeren Merkmale sich ein motivirtes Urtheil über das Wesen dieser historischen Quellen zu verschaffen. Indem der Verfasser nachweist, daß die in den Registern vorliegenden Copien der päpstlichen Briefe unmittelbar nach den Originalen selbst vor deren Expedirung gefertigt sind, gewinnen diese fast denselben Werth wie die Originale selbst, sofern man nur mit den Regeln, die dabei beobachtet wurden und über die Munch wichtige Fingerzeige giebt, vertraut ist. Seine Ausführungen über das Prioritätsverhältniß zwischen Pergamentregistern und Papierregistern, welche in der späteren Zeit neben einander herlaufen, können hier nur eine vorübergehende Erwähnung finden.

Aber auch die Abtheilung der Originale enthält eine reiche Fülle historischen Stoffes. In ihr sind vor Allem die Briefe sämmtlicher europäischer Monarchen an die Päpste enthalten; daneben finden sich hier die Berichte der von den Päpsten in die verschiedenen Länder entsandten Legaten, die, ähnlich den Relationen der

venezianischen Gesandten, welche Ranke so fruchtbringend für die Forschung auf dem Gebiete der neueren Geschichte verwandt hat, sehr werthvolle Aufschlüsse über die politischen und wirthschaftlichen Zustände der verschiedenen Länder enthalten. Diese würden, wenn sie allgemein zugänglich wären, für die historische Kunde des Mittelalters von um so höherem Werthe sein, als die Historiographen des Mittelalters wohl pragmatisch über die Ereignisse zu berichten verstanden, die rechtlichen, sittlichen und politischen Zustände aber im Allgemeinen als bekannt voraussetzen, so daß wir unsere Anschauung von denselben aus den in früherer Zeit nur spärlich erhaltenen, obendrein mehr affirmativen, als productiven Gesetzen und vereinzelten urkundlichen Angaben uns verschaffen müssen. Leider sind nach Munchs Angabe von diesen unersetzlichen Schätzen nur wenige erhalten, da die Curie ihre Sorgfalt meist nur auf die Archivalien zu verwenden pflegte, welche für sie selbst irgend ein bleibendes reelles Interesse gewährten. Doch würde auch das Erhaltene des Wissenswürdigen noch genug darbieten; man sieht das am besten aus den vereinzelten Stücken, welche Munch, meist in den Anmerkungen seiner Abhandlung, gelegentlich mitgetheilt hat. Dieselben beziehen sich zwar ausschließlich auf die Geschichte des Nordens, lassen aber ahnen, wie ungleich ergibiger eine Forschung im päpstlichen Archive für die Geschichte anderer Länder ausfallen müßte.

Von umfangreicheren Publikationen, etwa in der Art der Theinerschen, hat Munch abgesehen; es kam ihm nur darauf an, von dem Gesammtinhalte des päpstlichen Archives eine Uebersicht zu geben. Der Uebersetzer stimmt übrigens nicht in allen Punkten mit dem Verfasser überein und hat seine abweichenden Ansichten in einem Aufsatze in Brieger's „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ (1879, III, 1, S. 139 fg.) publieirt; doch erklärt er am Schlusse desselben selbst, daß durch diese Berichtigungen im Einzelnen, die wohl zum großen Theil begründet sind, „der Werth des Ganzen nicht im Mindesten angetastet wird“.

Option und Plebiscit bei Eroberungen und Gebietsceffionen. Von Dr. Felix Stoerk. Leipzig, Duncker & Humblot, 1879.

Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte haben dem Begriffe des praktischen Völkerrechts einen neuen Inhalt gegeben. Während mit diesem Ausdrucke bis dahin nur der Gegensatz der speculativen naturrechtlichen Schule gemeint sein konnte, entsprach derselbe fortan den materiellen Veränderungen, die im Gefüge des Völkerrechtsstoffes selbst eingetreten waren. In das Lehrgebäude fanden die Sätze Aufnahme, welche bestimmt sind, die höchsten politischen Rechte des bei Gebietsabtretungen in seiner staatlichen Kohärenz gefährdeten Individuums abzugrenzen und zu sichern. Dabei waren die beiden Begriffe der Option und des Plebiscits als Schutzmittel der in ihren staatsbürgerlichen Rechten bedrohten Persönlichkeit sorgfältig zu prüfen. Dieß konnte in Zeiten hochwogenden Parteiwesens nicht wohl zum Ziele führen, und so geht der Verfasser jetzt, in ruhigeren Tagen, an die Untersuchung und Sichtung dieses völkerrechtlichen Stoffes, indem er zuerst das Recht der Persönlichkeit bei territorialen Veränderungen des Heimatstaates und die rechtsphilosophische Grundlage der Einrichtung der Option, dann letztere und das Plebiscit in ihrer Werthrelation seiner Betrachtung unterwirft und schließlich die geschichtliche Entwicklung des Optionsinstitutes und der Plebiscittheorie überblickt. Der historische Theil der Arbeit ist vom Verfasser dem Wunsche Bulmerincqs gemäß hinzugefügt worden, welcher eine dogmengeschichtliche Behandlung der einzelnen Lehren verlangt, die den breiten Rahmen des internationalen Rechts ausfüllen; auf diesem Wege gelangt die Schrift mit Nothwendigkeit dahin, daß sie die Plebiscittheorie als Aeußerungsform des geschichtslosen Radikalismus verwirft. Zugleich

aber gab dieser Weg Anlaß, den positiven Entwicklungsgang nachzuweisen, den das von der Theorie bis vor kurzem wenig berührte völkerrechtliche Institut der Option seit einem Jahrhundert zurückgelegt hat, und ließ die zahlreichen Ansatzstellen zu dessen weiterer Ausbildung bezeichnen. Wir können die Kritik des Verfassers, mit der er entgegenstehende Theorien als unzutreffend nachweist, nur als überzeugend bezeichnen. Namentlich ist der Gedanke des Plebiscits als Ausdrucksmittel für die rechtliche Anerkennung oder Verwerfung staatlicher Gebietswandlungen, das vielgerühmte „Selbstbestimmungsrecht der Völker", noch nirgends mit so guten Gründen als durchaus unhaltbar verurtheilt worden, wie hier.

Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Berlin, W. Hertz, 1880.

Diese „Deutschen Inschriften" sind, wie wir für Leser bemerken, denen die beiden ersten Auflagen des Büchleins unbekannt geblieben, eine Sammlung von Sprüchen, wie sie sich, in allen Landen deutscher Zunge verstreut, an und in Häusern, Wohnhäusern so gut wie öffentlichen Gebäuden und Kirchen, am Hausgeräth (auf Uhren, Gläsern, Bechern und Krügen, Tellern und Schüsseln 2c.), auf Kirchengeräth und Grabsteinen, endlich auf Münzen, Medaillen und Waffen vorfinden oder einst vorgefunden haben. Die meisten stammen wohl aus dem 16. und 17. Jahrhundert, doch sind auch viele neuere darunter, ja selbst an ganz modernen fehlt es nicht. Daß diese treffliche Sammlung, ein Schatz sinnigster, erbaulichster und ergötzlichster Spruchpoesie, in immer weitere Kreise dringt, erfüllt uns mit aufrichtiger Freude. Die erste Auflage erschien 1864, die zweite „vermehrte" 1875, die vorliegende dritte, die in der That eine „sehr vermehrte" ist, trägt die Jahreszahl 1880; steigert sich das Interesse für das Büchlein in der gleichen geometrischen Progression, so darf man schon 1882 auf eine vierte Auflage rechnen, vielleicht noch früher, denn neben dem rein ideellen Genuß, den das Studium des Büchleins gewährt, hat es auch eine praktische Bedeutung gewonnen, seit wir angefangen haben, bei der Herstellung unseres Hausrathes wieder etwas mehr künstlerischen Sinn zu bethätigen, dabei vor allen Dingen an die „Werke unserer Väter" anzuknüpfen und nach alter Sitte mit dem Zierrat hie und da auch einen guten Sinnspruch wieder zu verbinden. Natürlich würde es ja eine Verkehrtheit sein — man erlebt da auf kunstgewerblichen Ausstellungen manchmal seltsame Dinge! — auf modernem Geräth Sprüche in der Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts anzubringen, eine ebenso große Verkehrtheit, wie wenn man bei der Herstellung moderner Geräthe die Bau- und Schmuckformen jener Zeit gedankenlos copirt. Nur Anregungen kann die vorliegende Sammlung in solchen Fällen geben, Anregungen, die dann erst im Geiste unserer Zeit gestaltet werden müssen, ebenso wie unsere Altvordern ein und denselben Gedanken zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten in der mannigfachsten Weise umgemodelt haben. Die Sammlung enthält gerade auch für diesen Vorgang zahlreiche interessante Beispiele.

Wird auch die vierte Auflage wieder eine reich vermehrte werden, und ebenso die fünfte und sechste? Es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen. Mit dem wachsenden Interesse für die Sammlung wird sich auch — ähnlich wie bei Büchmanns „Geflügelten Worten" — die Anzahl derer vermehren, die durch Vermittlung der Verlagshandlung den ungenannten Herausgeber mit Beiträgen versehen werden. Daß das Büchlein dabei nicht gar zu rasch anschwillt, dafür wird zwar die kritische Hand des Herausgebers sorgen, die das minder bedeutende und minder charakteristische fernzuhalten weiß. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat seiner Zeit, bald nach dem Erscheinen der zweiten Auflage, dem Verleger eine Anzahl von

Beiträgen aus einer großen Stadt Mitteldeutschlands, die bis dahin noch gar nicht in der Sammlung vertreten war, zur Verfügung gestellt, der Empfang derselben ist ihm auch dankend bestätigt worden, aber nicht ein einziger der übersandten Sprüche hat vor den Augen des Herausgebers Gnade gefunden. Trotz dieser (nur zu billigenden) wählerischen Kritik wird aber doch die Sammlung, wenn sie in dem bisherigen Verhältniß fortwächst, über kurz oder lang an eine Grenze kommen, wo sie das nicht bleiben kann, was sie jetzt ist, wo sie ihre Physiognomie wird verändern müssen, wo aus dem sinnigen Hausbuche ein wissenschaftliches Corpus inscriptionum wird werden müssen, wo es die Hand des ungenannten freundlichen Sammlers an die eines gelehrten sachmännischen Bearbeiters wird abtreten müssen. Die Aufgabe, eine umfassende und möglichst vollständige Sammlung „deutscher Inschriften" mit genauen Quellennachweisen zu veranstalten, wird hoffentlich mit der Zeit einmal von einer deutschen Akademie der Wissenschaften — sei es der preußischen, der baierischen oder der sächsischen — in die Hand genommen werden. Dann wird das vorliegende zierliche Buch stets den Ruhm haben, zu jener Sammlung der Zukunft, die wahrscheinlich aus einer stattlichen Reihe von Quartanten bestehen wird, den ersten Anstoß gegeben zu haben.

Schillers Werke in Einzelausgaben. Mit Einleitungen und kritischen Noten. Stuttgart, Cotta, 1879—80.

Von der Cotta'schen Buchhandlung sind uns folgende Einzelausgaben Schillerscher Werke zur Anzeige „verehrungsvoll überreicht" worden: „Kabale und Liebe", „Don Karlos", „Die Jungfrau von Orleans", „Wallenstein", „Wilhelm Tell" und die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges". Wir befinden uns dieser überraschenden Spende gegenüber — überraschend, da für die Cotta'sche Verlagshandlung die „Grenzboten" sonst eigentlich nicht existiren — einigermaßen in Verlegenheit. Auf der Innenseite sämmtlicher Umschläge sind eine Anzahl noch andrer Schillerscher und auch eine Reihe Goethe'scher Schriften aufgeführt, welche, wie es heißt, „in gleichem Formate" erschienen sind. Es würde uns in weit höherem Grade interessiren zu wissen, ob die sämmtlichen übrigen dort genannten Schriften auch nach denselben redaktionellen Grundsätzen herausgegeben sind, wie die vorliegenden Hefte, oder ob mit den letzteren ein neues Unternehmen beginnt. Hierüber erfahren wir aber leider nichts. In vier von den vorliegenden Heften ist die Einleitung mit „W. Vollmer" oder „Wilh. Vollmer" unterzeichnet, in zweien („Jungfrau" und „Dreißigjähriger Krieg") ist sie ohne Namensunterschrift gelassen. Man kann vermuthen, daß auch die nicht unterzeichneten Einleitungen aus derselben Feder stammen werden, wie die übrigen, aber etwas sicheres wissen wir auch hierüber nicht. Kurz, das Ganze macht in seiner äußerlichen Anordnung etwas den Eindruck der Halbschürigkeit und Planlosigkeit. Dieser Eindruck setzt sich aber auch fort, wenn wir das Innere einer näheren Besichtigung unterziehen. Der unläugbare Werth dieser Ausgaben liegt in ihrem authentischen, mit textkritischen Noten (notabene: nur mit textkritischen, nicht mit erläuternden!) versehenen Texte. So viel wir sehen, ist es der Text und der kritische Apparat der großen Goedeke'schen Ausgabe, der hier in wohlfeilen Heftchen zum Wiederabdrucke gelangt ist. Der Verfasser der Einleitungen dagegen scheint sich nicht recht klar darüber gewesen zu sein, was er eigentlich in seinen Einleitungen geben soll, und was nicht. Wir verlangen nicht, daß er sie alle hätte nach einer Schablone arbeiten sollen, aber jedenfalls hätte er sie gleichmäßig halten sollen in dem, was sie bieten. Dies ist durchaus nicht der der Fall. In der Hauptsache beschränken sich allerdings diese Einleitungen darauf, die Entstehungsgeschichte der betreffenden Schrift oder Dichtung zu erzählen und

über das textkritische Material (Drucke und Handschriften) Rechenschaft zu geben, welches bei der Textgestaltung zu Grunde gelegen hat, aber sie beschränken sich doch auch wieder nicht darauf, denn bisweilen ist der Anlauf zu einer oberflächlichen ästhetischen Analyse genommen, der ein andermal wieder fehlt. Aber selbst die ständigen Partien sind ungleichmäßig behandelt; bald ist die Entstehungsgeschichte kurz, bald ausführlich gegeben, bald ist auf anderweitige Literatur verwiesen, bald wieder nicht. Kurz, der Leser begreift, warum wir diesen Heften gegenüber in Verlegenheit sind: wir wissen beim besten Willen nicht, wem wir sie empfehlen sollen. Eine Einzelausgabe von Schillers „Tell" für 60 Pfennige — wem soll überhaupt heutzutage noch damit gedient sein? Ist es denkbar, daß es noch Menschen giebt, die ein einzelnes Schillersches oder Goethe'sches Drama kaufen? Am ehesten könnte man noch an Schüler denken, die im Unterrichte vielleicht gern ein einzelnes Heft bequem zur Hand haben. Aber was sollen denen die kritischen Noten und die ganze Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses der einzelnen Handschriften und Drucke? Viel nöthiger würde für sie eine mäßige Anzahl sachlicher und sprachlicher Erläuterungen und eine gut und anregend geschriebene ästhetische Zergliederung der Dichtung sein. Oder hat man bei der Herausgabe vielleicht an Studenten gedacht und Universitätsvorlesungen über deutsche Literaturwissenschaft im Auge gehabt? Aber was kann einem Studenten an einem Literaturnachweis gelegen sein, wie dem folgenden, der sich wörtlich so in der Einleitung zum „Wallenstein" findet: „Außerordentlich groß ist die Zahl der theils selbständig erschienenen, theils in Biographien, Schulprogrammen, Zeitschriften 2c. veröffentlichten Commentare, und es genüge hier auf die Namen von Süvern, A. Klingemann, Rönnefahrt, Hoffmeister, Bratranek, Palleske, Viehoff, Düntzer, Fielitz, Vorberger hinzuweisen." Es ist in der That unerklärlich — „unerfindlich" würde man mit dem neuen Modeworte des Zeitungsjargons sagen — für wen die vorliegenden Einzelausgaben berechnet sind.

Die Vollmerschen Einleitungen sind übrigens trocken und ziemlich geschmacklos geschrieben. Die zum „Wallenstein" beginnt gleich mit folgendem Satze: „Die ersten Spuren, daß Schiller den Gedanken einer dramatischen Bearbeitung Wallensteins gefaßt habe (!), finden sich zu Anfang des Jahres 1791." In der zum „Tell" heißt es: „Die Kritik nahm es (das Stück) von einzelnen mehr oder weniger unbegründeten Bemängelungen abgesehen, wie der Liebesepisode zwischen Rudenz und Bertha, Tells Monolog, der Scene mit den barmherzigen Brüdern und der Parricidascene, aufs günstigste auf." Sind denn diese Scenen selbst die Bemängelungen? So häßlichen Neologismen endlich wie „Inangriffnahme", „Fertigstellung", „Abmangel", „Vormerk nehmen" sollte man in Einleitungen zu Schillerschen Werken auch nicht begegnen. Wenn diejenigen nicht darüber wachen wollen, daß die Erzeugnisse einer hastigen und gedankenlosen Tagesschreiberei sich nicht in die Sprache der Gebildeten eindrängen, die von Berufs wegen mit den Schätzen unserer classischen Literatur in täglicher Berührung stehen, wer soll es dann thun?

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zum belgischen Jubiläum.

Binnen kurzem werden fünfzig Jahre verflossen sein, seit Belgien sich gewaltsam von Holland losgerissen hat, mit dem es durch den Wiener Congreß verbunden worden war.

Als sich im Jahre 1814 das holländische Volk mit großer Energie zu Gunsten des Hauses Oranien ausgesprochen hatte, war diesem Fürstengeschlechte, das namentlich von den englischen Tories stark protegirt wurde, das Versprechen einer bedeutenden Gebietserweiterung zu Theil geworden. Wir finden diese Zusage im 6. Artikel des Pariser Vertrags vom 30. Mai des ebengenannten Jahres, wo es heißt: „Holland, unter die Souveränetät des Hauses Oranien gestellt, wird einen Gebietszuwachs erhalten."

Dieser Artikel oder vielmehr die Art und Weise, auf welche man ihn einerseits in Holland, andererseits in Belgien interpretirte, rief die Revolution hervor, die 1830 in Brüssel ausbrach. Die Holländer hatten das Unglück, Belgien gewissermaßen als eine neue Colonie, als Anhängsel zu betrachten, das man ihnen zum Geschenke gemacht, und indem sie auf die eventuelle Unterstützung Europas rechneten, versuchten sie daselbst ihre Herrschaft zu begründen. In Folge dieses Versuches zerfiel das vereinigte Königreich.

Die Belgier zählten ungefähr vier, die Holländer nur zwei Millionen Seelen. Wenn die Belgier in Wirklichkeit unter denen gestanden hätten, die sich als ihre Herren geltend zu machen beabsichtigten, wenn die Holländer ihnen an Intelligenz überlegen, in der Civilisation weiter fortgeschritten gewesen wären, wenn sie mehr materielle Kraft, mehr Ansehen, wenn sie mit einem Worte Ursache gehabt hätten, sich für das vornehmere der beiden Völker zu halten, so wäre ihr Ehrgeiz zu begreifen gewesen, und sie würden mit ihrer Politik vielleicht Erfolg gehabt haben. Aber jene Voraussetzungen trafen nicht zu. Belgien hatte lange Zeit Unglück gehabt, es hatte die Demüthigung erlebt, unter fremde Monarchen gestellt zu sein, die es durch einfache Statthalter verwalten ließen. Aber das Land hatte in allen diesen traurigen Zeiten sich sehr beachtenswerthe

Lebenskräfte bewahrt, und wenn mächtige Staaten wie Burgund, Spanien, Oesterreich und Frankreich, die nach einander von belgischen Provinzen Besitz genommen hatten, nicht dahin gelangt waren, denselben ihren besonderen und ursprünglichen Charakter zu nehmen, so war es ein von vornherein aussichtsloses Unternehmen für das schwache Holland, sich die Vläminger, die Brabanter und vor allem die Wallonen assimiliren zu wollen.

Die Holländer hatten allerdings in der Zeit ihres Ruhmes über Spanien triumphirt, sie hatten sich mit der Macht Englands auf gleicher Höhe gehalten und zuweilen glücklich mit Ludwig XIV. gekämpft. Ihre Heere waren von Kriegshelden wie Moritz und Friedrich Heinrich von Nassau befehligt worden, ihre Flotten hatten Führer wie Tromp, Heemskerk, Ruyter und Opdam gehabt, die Leiter ihrer Politik waren Männer wie Barneveldt, Jan de Witt und Heinsius gewesen. Diese großen Erinnerungen aber waren kein Grund, sie von der Höhe ihres Nationalstolzes geringschätzig auf die Belgier herabsehen zu lassen, sie führten nur zu Illusionen; denn jene ruhmreichen Zeiten waren vorüber, und ihre Kräfte waren weit schwächer als ehedem.

Nachdem die Vereinigung einige Jahre bestanden hatte, mußten die Belgier gewahren, daß man ihnen eine Verfassung auferlegte, die sie durch ihre Abstimmungen zurückgewiesen hatten. Sie bemerkten, daß ein Volk, welches sie nicht besiegt hatte, ihnen aus seiner Mitte Beamte schickte und sich der Leitung der Verwaltung bemächtigte. Man gab den Wallonen nur fünfzehn Jahre Zeit, das Holländische zu lernen, und zwar geschah dies, indem man zur Rechtfertigung dieser unvernünftigen Zumuthung daran erinnerte, daß Napoleon I. den Niederlanden nur fünfzehn Tage zur Erlernung des Französischen gewährt. Alle großen Staatsanstalten hatten ihren Sitz in Holland, die Ministerien, der Cassationshof, das oberste Militärgericht und alle höchsten Verwaltungsstellen befanden sich nur im Norden des Königreichs. Es gab im Jahre 1830 im Rahmen der Armee circa 2400 Offiziere aller Grade, und von diesen waren 2000 Holländer und nur 400 Belgier. 1829 gehörten von den 16 Ministern und Staatssecretären nur drei der belgischen Nationalität an. Nicht ein einziger Belgier hatte die Ehre, das Großkreuz des Wilhelmsordens zu tragen. Die Bureauvorstände des Kriegsministeriums waren sämmtlich Holländer.

Die holländische Verfassung von 1814 hatte eine einzige Kammer geschaffen, die aus 55 Mitgliedern bestand. Die holländisch-belgische Verfassung von 1815 führte zwei Kammern ein, und bei der Bildung der zweiten ließ man Holland seine 55 Vertreter, welche zwei Millionen Staatsangehörige repräsentirten, und gab den Belgiern, die vier Millionen zählten, ebenfalls nur 55 Abgeordnete. „Das war," sagt Nothomb in seinem Essai sur la Révolution belge, „eine Ungerechtigkeit, aber eine in gewissem Maße logische Ungerechtigkeit. Wenn man

Belgien eine im richtigen Verhältnisse zu seiner Bevölkerung stehende Vertretung gewährt hätte, so würde sie den Norden beherrscht haben, so würde sie sich der Suprematie bemächtigt und Holland als einen Gebietszuwachs behandelt haben."

Die Belgier sind Katholiken, die Holländer der Mehrzahl nach Protestanten. Die Geistlichkeit ist in Belgien immer sehr mächtig gewesen, und man begreift ohne Mühe, daß bei den Ideen, welche im Gehirne der Bischöfe spukten, das Nebeneinanderbestehen der beiden Völker in der confessionellen Frage einem neuen Hindernisse begegnete. Die belgischen Priester hatten nichts Wichtigeres zu thun, als über Verfolgung und Gewissensverletzung zu schreien, und so bewirkten sie, daß die holländische Regierung bei den Massen verhaßt wurde. Wenn der König Wilhelm die kluge Politik verfolgt hätte, sich in Belgien entweder auf die liberale oder auf die katholische Partei zu stützen, so hätte er die Revolution vermeiden können, aber seine ungeschickte und anmaßende Handlungsweise entfremdete ihm alle Parteien seiner neuen Unterthanen.

Von dem Tage an, wo die Belgier erkannten, daß die zwei Millionen Holländer auf ihre Beherrschung hinarbeiteten, bereiteten sie sich für den Aufstand vor, der endlich im Jahre 1830 ausbrach. Derselbe wurde durch die französische Revolution zwar beschleunigt, nicht aber hervorgerufen, wie man damals glaubte, und wie noch jetzt so viele Leute behaupten.

Es fehlt heutzutage nicht an Belgiern, welche die Trennung beklagen, welche selbst vom belgischen Gesichtspunkte aus finden, daß es vortheilhafter gewesen wäre, die Union aufrecht zu erhalten. Es existirt in Holland eine starke Minderheit von Katholiken, und die belgische Geistlichkeit schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Glaubensgenossen im Norden sich allmählich von den Protestanten lossagen würden, um mit den belgischen Katholiken gemeinschaftliche Sache zu machen. Es wäre dann Holland gewesen, welches sich genöthigt gesehen hätte, auf die Scheidung zu dringen. Aber das sind Berechnungen, denen die Ereignisse versagt haben, sich durch Erfahrung zu bestätigen.

Nachdem die Aufständischen im Straßenkampfe gesiegt, befanden sie sich in der größten Verlegenheit. Sie wußten nicht, was nun werden sollte. Man sah in diesem Augenblick eine Lage wieder eintreten ähnlich derjenigen, in welcher sich Holland nach der Revolution des 16. Jahrhunderts, die dieses Land vom spanischen Belgien losgerissen, befunden hatte. Wilhelm der Schweigsame, der Führer jener Bewegung, wußte anfangs nicht, welchem Heiligen er sich weihen sollte, er bat nach einander Deutschland, Frankreich und England, den gegen Philipp II. aufgestandenen Provinzen die Bedingungen zu ihrer gesonderten Existenz zu gewähren, und erst nach langem unsicheren Umhertasten und Zögern in jeder Richtung faßte Holland endlich den Entschluß, für sich zu leben und

seine Unabhängigkeit zu begründen, von dem sein Gedeihen und die glänzende Rolle sich herschreiben, die es in der Welt gespielt hat.

In Belgien gab sich 1830 dieselbe Verlegenheit kund. Die Erklärung der Unabhängigkeit erschreckte die Aengstlichen. Man legte sich die Frage vor, ob dieses Volk, welches Jahrhunderte hindurch unter fremder Herrschaft gelebt, welches alle möglichen Fahnen auf seinen Thürmen wehen gesehen, auf dessen Wiesen die Pferde aller Heere der Welt geweidet, ob dieses Volk, das in zwei Stämme zerfiel, welche sich früher häufig als Feinde gegenübergestanden, das niemals eine Nation gebildet, dem die Einheit mangelte, im Stande sein werde, im Verlaufe der europäischen Ereignisse am Leben zu bleiben und sich als Nation zu erhalten. Die Einen glaubten, daß das Land ohne Absatz für die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes, wie es zu sein schien, von der Gefahr bedroht sei, an Blutüberfülle zu sterben, sie beklagten die Trennung von Holland und verlangten, indem sie den Namen Reunionisten annahmen, das Verbleiben bei der Union, die der Wiener Congreß verfügt, trotz alledem. Andere schlugen offen die Einverleibung in Frankreich vor.

Im Jahre 1789 hatte sich Belgien gleichfalls erhoben, damals gegen das, was man den philosophischen Despotismus Josephs II. nannte. Die Oesterreicher mußten vor den „Patrioten" unter van der Meersch nach Luxemburg zurückweichen, das Land war frei wie 1830, und man gründete eine Art theokratischer Republik, die aber nur ein Jahr Bestand hatte. Dieselbe ging in Folge der Unfähigkeit ihrer Führer zu Grunde, und das belgische Gebiet wurde 1794 eine Beute der französischen Jakobiner.*) Die Erinnerung hieran erfüllte 1830 noch viele Herzen und rief Entmuthigung hervor.

---

*) Belgien sollte damals erfahren, was Unglück und Unterdrückung heißt: „Wie eine Wolke raubsüchtiger Geier nahm der Abschaum der französischen Nation Besitz davon. Unanständige Prahler, ekelhaft durch Dummheit und Unsittlichkeit, nisteten sich in den Städten ein, um im Namen einer lügenhaften Freiheit die Bürger ärger als gekaufte Sclaven zu behandeln. Nichts wurde mehr geachtet, weder Religion noch Sitten, weder Eigenthum noch Gesetze der Menschlichkeit. Man zerstörte oder raubte die Werke der Kunst, zerbrach die goldenen und silbernen Gefäße in den Kirchen und stampfte sie in Tonnen ein, um sie dann nach Frankreich zu schaffen. Man verhöhnte ein noch unverdorbenes Volk durch den bittersten Spott über seinen keuschen und gottesfürchtigen Charakter. Man legte endlich den Belgiern eine Brandschatzung von achtzig Millionen auf und schleppte binnen fünf Monaten 32 Millionen gemünzten Metalls nach Paris. Alle Läden und Magazine wurden geplündert von Beamten der Republik, welche die bestürzten Bürger nöthigten, ein nichtiges Papiergeld zum Werthe von vielen Tausenden anzunehmen, die Steuern aber in Gold und Silber zu entrichten. Wer sich so vieler „Freiheit" abgeneigt zeigte, oder mit zu großer Betrübniß alles, was er besaß, selbst das Nothwendigste, wegschleppen sah, den brachten die Säbel der schamlosen Tyrannen zum Schweigen, oder man warf ihn in den Kerker. Dieses unglückliche Leben dauerte länger als zwei Jahre. Die Franzosen hatten das Geld, das Getreide, das Vieh, die Pferde, kurz alles, was eßbar oder werthvoll war, großentheils nach ihrem Lande

Endlich schrieb man Wahlen zu einem constituirenden Congresse aus, und diese Versammlung löste mit kühnem Beschluß die ernste Frage der Zukunft des Landes. Die Stimmen, welche den Anschluß an Frankreich predigten, wurden zum Verstummen genöthigt, und andererseits wies man die Idee einer Rückkehr zu Holland zurück. Die Verhandlungen wurden durch eine Rede zum Schlusse gebracht, in welcher der vor kurzem verstorbene Paul Devaux sich in energischen Worten an die „nationale Ehre" wendete. „Wenn sich nach Jahrhunderten," sagte er, „einem Volke die Gelegenheit bietet, Besitz von seiner Unabhängigkeit zu ergreifen, so würde es Mangel an Muth und Würde und Edelsinn sein, wenn es nicht den Versuch machte." Am 18. November 1830 faßten die Mitglieder des Congresses einstimmig eine Resolution, die folgendermaßen lautete: „Der Nationalcongreß proclamirt die Unabhängigkeit des belgischen Volkes." Man constituirte sich, gegen de Potters Anträge, die auf eine Republik abzielten, als verfassungsmäßig beschränkte Monarchie, und die Krone wurde dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg angeboten, der sie annahm. Derselbe erhielt darauf von einem französischen Staatsmanne folgenden Brief:

„Sie werden also, mein Prinz, über ein Volk herrschen, welches kein Vaterland besitzt, in einem Lande, wo jede Stadt ihr besonderes Interesse und eine verschiedene Fahne hat. Sie werden ein Volk regieren, dessen politische Intelligenz sich nie über das Regime der Gemeinde zu erheben verstanden hat. Vergebens würden Sie, mein Prinz, versuchen, aus diesem Volke ein harmonisches Ganze zu gestalten. Sie werden niemals dahin gelangen, daß aus Belgien ein nationaler Staat wird. Die Belgier werden bleiben, was sie sind, und niemals die Physiognomie einer eigenen und dicht zusammengeschlossenen Nation haben. Sie scheinen Bruchstücke von Völkern zu sein, die nach Deutschland, Frankreich, England und Holland hin gravitiren. Welches Staatswesen läßt sich auf ein solches Volk gründen!"

Seit diesen Ereignissen sind fünfzig Jahre verflossen. — Ist Belgien gestorben, hat es sich selbst das Leben genommen? Die düsteren Voraussagungen, welche an seiner Wiege laut wurden, haben sie sich verwirklicht? Haben die Vläminger sich mit den Wallonen entzweit? Ist Belgien in Europa ein Element der Zwietracht gewesen? Ist das Land in Folge von Mangel an Absatz zu Grunde gegangen, oder ist es eine Beute der Demagogie geworden?

---

geschleppt oder zu ihrem Privatvortheile gestohlen. Während des harten Winters von 1794 verwandelte sich die hierdurch entstandene Theuerung in Hungersnoth. In einem so fruchtbaren Lande wie Belgien kämpften die Einwohner täglich vor den Thüren der Bäcker um ein Brot. Um ein vollständiges Bild von den Gewaltthätigkeiten, der lächerlichen Prahlerei und den zügellosen Plünderungen der Franzosen in jener trüben Zeit zu geben, müßte man ganze Bücher schreiben." Hendrik Conscienees Geschichte von Belgien. Deutsche Uebersetzung von O. L. B. Wolff. 2. Aufl. S. 411 ff.

Nichts von alledem hat sich ereignet. Die Belgier haben bewiesen, daß sie einen gesunden politischen Verstand, ein maßvolles Wesen und einen vorsichtigen Sinn besitzen, den man nur bewundern kann, wenn man den Stand der Dinge zu damaliger Zeit mit dem vergleicht, den sie jetzt darbieten. Die Ordnung, um die man so lebhafte Besorgnisse hegte, ist bei keiner Gelegenheit ernstlich gestört worden. Die Aera der Revolutionen ist für Belgien vorüber. Im Jahre 1848, als Europa in seinen Grundvesten zu erbeben schien, blieb Belgien ruhig, obwohl es an Frankreich grenzte und französische Republikaner, mit Flinten bewaffnet, den Versuch unternahmen, in sein Gebiet einzudringen, um hier Propaganda zu machen. Sie wurden mit Kanonenschüssen empfangen. Am 23. Februar, als das Pariser Volk sich auf den Ruf: „Es lebe die Reform!" erhob, ergriff die Regierung in Brüssel aus eigener Initiative verschiedene Maßregeln zur Abwendung des Sturmes, der das Land bedrohte.

Belgien ist den Einrichtungen treu geblieben, die es sich in der Zeit patriotischer Begeisterung gab. Die Verfassung von 1831 ist noch heute intact, sie hat nicht die geringste Veränderung erfahren. Nur selten hat man Conflicte zwischen den verfassungsmäßigen Gewalten zu verzeichnen gehabt. Der Senat und die zweite Kammer haben in dieser Beziehung niemals im Streit mit einander gelegen. Die Provinz und die Gemeinde erfreuten sich in Belgien stets einer sehr deutlich ausgesprochenen Selbstregierung; aber bei keiner Gelegenheit haben sie ihre Befugnisse im Gegensatze gegen die Regierung des Staates mißbräuchlich ausgeübt. Die Nationalitätsfrage, die man für die bedrohlichste Wolke hielt, welche den Horizont verdunkelte, hat sich nicht einmal über denselben erhoben. Die, welche überzeugt waren, daß Belgien sich nothgedrungen in zwei nationale Lager spalten müsse, haben sich mit ihren Voraussagungen unbedingt getäuscht. Der alte Rassenhaß ist verschwunden, obwohl die Vläminger größtentheils der katholischen und die wallonischen Provinzen mehr der liberalen Partei angehören. Man hat auf beiden Seiten sorgfältig vermieden, den Nationalitätenstreit auf das politische Gebiet zu übertragen. Die Vläminger und die Wallonen sind Brüder geworden, und die vortrefflichen Beziehungen, in denen sie mit einander leben, werden in kurzen Worten von dem nationalen Dichter Antonine Clesse dahin bezeichnet, daß „Vläminger und Wallonen Vornamen sind, während Belgier unser Familienname ist." Die nationale Einheit Belgiens ist fest begründet. Man könnte die Vläminger nicht mehr von den Wallonen trennen; der Widerstand gegen die, welche eine Scheidung versuchen wollten, würde ein einmüthiger sein. Das Land hat sich das schöne Motto gewählt: „Einigkeit macht stark", und das ist nicht bloß ein Glück für Belgien, sondern eine der werthvollsten Bürgschaften des europäischen Friedens.

In der auswärtigen Politik hat Belgien eine solche Haltung zu bewahren

verstanden, daß die guten Beziehungen desselben zu anderen Mächten niemals gestört worden sind. Es hat sich ein internationales Verhältniß herausgebildet, um das mehr als eine Nation dasselbe beneiden könnte. Man kann den Belgiern in keiner Weise den Vorwurf machen, die Pflichten der Neutralität verkannt zu haben, die ihnen als Bedingungen ihrer Existenz als Staat auferlegt sind. Sie haben sich mit ebensoviel Klugheit als Entschlossenheit gegen alle Versuche zu wehren gewußt, die von Seiten des französischen Kaiserreichs unternommen wurden, sie in eine Bahn zu drängen, welche ihren wahren Interessen widersprechen würde. Sie begriffen, daß ihre Neutralität für die Ruhe Europas bis jetzt ganz ebenso nothwendig war wie ihre Unabhängigkeit, und dieses Gefühl ist vielleicht der Reserve nicht fremd, mit welcher ihre Staatsmänner die Vorschläge einer Defensiv-Allianz mit Holland aufnahmen.

Die Zeit hat die Rivalität verwischt, welche zwischen den beiden ehemaligen Parteien der Niederlande existirte. Die sogenannten Septemberfeste, welche Belgien jedes Jahr in Erinnerung an die Revolution von 1830 feiert, haben jeden Zug von Feindseligkeit gegen Holland verloren. Es besteht in den beiden Ländern eine fortwährend an Breite zunehmende Strömung zu Gunsten einer aufrichtigen Versöhnung. Als vor kurzem ein höherer Offizier der Armee Niederländisch-Indiens in einer Versammlung im Haag den Wunsch nach Abschluß eines militärischen Bündnisses zwischen den beiden Staaten aussprach, erinnerte man ihn sofort daran, daß die Neutralität Belgiens jede Allianz dieser Art verbietet. Es scheint, daß man auf der einen wie auf der anderen Seite den aufrichtigen Wunsch hegt, die Bande eines brüderlichen Einvernehmens zu bewahren, aber es hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Belgier freiwillig die Wohlthaten einer ausnahmsweise günstigen Stellung aufgeben sollten, die ihnen fünfzig Jahre hindurch jede fremde Invasion von den Grenzen ferngehalten hat. Sicherlich werden sie auf keinen Fall, wenn die Frage zur brennenden werden sollte, eine derartige Allianz anders abschließen, als mit Zustimmung der Großmächte und nachdem sie von Europa dieselbe wohlwollende Berücksichtigung des zu schaffenden neuen Standes der Dinge erlangt haben, dessen sich der bisherige erfreute.

Statt sich in Vläminger und Wallonen zu trennen, haben die Belgier sich in Liberale und Katholiken geschieden. 1830 ließen sich die rührigsten und intelligentesten Geistlichen von den Ideen der Neuzeit leiten. Es war die Epoche, wo Lacordaire und Lamennais und ebenso Montalembert das Bündniß der Kirche mit dem Fortschritt und den Principien von 1789 predigten. Das Wort dieser „katholischen Reformatoren“ fand in Belgien starken Widerhall. Es gab ein Dutzend Abbés im Congreß, und fast alle stimmten für die Republik. In Folge dessen verständigten sich Liberale und Katholiken mehrere Jahre hindurch sehr

gut mit einander. Aber nachdem die Kirche oder vielmehr das Papstthum gegen die Neuerungen Lamennais' reagirt, wurde die belgische Geistlichkeit unter dem Einflusse Roms allmählich ultramontan, und der Krieg zwischen der klerikalen und der liberalen Partei entbrannte. Dieser Krieg dauert noch heute fort, und es ist kein Ende desselben abzusehen. Die Bischöfe haben ein halbes Dutzend bedeutender Blätter gegründet, und jeder von ihnen besitzt sein Organ, in welchem er die nationalen Einrichtungen mit einer Energie bekämpft, die bisweilen an Aufruhr grenzt. Dieselbe Veränderung hat sich an der katholischen Universität zu Löwen vollzogen. Ehemals hatte sie gemäßigte Professoren, welche die Verfassung mit Wohlwollen commentirten. Seitdem sind sie genöthigt worden, Buße zu thun und ihre Schriften zu desavouiren. Der Unterricht ist in Belgien frei; wer eine Schule gründen will, kann es thun, ohne erst Erlaubniß dazu nachzusuchen. Die Geistlichkeit hat sich diese Freiheit zu Nutze gemacht und das Land mit Colleges und Elementarschulen bedeckt. Aber auch der Staat hat beträchtliche Summen für die Vermehrung der Schulen ausgegeben, und es besteht auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ein solcher Wettstreit zwischen ihm und der Kirche, daß die Bischöfe, um die Reformen der Regierung unwirksam zu machen, sich des Mittels der Excommunicationen bedienen, die sie gegen die vom Staate angestellten Lehrer und selbst gegen die Eltern schleudern, welche ihre Kinder in weltliche Schulen schicken.

Diese Lage gab Anlaß zu einem Meinungsaustausche zwischen der Brüsseler Regierung und dem Vatican. Frère-Orban, der Chef des Cabinets, faßte im Einvernehmen mit seinen Freunden den Entschluß, jeden diplomatischen Verkehr mit der römischen Curie abzubrechen. Der beim Vatican beglaubigte belgische Gesandte bekam Urlaub, und das Gerücht verbreitete sich, daß er auf seinen Posten nicht zurückkehren, sondern daß die Gesandtschaft aufgehoben werden würde. Pius IX. würde sich vermuthlich hieraus nicht viel gemacht haben, aber Leo XIII., der ein maßvoller Charakter zu sein scheint, ließ sogleich in Brüssel Schritte thun, durch welche der Versuch gemacht wurde, die dortige Regierung von ihrem Plane abzubringen. Man antwortete Seiner Heiligkeit, daß die Lage, welche die Curie und die Geistlichkeit der belgischen Regierung geschaffen, letztere in die Nothwendigkeit versetzt habe, diese Demonstration zu machen, welche den Charakter einer nationalen Defensivmaßregel annehmen müßte.

Da geschah es, daß der Papst, um sich den belgischen Minister zu erhalten, die von der belgischen Geistlichkeit auf die Verfassung unternommenen Angriffe mißbilligte und die Feindseligkeit der Bischöfe gegen das nationale Jubiläum tadelte, welches in diesen Tagen gefeiert werden soll. Zu gleicher Zeit gab er zu verstehen, daß er den Eifer der Bischöfe in dem Streite über den Unterricht

für zu weitgehend halte, und indem die Regierung auf eine versöhnliche Stimmung in Rom rechnete, ließ sie ihre Gesandtschaft in ihrer Stellung beim Vatican.

Die Organisation der Geistlichkeit hat in Belgien beträchtliche Fortschritte gemacht. 1830 hatte das Land 4000 Mönche und Nonnen, gegenwärtig wird es deren 25 bis 30000 haben. Die belgischen Klöster sind zu den reichsten der Welt geworden. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir die Zahl der klericalen Blätter auf 200 veranschlagen. Die Universität zu Löwen, wo man die Schönheiten des Syllabus lehrt, hat dermalen 1500 Studenten. Man darf aber daraus nicht den Schluß ziehen, daß sich der Einfluß des Episcopats erheblich vermehrt habe. Die Bischöfe können nicht mehr wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Revolution zu Stande bringen. Wenn sie noch auf dem Lande dominiren, so haben sie in den Städten den größten Theil ihres Ansehens eingebüßt. Ihre Gegner haben sich gleichfalls organisirt, und für aufmerksame Beobachter ist es eine ausgemachte Thatsache, daß Belgien niemals wieder unter das theokratische Joch gerathen wird. Dazu würde nothwendig sein, daß der Gang, den die Dinge genommen haben, aufgehalten würde und die Ereignisse sich in einer Weise entwickelten, die durchaus nicht zu erwarten ist.

Das belgische Königthum, um deswillen man vor fünfzig Jahren so lebhafte Beunruhigung empfand, ist erhalten geblieben. Der Thron hat nicht die geringste Erschütterung erfahren. Es giebt heutzutage in Belgien weniger Republikaner als 1830. König Leopold I. hat seinem Volke ein Vertrauen und eine Anhänglichkeit einzuflößen verstanden, die sich niemals verleugneten. Leopold II., der den Traditionen seines Vaters folgte, erfreut sich derselben Hochachtung und Liebe. Als 1850 die Königin Louise Marie starb, trauerte das ganze Land. Vierzehn Tage lang bezeugte das belgische Volk immer aufs neue seinen Schmerz, und die gesammte Nation weinte mit seinem Fürsten.

Dank seinem Ordnungssinn, seinem gesunden politischen Verstande, seiner Achtung vor den Institutionen des Landes und dank seiner Rührigkeit und seiner energischen Arbeitskraft, hat das belgische Volk während des halben Jahrhunderts seiner unabhängigen Existenz Fortschritte gemacht, die ebenso gediegen wie erstaunlich sind. Alles hat sich bei ihm trefflich entwickelt: die schönen Künste, die Wissenschaften, der öffentliche Unterricht, Industrie, Handel und Ackerbau. Alles blüht und gedeiht. Belgien ist eins der wohlhabendsten und glücklichsten Länder Europas geworden, und mit stolzem Bewußtsein wird es das große Nationalfest feiern können, auf das es sich soeben vorbereitet. Deutschland wird an diesem Feste theilnehmen. Es wird nicht der letzte der Nachbarn sein, die erscheinen werden, um der befreundeten Nation Glück zu wünschen zu ihrer Vergangenheit und damit den Wunsch zu verbinden, daß ihre Zukunft ihr gleiches Glück gewähren und erhalten möge.

Theodor Storm.

Von Adolf Stern.

Wer in reicher ausgestatteten Bildersälen größere Gruppen von Gemälden Jacob Ruysdaels beisammen gesehen, der hat auch sicher den Zauber gewisser Schöpfungen empfunden, welche räumlich zu den kleinsten, stofflich zu den einfachsten, in der Ausführung hingegen zu den vollendetsten und uns im Tiefsten ergreifenden Bildern des holländischen Landschaftsdichters gehören. Sie sind schwer zu charakterisiren und nicht leicht von einander zu unterscheiden, sie stellen meist nur ein Stück Feld oder Wiese, ein stilles Wasser zwischen wenigen Bäumen, ein einsames Haus, ein altes Gemäuer hinter Buschwerk, einen Weg längs einer hügelähnlichen Bodenanschwellung dar. In ihrem Licht, im Zug und Spiel der Wolken über diesen stillen Auen und Wassern, in einem unsagbaren Duft und Hauch, der in solcher Stärke und Eigenart oft den größeren Bildern Ruysdaels nicht eigen ist, liegt die Wirkung. Vermeintlich tausendmal gesehenen Dingen gewinnt der Maler einen poetischen Reiz ab, der uns gewiß macht, daß wir die Dinge eben doch nicht gesehen haben. Und in all dieser Poesie fehlt ein Moment schlichtester Wahrhaftigkeit und eindringlicher Wirklichkeit nicht. Die Bilder stellen Einzelheiten einer Landschaft dar, von denen man meinen sollte, daß sie nicht in der Seele haften könnten — und siehe, sie kehren unabläßig wieder und treten in unsere wachen Träume.

Ein Dichter, der ähnliche Wirkungen hervorbrächte, der uns aus der Eigenart eines von der Poesie wenig beachteten, als hart, herb und nüchtern verrufenen Lebens eine Fülle niegeahnter Schönheiten erschlösse, müßte er nicht unwillkürlich an den Meister von Harlem und seine tiefsten Wirkungen gemahnen? Freilich liegen die Tage weit hinter uns, in denen unsere literaturbeflissenen Altvordern in den „Discursen der Maler" Aufschluß für Grundfragen der Poesie suchten. Die Vergleichung der Erscheinungen der einen Kunst mit Erscheinungen der anderen sind mit Recht in einen gewissen Verruf gekommen. Zudem pflegen alle diese Vergleiche entschieden zu hinken: Wer im Begriff steht bei Theodor Storms wunderbar schlichten und doch innerlich reichen Lebensbildern an Ruysdael zu mahnen, der muß sich im gleichen Augenblicke erinnern, daß der neue deutsche Dichter seine kleine Welt zumeist „im Sonnenschein" darzustellen liebt, und der alte holländische Meister ein melancholisches Düster, schwer herabhängende Wolken vorzog. Und doch kehrt der hinkende Vergleich wieder und wieder. So oft der innerlich theilnehmende Leser sich die besten Erzählungen Storms wieder auf-

frischt und zu ihrem Genuß zurückkehrt, so oft mag er sich auch an die oben erwähnten kleinen, einfachen aber tief stimmungsvollen und künstlerisch vollendeten Bilder erinnert fühlen, die ihn zu Zeiten mit ihrem geheimen Reiz erfaßt haben. Die warme Belebung des Verborgenen, Weitabliegenden und Unscheinbaren wird, wo sie gelingt (was viel seltener der Fall ist, als gewisse Aesthetiker glauben), in aller Kunst einen verwandten und einen gleich tiefgehenden Eindruck hervorrufen. Und zuletzt ist eine Vergleichung mit Ruysdael ein Compliment, das kein noch so vorzüglicher Dichter zurückzuweisen braucht und das kurz und prägnant ausdrücken soll, welche nachhaltigen, vom platten Sinn nicht geahnten Wirkungen Tausende von Lesern den Dichtungen Theodor Storms verdanken. Denn der schleswigsche Lyriker und Novellist ist, obschon er „es nicht nöthig hätte" und wahrlich auf nichts weniger ausgegangen ist als auf Sensation, eine der seltenen schöpferischen Naturen, die zu gleicher Zeit nur sich und ihrem poetischen Drange genügen und doch beliebte, ja in gewissem Sinne Modeschriftsteller geworden sind.

Für die gerechte Beurtheilung eines Dichters der Gegenwart ist von diesem Umstande so ziemlich abzusehen. Wir gehören weder zu den Pessimisten, die von vornherein annehmen, daß nur das innerlich Werthlose und völlig Hohle die Theilnahme des heutigen Publikums gewinnen könne, noch zu jenen Optimisten, die des Glaubens leben, daß das deutsche Volk allem wirklich Vorzüglichen von vornherein die wärmste Theilnahme entgegenbringe. Wir wissen, daß Gottfried Kellers Prachtbuch „Die Leute von Seldwyla" ein Vierteljahrhundert oder wenigstens zwanzig Jahre gebraucht hat, um über einen engsten Kreis empfänglicher Leser hinauszubringen, wir vergessen jedoch andererseits die Thatsache nicht, daß Scheffels „Ekkehard" und Storms Novellen sich rasch Tausende von Lesern eroberten. Die geheimsten Gründe des Erfolgs oder Nichterfolgs literarischer Productionen, die oft tief liegend und wunderlich complicirt sind, sind in den seltensten Fällen ganz klar aufzuhellen, wir dürfen in unserem Falle darauf Verzicht leisten. Gewiß ist, daß es nicht seine tiefsten und eigenartigsten Vorzüge sind, welche einem Poeten und Erzähler zunächst seine Popularität verschaffen. Ließe sich scheiden, was die Leser an den Darbietungen eines Dichters zuerst anzieht und woran sie sich allmählich gewöhnen, was ihnen unbewußt lieb wird, so möchte sich zeigen, daß die Schwächen, die conventionellen Elemente früher Erfolg haben, als die stärksten und besten Seiten. Schließlich wirkt doch die ganze volle Erscheinung eines Dichters; das Wählen und Kosten aus seinen Gestalten und Situationen muß einem ehrlichen und lebendigen Mitempfinden und einem Verständniß für den eigentlichen Kern der poetischen Natur, einer allmählichen Vertrautheit mit der Welt weichen, die der Poet vorzugsweise und mit Glück schildert.

Es ist eine Welt, welche, nur nach ihren charakteristischen Aeußerlichkeiten beurtheilt, zum erstenmal in der deutschen Poesie auftauchte und was den landschaftlichen Hintergrund, den Einfluß der Landschaft auf Sitte, Denkweise und Stimmung der Menschen anlangt, beinahe gleichzeitig in Klaus Groths Quickborngedichten und Theodor Storms Erzählungen und kleinen Lebensbildern die Aufmerksamkeit und Theilnahme des deutschen Volkes auf sich zog.

Es war die Zeit, in welcher durch die unseligsten und schimpflichsten Vorgänge in der deutschen Geschichte der fünfziger Jahre die nordalbingischen Lande Deutschland für immer verloren zu gehen schienen, die Zeit, in welcher ein so tief mit der Heimat verwachsener Dichter wie Theodor Storm Schleswig und der „grauen Stadt am Meer" (Husum) wehmüthig entschlossen den Rücken kehren mußte, um seinen innersten Idealen treu bleiben zu können. Eben in dieser Zeit gelang es zwei schleswig-holsteinischen Dichtern Leben und Eigenart ihres Landes und Stammes dem deutschen Volke näher zu bringen. Wo der Name Theodor Storms genannt wird, taucht zu seinen Gestalten auch der eigenthümliche Hintergrund empor, von dem sich diese Gestalten fast ausnahmslos abheben. Das Marschland mit seinem Erntesegen, die waldigen Buchten an der Ostsee, die begrasten Deiche und die Watten am grauen Strand der Westsee, vor dem im Nebel die Halliginseln liegen, die Haide im Sonnenschein mit ihren rothen Blüthen und surrenden Bienen, die einsamen Bauernhöfe weit im Lande, die stillen Städte und Städtchen am Meer, ihre Patricierhäuser, ihre kleinen Gärten mit alten Obstbäumen, die wunderlich verborgenen Plätzchen, die sich die Jugend zum Spiel erliest, Alles steht uns vor Augen und bildet die natürliche Bühne für die Menschenschicksale und die Charaktere, welche Theodor Storm darzustellen hat. In einigen wenigen Erzählungen wechselt er die Scene, und wir haben den Hintergrund des Eichsfeldes, einer Landschaft, in der der Dichter einige Zeit gelebt hat, die ihm aber nicht ans Herz gewachsen ist, wie die schleswigsche Heimat. Nur wo die Abendsonne die Haide vergoldet, nur wo der Meerhauch in die Gassen der Stadt und bis in die Häuser hereinweht, gelingen ihm die Menschengestalten ganz, die äußerlich so gehalten und gemessen erscheinen und innerlich ein so warmes Leben, so viel Blut und Gluth haben.

Theodor Storms erzählende Dichtungen, nach denen das Publikum der Gegenwart zumeist zu fragen pflegt, ruhen auf dem Untergrunde einer tiefen und echten Lyrik. Jene Kritik, die aus einzelnen Ausnahmen Regeln und Sätze zu münzen pflegt, möchte uns überreden, weil thatsächlich bei einigen hervorragenden Dichtern das lyrische Talent nicht zur besonderen, künstlerisch durchbildeten Aussprache gelangt ist, sei es überhaupt das Kennzeichen des gestaltenden und eigentlich schaffenden Dichters, der Lyrik zu entbehren, oder, wie eine andere Lesart lautet, sich ihres jugendlichen Stammelns männlich zu enthalten. Uns

flößt umgekehrt ein Element echter Lyrik das Vertrauen ein, daß der Dichter die einfachsten und ursprünglichsten Grundlagen poetischer Natur nicht entbehrt. Namentlich wenn diese Lyrik auch vom leisesten Zug zur äußerlichen Wiederholung, zur formellen Virtuosität oder eitlen Selbstbespiegelung frei ist, wenn sie warmer und schlichter Ausdruck eines tüchtigen Lebens in edelster Form ist. Die „Gedichte" Storms spiegeln eine Persönlichkeit, ein Leben und eine Lebensanschauung, welche von Haus aus Sympathien erwecken, sie concentriren den Inhalt eines bedeutenden Daseins in eigenthümlichen und formschönen Weisen, sie treffen für Grundstimmungen den Ton des Volksliedes und für subjective Erlebnisse den Ausdruck, der Anderer Herzen ergreift, sie sind im Grundcharakter tieferust und dabei doch von einem sanften Reiz und Hauch durchdrungen, gelegentlich auch vom köstlichsten Humor. Die eigentlichen Lieder, in denen die persönliche Empfindung sich in ein Allgemeingefühl wandelt, „Octoberlied", „Die Nachtigall", „Weiße Rosen", „Wohl fühl ich wie das Leben rinnt", „Mondlicht", „Trost" und eine Reihe anderer verdienten gewiß, mit den besten Tönen umkleidet, Allgemeingut zu werden. Charakteristischer aber und tiefer wirkend erscheinen uns jene Gedichte, welche, ohne aus dem Rahmen der Lyrik herauszutreten, tief eigenartige Lebensbilder enthalten, Erinnerungen und Nachklänge unvergeßlicher Stunden, deren jedes tüchtige und innerliche Leben wenigstens einige aufzuweisen hat. Die Dichtungen aus einem reichen Liebesleben, unter denen so einzig schöne wie „Die Stunde schlug und Deine Hand" „Du willst es nicht in Worten sagen", „Wohl rief ich sanft Dich an mein Herz" „Wer je gelebt in Liebesarmen" sich finden, die Gedichte „Loose", „Einer Todten", „Eine Fremde", „Die Kleine", „Beginn des Endes", von denen jedes den Blick in eine andere poetische und doch so wirkliche Welt eröffnet oder einem dauernden Lebensgefühl zum Ausdruck verhilft, senken sich tief in die Seele mitempfindender Leser. Storm liebt es nicht, seine Erlebnisse etwa wie Rückert poetisch zu variiren, ihm genügt es, wenn er einmal oder ein paarmal für Empfindungen, die Jahre hindurch leben und ihn voll und warm durchdringen, eine lyrische Zusammenfassung, einen eigenthümlichen Klang findet. Das Glück einer in sich befriedigten Ehe, wo wäre es schöner und ergreifender im Liede erfaßt, als in den Gedichten „Zur Nacht", „Die Kinder", „Im Herbste", „Trost" („So komme, was da kommen mag"), in dem tief schönen „Gedenkst Du noch?" — Die Trauer um ein geliebtes Weib, wo hätte sie ergreifendere Töne gefunden als in den „Tiefe Schatten" überschriebenen Blättern? Und dicht neben diesen Hausliedern, aus gleicher Fülle und Wärme des Herzens, stehen Storms wenige aber vollendete politische Gedichte, der geliebten schleswig-holsteinischen Heimat gewidmet. „Ostern", „Im Herbst 1850", „Gräber an der Küste", „Abschied" (von 1853) sind Dichtungen so ganz individuell und unmittelbar und doch so

mächtig und verständlich, daß ein ganzes Stück deutscher Geschichte in ihnen dauernd fortlebt:

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt im Unkraut auch vergehn. — —

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und, was dem Fremden dient.

Doch ists das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuren Boden stand,
Hör' mich! — denn Alles Andere ist Lüge! —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Angesichts dieser poetisch festgehaltenen tragischen Erinnerungen wirkt die Thatsache, daß dem Dichter die Heimkehr in die einst verlassene Heimat gegönnt worden ist, daß er „den Tag, wo diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt", geschaut hat und seit manchem Jahre wieder auf seinem ursprünglichen Boden Leben sieht und Leben schafft, versöhnend und erhebend, wenn sie auch keineswegs vergessen machen soll, was ihm einst auferlegt worden. Liegt doch einer von Storms tiefsten Vorzügen darin, daß er in seinen spätern Schöpfungen wohl ernst und mannigfach resignirt, aber niemals bitter oder mit jenem würdelosen Pessimismus erscheint, der jetzt zu einer literarischen Renommage und beliebten Reclame geworden ist. Aber verständlich ists, daß der Dichter das Land seiner Jugend in der Dichtung damals am wenigsten missen mochte, wo er schmerzlich von demselben getrennt war und nicht mehr missen konnte, als er endlich auf seinen Boden zurückkehrte. Blieb doch dies Land der echte Hintergrund zu seinen Gebilden und Gestalten, obschon natürlich beinahe jede specifisch norddeutsche Landschaft ähnliche Menschen und Schicksale aufweisen wird, sobald sie den Dichter findet, der sich ihrer bemächtigt.

Den Uebergang von Storms lyrischen Gedichten zu seinen Novellen im strengeren Sinne bilden einige wenige erzählende Dichtungen, einige Prosamärchen

und jene kleinen Lebensbilder in Prosa, die man kaum Novellen nennen mag, weil sie keine eigentliche Handlung aufweisen und nur eine Stimmung, wie sie auch über dem Alltagsleben liegen kann, mit feinster Detaillirung festhalten. In seinen Gedichten schlägt Storm nur selten den erzählenden und den Balladenton an, dann aber, wie in „Geschwisterblut", in dem lieblich anmuthigen Märchen „In Bulemanns Hause", so echt und ergreifend wie nur irgend ein Poet. Die Märchen in Prosa athmen vor allem jenes wunderbare Naturgefühl, welches dem Dichter zu eigen ist und von welchem „Die Regentrude" vor allem Zeugniß ablegt. Von den übrigen Märchen „Der Spiegel des Cyprianus", „Bulemanns Haus" (das größere Märchen in Prosa), „Heinzelmeier", „Der kleine Häwelmann" leiden einige an der allzudetaillirten Ausführung namentlich im Dialog, die mit Andersens Märchen eingedrungen ist und den knapp erzählenden Ton des echten Märchens zerstört, welchen Storm gleichwohl z. B. im ersten Theile der nachdenklichen Geschichte von Heinzelmeier wohl zu treffen versteht. Schon in den Lebensbildern, in denen die volle und eindringliche Wiedergabe der Menschencharaktere gegen die Schilderung und jene Stimmung zurücktritt, die aus der poetischen Beschreibung erwachsen kann, verräth sich in kleinen, zum Theil unendlich feinen Zügen, daß unser Dichter über das höchste poetische Vermögen, das der echten und ganzen Menschendarstellung, wenn auch im beschränkten Umfange verfügt. Ohne daß er es will und in dem bezeichneten kleinen Rahmen überhaupt wollen kann, birgt sich hinter den Gesichtern, die, mit flüchtigen Strichen gezeichnet, aus den Miniaturen und Arabesken herausschauen, ein gutes Stück Leben. Hierher gehören z. B. die Bilder „Im Saal", „Im Sonnenschein", „Posthuma", „Martha und ihre Uhr", welche bei flüchtig Hinsehenden wohl gar das Vorurtheil erweckt haben, daß ihr Zeichner über das stimmunggebende Blatt- und Rankenwerk zu festen Zügen und Gestalten nicht gelangen könne oder an jene manieristische und doch originelle Auffassung des Daseins gebunden sei, welche gewissen Rococcoarbeiten eigenthümlich ist.

Und doch bedarf es wahrlich nur einer kurzen liebevollen Beschäftigung mit dem Dichter und noch nicht einmal jenes Eingehens, welches uns den Reichthum und vollen Werth einer poetischen Welt zum unverlierbaren Bewußtsein bringt, um bald zu erkennen, daß Storms Hauptstärke in der Charakteristik, in der Wiedergabe ganzer Reihen von höchst eigenthümlichen, selbständigen Persönlichkeiten liegt mit einem gemeinsamen Zug oder besser mit einer gemeinsamen Grundlage. Gegen die Kunst des Fabulirens, das heißt der Erfindung und Verknüpfung einer Erzählung, läßt sich bei einzelnen seiner Novellen viel erinnern; seine Gewohnheit, die Entwicklung eines Charakters und Schicksals in einer Handlung mit weiten, gleichsam leeren Zwischenräumen darzustellen (eine Gewohnheit, welche übrigens eine tiefere, noch zu erörternde Ursache hat),

ist dem Fluß des Vortrags und einer einheitlichen Wirkung nicht überall günstig. Seinen Hauptzweck freilich, die Hauptmomente seiner Novellen zu vollem Leben zu bringen und einen tiefgehenden Eindruck damit hervorzurufen, erreicht Storm fast immer. Und neben den in der bezeichneten Weise in einzelne Bilder aufgelösten Erzählungen giebt es bei ihm andere, welche sich an festem Zusammenschluß und Gang, an äußerer wie innerer künstlerischer Einheit und Rundung mit den Meisterstücken messen können, deren gerade auf diesem Gebiet die neuere deutsche Dichtung einige aufzuweisen hat. Das aber bleibt doch feststehend, daß er das Hauptgewicht auf die Charakteristik und auf jene Schicksalsmomente legt, die aus den Charakteren naturgemäß und naturnothwendig hervorgehen, sich selten zu jenen bunten Abenteuern versteigt, an denen seine Menschen mit ihrem tiefen und zähen Heimatgefühl, ihrer individuellen Besonderheit nur zufälligen Antheil haben könnten.

Mit wenigen Ausnahmen gehören diese Menschen der Heimat des Dichters an, sie sind specifisch norddeutsch. Der Blick Storms reicht von den untersten Volksclassen, deren Tüchtigkeit und eigenste Tugenden er mit prächtigen Zügen zu schildern weiß, bis in die Kreise der freiesten und tiefsten Bildung. Indeß sind es die bürgerliche Schichten, welche durch mäßigen Wohlstand und den traditionellen Wunsch, ihren Kindern ein ähnliches oder besseres Schicksal zu sichern, sich auszeichnen, in denen seine Novellen zumeist spielen, aus denen er seine reichsten und originellsten Charaktere gewinnt. Alle diese Menschen wurzeln in stärkster Weise im Boden der Familie, des Hauses im engeren Sinne, bei allen spielen die Kindheitserinnerungen, die frühesten Umgebungen eine stärkere Rolle, als es bei Gleichgestellten und Gleichgesinnten aus anderen Landschaften der Fall sein würde. Bei ihnen Allen ist ein conservatives Element vorwaltend, welches sich in ihrem Thun und Lassen, in Anschauungen und Gewohnheiten wieder und wieder geltend macht. Männer und Frauen erscheinen in der eigenthümlichen Gebundenheit einer minder strengen als spröden Sitte, im Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber einer herrschenden Lebensanschauung, welche zwar die freie Selbstbestimmung, eine edle Leidenschaft oder wärmere Neigung nicht ausschließt, aber nur unter besonderen Bedingungen anerkennt und in ihre Welt aufnimmt, wachsam, besorglich und zurückhaltend. Sie sind von der Meinung ihrer Umgebungen bis auf einen gewissen Punkt stärker abhängig als die lässigeren und gleichgiltigeren Kinder anderer Stämme. Sie erwecken in vielen Momenten und Situationen den Eindruck, als würden sie nicht von ihren inneren Antrieben, sondern von gewissen traditionellen Gewöhnungen bestimmt. Dies tritt namentlich dann am stärksten hervor, wenn Storm die unmittelbare Belebung des scharf Beobachteten einmal mißlingt, wenn sich, wie beispielsweise in der Novelle „Angelica“, die unmittelbare Vorführung eines

Charakters und Erlebnisses in eine psychologische Studie verwandelt, die, so fein sie immer sein mag, doch ein Gefühl der Unbefriedigung hinterläßt. Da empfindet man wie viel Halbheit und Unwahrheit, wie viel Bitterkeit und Kümmerniß sich hinter den gehaltenen, gebundenen, gewohnheitsmäßigen Lebensformen, der steten Rücksicht auf Umgebung und Ueberlieferung verbergen mag. Zu Zeiten meint man selbst den Einfluß der leblosen Dinge, zwischen denen sie aufgewachsen sind, an Storms Charakteren zu verspüren; die Dielen, die Böden und Stuben in den alten Familienhäusern, die Thüren mit den schweren, blanken, messingenen Klinken, der dunkle Hausrath und die halb verblaßten Bilder aus Großväter- und Urgroßväterzeit, im Haus des Armen irgend ein kostbareres Erbstück, alles gewinnt in dieser Welt leicht eine tiefergehende Bedeutung. Ein romanischer Kritiker könnte, weil das norddeutsche Gemüth in der That tief und zäh auch an den äußeren Dingen haftet, die von der Erinnerung geheiligt sind, seinen Volksgenossen gelegentlich die Meinung auftischen, daß die festlich heiteren Zimmer, in denen der Theekessel „wie es sein muß, auf durchgeglühten Torfkohlen" summt, die Hauptsache dieser Novellen seien, wie die Decorationen bei einem neuesten Ausstattungsstück.

Doch so wunderbar und scheinbar unlöslich mit dem Boden ihrer Ueberlieferung und Gewohnheit die Charaktere verwachsen sind, welche Storm darzustellen liebt, alle diese Menschen sind andererseits starke, bis zum Trotz selbständige, ihres eigensten und innersten Lebensrechtes vollbewußte Individualitäten. In diesen nüchternen, verständig prüfenden und wägenden, in hergebrachter Ordnung hinlebenden Naturen waltet geheim eine starke Phantasie, eine entschlossene Sehnsucht sich ein Stück Leben nach ihres Herzens Wunsch zu gewinnen. Sie alle sind bereit, unter Umständen in den schroffsten Conflict, ja in das unversöhnbarste Zerwürfniß mit allen Gewohnheiten zu treten, sobald sie sich im Innersten ergriffen fühlen. Sie haben wenig Neigung sich in den Dingen des täglichen Lebens ihrer Einbildungskraft zu überlassen oder ihre Wünsche über das Herkömmliche hinauszutreiben. Aber irgend einmal in entscheidenden Momenten kommt es über sie, werden sie der Gluth und zugleich der Kraft ihres Herzens inne, einmal müssen sie dem Zuge ihrer Empfindung folgen, der ihnen sagt, daß sie frei sind und sich in der Hauptsache das Leben selbst zu schaffen haben. Eben unter diesen Menschen hat die starke und tiefe Liebesleidenschaft, hat die Treue einer nach außen unscheinbaren Neigung Raum — wir stehen auf den Küstenboden, dem in altersgrauen Tagen das Lied von Gudrun entstammt ist. Unter der Arbeit und dem Behagen des Alltags birgt sich da und dort, und viel häufiger als der äußerliche Betrachter ahnt, ein brennender Durst nach Schönheit, nach einem tieferen Glück, ein heiliger Zorn gegen die gemeine Klugheit, die keinen hohen Einsatz wagen mag. Die tragischen

Lebenswendungen und Situationen, in welche Storms Charaktere verstrickt werden, entspringen zumeist, beinahe ausschließlich, aus dieser Quelle. Und hier bietet sich denn freilich für einen Dichter von der Eigenart des unsrigen eine schier unerschöpfliche Fülle von Darstellungsmöglichkeiten. Der Gegensatz zwischen dem pflichtmäßigen Sein und dem ruhigen Comfort des Alltags und einer überwältigend starken leidenschaftlichen Empfindung, die im Innern seiner Menschen lebt und einmal schicksalbringend hervorbricht, geht in immer neuen und immer gleich wirksamen Gestalten durch eine große Reihe Stormscher Novellen hindurch. Ja eine Anzahl seiner Meisterstücke, in denen der Dichter am besten, geschlossensten und fortreißendsten erzählt, behandeln diesen Gegensatz bewußt in seiner segnenden oder vernichtenden Wirkung. Da treffen wir denn auf so eigenthümliche Gebilde wie die Novelle „Späte Rosen", in denen der Gegensatz der äußerlich gebundenen zur innerlich gelösten Welt in beinahe beängstigender Weise in die Geschichte einer und derselben Ehe hineingetragen ist — der Held, ein Kaufherr, lebt jahrelang mit und neben einer schönen und edlen Frau und erkennt erst als es beinahe zu spät ist, welch ein tieferes, wärmeres, seligeres Glück er an ihrem Herzen und in ihren Armen zu finden vermochte. Hierher gehören die Novellen „Von Jenseit des Meeres" mit der Prachtgestalt der warmherzigen heimatlosen Jenni, hierher „Pole Poppenspäler", welche die glücklichsten Wirkungen einer ergriffenen Phantasie und einer aus dieser erwachsenden Lebensentscheidung vergegenwärtigt, hierher „In St. Jürgen" und die Novelle „Psyche". Hierher aber auch tragische Erzählungen wie die „Waldwinkel" überschriebene, in ihrer Wiedergabe eines zu späten Glückverlangens und eines demselben entstammenden verhängnißvollen Wagnisses von höchster psychologischer Kraft, von sinnlicher Fülle und leuchtender Schönheit, ferner „Viola Tricolor" und jene beiden Novellen, welche die unseligen Nachwirkungen der erweckten und unbefriedigt bleibenden Sehnsucht nach einem anderen Leben darstellen, „Auf der Universität" und „Carsten Curator". Hier ist überall eine Fülle unmittelbarer, eigenthümlicher Details, aus denen die Hauptgestalt, auf die es dem Dichter ankommt, frei, sicher und deutlich heraustritt. Auch in den minder hochstehenden Novellen unseres Dichters finden sich überall Belege zum Obengesagten, und während seiner Zeit Johann Heinrich Voß vor allem die bürgerliche Tüchtigkeit, die Wohlmeinung und das genießende Lebensbehagen dieser norddeutschen Welt getreulich dargestellt, lenkt Theodor Storm (ohne daß ihm die Neigung zur Idylle fremd wäre) unseren Blick tiefer und bringt die ganze Mannigfaltigkeit sie bewegender und durchdringender Gefühle und Leidenschaften zu Tage.

Wer die Summe von Charakteren und Gestalten, von Lebensschicksalen und Lebensstimmungen überschaut die von Storm poetisch dargestellt und verklärt

worden sind, wird den Reichthum des Dichters anerkennen, ohne darum der Meinung zu sein, daß er sich über die ihm eigenthümliche Weise der Erzählung hätte erheben sollen. Das Beharren bei dieser Weise scheint aus einer so seltenen als sicheren Selbstschätzung hervorgegangen. Nehmen wir an, daß Storm den Versuch gemacht hätte, ein umfassenderes größeres Stück norddeutschen Lebens in einem Roman darzustellen, so würde er es unmöglich gefunden haben, den düsteren, herben, unschönen und anmuthlosen Seiten eben dieses Lebens so auszuweichen, wie es jetzt der Fall ist. Kaum ein und das andere Mal ragen die harten Ecken der Brutalität, des Besitz- und Geldhochmuths, des hohlen Vorurtheils in seine poetische Welt herein, kaum in einer oder der anderen kleinen Schöpfung (wie in der Novelle „Im Schloß") erscheinen sie bestimmend. Alles, was Storm darstellt, dünkt uns so wahr als warm und liebenswürdig; mit dem Anspruch aber, die Totalität des Lebens zu sein, von dem diese Erzählungen Theile und die herzgewinnendsten Züge wiedergeben, würde die Wahrheit hinfällig. Gehen doch, nach unserer Empfindung, selbst gewisse Sprünge der Handlung in der kleineren Form, in der unser Dichter Meister ist, wesentlich aus der Scheu hervor, die zwischen den poetischen Episoden liegenden Intervalle erfreulicher wie unerfreulicher Alltäglichkeit in seine Darstellung einzubeziehen. Soweit hat uns ja der unbedingte Realismus noch nicht getrieben, daß wir einem Poeten, der wirkliches Leben hat und im schlichtesten Leben das Gold der Poesie leuchten sieht, seine Freude an der Anmuth und Schönheit verargen möchten. Auch auf die Gefahr hin, daß diese Freude da und dort (glücklicherweise selten), ein wenig pretiös und fast manieristisch werde. Ferner aber unterliegt es keinem Zweifel, daß das in Storm lebendige Formgefühl in der gedrängten, künstlerisch gleichmäßiger durchzubildenden, von allem bloß referirenden und raisonnirenden Beiwerk freibleibenden Novelle sich besser genugthuen kann als in größeren Gebilden. Für unseren Dichter sind eine Reihe von Charakterzügen, von Lebensbeobachtungen wichtig, er setzt sie ins vollste Licht, die in größeren Gebilden verschwinden oder zurücktreten müssen. Wir dürfen annehmen, daß ein so feinsinniger, der künstlerischen Reflexion bei aller Unmittelbarkeit keineswegs unzugänglicher Dichter das Maß der Ausdehnung seiner Schöpferkraft und die günstigste Form für die Darlegung seiner Eigenthümlichkeit streng geprüft und das Rechte in der Hauptsache getroffen haben wird.

Wir verzichten schließlich darauf, die Fülle der poetischen Einzelheiten, der „vortrefflichen Sachen" (wie ein englischer Kritiker sagen würde) aufzuzählen oder besonders hervorzuheben. Dergleichen will angeschaut, will genossen und aufgenommen sein, und alle Kritik kann zuletzt nur den einen Endzweck haben, zur Aufnahme und zum Genuß des Vortrefflichen einzuladen. Wenn es bei unseren gegenwärtigen literarischen Zuständen eine leidige Wahrheit ist, daß die sach-

lichste Kritik beinahe nichts mehr zur Abwehr des Ungeschmacks und der Barbarei zu thun vermag, so darf man doch vielleicht noch hoffen, daß die pietätvolle Würdigung der Natur und künstlerischen Entwicklung eines Poeten einige Augen auf ihn lenken wird. Denn auch das ist eine Wahrheit, daß ein Poet Mode sein und nach seinem eigensten Werthe dennoch zahlreichen seiner Leser unbekannt bleiben kann.

Masaccio und Masolino.

Eine kunstgeschichtliche Streitfrage.

Von Karl Woermann.

Zahlreicher vielleicht, als in den meisten anderen Wissenschaften, sind in der Kunstgeschichte die Streitfragen rein akademischer Natur, bei denen es sich zwar für den Forscher um hochwichtige Principien, ja um seine ganze Methode handeln kann, ohne daß man ihnen jedoch fürs Leben, für die Kunstanschauung oder die Kunstübung auch nur die geringste Wichtigkeit beilegen könnte. Nur glaube man nicht, daß alle kunstgeschichtlichen Streitfragen so rein akademischer Natur seien. Die Frage z. B., ob Dresden oder Darmstadt die echte Madonna Hans Holbeins besitzt, ist in mehr als in einer Beziehung von der tiefgreifendsten praktischen Bedeutung. Daß die Streitfrage, ob einige in verschiedenen Städten Italiens im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts gemalte Wandbilder von der Hand des großen, bahnbrechenden Neuerers, den die Kunstgeschichte unter den Namen Masaccio feiert, oder von dessen Lehrer Masolino herrühren, in irgend einer Hinsicht praktische Folgen haben könne, ist nun freilich durchaus nicht zu behaupten. Sie mag ruhig zu den akademischen Fragen, deren Lösung zunächst nur die Wissenschaft selbst interessirt, gerechnet, und sie muß daher auch in der ruhigsten und leidenschaftslosesten Weise erörtert werden. Aber sie gehört sicher zu denjenigen akademischen Streitfragen, denen die weitesten Kreise der Kunstfreunde ihre Theilnahme nicht versagen werden, weil sie sich auf einen Künstler bezieht, zu welchem Rafael und Michel Angelo als zu ihrem Meister emporgeschaut haben, und auf Gemälde, in denen der Welt die Sonne einer neuen Kunstauffassung aufgegangen ist.

Es sind drei Freskencyclen, die bei dieser Frage in Betracht kommen: Zunächst die Deckengemälde des Chors der Collegiatkirche zu Castiglione

d'Olona, dem nördlich von Mailand, in der Nähe von Varese, anmuthig in einem grünen Thale am Fuße der Alpen gelegenen Oertchen; sodann die Wandgemälde in einer Capelle der alten Kirche S. Clemente in Rom; endlich die Fresken der berühmten Capelle Brancacci in der Carmeliterkirche (Sa. Maria del Carmine) zu Florenz.

Jene Deckengemälde zu Castiglione, welche Scenen aus dem Leben der Jungfrau Maria darstellen, sind erst seit einem Decennium in die Kunstgeschichte eingetreten; die alten Künstlerbiographen, wie Vasari, kennen und nennen sie nicht. Sie sind aber von entscheidender Wichtigkeit für die Masaccio-Masolino-Frage geworden, weil sie die einzigen Werke der beiden Künstler sind, welche durch eine Schrift (MASOLINVS DE FLORENTIA PINSIT) als Schöpfungen eines von ihnen beglaubigt sind.

Die Wandgemälde der Basilica San Clemente in Rom aber werden von Vasari dem Masaccio zugeschrieben. Vasari sagt in der Biographie dieses Künstlers: „In Rom gelangte er zu großem Ruhme und malte in Fresco für den Cardinal von S. Clemente, in einer Capelle der Kirche San Clemente, die Passion Christi; dabei die Schächer am Kreuz und Begebenheiten aus dem Leben der heiligen Märtyrerin Catharina." Diese zwar restaurirten, aber in Bezug auf die Composition und die Linienführung wohl erhaltenen Gemälde sind neuerdings von einigen Forschern (v. Reumont, Lübke, Thausing, Woltmann) trotz des klaren Zeugnisses des Altmeisters der Kunstgeschichte dem Masaccio abgesprochen und seinem Lehrer Masolino zugeschrieben worden.

An den Gemälden der Brancacci-Capelle zu Florenz, welche einen Cyclus von Darstellungen aus dem Leben des Petrus enthalten, sind dagegen nach Vasari's und Anderer Zeugniß, welches in dieser Allgemeinheit von keinem bezweifelt wird, drei Künstler theils nach-, theils nebeneinander thätig gewesen: Masolino, Masaccio und Filippino Lippi. Welches dieser Bilder von dem zuletzt genannten jüngsten der drei Meister herrühre, ist kaum bestritten und berührt jedenfalls die Frage nach der Abgrenzung des Antheils der beiden anderen Künstler nicht. In Bezug auf diesen Antheil sagt der älteste italienische Zeuge (Albertini) aus, Masolino habe die eine, Masaccio die andere Hälfte gemalt. Vasari präcisirt dies etwas, indem er, im Leben Masolinos, diesem die folgenden Bilder mit folgenden Worten zuschreibt: „Die vier Evangelisten in der Wölbung nämlich, ein Bild, wie Christus den Petrus und Andreas von den Fischernetzen abruft; wie jener Jünger weint, daß er Jesum verläugnet hat; wie er predigt, die Völker zu bekehren; wie die Apostel Schiffbruch leiden; wie der heil. Petrus seine Magd Petronilla von der Krankheit befreit, und endlich noch in demselben Bilde, wie er mit dem heil. Johannes nach dem Tempel geht, vor dessen Pforte ein Armer sitzt, der sie um Gaben anspricht, und den

er, da Gold und Geld zu geben nicht in seiner Macht steht, durch das Zeichen des Kreuzes erlöst." Vasari wirft hier offenbar die Bilder etwas durcheinander, indem er die Predigt Petri, die eins der Wandbilder ist, zwischen zweien der Lünettenbilder nennt. Leider aber sind alle drei Lünetten- und alle vier Deckengemälde untergegangen, so daß von den Darstellungen, die Vasari dem Masolino zuschreibt, nur die beiden Wandbilder, nämlich die Predigt Petri und das große Doppelbild, welches die Heilung des Kranken und die Erweckung der Petronilla (von Anderen Tabitha genannt) darstellt, erhalten sind. Gerade diese beiden sind aber die am meisten umstrittenen Bilder; denn die übrigen, von Vasari dem Masaccio zugeschriebenen Darstellungen werden von allen als Werke des jüngeren, größeren Meisters anerkannt, und nur von den beiden oberen Außenpfeiler-Bildern, welche Vasari nicht nennt, hat man, nach Analogie seiner Vertheilung, den Sündenfall ebenfalls dem Masolino, die Vertreibung aus dem Paradiese ebenfalls dem Masaccio zugeschrieben. In Bezug auf diese Einzel-Beurtheilung sind aber Crowe und Cavalcaselle in ihrer berühmten „Geschichte der italienischen Malerei" dem Vasari entgegengetreten. Gestützt auf jene inschriftlich beglaubigten Werke des Masolino in Castiglione d'Olona, haben sie die Ansicht vertheidigt, Albertini habe zwar Recht gehabt, die Hälfte der Gemälde der Brancacci-Capelle dem Masolino zuzuschreiben, und Vasari habe auch Recht gehabt, die Hand dieses älteren Meisters in den (leider untergegangenen) sieben Decken- und Lünettenbildern zu erkennen, aber er habe sich geirrt, als er die genannten beiden Wandbilder, die Predigt Petri und das sogenannte Peteronillabild dem Masolino zugetheilt habe; vielmehr rührten diese Gemälde, wie alle *nicht* von Filippino gemalten *Wandbilder* und *Außenpfeilerbilder* der Capelle von Masaccio selbst her. Und da jene Darstellungen Masolinos in Castiglione wahrscheinlich später gemalt worden sind als die ihm von Vasari in Florenz zugeschriebenen, höchstens ziemlich gleichzeitig, trotzdem aber in Bezug auf alle perspektivischen und malerischen Errungenschaften, nach denen die italienischen Künstler damals rangen, weit primitiver erscheinen, so fand die Ansicht Crowes und Cavalcaselles vielen Beifall. Sie schien sogar die herrschende werden zu wollen, als gewichtige Stimmen ihr entgegentraten und die Richtigkeit von Vasaris Angaben in Bezug auf die Brancacci-Capelle aufs neue vertheidigten: so Ernst Foerster in seiner „Geschichte der italienischen Kunst" (1872); so F. G. Knudtzon in seiner dänisch geschriebenen Biographie Masaccios (1875); so M. Thausing in einem schneidigen Aufsatze in der Lützow'schen „Zeitschrift für bildende Kunst" (1876). Andere hielten freilich an der von Crowe und Cavalcaselle begründeten Ansicht fest: so W. Lübke noch in seiner „Geschichte der italienischen Malerei" (1878), so W. Bode noch in der neuesten Auflage von Burckhardts „Cicerone" (1879); und auch ich selbst hatte in meiner Lebens-

beschreibung Masaccios (in Dohme's „Kunst und Künstler" [1875]) die Ansicht Crowes und Cavalcaselles mit Entschiedenheit vertheidigt.

Gerade weil ich damals gezwungen war, Stellung in dieser Streitfrage zu nehmen, und gerade weil ein so feinsinniger Kunsthistoriker wie M. Thausing der entgegengesetzten Ansicht inzwischen wieder zu solchem Ansehen verholfen hat, daß auch mein unvergeßlicher Freund Alfred Woltmann in seiner „Geschichte der Malerei", deren Fortsetzung mir obliegt, alle Ausführungen des Wiener Kunstgelehrten acceptirt hat, erwuchs mir die unabweisbare Verpflichtung, noch einmal auf die Frage zurückzukommen. Ich wollte das jedoch nicht eher thun, als bis ich alle drei in Frage kommenden Freskencyclen im Originale wiedergesehen hatte. Die Gelegenheit dazu habe ich auf meiner letzten großen Reise natürlich mit Eifer ergriffen. Ich bin von neuem wiederholt in der Kirche San Clemente in Rom, wiederholt in der Brancacci-Capelle in Florenz gewesen, und ich habe auch den Wandbildern in Castiglione d'Olona einen Tag gewidmet. Das Resultat dieser Autopsie war, daß ich in meiner Ueberzeugung, Crowe und Cavalcaselle haben richtig geurtheilt, bestärkt worden bin. Ich bin es mir und meinen Meinungsgenossen schuldig, kurz auszuführen, weshalb mich die Gründe der Gegner unserer Ansicht nicht überzeugt haben.

Zuvor nur noch die Bemerkung, daß ich durchaus die Verehrung dieser Gegner für Vasari theile und, wie sie, der Ansicht bin, daß wir von seinen Angaben ohne besondere Gründe nicht abweichen dürfen, daß es also auch hier darauf ankommt, die Ueberlieferungen des Vasari mit dem Maßstabe einer möglichst objectiven Stilkritik zu messen. Im Uebrigen werde ich, meinen an Ort und Stelle gemachten Notizen folgend, zunächst über jede einzelne der fraglichen Gemäldegruppen einige zur Sache gehörende Bemerkungen machen, ohne jedoch auf Details einzugehen, die hier nicht am Platze wären, dann aber eine kurze zusammenfassende Betrachtung daran anschließen.

Was zunächst die Gemälde in Castiglione d'Olona betrifft, so muß ich noch einmal mit Nachdruck daran erinnern, daß nur die ihrem Stile (nicht der Durchführung innerhalb ihres Stiles) nach unreifsten Werke von Castiglione, daß nur jene Deckengemälde des Chors der Kirche als Werke des Masolino von Florenz inschriftlich beglaubigt sind. Sie allein kommen daher für die Streitfrage in Betracht. Ob die Wandgemälde des Chors und vor allen Dingen die von 1435 datirten Wandgemälde des Baptisteriums, welche allerdings einen fortgeschritteneren Stil (nicht aber eine bessere Durchführung innerhalb ihres Stiles) zeigen, spätere Werke des Masolino, wie jetzt in der Regel allzueilig ohne Weiteres angenommen wird, oder eines oder mehrerer seiner Schüler sind, was unter allen Umständen zugegeben werden muß, ist für die ganze Streitfrage von keiner entscheidenden Bedeutung. Sicher ist nur, daß die etwa ein

Decennium älteren Gemälde am Chorgewölbe von Masolino gemalt, und wahrscheinlich ist, daß sie später gemalt worden sind, als die Bilder der Brancacci-Capelle. Ich will aber ihre spätere Entstehung nicht betonen, obgleich auch Thausing und Woltmann an ihr festzuhalten scheinen. Schon ihre ziemlich gleichzeitige Entstehung mit den dem Masolino in Florenz zugeschriebenen Bildern (und eine andere Chronologie wird schwerlich herauszubringen oder hineinzutragen sein) genügt vollkommen, um es den Originalen gegenüber undenkbar erscheinen zu lassen, daß ein fertiger Künstler in gesetzten Jahren, wie es der 1383—84 geborene Masolino damals war, einen Sprung gemacht haben sollte, wie von der nicht einmal auf dem Standpunkte der Körperlichkeit der früheren Gemälde Fiesoles angekommenen, aber mit holdseligem Ausdruck erfüllten Darstellungen dieser Deckenfelder zu dem von individuellem Leben erfüllten und in fast vollgereifter Körperlichkeit prangenden Petronilla-Bilde in Florenz. Das ist mir in der Collegiatkirche zu Castiglione selbst wieder so klar geworden wie nur möglich, und das haben Crowe und Cavalcaselle und Ernst Förster so detaillirt ausgeführt, daß ich auf keine weiteren Einzelheiten einzugehen brauche. Ernst Förster, welcher den Masolino des Vasari für die Predigt Petri und das Petronillabild nicht preisgeben wollte, war trotzdem von dieser Wahrheit so überzeugt, daß er ihretwegen auf den Gedanken kam, es müsse zwei Masolini gegeben haben, und der Masolino des Vasari sei ein anderer als derjenige von Castiglione. So unwahrscheinlich diese Ansicht, wenn man alle Daten und Ueberlieferungen berücksichtigt, auch erscheint, wahrscheinlicher wäre sie mir immer noch als die Annahme, daß diese Bilder in Castiglione und jene in Florenz ziemlich gleichzeitig von derselben Hand desselben fertigen Künstlers gemalt worden sein sollten.

Meine Eindrücke von den Darstellungen aus dem Leben der heiligen Catharina in San Clemente in Rom waren diesmal etwas anderer Art. Ich fand ihren Stil demjenigen der Gemälde von Castiglione allerdings verwandter, als ich glaubte; aber da sie ein viel ausgebildeteres Raumgefühl zeigen, so ist es doch schwer, zu glauben, sie seien in früherer Zeit von demselben Künstler gemalt worden; und doch stimmen alle Kritiker darin überein, daß sie früher gemalt sein müssen als jene. Diese Schwierigkeit ist aber auch gar nicht vorhanden, weil Vasari sie in der That gar nicht dem Masolino zuschreibt, sondern für ein Jugendwerk des Masaccio erklärt; und in diesem Falle sehe ich daher nicht nur keinen Grund, Vasari des Irrthums zu zeihen, sondern finde, daß der Augenschein Vasaris Zeugniß vollkommen bestätigt. Trotz ihrer Ueberarbeitung sind sie, wie gesagt, ihren Compositionen und Formen nach noch wohl erkennbar. Sie machen den Eindruck von jugendfrischen Compositionen eines tüchtigen jungen Künstlers, der zwar noch nicht

reif genug war, um principiell andere Wege zu gehn als sein Lehrer, aber doch seinen ausgeprägteren Raumsinn und die lebendigere Körperlichkeit seiner Malweise überall durchfühlen läßt. Den Einwand, daß Masaccio, als diese Bilder gemalt wurden, noch zu jung gewesen sein müsse, als daß man sie ihm zutrauen könnte, glaube ich schon in meiner erwähnten Arbeit über Masaccio durch den Nachweis entkräftet zu haben, daß der junge Meister damals doch schon 18—19 Jahre alt gewesen sein konnte. Immerhin bleibt es wahr, daß diese Fresken den notorisch von Masolino gemalten Bildern in Castiglione näher stehen als den unbestritten von Masaccio gemalten Bildern in Florenz. Aber steht nicht Rafaels Sposalizio dem Sposalizio seines Lehrers Perugino auch näher als der Madonna di Fuligno? Es ist mir unbegreiflich, wie man die täglich sich wiederholende Thatsache, daß ein 18—19jähriger junger Künstler sich noch eng an seinen Lehrer anschließt, für so unerhört erklären kann, daß man ihretwegen eine klare, bündige Angabe Vasaris umstoßen zu müssen glaubt. Lübke, der in Bezug auf die Brancacci-Capelle derselben Ansicht ist wie ich, vertheidigt in dieser Frage die entgegengesetzte Ansicht; und das ist wenigstens nicht unlogisch, weil die fraglichen Bilder in Florenz den unbestrittenen Masaccio's jedenfalls näher stehen als diese römischen Bilder. Nicht folgerichtig dagegen ist es, mit Knudtzon dem Masolino jene Florentiner Bilder zurückzugeben, dem Masaccio aber die römischen Bilder zu lassen; denn wenn Masaccio jene fraglichen Bilder der Brancacci-Capelle nicht gemalt haben kann, so kann er sicher die Gemälde der Kirche San Clemente, welche unzweifelhaft auf einem primitiveren Standpunkte malerischer Entwicklung stehen, erst recht nicht gemalt haben. Das hat auch M. Thausing gefühlt, indem er die schlechterdings nothwendige Consequenz zieht, daß, wer dem Masaccio die Predigt Petri und das Petronillabild aus stilistischen Gründen abspricht, ihm unmöglich die Darstellungen aus dem Leben der heiligen Catharina zuschreiben kann. Ich bedauere also, in diesem Falle die Bundesgenossenschaft eines so tüchtigen Forschers wie Knudtzon nur als ein halbes Glück ansehn zu können. Um so erfreulicher aber ist es mir, daß W. Bode in der neusten Auflage des „Cicerone“ auch in Bezug auf die Kirche San Clemente mit Crowe und Cavalcaselle und mir an der Ueberlieferung Vasaris festhält.

Am wichtigsten waren mir natürlich auch auf meiner letzten Reise die Besuche in der Brancacci-Capelle; denn nur ihretwegen gewinnt die ganze Streitfrage ja ein allgemeineres Interesse. Ich habe mich abwechselnd in die unbestreitbar von Masaccio gemalten Hauptbilder und in jene schon von Vasari ihm genommenen Gemälde vertieft, und ich mußte zunächst das meiste von allem zugeben, was feine Kenner, wie M. Thausing, im Einzelnen über die Stilverschiedenheiten dieser und jener Bilder gesagt haben; ja ich fand diese Stilver-

schiedenheit größer, als sie mir in der Erinnerung lebte und als ich sie mir daheim durch Photographien vergegenwärtigen konnte. Trotz alledem aber konnte ich mir nicht helfen, immer klarer einzusehen, daß der Stilunterschied zwischen den einzelnen in der Brancacci-Capelle erhaltenen Gemälden unter sich doch noch lange kein so fundamentaler ist als derjenige zwischen ihnen allen und den viel primitiveren Werken in Castiglione; und immer überzeugender tönte mir des alten Ernst Foersters Ausruf in Bezug auf diesen Vergleich ins Ohr: „Gegen alle nur möglichen Documente und sonstigen Beglaubigungen antwortet die Kritik mit: niemals!" Wer nun aber nicht mit Ernst Foerster den Masolino verdoppeln will, dem bleibt in der That nichts anderes übrig, als mit Crowe und Cavalcaselle zu leugnen, daß Masolino an diesen erhaltenen Bildern der Brancacci-Capelle theil habe. Es scheint mir nach wie vor unmöglich zu sein, die Denkbarkeit, ja selbst die Wahrscheinlichkeit zu leugnen, daß ein so junger Künstler, wie Masaccio es zur Zeit der Ausführung aller seiner Bilder war, und ein Künstler, der in einer gährenden Uebergangszeit selbst als Neuerer auftrat, auch seinerseits eine Entwicklung durchgemacht habe, wie von den Fresken in San Clemente zur Predigt Petri und von dem Petronillabilde zum Fischzug, zur Taufe, zum Almosen und zur Krankenheilung durch den Schatten, ja nicht am wenigsten, wie vom Sündenfalle zur Vertreibung aus dem Paradiese.

M. Thausing hat in dem erwähnten Artikel der Lützow'schen Zeitschrift geglaubt, die ganze Frage aus dem Bereiche subjectiven Stilgefühls in dasjenige objectiver historischer Wahrheit, ja „exacten Beweisverfahrens" hinüberzuleiten, indem er in trefflich durchgeführter Weise die unperspectivische Behandlung der Heiligenscheine auf den von ihm mit Vasari dem Masolino zugeschriebenen Bildern der perspectivischen Behandlung derselben auf Masaccio's unbestrittenen Bildern gegenübergestellt, ja zu dem Zwecke die beiden Petrusköpfe mit ihren verschieden behandelten Heiligenscheinen neben einander abgebildet hat. Ich würde mich von keinem Forscher lieber belehren lassen als von M. Thausing. Dennoch bedaure ich, in diesem Falle weit davon entfernt zu sein, seine verführerischen Schlußfolgerungen für ein „exactes Beweisverfahren" gelten zu lassen. Zunächst kann ich nicht anerkennen, daß die perspectivische Entwicklung der Heiligenscheine mehr beweisen sollte als die Gesammtentwicklung der Perspective, um die sich damals gerade alles drehte. Daß jene früheren Bilder eine mangelhaftere Perspective zeigen als die späteren, ist keinem eingefallen zu leugnen, daß das auch bei den Heiligenscheinen der Fall ist, ist nichts besonderes. Aber bleiben wir bei den Heiligenscheinen! Mir scheint es viel wahrscheinlicher, daß Masaccio nicht mit der Fähigkeit, perspectivische Heiligenscheine zu malen, auf die Welt gekommen sei, sondern daß er, früh thätig wie er war, in seinen früheren Werken auch hierin, wie in allen Dingen, naturgemäß seinem Lehrer

folgte und sich erst allmählich und stufenweise zur Freiheit emporarbeitete. Zweitens aber muß ich doch betonen, daß die Heiligenscheine des Petronillabildes keineswegs mehr so absolut unperspectivisch sind, wie die Nimben der Schule Giottos, sondern daß sich ein Streben nach perspectivisch richtiger Gestaltung schon deutlich genug in ihnen bemerkbar macht, um als Vorstudium desselben jungen Künstlers zu der Vollendung gelten zu können, die ihm erst in seinen späteren Bildern (als er doch immer erst 25—28 Jahre alt war) gelang. Aber auch die Perspective der Straße des Hintergrundes auf diesem Gemälde, sowie die frische Individualität der Gestalten, leitet, was man auch dagegen eingewandt hat, trotz einer gewissen gothischen Haltlosigkeit des Ganzen, doch schon deutlich zu Masaccios reiferen Darstellungen hinüber. Ich bedauere ferner, M. Thausings Argumentation nicht einmal zu verstehen, wenn er sagt: „Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, wenn Masaccio nicht mit Bewußtsein, sondern nur durch einen glücklichen Wurf seine letzten Werke schuf, dann müssen wir die hergebrachte Ansicht über seine Verdienste stark modificiren, und sein Ruhm steht und fällt mit dem Antheil Masolinos an den Wandgemälden im Carmine.“ Muß denn jedes Genie fertig, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, geboren werden? Wäre Masaccio größer, wenn von ihm, wie von so vielen, die Werke seiner Versuchszeit vor seinem 25. Lebensjahre nicht erhalten wären? Wächst der gewaltige Meister uns nicht gerade dadurch, daß wir sein unablässiges Ringen und Streben bis zur Vollendung verfolgen können, doppelt und dreifach ans Herz? Ueberliefert Vasari uns, wie auch Thausing hervorhebt, nicht ausdrücklich, daß Brunellesco ihn in der Perspective unterrichtet habe? Wozu brauchte er Brunellescos Unterricht, wenn er nicht einsah, daß seine Perspective noch verbesserungsfähig sei? Und ist das Bewußtsein, mit dem er arbeitet, nicht um so größer, je klarer er sich früherer Schwächen bewußt gewesen ist?

Nein, eine exacte Beweisführung vermag ich in jenen Ausführungen nicht zu erkennen. Ich bin aber auch weit entfernt davon, eine solche für mich in Anspruch zu nehmen. Es wird, da Vasari's Angaben sich mit der Stilkritik und mit der Inschrift in Castiglione nicht alle vereinigen lassen, naturgemäß verschiedene Wege geben, diesen Zwiespalt auszugleichen. Vielleicht ist die Sache in Wirklichkeit noch ganz anders gewesen, als irgend einer von uns sie sich vorstellt. Inzwischen werden wir zufrieden sein müssen, die eine oder die andere Ansicht mit überwiegenden Gründen wahrscheinlicher oder weniger unwahrscheinlich zu machen; und in dieser Beziehung habe ich noch, wie ich versprochen, einige zusammenfassende Schlußbemerkungen zu machen.

Um Vasari und um die Stilkritik handelt es sich. Vielleicht würden die verehrten Gegner unserer Ansicht gar nicht auf den Gedanken gekommen sein, die Predigt Petri und das Petronillabild dem Masaccio abzusprechen, wenn

Vasari ihnen nicht darin vorangegangen wäre. In der That benutzen denn die meisten von ihnen auch die Gelegenheit, um eine Lanze für Vasaris Glaubwürdigkeit einzulegen. Das Resultat dieses Sichanklammerns an Vasari in dem einen Falle ist aber gewesen, daß dieselben Forscher, einer unerbittlichen Consequenz folgend, ihn in einem anderen Falle selbst des Irrthums zeihen müssen; und ich behaupte, daß Vasaris Irrthum in dem letzteren Falle größer wäre als in dem ersteren. Man lese nur die oben citirten Stellen des Vasari nach. Wenn Vasari richtig angiebt, welche drei Maler in der Brancacci-Capelle gemalt haben, aber nur darin irrt, daß er dem einen dieser Maler unter neun Bildern zwei irrthümlich zuschreibt, so irrt er doch offenbar weniger, als wenn er Masaccio fälschlich die Urheberschaft an dem ganzen Cyclus in der Kirche San Clemente in Rom vindicirt. Wir haben also sicher mehr Grund, uns auf Vasari zu berufen als die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht.

In Bezug auf die Stilkritik stimmen aber doch wohl die meisten Forscher, welche alle drei in Frage stehenden Cyclen selbst gesehen haben, darin überein, daß, ganz abgesehen von der Chronologie, die Reihenfolge der stilistischen Entwicklung jener Gemälde in aufsteigender Linie die folgende ist: 1. Die Deckengemälde in Castiglione; 2. Die Gemälde in San Clemente; 3. Die dem Masolino zugeschriebenen Werke in der Brancacci-Capelle; 4. Die unbezweifelten Werke Masaccios ebendaselbst. Darin stimmen wenigstens auch einige der Kritiker, die nicht in allen Dingen unserer Ansicht sind, mit Crowe und Cavalcaselle, Bode und mir überein. Ernst Foerster z. B. hebt diese Reihenfolge mit Nachdruck hervor, und ob man die ersten beiden Stufen nicht unterscheidet, wie z. B. Lübke, Thausing und Woltmann das nicht wohl können, das ändert wohl kaum etwas an dieser Lage. Einig sind ferner, abgesehen von E. Foersters Verdoppelung des Masolino, alle darin, daß jene unter 1. genannten Gemälde von Masolino und zwar demselben Masolino gemalt seien, welcher die Brancacci-Capelle auszuschmücken begonnen, sowie darin, daß die unter 4. genannten Bilder die eigentlich bahnbrechenden reifsten Werke des Masaccio sind. Es handelt sich also nur darum, ob die Stufen 2 und 3 zu Masaccio oder zu Masolino geschlagen werden sollen. Alle vier Möglichkeiten haben ihre Vertreter: Thausing (dem Woltmann folgt) läßt nur die Bilder der Stufe 4 als Werke des großen Masaccio gelten, alle übrigen schreibt er dem Masolino zu. Crowe und Cavalcaselle (und alle, die ihnen folgen, auch ich) lassen nur die Gemälde der Stufe 1 als Werke des Masolino gelten, alle übrigen schreiben sie dem Masaccio zu. Knudtzon schlägt 3 zu 1, 2 zu 4; Lübke aber zieht 1 und 2, wie 3 und 4 zusammen. Dazu kommt noch, daß einige Forscher von der Gruppe 3 zwar die Predigt Petri, nicht aber das Petronillabild dem Masaccio zugeschrieben haben. Diese Liste, an deren Bedeutung die Erwägung,

wer zufällig das letzte Wort behalten, nichts ändert, ist ganz geeignet, uns Kunsthistoriker in Fragen der Stilkritik tolerant gegen einander zu machen. Dies braucht aber keinen zu hindern, seiner ehrlichen Ueberzeugung einen entschiedenen Ausdruck zu verleihen; und ich will daher auch noch einen allgemeinen Grund anführen, aus welchem ich mich nach wie vor der Ansicht Crowes und Cavalcaselles anschließen zu müssen glaube, einen Grund übrigens, den ich oben gelegentlich schon angedeutet habe, den ich jetzt aber, als für mich besonders entscheidend, noch einmal ausdrücklich in den Vordergrund stellen muß.

Eine Stilkritik ohne gehörige Berücksichtigung der möglichen und wahrscheinlichen Stilwandlungen desselben Künstlers muß nothwendiger Weise zu irrigen Resultaten führen. Ich bin überzeugt, daß die gegenwärtige Kunstgeschichte in dieser Beziehung noch viel zu absprechend ist; aber ich bin freilich auch überzeugt, daß die Stilwandlungen der einzelnen Künstler auch der zukünftigen Kunstgeschichte noch viel zu schaffen machen würden. Ich will ein Beispiel anführen, um mich verständlicher zu machen. Die städtische Galerie zu Düsseldorf besitzt ein Jugendbild W. Sohns. Dasselbe stellt in großen Figuren Christus und die Jünger auf dem stürmischen Meere dar und ist „W. Sohn 1853" bezeichnet. Der Meister hat es in seinem 23. Lebensjahre gemalt, und es zeigt noch ganz den Schüler W. v. Schadows. Wer nun die Richtung kennt, die W. Sohn als fertiger Meister eingeschlagen hat, und nur den üblichen Principien der Stilkritik folgt, muß nothwendiger Weise zu der Ansicht kommen, daß dieses Bild unächt und die Bezeichnung gefälscht sei. Ich bin überzeugt, daß diese Ansicht, wenn ihr nicht rechtzeitig vorgebeugt wird, einmal aufgestellt werden wird.

Hieraus ergiebt sich für mich in Bezug auf die Frage nach den Gemälden, welche Masaccio und welche Masolino zuzuschreiben sind, folgende Nutzanwendung. Offenbar ist es wahrscheinlicher, daß Masaccio, der ungewöhnlich früh zu malen angefangen hat und in einem Alter von 27 Jahren gestorben ist, uns Werke hinterlassen hat, die eine Stilwandlung zeigen, welche uns von den Gemälden in San Clemente bis zu den reifsten Bildern der Brancacci-Capelle führt, als daß Masolino, der ein fertiger Meister und mindestens 40 Jahre alt war, als er die Deckengemälde zu Castiglione d'Olona schuf, in derselben Periode seines Lebens die ihm zugeschriebenen Werke in der Brancacci-Capelle gemalt haben sollte.

Die
deutsche Reformation in ultramontaner Beleuchtung.

Der Culturkampf hat seine Schatten auch auf die deutsche Geschichtschreibung geworfen, vor allem auf die katholische. Bei dem Conflict, der zwischen dem Ultramontanismus und einer protestantischen Regierung zum Ausbruch gekommen, ist es begreiflich, daß bittere Empfindungen in jenen Kreisen nicht nur gegen die Staatsgewalt, welche die „diocletianische Verfolgung" verhängte, sondern auch gegen die Kirche hervorgerufen wurden, die nun einmal den Charakter dieses Staates wesentlich bestimmt. Ebenso begreiflich, wenn gleich sehr bedauerlich finden wir es, daß diese Verstimmung auch auf die geschichtliche Auffassung vor allem der Zeit einwirkt, die den großen Abfall der Deutschen von der römischen Kirche erlebte. Es beschränkt sich dies auch keineswegs auf einzelne Personen oder auf einzelne Kreise. Denn sonst wäre der ungewöhnliche, ja erstaunliche Erfolg nicht denkbar, den ein so streng wissenschaftliches, so umfangreich angelegtes und dabei doch keineswegs etwa durch besonders glänzende Darstellung fesselndes Werk wie die Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters von Johannes Janssen davongetragen hat (Freiburg, Herder). Der erste starke Band desselben, zuerst 1878 erschienen, hat schon die sechste, der zweite, 1879 herausgekommen, bereits die zweite Auflage erlebt, und eine neue steht bevor — ein Beweis dafür, daß das Buch weit über die gelehrten Kreise hinaus Leser und — Käufer gefunden, daß es als eine große Rüstkammer im Kampfe gegen den Protestantismus angesehen und benutzt wird. Wer übrigens nicht in der Lage ist, das umfangreiche Werk selber zu lesen, den setzen die Auszüge in den „Historisch-politischen Blättern" in den Stand, das Wesentliche desselben in sich aufzunehmen und von den darin aufgehäuften Waffen Gebrauch zu machen. Sicher wird die ungewöhnliche Bedeutung, die Janssens Darstellung im katholischen Deutschland gewonnen hat, ein genaueres Eingehen auf dieselbe an dieser Stelle rechtfertigen, umsomehr als das Werk in der protestantischen Journalistik bisher auffällig wenig beachtet worden ist.

Wir sagen nicht, daß Janssens Buch von Anfang an im Hinblick auf den Culturkampf geschrieben worden. Der Verfasser arbeitet seit mehr als zwanzig Jahren an der Sammlung und Gruppirung des colossalen Stoffes. Als Historiker ist er ein Schüler Böhmers, mit dem er seit seiner Uebersiedlung nach Frankfurt a. M. (1854) — geboren ist er zu Xanten — in persönlicher Ver-

bindung gestanden, seiner amtlichen Stellung nach Lehrer der Geschichte für die Schüler katholischer Confession am städtischen Gymnasium zu Frankfurt, das sich der merkwürdigen Specialität eines confessionellen historischen Unterrichts erfreut. Soviel wir wissen, hat ihn dann sein kirchlicher Eifer im Jahre 1870 zum Eintritt in den priesterlichen Stand geführt, und er gilt in Frankfurt als ein eifriger und glücklicher Arbeiter für die Ausbreitung seiner Kirche. Daß ein solcher Mann unbefangen, objectiv an die Geschichte einer Zeit wie die der Reformation herantreten sollte, ist nicht zu erwarten, ja kaum zu fordern. Eher wäre zu fordern gewesen, daß er gar nicht an sie herantrete.

Die Anlage seines Werkes läßt sich nicht anders denn als allumfassend, die bisherige Ausführung nur im Ganzen als sehr eingehend bezeichnen. Sein Thema ist die Geschichte des deutschen Volkes vom Ausgange des Mittelalters bis zum Jahre 1806, mit ganz überwiegender Berücksichtigung des culturhistorischen Elements; doch reichen die bis jetzt vorliegenden zwei Bände erst bis 1525, und es läßt sich demnach billig bezweifeln, ob Janssen das selbstgesteckte Ziel in den projectirten sechs Bänden erreichen wird. Der erste Band schildert „die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgange des Mittelalters", der zweite die Zeit „seit dem Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgange der socialen Revolution von 1525". In seinen vier Abtheilungen bringt der erste Band zur Darstellung: Volksunterricht und Wissenschaft, Kunst und Volksleben, Volkswirthschaft, das Reich und seine Stellung nach außen; der zweite behandelt in drei Theilen: Die Revolutionspartei und ihre Erfolge bis zum Wormser Reichstage von 1521, den Reichstag zu Worms und die Fortschritte der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausbruche der socialen Revolution, endlich die sociale Revolution. Schon die Wahl dieser Ueberschriften ist zum Theil sehr bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers. Es kommt uns aber hier nicht sowohl darauf an, in eine Discussion der Einzelheiten einzutreten — was ein ganzes Buch erfordern würde — als vielmehr nachzuweisen, wie der Standpunkt Janssens seine Auffassung und Darstellung beeinflußt hat.

Gleich der gewählte Ausgangspunkt des Buches ist bezeichnend. Der Verfasser beginnt mit der Mitte des 15. Jahrhunderts, der Zeit also, in welcher nach dem völligen Scheitern der conciliaren Reformversuche in Constanz und Basel die päpstliche Macht vollständiger als jemals Deutschland bemeisterte, und stellt an die Spitze der damals „nach mehr als fünfzigjähriger Zersetzung der religiös-sittlichen und staatlichen Zustände und nach langer öder Unthätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaft" beginnenden „neuen gesunden Entwicklung" den Cardinal Nicolaus von Cues (Cusanus), der „im Auftrage des Papstes" seine „welthistorische Wirksamkeit" entfaltete. Für Janssen

ist also die conciliare Bewegung eine Zeit des Verfalls; das Heil kommt von der Herrschaft Roms; von der Herstellung derselben datirt die Wiedergeburt des deutschen Lebens; diese erfreuliche Entwicklung wird dann unterbrochen durch die „Kirchentrennung" und die mit ihr verbundene sociale, kirchliche, politische Revolution. Wir fragen erstaunt: Wie kommt es, daß von Nicolaus Cusanus Niemand etwas weiß, während Luthers Name in Aller Munde ist? Ein solches Vergessen ist bei Männern zweiten und dritten Ranges oder etwa bei Entdeckern einer einzelnen Wahrheit wohl denkbar, niemals aber bei Persönlichkeiten von „welthistorischer" Bedeutung.

Wenn nun aber 1450 die Wiedergeburt Deutschlands anhebt, so muß natürlich die Zeit von da an bis zum Auftreten Luthers in den glänzendsten Farben gemalt werden, damit von diesem hellen Hintergrunde die dunkle Gestalt des Wittenbergers sich um so eindrucksvoller abhebe. Dies geschieht denn auch consequent. Das römisch-deutsche Kaiserthum, d. h. dasjenige, welches sich Rom gehorsam fügte und die deutsche Kirche seiner Ausbeutung preisgab, wird gefeiert als die große Friedensmacht in der Mitte Europas, deren Existenz jeden europäischen Krieg verhütete und die niemals selber erobernd und unterdrückend nach außen übergriff, dies Kaiserthum, welches zu schwach war, auch nur im eigenen Hause eine erträgliche Ordnung zu behaupten und dessen umfassende und doch nirgends mehr nachdrücklich vertretene Ansprüche allerorten zu Verlust und Schande führten. Daher nun auch die heftige Abneigung gegen die Entwicklung des deutschen Fürstenthums im Allgemeinen, in der Janssen nichts als rohen Egoismus und vaterlandslose Gesinnung erblickt. Wir sind die letzten, welche sich in dieser Entwicklung freuen, aber es ist ungerecht, die Nothwendigkeit derselben zu verkennen, nachdem das Kaiserthum der Habsburger sich als schlechterdings unfähig erwiesen hatte und selber an alles andere eher dachte, als an nationale Interessen. Und ein höchst wunderlicher Widerspruch ist es dann doch, daß Janssen zwar die fürstliche Machtentwicklung dem Kaiserthume gegenüber verdammt, dagegen die Ausbildung der ständischen Rechte oder besser der ständischen Anarchie dem Fürstenthume gegenüber bewundert und doch wiederum die wüste Fehdewirthschaft des Reichs- und Landadels im bittersten Tone schildert. Allerdings giebt das Gelegenheit, Sickingen, den Parteigänger Luthers, zu brandmarken. Und doch ist die ständische Anarchie in den einzelnen Territorien das genaue Analogon der fürstlichen Anarchie im Reiche; wer jene bewundert, darf diese nicht verurtheilen und darf sich über das Fehdewesen nicht beklagen. Von diesem Standpunkte aus erklärt sich's freilich, wenn Janssen auch zu keiner objectiven Beurtheilung der Reichsreformversuche unter Maximilian I. zu gelangen vermag. Auf des Kaisers Seite, den er höchlich bewundert, sieht er nur Recht, bei den Fürsten nur Unrecht, und doch waren nach

Lage der Sache die Vorschläge Bertholds von Mainz und Friedrichs von Sachsen, welche den größeren Fürsten einen legitimen Einfluß auf die Reichsregierung verschaffen und sie so für das Reichsinteresse gewinnen sollten, die einzigen, die einige Aussicht auf Erfolg eröffneten, wenn Maximilian nicht mit Hilfe der popularen Kräfte, d. h. durch eine gewaltige Revolution die fürstliche Macht überhaupt in Trümmer schlagen wollte; und wann hätte der Habsburger das gewollt!

In engem Zusammenhange mit diesem Gedankengange steht Janssens Bewunderung für das deutsche und canonische, seine unbedingte Verdammung des römischen Rechts. Auf jenem beruht vor allem die ständische Entwicklung der Territorien, dies System „wohlerworbener Rechte", auf diesem der Ausbau der fürstlichen Macht. Er wird nicht müde zu schildern — und wer möchte die Berechtigung hierzu leugnen! — wie das Eindringen des fremden Rechts das Rechtsgefühl im Volke geschwächt, seinen Zusammenhang mit dem politischen Leben unterbrochen, den Untergang der Volksfreiheit vollendet habe; er führt die Förderung des römischen Rechts lediglich auf die Selbstsucht der Fürsten und ihrer Beamten zurück. Ohne Zweifel haben diese großen Antheil daran gehabt; trotzdem ist es ungerecht zu verkennen, daß die Zerfahrenheit des deutschen Rechts in zahllose Particularrechte, wie sie sich aus dem ganzen System desselben, aus der Auffassung des Rechts als eines persönlichen, bez. corporativen Besitzes und aus der Verwirrung der politischen Zustände, dem gänzlichen Mangel einer nationalen Gesetzgebung und Rechtsbildung von selber ergab, dem streng geschlossenen, einheitlichen römischen Rechte ebensogut vorgearbeitet haben, wie die Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse ein Recht forderte, das dem städtischen Gewerbebetriebe und der Capitalwirthschaft besser entsprach als das deutsch-canonische Recht, das, aus den volkswirthschaftlichen Verhältnissen des Mittelalters hervorgegangen, jenen modernen Entwicklungen feindselig gegenüber stand.

Janssen schwärmt freilich nicht nur für das römisch-deutsche Kaiserthum in Verbindung mit Rom, er betrachtet auch die Volkswirthschaftslehre der Canonisten und die nach ihr gebildeten wirthschaftlichen Zustände des Mittelalters als die classischen Normen, jenseits deren nur Verfall und Verderben liege. Mit liebevoller Sorgfalt malt er das Arbeitsleben in den Zünften der Handwerker wie in den Höfen des Landvolks, Capitel, die zu den besten des Buches gehören; den ungeheuren Fortschritt aber, der in der Entwicklung der städtischen Capitalwirthschaft, also des Credits sich vollzieht, vermag er nicht zu würdigen, weil sie im Widerspruch mit der canonistischen Wirthschaftslehre, vor allem mit ihrem Zinsenverbot und der Bevorzugung des Ackerbaus sich ausbildet. Er sieht wie etwa die Ritter und Bauern des 16. Jahrhunderts nur den Druck,

den diese mächtigen Umgestaltungen wie jede ihrer Art ausübten; er ist ganz einverstanden mit der Feindschaft, welche die Reichsorgane den großen Handelsgenossenschaften und ihrer „Monopolisirung" des Verkehrs entgegentrugen, während er wiederum die Erweiterung des deutschen Handels durch die Theilnahme an den portugiesischen Fahrten nach Afrika freudig begrüßt, die doch ohne jene Handelsgesellschaften, d. h. ohne die Entwicklung des Credits unmöglich gewesen wäre. Der „Abfall" von der kirchlichen Volkswirthschaftslehre gilt ihm für ebenso beklagenswerth und verderblich wie die Kirchentrennung selber; er will nicht sehen, daß jenes gewiß in seiner Art großartige und einheitliche System eben auch nur eine vorübergehende Berechtigung hatte, weil es in den Zuständen einer ganz bestimmten Zeit wurzelte, daß demnach eine Behauptung desselben nur möglich war, wenn eine umfassende Zwangsgewalt dahinter stand, d. h. wenn die Kirche fortfuhr die staatlichen Gewalten zu beherrschen.

Da kann es denn nicht weiter Wunder nehmen, wenn bei Janssen die volkswirthschaftlichen Zustände des ausgehenden Mittelalters, abgesehen von der Entwicklung des Handels, im rosigsten Lichte erscheinen, wenn namentlich auch die Lage der handarbeitenden Classen als überaus günstig dargestellt wird. Dies ist doch nur dadurch möglich, daß die vielfachen, schon seit etwa 1456 hervortretenden localen Bewegungen des Bauernstandes, die nur aus hochgesteigerter Unzufriedenheit sich erklären, gar nicht in diesem Zusammenhange, sondern erst im zweiten Bande bei der Vorgeschichte der „socialen Revolution" zur Besprechung gelangen. Sie erscheinen dann als veranlaßt durch die zuvor geschilderten Umwälzungen des socialen und politischen Lebens. Und doch tritt z. B. die Forderung der Abschaffung des römischen Rechts, dem Janssen eine Hauptschuld am Ausbruche der Bauernunruhen zuschreibt, erst im Würtemberger „Armen Konrad" (1514) auf, früher nirgends, sie kann also auf frühere Bewegungen derart einen merkbaren Einfluß nicht gehabt haben. Und was half die materiell oft günstige Lage des Landvolks, wenn es sich der Plünderung bei jeder elenden Fehde wehrlos preisgegeben sah?

Nirgends aber macht diese Schönmalerei, ja das Verschweigen unbequemer Wahrheiten sich stärker geltend, als in der Darstellung der kirchlichen Verhältnisse und dessen, was damit zusammenhängt. Sehr charakteristisch ist es schon, daß eine zusammenfassende Schilderung der Organisation der deutschen Kirche und ihres Verhältnisses zu Rom — Dinge, deren allgemeine Bekanntschaft doch nicht so ohne weiteres vorausgesetzt werden darf — vollständig fehlt. Diese Verhältnisse gaben nach der Anschauung des Verfassers überhaupt keinen Anlaß zu der tiefgehenden Gährung, aus welcher die Umwälzungen des 16. Jahrhunderts sich entwickelten; nur einzelne unwesentliche Mängel werden zugegeben und fast nur gelegentlich und zum Theil in den Anmerkungen versteckt im Vor-

beigehen erwähnt, so (II, 77) die „schweren Mißbräuche“ und „mancherlei Aergernisse“ beim Ablaß, natürlich ohne daß darauf irgendwie näher eingegangen würde, so (II, 65) die Verweltlichung des päpstlichen Hofes, so in etwas längerer Ausführung (I, 593 fg.) das üppige Weltleben der deutschen Prälaten. Dinge wie die wuchtigen Beschwerden der deutschen Stände über den römischen Hof, die auf den Reichstagen von 1518 und 1523 vorgebracht wurden, werden entweder ganz übergegangen (so I, 561) oder nur angedeutet (so II, 260). Niemand kann aus solchen vereinzelten, unvollständigen Mittheilungen eine Vorstellung von dem wirklichen Zustande gewinnen, von der Frivolität der römischen Curie und ihren maßlosen Erpressungen, von dem überall hemmenden Einflusse der geistlichen Gerichte und der colossalen Ziffer geistlicher Müßiggänger, der „Drohnen im Bienenstock“, von der entsittlichenden Veräußerlichung alles religiösen Lebens durch eben die Werkheiligkeit, welche der herrschende Pelagianismus nothwendig entwickelte. Nur die lichten Seiten derselben, die Entstehung und Unterhaltung zahlloser frommer Stiftungen und die Beförderung der Kunst hebt Janssen hervor. Daran knüpft sich der weitere Versuch, zu beweisen, daß vieles, was man als specifisch protestantisch zu betrachten sich gewöhnt habe, längst vor Luther vorhanden gewesen, so das deutsche Kirchenlied (I, 219 fg.), die deutsche Bibel (I, 43 fg.), die deutsche Predigt (I, 26 fg.), der deutsche Katechismus (I, 33 fg.). Dabei wird nur freilich verschwiegen, daß die oberen Kirchengewalten dieser Popularisirung keineswegs günstig waren, daß jene Bibeln alle nur auf die vielfach verderbte Vulgata zurückgingen und keine es zu allgemeiner Anerkennung brachte, daß auch die Predigten zum großen Theil nichts weiter als Abhandlungen über Glaubenslehren waren (was Janssen allerdings bewundert) und demgemäß über die Fassungskraft der Menge, die man sich doch wahrhaftig nicht größer vorstellen darf als sie heute ist, meist weit hinausgingen. Ganz besonders liebt es der Verfasser, Vorschriften, die etwa ein Bischof oder eine Synode erläßt, ohne weiteres als Belege für die wirklich vorhandenen Zustände aufzufassen, während sie oft geradezu das Gegentheil sind.

Natürlich erscheint nun auch das kirchliche Unterrichtswesen jener Zeit im hellsten Lichte. Einzelne Partien des Janssenschen Werkes sind auch hier unleugbar vortrefflich, so namentlich die über die Universitäten (I, 66 fg.). Sehr wenig dagegen befriedigt die Darstellung des Schulwesens. Auch hier vermißt man eine eingehendere Schilderung des Zustandes in den Schulen, ihres dürftigen Unterrichts, ihres unsicheren und oft herzlich untauglichen Lehrpersonals; auf die Ausbildung der Stadtschulen, die vor allem aus den ungenügenden Leistungen der geistlichen Anstalten sich erklärt, wird gar nicht eingegangen, und die Neugestaltung des Unterrichtswesens, wie sie der deutsche Humanismus an-

bahnte, wird einfach der Kirche zu gute geschrieben, weil in der That Männer geistlichen Standes sich vielfach diesen Bestrebungen anschlossen.

Wenn wirklich die Kirche, abgesehen von einzelnen Mängeln, keinen allgemeinen und tiefgreifenden Verfall aufwies, wenn die volkswirthschaftlichen Verhältnisse unter Leitung der Kirche trefflich gediehen, wenn die Kirche eifrig und erfolgreich Kunst und Wissenschaft und Unterricht förderte, warum in aller Welt kam es da zu so furchtbaren Erschütterungen, warum riß sich der größere Theil Deutschlands von der Mutterkirche los, warum erhob sich der Bauernstand und mit ihm vielfach das städtische Proletariat und der Adel gegen die herrschende Ordnung?

Janssen sucht die Gründe zu alledem in dem Umsichgreifen der Geldwirthschaft und dem Eindringen des römischen Rechtes, auf welches das territoriale Fürstenthum sich stützt, vor allem aber in den revolutionären, auflösenden Tendenzen des späteren Humanismus. Dem letzteren widmet er deshalb im ersten Buche des zweiten Bandes eine ausführliche Darstellung, die freilich von seinem streng katholischen Standpunkte aus wiederum nicht anders als höchst einseitig sein kann. Bei Erasmus z. B. hat er kaum ein Wort für die umfassende wissenschaftliche Bedeutung des Mannes; er hebt auf der einen Seite nur seine Schwächen, seine Abhängigkeit von fürstlicher Gunst hervor, auf der anderen seine rationalistische Theologie und seine an's Heidnische streifende Lebensphilosophie, welche beide die kirchliche Gläubigkeit in weiten Kreisen untergruben und für die Angriffe auf die Kirche die Waffen lieferten. Darin einfach ein Moment in der Entwicklung des menschlichen Geistes und nicht vielmehr eine Aeußerung sittlicher Nichtswürdigkeit zu sehen ist ihm unmöglich. Nicht besser kommt Mutianus Rufus mit dem Erfurter Humanistenkreise weg. Da kann es denn freilich nicht Wunder nehmen, wenn Janssen bei Besprechung der Reuchlinistenfehde sich voll und ganz auf die Seite der Cölner stellt, wenn er eine Lanze bricht nicht nur für Ortwinus Gratius, sondern selbst für Johann Pfefferkorn, wenn er für die geniale Satire der Epistolae obscurorum virorum keine andere Bezeichnung hat als „Schandlibell" (II, 59). Nahmen frühere Schriftsteller vielleicht allzu einseitig gegen die Cölner Partei, so ist Janssens Standpunkt noch viel befangener; aber wie soll er diesen Streit gerecht würdigen, dem die damalige Kirche die unbedingt wahre, jeder Abfall von derselben ein Abfall von der Wahrheit selber ist!

Wie wird aber vollends Hutten zerzaust! Das schwere Leiden, das ihn niemals gänzlich verließ und ihm endlich den Tod brachte, gilt in bekannter Weise als Folge seines „liederlichen Lebenswandels", wobei es vielleicht nützlich gewesen wäre an den ebenso wie Hutten behafteten Papst Julius II. zu denken; nur ungezügelte Leidenschaft treibt den Reichsritter vorwärts; „seine ganze Bedeu-

tung bestand im Zerstören", „irgend eine großartige Idee hat ihn nie bewegt" (II, 54). Natürlich, der Gedanke der Befreiung Roms von der römischen Habsucht und Frivolität gilt ja bei Janssen nicht als eine „großartige Idee", sondern höchstens als der beklagenswerthe und verwerfliche Einfall einiger gewissenlosen Hitzköpfe. Selbst Huttens patriotische Begeisterung für Maximilian I. und seine Kaiserherrlichkeit vermag dies Verdammungsurtheil nicht zu mildern.

Die Humanisten, leidenschaftliche Literaten ohne religiösen Sinn, neben ihnen gewinnsüchtige Kaufleute und habgierige Juristen, diese Elemente bereiten nach Janssen die große Umwälzung im Anfange des 16. Jahrhunderts vor, indem sie das Volk mit gährender Unzufriedenheit erfüllen und die kirchliche Autorität und damit überhaupt jede Autorität untergraben. Das ist die Erklärung, welche sich ihm für die schwere Mißstimmung, die der Kirchentrennung und den mit ihr verbundenen Bewegungen voranging, ergiebt. Weder die sociale und wirthschaftliche, noch die kirchliche Ordnung boten nach seiner Meinung dazu Veranlassung.

Nach allem kann man ahnen, welche Würdigung Martin Luther selber bei Janssen finden muß. Die Seelenstimmung, welche dem Reformator ins Kloster führte, und welche dann nur in der augustinisch-paulinischen Lehre Befriedigung fand, erscheint ihm lediglich als Ausfluß einer düsteren, selbstquälerischen Natur, die eine harte, entbehrungsreiche Jugend noch mehr verdüstert hatte, keineswegs aber begründet in der damals geltenden Kirchenlehre, mit der vielmehr seine eigene Anschauung im vollen Widerspruch gestanden habe. Auch das ist wiederum nur richtig insofern, als natürlich die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christi Verdienst damals nicht unbekannt war, aber ebenso unzweifelhaft war die Praxis der damaligen Kirche pelagianisch, und das Ordenswesen mit seinen peinlichen Forderungen konnte eine zu ernster Selbstprüfung geneigte Natur wie die Luthers sehr wohl zu völliger Verzweiflung treiben. Von der stufenweisen Entwicklung Luthers erhält der Leser bei Janssen durchaus keine Anschauung; die Leipziger Disputation, welche seine Stellung entschied, wird nur erwähnt, ihre Bedeutung aber nicht mit einem Worte gewürdigt (II, 83 fg.). Um so ausführlicher geht der Verfasser auf die enge Verbindung Luthers mit der humanistisch-reichsritterlichen Bewegungspartei, besonders mit Hutten ein, damit der revolutionäre Charakter der Lutherischen Sache und seine Mitschuld an den Erhebungen der nächsten Jahre um so schärfer hervortrete. Unzweifelhaft hat diese Verbindung bestanden, aber den Revolutionsprojecten Huttens und Sickingens, welche überdies erst nach den Scheitern ihrer Hoffnungen auf Karl V. greifbare Gestalt gewannen, hat ebenso unzweifelhaft der Reformator niemals zugestimmt, sie vielmehr weit von sich gewiesen,

und wenn er dann gelegentlich blutige Empörung vorausgesehen und voraus=verkündigt hat, so heißt das nicht die Empörung wünschen oder machen.

Daß Karls V. Auftreten gegen Luther von Janssen völlig gebilligt wird, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Ja seine Wahl am 28. Juni 1519 erscheint als ein Triumph der deutschen Nationalpartei gegenüber den selbst=süchtigen Intriguen der Fürsten und den Bewerbungen Franz' I. von Frankreich. Freilich wird dabei gänzlich übersehen, daß der König die Wahl des Habsburgers mit allen Mitteln bekämpfen mußte, weil er die erdrückende Uebermacht, der spanisch=habsburgischen Monarchie voraussah und deshalb verhindern wollte. So findet denn auch Luthers Auftreten in Worms keine auch nur halbwegs anschauliche und genügende Darstellung; die doch in jedem Falle gewaltige Scene vom 18. April 1521 wird in drei Zeilen abgethan (II, 169). Ja Luthers Verhalten erscheint Janssen um so tadelnswerther, als „in keiner Periode deutscher Geschichte eine wirkliche Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern eine günstigere Aussicht auf Erfolg" wie damals hatte, denn „in kurzem" wurde Adrian VI. auf den Thron erhoben, von dessen „glühendem Reformeifer alle Welt überzeugt" war. Eine stärkere Sophistik ist nicht denkbar. Einmal konnte im April 1521 noch Niemand wissen, daß im November Leo X. sterben und gerade Adrian VI. ihm folgen werde; sodann hat der aufrichtige Reformeifer des letzten deutschen Papstes nicht das mindeste zu Stande gebracht. Wie konnte also jenes für Entschlüsse, die im April zu fassen waren, maßgebend sein, und was hat der ehrliche Wille des Papstes nachmals wirklich erreicht?

Während das Verhalten Luthers und seiner Freunde so die schärfste Verurtheilung erfährt, verliert der Verfasser kein Wort über die Politik Karls V., der Deutschland in der größten Gährung zurückließ, ohne auch nur einen Finger zu rühren, um die zahllosen Mißstände in Kirche und Staat zu heben. Der undeutsche Charakter seiner Persönlichkeit und seiner Stellung wäre ja dann sofort klar geworden. Um so genauer schildert der Verfasser die „Aufwiegelung des Volkes durch Presse und Predigt", an der natürlich Luther die Hauptschuld trifft. Beflissen und in unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit werden dann die Vorgänge in Nürnberg, besonders die Auflösung des Clarissenklosters dargestellt, dann das Durcheinander der Lehrmeinungen auf evangelischer Seite, über das sich bei einer so stürmischen Bewegung kein Unbefangener wundern wird, endlich auch der angeblich entsittlichenden Folgen der religiösen Verwirrung gedacht.

Das zweite Buch des zweiten Bandes ist der ausführlichen Darstellung des Bauernkrieges mit besonderer Hervorhebung seines anti=katholischen Charakters gewidmet, des Bauernkrieges, der nur als die logische Consequenz der bisher geschilderten Verhältnisse, namentlich der Erschütterung aller Autorität und im Besonderen der fortgesetzten Angriffe auf die kirchliche Ordnung erscheint.

Wiederum kann es uns nicht einfallen, leugnen zu wollen, daß in der That die religiöse Umwälzung einen hervorragenden Einfluß auf den Ausbruch des Bauernkrieges gehabt hat. Was stand noch fest im Himmel und auf Erden, wenn diese uralte Kirche fiel! Nur freilich einen Vorwurf gegen Luther selbst oder gegen die Reformation überhaupt daraus niemals abzuleiten. Niemals hätte der Haß der Massen gegen die alte Kirche so furchtbar hervorbrechen können, wäre wirklich diese Kirche im Herzen des Volkes noch tief gewurzelt gewesen, hätte sie nicht durch die schwersten Mißbräuche seit Jahrzehnten gereizt und verstimmt. Nicht die, welche die Hülle wegrissen von dieser Fäulniß, trifft die Schuld an der furchtbaren Revolution, sondern die Gewissenlosen, welche trotz dringender, seit Jahrzehnten wiederholten Mahnungen nichts gethan hatten, um das Verderben zu heilen.

So tritt auch hier wieder der innerste Mangel in Janssens ganzer Auffassung hervor. Wer die Kirche des ausgehenden Mittelalters, einzelne Mängel abgerechnet, für innerlich gesund hält, der kann freilich die Motive der Reformation nicht begreifen, kann weder sie noch die mit ihr verbundenen Erscheinungen auch nur pragmatisch erklären. Eine verschwindend geringe Minorität habgieriger Kaufleute und Juristen, leidenschaftlicher Theologen und Literaten war nicht im Stande, ein ganzes großes Volk in leidenschaftliche Erregung zu versetzen, wenn wirklich nur einzelne Mißbräuche es drückten, nicht der ganze Zustand als unerträglich empfunden wurde.

Wenn aber von Janssens Standpunkte aus die Reformation weder in ihrer welthistorischen Bedeutung gewürdigt noch auch nur pragmatisch begriffen werden kann, so führt ihn seine Grundanschauung auch zu einer Reihe schiefer, ja widerspruchsvoller Urtheile im Einzelnen und zu schlechtweg parteiischer, verdunkelnder Behandlung solcher Momente, die für die von ihm bekämpfte Richtung ein günstigeres Vorurtheil erwecken müssen. Wir bedauern das aufrichtig und zwar vornehmlich aus zwei Gründen. Janssens Werk hat in der That große Vorzüge; es bietet ein erstaunlich reiches, mit unendlichem Fleiße zusammengearbeitetes Material in guter Ordnung und einer wenn auch nicht glänzenden, so doch lesbaren Darstellung; es stellt die Culturzustände des 15. Jahrhunders so ausführlich dar, wie man es kaum irgendwo sonst findet, und berücksichtigt in sehr dankenswerther Weise die zeitgenössische Literatur, aus der die öffentliche Meinung neben den Ereignissen selber wirkungsvoll zur Geltung kommt. Das alles aber wird in den Dienst einer durchaus einseitigen Auffassung gestellt, und fast noch bedauerlicher ist es, daß die tendenziöse Darstellung Janssens in der That einen Rückschritt in der katholischen Geschichtsauffassung bezeichnet. Werke etwa wie Kampschultes treffliches Buch über die Universität Erfurt im Zeitalter der Reformation oder Ritters Geschichte der

Union tragen ein durchaus objectives Gepräge, werden beiden Theilen so gerecht, wie es nur möglich ist für Männer, die eben doch einem dieser Theile angehören. Es ist nicht wohlgethan, diesen mühsam gewonnenen Standpunkt wieder zu verlassen und den Protestantismus darzustellen als das Werk einer selbstsüchtigen, leidenschaftlichen Minorität, als einen schlechterdings unberechtigten Abfall von der kirchlichen Wahrheit. Wir Deutsche sind darauf angewiesen, uns trotz confessioneller Gegensätze mit einander zu vertragen. Jene einseitig theologische Auffassung der Reformation, die auf protestantischer Seite alles Recht, auf katholischer alles Unrecht sah, den Zusammenhang aber zwischen der kirchlichen und der social-politischen Erhebung einfach ignorirte, hat längst einer unbefangenen, wirklich historischen Betrachtung Platz gemacht. Wir Protestanten wissen die historische Bedeutung und Berechtigung des Katholicismus völlig zu würdigen; da fordern wir, daß man von der anderen Seite auch unserem Standpunkte historische Gerechtigkeit erweise. Will oder kann man das nicht, so schreibe man nicht die Geschichte der Reformationszeit.

Politische Briefe.

12. Von Hamburg nach Rom.

Von Hamburg nach Rom hat der Reichskanzler am 8. Mai die Hörer geführt, deren Kreis weit über den Sitzungssaal hinausreichte. Er sprach von Hamburg, als er von der Elbschifffahrtsacte sprach, und er sprach von Rom, als er vor dem Particularismus warnte, der in der Behandlung der hamburgischen Angelegenheit wieder in hellen Flammen emporschlägt. Die weltgeschichtliche Schlacht gegen Rom steht auf dem Punkte, gewonnen zu werden; da bricht im siegenden Heere die Meuterei des Particularismus aus, und im Augenblicke des bevorstehenden Triumphes kann der siegreiche Feldherr sich düsterer Klagen nicht erwehren über die drohende Vereitlung des bis zum Punkte des Gelingens geführten Planes. Das verwunderte Heer meint theils, der Feldherr müsse doch seine Sache schlecht gemacht haben, theils spricht es — und das sind die Verbündeten des Feindes —: „Jetzt müßt Ihr den Stolzen demüthigen und ihm den Sturz bereiten, von dem er sich nicht wieder erhebt.“ Dies ist die Lage Deutschlands seit dem 8. Mai.

Sonderbar ist der Zusammenhang zwischen Elbschifffahrtsacte und Rom,

und sonderbar bleibt der Zusammenhang noch, wenn man an Stelle der Elbschifffahrtsacte Hamburg setzt. Erläutern wir kurz die hamburgische Frage und die Beziehung der Elbschifffahrtsacte zu derselben.

Schon vor längerer Zeit haben vertrauliche Verhandlungen zwischen der preußischen Regierung und dem hamburgischen Senat stattgefunden, veranlaßt durch die preußische Anfrage, ob Hamburg geneigt sei, über vorbereitende Maßregeln zu seinem Eintritt in das Reichszollgebiet in Unterhandlung zu treten. Hamburg, pochend auf das Reservatrecht, das ihm nach seiner Annahme Artikel 34 der Reichsverfassung verbürgt, lehnte das Vorgehen ab. Manche Rechtskundige sind der Meinung, daß Artikel 34 gar kein Reservatrecht aufstelle, sondern nur eine Verfassungsbestimmung, die auf demselben Wege, wie es für jeden anderen Verfassungsartikel vorgeschrieben ist, geändert werden könne. Der Reichskanzler aber stellt sich auf Hamburgs Seite, gleichviel ob er die juristische Ansicht über den Artikel 34, welche man dort aufstellt, theilt oder nicht. Er will, daß Hamburg die Freihafenstellung behalte, so lange es der Wille seiner Behörden ist. Etwas ganz Anderes ist aber die Frage der Abgrenzung des Freihafengebietes. Der Reichskanzler würde seiner schonenden Politik zuwiderhandeln, wenn er auf eine so enge Begrenzung bringen wollte, daß das Freihafenprivilegium keine Wirkungen entfalten könnte. Es fragt sich nur, wer die Grenze des Freihafens festsetzen soll und ob für diese Grenze lediglich die Ansprüche der Hamburger Kaufherren maßgebend sein sollen, welche, ganz rationeller Weise, am liebsten das gesammte Reich zum Freihafengebiete machen würden. Da der Reichskanzler den Weg der allmählichen Hinüberführung Hamburgs in das Reichszollgebiet versperrt sah, so faßte er die Erhebung Altonas zum Zollvereinshafen ins Auge. Zu dieser Maßregel war zweierlei erforderlich: erstlich die Auffindung einer passenden Grenze zwischen Altona und Hamburg, zweitens die Auffindung einer passenden Zollabfertigungsstelle für die nach Altona eingehenden Schiffe. Denn hätte man die Waaren dieser Schiffe erst nach der Ausladung zur Verzollung bringen wollen, so hätte man sofort in Altona riesige Lagergebäude für die ausgeladenen, aber noch zu verzollenden Waaren errichten müssen. Daran wäre der ganze Plan des Zollvereinshafens in Altona gescheitert. Man muß also die Zollabfertigung nach Cuxhafen legen für die nach Altona gehenden Schiffe; die in das hamburgische Freihafengebiet gehenden Schiffe können die Zollinie ohne Zollabfertigung passiren; natürlich unter Maßregeln der Controle, daß sie auch wirklich nach Hamburg gehen. Dies war der Sinn des Artikels 4 der revidirten Elbschifffahrtsacte. Aber Herrn Delbrücks Weisheit entdeckte hinter diesem Artikel die Absicht, alle Schiffe, welche die Elbe bei Cuxhafen betreten, dem Reichszoll zu unterwerfen und so auf die einfachste

und gründlichste Weise das hamburgische Freihafenrecht zu beseitigen. Und Herrn Delbrücks Weisheit fand Gläubige. Eine Majorität des Reichstages, deren Kern, wie bei allen oppositionellen Majoritäten, das Centrum bildete, fand, daß der Bundesrath auf einmal nicht mehr das Recht habe, die Localität der Grenzcontrole im Zollgebiete festzusetzen, obwohl dies Recht sogar auf der Elbe und sogar unter Herrn Delbrücks geschäftlicher Leitung vom Bundesrathe unbeanstandet geübt worden war. Mit dieser Schmälerung der Rechte des Bundesrathes erklärte der Reichskanzler am 8. Mai die Elbschifffahrtsacte nicht annehmen zu können und es lieber bei den unübersichtlichen Regeln des bisherigen Zustandes belassen zu wollen, welche den Bundesrath, d. h. die Reichsexecutivgewalt, in seiner natürlichen Befugniß nicht beschränken. Die oppositionelle Mehrheit hat darauf Sorge getragen, die Frage in der Schwebe zu lassen, was praktisch auf die Ablehnung der Elbschifffahrtsacte hinausläuft. Denn auch dann, wenn diese Ablehnung formell erfolgt wäre, könnte ja das Gesetz dem nächsten Reichstage wieder vorgelegt werden, wie es jetzt auch geschehen muß, wenn die Reichsregierung überhaupt noch auf das Gesetz Werth legt.

Wenn in dem Schreiben des Reichskanzlers an den preußischen Finanzminister vom 15. April, in dessen Besitz Herr Virchow, wenn er es wirklich besitzt, auf unrechtmäßige Weise gelangt sein muß, eine Stelle enthalten ist, wo von den Wirkungen der Elbschifffahrtsacte auf Hamburgs Zolleintritt die Rede ist, so kann dies nur in dem Sinne gemeint sein, daß nach der bequemen Zollabfertigung für Altona das deutsche Publikum keinen Grund mehr hat, seinen Bedarf an Colonialwaaren von Hamburg zu entnehmen.

Die andere Voraussetzung der Erhebung Altonas zum Zollvereinshafen war die passende Abgrenzung vom Freihafengebiete. Der Gedanke, St. Pauli in die Zollgrenze einzubeziehen, ist so wenig neu und unerhört, daß er 1867 in hundert Artikeln des Hamburger Localblattes „Hamburger Nachrichten" vorgeschlagen, befürwortet, bekämpft und vertheidigt worden ist. Auf den Artikel 34 kann sich Hamburg nicht stützen, um die Einbeziehung von St. Pauli zu verweigern, zumal nachdem die Einbeziehung anderer hamburgischer Gebietstheile unbeanstandet erfolgt und dabei vom hamburgischen Senat das Recht des Bundesraths anerkannt worden ist, die Grenze zu ziehen. Hamburg kann an die Einsicht des Bundesraths appelliren, daß St. Pauli für den Freihafen unentbehrlich sei. Obwohl dies nicht in der richtigen Weise geschehen, hat der Reichskanzler die Einbeziehung von St. Pauli fallen lassen, nachdem er das Recht des Bundesrathes zur Festsetzung der Grenze energisch aufrecht erhalten.

Wenn der formalistische Geist, welcher das Ende der Reichstagssession beherrscht hat und dessen Wirkungen stets dem Particularismus zu Gute kommen, das eben wieder zusammengetretene Abgeordnetenhaus erfaßt, so bleibt Rom

Sieger gegen Deutschland, und es ist am gerathensten, dem Centrum die Führung des deutschen Reiches anzuvertrauen. Unumwunden hat dies Fürst Bismarck am 8. Mai erklärt, und das Verständniß dieser Worte sollte uns nicht fehlen.

Das Papstthum befindet sich in einer gefährlichen Krisis, welche der einsichtige Inhaber des päpstlichen Stuhles vielleicht besser als alle seine Berather ermißt. In Frankreich entbrennt ein Culturkampf, der extreme Maßregeln der Staatsgewalt im Gefolge haben kann. In Italien bemüht sich der regierende, aber in sich selbst gespaltene Radicalismus, ein Mittel der Einigung zu finden. Leicht kann dieses Mittel die Aufhebung des Garantiegesetzes sein. Kurz, die Anerkennung nicht mehr bloß der weltlichen, sondern der geistlichen Souveränetät des Papstthums schwebt in Gefahr. Die mächtige Welle der Opposition gegen das Papstthum wird unwiderstehlich sein, wenn der deutsche Staatsmann die Führung übernimmt. Andererseits kann nur Fürst Bismarck den sich vorbereitenden Sturm gegen das Papstthum entwaffnen. Der Fürst thut niemals einen großen Schritt ohne moralische Rechtfertigung und augenblicklich dringenden Anlaß zugleich. Er bietet dem Papstthum die Zurückziehung der Maigesetze an, d. h. der für Rom drückendsten Theile derselben, welche so lange gelten soll, als Rom einen erträglichen modus vivendi beobachtet. Zum Frieden auf dieser Basis bedarf es einer Vollmacht für die Executivgewalt zur Suspension und Wiedervollstreckung der Maigesetze nach freiem Ermessen. Wenn nun das Abgeordnetenhaus formalistisch denkt, wenn es Aufhebung und Wiedervollstreckung der Gesetze nur als Gesetzesact zulassen will, dann zerstört es die Frucht des Culturkampfes. Der Papst wird Sieger sein, wenn die Maigesetze nur wieder in Kraft treten können mittels des Wirbelspiels unberechenbarer Majoritäten, wenn sie abhängig sind von fortschrittlich clericalen Intriguen, hochconservativen Launen und nationalliberalen Unschlüssigkeiten. Der Papst bleibt aber auch dann beinahe Sieger, er erhält sich wenigstens das treue Heer der deutschen Katholiken, wenn der Reichskanzler nicht in den Stand gesetzt wird, diesen Katholiken zu zeigen, daß die Curie den annehmbarsten Frieden haben kann, den der Staat überhaupt zu gewähren im Stande ist, daß sie aber diesen Frieden verschmäht, weil ihr nur die Unterwerfung Deutschlands genügt.

So viel liegt an der Entscheidung des Abgeordnetenhauses. Möge die nationalliberale Partei, von welcher die Entscheidung am meisten abhängt, sich fragen, ob der Formalismus das Zeichen ist, unter dem eine Partei siegen kann, deren Zweck die Erhaltung und sichere Kraftentfaltung des Reiches sein soll.

Literatur.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Ludwig Geiger. Erster Band. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt (Rütten & Loening), 1880.

Soeben ist der schon seit Wochen mit froher Spannung erwartete erste Band des von L. Geiger ins Leben gerufenen „Goethe-Jahrbuchs" ausgegeben worden, und wir beeilen uns, unsern Lesern von diesem erfreulichen literarischen Ereigniß Kunde zu geben. Eine Wochenschrift wie die „Grenzboten", die in den achtunddreißig Jahren ihres Bestehens so manchen werthvollen Beitrag zur Goetheforschung gespendet hat, hätte eigentlich alle Ursache gehabt, die Veranstaltung eines „Goethe-Jahrbuchs" mit neidischen Blicken zu begleiten. Auch die „Grenzboten" haben ja redlich der „Stillen Gemeinde" gedient, haben oft genug „classische Findlinge" zur Goetheliteratur gespendet, oft den 28. August und den 22. März andächtig begangen, und es ist ihnen immer gewesen, als hätte ein besonderer Glanz auf denjenigen unter den grünen Heften gelegen, die mit Goethes Namen geschmückt werden konnten. Das wird vermuthlich in Zukunft anders werden. Nachdem — spät genug, aber doch glücklicherweise noch nicht zu spät — ein besonderes Organ für die Goetheforschung geschaffen ist, ist zu erwarten und auch nur zu wünschen, daß wenigstens alle Originalbeiträge zu derselben mehr und mehr von der Zeitschriftenliteratur abfallen und von dem neugeschaffenen Centralorgan angezogen werden. So sehr wir dies aber auch vom Standpunkte der „Grenzboten" bedauern möchten, so sehr freuen wir uns darüber im Interesse der Sache. Es wurde die höchste Zeit, daß dem zersplitternden Material wenigstens die Möglichkeit geboten wurde, zusammenzubleiben. Ohnehin wird daneben, wenigstens in den nächsten Jahren, noch genug Material andere Canäle aufsuchen, um an die Oeffentlichkeit zu gelangen.

Das „Goethe-Jahrbuch" soll in Zukunft regelmäßig am 22. März ausgegeben werden; für diesmal hat sich die Vollendung — oder die „Fertigstellung", wie der schöne, neue Modeausdruck lautet — um einige Wochen verzögert. Der Inhalt soll, wie es bereits in dem vorliegenden ersten Bande der Fall ist, stets aus folgenden vier Abtheilungen bestehen: 1. Abhandlungen; 2. Forschungen; 3. Neue Mittheilungen; 4. Miscellen, Chronik, Bibliographie. In den „Abhandlungen" (Vorträgen, Aufsätzen) sollen „allgemeine auf Goethe bezügliche Fragen erörtert, über den Stand der Goetheforschung Bericht erstattet und namentlich dem größern gebildeten Publikum, das noch immer an eine oberflächliche Art der Literaturbehandlung gewöhnt ist, durch formvollendete und inhaltsreiche Aufsätze die Möglichkeit gewährt werden, in das Getriebe der ernsten Arbeit hineinzublicken". Die „Forschungen" werden sich über Textfragen und über Entstehung und Zusammenhang Goethescher Werke verbreiten und Beiträge zur Erklärung der letzteren, sowie Nachforschungen über einzelne Lebensereignisse des Dichters und der ihm nahestehenden Persönlichkeiten bringen. Unter den „Neuen Mittheilungen" soll alles bisher ungedruckte Material vereinigt werden, Briefe und Actenstücke, welche von Goethe geschrieben oder an ihn gerichtet sind, Documente, welche auf ihn, seine Freunde und Feinde, die Kreise, in denen er sich bewegt, und die Personen, die er beeinflußt hat, Bezug haben.

Am deutlichsten springt der Nutzen des „Jahrbuchs" bei den „Neuen Mittheilungen" in die Augen. Der vorliegende Band enthält unter dieser Abtheilung nicht weniger als 36 Briefe Goethes aus den Jahren 1789—1831, zu denen dreizehn Mitarbeiter beigesteuert haben. Ohne das „Jahrbuch" würden diese Briefe möglicherweise an dreizehn verschiedenen Orten veröffentlicht worden sein! Selbst-

verständlich hat sie der Herausgeber nach der Zeitfolge geordnet und die von den Einsendern hinzugefügten Einleitungen und Erläuterungen bei jedem einzelnen Briefe mit zum Abdruck gebracht. Außerdem enthält diese Abtheilung noch den vollständigen Abdruck des Prometheusmanuscriptes von Goethes eigner Hand, das aus dem Nachlasse der Frau von Stein für die Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek erworben worden ist, und das von der Lenzschen Copie, welche dem ersten Druck und allen folgenden Drucken zu Grunde gelegen hat, mannigfache Abweichungen zeigt. Mit Recht hat sich der Herausgeber dieses kostbaren Stückes, E. Schmidt, nicht auf die Mittheilung von Varianten beschränkt, sondern einen vollständigen Abdruck desselben mit kritischem Apparat gegeben. Werthvoll sind auch die an dritter Stelle von R. Boxberger veröffentlichten „Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe“. Sie bilden einen Auszug aus einer umfänglicheren Sammlung, die Boxberger aus den Handschriften der Dresdner Bibliothek, namentlich aus Böttigers Nachlaß, geschöpft hat und eigentlich als „Zeitgenössische Mittheilungen über Goethe und Schiller“ zu veröffentlichen gedachte. L. Geiger hat auch sie chronologisch geordnet und einiges, das aus anderen Quellen ihm zur Verfügung gestellt war, eingereiht. Endlich enthält diese Abtheilung noch sieben Briefe von Goethes Mutter, die W. Creizenach mittheilt; erläuternde Bemerkungen dazu konnte er für diesen Jahrgang leider nicht mehr „druckfertig stellen“ (sic!) und verspricht sie für den nächsten.

Um die vierte Abtheilung hat sich namentlich der Herausgeber des „Jahrbuchs“, L. Geiger, verdient gemacht. Von seiner Hand ist die Bibliographie gespendet, ein Verzeichniß aller seit Jahresfrist erschienenen Aufsätze, Abhandlungen und Bücher, die auf Goethe Bezug haben, ein Verzeichniß, das aber nicht bloß das Erschienene aufzählt, sondern auch den Inhalt stets kurz bespricht. Besonders dankenswerth ist hierbei die Einrichtung, daß auch die während des letzten Jahres veröffentlichten Briefe Goethes nicht einfach genannt, sondern, ebenfalls in chronologischer Ordnung, in regestenartiger Bearbeitung mitgetheilt werden; von jedem Briefe werden die Anfangsworte und sonstige besonders charakteristische Stellen wörtlich, das Uebrige im Auszuge gegeben. Auf diese Weise orientirt das „Jahrbuch“ in trefflicher Weise über das Briefmaterial, das in Büchern, wie den von Loeper herausgegebenen „Briefen Goethes an Sophie Laroche“, Burckhardts „Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser“, dem von K. Fischer veröffentlichten „Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling“ u. a. zuerst mitgetheilt worden ist.

Die „Forschungen“ über Goethe — das, was man neuerdings sehr richtig als „Goethephilologie“ bezeichnet hat — haben sich in den letzten Jahren, nachdem die Hauptwerke des Dichters zur Genüge durchgearbeitet waren, mehr und mehr den abgelegeneren Schriften Goethes, namentlich denen aus der „Frühzeit“ und aus dem Alter, zugewandt. Dem gerechten und vollkommenen Goetheforscher von heute geht es mit Goethes Werken fast wie dem Leipziger Studenten Goethe mit den Fleischsorten auf den Leipziger Küchenzetteln. „Hüner, Gänße, Truthahnen, Endten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhühner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern u. s. w. Das erscheinet Taglich. nichts von anderm groben Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hamel u. s. w. das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt“. Iphigenie und Tasso, das wissen sie gar nicht mehr wie es schmeckt, das überlassen sie den gewöhnlichen Sterblichen; für sie beginnt der wahre Goethe erst beim „Concerto drammatico“ und beim „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ oder aber bei den „Weissagungen des Bakis“ und den „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten“. Auch der vorliegende Band giebt dafür hinlängliche Belege. W. Scherer eröffnet die „Forschungen“ mit einem langen Aufsatz „Satyros und Brey“, worin er auf die von ihm in der Sammelschrift

„Aus Goethes Frühzeit“ ausgesprochene, inzwischen von vielen Seiten angefochtene Ansicht zurückkommt, daß zum „Satyros“ niemand anders als Herder das Modell gewesen sei, und dieser Ansicht durch neues Material noch einige, wie uns scheint, kräftige Stützen giebt. Trotz mancher anderen Elemente, die daneben noch hineingeflossen seien, bleibt Scherer dabei, daß Herder „das Hauptmotiv gegeben“ habe; „natürlich handelt es sich zunächst nicht um den wirklichen Herder, sondern um den Herder in Goethes Vorstellung zur Zeit der Abfassung“ — dies hält er denen, die über seine frühere Abhandlung gezetert haben, auch hier wieder entgegen. K. Bartsch hat einen Aufsatz beigesteuert: „Goethe und der Alexandriner“, worin er zeigt, wie der Alexandiner, der ja im Wesentlichen gleichzeitig mit Gottsched gestürzt wurde und in dessen Erbe sich namentlich drei Formen, die Prosa, der reimlose „fünffüßige Jambus“ und der Hexameter theilten, doch von Goethe noch vielfach benutzt worden sei. Wir bekennen ehrlich, daß wir von Bartsch etwas Interessanteres erwartet hätten. Wir bestreiten nicht, daß auch derartige Arbeiten gemacht werden müssen, wiewohl in der Regel herzlich wenig dabei herauskommt; nur könnte schließlich ein Studentlein im ersten Semester, wenn man ihn sonst richtig „anlernt“, dergleichen ebenso gut leisten, wie der Herr und Meister selbst. Mehr interessiren dürfte die Leser des „Jahrbuches“ der Beitrag H. Düntzers: „Die Zuverlässigkeit von Goethes Angaben über seine eigenen Werke in ‚Dichtung und Wahrheit‘“, obgleich er eigentlich nicht viel neues enthält. Düntzer erörtert nochmals die Chronologie der Entstehung des „Werther“, des „Götz“, des „Faust“ und einiger anderen Schriften. Was den „Werther“ betrifft, so hat Düntzer die einschlägigen Daten im Ganzen richtig zusammengestellt; trotzdem können wir uns mit seiner Entstehungsgeschichte nicht einverstanden erklären. Unzweifelhaft fing Goethe am 1. Februar 1774 den „Werther“ zu schreiben an und schrieb ihn dann in wenigen Wochen rasch hinter einander fort. Doch ist deshalb kein Grund, anzunehmen, daß erst seine Erfahrungen mit dem eifersüchtigen Brentano (Januar 1774) ihn zur dichterischen Behandlung seiner Wetzlarer Erlebnisse getrieben hätten. Die Absicht, dieselben früher oder später dichterisch zu gestalten, stand jedenfalls bereits im November 1772 bei ihm fest, als er die erschütternde Kunde von Jerusalems Tode erhielt. Wozu hätte er sich sonst so ausführliche Nachrichten von Kestner darüber schicken lassen? Wozu hätte er diese Nachrichten bis in den Januar 1773 behalten? Dann wurde allerdings der Plan bis in den Herbst 1773 durch anderes zurückgedrängt, aber bereits im September taucht er wieder empor, und die Erlebnisse im Brentanoschen Hause bringen endlich die Ausführung in Fluß. So hat es H. Grimm in seinen „Vorlesungen“ viel richtiger dargestellt. Neuerdings hat Loeper eine höchst geistreiche Vermuthung ausgesprochen, die Düntzer nicht so mit zwei Zeilen hätte abthun sollen, als ob sie „nicht die geringste Wahrscheinlichkeit“ hätte. Loeper vermuthet, daß ganze Partien des „Werther“ nur die Ueberarbeitung seien von wirklichen Briefen, die Goethe im Sommer 1772 von Wetzlar aus an Merck geschrieben und die er sich später für die Ausarbeitung des Romans habe zurückgeben lassen. Diese Vermuthung hat die allergrößte Wahrscheinlichkeit; sie entspricht vollständig dem Verfahren, daß Goethe später noch wiederholt eingeschlagen, und sie, nur sie, erklärt die stupende Wahrheit im Detail und die zahlreichen episodischen Figuren, die, ohne für den Gang der Handlung, die Charakteristik der Hauptfiguren oder den Ideengehalt der Dichtung irgend welche Bedeutung zu haben, im „Werther“ auftauchen und wieder verschwinden.*) Natürlich muß man an tagebuchartige Briefergüsse denken, wie sie

*) Einzelnes springt sofort in die Augen, worauf unseres Wissens noch niemand aufmerksam gemacht hat. Gleich im ersten Briefe vom 4. Mai heißt es: „Ich habe meine

damals beliebt waren und wie sie Goethe z. B auch an Gustchen Stolberg geschrieben. Es müßte eine reizvolle Aufgabe sein, daraufhin zu versuchen, ob und inwieweit Wahrheit und Dichtung im „Werther“ sich sondern läßt, eine Aufgabe, deren Lösung möglicherweise später einmal durch die Originalbriefe eine glänzende Bestätigung finden könnte. Beim „Götz“ hat man, um Goethes eigene Angabe, die Anfänge dieser Dichtung gehörten in die Straßburger Zeit, aufrecht zu erhalten, auf die schöne Stelle in Herders Shakespeare-Aufsatz hingewiesen, der sicher vor dem 14. October 1771 entstanden ist: „Glücklich, daß ich noch im Ablauf der Zeit lebte, wo ich ihn (Shakespeare) begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache, unserm so weit abliegenden Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum und dein edles Wirken. Laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange.“ Der ganze Passus beweist nichts, da er erst bei der vor Ostern 1772 vorgenommenen Ueberarbeitung jenes Aufsatzes hinzugekommen ist. Immerhin hätte Düntzer die Sache erwähnen müssen. Aber der ganze Düntzersche Aufsatz macht etwas den Eindruck, als ob er rasch und ad hoc (d. h. fürs „Jahrbuch“) hingeworfen sei.

An Düntzers Arbeit schließt sich eine Studie von W. Wilmanns: „Goethes Belinde“, die, in gesuchter und wenig überzeugender Weise, darzuthun bemüht ist, daß Goethes Darstellung seines Verhältnisses zu Lili in den letzten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ durch eine Erzählung des Fräulein de Scudery, deren Heldin Belinde heißt, beeinflußt sei; dies soll der Grund sein, weshalb Goethe ein paarmal Verse, die Lili galten, „an Belinden“ richtete! Weiterhin hat R. M. Werner Nachträge zur Deutung des „Jahrmarktsfestes“ gespendet, D. Jacoby sucht, zumeist nach Anklängen in Briefstellen, die Entstehungszeit einzelner Faustscenen nachzuweisen, M. Ehrlich endlich giebt Ergänzungen zu dem, was früher schon Viehoff und Düntzer zur Erläuterung der „Weissagungen des Bakis“ geboten haben.

Die weiteren Kreise der Gebildeten, auf deren Theilnahme das „Goethe-Jahrbuch“ ausgesprochnermaßen rechnet, werden sich vor allem an die erste Abtheilung, die „formvollendeten und inhaltsreichen“ Abhandlungen halten — eine Mahnung an den Herausgeber, in den folgenden Jahrgängen diese Abtheilung ja nie zu kurz kommen zu lassen. Der vorliegende erste Jahrgang bietet hier drei Arbeiten: „Bettina von Arnim“ von H. Grimm, „Goethe und Lessing“ von W. Freiherr von Biedermann und „Faust und Helena“ von F. Bobertag. Grimms Aufsatz können wir für keine sehr günstige Ouverture des ganzen Unternehmens halten. Wir hofften eine gründliche, aufräumende Arbeit über Bettinas Verhältniß zu Goethe und die daraus hervorgegangenen literarischen Erzeugnisse zu finden; statt dessen giebt der Verfasser, in seiner geistreichen und aphoristischen Art, ein Charakterbild Bettinas, in welchem sie uns zwar in wesentlich anderer und schönerer Beleuchtung erscheint als bisher, und welches durch die eingeflochtenen persönlichen Erinnerungen des Verfassers einen besonderen Reiz enthält, welches aber gerade das Verhältniß

Tante gesprochen und bei Weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie ist eine muntre, heftige Frau, von dem besten Herzen“. Was soll die Tante hier? Nun, es ist eben die leibhaftige Tante, die Goethe in Wetzlar hatte, und über die er an Merck wahrscheinlich wörtlich so geschrieben hat: die Frau Geheimräthin Lange, die, als Goethe am 11. Septbr. von Wetzlar flüchtete, erklärte, „es wäre doch sehr ungezogen, daß Doctor Goethe so ohne Abschied zu nehmen weggereist sei, sie wolle es des Doctor Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt habe“.

zu Goethe nur flüchtig streift. Vobertag sucht nachzuweisen, daß Helena in ihren Beziehungen zu Faust nicht lediglich Allegorie sei, sondern daß sich zwischen beiden „ein wirkliches Verhältniß entwickle und in real persönlichen gegenseitigen Beziehungen" abspiele. Am dankbarsten sind wir Herrn von Biedermann für seine schlichte und doch so lehrreiche Arbeit über „Goethe und Lessing". Beim größeren Publikum wird dieser Aufsatz gewiß „den Vogel abschießen". Der Verfasser stellt zunächst alle Zeugnisse zusammen, die über das Verhalten Goethes zu Lessing erhalten sind, und stellt diesen dann sämmtliche Aeußerungen Lessings über Goethe gegenüber. Der größte Theil dieses Materials ist natürlich längst bekannt, doch fehlt es auch nicht an entlegeneren Stellen, die unseres Wissens hier zum ersten Male beigebracht werden. Schon diese doppelte Kette von Zeugnissen ist höchst interessant. Werthvoller noch wird sie aber durch die Folgerungen, welche der Verfasser, zwar bescheiden, aber furchtlos, aus ihnen zieht, und welche leider sehr zum Nachtheil Lessings ausfallen. Der Verfasser bemüht sich redlich, alles aufzusuchen, was Lessings Verhalten gegen den jungen Goethe begreiflich und entschuldbar machen kann, kommt aber doch schließlich zu dem Ergebniß, daß die Hauptursache in Lessings neidischer Mißstimmung gegen den jüngeren Dichter, welcher „spielend ihn des Ruhms, der erste Bühnenschriftsteller der Deutschen zu sein, zu berauben im Begriff stand", und in dem Umstande zu suchen sei, „daß Lessing selbst ganz der Herrschaft des Verstandes unterworfen, daß er eben kein ächter Dichter war". Wir bedauern, daß wir auf diese treffliche Partie des Biedermannschen Aufsatzes hier nicht näher eingehen können, empfehlen sie aber unseren Lesern angelegentlichst zum Studium, vor allem den guten Schulmeistern, die in ihrer an sich ja sehr lobenswerthen Verehrung vor dem „Dichter" Lessing nicht müde werden, eine unwahre und verzeichnete Gestalt wie Emilia Galotti, die aus Goethes Feder nimmermehr geflossen wäre, als ein unantastbares poetisches Meisterwerk nachzuweisen. Es ist „alles nur gedacht" — diese drei Worte des „Dichters" Goethe wiegen ein Dutzend von Schulprogrammen über Emilia auf.

Mit der Veranstaltung des „Goethe-Jahrbuches" hat sich L. Geiger ein großes Verdienst erworben. Möchte er in den nachfolgenden Jahrgängen nicht bloß ein anregender und glücklicher Sammler, sondern auch ein recht sorgfältiger und strenger Redactor sein, der namentlich alles Neudeutsche und Undeutsche, welches aus dem stumpfsinnigen Geplärr und Gemauschel der Tagespresse leider auch in die Sprache der Gebildeten herüberzusickern beginnt, unerbittlich fernhält. Auch auf die Durchsicht des Druckes hätte sich noch größere Sorgfalt verwenden lassen. Ein merkwürdiger Unstern hat über den griechischen Worten geschwebt; so oft eins vorkommt, ist es auch falsch gedruckt. Herr Dr. Geiger wird doch nicht sein Griechisch verschwitzt haben?

Die Verlagshandlung hat mit der Ausstattung des „Jahrbuches" augenscheinlich die edelsten Absichten gehabt. Trotzdem möchten wir mit ihr ein Hühnchen rupfen ob der craß naturalistischen Kopfleisten und Schlußstücke des Buches, die überdies nicht entfernt zu den Initialen passen. Ob das aber viel nützen würde? — Hielte die Verlagshandlung diese Zierraten nicht für schön, so würde sie sie ja nicht verwendet haben.

* * *

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die albanesische Frage.

Der Berliner Congreß, der den russisch-türkischen Krieg beendigte, hat einige Bestimmungen getroffen, die noch der Ausführung bedürfen. Noch heute ist die türkisch-griechische Grenzregulirung eine Frage, die der thatsächlichen Lösung harrt, und noch heute ist Montenegro nicht in den Besitz aller der Gebietstheile gelangt, die ihm jene Diplomatenversammlung zugesprochen. Der Hauptgrund davon ist in beiden Fällen die Abneigung der Albanesen, sich die in Berlin in Betreff ihres Landes vereinbarten neuen Grenzen gefallen zu lassen, ein Widerstreben, das von der Pforte im Stillen unterstützt wird. Wir wollen hier nur den ersten Fall betrachten, da er in den letzten Wochen mehr in den Vordergrund getreten ist.

Das Gebirgs- und Küstenland Albanien, in der Sprache seiner Bewohner Skiperi, von den Türken Arnaut genannt, hat eine Länge von etwa 450 und eine durchschnittliche Breite von ungefähr 110 Kilometern. Die Bergketten, die es durchziehen, sind felsig und schluchtenreich, in den Thalebenen gedeihen Südfrüchte und selbst die Dattelpalme. Die Flüsse sind meist von kurzem Laufe und nur mit Kähnen zu befahren, die drei großen Landseen bei Skutari, Ochrida und Janina von ziemlich weiten Strecken fruchtbaren Landes umgeben. Politisch zerfällt die Provinz in eine nördliche und eine südliche Hälfte, das Vilajet Skutari und das Vilajet Janina. Von den größeren Städten liegen Durazzo, Avlona und Prevesa an der Küste, Skutari, Kruja, Berat, Arta, Prisrend, Ochrida und Janina im Binnenlande.

Die Bewohner Albaniens, ungefähr $2^1/_2$ Millionen an Zahl, gehören theils dem illyrischen, theils dem griechischen Völkerstamme an. Die Griechen wohnen meist im Süden und in einigen Küstenorten, die Illyrier, Arnauten oder Skipetaren, im Ganzen ungefähr anderthalb Millionen Köpfe stark, haben fast ohne Beimischung anderer Elemente den Norden inne und scheiden sich nach Sprache und Sitte streng von den Serben der Nachbarländer Montenegro und Bosnien. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme, die Tosken, die im Süden, und die Gegen,

die in der Mitte und im Norden Albaniens wohnen. Zwischen diesen Stämmen, die ihrerseits wieder in eine Menge von Clans zerfallen, und deren Dialecte sich etwa wie Hoch- und Plattdeutsch unterscheiden, herrscht von alten Zeiten her eine große Abneigung, die sie indeß nicht hinderte, gegen äußere Feinde gemeinsam Front zu machen. Die Albanesen sind fast ausschließlich Hirten und Ackerbauer, daneben aber tüchtige Soldaten, wozu ihnen die unaufhörlichen Fehden, die zwischen den einzelnen Familien, Stämmen und Ortschaften herrschen, eine gute Schule sind. Sie haben ihre Nationalität durch alle Stürme der Zeit mit Zähigkeit bewahrt, aber nicht in derselben Allgemeinheit ihre ursprüngliche Religion. Nachdem sie von den Türken bis zu einem gewissen Grade unterworfen worden, vertauschten viele von ihnen das Christenthum mit dem Islam. Dies geschah namentlich von Seiten der Tosken, so daß der Süden, so weit er arnautisch, fast vollständig muhammedanisch ist, während die Gegen in der Mitte des Landes vorwiegend den römisch-katholischen Glauben bewahrt haben und ihre Stammgenossen im Norden der griechisch-orthodoxen Kirche angehören. Aber diese Spaltung in religiöser Beziehung hat das starke Nationalgefühl des Volkes nicht zu schwächen vermocht. Allerdings wandert jedes Jahr ein Theil des letzteren, um Kriegsdienste zu nehmen, in die Fremde, aber er bringt von dem, was er dort sieht oder hört, nichts in die Heimat zurück. Trotz des kriegerischen Wanderlebens, welches diese Söldnerschaaren führen, halten sie mit Starrheit an den Anschauungen und Bräuchen fest, in deren Mitte sie aufgewachsen sind. Der Albanese scheint die Fremde nur kennen zu lernen, um seine heimatlichen Thäler und Berge, dieses abgeschlossene Stück Erde, das außer Berührung mit dem Weltverkehr steht, noch schöner zu finden und noch mehr zu lieben als vorher. Andere Sitten gewinnen keine Macht über ihn, und so ist Albanien der Theil der Türkei, der noch die meisten Elemente mittelalterlicher Barbarei enthält, und der sich in keiner öffentlichen Beziehung über die Ideen des Stammverbandes, des Faustrechts und der Blutrache erhoben hat. Die Gedankenwelt des Volkes bewegt sich in der beschränkten Sphäre häuslichen Daseins, die ganze Kraft seiner Liebe concentrirt sich auf die Familie, auf den Stamm, dessen Unauflösbarkeit mit dem toskischen Sprichworte charakterisirt wird: „Blut wird nicht zu Wasser". Die Beharrlichkeit, mit welcher der Albanese mitten im Frieden kriegerischen Neigungen folgt, hat bisher jede sociale Entwicklung vereitelt. War kein auswärtiger Feind zu bekämpfen, so befehdeten sich die zahlreichen „Psare" oder Clane, in welche die Hauptstämme des Volkes zerfallen, unter einander. „Choum Phis?" Welcher Feuerstelle gehörst du an? ist die gewöhnliche Frage, wenn zwei Albanesen verschiedener Stämme sich in den Bergen begegnen, und dabei hält der Fragende den Finger am Hahne seiner Flinte. Denn leicht wäre es ja möglich, daß „Tscheta", Fehde, zwischen ihren

Familien oder Stämmen bestände, und daß der Stamm des einen dem des anderen einen Kopf schuldig wäre. Die Blutrache ist wie auf Korsika auch hier eine heilige Pflicht, und die Moral dieser halbwilden Bergbewohner beruht auf dem Grundsatze: „Wer sich nicht rächt, der rechtfertigt sich nicht; wer Unrecht vergiebt, hat es gut geheißen". Der Mord des Familienfeindes wird vertragsmäßig verhandelt und testamentarisch anbefohlen. Auf dem Todtenbette pflegt der Familienvater die gefallenen Köpfe seines Stammes zu zählen und seinen Söhnen die Rache in aller Frömmigkeit ans Herz zu legen.

Der Albanese haßt die Fremden, und als solche gelten ihm nicht bloß die Serben und Griechen, sondern auch die Türken. Wiederholt hat er sich gegen die letzteren empört und sich von ihnen unabhängig zu machen versucht. Aus der Mitte der Gegen ging im 15. Jahrhundert der gewaltige Vorkämpfer gegen den Islam, der „Sieger in vierzig Schlachten", Skanderbeg oder Georg Castriota hervor, den die albanesischen Balladen noch heute als den „Drachen Albaniens" feiern. Aus der Mitte der Tosken erstand um den Anfang unseres Jahrhunderts Ali Pascha von Janina, der schlaue und rücksichtslose Despot, der, in der Schule des Faustrechts und der Verwilderung erzogen, sich fast ganz Albanien unterwarf und Jahrzehnte lang beinahe völlig unabhängig von der Pforte herrschte, indem er ebenso energisch als verschlagen die Consequenzen der ihn umgebenden Barbarei zog und sich zum Vertreter der politischen und religiösen Ideen machte, die sein Volk bewegten. Nach der Schlacht bei Navarino erhoben die Albanesen unter Arslan Bey und Mustapha Pascha abermals die Fahne des Aufstandes gegen die Türkenherrschaft, aber Reschid Pascha unterwarf sie, indem er ihre Häuptlinge zu gütlicher Ausgleichung der streitigen Punkte nach Monastir einlud und sie dort während der ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeit verrätherisch ermorden ließ. Eine anderthalb Jahrzehnte später auf Grund der von der Pforte angeordneten Truppenaushebung ausgebrochene Empörung der Albanesen breitete sich bis an die Landschaften Bulgariens aus. Omer Pascha aber schlug die Insurgenten bei Kaplanly und unterjochte durch das Treffen bei Kalkandelen und die Eroberung von Pristina die ganze Provinz von neuem. Ein neuer Aufstand, der im Sommer 1847 ausbrach, wurde rasch niedergeworfen. Noch während des Griechenaufstandes von 1854 gährte es unter den Albanesen gewaltig gegen die türkische Herrschaft, doch kam die nicht genügend vorbereitete Revolution nicht zum Ausbruche.

Die jüngste Zeit hat eine neue Erhebung zur Reife gebracht, die, wenn nicht Alles täuscht, sehr schwere Verwicklungen und vielleicht eine Lostrennung Albaniens von dem Reste der Provinzen im Gefolge haben wird, welche dem Sultan auf der Balkanhalbinsel noch geblieben sind. Der Berliner Congreß hatte an verschiedenen Punkten türkisches Gebiet an Völker und Mächte vertheilt,

die am Kriege mit der Pforte theilgenommen hatten. Dabei hatte man meist die Vorsicht gebraucht, jenen solche Gebietstheile zuzuweisen, deren Bevölkerung, von gleicher Nationalität wie die Erwerber, sich gern annectiren ließ. Nur den Albanesen gegenüber wurde diese Vorsicht außer Acht gelassen. Der größte Theil ihres Landes sollte dem Sultan verbleiben, ein Stückchen wurde Oesterreich zugesprochen, und ein schmaler Streifen für den Fürsten von Montenegro bestimmt. Die letztgenannte Dotation schloß die Gegenden von Gusinje und Plawa ein. Gegen diese Zutheilung albanesischen Landes an den Herrn der Schwarzen Berge bildete sich ein geheimer Bund der Stämme des Nordens und der Mitte von Albanien, der fortwährend an Ausdehnung gewann, dem sich auch die christlichen Gegen anschlossen, und der zunächst die Abwehr der obigen Zumuthung mit Waffengewalt, dann auch weitergehende Zwecke ins Auge faßte. Bald zeigte sich, daß diesem Bunde, der albanesischen Liga, gegenüber die Abtretung von Gusinje und Plawa an Montenegro unmöglich oder doch nur mit großen Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war. Montenegro sollte in Folge dessen mit anderen Gebietstheilen der Türkei entschädigt werden, die ebenfalls zu Albanien gehörten. Die Pforte willigte ein, und die Botschafter der Großmächte in Constantinopel ratificirten am 12. April dieses Jahres das zwischen dem Sultan und dem Fürsten Nikita in dieser Beziehung getroffene Abkommen. Hiernach sollte die neue Grenze zwischen der Türkei und Montenegro am Meere von Kruci bis zum See von Skutari, von dort quer über letzteren hinweg und durch die Golfe Castrati Hotti, sowie weiterhin über die Berge Kuse und Hotti bis an den Fluß Zem stromaufwärts von Cerci gehen, dann dem genannten Flusse bis zum Berge Golich und dem Dorfe Selut folgen und von hier aus zum Passe Sukotnile hinaufsteigen, von wo sie dem Kamme der Jeznica-Gebirge sich anschließen, darauf das Thal von Vermos durchschneiden und sich den Gipfel des Berges Stocica zuwenden sollte, um sich alsdann über die Gipfel von Lipovnica und Zemratin bis auf die Spitze des Berges Visitar zu erstrecken, von wo sie bei Mokra Planina ihr Ende erreichen sollte. Das letztere, sowie das Dorf Selut sollten der Türkei verbleiben. Weiter hieß es in dem von den Großmächten sanctionirten Uebereinkommen: „Die ottomanischen Truppen sind verpflichtet, binnen einer Frist von zehn Tagen, von der Unterzeichnung gegenwärtigen Actes angerechnet, die Punkte, welche sie in diesem Augenblicke außerhalb der neuen Grenzen des Reiches besetzt halten, zu räumen. Vierundzwanzig Stunden vor der Räumung werden die Befehlshaber der von den Truppen der ottomanischen Armee besetzten Punkte den Commandanten der montenegrinischen Armee in Podgoritza von der Stunde, in der sie sich von den occupirten Punkten zurückziehen müssen, in Kenntniß setzen. Sie werden diese Stunde abwarten, ohne sich mit ihren Truppen von diesen Punkten zu entfernen. Nach voll-

zogener Räumung des ausgetauschten Gebietes durch die ottomanische Armee wird die kaiserliche Regierung jeder Verpflichtung zur Aufrechthaltung der Ordnung in dieser Gegend enthoben sein und niemand Rede zu stehen haben für Ereignisse, die sich daselbst zutragen könnten."

So schien die leidige Frage aus der Welt geschafft, als bei der Ausführung der obigen Bestimmungen Ereignisse eintraten, die auch dies wieder bis jetzt verhindert haben. Dieselben sind nicht klar festgestellt, da die Montenegriner und die Türken die Sache wesentlich verschieden erzählen. Sicher ist nur, daß die Albanesen die Occupation des betreffenden Territoriums durch die dazu bestimmten montenegrinischen Truppen, die am 22. April stattfinden sollte, bis jetzt vereitelt haben. Nach montenegrinischer Behauptung wäre der Widerstand der Albanesen gegen die Besetzung des abgetretenen Gebietes von den türkischen Behörden organisirt und unterstützt worden. Man hätte die Albanesen durch Bo Bey, eines von den Häuptern der Liga, und Bib Doda, den Chef des Miriditenstammes, aufwiegeln lassen. Osman Pascha, der Befehlshaber der Türken in Tusi, wo die Abtretung sich vollziehen sollte, hätte seine Stellung den Albanesen vor Eintreffen der Montenegriner geräumt und sie nicht nur durch die Albanesen besetzen lassen, sondern denselben auch bei seinem Abzug eine große Quantität von Munition und Lebensmitteln übergeben. Als die montenegrinische Commission dann vor Tusi angekommen, um mit Osman Pascha die Modalitäten der Besitzergreifung zu besprechen, sei sie von dort her mit Flintenschüssen empfangen worden, und da man nicht in der Lage gewesen sei, die Position mit Sturm zu nehmen, so habe der Act unterbleiben müssen. Montenegro verlangte daraufhin von der Pforte Wiederbesetzung der zu früh geräumten Stellung durch deren Truppen und Ersatz des erlittenen Schadens, und wendete sich zu gleicher Zeit an die Signatarmächte, um deren Vermittlung anzusprechen. Diese Vermittlung erfolgte, wurde aber von der türkischen Regierung dahin beantwortet, daß die Behauptungen Montenegros unbegründet seien. Dessen Truppenchefs seien zu rechter Zeit von der Stunde der Räumung benachrichtigt worden, sie seien mit ihren Truppen an Ort und Stelle angekommen, als die Türken die zu räumenden Stellungen noch innegehabt, und wenn sie nicht von den Positionen Besitz ergriffen hätten, so wäre der Grund davon nicht böser Wille der türkischen Befehlshaber, sondern der Umstand gewesen, daß die Albanesen, durch Proclamationen vor der Zeit von dem, was im Werke gewesen, bekannt gemacht, sich in Masse hinter den zum Abzuge bereiten Türken gesammelt hätten und eher als die Montenegriner in die von jenen verlassenen Stellungen eingerückt wären.

Die Botschafter der Großmächte in Constantinopel haben diese Erklärung für ungenügend befunden und auf Wiederbesetzung der geräumten Punkte durch

türkische Truppen gedrungen. Die Pforte weigert sich dessen. In einem Ministerrathe, der am 4. Mai stattfand, und dem der Sultan beiwohnte, gab der Exgroßwessier Kheredin Pascha mit seiner Meinung den Ausschlag. Derselbe erklärte Albanien fernerhin für unhaltbar für die Pforte. Das Verlangen nach Selbstregierung habe die dort in Gang gekommene Bewegung hervorgerufen. Man solle der Provinz die von ihr geforderte Autonomie gewähren und aus ihr einen Staat machen, der zu der Pforte in einem Verhältnisse stehe wie ehedem Serbien und Rumänien. Wolle man dem Verlangen der europäischen Mächte nach einer Intervention in Albanien willfahren, so werde man damit nur den Beweis liefern, daß es unmöglich sei, der dort erwachten Bewegung, die täglich mächtiger werde, Einhalt zu thun.

Das Cabinet von St. James hat nun die Initative ergriffen, um in dieser Sache wie in anderen Beziehungen die Durchführung des Berliner Vertrags zu erwirken. Aber eine Action, die von Earl Granville eingeleitet wird, verspricht nicht viel Erfolg. Man wird sich von Seiten der übrigen Mächte wahrscheinlich bereit erklären, auf seine Absichten einzugehen, aber das Ergebniß wird kaum mehr als ein bescheidenes sein. Zu einer gemeinsamen militärischen Execution wird man sich nicht entschließen, italienische Truppen wird Oesterreich-Ungarn, französische England nicht ohne große Beunruhigung in Albanien sehen können. So scheint nichts übrig zu bleiben, als die Anwendung diplomatischer Mittel, zuletzt der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zur Pforte. Aber auch das wird nichts helfen, und während man in den Cabineten deliberirt, geht die Entwicklung der Dinge in den Bergen Albaniens mit raschen Schritten weiter. Die Liga ist fest organisirt, Christen und Muhamedaner scheinen sich ihr ausnahmslos angeschlossen zu haben, und seit einigen Wochen geht eine Proclamation durch das Land, welche folgende Punkte vom Sultan zu verlangen auffordert: 1. Innere Autonomie, die ganz Albanien umfaßt, 2. Bestätigung des von der Liga gewählten erblichen Fürsten (man nennt als solchen Ali Pascha von Gusinje) durch die fortan nur noch suzeräne Pforte, 3. Bestimmung des Tributs, den die Albanesen ihrem Suzerän jährlich zu zahlen bereit sind, 4. Festsetzung der Zahl der Hilfstruppen, die sie ihm für den Fall eines Krieges mit fremden Mächten stellen wollen, 5. Zurückziehung aller ottomanischen Soldaten aus den Festungen und Schlössern des Landes, 6. Ernennung eines albanesischen Geschäftsträgers als Vertreters bei der Pforte, 7. Ersetzung der türkischen Beamten in Albanien durch eingeborene, vom nationalen Fürsten ernannte. So nimmt die Bewegung eine bestimmte Gestalt und Richtung an, und zu gleicher Zeit organisirt sich die Militärmacht des Landes. In Unteralbanien sollen schon 12000 Mann auf die Beine gebracht sein, von denen die Hälfte nach dem Norden abmarschirt ist. Die übrigen halten die

schwachen türkischen Garnisonen in Schach, und so hat die Liga Raum und Macht, ihre seperatistischen Pläne kräftig zu fördern.

Die Consuln der europäischen Mächte sollen die Albanesen zur Ruhe gemahnt haben. Letztere dagegen sollen — man weiß nicht, auf welche Anzeichen oder Ermuthigungen hin — überzeugt sein, daß Europa, wenn sie ihren Gegnern beharrlich stand halten und sich passend organisiren, ihre Autonomie unter der Oberhoheit der Pforte schließlich anerkennen werde. Was ihren Streit mit Montenegro betrifft, so hat ihnen der Berliner Congreß Unrecht gethan. Es war die Gönnerschaft Rußlands, welche die dort versammelten Diplomaten bewog, dem Fürsten Nikita sein Gebiet mit albanesischem Lande abzurunden, dessen Bewohner ihm nicht unterthänig sein wollen und auch jetzt dazu nicht entfernt geneigt sind. Daß ein Theil der europäischen Diplomatie die Weigerung der Albanesen mit Verdruß betrachtet, ist begreiflich genug Die Albanesen lehnen sich weniger gegen den Sultan als gegen Europa auf, und es erscheint als eine dreiste Unzulässigkeit, als Unfug und Unnatur, daß ein winziges und noch dazu halbbarbarisches Volk einem internationalen Vertrage seine Anerkennung versagt. Aber man muß zugestehen, daß „Europa" in diesem Streite nur ein conventionelles und formales Recht für seine Auffassung geltend machen kann, das Naturrecht; das sittliche Recht befindet sich diesmal nicht auf der Seite der Civilisation, sondern steht auf der Fahne der Barbaren, die sich zur albanesischen Liga verbunden haben.

Wir sind der Meinung, daß die Diplomatie großmüthig handeln, von ihrem Rechte absehen und die albanesische Unabhängigkeit wo nicht anerkennen, doch stillschweigend dulden, daneben aber es Montenegro überlassen sollte, sich das, was es für sein hält, selbst zu erkämpfen. Wir glauben, daß ein solcher Entschluß der einen und der anderen Macht um so leichter werden müßte, als ihn Rücksichten der Opportunität, soweit wir sehen, nicht widerrathen lassen. Rußland mag Grund haben, die Bestrebungen der Albanesen, die nicht Slaven sind, und die eine unauslöschliche Abneigung vor seinem Schützling in der Czernagora hegen, mit Mißgunst zu betrachten. Oesterreich-Ungarn aber hat kaum Ursache, mit Besorgniß auf den Drang der Skipetarenstämme nach Selbständigkeit und auf deren Widerstand gegen die Vergrößerung Montenegros auf Kosten ihres Landes zu blicken; denn diese Stämme würden, gut organisirt und allmählich der Gesittung gewonnen, ihm mindestens ebenso gute Nachbarn sein als die vergrößerte Czernagora mit ihrer Neigung zum weißen Zaren und ihren Bestrebungen nach weiterer Vergrößerung durch slavische Landstriche.

✠

Die Revue des deux Mondes über Deutschland und Elsaß-Lothringen.

Seit einer langen Reihe von Jahren nimmt die Revue des deux Mondes unbedingt den ersten Platz unter allen ähnlichen periodischen Schriften innerhalb und in mancher Beziehung vielleicht auch außerhalb Frankreichs ein. Ihr anerkannter Ruf wie ihr dauernder Erfolg haben bekanntlich mehrere deutsche Verlagshandlungen und Redactionen bewogen, sie nach Inhalt und Einrichtung, ja zum Theil bis auf die äußere Erscheinungsform nachzuahmen. Wenn sich aber auch die reiche Mannigfaltigkeit des Inhalts, welcher, über alle Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst, des politischen und socialen Lebens sich erstreckend, fast in jedem Hefte jedem Geschmack und Interesse Befriedigung bietet, und die ebenso correcte wie elegante und feingefeilte Form, welche die conditio sine qua der Aufnahme bildet und die Revue dadurch einigermaßen zu einem Repertoire für die classische Sprache der Gegenwart gemacht hat, bis zu einem gewissen Grade auch bei uns erreichen läßt, so gewährt ihr doch die französische Centralisation, welche alle begabten Geister des Landes in Paris zusammenführt, und ihr alter, vornehmer Ruf, der es als eine Ehre erscheinen läßt, in ihr aufzutreten, Vortheile, nach denen „Rundschau", „Unsere Zeit" und andere deutsche Zeitschriften vergeblich ringen werden. Allerdings ist auch die Revue seit einiger Zeit nicht mehr ganz das, was sie einst gewesen, zum Theil wohl, weil die Redaction des jüngeren Buloz, nicht mit gleicher Vorsicht und Strenge die bewährten Wege des Vaters wandelnd, hie und da Namen und Arbeiten, welche des Platzes nicht würdig sind, die Aufnahme verstattet, vielleicht aber auch, weil die ausgeprägtere politische Parteinahme für die Thiers'sche conservative Republik eine Anzahl bedeutender Schriftsteller von ihr fern hält. Dennoch ist ihr Einfluß auf die gebildeten Stände in unserem westlichen Nachbarlande noch immer sehr bedeutend. Und nicht bloß jenseits der Vogesen, auch jenseits der Alpen und Pyrenäen, in Rußland, im Orient, vor Allem in unseren neuen Reichslanden giebt es Leute genug, die ihre Kenntniß und ihr Urtheil über Werke und Menschen, über politische und sociale Fragen zum großen Theile aus ihren Spalten schöpfen. Es ist daher durchaus nicht am Platze, die darin gefällten Urtheile und die in ihr herrschenden Anschauungen vornehm zu ignoriren.

Leider hat kaum irgend eine ernstere französische Zeitschrift seit neun Jahren das Deutschthum mit so ausdauerndem Hasse verfolgt und gegen Alles, was

deutsch, insbesondere freilich gegen Alles, was preußisch ist, zuweilen offen, häufiger aber noch versteckt unter allerlei heuchlerischen Larven, einen so unablässigen Krieg geführt wie die Revue des deux Mondes. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit wird die Entwicklung unseres Vaterlandes in Staat und Gesellschaft wie in Literatur und Kunst von ihr verfolgt. Einzelne Mitarbeiter scheinen speciell zu diesem Dienste auf ihre Posten gestellt zu sein, und ihre Berichte und Betrachtungen über deutsche Zustände sind um so beachtenswerther, als ihnen meist eine gewisse Sachkenntniß nicht abzusprechen ist und sie gewöhnlich mit großem Geschick — wenn auch hie und da der Pferdefuß hervorblickt — die Maske der Objectivität und Unparteilichkeit vorzunehmen und einen urbanen Ton zu behaupten wissen, während sie doch nur das Schlimme hervorziehen und übertreiben, das Gute verschweigen oder verringern, falsche Motive unterschieben oder willkürliche Consequenzen ziehen und die Geschichte, zumal die des letzten Jahrzehnts, mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein fälschen.*) Und diese Gesinnung tritt keineswegs nur in den zahlreichen Aufsätzen, die sich eigens mit deutschen Angelegenheiten beschäftigen, zu Tage, sondern in den scheinbar fernliegendsten Artikeln, in Romanen, in wissenschaftlichen Abhandlungen und Kunstkritiken macht sich der durch die tödtlich beleidigte Eitelkeit hervorgerufene fanatische Haß in tausend hämischen Seitenhieben Luft, die oft bis zur Lächerlichkeit an den Haaren herbeigezogen sind.**) Staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen, Gesetze, Sitten und Volkscharakter, Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler: Alles wird in derselben Lauge gewaschen.

An und für sich könnten wir dies vielleicht achselzuckend geschehen lassen und ruhig belächeln; ja wir können sogar unleugbar Manches daraus lernen, indem wir uns in dem verzerrenden Spiegel, den uns unsere Feinde vorhalten, betrachten. Aber es kann uns nicht gleichgiltig sein, daß das Urtheil über uns und unser Thun auch außerhalb Frankreichs und zumal in Elsaß-Lothringen wesentlich dadurch beeinflußt wird. Es ist deshalb keineswegs überflüssig, wenn

*) Wie es den Franzosen überhaupt stets schwer geworden ist, die geschichtliche Entwicklung objektiv anzuschauen und darzustellen, so verzerrt ihnen seit 1870 die ins Blut gedrungene Galle die Erscheinungen und Thatsachen der Vergangenheit wie der Gegenwart oft bis zur Unkenntlichkeit. Wie ihnen 1870 „Preußen" der wahre Angreifer war, der nur die Kunst verstanden hat, den unglücklichen harmlosen Gegner formell ins Unrecht zu setzen (Revue vom 1. März 1877, S. 217), so hatten auch Heinrich II. und Richelieu nur den humanen und freundnachbarlichen Zweck, die kleinen protestantischen Fürsten Deutschlands vor Vergewaltigung zu schützen, und hatten deshalb „die stipulirte Belohnung", die lothringischen Städte und den Elsaß, wohlverdient.

**) So, um nur ein Beispiel anzuführen, läßt Victor Cherbuliez in seiner Novelle: Le Roi Apépi die eine Intrigantin zur andern sagen: Tu es un vrai roi de Prusse; tu parles de ton coeur, de ta conscience, et tu laisses faire en te réservant de désavouer. Allons, je serai ton Bismarck. (Revue vom 15. April 1879, S. 253).

dies Treiben immer aufs neue ans Licht gezogen und verdientermaßen charakterisirt wird. Wollte man freilich eine gründliche Analyse desselben liefern, wollte man auch nur auf die bedeutendsten Artikel näher eingehen, man müßte ein Buch darüber schreiben.*) Wir begnügen uns hier mit einem einzelnen frappanten Beispiele, das für uns besonderes Interesse hat, da sich der betreffende Aufsatz mit Elsaß-Lothringen und der Frage beschäftigt, welche Resultate die neunjährige Zugehörigkeit zum deutschen Reiche und die Maßregeln der deutschen Regierung in den Reichslanden erzielt haben. Der Artikel trägt die Ueberschrift: „Elsaß-Lothringen und das deutsche Reich. 1. Das Scheitern der Germanisationsbestrebungen." (15. April 1880, S. 721—757). Der anonyme Verfasser desselben hatte bereits in der Revue vom 15. März 1878 von seinem Standpunkte aus die Folgen geschildert, welche das deutsche Regiment in ökonomischer, socialer, administrativer und politischer Beziehung für das Reichsland gehabt habe. Eine Kritik der Manteuffelschen Regierung wird einer neuen Studie vorbehalten.

Die Versicherung des Verfassers, daß er ein unparteiischer Zuschauer sei (S. 723), kann nur durch ihre naive Unverschämtheit ein gewisses Interesse beanspruchen. Sein Standpunkt ist der der verbissensten Mitglieder der elsässischen Protestpartei, seine Arbeit das Plaidoyer eines Advokaten, der zuweilen mit Geschick, häufiger verblendet durch seinen leidenschaftlichen Haß gegen Deutschland und Deutschthum mit lächerlichem Ungeschick nachzuweisen bemüht ist, daß und warum die „Germanisations-Bestrebungen" in Elsaß-Lothringen schmählich Fiasco gemacht haben. Er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, eingehende Studien über seinen Gegenstand zu machen und gebietet über ein respectables Arsenal von Angriffswaffen; aber er sieht nur, was er sehen will, und verschließt die Augen vor allen ihm unbequemen Dingen und Thatsachen, und wenn er darüber stolpern sollte. Als Resultat ergiebt sich ihm: Alles, was die deutsche Regierung gethan hat, um Elsaß-Lothringen zu gewinnen, hat nur zur Folge gehabt, daß die Bewohner sich von Jahr zu Jahr deutlicher bewußt werden, welch traurigen Tausch sie gemacht haben, indem sie an das der kaum überwundenen mittelalterlichen Barbarei immer mehr wieder zustrebende Deutsch-

---

*) Um denjenigen, welche Lust haben sollten, sich mit diesem Gegenstande näher zu beschäftigen, Gelegenheit dazu zu geben, bezeichnen wir eine Anzahl seit 1875 erschienener Artikel und Stellen, die dazu besonders geeignet erscheinen: Valbert, Les relations de l'Allemagne et de la France (1. October 1875). — Derselbe, Mémoires du prince de Hardenberg (1. März 1877). — Blaze de Bury, Les Borgia (15 März 1857, S. 241 f.). — Saint René Taillandier, Le conseiller de la reine Victoria (1. November 1877, S. 206 f.). — A. Theuriet, Poètes et humoristes (1. September 1878, S. 229). — Alfred Foullée, Les sociétés humaines ou animales (1. August 1879, S. 603 f.) — Victor Cherbuliez, Les inconséquences de M. Drommel (15. Dezember 1879). rc. rc.

land gefesselt wurden, statt mit dem an der Spitze der Civilisation marschirenden Frankreich verbunden zu bleiben. Elsaß-Lothringen ist jetzt schon ein unglückliches, geknechtetes, verarmtes Land; es steht zu erwarten, daß es bald einen Generalbankerott machen wird, nachdem Alles, was es noch an materiellem und geistigem Vermögen besitzt, in das Mutterland Frankreich ausgewandert sein wird. Die folgende gewissenhafte Analyse wird zeigen, daß wir nicht zu viel gesagt haben.

Die Einleitung entwickelt Folgendes: Die Expansions- und Assimilationskraft der deutschen Rasse hat sich in Elsaß-Lothringen nur als vollkommene Ohnmacht offenbart. Schon empfindet man in Deutschland hie und da Reue über die gewaltsame Annexion; aber Elsaß-Lothringen bildet den Schlußstein der deutschen Einheit, und Deutschland ist verdammt, das, was es durch Gewalt erlangt hat, mit Gewalt festzuhalten, indem es aus dem vorgeblich germanischen Lande ein ungeheueres verschanztes Lager macht. Hierauf folgen die einzelnen Abschnitte.

1. Den Hauptgrund für das Scheitern aller Bestrebungen für eine innere Einigung Elsaß-Lothringens mit Deutschland erblicken Viele in dem Patriotismus, in der treuen Anhänglichkeit seiner Bewohner an Frankreich. Dem ist nicht so. Die wesentlich aus kleinen Gutsbesitzern bestehende Bevölkerung hängt vor Allem an ihrem Besitzthum und der engeren Heimat. Die Schuld des Mißlingens liegt einfach daran, daß Deutschland einem historischen Ideal nachjagt, das für Elsaß-Lothringen sinn- und bedeutungslos ist, daß das moderne Deutschland mit seinen gegenwärtigen Tendenzen nichts von einer modernen Nation hat, sondern aus blinder Hingebung an seine Stammesüberlieferungen mit Bewußtsein (délibérément) wieder nach dem Mittelalter zurückstrebt. „Vor zehn oder zwölf Jahren war Deutschland glücklich, wenigstens genoß es des Glückes, das man den Völkern zuschreibt, die keine Geschichte haben, nach ihrer Weise leben, sich ihren Anlagen und ihrem Genius entsprechend entwickeln — ohne großen Glanz, aber weise genug, um den Ruhm zu verschmähen, und sich für die eitle Befriedigung, die derselbe seine Anbeter so theuer bezahlen läßt, durch den Genuß der reelleren Güter entschädigend, welche genau balancirte Budgets, mäßige Steuern, ein leichtes und bequemes Leben und väterliche Regierungen darbieten, die, frei von den Sorgen der großen Politik und erleuchteten Fürsten anvertraut, keine theurere Sorge kannten, als Wissenschaft, Literatur, Kunst und gute Sitte zu fördern und nach Maßgabe ihrer kleinen Staaten Großes zu leisten."

In diesem seligen Zustande hatten nun die Deutschen Muße zu träumen, und sie träumten von Friedrich Barbarossa und der Herstellung seines Reiches. Eigentlich war es aber doch nur die historische Gelehrtenschule mit ihrem pan-

germanischen Programm, die Alles für sich in Anspruch nahm, die Europa Karl den Großen, England Shakespeare und Frankreich die gothische Kunst stahl. Die ganze Einheitsbewegung war im letzten Grunde doch nur in Preußens Interesse und preußisches Machwerk. Preußen sandte seine Gelehrten nach Leipzig, Heidelberg und Tübingen, ließ durch sie Proselyten machen, und es gelang. Nun Bismarck seinem Herrn die Kaiserwürde und den Oberbefehl über das deutsche Heer verschafft hat, ist ihm das Uebrige gleichgiltig. Er kümmert sich nur noch um die auswärtige Politik, die sich dahin zusammenfaßt, daß er den Haß gegen Frankreich nährt und selbst vor Kindereien (puérilités) und politischen Fehlern nicht zurückschreckt, um diese den preußischen Plänen so nützliche deutsche Leidenschaft zu befriedigen.

Kühn in seinen Conceptionen, ist Deutschland vollständig unfähig, sie praktisch zu verwerthen. Das beweist Luthers Reformation, die, während sie England und Amerika den größten Nutzen gebracht hat, Deutschland nur schadete. Dieselbe Unfähigkeit zeigt sich betreffs der Reichsidee und Elsaß-Lothringens. Der Grund derselben liegt sehr tief. Deutschland hat nie ein staatliches Leben geführt, sondern bestand stets nur aus einem confusen Nebeneinander von Kirchthurmsinteressen. Der Individualismus ist sein eigentlichstes Wesen. Diese abgeschlossene Existenz war unfähig, eine Mittelclasse zu schaffen, die durch eigene Anstrengung zu Wohlstand und Unabhängigkeit gelangte. „Der Deutsche erstickt oder stirbt Hungers daheim oder er wandert aus. Die Heimat zu verlassen, wird diesen Völkerschaften nicht schwer, die mit den fruchtbaren (prolifiques) Tugenden einer jungen Rasse die Leichtigkeit des Ortswechsels bewahrt haben, welche Manche bewundern und welche doch nur eine letzte Spur des Nomadenlebens ist.“ Die öffentliche Meinung ist null oder mindestens unthätig (inerte). Deutschland ist noch ganz von feudalem Geiste erfüllt. „Erkennt man nicht in der Gewohnheit der Spionage und der Angeberei, die als die Erfüllung einer Bürgerpflicht angesehen werden, ein überliefertes Erbe der Sitten und der Zeit, wo der Hörige sich seinem Edelmann (burgrave) mit Leib und Seele hingab? ..... Noch immer beherrscht der Militär- und Grundadel nebst der Masse von Theoretikern, mit denen die Universitäten das Land überschwemmen, die Classe der Producenten (producteurs).“ Diese Gelehrten aber verstehen vom wirklichen Leben nichts. Statt ein neues Deutschland zu schaffen, haben sie das alte wieder hergestellt. Alles wieder altdeutsch machen (refaire à l'allemande), ist der Grundsatz der Treitschkeschen Schule. Hierin liegt die Erklärung des Mißerfolgs in Elsaß-Lothringen. In ihrer anmaßenden Idee von der Ueberlegenheit des deutschen Stammes haben sie vergessen, daß ihre Bildung im Grunde romanisch, ihre gelehrte Sprache lateinisch, ihre Handelssprache italienisch, ihre Militärsprache und vor Allem leur langue on plutôt leur jargon

du bon ton et des belles manières französisch ist. Das eigentliche Deutschland ist bis ins Mark gothisch geblieben. Wie in seinen Schriftzeichen, so in seinem Geschmack, seinen Sitten, seiner Gesetzgebung ist es das am meisten zurückgebliebene (attardé) Land in Europa. Die Verwaltung und Gesetzgebung in Elsaß-Lothringen ist deshalb nichts als ein Versuch, das Land zu „gothisiren".

2. Deutschland fühlte natürlich das Bedürfniß, eine einheitliche Rechtspflege an die Stelle des bunten Wirrwarrs von Rechtsordnungen zu setzen. Der blinde Haß gegen alles Französische verhinderte es, die schon in den Rheinlanden so trefflich bewährte französische Gerichtsordnung zum Muster zu nehmen. Lieber kehrte man zu den Capitularien Karls des Großen, zu dem Sachsen- und Schwabenspiegel zurück. So erklärt sich die Einrichtung der Amts- und Schöffengerichte, eine abgeschmackte Reminiscenz des karolingischen Rechtes. Die Beförderung der Vorladungen durch die Post, die Wandersitzungen der Schöffengerichte sind Dinge, die man seit Jahrhunderten nur noch in Operetten gesehen hat. Schlimmer ist es, daß der Zeugenbeweis jedem anderen voransteht, was in Frankreich schon seit dem 16. Jahrhundert abgeschafft ist. Daß Realpfänder die einzige Sicherung der Verträge bilden, ist einfach ein Rückfall in das rudimentäre Rechtswesen, welches die Einfälle der Barbaren an die Stelle des römischen gesetzt hatten, im Grunde nur eine Anwendung der Grundsätze: Beati possidentes und „Gewalt geht vor Recht", die beide durch und durch germanisch sind. Mündliche oder schriftliche Versprechungen schätzt der Deutsche gering — sollen wir an den Artikel 5 des Prager Friedens erinnern? — und hält nur das für sicher, was er in der Faust hat. Man würde nie zu Ende kommen, wollte man alle Schattenseiten der neuen Gerichtsordnung, zumal für Elsaß-Lothringen, aufzählen. Die große Zahl der Gerichtshöfe wird die Proceßsucht vermehren. Die Notare, bisher die berufenen Rathgeber und Vertrauten der Familien, haben ihre einflußreiche Stellung verloren. Die Rathsuchenden werden jetzt den Mindestforderndeu, Leuten ohne Erfahrung und Moralität, in die Hände fallen, und bei der Dunkelheiten und Zweideutigkeiten begünstigenden deutschen Sprache, der Zulassung einer dreifachen Appellation und dem vollständigen Verschwinden einer festgegründeten und klar umschriebenen Rechtspflege wird die geringste Frage für die Schlechten eine unversiegbare Quelle von Rechtsstreitigkeiten werden. Die heilsame Rolle des öffentlichen Ministeriums existirt nicht mehr, da die Parteien selbst plaidiren; die Competenzfragen sind äußerst verwickelt, die Symmetrie und klare Ordnung des alten Systems ist zerstört, und in dem dunkeln Dickicht können die arrangeurs d'affaires nach Belieben auf Kosten der ehrlichen Leute Wildbieberei treiben. Der einzige Zügel sind die übertrieben hohen Gerichtskosten, die statt der bisherigen 100000 Franken nach der neuen Taxe auf 2152000 Franken für Elsaß-Lothringen geschätzt

werden. „Durch den häufigen Zwang der öffentlichen Anzeigen ist es gelungen, eine Art Reptilienfonds zu Gunsten der wohlgesinnten Blätter zu schaffen."

Während die neue Gesetzgebung vielleicht ein wesentlicher Fortschritt für ein Land wie Mecklenburg ist, wirft sie Elsaß-Lothringen um zwei Jahrhunderte zurück. Die verabscheuungswürdigen (détestables) Folgen sind noch nicht abzusehen. Und wenn wenigstens eine wirkliche Einheit erzielt wäre! Aber nein, nur ein trauriger Schein derselben. Es liegt nicht im deutschen Charakter, ganz einzureißen und nach einem einfachen klaren Plan wieder aufzubauen; dies Verfahren taugt nur für die romanische Rasse. Das Reich schreibt ein gerichtliches Einheits-Minimum vor, das gerade genügt, die bisherigen Einzelgesetzgebungen über den Haufen zu werfen. Alle sind gefälscht, keine derselben ist abgeschafft, und Deutschland behält nach wie vor zwanzig verschiedene Gerichtsordnungen.

Mit schwerem Herzen hat der Landesausschuß die neue Ordnung angenommen, bis auf einen Punkt: er hat es durchgesetzt, daß der Bankerottirer nie eo ipso in die bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt wird. „Diese weise Beschränkung wird die nützliche Folge haben, einen guten Theil der neuen Eingewanderten, welche sonst zugleich auf die Rechte der Notabeln und die Privilegien der Bankbrüchigen Anspruch machen könnten, von der activen und passiven Wählbarkeit auszuschließen."

3. Die Berührung mit der neuen deutschen Colonie hat das moralische Niveau Elsaß-Lothringens unleugbar tief herabgedrückt. Die Jüdelei (juiverie) ist ihr charakteristisches Kennzeichen. Der Deutsche ist hier lediglich ein Schmarotzer. Er will nicht durch eigene Arbeit Reichthümer schaffen, sondern von dem mitzehren, was Andere produciren. „Bismarck hat seine Bilder von dem ‚ehrlichen Makler' und der ‚Politik des Trinkgeldes' dem Kerne der deutschen Gesellschaft entnommen."

Die Elsässer Juden wanderten 1871 in Menge aus. Warum? fragte man. Es ist natürlich, war die Antwort, ein Preuße wiegt zwei Juden auf; sie können nicht mit den Eingewanderten concurriren. Es ist klar, daß sich die längst emancipirten Juden des Elsaß nicht mit den Parias des nordöstlichen Deutschlands vergleichen lassen, die dort ein Jeder ohne Unterschied des Glaubens nachzuahmen bemüht ist, weil sie oft reich geworden sind. Da aber die guten und soliden Eigenschaften der Juden den Deutschen fehlen, so vermag er nur die schlechte Seite derselben zu repräsentiren. Legionen unnützer Vermittler leben als Schmarotzer auf Unkosten der Producenten und Consumenten wie des Landes überhaupt.

„Was das Münzgesetz von 1871 schon gethan hat, um Deutschland und speciell Elsaß-Lothringen arm zu machen, ist unberechenbar. Dadurch, daß das

Reich seine Münzen zu geringhaltig ausgeprägt hatte, hat dasselbe 30—40 Millionen Mark gewonnen; dagegen verliert allein die Baumwolleninbustrie des Oberelsaß dadurch jährlich etwa 8 Millionen Mark. Die Einführung des Markgeldes hat außerdem den Preis aller Gegenstände, die in kleinem Gelde bezahlt werden, um 20 Procent erhöht."

Die neue Zollgesetzgebung hat Deutschland aus dem Freihandelssystem, für das es nicht reif war, plötzlich in ein improvisirtes und übelersonnenes Schutzzollsystem geworfen zu rein fiscalischen Zwecken. Der neue Tarif ist für den Producenten als wirksamer Schutz nicht genügend, ebenso wenig für den Staat als Einnahmequelle; er dient nur dazu, den Verdienst der Mittelspersonen zu erhöhen, den Preis der ersten Lebensbedürfnisse zu steigern, die Verfälschung der Lebensmittel und den Schleichhandel zu fördern. Die elsässischen Fabrikanten, von Haus aus Freihändler (!), verlangten vergeblich entweder gar keine, oder hohe Zölle. Jetzt kann die englische Industrie, die einzige, deren Concurrenz für die elsässische gefährlich ist, mit ihren feinen Geweben Deutschland überschwemmen. „Der deutsche Markt aber, selbst wenn er ausschließlich den einheimischen Fabrikanten reservirt wäre, reicht noch auf lange Zeit hinaus nicht hin, um eine ernste und strebsame Industrie wie die elsässische zu ernähren." Natürlich, der Deutsche verlangt nur billige Waare, deshalb fabriciren die Deutschen „billig und schlecht", und das paßt den Elsässern nicht. In Deutschland liebt man die Surrogate; hier hat man zuerst gedörrte Cichorien als Kaffee benutzt; hier gestattet der Bundesrath, Rosen- und Kirschenblätter als Tabak zu verkaufen. Ueberhaupt hält man in Deutschland jede Uebervortheilung, wenn sie nur nicht direct mit dem Strafrichter in Collision bringt, für erlaubt. „Wie soll sich nun ein loyaler Kaufmann und Fabrikant in solcher Umgebung (milieu) verhalten? Wenn ihm die Alternative, in Deutschland entweder der Betrüger oder der Betrogene (fripon ou dupe) zu sein, widerstrebt, so muß er im Auslande größere Märkte suchen, wo der Verkehr ehrlicher und sicherer ist."

Bismarck hält leider nichts von der Nationalökonomie. Das Princip, nach dem sich der Verkehr der Völker regelt, ist für ihn einfach dasselbe, durch dessen Anwendung Jacob das Glück seines Stammes gründete, indem er Laban seine Heerden stahl. Er lebt zu viel unter seinen pommerschen Bauern, zu deren Vortheil er 1873 in den Freihandel hineinsprang, um ihnen billiges Eisen zu verschaffen, und jetzt in den Schutzzoll, damit sie ihr Korn theuerer verkaufen können. Solche Sprünge mag man zwischen Weichsel und Oder vertragen können; das zarter organisirte Westdeutschland verträgt es schlecht, wenn es behandelt wird wie eine Kinderuhr, deren Zeiger man nach Belieben stellt.

Preußen hat bei 800 Millionen Steuern nur 60 Millionen indirecte und

wendet in seinen Finanzen noch alle die alten fiscalischen Härten (rigueurs) an, die in Frankreich schon unter Colbert verurtheilt worden sind. Die verschiedenen directen Steuern gemahnen an den Tribut, den Zehnten, die Kopfsteuer ꝛc. Sie machen den Staat gleichgiltig gegen den Wohlstand des Landes. „Wenn derartige Finanzmaßregeln in der Gestalt von Matricularumlagen oder analogen Schuldtiteln, welche der preußische Fiscus in Elsaß-Lothringen eingeführt hat, überall in Gebrauch kommen, verdorrt die Productionskraft des Landes, ehe sie Früchte gezeitigt hat. Diese durch ihren Boden so reiche, durch die Arbeit, Sparsamkeit und Einsicht ihrer Bewohner so gesegnete Provinz ist in weniger als zehn Jahren in ein Gebiet umgewandelt worden, wo die individuelle Expansionskraft überall auf entmuthigende Hemmnisse stößt, die bald durch die Staatsraison, bald durch den Fiscus geschaffen werden.... Uebrigens ist das so ziemlich die Geschichte des ganzen Reiches. Durch seinen Cultus für den Militarismus hat Deutschland, statt seine günstige Lage zu benutzen, um durch Canalbauten, ein vernünftiges Zollsystem, eine dem Aufschwunge des soliden Credits förderliche Gesetzgebung die anderen Nationen zu überflügeln, sich selbst zu Grunde gerichtet. Ce qui vient par la flûte, s'en va par le tambour."

Eisenbahnen freilich hat man genug gebaut: einen Meter pro Kopf in Elsaß-Lothringen, mehr als in England und Belgien; aber sie dienen nur zu Militärzwecken und sind im Uebrigen gänzlich steril. Die kleinen Bahnen, welche angeblich das Interesse des Landbaues fördern sollen, sind in der That nur strategische Linien, die dem Landesbudget aufgehalst werden. Eigentlich sind es nur maskirte Wälle, die Bahnhöfe Forts und Schanzen. „Der Cultus des Gemüses und der Blumen (um die Wärterhäuschen und Stationsgebäude her) wiegt den Reisenden anfangs in süße Träume über die deutschen Sitten ein; aber wenn die Gemüse- und Blumengärten immer ganz ähnlich wiederkehren, ahnt er, daß dieser Lattich, diese Capuzinerkresse administrative Pflanzen sind, bestimmt, wahre Waffenplätze zu verbergen."

4. Deutschland hat Elsaß-Lothringen schuldenfrei überkommen, nöthigt es aber fortwährend, neue Schulden zu machen, um seine Ausgaben zu decken. Die Schuldenfreiheit hätte die Steuern im Durchschnitt um 10—15 Franken pro Kopf verringern müssen; jetzt hat es durchschnittlich 49 Franken pro Kopf aufzubringen, ungerechnet die Zuschlagscentimes, welche diese Summe um 30 Proc. erhöhen, während in Frankreich, abgesehen von den Zinsen der Milliardenschuld, diese Quote 45, in Preußen 47,50 Franken beträgt. Außerdem ist Elsaß-Lothringen so verarmt und ausgesogen, daß es besser mit ihm stehen würde, wenn es, bei Frankreich geblieben, seinen Antheil an den 26 Milliarden der Staatsschuld mittragen müßte.

Die Elsässer kannten Deutschland vor 1870 recht gut und hielten gute

Nachbarschaft. Zweifelten sie auch etwas an den alten Tugenden des deutschen Volkes, so bemühten sie sich doch, die Producte der überreichen und oft etwas confusen deutschen Gelehrsamkeit geklärt den Franzosen zu überliefern. Seit die Deutschen aber über den Rhein gekommen sind, wie man ein Land von Wilden betritt, mit der Prätension, es in ihre Cultur einzuweihen, empfinden die tief verletzten Elsässer von Tage zu Tage lebhafter, was sie Frankreich verdanken.

Was setzt man an die Stelle der Institutionen, die Elsaß französisch gemacht haben, und die man ihm gewaltsam entreißt? Deutschland denkt überhaupt nicht an die Bedingungen der modernen Gesellschaft, sondern nur an die des modernen Staates. Hegels Theorie, daß der Staat der Zweck der Gesellschaft sei, paßt Preußen vortrefflich; denn Preußen ist weniger eine Nation als ein System, das die Staatsraison zur Grundlage, die Kaserne, die Schule und die Beamten, welche in der Vorstellung erzogen werden, daß die Menschheit erst beim Baron anfange, zu Mitteln hat. Auch das gefällt den Elsässern nicht. Laute Klagen sind zwar nicht ihre Sache; aber sie bringen, indem sie an ihren Sympathien festhalten, die deutschen Beamten zur Verzweiflung. Diese commandiren, wie man ein Regiment commandirt; c'est correct, mais rogue, rude et cassant; cela manque de fondu, de liant, de séduction et de grâce.

Natürlich haben sie deshalb auch vor Allem die Frauen nicht gewinnen können, die sich in allen ihren Empfindungen tief verletzt fühlen. Giebt es doch fast nichts mehr, was das Dasein erheitert; überall Ueberdruß an der Gegenwart, Furcht vor dem Morgen und die durch die unerbittlichen Maßregeln gegen die Optanten und die Ueberstürzung, mit welcher das deutsche Militärgesetz wenige Monate nach dem Frieden in Wirksamkeit gesetzt wurde, in das Familienleben gebrachte Angst und Verwirrung. Deshalb, weil die erste That des sentimentalen Deutschlands, welches in heuchlerischer Weise Anspruch auf das Monopol der häuslichen Tugenden und des Familiencultus erhob, darin bestand, die Familien von einander zu reißen, Unruhe und Elend in die Häuser zu bringen, sind die Frauen in der That ein ernstes Hinderniß für den Erfolg seiner Politik in Elsaß-Lothringen geworden. Sie vor Allem treiben die Ihren ins Exil, um nur nicht zugeben zu müssen, daß sie die preußische Uniform anziehen. Noch immer stellt sich nur ein kleiner Theil der Militärpflichtigen, etwa 10 Procent, freiwillig, während 1879 der Aufenthalt von mehr als 10000 jungen Leuten aus der Classe von 1859 unbekannt war. Viele junge Männer werfen sich auf das Studium der Blasinstrumente, nur um als Trompeter bei den Uhlanen der verhaßten preußischen Pickelhaube zu entgehen.

Der autonomistischen Partei hat es von vornherein an wahrem Patriotismus gefehlt, sonst hätte sie kein Programm aufstellen können, das, um verwirk-

lich zu werden, die Existenz eines unabhängigen Elsaß voraussetzt. Das wäre möglich gewesen in dem alten zur Sage gewordenen (légendaire) Deutschland, aber nicht in dem neuen. Baiern würde die Mission, Elsaß-Lothringen mit seiner neuen Bestimmung zu versöhnen, vielleicht gelungen sein; aber das Land sollte ja nur ein Bollwerk gegen Frankreich und ein Pfand der Einigung sein. Hat doch der Reichskanzler in der Sitzung vom 30. Mai 1874 erklärt, daß die Wünsche und Beschwerden der Bevölkerung Elsaß-Lothringens ihm am Ende wenig ins Gewicht fallen, da das Land nur erobert sei, um dem Reiche als Glacis zu dienen. In der That hat sich Preußen nie um das Wohl der Bevölkerung gekümmert. Man hat das Land ungetheilt gelassen, um ganz Deutschland an seinem Besitze zu interessiren, und der Deutsche wird es festhalten, denn er ist zäh von Natur.

„In Kabylien bedienen sich die Eingebornen eines ebenso einfachen wie sinnreichen Mittels, um die Affen, welche in den Schluchten des Gebel-el-Akre umherspringen, lebendig zu fangen. In eine leere Kalabasse, die an einen Baumast befestigt ist, thun sie eine Nuß. Das Thier steckt seinen Arm in die Flasche, packt die Nuß und wird nun durch die Faust mit der Nuß, die zu groß ist, um sie wieder herauszuziehen, gefangen gehalten. Der Affe läßt seine Beute nicht fahren, so lange er irgend hoffen kann, hineinzubeißen. Er fühlt wohl das Falsche seiner Lage und bezeugt es durch die abscheulichen Gesichter, die er schneidet; aber es würde ihm nie einfallen, die Hand zu öffnen, um sie wieder herauszuziehen. Gegen Abend kommt der Kabyle wieder und trägt Affen, Nuß und Kalabasse nach Hause. Ist das nicht einigermaßen das Bild des deutschen Volkes, das freiwillig an dies imposante, aber hohle Ding, welches das Reich darstellt, geschmiedet ist, und sich lieber Preußen mit Leib und Seele hingiebt, als daß es die Lockspeise aufgäbe, von der es doch, es mag kommen, was da will, nur die Bitterkeiten (aspérités), kennen gelernt haben wird?“

Mit diesem geschmackvollen Gleichnisse schließt unser Artikel. — Die Behauptungen und Anschauungen desselben im Einzelnen zu widerlegen, wird man uns nicht zumuthen. Wir haben uns damit begnügt, anstatt einzelne Stellen hervorzuheben, den ganzen Gedankengang des Verfassers getreulich und vielfach in buchstäblicher Uebersetzung wiederzugeben, um ein vollständiges Beispiel von der Art und Weise zu liefern, wie die Revue des deux Mondes den literarischen Krieg gegen Deutschland führt, und wie sie im Auslande und in Elsaß-Lothringen gegen das Reich und insbesondere das tödtlich gehaßte Preußen Propaganda zu machen sucht. Denn soviel man auch auf das Conto der Verblendung durch Haß und Ingrimm und der Unmöglichkeit für die Franzosen, dergleichen Dinge mit ruhiger Objectivität anzuschauen und zu beurtheilen, setzen mag, so läßt sich doch bei einem Manne, dem es weder an Urtheilskraft noch an den nöthigen

Vorstudien fehlt, Vieles in vorliegendem Aufsatze nur auf absichtliche Verdrehung und Verleumdung zurückführen. Die fortwährende Verwechslung Preußens und des Reiches, die Behauptung, daß sich die äußere Politik des Reichskanzlers in der Erregung des Hasses gegen Frankreich zusammenfasse, daß man in Deutschland nur die Wahl zwischen Schurken und Betrogenen habe, daß das Elsaß von den Deutschen ausgesogen und bereits verarmt sei, die ganze Charakteristik der socialen Anschauungen und Verhältnisse in Deutschland, die „strategischen Linien", die man dem elsässischen Landessäckel aufgebürdet, die köstliche Geschichte von den schanzenverbergenden Blumengärten, die Zerstörung der Familien und vieles Andere sind einfache Tendenzlügen. Hier wie bei den colossalen Uebertreibungen, z. B. betreffs der deutschen Colonie und ihrer Einwirkung auf den elsässischen Charakter, der allgemeinen „Verjüdelung" der deutschen Geschäftswelt, der Wirkungen des deutschen Münzsystems, der directen Steuern u. s. w. hätten die Landsleute und Parteigenossen des Verfassers allen Grund, ihm ein: pas trop de zèle! zuzurufen.

Charakteristisch ist die noch immer durchschimmernde Hoffnung, daß es gelingen könne, den deutschen Süden vom Norden loszureißen, eine Illusion, die den Franzosen 1870 so verderblich wurde. Der Verfasser benutzt jede Gelegenheit, um unseren südmainischen Landsleuten begreiflich zu machen, daß sie, die wahren und civilisirten Deutschen, sich durch die Errichtung des Reiches selbst im Lichte gestanden und nur die Geschäfte der Preußen gemacht hätten, die doch eigentlich ein eingedrungenes fremdes Barbarenvolk seien. Und ob er viel Glück machen wird mit seiner Versicherung, daß das deutsche Reich nur ein „Rückfall ins Mittelalter" sei, der Deutschland aus seiner natürlichen Entwicklung gerissen und weit in der Cultur zurückgeworfen habe? daß die Deutschen nur glücklich und ihrem Genius entsprechend gelebt hätten in jener „liebenswürdigen" Epoche, wo sie nur dichteten und philosophirten und den Franzosen das privilegium odiosum überließen, dem Moloch Ruhm schwere Opfer zu bringen?

Auf die Philippica gegen die neue Gerichtsordnung wollen wir hier nicht eingehen. Daß einzelne Ausstellungen, besonders betreffs der Höhe der Gerichtskosten, begründet sind, ist in Deutschland selbst vielfach anerkannt, wenn es auch vielleicht nicht schwer sein würde, den Nachweis zu liefern, daß die Processe den Betheiligten unter der französischen Gerichtsordnung nicht billiger zu stehen kamen. Die Verhöhnung der Schöffengerichte beweist eben nur den absoluten Mangel an historischem Sinne bei den Franzosen. Mit Stolz betont es der Verfasser, daß die napoleonische Gesetzgebung tabula rasa gemacht und nach abstracten Principien etwas Nagelneues geschaffen habe. Daß er die großen Vorzüge der neuen Gerichtsverfassung nicht sehen will oder kann, ist bei ihm nicht zu verwundern; aber es verdient hervorgehoben zu werden, daß er die Sache so dar-

zustellen weiß, daß der nicht eingeweihte Franzose oder Ausländer glauben muß, es handle sich nicht nur um die Aufhebung des code de procédure, sondern des ganzen code Napoléon. Wie überall, tritt uns auch hier die Tendenz entgegen, durch das vera mixta falsis, durch colossale Uebertreibung der Schatten- und Uebergehung der Lichtseiten das Publikum gegen alle deutschen Neuerungen in Elsaß-Lothringen einzunehmen.

Daß die Elsaß-Lothringer der Mehrzahl nach nicht für das deutsche Reich schwärmen; daß in Elsaß wenigstens eine, in Lothringen vielleicht zwei Generationen ins Grab steigen müssen, ehe die Bevölkerungen sich wieder ganz als Deutsche fühlen werden, das wußten wir vorher und ohne unseren Verfasser. Dennoch ist es entschieden falsch, daß nicht die Germanisation — denn Germanen sind die Elsässer stets geblieben — aber die allmähliche Reinigung von der französischen Patina, die das deutsche Erz überzogen hat, als mißlungen anzusehen sei. Entschiedene Fortschritte zumal betreffs der ländlichen Bevölkerung sind durch klare Thatsachen nachgewiesen. Der Verwaltung hat wohl einzelne Irrthümer und Härten, nicht zum wenigsten hervorgerufen durch den Mangel an Entgegenkommen von Seiten der Bevölkerung, verschuldet; aber im Ganzen ist sie so human verfahren, wie es selten genug und von den Franzosen nie in einem eroberten Lande geschehen ist. Daß wir die Reichslande zu dem Zwecke annectirt hätten, um sie malgré eux deutsch und glücklich zu machen, ist eine abgeschmackte Idee. Gewiß haben wir 1871 unseren frevelhaften und übermüthigen Angreifern die vor 2—300 Jahren uns entrissenen Landschaften in erster Linie deshalb wieder genommen, um künftig besser vor muthwilligen Angriffen geschützt zu sein, außerdem aber auch, weil das deutsche Volk, das schon 1814 und 15 vergeblich die ehemaligen Reichslande zurückgefordert hatte, sie jetzt fast einmüthig verlangte.

Wir brauchen die Hand nicht in die Flasche zu stecken, denn wir haben die Nuß schon und werden sie festhalten trotz der Französler und Protestler in Elsaß-Lothringen, trotz der Revue des deux Mondes, ja trotz der Reue, welche der Verfasser, der die Gabe des zweiten Gesichts zu besitzen scheint, schon in Deutschland entdeckt haben will. Die Freunde der Elsässer aber in Frankreich und die Revue des deux Mondes thäten besser, wenn sie den Reichslanden nicht durch ihre Hetzereien und Verdrehungen die Ertragung des gegenwärtigen Zustandes, der deutschen Verwaltung die Erreichung des Zieles, dieselben möglichst bald allen anderen deutschen Ländern in Freiheiten und Rechten gleichzustellen, erschwerten.

Fritz Schaper und sein Goethedenkmal in Berlin.

Zugleich mit der von Schinkel begründeten Richtung der Berliner Architektur hat die von Schadow und Rauch ins Dasein gerufene Berliner Plastik ihren Aufschwung, ihre Blüthe und ihren Niedergang erlebt. Auch die Bewegungen innerhalb der Kunstgeschichte gehorchen bestimmten, unabänderlichen Gesetzen wie der Kreislauf eines Gestirns, welches gestern am Horizonte auftauchte, heute im Zenith über uns steht und morgen am entgegengesetzten Ende des Horizonts wieder verschwindet. Nur daß die Bewegungen in der Kunstgeschichte nicht so spur- und folgenlos vorübergehen wie der Auf- und Niedergang eines Gestirns. Wenn ein künstlerischer Gedanke seine Zeit erfüllt hat und im Erlöschen begriffen ist, hat er bereits Keime gepflanzt, aus welchen sich eine neue Bewegung entwickeln wird. Das liegt tief im Wesen der Continuität des Entwicklungsganges der Kunstideen begründet, und darum ziemt es sich nicht, geblendet durch den Glanz des Neuen, auf das Alte zu schmälen. Der Falter, der sich zur Sonne emporschwingt, hat nur seine alte, morschgewordene Hülle abgestreift.

Die Berliner Plastik war mit der Architektur alt und grau geworden. Während der Geist Schinkels mit dem Abglanz des Griechenthums erfüllt war, während seine schöpferische Phantasie dem prosaischen, nüchternen Charakter der preußischen Hauptstadt durch hellenische Tempel und Säulenhallen einen poetischen Zug aufzuprägen versuchte, sind Schadow und Rauch in der Kunst die Vertreter jenes strengen, straffen, regelmäßigen, fast spartanischen Geistes, der seinen prägnantesten Ausdruck in dem preußischen Militarismus findet. Schadow, der die plastische Kunst aus den drückenden Fesseln des Zopfstils wieder an das warme Herz der Nation zurückführte, ist trotzdem der charaktervollste Repräsentant des Altenfritzenthums, während Rauch den ernsten, tiefsittlichen Ideengehalt der Zeit der Freiheitskriege in seinen Werken nahezu vollständig erschöpft hat. Beide haben ihre Mission vollkommen erfüllt: beide sind treue Chronisten ihrer Zeit gewesen, welche das Ewige, das Bleibende in dem beständigen Wechsel zwischen Werden und Vergehen, mit einem Worte den Charakter ihrer Zeit durch die Mittel ihrer Kunst festgehalten haben. Aber beide waren keine eigentlich poetisch veranlagte Naturen; ihrem Genius war der Sonnenflug zu jener Höhe versagt, auf welcher die reine, Alles bezwingende, Begeisterung entflammende Schönheit thront. Schadow theilt sich mit Rauch in das Verdienst, die Gesetze des Portraitstils für die Plastik festgestellt und zugleich das durch Rococo und Zopf verloren gegangene Gefühl für monumentale Würde wieder belebt zu haben.

Dies wird man festhalten müssen, um manches Werk von Rauch und seinen Schülern, welches durch Pedanterie und Trockenheit dem universelleren modernen Geschmack mißfällt, nach Gebühr zu würdigen.

Die unmittelbare poetische Empfindung, welche dem Altmeister Rauch abging, besaßen manche seiner Schüler in hohem Grade. In erster Linie Friedrich Drake, der namentlich in seinem schönen Relief am Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Berliner Thiergarten Tiefe des Gemüths und ein stark entwickeltes Gefühl für seelenvolle Schönheit bekundet hat. Es ist gerade diese Fähigkeit, das Antlitz zum Spiegel auch der feinsten und intimsten Regungen der Seele zu machen, welche Rauch entweder nicht besaß oder über seinen anderen Zielen auszubilden versäumte. Selbst wo es galt, dramatisch erregte Stimmungen plastisch zu gestalten, kam er nicht über den äußerlichsten, rein formalen Ausdruck, über das Pathetische hinaus. Hier war also ein weites Feld übrig, welches seine Schüler cultiviren konnten. Noch mit größerem Erfolge als Drake war Rietschel nach dieser Richtung hin thätig. Seine poetische Phantasie entkleidete die Rauchsche Formensprache ihrer Herbheit und Strenge, ohne die monumentale Würde dadurch zu verletzen. Wenn man nach historischen Formeln sucht, um das Wesen seiner Kunst zu charakterisiren, kann man sagen, daß er die melodische Weichheit, die idyllische Anmuth des Thorvaldsenschen Stils mit der klaren und bestimmten Energie der Rauchschen Portraitplastik zu einer höheren Einheit verschmolzen hat. Ganz allgemein gesprochen: er hat das spezifisch Charakteristische durch das absolut Schöne temperirt. Ihm ging dann auch die geheimnißvolle Schönheit des Linienspiels im Gruppenumriß zu vollem Verständniß auf. Rauch und die meisten seiner Schüler hielten streng auf den rein statuarischen Umriß der Silhouette; jedes auch noch so bescheiden auftretende, malerische Element hielten sie mit den Grundgesetzen der Plastik unvereinbar. Was aber dieses malerische Spiel von anmuthig geschwungenen Linien, die bald in parallelen Curven neben einander herlaufen, bald sich in spitzen Winkeln durchkreuzen, immer aber der ästhetisch schönsten Linie, der Ellipse oder dem Oval zustreben, was dieses wechselvolle Spiel für die Bildnerei bedeutet, zeigt keine Schöpfung der modernen Plastik so deutlich, wie die vier herrlichen Gruppen von Johannes Schilling am Aufgang der Brühlschen Terasse zu Dresden. Auf ihren formalen Werth betrachtet, sind diese Gruppen im Rhythmus der Linien, im harmonischen Aufbau und in der engen Wechselbeziehung der Figuren von höchster Vollkommenheit. Nur soviel malerische Elemente sind eingeführt als sich mit der statuarischen Geschlossenheit des Gruppenumrisses vertragen. Und welch' ein Reichthum eelischen Lebens in den Köpfen, denen die symbolische Bedeutung ihrer Träger als der vier Tageszeiten die Pflicht auferlegt, Stimmungen und Empfindungen der mannigfaltigsten Art wiederzuspiegeln! Es ist gewiß kein zufälliges Zu-

sammentreffen, daß Schilling der Schüler Rietschels und Drakes ist, die wir oben als die Hauptvertreter der Richtung nannten, welche Schilling ein so großes Stück Weges weiter zum Ziele gefördert hat. Er fühlte sich von vornherein congenial mit diesen Meistern, oder es wurden durch sie in seinem Innern schlummernde Kräfte erweckt, die für jene Richtung gleichsam prädestinirt waren.

Auch Fritz Schaper, der Schöpfer des Goethedenkmals in Berlin, dessen Enthüllung für die erste Juniwoche bevorsteht, gehört diesem Kreise von Bildhauern an, obwohl er niemals zu einem von ihnen in Schulbeziehungen getreten ist. Geboren am 31. Juli 1841 zu Alsleben im Mansfeldschen kam er mit seinem sechzehnten Jahre nach Halle zu einem Steinmetz in die Lehre, wo er drei Jahre blieb. Dann machte er auf der Kunstakademie zu Berlin einen zweijährigen Cursus durch, nach dessen Beendigung er in das Atelier Albert Wolffs trat. Die geistigen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler waren nicht besonders enge. In der Gewalt des dramatischen Ausdrucks hat Wolff gelegentlich wohl seinen Meister Rauch übertroffen, aber den monumentalen Stil und die Portraitplastik hat er nur innerhalb der von Rauch einmal festgestellten Grenzen cultivirt, ohne sich von der Tradition zu entfernen. Schaper hat dagegen schon frühzeitig danach gestrebt, mit dieser Tradition zu brechen und das monumentale Schema umzugestalten. Andrerseits war es ihm darum zu thun, in dem Gesichtsausdrucke seiner Figuren alle Stimmungen des Gemüths mitsprechen zu lassen, vornehmlich aber die lange vernachlässigte Anmuth mit der überlieferten Würde zu paaren. Schon seine erste selbständige Arbeit, eine aus zwei sitzenden Figuren bestehende Gruppe, „Bacchus, der die verlassene Ariadne tröstet“ (im Privatbesitz zu Halle) zeigte im Keim dieses Bestreben. Nur die Ausführung war noch etwas befangen und schüchtern; noch lag zwischen der Absicht und dem Können ein gewisser Zwiespalt, den die junge Kraft noch nicht überbrücken konnte. Aber auf dem Ganzen ruhte bereits ein Hauch von bezaubernder Anmuth, namentlich in der holdseligen Art, wie Ariadne gleichsam noch unter Thränen zu lächeln beginnt.

Ein Jahr darauf, 1867, erhielt er in der Concurrenz um das Uhlanddenkmal für Tübingen den ersten Preis. Die Ausführung des Denkmals wurde aber nicht ihm, wie es so oft in diesen unglückseligen Concurrenzen zu gehen pflegt, sondern dem Bildhauer Kietz in Dresden, einem Schüler Rietschels, übertragen. Schaper unternahm sodann eine Reise nach Paris zur Weltausstellung, wo das Studium der französischen Plastik nicht ohne Einfluß auf sein Streben nach feinster Durchbildung der Form war, und ging dann nach München und Wien. Größere Studienreisen hat er nicht gemacht. Dazu ließen ihm die Aufträge, die nun schnell nach einander folgten, keine Zeit. Zunächst waren es das Grabdenkmal für den Commerzienrath Boltze in Salzmünde bei Halle und das

Denkmal zum Gedächtniß der Gefallenen von 1866 für die Stadt Halle, die seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Das erstere besteht aus zwei Karyatiden, welche ein Gebälk tragen, und aus einem zwischen den beiden Figuren in die Wand eingelassenen Doppelrelief. Die Karyatiden sind zwei ernste Frauengestalten, welche den Glauben und den Tod symbolisieren. Innige Zuversicht in dem Antlitz der einen, tiefe Trauer in den Mienen der anderen — so wird der ursprünglich rein architektonische Gedanke, der die Karyatiden zu Lastenträgerinnen bestimmte, veredelt und vertieft. Das Kriegerdenkmal war von Hitzig entworfen: Schaper hatte nur den plastischen Schmuck zu liefern, der in einer Borussia und zwei, zu beiden Seiten ihres Fußgestells gelagerten Löwen bestand. Der eine zum Tode verwundet, senkt sterbend sein müdes Haupt, der andere erhebt sich in neuerwachender Kraft. Die meisterliche Ausführung der prächtigen Thiere zeugte ebenso wohl von ernsten Studien nach der Natur als von Kraft und Energie der Auffassung und Sorgsamkeit in der Detaillirung. Neben diesen und den folgenden größeren Arbeiten wurden auch Büsten und kleinere Genrefiguren ausgeführt. Ein kleines Mädchen, das sich eben ins Bad zu steigen anschickt, aber erst vorsichtig prüfend den Fuß vorausschiebt, ist um seiner reizenden Naivetät und seines glücklichen Humors willen besonders zu erwähnen. Dann aber beschäftigte den Künstler vorzugsweise die um ein Goethedenkmal für Berlin ausgeschriebene Concurrenz.

Nach langen Vorbereitungen und verzögert durch verschiedene Zwischenfälle, besonders durch den Krieg mit Frankreich, hatte am 11. November 1871 die Enthüllung des Schillerdenkmals gegenüber dem Schauspielhause stattgefunden. Die ursprünglich wohl gefaßte Idee, den beiden Dichterheroen ein Doppeldenkmal zu errichten oder auch für Goethe vor dem Schauspielhause einen Platz aufzubewahren, war endgiltig aufgegeben worden. Indessen bildete sich unter dem Vorsitze des Geh. Regierungsrathes Loeper ein Comité, welches alsbald eine Concurrenz ausschrieb, deren Resultat im Mai 1872 in der Rotunde des alten Museums ausgestellt wurde. Was man da zu Gesichte bekam — es waren, wenn ich nicht irre, achtzig und einige Entwürfe —, war nicht sehr ermuthigend. Die Jury konnte sich über keinen derselben einigen, und so wurden aus der Menge die vier relativ besten ausgewählt und ihre Urheber, die Bildhauer Siemering, Schaper, Donndorf und Calandrelli, zu einer zweiten engern Concurrenz aufgefordert, deren Ergebniß im Januar 1873 zur Ausstellung gelangte. Bei der ersten sowohl als bei dieser zweiten Concurrenz hatte sich die öffentliche Meinung entschieden für Siemering ausgesprochen, der schon bei der Schillerconcurrenz unbillig übergangen worden war. Sein Goethe, der auf einem einfachen, nur vorn durch das Relief eines Eros geschmückten Postamente in einem Halbkreise thront, welcher nach hinten durch eine Bank abgeschlossen wird, war

ohne Zweifel eine imposante Schöpfung voll Ernst und Charakter und voll wahrhaft monumentaler Würde. Da man einen Platz am Saume des Thiergartens für das Denkmal bestimmt hatte, konnte man sich kein passenderes Arrangement denken. Schaper selbst hat sich der mächtigen Einwirkung dieses genialen Wurfes, der schon in der ersten Concurrenz ziemlich feststand, nicht entziehen können, indem er bei der zweiten Concurrenz außer der stehenden Figur auch einen sitzenden Goethe einschickte. Wir werden sehen, wie er diesen von der herkömmlichen Tradition abweichenden Gedanken später noch zweimal fruchtbar ausführte. In der Goetheconcurrenz fand dieser Gedanke jedoch noch keinen Anklag. Wiewohl der Schaper'sche Goethe sich nicht durch besondere Schönheit empfahl — der Künstler hatte den durch die Rauch'sche Büste festgestellten älteren Typus adoptirt, damit aber nicht den Geschmack des Publikums getroffen, das sich seinen Goethe lieber als jugendschönen Apollo denn als griesgrämigen Zeus denkt —, so ging er doch aus der zweiten Concurrenz als Sieger hervor. Die Jury ließ sich offenbar durch die ungewöhnliche Schönheit der drei den cylindrischen Sockel umgebenden Gruppen — Lyrische Poesie, Drama und Wissenschaft — in ihrem Urtheile bestimmen. Man sagte damals auch, daß der Kaiser ein besonderes Wohlgefallen an dem Schaper'schen Entwurf empfunden habe, und das konnte man nicht gut ignoriren, da der hohe Herr, der den Altmeister noch persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, in großmüthiger Freigebigkeit dreißigtausend Mark zur Ausführung des Werkes gespendet hat. Ebensoviel hat — um die Geldfrage sogleich hier zu erledigen — die Stadt Berlin beigesteuert, und zwanzigtausend Mark sind durch die Sammlungen des Comités zusammengekommen. Heute fehlen noch dreißigtausend Mark, um die Kosten zu decken. Man sieht, daß Berlin keinen sonderlichen Enthusiasmus bewiesen hat, um dem großen Dichter die ohnehin schon stark verspätete Ehre des Denkmals angedeihen zu lassen. Vielleicht wird aber das Werk nach dieser Enthüllung in seiner sieghaften Schönheit so überzeugend zu den Berlinern reden, daß die fehlende Summe schnell aufgebracht wird, und das ist um so mehr zu wünschen, als der Künstler selbst, abgesehen von dem für den Sieger in der Concurrenz ausgesetzten Geldpreise, für seine fast neunjährige, mühevolle Arbeit nicht die geringste Entschädigung, sondern nur seine Auslagen berechnet hat. Er hat nur für seinen Ruhm gearbeitet und alle Kräfte daran gesetzt, um ein der deutschen Reichshauptstadt würdiges Denkmal zu schaffen. Es gab manche Scharten auszuwetzen, seit zehn Jahren hatte sich die Berliner Plastik keine Lorbeeren mehr geholt. Das große Siegesdenkmal auf dem Königsplatz hatte sie vor Freund und Feind so arg compromittirt, daß nur eine Reihe großer Thaten sie wieder rehabilitiren kann. Das Jahr 1880

hat uns ihrer gleich zwei gebracht: Enckes Denkmal der Königin Louise für den Thiergarten und — ein doppelter Trumpf — Schapers Goethemonument.

1873 freilich war man mit der Entscheidung, welche die Jury getroffen, nicht sehr zufrieden. Man erkannte die Schönheit der Schaperschen Sockelgruppen willig an, aber mit seinem Goethe wollte sich Niemand befreunden. Mager und dürftig stand eine grämliche Gestalt in dem altfränkischen Costüm, welches die Glieder noch schlottriger macht und namentlich der monumentalen Würde ganz und gar entbehrt, auf einem runden Postament, welches von soviel Grazie, Jugend und Schönheit umgeben war, daß der Alte dort oben noch fataler wurde. Was ist aber heute aus diesem Entwurfe geworden? Jahre ernster Arbeit liegen dazwischen, welche den damals seiner selbst noch nicht völlig sicheren Künstler zum zielbewußten Manne gereift haben, und ein Zeugniß dieser Läuterung, dieses unablässigen Ringens nach dem Höchsten ist das Goethedenkmal, wie es heute vollendet vor uns steht, in klarer, in sich selbst gefestigter Ruhe, in majestätischer Schönheit und in reizvoller Anmuth, ein Werk von seltener Originalität, daß sich nicht ängstlich an etwas vorhandenes anlehnt, sondern den überlieferten Typus in freier Umbildung giebt und zugleich den modernen Geist ohne classische Schulreminiscenzen treu wiederspiegelt.

Schaper sah bald ein, daß er seinen alten Goethe auf- und der öffentlichen Meinung nachgeben mußte. Er griff wieder auf die Trippelsche Büste von 1787 zurück, welche die Linien des Goetheschen Angesichts ins Erhabene steigert und dem antiken Apollotypus nähert, setzte diesem Typus aber einige Züge reiferer Männlichkeit, namentlich die größere Energie der den Mund umgebenden Partieen und die reichere Fülle des Kinns an der Hand der Rauchschen Büste hinzu. So entstand eine äußerst harmonische Verbindung von jugendlicher Schönheit und männlicher Kraft, ein Ideal des Dichters der „Iphigenie“ und des „Tasso“, des gedankenvollen Naturforschers, auf dessen hoher, von keiner Falte gefurchten Stirn noch der verklärende Glorienschein ruht, der von dem begeisterten und begeisternden Sänger der herrlichsten Liebeslieder des deutschen Volkes ausgeht. Und diese dreifache Ausstattung des großen Genius findet auch in den Gruppen des Fußgestells ihren körperlichen Ausdruck. Goethe tritt uns hier etwa im Alter von 45 Jahren entgegen.

Auch des Mantels konnte Schaper nicht entrathen, um der Figur einen wirksamen Hintergrund, eine hebende Folie zu verleihen. Aber dieses sonst so mißliche, viel bespöttelte Kleidungsstück ist dem Künstler keineswegs unbequem geworden. Er benutzt es nicht, um die altfränkische Tracht zu verdecken, sondern gewinnt ihm selbständige malerische Reize ab, welche dem Gesammteffekt zu Gute kommen. Mit der rechten Hand, die überdies eine Rolle hält, hebt er den auf den Schultern ruhenden Mantel bis zur Weste empor, aber nur so hoch, daß

die breiten Falten noch bis zum Knöchel des Fußes herabfallen. Die linke Hand mit dem Unterarm ist, ganz im Mantel verborgen, auf den Rücken gelegt. So entsteht auf dieser Seite eine größere Lebendigkeit des Faltenwurfs, ein malerisches Spiel von tiefen Schatten und spitzen Lichtern, welches einen wohl erwogenen Contrast zu den breiten, ruhigen Flächen des Mantels über dem rechten, dem Spielbein bildet. Während das Standbein sich leicht an einen Baumstamm lehnt, ist das andere etwas vorgeschoben, und dieser Richtung ist auch das etwas nach rechts gekehrte Haupt des Dichters zugewendet.

Auf Halbkreisen vorgeschoben umgeben die drei oben erwähnten Gruppen den auf drei Marmorstufen sich erhebenden Sockel, so daß zwei von ihnen, rechts und links vom Dichter stehend, dem Beschauer je eine Profilansicht gewähren, indes die dritte die Rückseite einnimmt. Die Lyrische Poesie ist eine junge Maid mit lang herabwallendem Haar. In der Linken hält sie die Leier, der sie eben noch holde Töne entlockt, und mit der Rechten umfaßt sie einen jungen Eros, zu welchem sie mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln herabblickt, als wollte sie aus den Worten des klugen Kindes neue Inspirationen schöpfen. Man wird bei diesem herrlichen Frauenbilde an die überschwenglichen Lobeserhebungen erinnert, welche die Alten der knidischen Aphrodite zollten, insbesondere an die begeisterte Schilderung Lucians, der von der Knidierin sagt: *σεσηρότι γέλωτι μικρὸν ὑπομειδιῶσα* (mit bezauberndem Lächeln ein klein wenig lächelnd). Wie dieses bezaubernde Lächeln gewesen sein mag, ist uns jetzt klarer geworden, seitdem uns Olympia den Hermes herausgegeben hat, der wenn auch nicht mit völliger Sicherheit dem großen Praxiteles selber, so doch seiner Schule zugeschrieben werden kann. Und wenn man die Zeugnisse, welche wir bei den Alten über den Charakter praxitelischer Kunst finden, weiter durchblättern, begegnen wir, merkwürdig genug, noch einem zweiten Berührungspunkte des alten Meisters mit dem modernen. Diodor sagt, Praxiteles war *ὁ καταμίξας ἄκρως τοῖς λιθίνοις ἔργοις τὰ τῆς ψυχῆς πάθη*, (der dem todten Stein seelische Bewegungen aufprägte) und daraufhin ist auch das ganze künstlerische Streben Schapers gerichtet, welches nirgends ein höheres Ziel erreicht hat, als in diesen Postamentsgruppen.

Die ernste Frau links vom Beschauer mit den edlen, tieftraurigen Zügen, dem verhüllten Hinterhaupte und dem Griffel in der Linken ist die Personification der dramatischen Poesie, deren höchste Blüthe die Tragödie ist, und darauf deutet auch der schlanke, dem Jünglingsalter nahe Genius zu ihrer Rechten, der sich trauernd an sie lehnt. Die gesenkte Fackel in seinen Rechten spricht aus, daß die endliche Lösung tragischer Conflicte nur in dem alles versöhnenden Tode zu suchen ist. Die Wissenschaft endlich, eine jugendliche Frauengestalt mit sorgfältig geordnetem und gescheiteltem Haar, blickt, mit begeisterter

Forscherlust im Auge, in ein auf ihren Knien liegendes, aufgeschlagenes Buch, während ein Genius ihr mit der Fackel leuchtet. Wie in den drei Frauengestalten, hat der Künstler auch in den sie begleitenden Genien eine gewisse Altersverschiedenheit beobachtet, die aber nicht so groß ist, daß der älteste der Genien die Grenze des Jünglingsalters überschreitet, oder daß das Drama als die reifste der Frauen an den Charakter der Matrone heranstreift. Im Gegensatz zu Reinhold Begas, welcher sein'en Schiller mit vier Frauen umringt hat, von denen mindestens drei ein gelindes Grauen hervorrufen, hat Schaper bei der Gestaltung seiner Sockelfiguren stets die Schönheit als oberstes Gesetz vor Augen gehabt. Es ist ihm auch gelungen, die trockene Begriffsmäßigkeit, die solchen allegorischen Weibern gewöhnlich anzuhaften pflegt, dadurch zu vermeiden, daß er sie nicht blos zu Trägerinnen eines Gedankens, sondern auch zugleich zu Trägerinnen gewisser Seelenstimmungen machte. Die Stimmung aber, welche eine jede dieser Figuren in mehr oder minder starker Concentration erfüllt und ihren Gesichtsausdruck bewirkt, überträgt sich auch auf ihren jugendlichen Begleiter, so daß beide Figuren jeder Gruppe nicht bloß durch die Linien der Composition, sondern auch durch ein geistiges Band zusammengehalten werden. Die runde Gestalt des Sockels bringt es mit sich, daß jede der drei Gruppen dem Beschauer nicht eine, sondern mindestens zwei vortheilhafte Ansichten darbietet. Stehen wir direct vor dem Denkmal, so fesselt uns, wenn wir nach rechts blicken, die Schönheit des mit bewunderungswürdiger Feinheit durchgebildeten Knabenkörpers und das aphrodisische Lächeln der Lyrischen Poesie. Verändern wir unseren Standpunkt durch ein paar Schritte nach rechts, so erscheint die ganze Gruppe im strengen Profil, und wir bewundern vorzugsweise den rhythmischen Schwung der Umrißlinien und den weichen Fluß der Gewandung. Aehnliche Eindrücke wiederholen sich bei der Betrachtung der beiden anderen Gruppen, bei welchen freilich gehaltvoller Ernst und Würde über dem Liebreiz der Formen das Uebergewicht haben.

Indem der Künstler von dem üblichen Denkmalsschema, dem viereckigen Postament mit seinen vier Sockelwächterinnen, abwich, hat er zugleich die Gesammtwirkung des Ganzen erhöht. Durch den pyramidalen Aufbau wird die Höhentendenz weit energischer zur Anschauung gebracht; sie wird ferner durch die cylindrische Gestalt des Sockels unterstützt. Dieser Cylinder verhält sich zum Würfelpostament, auf seine Wirkung betrachtet, ungefähr wie der Pfeiler zur Säule. Jener verkörpert die Idee des Lasttragens und des Belastet-, also Gedrücktseins, während diese, trotz der auferlegten Last, kräftig nach oben strebt.

Wir haben noch der meisterlichen Behandlung des Marmors zu gedenken, welche der Künstler eigenhändig mit liebevollstem Fleiß gleichmäßig auf alle Theile ausgedehnt hat. Das Fleisch ist ebenso sorgsam durchgeführt wie die

Gewandung, die Haare und das Beiwerk. Für die Ornamentik der Gewandsäume hat Schaper stilvolle Muster entworfen, die mit größter Sauberkeit auf den Marmor übertragen sind. Fesselt uns auf den ersten Blick der geniale Wurf, die originelle Gestaltung des Ganzen, so begegnet das näher prüfende Auge überall dem Walten eines eisernen Fleißes, der wohl erkannt hat, daß die Harmonie des Ganzen nur durch die Vollkommenheit aller einzelnen Theile zu erreichen sei.

Während das Goethedenkmal langsam seiner Vollendung entgegenreifte, ging noch eine Reihe anderer Arbeiten, zum Theil von großer Bedeutung, aus dem Atelier des rastlosen Künstlers hervor. Im Jahre 1876 betheiligte er sich an der Concurrenz um ein Lutherdenkmal für Eisleben, in welcher er seine beiden Mitbewerber, Siemering und Keil, entschieden schlug. Wie aber im Jahre 1873 Siemering hinter ihn zurücktreten mußte, so wurde ihm dieser jetzt vorgezogen, eine Art Revanche, die vom Standpunkte der Billigkeit durchaus gerechtfertigt ist, die aber beweist, daß die Concurrenzen ein zweckloses Comödienspiel sind, welches allmählich auch die tüchtigsten Kräfte aufreiben wird. Im Jahre darauf errang Schaper den ersten Preis in der Concurrenz um ein Denkmal des Fürsten Bismarck für Köln, welches schon am 1. April 1879 enthüllt wurde. Wie der Künstler den Reichskanzler hier dargestellt hat, wird er voraussichtlich für die Plastik typisch werden: alles zerstreuende Beiwerk, Reliefs u. dgl., ist vermieden worden. Nur die gewaltige Persönlichkeit sollte wirken, und das geschieht denn auch voll und ganz. Unter den buschigen Brauen blickt das Auge in die Ferne, als erwartete der Kanzler die Antwort eines Gegners, den er eben mit wuchtigen Argumenten zu Boden geschmettert. Der rechte Fuß ist etwas vorgerückt, die linke Hand umspannt den Griff des mächtigen Pallasch, der vor dem Fürsten aufgerichtet steht, während sich Daumen und Zeigefinger der sonst zur Faust geballten rechten Hand zwischen den zweiten und dritten Knopf des Interimsrockes schieben. Diese Statue liefert den erfreulichen Beweis, daß Schaper genug Kraft und Energie des Ausdrucks besitzt, um eine so herbe, fast schroffe Männlichkeit wie die des Fürsten Bismarck charakteristisch zu gestalten. Die Energie und Schneidigkeit des Bismarckschen Wesens erhält durch die Noblesse der künstlerischen Auffassung, welche an die Meisterwerke Rietschels erinnert, einen Zusatz von Milde, welcher dieser Mischung erst den rechten Klang verleiht. Man wird diesen Bismarck den besten monumentalen Porträtstatuen, welche die deutsche Plastik hervorgebracht hat, Rauchs Blücher, Rietschels Lessing und Luther, ebenbürtig an die Seite stellen müssen, und, soweit sich nach dem kürzlich vollendeten Hilfsmodell urtheilen läßt, wird der Moltke für Köln, der dem Künstler sofort nach dem glücklichen Gelingen seines Bismarckdenkmals aufgetragen wurde, der fünfte im Bunde sein.

Im Jahre 1878 vollendete Schaper auch die neun Fuß hohe Statue eines altdeutschen Landsknechts, der mit der Sturmfahne des deutschen Reichs in der Linken, mit dem Schwerte in der Rechten gegen den Feind anstürmend gedacht ist und jetzt, in Bronze gegossen, die Krönung eines in gothischem Stile ausgeführten Siegesbrunnens für Halle bildet. In demselben Jahre wurde ihm auch die Statue des Mathematikers Gauß für Braunschweig übertragen, die gegenwärtig bereits gegossen wird, und endlich gewann er in der Concurrenz um ein Lessingdenkmal für Hamburg den ersten Preis, der ihm von den Mitgliedern der Jury einstimmig zuerkannt wurde. In der Absicht, einem Vergleiche mit Rietschel, der für ihn unter allen Umständen nachtheilig ausfallen mußte, aus dem Wege zu gehen, stellte er den Dichter mit gekreuzten Beinen auf einem Lehnstuhle sitzend dar, wie er gerade in der Lectüre eines Buches innehält, um seinen Gedanken nachzuhängen. Diese Auffassung des Künstlers, welche zugleich auch einmal mit der hergebrachten, längst unbequem gewordenen Tradition brechen wollte, rief in Hamburg einen Sturm der Entrüstung hervor. Tagesblätter und Broschüren wiederholten in allen Variationen die These: Lessing darf und kann nicht sitzend dargestellt werden, weil das seinem ganzen Wesen widerspricht! Statt zu fragen: Ist der Schaper'sche Entwurf schön oder nicht? wurde diese rein formale Frage zu einer Discussion über Lessings Geist und Charakter aufgebauscht, die schließlich insofern unfruchtbar geblieben ist, als Lessing nun doch sitzend dargestellt wird. Schaper hat seinen ursprünglichen Entwurf einigen Veränderungen unterzogen, die nur gutgeheißen werden können. Die bedeutendste ist die, daß die häßlichen Linien der gekreuzten Beine dadurch beseitigt worden sind, daß der linke Fuß etwas vorgeschoben und der erste gegen den Sessel zurückgezogen ist, als wollte der Dichter sich gerade erheben, um in einen Disput einzugreifen.

Ein anderes Mal hatte Schaper mit seinen Reformversuchen keinen so glücklichen Erfolg. Für das Berliner Zeughaus, das bekanntlich in eine Ruhmeshalle für die preußische Armee umgewandelt wird, war eine Concurrenz um die Colossalstatue einer Victoria ausgeschrieben worden. Das war für Schaper einmal eine Gelegenheit, dem von Rauch geschaffenen Typus etwas Anderes an die Seite zu stellen. Er bildete die Victoria in sitzender Haltung, reich bewegt, mit der Rechten den Lorbeerkranz emporhaltend, mit der Linken Palme und Schwert umfassend. Es war eine der glücklichsten und originellsten Compositionen, die ihm je gelungen, aber so sehr vom Hergebrachten abweichend, daß die Jury es nicht wagte, sie mit dem ersten Preise zu krönen. Schaper erhielt den zweiten Preis, zugleich aber auch, da kein erster vertheilt wurde, den Auftrag, einen neuen Entwurf nach dem traditionellen Schema anzufertigen, der den auch allerhöchsten Orts zur Ausführung genehmigt wurde.

Damit haben wir in kurzen Zügen ein Bild von der umfassenden, von so zahlreichen Erfolgen gekrönten Thätigkeit des kaum vierzigjährigen Künstlers entworfen, der in raschem Siegeslaufe zu voll und reif entwickelter Meisterschaft emporgestiegen ist.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Zwei „illustrirte" Musikgeschichten.

So herzlich haben wir lange nicht gelacht wie neulich, als sich an einem Tage a tempo die Ankündigungen von zwei „Illustrirten Musikgeschichten" auf unserem Schreibtische einfanden.*) Schadenfreude ist ein schwarzes Laster, aber wir wollen's nicht verhehlen: es war ein bischen Schadenfreude dabei. Das habt ihr von euerer Buchmacherei, daß ihr euch hier einmal ihrer zwei mit derselben Machenschaft — gräuliches Wort, von Johannes Scherr erfunden, aber für diese Sorte von Büchern das einzig zutreffende — ins Gehege kommt und euch gegenseitig das Geschäft verderbt! Das war der erste Gedanke, den jene beiden Prospecte in uns erregten. Denn ob es nun heißt „Illustrirte Musikgeschichte" oder „Illustrirte Geschichte der deutschen Musik", im Grunde läuft es doch auf eins hinaus.

Es ist eine recht traurige Buchmacherei während der letzten zehn Jahre im deutschen Buchhandel eingerissen. Anstatt daß der Schriftsteller das Buch ersänne und sich den Buchhändler dafür suchte, wird immer mehr das Umgekehrte Regel, daß der Buchhändler das Buch ersinnt und sich den Schriftsteller dazu sucht. Die Autorenbücher werden mehr und mehr verdrängt durch Verlegerbücher. Freilich sind nun auch die Autoren darnach. An sich braucht ja ein Buch deshalb nicht schlecht zu sein, weil die Initiative dazu vom Verkäufer ausgegangen ist. Der Händler kennt die Bedürfnisse des Publikums oft besser als der Fabrikant, und nicht selten sind epochemachende Werke von unvergänglichem Werth durch intelligente Verleger angeregt worden. Um solche handelt sich's hier natürlich nicht; jeder Leser weiß, was wir für Waare meinen. Die Schaufenster unserer Sortimenter liegen voll von Büchern, deren Titel man nur zu lesen braucht, um auf der Stelle zu sehen, wie der Verleger sich das Gehirn zermartert hat, um etwas auszudifteln, was es bisher im Buchhandel noch nicht gegeben. Der größte Theil der „illu-

*) Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Emil Naumann, K. Professor und Hofkirchenmusikdirector. Stuttgart, Spemann, 1880. Liefg. 1—2. — Illustrirte Geschichte der deutschen Musik. Von Dr. Aug. Reißmann. Mit authentischen Abbildungen und facsimilirten Beilagen. Leipzig, Fues, 1880. Lieferung 1.

strirten" Bücherwaare, mit der wir seit 1870 überschwemmt worden sind, verräth deutlich diesen Ursprung. Die vervielfältigenden Techniken, die dem Buchhandel dienen, haben große Fortschritte gemacht; sie arbeiten billig und zum Theil sehr gut; die Lust zum Bilderbetrachten ist durch die illustrirten Zeitungen in den weitesten Kreisen angestachelt; so ist es denn gekommen, daß jene Techniken zu einem entscheidenden Factor in der Bücherherstellung unserer Zeit geworden sind. Wie die Nähmaschinen die „Ideen" des Damenschneiders, die Fortschritte des musikalischen Instrumentenbaus die Ideen des Componisten beeinflußt haben, so trottet jetzt der Schriftsteller hinter dem Xylographen her — die Wissenschaft im Schlepptau des Handwerks. Leider giebt es müssige und dienstwillige Federn genug, die zu solcher Art von Schriftstellerei sich hergeben, bisweilen verschämt hinter Pseudonymen sich bergend, oft genug aber auch unverschämt den eigenen Namen preisgebend. Daß diese ganze Literatur nur auf die Urtheilslosigkeit der großen Masse speculirt, liegt auf der Hand. Ein Bedürfniß darnach ist nicht vorhanden, es wird erst künstlich durch systematisch betriebene Reclame hervorgerufen. Und die Kritik? Daß Gott erbarm'! Wir haben ja gar keine Kritik mehr in Deutschland!

Ein bedenklicher Umstand, der mit dieser Buchmacherei Hand in Hand geht, besteht in dem verführerischen Ausgeben der Bücher „in Lieferungen". Der menschenfreundliche Verleger will dem Publikum „die Anschaffung erleichtern". In welche Gefahren kann sich aber hier der Käufer begeben! Von einem Buche, das in „circa" 25 Lieferungen erscheinen soll, sind vielleicht eben für die vierte Lieferung die Holzstöcke in Arbeit, zur dritten schreibt der Verfasser den Text, die zweite ist im Druck, und da soll das Publikum die erste — kaufen! Ist denn ein Buch wie ein Pack Leinwand oder ein Groß Knöpfe, von dem man blos den Ausbund gesehen zu haben braucht, um über den Werth des ganzen Stückes ein Urtheil zu haben? Und wer bürgt dafür, daß aus den „circa" 25 Lieferungen nicht dreißig werden, daß der Verfasser nicht krank wird und stirbt, daß der Verleger nicht — Bankerott macht? Daß ein Buch lieferungsweise abgegeben wird, dagegen ist an sich nichts einzuwenden; nur müssen selbstverständlich sämmtliche Lieferungen des Buches fix und fertig vorliegen, ich muß das Ganze sehen und prüfen können, und dann muß es mir freistehen, ob ich das Buch lieferungsweise oder auf einmal erwerben will. Das wäre anständig, klug und liberal.

Zwei „illustrirte" Musikgeschichten! Es ist klar, was das Vorbild von beiden gewesen ist: kein anderes Buch als die „Illustrirte Literaturgeschichte" von Robert König. Mit diesem Buche haben seine Verleger ein so glänzendes Geschäft gemacht, daß es vorauszusehen war, daß verschiedene Leute es nachmachen würden. Vom Nachmachen lebt ja überhaupt diese ganze Sorte von Verlegerliteratur. Originelle Gedanken sind äußerst selten darunter, taucht einmal einer auf, so stürzen sofort ein Dutzend andere drüberher, um das, was der erste in Roth gemacht hat, nun in Grün, Blau oder Lila zu machen. Alle die Holzschnittprachtwerke der letzten sechs, sieben Jahre sind dem 1872 erschienenen Werke des Krönerschen Verlags in Stuttgart: „Aus

deutschen Bergen" nachgemacht. Bald schillern sie mehr ins Ethnographische, bald mehr ins Culturgeschichtliche, das Recept dazu bleibt aber immer dasselbe. Königs „Illustrirte Literaturgeschichte" ist neuerdings sogar von den eigenen Verlegern nachgemacht worden; sie haben als Seitenstück dazu eine „Illustrirte deutsche Geschichte" begonnen. Kaum war aber die erste Lieferung heraus, so tauchte in Stuttgart die erste Lieferung eines Werkes auf: „Unser Jahrhundert", eine Art illustrirter Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Man sieht: auf der einen Seite eine Beschränkung, auf der anderen eine Erweiterung der Aufgabe; im Grunde aber doch dasselbe — „in Lila". Daß die „Illustrirte Literaturgeschichte" über kurz oder lang auch eine „Illustrirte Musikgeschichte" nach sich ziehen würde, war mit absoluter Sicherheit vorauszusagen. Daß zwei darauf hereingefallen sind, ist eine köstliche Ironie des Schicksals; es ist eine gerechte Strafe für die geistlose Buchmacherei. Mache sind natürlich beide Unternehmungen, Blendwerk, so gut wie das einträgliche Vorbild, das Tausende geblendet hat.

Was heißt „illustrirte Musikgeschichte", was kann es vernünftiger Weise nur heißen? — Wir haben seit vielen Jahren schon illustrirte Kunstgeschichten — man denke an Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte", an desselben Verfassers „Geschichte der Plastik" und „Geschichte der Architectur" — da lag es nahe, nicht wahr? und war sogar sehr wünschenswerth, daß auch von den übrigen Künsten dem Publikum „illustrirte" geschichtliche Darstellungen geboten würden? Ohne Zweifel. Hier beginnt nun aber sofort das Blendwerk. Die Masse läßt sich täuschen durch die taschenspielerartige Gewandheit, mit der das Wort „illustriren" hier gehandhabt wird. Worin bestehen die „Illustrationen" einer Kunstgeschichte? In Nachbildungen ausgewählter Werke der betreffenden Künstler. Von dem großen Baumeister werden Bauwerke, von dem großen Bildhauer Statuen, von dem großen Maler Gemälde in Abbildungen vorgeführt. Nie bieten die „Illustrationen" etwas anderes als Proben von den Geistesschöpfungen der Künstler. Nun übertrage man das auf die Geschichte der Poesie und der Musik. Worin können vernünftiger Weise die „Illustrationen" einer Literaturgeschichte bestehen? In Porträts von Dichtern? in Abbildungen ihrer Geburtshäuser? in Nachbildungen der Titelblätter von den Originalausgaben ihrer Schriften? in Facsimiles von Briefen ihrer Hand? Das ist doch eitel Blendwerk. Dies alles „illustrirt" zum Theil den äußeren Lebensgang des Dichters oder es illustrirt die Geschichte der Bücherherstellung und Bücherausstattung, aber mit der Hauptsache, mit der poetischen Production des Dichters, hat es doch nicht das mindeste zu schaffen. Die natürlichen und selbstverständlichen „Illustrationen" einer Literaturgeschichte können nichts anderes sein, als Proben, Ausschnitte aus den poetischen und prosaischen Schriften der vorgeführten Dichter und Schriftsteller, diejenigen einer Musikgeschichte demnach nichts als Proben aus den Tonwerken der besprochenen Componisten, also — Notenbeispiele. Nur diese sind im Stande, die im Texte gegebenen Charakteristiken zu verdeutlichen. Alles andere ist Humbug. Man stelle sich vor, daß der Verleger einer Kunstgeschichte dem Publikum anstatt Michel Angelos Moses ein Porträt von Michel Angelo, an-

statt einer Raffael'schen Madonna das Facsimile von einem Briefe Raffaels, anstatt der Dürer'schen Apostel eine Abbildung von Dürers Geburtshaus in Nürnberg, anstatt des Rubens'schen Liebesgartens ein historisches Genrebildchen „Rubens in Madrid", anstatt Kaulbachs Hunnenschlacht eine Abbildung der Pinsel, mit denen sie gemalt worden ist, vorsetzen und dies als eine „illustrirte Kunstgeschichte" ausgeben wollte, man würde den Mann für toll erklären. Genau so aber ist die König'sche Literaturgeschichte und genau so sind die beiden vorliegenden Musikgeschichten „illustrirt". Ein ächter Gelehrter auf dem Felde der Musikwissenschaft, wie der alte wackere Krüger in Göttingen, Schelle in Wien, Bellermann oder Spitta in Berlin, Chrysander oder Dommer in Hamburg, würden einem Verleger ins Gesicht lachen, der das Ansinnen an sie stellen wollte, zu hundert und etlichen Bildchen binnen so und so viel Monaten als verbindenden Text eine „Musikgeschichte" aus den Aermeln zu schütteln. Wer schreibt sie? Herr Naumann, „königlicher Professor und Hofkirchenmusikdirector" in Dresden schreibt sie, und Herr „Doctor" Reißmann in Leipzig schreibt sie.

Wir sind uns nicht ganz klar darüber, ob die Verfertiger der beiden vorliegenden Machwerke bloß das Publikum täuschen oder auch sich selbst. Von dem Naumannschen Opus, daß wir zuerst vornehmen wollen, weil es zuerst erschienen ist, möchte man fast das letztere annehmen, nach der wahrhaft erbarmenswürdigen Unklarheit zu urtheilen, welche in dem Prospecte des Unternehmens, für den doch wohl der Verfasser die Verantwortung mit trägt, zu Tage tritt. Gleich im Titel heißt es: „Mit vielen in den Text gedruckten musikgeschichtlichen und künstlerischen Abbildungen." Musikgeschichtlichen und künstlerischen! Man greift sich an den Kopf, wenn man das liest! „Musikgeschichtliche Abbildungen" — das hätte ja zur Noth noch Sinn; es sollen das wohl Abbildungen zur Musikgeschichte sein; da aber das vorliegende Buch eine Musikgeschichte *ist*, so ist das Attribut mindestens überflüssig. Aber „künstlerische Abbildungen" — was soll denn *das* sein? Eine „musikgeschichtliche" Abbildung kann „künstlerisch" sein und kann „unkünstlerisch" sein, es kommt das auf die Auffassung und die Darstellung an; aber die „künstlerischen" Abbildungen den „musikgeschichtlichen" als etwas besonderes an die Seite zu setzen, ist doch völlig sinnlos. Dieselbe klägliche Unklarheit im Prospecte selbst auf Tritt und Schritt. Da heißt es, das Naumannsche Buch wolle „durch bedeutende und in den Geist der vergangenen Zeiten versetzende musikgeschichtliche *Documente*, sowie neben der ästhetischen und wissenschaftlichen Erörterung auch durch unmittelbare geschichtliche *Zeugnisse* und *Proben* einer fortschreitenden musikalischen Erkenntniß auf den Leser wirken." Man müßte ganze Seiten schreiben, um dieses Gefasel in Ordnung zu bringen. „Aesthetisch und wissenschaftlich"! Ist denn die Aesthetik *keine* Wissenschaft? „Musikgeschichtliche *Documente* und geschichtliche *Zeugnisse*"! Wo liegt denn hier der Unterschied? Und was ist überhaupt ein geschichtliches Zeugniß oder Document? Doch nicht etwa das Facsimile von irgend einem beliebigen Mozart'schen Briefe oder einem Schubert'schen Liedchen? Ein Bild aus früherer Zeit kann, ebenso gut wie ein Schriftstück aus der Vergangenheit, zum Zeugniß,

zum Documente dienen, insofern ich irgend eine Angabe meiner geschichtlichen Darstellung damit belege; aber ein Document ist doch keine Abbildung. Gegen das Ende des Prospectes wird nochmals des Breiteren dargelegt, daß das Buch „Proben verschiedener musikalischer Notirungen vom Anfang des Mittelalters bis zur Gegenwart, Facsimiles alter Titelblätter, Theaterzettel und Handschriften, die wichtigsten Instrumente vom Alterthume bis zur Jetztzeit (Jetztzeit! hübsches Wort!), musikgeschichtlich wichtige Gebräuche, Portraits und Denkmäler berühmter Künstler, historisch beglaubigte Scenen aus dem Leben berühmter Tondichter, sowie Leistungen der bildenden Künste, als Gradmesser der musikalischen Cultur verschiedener Zeitalter" vorführen soll. Aus dieser wunderbar stilisirten Aufzählung ersieht man, daß die Herausgeber factisch unter „Documenten" ganz dasselbe verstehen, was man sonst Abbildung nennt. Wenn's ihnen Spaß macht, immerzu. Wie aber „Leistungen der bildenden Künste" als solche dazu kommen sollen, eine Musikgeschichte zu illustriren, ist absolut unerklärlich. Bisher haben wir immer geglaubt, diese gehörten in eine Kunstgeschichte.

Der Prospect zu dem Naumann'schen Buche ist überhaupt ein Elaborat, welches verdient, daß wir noch einen Augenblick dabei verweilen. Mit folgenden Trompetenstößen beginnt das Schriftstück: „Wie nennt sich die hohe Geistesmacht, die in unserem modernen Leben täglich Hunderttausende von Andächtigen zu lautlosem und doch die tiefste innere Bewegung verathendem Aufhorchen versammelt? — Wie heißt die hehre Himmelstochter, die, auf die verschiedensten Völker die gleiche magische und unwiderstehliche Anziehungskraft übend, eine Sprache redet, welche nicht, wie das Werk des Dichters, der Uebersetzung bedarf, sondern unter allen Zonen verstanden wird? — Musik ist ihr Name, und die Kunst der Töne ist es, die derartige Wunder wirkt und solchen Zaubers Gewalt besitzt!" Klingt das nicht genau wie der Prospect zu einem Colportageroman für Dienstmädchen? Fehlt doch sogar das Prämienblatt nicht, das zu solchen Romanen gewöhnlich versprochen wird. Der Schluß aber lautet: „Möge die hier gegebene Geschichte der Tonkunst, die nicht nur beim Worte stehen bleiben will, sondern auch durch die Anschauung, durch Popularisirung eines Theiles der uns zu Gebote stehenden Quellen, musikgeschichtlichen Ueberlieferungen und Denkmale, sowie durch eine wahrhaft künstlerische Ausstattung zu wirken strebt, diese seine mannichsachen Zwecke erfüllen und zu einer Klärung und Begründung des Urtheils über die heute zur volksthümlichsten aller Künste emporgestiegenen Musik das Seine im deutschen Publikum mit beitragen". Hier haben wir zum dritten Mal den Unsinn, daß irgend ein Blatt Papier, das uns Schubert's Handschrift zeigt, als musikgeschichtliche „Quelle" hingestellt wird. Der Satz ist aber auch sprachlich eine beachtenswerthe Leistung. „Die hier gegebene Geschichte der Tonkunst . . . möge seine Zwecke erfüllen und das Seine beitragen!" Welcher Quartaner hat das geschrieben?

Aber lassen wir den Prospect, und wenden wir uns zu Herrn Naumann und zu seinem Buche. Zuvor nur noch einen Satz. In der Mitte des Prospectes, nach der ersten schönen Stelle von den „Documenten", heißt es weiter:

„Einen solchen Zweck verfolgt das sich hier ankündigende Buch, für welches darum auch der Name „illustrirte Musikgeschichte“ gewählt ward, und das (soll heißen: welches), da es als das erste seiner Art in die Welt tritt, auch auf jene nachsichtsvolle Beurtheilung Anspruch zu erheben wagt, welche ersten Versuchen auf einem bisher unbetretenen Gebiete gewöhnlich zu Theil wird. Für dieses Werk scheint der Herr Verfasser ganz besonders berufen“. Köstlich ist hier wieder das „und auch“ in der Mitte; jeder Mensch, der denken gelernt hat, hätte geschrieben: „welches aber freilich, da es das erste seiner Art ist, auf nachsichtsvolle Beurtheilung Ansprüche machen muß“. Daß aber „für dieses Werk“, d. h. also für dieses einer so nachsichtsvollen Beurtheilung bedürftige Werk „der Herr Verfasser ganz besonders berufen“ war, ist jedenfalls der naivste und ehrlichste Ausspruch des ganzen Prospectes.

Herr Naumann hat sich unseres Wissens nicht viel mit selbständigen Forschungen in der Musikgeschichte geplagt, auch verzichtet er auf ein entschiedenes eigenes Urtheil; er ist ein gewandter Popularisirer. Seine „Deutschen Tondichter“ (Berlin, 1871) und seine „Italienischen Tondichter“ (Berlin, 1874) sind ansprechend zusammengetragen, aber doch eigentlich halbe Damenbücher, süß zubereitet und mit Glacéhandschuhen servirt. Eine Specialität, auf die er sich augenscheinlich das meiste zu gute thut, besteht darin, daß er die Musikgeschichte „auf dem breiten Hintergrunde“ der Culturgeschichte schreibt. Die Musik wird da in ihren nationalen Eigenthümlichkeiten womöglich vom Klima und von der Bodenbeschaffenheit hergeleitet, es wird tiefsinnig geredet von ihren „Beziehungen“ — ein Lieblingswort des Verfassers, bei dem man sich nach Belieben alles Mögliche oder auch gar nichts denken kann — zur Religion, zum Staate u. s. f., und dann der Text mit Parallelen aus der Geschichte der Poesie oder noch lieber der bildenden Künste verbrämt, Parallelen, denen mans freilich ansieht, das sie nur aus abgeleiteten Quellen, meist wohl aus den ersten besten Handbüchern geschöpft und erst nachträglich zu mehrerem Aufputz an die Darstellung hinangebracht sind.

Das neue Werk Herrn Naumanns beginnt mit einer phrasenhaften, unter fortwährendem „trotzdem“, „jedoch“ und „dagegen“ sich unklar weiterhaspelnden Einleitung mit der imposanten Ueberschrift: „Die Entwicklung der Musik im classischen und vorclassischen Alterthum“. Darauf folgt ein zweiter, immer noch einleitender Abschnitt: „Die Musik bei den ältesten Culturvölkern Asiens und des Morgenlandes“, worin der Verfasser mit komischer Umständlichkeit die Gruppirung der nachfolgenden Kapitel begründet, z. B. darlegt, warum er im ersten Kapitel die Chinesen, Japanesen und Inder vereinigt hat. Dann kommt das erste Kapitel selbst, worin diese Rechtfertigung nochmals wiederholt wird, und endlich stehen wir denn vor der Musik — der alten Chinesen!

Da wird nun geredet von der Scala der Chinesen und von ihren „Theorien der Tonkunst“, dann werden drei chinesische Melodien mitgetheilt, und zum Schluß, was den meisten Raum einnimmt, die chinesischen Musikinstrumente beschrieben. Aus all diesem Gerede erfahren wir thatsächlich nicht das geringste Positive über die altchinesische Musik, denn — es ist eben absolut nichts darüber bekannt. Trotzdem

bringt es Herr Naumann fertig, zehn Druckseiten darüber zu füllen, dabei den Schein profundester Gelehrsamkeit zu erwecken und den arglosen Leser glauben zu machen, daß er wirklich etwas über die altchinesische Musik erfahre. S. 11 heißt es: „Dem berühmten französischen Jesuiten und Missionär in Peking, Amiot (1776), sind nicht weniger als schon 69 theoretische Werke über Musik bekannt geworden („nicht weniger als schon" — schön gesagt!) Aus den meisten dieser Werke wird klar, daß die Chinesen weit weniger die Tonbildung als der einzelne Ton interessirt. Es erinnert dies an ihre Zerstückelung der Sprache in lauter einsilbige Worte." Man weiß nicht, worüber man hier mehr erstaunen soll, ob über die Gelehrsamkeit des Herrn Naumann, der diese „schon 69" chinesischen Werke über Theorie der Musik durchgearbeitet hat, oder über das verblüffende Resultat, zu dem er dabei gelangt ist. Wunderbare Musik, bei der bloß „der einzelne Ton interessirt"! Daß die drei mitgetheilten Melodien altchinesische sind, ist natürlich nirgends bewiesen. Der Verfasser sagt wohlweislich: „Die religiösen Hymnen der Chinesen und ihre Volksmelodien scheinen sich, wie Alles Uebrige in China, aus grauer Vorzeit her unverändert erhalten zu haben". Sicher werden aber Hunderte von jenen Lesern, für die das Buch berechnet ist, glauben, daß sie in den nachfolgenden Notenbeispielen nun echte Proben aus jener „grauen Vorzeit" vor sich haben. Wahrhaft herzerhebend ist die seitenlange Aufzählung und Beschreibung der chinesischen Musikinstrumente, des King, des Pien-tschung, des Yün-lo, des Hium-kou, Ya-kou, des Tchoung-tou, des Cheng, des Yo, des Tsche, des Siao u. a. Nur schade, daß, wenn der Verfasser mit demselben zärtlichen Interesse auch die Musikinstrumente anderer Völker bis in die Gegenwart herein aufzählen wollte, dies allein ein Buch von mindestens zehn Bogen ergeben würde.

Nachdem die Japanesen auf einer halben Seite abgethan sind, kommen die Inder an die Reihe; sie werden genau nach der chinesischen Schablone behandelt: erst der culturgeschichtliche Hintergrund, dann die Scala, die „Theorie", einige Melodien und endlich die Musikinstrumente. In dem Abschnitt über die „Theorie" ist namentlich der Passus über die Rhythmik der Inder merkwürdig. „Selbst in der musikalischen Rhythmik Hindostans vermag sich der freie, gern symbolisirende und in fast weiblicher Weise auf Zierde und Schmuck gerichtete Sinn der Hindus nicht ganz zu verleugnen." Der Leser ist aufs höchste gespannt zu erfahren, wie das weibliche Schmuckbedürfniß der Inder selbst im musikalischen Rhythmus sich aussprechen kann. Die Lösung folgt sofort: „So zeigen sie z. B. den Abschluß einer jeden musikalisch-rhythmischen Periode durch das Bild einer Lotosblume an." Singen und spielen denn aber die Inder diese Lotosblume? Wie klingt denn eine gesungene Lotosblume? Diese Confusion von Rhythmik und graphischer Darstellung der Rhythmik hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den oben angeführten Stellen des Prospectes. Daß die drei mitgetheilten Melodien altindische sind, ist wiederum durch nichts bewiesen. Herr Naumann sagt selbst: „Die Wissenschaft hat noch nicht feststellen können, ob die heutige Musik der Inder mit ihrer antiken Musik auch nur im entferntesten Aehnlichkeit besitzt." Trotzdem giebt er die Melodien, um zu

zeigen, daß dieselben durch fremde Einflüsse und die Jahrtausende einerseits viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren haben müssen, andererseits aber doch noch genug Eigenthümliches besitzen, um uns einen wenigstens allgemeinen Begriff von den Besonderheiten indischer Musik zu geben." Woraus geht aber das letztere hervor?

Mit den indischen Musikinstrumenten wollen wir den Leser nicht aufhalten, sondern mit dem zweiten Kapitel uns sogleich zu „dem uralten Lande Aegypten" wenden. Wenn wir über die altchinesische und altindische Musik nichts wissen, so wissen wir über die altägyptische noch weniger als nichts. Dennoch bringt Herr Naumann abermals das Kunststück fertig, einen vollen Druckbogen mit Text über altägyptische Musik zu füllen. Wir können uns kurz fassen, denn es ist genau derselbe Zauber wie im ersten Kapitel. Zunächst wird der Charakter der ägyptischen Musik a priori aus der Natur des ägyptischen Landes nnd aus dem Charakter der ägyptischen Bauwerke abgeleitet. Selbstverständlich liegt es ungeheuer nahe, „und wir müssen es sogar voraussetzen, daß etwas von diesem Geiste auch auf die Musik der Aegypter überging, die wir uns daher wohl, ohne allzusehr zu irren, als eine feierlich-gemessene denken dürfen. Wenigstens — Nun? Jetzt kommt ein Beweis! — Wenigstens haben manche unserer großen Tondichter bereits ähnliches instinctiv herausgefunden und in ihren Tondichtungen zum Ausdrucke gebracht. Ich verweise in dieser Beziehung (!) nur auf Mehuls ‚Joseph in Aegypten' und Mozarts ‚Zauberflöte' ..... Und in dieser Beziehung (!) scheint mir auch die Wirkung beachtenswerth, die ein Spruch uralt-ägyptischer Weisheit auf den größten Tondichter des neunzehnten Jahrhunderts ausübte. Auf Beethovens Schreibtisch befand sich unter Glas und Rahmen die Inschrift des Tempels zu Sais, die da lautete: ‚Ich bin Alles was ist, was war und was sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet'". Dreister Schwindel! würden wir sagen, wenn es nicht zu amüsant wäre! Mozarts „Zauberflöte" und eine Inschrift über Beethovens Schreibtisch als Beweis für den „feierlich-gemessenen" Charakter der altägyptischen Musik!

Sehr schön heißt es dann weiter: „Die Fülle architektonischer und plastischer Monumente Aegyptens läßt um so schmerzlicher den Mangel musikalischer Denkmale, ich meine das Nichtvorhandensein von in Notenschrift fixirten altägyptischen Melodien empfinden. Das Fehlen derselben kann uns recht auffällig darthun, wie benachtheiligt in dieser Beziehung (!) die Musik den bildenden Künsten gegenüber ist. Denn Tongebilde stehen nicht, aus unverwüstlichem Material gefügt, fest in der Erde, um, wie die Pyramiden, Jahrtausenden zu trotzen; Töne sind vielmehr die schnell erzeugten, aber auch eben so schnell sterbenden Kinder des Augenblicks, die einen Moment in der Luft erzittern, um mit demselben wieder zu verwehen. Und selbst (!) der Versuch, sie durch eine Zeichenschrift festzuhalten, gab damals keine Gewähr für eine Dauer. Die Papyrosrolle war einer gelegentlichen Vernichtung durch die Elemente und durch tausend andere Feinde ausgesetzt; namentlich (!) in jenen Tagen grauer Vorzeit, in denen man noch nichts von unseren Künsten der Vervielfältigung musikalischer Geistesproducte wußte."

Trotz des „Nichtvorhandenseins" altägyptischer Melodien folgt nun ein Abschnitt

über die „nahen Beziehungen“ der ägyptischen Musik zur Religion, zum Staat und zur gesammten Cultur, namentlich zur Astronomie, woran sich die Texte (!) von zwei ägyptischen Liedern in deutscher Uebersetzung anschließen. „Waren die Tonweisen, die sich mit solchen Gesängen verschmolzen, nur annähernd ebenso stimmungsvoll wie diese, so ist die Musik bei den Aegyptern schon großer Wirkungen fähig gewesen.“ Dann kommt der übliche Passus über das musikalische System der Aegypter, über das wir leider „weit weniger bestimmtes wissen als über diejenigen der Chinesen und Inder. Dies hat darin seinen Grund, daß uns die gelegentliche Auffindung eines vereinzelten Papyros oder Palimpsestes (!) — was ist denn ein Palimpsest? Herr Naumann scheint es für Eselshaut oder für sonst ein Material zu halten? — nicht den Mangel jener heiligen Bücher zu ersetzen vermochte, welche sich bei den Chinesen und Indern erhalten haben.“ Gleichwohl werden ein paar Seiten mit diesem „System“ gefüllt, alles natürlich die baare Hypothese, von der der urtheilslose Leser aber doch den dämmrigen Eindruck bekommen muß, er habe etwas darüber erfahren, und zum Schlusse werden wieder die ägyptischen Musikinstrumente vorgeführt, diesmal, an der Hand der Denkmäler, in einer historischen Folge, die durch den pompösen Satz eingeleitet wird: „Die Geschichte der ägyptischen Musik steht im engsten Zusammenhang mit der politischen Geschichte der Aegypter“. Geschichte der ägyptischen Musik! Und dabei haben wir nicht einen einzigen Ton von dieser Musik erhalten.

Wenn unsere Leser sagen werden, daß wir dem Naumannschen Opus viel zu viel Ehre angethan, indem wir es ernsthaft von einem wissenschaftlichen Standpunkte aus beurtheilt, so haben wir darauf nichts zu entgegnen. Freilich sollte man solchen offenbaren Humbug, der nur auf unmündige Leser rechnet, bloß vom moralischen Standpunkte aus beurtheilen.

Wenn das Buch nun wenigstens lesbar geschrieben wäre! Es wäre doch immerhin etwas. Der Prospect rühmt ja vom Verfasser, daß er „mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Schönheit einer von künstlerischem Geist beherrschten Sprache“ verbinde, und wir können bestätigen, daß Herr Naumann sonst eine ziemlich glatte und einschmeichelnde Feder zu führen versteht. Freilich, wenn man, wie hier, nichts zu sagen hat, weil man selber nichts weiß, so muß man sich wohl in unbeholfenen Phrasen winden. Oder soll die „Schönheit einer von künstlerischem Geist beherrschten Sprache“ vielleicht darin liegen, daß ein einfaches Wort wie „zeigen“ consequent vermieden und durch die gesuchte Wendung „gewahren lassen“ ersetzt wird?*) Und der künstlerische „Geist“ vielleicht in den wohlfeilen Späßchen, die gelegentlich eingeflochten werden?**)

*) Vgl. S. 2: in dem großen Gegensatze, welchen uns hinsichtlich ihrer Auffassung der Tonkunst die ältesten Culturvölker Asiens und Europas gewahren lassen — S. 6: daß diese Länder und Völker auch darin eine Gemeinsamkeit gewahren lassen — S. 24: wie sie uns die indische Plastik in ihren aufgequollenen Gestalten gewahren läßt — S. 34: die Wände der Denkmale lassen mehr als eine auf Musik bezügliche Inschrift gewahren.

**) Vgl. S. 10: Das F hieß bei den Chinesen Kaiser, das G Minister, das A unter-

Die Abbildungen der vorliegenden beiden Lieferungen sind, wie von der Spemannschen Verlagshandlung zu erwarten, technisch tadellos. Komisch ist nur ihre Vertheilung. Da Porträts und Autographen von altchinesischen, altindischen und altaegyptischen „Tondichtern“ nicht zu beschaffen waren, so enthält die erste Lieferung mitten unter dem Texte über China und Indien das Facsimile eines Autographs von Franz Schubert und ein Bild von de Carmontelle: „Leopold Mozart mit seinen Kindern musicirend“, die zweite Lieferung mitten in Indien und Aegypten die Nachbildung einer Handschrift Beethovens und Händels Porträt nach Hudson. Natürlich wird der Buchbinder später dies Kunterbunt in Ordnung bringen, es ist kein Unheil. Unpassend ist es aber, daß die Facsimiles mit erklärenden Unterschriften in moderner Schrift versehen sind; diese Notizen gehören schlechterdings in den Text. Ueber die sonstige künstlerische Ausstattung dieser beiden Lieferungen ist es am besten zu schweigen. Wir haben bisher viel zu große Hochachtung vor dem Geschmack der Spemann'schen Verlagshandlung gehabt, als daß wir glauben könnten, sie empfinde nicht selbst die Stilmengerei, die z. B. zwischen der Umschlagszeichnung, dem Titelrahmen auf S. 1 und den Initialen hervortritt. Warum bietet sie aber dann dergleichen dem Publikum? Man durfte den ornamentalen Versuchen gegenüber, die in den letzten Jahren in unserer Buchausstattung gemacht worden sind, eine Zeit lang Nachsicht üben, da nach einer langen Periode des Verfalls fast allgemeine Rathlosigkeit in diesen Dingen herrschte. Aber nach und nach könnte doch begriffen worden sein, worauf es ankommt; gesagt worden ist es wenigstens oft genug, auch an dieser Stelle. Für solche „Bücherornamentik“ wie sie hier wieder geboten wird, bitte! bitte! lieber keine!

Ueber Herrn Dr. Reißmann und sein Opus im nächsten Hefte.

Krieg zwischen Rußland und China?

Ein neuer asiatischer Kampf in Sicht, Krieg zwischen Rußland und China! Den russischen Behörden jenseits des Ural ist telegraphisch der Befehl zugegangen, alle dortigen strategischen Straßen für den Verkehr von Truppen und Kriegsmaterial in Stand zu setzen. Gleichzeitig ist die Summe von einer halben Million Rubel für die Verbesserung der Straßen von Orenburg nach Centralasien ausgeworfen worden. In Odessa sammeln sich Schiffe zum Trans-

---

thänig gehorchendes Volk (wir würden heute sagen „beschränkter Unterthanenverstand“) — S. 19: Japanesische Gesandte sollen früher die fremden Herrscher nicht angeredet, sondern angesungen haben. „Diplomatische Noten“ hatten somit in Japan einen Doppelsinn und verdienten hier erst völlig ihren Namen; wobei wir natürlich nicht vorauszusetzen wagen, daß ein gesungen mitgetheiltes Ultimatum anders geklungen habe als eine Gratulation.

port von Truppen an die Amurmündung, und andere sind zur Blokade der chinesischen Küsten bestimmt. Auf die Nachricht hin, daß das in Peking über den ehemaligen chinesischen Gesandten Tschang Hao wegen Ueberschreitung seiner Befugnisse bei den Verhandlungen über Kuldscha verhängte Todesurtheil, trotz der Vorstellungen der russischen Legation, denen sich die anderen Gesandtschaften angeschlossen, bestätigt worden sei, hat die russische Regierung den Beschluß gefaßt, ihren Geschäftsträger aus der chinesischen Hauptstadt abzuberufen und ihre in China befindlichen Unterthanen unter den Schutz des Gesandten der Vereinigten Staaten zu stellen. So folgten sich in den letzten beiden Wochen die Nachrichten in den Zeitungen auf dem Fuße. Ein Kampf Rußlands mit dem Kaiser in Ostasien ist deshalb nicht unwahrscheinlich, das Streitobject aber würde jenes wenig bekannte Kuldscha sein.

Kein gesitteter Staat verträgt auf die Dauer einen Zustand, wo er zur Bewachung seiner Grenzen gegen räuberische Nachbarn gezwungen ist. Darin lag der Grund der immer weiter gehenden Annexionen innerasiatischer Gebiete an Rußland. Es war nicht freier Wille, nicht Eroberungstrieb, sondern die Nothwendigkeit, den Raubzügen der Turkmenen und Oesbegen ein Ziel zu setzen, wenn Rußland in den Chanaten Chiwa, Bochara und Kokan Krieg führte und eine große Eroberung nach der anderen machte.

Nicht so wichtig wie dieses Anwachsen des russischen Reiches in Centralasien, aber immerhin von nicht geringer Bedeutung für die Zukunft sind die Gebietserweiterungen, welche die Petersburger Politik im fernsten Südosten des Welttheils auf Kosten des himmlischen Reichs vorgenommen hat. Hier war als Grenze zwischen Rußland und China im Traktat von 1727 der Argun, ein Nebenfluß des Amur, und weiterhin die nördliche Wasserscheide des Amurthales, d. h. der Kamm des Jablonoi- und Stanowoi-Gebirges angenommen worden. Aber in den Jahren 1850 und 1851 überschritten die Russen diese Linien. Nachdem Nikolai Murawiew die Mündung des Amur untersucht und dort die Stadt Nikolajewsk gegründet, wurde — angeblich ohne Widerspruch der Chinesen — alles Land im Norden des genannten Stromes sowie ein breiter Streif der Küste am japanischen Golfe von den Russen besetzt, die darauf am Amur die Stadt Blagowjeschtschensk und an der Bai Peters des Großen die Stadt Wladiwostok erbauten. Damit aber sind dieselben nun nicht weiter mehr von Peking entfernt als dieses von Nanking, und sie stehen nun schon seit mehreren Jahrzehnten an der Schwelle des Gebietes, von dem aus die Mantschu, die letzten Eroberer des himmlischen Reiches, einst ihren Siegeszug begannen.

Wieder anders steht es mit der chinesischen Provinz Kuldscha am oberen Ili, die der Gothaische Hofkalender regelmäßig, dagegen Schwanebachs „Statistische

Skizze des russischen Reiches“, die aus officiellen Quellen schöpft, nicht unter den russischen Besitzungen in Mittelasien aufführt. Die Geschichte dieser sonach unbestimmten Eroberung ist nach dem soeben erschienenen ersten Bande von Otto Krümmels „Europäischer Staatenkunde“ (Leipzig, Duncker & Humblot), der wir in einem Theile des Nachstehenden folgen, und die wir als ein gründliches Werk lebhaft empfehlen, folgende.

Als der Aufstand der Taipings die militärischen Kräfte der Chinesen vollständig in Anspruch nahm, erhob sich 1862 auch die westlichste Provinz des Reiches, das chinesische Ostturkestan, eine halbmondförmige Kette von Oasen am inneren Rande des Tienschan, der Pamir-Hochebene und des Kwenlun, die hauptsächlich von dem muhammedanischen Volke der Dunganen bewohnt wird. Die Revolution nahm anfänglich für letztere einen guten Fortgang, endete aber dann damit, daß Jakub Beg von Kaschgar zwar die Chinesen vollends aus dem Lande trieb, dann aber die Dunganen sich unterwarf und tyrannisch beherrschte. Neben seinem harten Regiment im Innern ging eine geschickte auswärtige Politik her, indem er sich sowohl mit den Russen als mit den Engländern gut zu stellen verstand. Endlich aber gewann bei ihm die Neigung zu England die Oberhand. Dazu kam, daß sich während des Aufstandes von 1862 der nördlich vom Tienschan gelegene Theil Ostturkestans, das obere Ili-Thal mit der Hauptstadt Kuldscha, unter dem Dunganenfürsten Aban Oglan unabhängig gemacht hatte, und daß dieser die muhammedanischen Unterthanen der benachbarten Russen zur Rebellion aufstachelte und den Verkehr der russischen Kaufleute in Kuldscha erst erschwerte und zuletzt verbot. Dies veranlaßte den General Kolpakowski im Juni 1871 über die Grenze zu rücken und sich Kuldschas zu bemächtigen. Aban Oglan wurde in Orel internirt, und das fruchtbare Ili-Thal als Gouvernement Priilinsk mit dem russischen Turkestan vereinigt. Kuldscha aber hat eine sehr große handelspolitische Bedeutung. Es liegt an der Karawanenstraße, welche von den Kirgisensteppen am Ili-Flusse hin über das hier im Osten niedriger werdende Tienschan-Gebirge hinüberführt und am Lob Nor vorbei durch den alt berühmten Jümöun-Paß den oberen Hoangho erreicht — einer Hauptroute für den Theehandel, die für die Russen wie für Jakub Beg gleich begehrenswerth erscheinen mußte. Als es jedoch nach Niederwerfung der Taipings den chinesischen Heerführern im Frühling 1877 gelungen war, letzterem wiederholt Niederlagen beizubringen und zuletzt die Dunganen wieder unter die Botmäßigkeit der Pekinger Regierung zu bringen, trat die letztere im Frühjahr 1879 durch Vermittlung einer eigenen Gesandtschaft mit den Russen wegen Herausgabe der Ili-Provinz in Unterhandlung, die damit endigte, daß die letzteren in die Herausgabe dieser Provinz zu willigen versprachen, wenn man ihnen chinesischerseits Consulate in den westlichen Theilen des himmlischen Reiches

und eine Revision der Grenze gewähre. Der chinesische Gesandte ging auf diese Bedingungen ein, scheint aber damit seine Vollmacht überschritten zu haben; denn die Regierung in Peking ratificirte nicht nur den von ihm abgeschlossenen Vertrag nicht, sondern verurtheilte den Gesandten sogar zum Tode.

Seitdem sind die Unterhandlungen in der Sache zwar noch nicht abgebrochen worden, haben aber geruht und sollen von Rußland erst wieder fortgesetzt werden, wenn die Mitglieder der russischen Gesandtschaft in Peking, welche man wie oben bemerkt, inzwischen abberufen hat, nach Petersburg werden zurückgekehrt sein. Was dann beschlossen werden wird, ist abzuwarten. Nach dem aber, was man über die Verhältnisse und die Lage der Dinge in jenen fernen Gegenden Ostasiens weiß, scheint es, daß dort China in gewissen Beziehungen der stärkere von beiden Theilen ist, daß es sich dessen wohl bewußt ist, daß Rußland in Folge dessen wohlthun würde, wenn es bis auf Weiteres nachgeben wollte, und daß selbst in diesem Falle es sich fragt, ob China damit befriedigt sein und nicht vielmehr die Gelegenheit zur Wiedergewinnung auch des Amurgebietes zu ergreifen Neigung haben würde. Andererseits scheint auch Rußland nach dem zu Anfang Gesagten keine Lust zu haben, über ein gewisses Maß der Nachgiebigkeit hinauszugehen, und so ist ein Krieg zwischen den beiden Mächten nicht bloß möglich, sondern im hohen Grade wahrscheinlich.

Ein solcher Krieg würde zwar, obwohl in ihm die beiden größten Staaten der Erde miteinander zusammenstoßen und die Fläche des Kriegsschauplatzes eine ungeheuer ausgedehnte sein würde, kein großer sein, da nach unseren Begriffen große Heere nicht zur Verwendung kommen könnten. Wohl aber würde der Kampf alle seefahrenden Nationen in gewissem Grade in Mitleidenschaft ziehen, und zwar Deutschland gleich nach England. Ein Krieg Rußlands mit China würde eine Blokade der großen chinesischen Hafenstädte durch ein russisches Geschwader zur Folge haben, und dadurch würden in erster Linie der Handel und die Schifffahrt Englands, in zweiter die sehr bedeutenden Interessen Deutschlands auf diesen Gebieten unzweifelhaft erheblich beeinträchtigt werden; erst in dritter Reihe würden Nordamerika und Frankreich stehen. Für sicher halten wir daher die Nachricht, daß die kaiserliche Admiralität für jenen Fall die deutschen Kriegsschiffe, die in den ostasiatischen Gewässern stationiren, an der chinesischen Küste zusammenzuziehen und sie durch Fahrzeuge aus deutschen Häfen — man nennt zunächst die Korvette Blücher — zu verstärken gedenkt.

Ueber die Aussichten der beiden sich zum Kriege rüstenden Mächte wird folgendes einigermaßen orientiren. Rußland wird mehr noch als China mit der ungeheuren Entfernung der betreffenden Gebiete von seinen großen militärischen Centren und Hülfsquellen zu kämpfen haben. Vor einem halben Jahrhundert war man hier gegen den Nachbarkaiser im Süden ziemlich gut gerüstet,

zumal da er Feinde im Innern zu bekämpfen hatte und weder gut geschulte Truppen noch genügende Waffen besaß. Man hatte russischerseits eine Kette von Grenzforts, reguläre Soldaten im äußersten Osten Sibiriens, Artillerie in Nertschinsk und Selenginsk. Die Kosaken dieser Gegenden hatten den kriegerischen Geist ihrer Vorfahren bewahrt, welcher dem Zaren das Land erobert hatte. Während der langen Ruhezeit zwischen damals und jetzt ist es anders geworden. Die Forts in jenem Theile Sibiriens sind theils zerfallen, theils verschwunden. Die Grenze ist nur schwach mit regelmäßigen Truppen besetzt, und die Kosaken haben sich in eine mehr oder minder friedliche Polizei verwandelt. Dabei hat sich die Grenze um mehrere tausend Kilometer verlängert, und einer raschen Verstärkung der wenigen Truppen am Amur und der Ussura stehen die schlechte Beschaffenheit der Landstraßen und der gänzliche Mangel an solchen in vielen Gegenden als bedenkliche Hindernisse entgegen. Die Chinesen dagegen sind gegenwärtig bessere Soldaten als ehedem, sie haben zum großen Theile Präcisionswaffen und sind sie im Besitz gewisser anderer militärischer Vortheile, von denen wir nur den hervorheben, daß sie die Punkte ihres Angriffs wählen können. Obgleich nämlich die kriegerische Bedeutung der in Ostsibirien angesiedelten Kosaken erheblich abgenommen hat und Nachschübe guter Truppen auf dem Landwege erst spät eintreffen können, würde eine erfolgreiche Kriegführung Rußlands nicht unmöglich sein, wenn die Linienbataillone desselben nicht an den Anfangs- und Endpunkten der unermeßlichen Gebiete des Amur und der Ussura zusammengezogen, sondern über die ganze Grenze vertheilt wären und die Möglichkeit gegeben wäre, sie rasch an einem Punkte zu vereinigen. Das ist aber nicht der Fall, und darin liegt für die Chinesen eine gute Aussicht auf Erfolge, wenigstens für den Anfang des Kampfes. Mit Recht bemerkt die Kölnische Zeitung, daß die Generale des himmlischen Reiches den großen Vortheil für sich haben würden, daß sie beträchtliche Streitkräfte zu einem plötzlichen Angriffe ganz unvermerkt an den Amur bringen könnten, während ihre Gegner eine durch ungeheuere Zwischenräume unterbrochene Linie einnehmen würden. Die Wüste, durch welche die Chinesen zu marschiren hätten, würde kein sehr wesentliches Hinderniß sein, da die schiffbare Sungara ihnen eine vortreffliche Wasserstraße darbieten würde, die gerade auf die schwächsten Punkte der Amurlinie stößt. Wollte man einwerfen, daß das Gebiet der Ussura durch die Chinesen nicht bedroht sei, weil dieselben nicht im Stande seien, sich zu Herren über die Räuberstämme an der chinesischen Ussura zu machen, so läßt sich dagegen anführen, daß es den Russen mit den räuberischen Kirgisenhorden in den Gebieten von Semipalatinsk, Akmolinsk und Turgaisk kaum viel besser ergeht. Ja, es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Himmlischen nicht einen Augenblick Bedenken tragen würden, die Räuberstämme ihrer Nordostprovinzen in gleicher Weise gegen das Ussura-

gebiet zu verwenden, wie sie gegen Kaschgar und die Dunganen die Tschamganen, den Abschaum aller Verbrecher und Sträflinge, verwendet haben.

Am mittleren Amur also und an der Ussura würden die Russen bei einem Kriege mit China Anfangs voraussichtlich keine guten Geschäfte machen und sich auf die Vertheidigung beschränken müssen. Dagegen haben sie an dem unteren Amur bessere Aussichten, da sie auf dem Seewege binnen kurzem eine ansehnliche Streitmacht versammeln und mit dieser jederzeit Peking bedrohen könnten. Hier liegt der Punkt, wo sie ansetzen können und nach den letzten Nachrichten ansetzen werden, wenn es zum Kriege kommt. Die Entfernung von Odessa nach Wladiwostok beträgt (auf dem Wege über den Suezcanal) nicht mehr als fünfzig Tage, und so könnten im Nothfalle durch die zehn oder zwölf Transportschiffe, die für diesen Zweck bereit gehalten werden, die 10000 Mann, die zu einem Vorstoß auf die chinesische Hauptstadt genügen würden, wenn sie rasch Nachschub erhielten, zeitig genug an der Küste des Stillen Meeres versammelt sein.

Politische Briefe.

15. Die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze.

Die mit so vieler Spannung erwartete Vorlage ist also dem Abgeordnetenhause gleich in der ersten Sitzung nach der Vertagung zugegangen. Die Orientirung wird diesmal der öffentlichen Meinung ersichtlich schwer und, will man die Presse als Lehrerin der öffentlichen Meinung betrachten, so muß man sagen, der Lehrer macht es dem Schüler schwer, weil er sich selbst so mühsam orientirt. Der Chorus der Stimmen, für den der Reichskanzler immer Unrecht hat, ist ja auch da. Aber den Instinkt hat doch noch Jeder, daß ein Urtheil, welches immer fertig, kein Urtheil ist.

Wer politisch zu denken im Stande, dem kann es nicht entgehen, daß in dieser Vorlage einer der großen Züge des Reichskanzlers, vielleicht der größte Zug enthalten ist, den der Staatsmann, welcher so viele Erfolge der auswärtigen Politik zählt, in der inneren Politik bisher gethan.

Die Vorlage trägt freilich den Namen des Cultusministers und zwar diesen Namen allein, und ein angesehenes Organ der nationalliberalen Partei ist kleinlich genug, sich an diese Etikette zu klammern: ein rechtes Zeichen, wie schwer die wahre Orientirung fällt. Es wird behauptet, daß Herr v. Puttkamer an

der technischen Gestaltung der Vorlage und selbst an dem Grundgedanken den ersten Antheil habe. Das ist der eine Grund, ihm die Ehre der Einbringung zu lassen. Ein anderer Grund ist aber, daß erst im Januar dieses Jahres die „Provinzial-Correspondenz" einen Artikel brachte, worin ein neues Preßorgan der Curie in Rom, die „Aurora", belehrt wurde, daß die kirchenpolitische Gesetzgebung Preußens vom Cultusminister vorbereitet und im Landtage vertreten werde. Dieser seiner Zeit vielbesprochene Artikel sollte, wie ziemlich deutlich ist, wenn man sich an das erinnert, was die „Aurora" gesagt hatte, der im römischen Lager mit Geflissentlichkeit zur Schau getragenen Annahme begegnen, als könne der Reichskanzler in Preußen handeln wie er wolle, als habe er nicht einen König über sich, Collegen neben sich und außerdem den selbständigen Willen zweier gesetzgebenden Factoren. Nach diesem Vorgange mußte die Einbringung der jetzigen Vorlage durch Herrn v. Puttkamer doppelt angemessen erscheinen. Die Sachlage nun aber so zu verdrehen, daß eine Vorlage, die Fürst Bismarck deshalb nicht unter seinem Namen einbringt, um sie destomehr als Ausdruck der Gesammtpolitik des Staates erscheinen zu lassen, gerade darum auf Rechnung der „particularistischen", d. h. von der Gesammtpolitik abgelösten Tendenzen des jeweiligen Cultusministers gesetzt wird, ist ein Verfahren, das von wenig Muth zeigt, der Lage der Dinge ins Auge zu sehen, und daher auch von wenig Fähigkeit, der öffentlichen Meinung den Dienst der Aufklärung des Urtheils zu erweisen, dessen sie gerade diesmal dringend bedürfte.

Es ist unschwer zu erkennen, daß trotz des natürlichen Bestrebens, gerade diese Vorlage als Ausdruck der Gesammtpolitik der Regierung hinzustellen, die Vorlage in den eigensten Organismus der Gesammtpolitik des Kanzlers hineingehört, gleichviel ob der Cultusminister an der bestimmten Gestaltung den Hauptantheil hat. Auffallend ist an dem Gesetzentwurfe zunächst, daß von einer Voraussetzung Abstand genommen worden ist, welche in dem Staatsministerialbeschluß vom 17. März d. Js. für die Einbringung eines solchen Entwurfs aufgestellt war. In dem erwähnten, seiner Zeit veröffentlichten Staatsministerialbeschluß heißt es mit Bezug auf das unterm 24. Februar an den entsetzten Erzbischof von Cöln gerichtete Breve des Papstes: „Sie (die Regierung) hofft zunächst erwarten zu dürfen, daß der erneuten Erklärung über die versöhnlichen Absichten Sr. Heiligkeit auch praktische Folge gegeben wird. Sobald die königliche Regierung den sichtlichen und in Thatsachen ausgedrückten Beweis hierfür in Händen hat, wird sie sich bemühen, von der Landesvertretung Vollmachten zu gewinnen, welche ihr bei Anwendung und Handhabung der einschlagenden Gesetzgebung freiere Hand gewähren u. s. w." Man fragt, wo denn der erwartete Beweis ist und wie die Staatsregierung, trotz ihrer Erklärung, ohne denselben die betreffenden Vollmachten beantragen kann. Die

Regierung wird diese Aenderung ihres Vorsatzes keinesfalls unmotivirt lassen, aber man kann bedauern, daß die Motivirung nicht sogleich bei der Einbringung der Vorlage gegeben worden. Es hatte verlautet, die Vorlage werde nicht dem Präsidium bloß schriftlich übersendet worden, wie es mehr und mehr üblich geworden, sondern sie werde im Hause durch einen der Minister persönlich überreicht und mit einem begründenden Vortrage eingeführt werden. Daß dies nicht geschehen ist, mag wohl darin seinen Grund haben, daß, seitdem die sehr zweckmäßige Einrichtung der drei Lesungen besteht, der begründende Vortrag am wirksamsten, weil sogleich auf den Beschluß über die geschäftliche Behandlung Einfluß nehmend, bei der ersten Lesung gegeben wird. Immerhin ist aus dieser richtigen Idee diesmal der Nachtheil entstanden, daß die öffentliche Meinung einige Tage mit leicht zu entkräftenden Vorwürfen gegen die Vorlage eingenommen und verstimmt wird.

Leicht genug sind diese Vorwürfe zu entkräften. Seit dem 17. März wird ohne Zweifel die Staatsregierung Gelegenheit gehabt haben, sich in der Ueberzeugung unerschütterlich zu befestigen, daß mit Rom kein auf einer wie immer gearteten Gegenseitigkeit beruhendes Einverständniß möglich ist. Aus dieser nunmehr definitiven Ueberzeugung wird die Regierung zu dem Entschlusse gelangt sein, ganz selbständig vorzugehen, also ohne jede vorausgehende Leistung Roms sich die Mittel einer nachsichtigen Handhabung der Kirchengesetze zu verschaffen, ohne die Befugniß zur Handhabung nach der ganzen Strenge des Wortlautes aus der Hand zu geben. Ausgenommen einige durch die Erfahrung als unhaltbar erkannte Punkte, die sogleich definitiv geändert werden. Die katholische Bevölkerung wird dann Gelegenheit haben zu urtheilen, wer die Strenge veranlaßt, sobald sie beibehalten oder von neuem in Uebung gesetzt wird. Für eine clericale Kampfespolitik ist das Feld, welches die Regierung von ihrem Landtage beansprucht, ungünstiger als das bisherige. Die clericale Politik wird weit deutlicher erkennen lassen müssen, daß Trotz und erobernde Vermessenheit ihre Triebfedern sind, oder sie wird aus Gründen der Weltlage einen modus vivendi zulassen, dessen Unterbrechung bei für die Curie günstigen Umständen die Willkür jener Politik nur um so auffälliger hervortreten lassen würde. Es hat nichts auf sich, es ist sogar ein vortheilhafter Umstand, daß dem modus vivendi, falls er eintreten sollte, alle und jede Verbriefung fehlen würde, welche von der Curie nicht zu erlangen ist, welche die letztere aber auch nöthigt, dem anderen Theil die volle Freiheit zu lassen.

Was den kurzsichtigen Augen, welche es unternehmen, als schärfer blickend die öffentliche Meinung zu belehren, an der neuen Vorlage als ein Einschlagen des Weges nach Kanossa erscheint, das ist vielmehr der feste Entschluß der deutschen Politik, den Kampf, wenn die jetzt freiwillig und ohne vorangegangene

Leistung dargebotene Hand nicht angenommen wird, in ein Stadium des größeren Nachdrucks zu führen, von dessen Mitteln weder der Feind noch der meuterische Kleinmuth im eigenen Lager bis jetzt eine Ahnung hat. Die Vorlage ist Beides, je nachdem die Gegner handeln, ein Werkzeug des Friedens oder eine wirksame Vorbereitung der intensiveren Kriegführung.

Aber freilich, was werden die Parteien aus dem Werkzeug machen? Vielleicht nur sich selbst, vielleicht dem Vaterlande eine Waffe der tödtlichen Verwundung?

Literatur.

Kleine historische Schriften von Heinrich v. Sybel. Erster Band. 3. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1880.

In seinen kleinen historischen Schriften, welche aus einer Anzahl öffentlicher, an verschiedenen Orten gehaltener Vorträge, einigen akademischen Reden und mehreren Abhandlungen bestehen, führt uns Sybel in die verschiedensten Zeiten und auf die verschiedensten Schauplätze der Geschichte. Bald knüpft er an — seiner Zeit neu erschienene — Memoirenwerke an und liefert dann auf Grund der neuesten Forschungen Biographien (Prinz Eugen von Savoyen. — Katharina II. von Rußland. — Graf Joseph de Maistre.), in denen er nicht nur die äußeren Lebensverhältnisse und Thaten seiner Helden vorführt, sondern vor Allem ihre innere Persönlichkeit, ihren ganzen Charakter und ihre Anschauungen in geistvoller Weise darlegt. Bald fesselt er uns durch lebendige Schilderungen besonders wichtiger Epochen (Politisches und sociales Verhalten der ersten Christen. — Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte. — Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. — Ueber den zweiten Kreuzzug. — Edmund Burke und Irland.), wobei allgemein Bekanntes übergangen oder nur angedeutet, Verborgenes mit psychologischer Meisterschaft entwickelt wird. Allen Aufsätzen ist gemeinsam die vollste Beherrschung des Stoffes, prächtige Klarheit und Ruhe, entschiedene Wärme des Tons, anregende Gesichtspunkte, künstlerische Form.

Gegen die früheren Auflagen hat der Verfasser nur wenige Aenderungen vorgenommen. Die Ergebnisse neuerer Untersuchungen sind berücksichtigt worden, so auf S. 30, wo er von der Zeit spricht, in welcher die Germanen noch an den Abhängen des Himalaya wohnten, ferner S. 318 bezüglich des Austritts preußischer Offiziere in fremde Heere im Jahre 1812, S. 324 in der Beurtheilung von Yorks Capitulation durch König Friedrich Wilhelm und an anderen Stellen. Im Allgemeinen ist die Form der Vorträge, auch die Bezugnahme auf die politischen Verhältnisse zur Zeit ihrer Entstehung, unverändert gelassen. Stehen geblieben ist leider auch der alte Druckfehler auf S. 165, wo als Todesjahr der Kaiserin Elisabeth 1764 statt 1762 angegeben wird.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zum Verständniß der Lage in England.

1.

Es gab eine Zeit, wo unsere Staatsmänner sich in den Einrichtungen, die sie zu schaffen bemüht waren, England zum Muster nahmen und ihrer Regierungsweise die brittische Geschichte zur Lehrmeisterin wählten. Seitdem hat man erkannt, daß sich zwar auf diesem Wege manches Gute lernen läßt, daß aber andererseits auch hier das Wort gilt, nach welchem Eines sich nicht für Alle schickt, daß auch in England die Verfassung, das parlamentarische Leben und das Parteiwesen große Mängel zeigen, und daß es namentlich nach dem Ausfall der letzten Wahlen und in der Zusammensetzung des neuen Ministeriums den Anschein gewinnt, als ob in der Stimmung und Anschauung eines großen Theils des englischen Volkes der Radicalismus bedenkliche Fortschritte gemacht habe.

Wenn England sich rascher und vollständiger als die Nationen des Continents die Segnungen bürgerlicher Freiheit erworben hat, so liegt die Ursache davon gewiß zum Theil im Charakter des brittischen Volkes, aber ebenso und vielleicht noch mehr in geographischen Verhältnissen. Das brittische Reich ist ein Inselreich, und solche Reiche sind, vorausgesetzt, daß sie ihre Küstenlinien durch eine tüchtige Kriegsflotte vertheidigen können, wozu ihnen ihre insulare Lage wiederum vorzügliche Elemente liefert, besser zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit gegenüber ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Nachbarn befähigt als festländische Staaten. Diese müssen, da jene Unabhängigkeit, jene Freiheit nach außen hin die oberste politische Forderung für jedes Volk und die Voraussetzung auch der wahren inneren Freiheit ist, wenn wir uns nicht auf den vaterlandslosen Standpunkt der Kosmopoliten stellen, nothgedrungen große stehende Heere halten. Diese aber bedingen starke Anspannung der Steuerkräfte, straffe Verwaltung und möglichst wenig behinderte Bewegung der obersten Staatsgewalt, lauter Dinge, die sich mit der Selbstregierung nicht gut in Einklang bringen lassen. Ueberdies aber giebt die allgemeine Wehrpflicht, mit der gegen=

wärtig allein große Heere aufgestellt und erhalten werden können, dem Volke, bei dem sie eingeführt ist, einen Charakter, der gleichfalls nicht recht zur Selbstregierung stimmt; denn der in der militärischen Schule erzogene Bürger wird, auch wenn diese ihn entlassen hat, immer mehr oder minder nach den Regeln denken und handeln, die ihm dort eingeprägt worden sind, und die selbstverständlich mehr auf Unterordnung unter einen höheren Willen als auf selbständiges Auftreten hinzielen. Großbritannien als Inselstaat hat jene Nothwendigkeit und ihre Consequenzen nie kennen gelernt.

Die brittische Verfassung kennt drei Gewalten: Krone, Ober- und Unterhaus. Eine eigentliche Constitution giebt es nicht. An ihrer Stelle gelten eine Reihe von Parlamentsbeschlüssen, welche von der Krone gut geheißen worden sind. Das Einspruchsrecht der letzteren gegen solche Beschlüsse ist indeß nur nominell; denn fast seit zwei Jahrhunderten haben die englischen Souveräne thatsächlich auf Ausübung dieses Rechts verzichtet und jedes von beiden Häusern der Landesvertretung beschlossene Gesetz genehmigt. Die englische Krone hat seit dem Tode des Gemahls der jetzigen Königin erheblich an Ansehen eingebüßt. Schon vorher hatte Robert Peel sie genöthigt, bei einem Wechsel des Ministeriums auch die obersten Hofämter aus der ans Ruder gelangten Partei zu besetzen, also die Farbe der letzteren zu tragen und sich in deren Atmosphäre zu bewegen. 1868 beging der damals abtretende Minister Disraeli die arge Unehrerbietigkeit, in den „Times" eine Denkschrift über seine Amtsniederlegung zu veröffentlichen, ehe die Königin diese genehmigt hatte. Wo die Engländer unter sich zu sein glauben, äußern sie sich nicht selten in wenig sympathischer Weise über ihre Monarchin und noch weniger günstig über deren voraussichtlichen Nachfolger. Im Frühjahr 1868 hatte ein Mitglied des Unterhauses die Stirn, einen Antrag zu stellen, der darauf hinauslief, die Königin zur Abdankung zu veranlassen.

Das Oberhaus, aus erblichen Repräsentanten der englischen Aristokratie, lebenslänglich gewählten Vertretern des irischen, nur für die Dauer des Parlaments ernannten Vertretern des schottischen Adels und einigen englischen Prälaten zusammengesetzt, besitzt gegenwärtig und schon seit vielen Jahren nur noch geringe politische Bedeutung, und sein Veto hat thatsächlich nur aufschiebende Wirkung. Das Unterhaus ist es, welches Großbritannien regiert und welches seinerseits wieder von denen regiert wird, welche über die Mehrheit der Stimmen in der Versammlung verfügen; denn aus dieser Mehrheit geht das Ministerium hervor, und dieses tritt sofort zurück, wenn es in einer politischen oder finanziellen Frage in der Minderheit bleibt. Abwechselnd kommen so bald die Tories, die gewöhnlich als Conservative, bald die Whigs, die als Liberale aufgefaßt werden, ans Ruder. Der liberale oder conservative Charakter dieser

Parteien hat sich jedoch schon seit geraumer Zeit fast ganz verloren, wenigstens haben auch die Tories liberale Maßregeln und Gesetze vorgeschlagen und zu Stande gebracht, und in der Hauptsache kann man Krümmels „Europäischer Staatenkunde“ (Leipzig, Duncker & Humblot, 1880), der ein Theil des Nachstehenden auszugsweise entnommen ist, beipflichten, wenn sie jene beiden Parteien S. 354 als „aristokratische Gevatterschaften, oligarchische Banden unter parlamentarischen Häuptlingen“ bezeichnet. Bis zum Jahre 1830 hatten ein volles halbes Jahrhundert hindurch nur die Tories die Ministerien geliefert. Dann folgte eine Zeit, wo bald sie, bald die Whigs sich in die obersten Aemter und Würden theilten, weil bald diese, bald jene bei den Wahlen für das Parlament die meisten Stimmen gewonnen hatten. 1868 räumten die Tories den Whigs den Platz am Staatsruder, von 1874 an traten jene wieder die Regierung an, und im April d. Js. bekamen die Whigs bekanntlich wieder das Heft in die Hände.

Die Mitglieder des Unterhauses werden von den Grafschaften, den Städten und den Universitäten gewählt. Ein förmliches Wahlrecht giebt es nicht, sondern nur Wahlgerechtsame, die das Parlament den Städten und Landgemeinden verleihen oder entziehen kann. Nicht die Bevölkerung nach ihrer Kopfzahl oder ihrer Besteuerung, sondern die Bewohner dieses oder jenes Landestheils sind mit dem Rechte zu wählen begünstigt, und die Gesetze, welche diese Gunst gewähren, entspringen immer einem Abkommen zwischen den Altberechtigten. Vor 1867 gab es in Großbritannien nur $1^1/_3$ Millionen Wähler, und in jeder Wahlgemeinde war der Einfluß der Stimmen anders bemessen. Diese Ungleichheit war geradezu empörend; denn obscure Landstädtchen, faule Burgflecken, deren es besonders im landwirthschaftlichen Südosten viele gab, übten mehr Rechte aus als Capitalen und Metropolen. England hatte vor nicht langer Zeit zwei Wahlkörper, die mehr als fünftausend Wähler umfaßten und doch nur über einen einzigen Sitz im Hause der Gemeinen verfügten; 59 hatten weniger Stimmen als fünfhundert, einer nur 106. In letzterem, Pontarlington, übte jeder Wähler vermöge seiner Stimme 44 Mal so viel Einfluß auf die Gesetzgebung und Regierung des Landes, als wenn er in Edinburgh, 83 Mal so viel, als wenn er in der Londoner City, 103 Mal so viel, als wenn er in Manchester und 190 Mal so viel, als wenn er im West Riding von York abzustimmen berufen gewesen wäre. Dieser Unfug ist, wie angedeutet, vor zwei oder drei Jahrzehnten beseitigt worden. Fragte man vorher nach der Ursache, weshalb das nicht schon längst geschehen, so erhielt man die kühle Antwort: es sei eben Herkommen und werde bleiben, bis ein Gesetz es ändere.

Bei allen Umgestaltungen des Wahlgesetzes lag den Leitern der beiden großen Parteilager, wie Krümmel nachweist, nicht so sehr daran, einen modernen

Rechtsgrundsatz zur Geltung zu bringen, als die Zahl der Parlamentssitze ihrer Partei zu vergrößern. So verstärkten die Whigs 1832 durch John Russells Reformbill, die eine neue Vertheilung der ländlichen Wahlgemeinden und Herabsetzung des Census in den Städten zum Zweck hatte, ihre Wählerschaft erheblich. Dann fristeten sie ihre Popularität Jahrzehnte hindurch, indem sie stets eine gewisse Bereitwilligkeit zur Schau trugen, die Berechtigung zum Mitwählen durch Verminderung des Census zu erweitern. Im Grunde aber war den Meisten unter ihnen an einer stark fühlbaren Reform in dieser Hinsicht nichts gelegen. Sie stellten wohl dahin gehende Anträge, aber in heuchlerischer Weise; denn bei der Abstimmung über dieselben half ein Theil der Partei durch sein Votum die vorgeschlagene Maßregel zu Falle zu bringen. „Als 1866 über Russells Bill zur Herabminderung der städtischen Wahlschätzung von zehn auf fünf Pfund Sterling abgestimmt wurde, erkannten feinere Beobachter sehr rasch, daß nur die Radicalen mit Herz und Stimme, die Whigs aber nur mit der Stimme die Neuerung vertraten; und in der entscheidenden Sitzung votirte sogar ein Theil der letzteren mit den Tories." Die Bill fiel, und mit ihrem Fall ging die Regierung auf die von Lord Derby und Disraeli geleiteten Tories über. Diese hätten nun, da sie nur schwache Stimmkräfte hinter sich hatten, bald wieder vom Ruder zurücktreten müssen, und so beschloß Lord Derby, einen großen Anlauf zu nehmen, seinen Gegnern den Schein reformiren wollender Politiker, von dem sie jahrelang ihre Popularität hergenommen hatten, abzustreifen und der Tory-Partei alle aufrichtigen Freunde der Wahlreform zuzuführen, in dem er mit einem Schlage ein Wahlgesetz formulirte, das alles enthielt, was die Gegenpartei, die angeblich Liberalen, den unvertretenen Klassen der Bevölkerung bisher nur vorgespiegelt hatte. So wurde 1867 dem Parlamente die lex Disraeli vorgelegt. Dieselbe kannte ursprünglich nur ein Haushalter-Wahlrecht (Household Suffrage) mit verschiedenen Hindernissen. Bald aber fiel eine Beschränkung nach der anderen. Zunächst wurde die Bestimmung beseitigt, nach welcher Hochbesteuerte doppelt stimmten, dann verwandelte man die Bedingung zweijähriger Ansässigkeit am Wahlorte, indem fortan nur einjährige nöthig sein sollte, darauf wurde der Unterschied zwischen Miether und Aftermiether, so fern er den letzteren nicht mitwählen ließ, abgeschafft, und zuletzt überboten sich Whigs und Tories im Befürworten eines hausväterlichen Wahlrechts ohne alle Verkümmerung. So haben die Tories, die 1832 die Mündigerklärung der englischen Katholiken durchführten, 1867 von neuem gezeigt, daß nur sie große Reformen in der Gesetzgebung durchzubringen im Stande sind.

Man hatte, als 1868 das neue Wahlgesetz zum ersten Male zur Anwendung kam, viel von ihm gehofft und andererseits viel gefürchtet. Aber scheinbar

erfüllte sich hiervon nichts. „Aus der Ferne betrachtet bestand," wie unsere Quelle sagt, „das Ergebniß vorläufig darin, daß Whigs und Tories einige Wahlsitze verloren und andere gewannen, daß die ersteren mehr gewannen als verloren, das neue Wahlrecht aber wie der kreisende Berg eine Maus zum Lachen geboren hatte. Unter den 658 Abgeordneten befanden sich nicht weniger als 45 voraussichtliche Erben einer Peerswürde, 65 Söhne großer Adelsfamilien, sowie 94 ihrer Blutsverwandten, endlich 65 Baronets oder jüngere Söhne von solchen, also 267 aristokratische Häupter. Von dem Reste, der nicht ganz zwei Drittel betrug, entfielen auf die Eisenbahndirectoren nicht weniger als 121 und auf den Handelsstand 116 Stimmen. Die übrigen Plätze gehörten entweder Juristen oder Glückskindern vom gestrigen Tage an, welche letzteren sich die Parlamentswürde und damit ihren Reichthümern einen besseren Geruch zu erkaufen pflegen, weil ihnen sonst die Thüren der besseren Gesellschaft verschlossen bleiben würden. Staatsmänner von Beruf waren kaum vier Dutzend darunter, zünftige Denker konnte man an den Fingern einer Hand herzählen — und die Arbeiter glänzten durch ihr völliges Nichtgesehenwerden." Die letzteren hatten aber das zum Gewähltwerden unbedingt erforderliche Geld nicht besessen, das sich nach Esquiros auf etwa 500 Pfd. Sterling oder 100000 Mark für jede einzelne Wahl beläuft, auch wäre für sie ohne Diäten das Londoner Pflaster zu theuer gewesen.

Wollte man aus dem Ergebniß dieser Wahlschlacht schließen, daß das neue Wahlgesetz in alle Zukunft hinein nicht anders wirken werde als das frühere, so wäre das ein Irrthum. Mit Recht sagt Krümmel S. 358: „Das allgemeine Wahlrecht hat sich auf dem Festlande bisher den herrschenden Staatsgewalten und den conservativen Richtungen günstig gezeigt. Jede Einschränkung des Rechtes, sei es durch eine Wahlschatzung, sei es durch eine Wahlmännerwahl, gab den städtischen Bevölkerungen und namentlich den besser unterrichteten Klassen ein Uebergewicht, welches der Stimmenzahl nicht entsprach. Daher wird das allgemeine Wahlrecht vielfach für unvereinbar mit dem Liberalismus gehalten, und das ist richtig, nur fällt das, was liberal genannt wird, keineswegs mit dem zusammen, was wahrhaft freisinnig ist. Liberal heißt in unserer publicistischen Sprache nur das, was der städtischen Bevölkerung am meisten zusagt, wäre es auch geradezu illiberal wie jede Beschränkung des Wahlrechts. Wahrhaft freisinnig ist allein das allgemeine Wahlrecht, selbst dort, wo es vorkommen könnte (und vorgekommen ist), daß die Landbevölkerung völlig in den Händen einer Geistlichkeit wäre, die feindselig gegen die geistige Entwicklung des Volkes aufträte. Möchte aber auch irgendwo die Landesbevölkerung an politischer Reife hinter den Städtebewohnern zurückstehen, so erfordert dennoch die Gerechtigkeit, daß Reife und Unreife öffentlich vertreten werden, damit die

Wahlen ein treues Bild der herrschenden Zustände abspiegeln" und, wie wir hinzufügen, niemand gezwungen wird, nach den liberalen Doctrinen selig zu werden. Aus diesen Erwägungen darf man die ersten Proben der neuen Wahlform in England nicht für entscheidend für deren Werth ansehen. Die dritte, d. h. die diesjährigen Maiwahlen, war schon erheblich anderer Natur. Die Whigs haben nur mit Unterstützung der Radicalen gesiegt und werden fortan auf dieselben Rücksicht zu nehmen genöthigt sein. Ueberdies aber genießt in England die Volksvertretung keineswegs ganz mehr die einstige Selbstherrlichkeit; denn in wesentlichen Fragen hat sie sich in den letzten Jahren der Volksstimmung anbequemen müssen, welche in der Presse sich ausspricht. Mit anderen Worten: Wie die Krone nur noch der Schatten von dem ist, was sie ehedem war, so schreibt dort die öffentliche Meinung, von der man bei uns mehr redet und schreibt als wahrnimmt, den Herren Gesetzgebern im Unterhause vielfach ihr Thun und Lassen vor.

Schon längst hat es in England eine radicale Partei gegeben. Es ist die sogenannte Manchesterschule, zu deren Häuptern Cobden und Bright zählen, und die man vielleicht richtiger als die amerikanische Schule bezeichnet. Diese Politiker betrachten die nordamerikanische Union als Ideal und Musterstaat. Letztere galt bis in die ersten sechziger Jahre noch als Anomalie, als Versuch, die wahre Freiheit auf die Erde zu verpflanzen, ein Versuch, der nur bei dünn gesäeter Bevölkerung und bei vollständigem Mangel an gefährlichen Nachbarn statthaft wäre, und in Betreff dessen man die Prüfungsstunde noch abzuwarten hätte. Diese Prüfung schien mit dem großen Bürgerkriege gekommen zu sein, und siehe da, als derselbe beendigt war, hatte die demokratische Staatsform ihre Lebensfähigkeit wenigstens für die jetzt lebende Generation dargethan. Die Folgen blieben für England nicht aus; denn jetzt erhielt die amerikanische Schule unter seinen Politikern Credit. Die erste Nachwirkung war die oben erwähnte Einführung des allgemeinen Wahlrechts, die zweite ein starker Niedergang der Tory-Partei und ihr Rücktritt von der Regierung. Die Königin berief zur Uebernahme der letzteren ein Whig-Ministerium mit Gladstone an der Spitze, und dessen erster Schritt war, sich mit John Bright, dem guten Freunde und Gesinnungsgenossen Mazzinis, Louis Blancs und Kossuths, zu alliiren. Die nächste politische That des neuen Premiers war die Entstaatlichung der irischen Kirche, die nicht bloß eine Abschlagszahlung auf die Ansprüche der unruhigen Irländer war, sondern einen unleugbar amerikanischen Anstrich hatte, indem sie den Zweck verfolgte, den Staat von jedem confessionellen Beigeschmacke zu befreien. Auch die englische Hochkirche wird einmal aufhören, Staatskirche zu sein, da was dem irischen Katholiken recht ist, doch wohl auch den englischen Dissentern billig sein wird, und da die unnatürlichen Rechte der Prälaten hier zwei mächtige Feinde,

den Secteneifer und den Brotneid, haben. Wenn Gladstone und Bright nicht schon 1870 dazu verschritten sind, so unterließen sie es vermuthlich deshalb, weil sie erst die Entwicklung der Neuerung in Irland abwarten wollten.

Die irische Frage selbst wurde damit nicht gelöst oder der Lösung entgegengeführt. Die Agitation der römischen Clerus nahm nicht ab, die centrifugalen, einer Lostrennung von England zustrebenden Parteien traten heftiger und stärker auf als in den Jahren vorher, und zu gleicher Zeit mehrten sich die agrarischen Verbrechen. Die Besoldungen der Geistlichkeit der irischen Staatskirche betrugen zusammen nur eine halbe Million, die Einkünfte der protestantischen Engländer und Schotten dagegen, welche die Grundherren der irischen Pachter waren, beliefen sich auf etwa 11 Millionen Pfund Sterling. Dies hatte nach Krümmels Darstellung folgende Ursachen. Bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es in Irland kein persönliches Eigenthum an Liegenschaften, sondern die „Septa" oder der Clan verfügte zu gesammter Hand über den Besitz. Die Häuptlinge genossen die Nutzung einer ansehnlichen Ackerflur; da ihre Würde aber nicht erblich war und nach dem Tode auf das Haupt einer anderen Familie übertragen zu werden pflegte, so konnten sich die unbeweglichen Güter nie bei einem Hause befestigen, sondern wurden immer wieder frisch ausgetheilt. Jakob I. bot den damals herrschenden Häuptlingen an, ihnen das, was sie nur als Nutznießer besaßen, in Lehen zu verwandeln. Sie gingen darauf ein und leisteten den Vasalleneid. Darauf aber ließen sie sich wieder in Verschwörungen und Aufstände ein, und die Folge war, daß ihre Güter eingezogen wurden. So gelangte die Krone in den Besitz alles Grundeigenthums auf der Insel, und aus ihrer, sowie später aus Cromwells Hand empfingen wiederum englische und schottische Ansiedler die betreffenden Ländereien. Die Iren betrachten dies als ein Unrecht, sie finden es unbillig, Grundbesitzern, die durch Gewaltthat Stücke irischen Bodens erlangt haben und noch dazu nicht unter ihnen leben, Pacht zu entrichten, und werden sie in Folge dessen von dem erpachteten Lande vertrieben, so rächen sie sich durch Ermordung der Verwalter. Vor etwa zehn Jahren kamen im Laufe von zwölf Monaten nicht weniger als sieben solcher Morde vor, und seitdem haben sich die Zustände wenig gebessert. Gesetz und Polizei sind in den meisten Fällen ohnmächtig, da die Verbrecher äußerst selten verrathen werden und da sich, wenn man ihrer habhaft wird, keine Zeugen zu ihrer Ueberführung finden. Das verfassungsmäßige Verfahren reicht selbst in vergleichsweise ruhigen Zeiten nicht zum Schutze der von dem Vehmgerichte der „Ribbonmen" bedrohten Grundherren und Verwalter hin, und so war man bis jetzt zu beständigen Aufhebungen der Habeas-Corpus-Acte, d. h. zur Erklärung des Belagerungszustandes genöthigt.

Hierzu kommt aber noch, daß die irischen Farmer unverständig wirthschaften,

indem sie ihre Pachtflächen zerstückeln, was nur in der Nachbarschaft großer Märkte erlaubt ist, auf dem flachen Lande aber, fern von Städten und Eisenbahnen, nothwendig ins Elend führen muß. Eine Pachtstelle, die sich lohnen soll, muß wenigstens 15 Acres oder 6 Hectaren groß sein, nur die Hälfte der irischen Pachter verfügt über dieses Maß, ein Fünftel derselben hat weniger als fünf und 51910 haben sogar weniger als einen Acre. Der Gang der Dinge, der hiezu geführt hat, war folgender. Ein Mann übernahm die Pacht einer hinreichend großen Landfläche, als er heirathete. Als seine Kinder heranwuchsen, vertheilte er letztere unter dieselben nach der Kopfzahl, und so entstanden Pachtfleckchen, welche die sie bewirthschaftende Familie höchstens mit Kartoffeln ernähren konnten. Geheirathet wird sehr frühzeitig, und die Ehen sind „zum Entsetzen fruchtbar". Hat ein Ire ohne Kinder eine ausgedehnte Pachtflur inne, so spielt er den Grundherren und zerlegt sie in Afterpachtungen, treibt von den Afterpächtern den Zins ein und lebt dann von dem Ueberschuß, den dieser ihm über den von ihm an den eigentlichen Besitzer zu zahlenden Pachtschilling gewährt.

Wenn daher die Iren, welche das „Home-Rule", die politische Autonomie, ein eigenes Parlament und einen eignen Regenten in Dublin auf ihre Fahne schreiben, die weitere Forderung: „Irland für die Iren" erheben und das ihren Vorfahren entrissene Land aus Pachtungen in volles Eigenthum umgewandelt sehen wollen, so ist für den Fall, daß man ihnen willfahrte, mit Sicherheit vorauszusagen, daß sie sich durch Zwergwirthschaft und Uebervölkerung in das größte agrarische Elend bringen würden.

Die keltische Bevölkerung in Irland, die zugleich die katholische ist, nimmt von Jahr zu Jahr mehr ab. „Schon heute beten und fluchen $^{49}/_{50}$ der Bewohner der Smaragdinsel auf gut Englisch." Aber die Opposition der Iren gegen England ist dadurch nicht schwächer geworden. Sehr viele der einwandernden Engländer treten zum Katholicismus über, der diese Opposition durch seine Priester nach Kräften schürt. Das zweite Geschlecht der Einwanderer wird seiner nationalen Gesinnung nach fast ausnahmelos irisch. So wird, nach Krümmels Ansicht, der irische Nationalgeist niemals erlöschen, wie sehr sich auch das keltische Blut verdünne, und vergeblich hoffen viele Engländer, daß bei einem Abfall der keltischen Bevölkerung wenigstens die protestantischen Irländer, die sogenannten Orangisten, sich zum Mutterlande halten werden, und daß namentlich Ulster sich von den drei anderen Provinzen lossagen werde, da dort die Protestanten den Katholiken an Zahl ungefähr gewachsen sind, die Angelsachsen durch ihren Besitz stark ins Gewicht fallen und die alte Sprache der Insel in schnellem Verlöschen begriffen ist. „Die Raufereien zwischen Papisten und Orangisten sind nur häusliche Zwiste, während in geschichtlichen und poli-

tischen Forderungen, welche die Inselheimath angehen, sämmtliche Bewohner Irlands wie Geschwister denken und fühlen."

Diesen Verhältnissen standen die Tories bisher ablehnend gegenüber. Die Whigs haben an Versprechungen viel, an Thaten wenig geleistet. Bright machte 1868 den wunderlichen Vorschlag, alle irischen Grundherrschaften, die sich im Besitze von Engländern befänden, in die Hände der Krone zu bringen, die dann die Ackerloose nach indischem Herkommen verpachten solle. Ein solcher Gedanke ist geradezu abenteuerlich; denn da es sich um 11 bis 12 Millionen Pfd. St. jährliche Einkünfte handelt, so würde durch Uebernahme einer derartigen Last die britische Nationalschuld fast um die Hälfte vergrößert werden, ohne daß der Pachtschilling der Iren sich verminderte. Auch gehörte selbst dann Irland nicht den Iren, sondern dem britischen Staatsschatze, und welche Zwangsmittel wollte man gegen Gemeinden zur Anwendung bringen, die mit ihrem Pacht im Rückstande bleiben? Von einer Ausführung der Brightschen Phantasie ist daher, als dieser mit Gladstone ans Ruder kam, nicht die Rede gewesen. Er war eben als Minister ein anderer John Bright als der John Bright, welcher vorher den Führer der radicalen Opposition gemacht hatte, und es wird ihm jetzt, wo sich das Spiel wiederholt und der Parteimann wieder verantwortlicher Mitregierer des Landes ist, ganz sicher ebenso ergehen.

Bei diesem Stande der Dinge wird die irische Frage noch lange auf ihre Lösung zu warten haben. „Indeß sollte," wie Krümmel meint und wir nicht in Abrede stellen wollen, „unsere Zeit, welche die Theilung des österreichischen Kaiserstaates erlebt hat, auch eine dualistische, wenn nicht eine völlige Lösung Irlands von Großbritannien zu den Möglichkeiten zählen." Man darf dabei nicht an eine Insurrection der Home-Ruler und ihrer Partei denken. Zwar ist damit häufig gedroht worden, auch haben die Fenier Putsche der verschiedensten Art versucht. Aber alle solche Thorheiten haben kläglich geendigt, und ähnliche Versuche — zu anderen, ernsteren kann es nicht kommen — würden auch jetzt und in der nächsten Zukunft von den Briten rasch und ohne besonders viel Aufwand von Geld und Blut niedergeschlagen werden. Eher wäre es möglich, daß sich in England hinsichtlich der Iren allmählich eine Sinnesänderung vollzöge, und zwar wird dies um so rascher eintreten, je mehr Boden sich dort der demokratische Radicalismus, die amerikanische Art, über Staat und Gesellschaft zu denken, erobert. „Nur die Gemeinsamkeit der Nationalschuld und die gewaltigen Geldlasten, die aus einer Entschädigung der in Irland begüterten englischen Grundbesitzer erwachsen würden, werden das Endergebniß lange verzögern. Decimalzugeständnisse werden die Iren ganz sicherlich nicht zum Verzicht auf ihre Hauptbeschwerde bestimmen, sondern nur zu lebhafterem Fordern reizen." So weit stimmen wir ungefähr mit den Erwartungen der

Schrift, welcher wir im Vorhergehenden meist gefolgt sind, überein. Weiterhin fehlt uns die Phantasie der Verfassers, um ihn begleiten zu können, wenn er fortfährt: „Und warum sollte nicht einmal eine Republik Irland unter die Vereinigten Staaten aufgenommen werden? Der größte Zweifel über die Möglichkeit einer solchen überseeischen Verbindung bestünde jedenfalls darin, ob die Amerikaner den Stern Irlands in ihr Banner aufzunehmen geneigt sein würden."

Hier nimmt unsere Schrift doch wohl einen zu hohen und zu weiten Flug ins Graue hinein. Denkbar ist ja so ziemlich alles, was der Logik und Mathematik nicht wiederspricht, und die Möglichkeit hat keinen Horizont. Aber zu den Wahrscheinlichkeiten wird ein Stern im Wappen der Amerikanischen Union, der Irland bedeutet, vor Ablauf unseres Jahrtausends gewiß nicht gehören. Wahrscheinlicher kommt es uns vor, daß es noch vor dem Jahre 2000 eine solche Union gar nicht mehr geben wird.

Aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms II.

Die Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Stein-Hardenbergischen Reformen hat bisher bei den Historikern nicht die gebührende Beachtung gefunden. Der Grund für diese Erscheinung ist nicht schwer zu finden. Die Zeit Friedrichs des Großen wie die Geschichte von Preußens Wiedergeburt boten einen erfreulicheren Stoff zur Darstellung. An den zwischen jenen Zeiten liegenden Jahren ging man gern vorüber, da sie in der auswärtigen Politik Preußens nur Schwäche, im Innern Verfall zeigten. Mit Recht weist aber M. Philippson, der Verfasser eines vor kurzen erschienenen Werkes über diese Periode*), darauf hin, daß gerade diese Zeit von hoher Wichtigkeit ist, weil sie bei der Schwäche des Monarchen, der Ministerwillkür und dem Günstlingsdespotismus die ersten Bestrebungen zur Beschränkung des absoluten Königthums, wie es sich nach Vernichtung der ständischen Mitwirkung seit dem Ende des 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte, hervorrief, Bestrebungen, die, von den Kreisen der höheren Beamten ausgehend, allmählich weiter drangen und endlich zur Forderung einer

*) Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Von Martin Philippson. Erster Band. Leipzig, Veit & Co., 1880. VI u. 469 S.

Verfassung führten. Sodann erregt jene Zeit unser Interesse auch durch den Kampf, der kurze Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen wider die verflachte, ersterbende Aufklärung begann. Längst schon hatten phantasievollere und innerlichere Gemüther an der trockenen Verständigkeit der rationalistischen Lehre und deren hausbackener Moral keine Genüge mehr gefunden. Gerade im Widerspruche zu ihr fing man an, sich in einer schrankenlosen Mystik und Gefühlsschwärmerei zu gefallen. Aus jener Bewegung aber, die das Gefühl im Gegensatze zum Verstande, das Individuelle im Gegensatze zum Allgemeinen, das Versenken in das Ich im Gegensatze zum Anschluß und zur Unterordnung unter das Ganze betonte, ging die Sturm- und Drangperiode der deutschen Poesie, gingen die gährenden, unklaren, durch einander wogenden Bestrebungen hervor, die erst allmählich und in läuternder Beruhigung zu den schönsten und herrlichsten Erzeugnissen des vaterländischen Dichtergeistes führen sollten. Der Wettkampf der verschiedenen Richtungen, der damals im privaten wie im literarischen Leben begann, machte sich bis in die höchsten Sphären des Staates aufs entschiedenste geltend. So wurde die Frage, wie weit die Denk- und Preßfreiheit und die religiöse Duldung sich ausdehnen ließen, zu einer brennenden und viel umstrittenen. Endlich trat damals auch die große Aufgabe der Assimilirung weiter fremdartiger Erwerbungen an die Regierung heran. Wie und mit welchem Erfolge sie derselben gerecht geworden ist, ist sicherlich eine Frage von geschichtlicher Bedeutung; sie dürfte auch für die Gegenwart, wo im Westen unseres Vaterlandes ähnliche Verhältnisse bestehen, von Wichtigkeit sein.

Ehe Philippson an seine Aufgabe herantritt, giebt er ein zusammenfassendes Bild von den außerordentlichen Leistungen Friedrichs des Großen wie den charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner Regierungsweise. Friedrich hatte Preußen zu einem ruhmreichen, festgefügten deutschen Staatswesen mit dem Charakter einer europäischen Großmacht erhoben, er hatte Deutschland von fremden Einflüssen befreit und dem deutschen Volke das längst verlorene Bewußtsein eigener Nationalität, Kraft und Größe zurückgegeben, er hatte gegenüber den veralteten politischen Mächten, der religiösen Bedrückung und der geistigen Stagnation den Sieg des modernen Staatsbewußtseins und des individuellen Gewissens davongetragen, er war endlich im Kampfe mit einem todten, entwicklungsunfähigen Conservativismus der ruhmreiche Vertreter der im besten Sinne des Wortes revolutionären Kräfte gewesen. Außerordentlich schwere Lasten hatte Friedrich seinen Unterthanen jedes Standes aufgebürdet. Als Ersatz für ihre Leistungen hat er ihnen nicht viel mehr gegeben als das befriedigende Gefühl, einem großen, geachteten Ganzen anzugehören und für dasselbe zu wirken. Aber er hat auch wie kein anderer Fürst seine eigene Persönlichkeit dem Staate zum Opfer gebracht, keiner hat wie er, das Größte wie das Kleinste durchschauend, Alles beherrschend, sein Interesse so völlig mit dem Staate verknüpft.

Daß das System des aufgeklärten Despotismus, dem Friedrich anhing, seine Schattenseiten hatte, kann freilich nicht geleugnet werden. Schon der große König selbst konnte der Aufgabe, eine Art allwissende und allmächtige Vorsehung zu spielen,

nicht immer genügen. Unter einem minder begabten Nachfolger mußte eine solche Regierungsweise zur Vernachlässigung der wichtigsten Regierungsgeschäfte, zum Verfall, zur Erschlaffung des ganzen Verwaltungsmechanismus und aller staatlichen Einrichtungen führen. Aber auch noch andere Schwierigkeiten mußte ein Nachfolger Friedrichs II. überwinden. Die strenge Disciplin, die peinliche Beaufsichtigung hatte den Beamten die Initiative, Selbstvertrauen, Freudigkeit und Begeisterung für jede Thätigkeit geraubt. Mit Mißtrauen und Mißachtung war Friedrich seinen Beamten begegnet. Konnte ein so herabgewürdigter Beamtenstand durch ideales Streben, Weite und Kühnheit des Blickes sich auszeichnen? Mußte nicht mehr und mehr feige und schlau berechnende Selbstsucht ausgebildet werden? Nicht viel besser aber stand es in der Armee, dem gepriesenen Werkzeuge preußischen Ruhms. Wohl hatte Friedrich hier dem Officierscorps die exorbitantesten Vorrechte gewährt, aber der Einzelne galt ihm nur als Instrument seines Wollens. Beharrlich konnte er einem ehrenwerthen höheren Officier selbst zu einer standesgemäßen Heirath die Erlaubniß verweigern. Selbst ohne hinreichende Veranlassung erfolgten häufig entwürdigende grobe Schmähungen oder Cassation. Auch hierbei können wir die Bemerkung machen, daß der große König in den Fehler so vieler thatkräftiger und genialer Naturen verfiel, daß er zu wenig Werth auf die moralischen Triebfedern und das Zusammenwirken vieler Einzelindividualitäten legte, sondern alles vom maschinenmäßigen Gehorsam erwartete. Mit wahrhaft socialistischer Allsorgfalt hatte sich der Staat in alle gewerblichen Verhältnisse eingemischt, um seine Unterthanen auch wider deren Willen glücklich und reich zu machen. Allenthaben waren mit Friedrichs Unterstützung Fabriken entstanden; durch Prämien wurden dem undankbaren Boden Seidenraupenzucht und Tabaksbau aufgedrängt. So hatte sich der Fabrikant daran gewöhnt, sich auf Unterstützung von oben zu verlassen. Der Ausschluß jeder Concurrenz führt zur Trägheit und Selbstsucht. Und dieser künstlichen und immer nothleidenden Industrie wegen wurde der internationale Handel durch enorme Abgaben, Verbote und Zollplackereien vernichtet. Dem Bauer aber wurde durch hohe Steuern und hohe Erzeugszölle wie durch das Verbot der Getreideausfuhr der Lohn seiner Arbeit gekürzt. Schon zu Friedrichs Zeiten wurden Stimmen gegen dieses protectionistische System laut. Man fand, daß es weder für Handel und Industrie noch für die Landwirthschaft heilsame Früchte trug. Indessen hatte die Festigkeit und Unveränderlichkeit des Friedericianischen Systems, wenn auch langsam, doch stetig den Wohlstand des Landes während des langen Friedens vermehrt und damit jene Stimmen zum Schweigen gebracht. Seitdem aber Friedrich die Verwaltung der indirecten Steuern durch die einheimischen Behörden nicht einträglich genug fand und er dieselbe französischen Beamten, der sogenannten Regie, übergab, die mit ihrem entwickelten Spür- und Denunciantenwesen Alle bedrückte und dabei doch einen verhältnißmäßig geringen Gewinn abwarf, wurde die Abneigung gegen das Verwaltungssystem des Monarchen immer größer. Auch hier fiel dem Nachfolger eine schwierige Aufgabe zu, die Wünsche des Volkes mit den Bedürfnissen des Staates in Einklang zu bringen.

Der neue König, Friedrich Wilhelm II., war der Sohn von Friedrichs II. nächstältestem Bruder, jenem August Wilhelm, der während des siebenjährigen Krieges, von seinem königlichen Bruder hart, vielleicht ungerecht wegen des unglücklichen Rückzuges aus Böhmen angelassen, das Lager verlassen hatte und während der gefahrvollsten Zeiten des Krieges in Oranienburg an gebrochenem Herzen gestorben war. Seine ausgezeichneten Eigenschaften wie sein tragisches Schicksal hatten ihm die allgemeinste Zuneigung verschafft. Bei der Kinderlosigkeit Friedrichs II. galt Friedrich Wilhelm frühzeitig als Thronerbe. Der König selbst erkannte ihn als solchen an. Er gab ihm den Titel eines Prinzen von Preußen und sorgte in rühmlichster und einsichtsvollster Weise für die Erziehung des Nachfolgers, den er selbst mit den friedlichen Geschäften seines hohen Amtes bekannt machte. Doch bald wurde Friedrich Wilhelm von seinem Oheim mit unverhohlener Abneigung und Mißachtung behandelt. Einem Friedrich, der gewöhnt war, an sich wie an Andere nur den höchsten Maßstab anzulegen, konnte bei eingehender Prüfung des jungen Prinzen Eifer und Auffassungskraft für die Geschäfte, sein Fleiß und die Entwicklung seiner Denkfähigkeit nicht mehr genügen. Gewiß ist, daß die Lehrer des Prinzen, vor allem sein Civilinstructor Beguelin, den Zorn des Königs zu fühlen hatten. Je abstoßender aber Friedrich seinen Erben behandelte, je geflissentlicher er dessen Bruder begünstigte, um so rücksichtsloser verhielt sich dieser den Wünschen und Forderungen des Oheims gegenüber. Die Neigung und Rücksicht des Königs hatte bei ihm das Bestreben hervorgerufen, seinen Erwartungen gerecht zu werden. Jetzt, wo er die Neigung des Königs verloren hatte, suchte der Prinz, gleich unfähig aus eigenem Antriebe etwas zu leisten wie sich zu verstellen, seinen Trost und sein Genügen darin, daß er allen Leidenschaften fröhnte. Von blühender, überschäumender Körperkraft, liebenswürdig, imponirend, durch seine mehr als sechs Fuß hohe und dabei wohlgebildete Gestalt alle Blicke auf sich lenkend, begann er jetzt in üppigster Verschwendung zu leben. Er knüpfte zahllose Liebeshändel an, die Friedrich weniger aus moralischen Bedenken als wegen ihrer Kostspieligkeit oft genug mit rauher Hand zerstörte. Um den vielen Scandalen ein Ende zu bereiten und die Thronfolge zu sichern, wurde der Prinz 1765 mit Elisabeth von Braunschweig vermählt. Die Ehe mit der schönen Fürstin konnte keine glückliche sein, denn schon damals hatte Friedrich Wilhelm die Bekanntschaft von Wilhelmine Enke gemacht, der Tochter eines ehemaligen Trompeters der königlichen Capelle. Diese Bekanntschaft sollte für ihn verhängnißvoll werden. Wilhelmine war, als der Prinz sie bei Gelegenheit eines Liebeshandels mit der älteren Schwester kennen lernte, noch ein Kind. Nicht von regelmäßiger Schönheit, zog sie ihn durch ihre schelmischen Augen, ihre blendenden Zähne, durch lebhaften, witzigen Geist und liebenswürdige Keckheit an. Er gab ihr selbst Unterricht. So gewann sie einen außerordentlichen Einfluß auf ihn, den sie auch, als sie nicht mehr seine Geliebte war, dadurch, daß sie sich unentbehrlich machte, zu behaupten wußte. Wirklich böse Leidenschaften darf man ihr nicht zuschreiben, doch war ihr Einfluß, da sie den Prinzen zu Ausschweifungen und zur Verschwendung verlockte, verderblich genug. Die Ehe mit

Elisabeth von Braunschweig mußte schon 1769 wieder gelöst werden. Wenige Wochen darauf vermählte sich Friedrich Wilhelm mit Louise von Hessen-Darmstadt, die ihm am 3. August 1770 einen Prinzen gebar, den späteren Friedrich Wilhelm III., aber da sie unliebenswürdig von Charakter war, ihn nicht aus den Banden der Enke zu befreien vermochte. Doch wurde jetzt die Stellung zu Friedrich besser, der das Verhältniß mit der Enke, welche der Form wegen den Gärtnerburschen Rietz heirathen mußte, billigte.

Der Thronfolger zeigte sich dankbar. Um dem Könige zu gefallen, begann er einen Briefwechsel mit Friedrichs literarischem Freunde Voltaire. Aber wie bei der Verschiedenartigkeit beider Naturen zu erwarten war, verlief die Correspondenz bald in Gemeinplätzen, bis sie ganz einschlief. Auch in der unmittelbaren Nähe des Königs bemerken wir jetzt den Prinzen häufiger, bei Gelegenheit der kleinen Concerte, in welchen Friedrich Wilhelm als Meister auf dem Violoncello mitwirkte. Aber trotz der Annäherung kam es nie zu einem herzlichen Einvernehmen, selbst später nicht, als der Prinz im baierischen Erbfolgekrieg von 1778 Gelegenheit erhielt, sich militärisch zu bewähren. Der Prinz warf sich damals, angeekelt durch die Leere der Vergnügungen, in denen er Befriedigung gesucht, gänzlich der Mystik in die Arme. Schon früher war er in den damals der Aufklärung abholden Freimaurerorden getreten. Jetzt war er Beziehungen verfallen, die ihn in seiner neuen Richtung bestärkten und die für ihn verhängnißvoller werden sollten als das Verhältniß zur Enke. Es waren die Bekanntschaften mit Bischoffswerder und Wöllner.

Johann Rudolf von Bischoffswerder, 1741 in Ostermondra im damals kursächsischen Thüringen geboren, war, nachdem er in Preußen Kriegsdienste gethan, nach Sachsen zurückgekehrt, wo er beim Prinzen Karl, dem Titularherzog von Kurland, Stallmeister wurde. Hier machte er Bekanntschaft mit dem wüsten Mysticismus und Wunderglauben, der im Gegensatze zu der trockenen rationalistischen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auftrat. Man sehnte sich aus der dürftigen Helle des Rationalismus nach dem geheimnißvollen Dunkel des Glaubens, und was die trockene und nüchterne Verständigkeit der Aufklärungsbildung nur ungenügend beantwortete, das sollte ergänzt und unfehlbar beantwortet werden durch die dämonische Kraft und Weihe des Genies, durch die Göttlichkeit des unmittelbaren Fühlens, Ahnens, Schauens. Nicht bloß fanden allerhand Zauberer wie zu allen Zeiten, wo ein alter Glaube mit einem neuen im Kampfe liegt, gläubige Anerkennung, wie Swedenborg, Cagliostro, St. Germain, Meßmer, auch mystische Geheimorden wucherten überall empor, eine Erscheinung, die in jenen Zeiten, wo dem Streben nach öffentlicher politischer Wirksamkeit, nach Einwirkung auf die staatlichen und socialen Verhältnisse jede Möglichkeit der Bethätigung verschlossen blieb, nur allzu natürlich war.

Sehen wir ab von den mannichfachen Studentengeheimbünden, unter welchen der Illuminatenorden der bekannteste sein dürfte, vom Orden des Neuen Jerusalem, vom Orden des Senfkorns u. a., die damals das Bedürfniß nach Religion befriedigten, am erfolgreichsten wurde entschieden die Thätigkeit der sogenannten strikten

Observanz der Freimaurerei. Hier finden wir die Freimaurerei verquickt mit abenteuerlichem Ritter- und Tempelherrenspuk. Unbekannte Obere leiten angeblich den Orden zu geheimnißvollen Zielen. Wer mit der Aufnahme begnadet wird, erhält einen hochtönenden, mystischen Namen. Die strikte Observanz wurde durch einen Herrn von Marschall aus Frankreich nach Deutschland gebracht. Eine Menge von Logen schlossen sich ihr hier an. Der Reichsfreiherr Hund, Carolus eques ab Ense genannt, ein hochangesehener, begabter, zur Schwärmerei und zum Abenteuerlichen neigender Mann, verbreitete die strikte Observanz namentlich in der Oberlausitz. Allmählich versuchte man ihr, entsprechend den Wünschen der Zeit, eine klerikale Färbung zu geben. Graf Aloys Brühl, ein feingebildeter Cavalier, ein Sohn des berüchtigten sächsischen Ministers, Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Heerführer aus dem siebenjährigen Kriege, Prinz Georg August von Mecklenburg-Strelitz, Ludwig Karl von Hessen-Darmstadt und viele Andere traten mit dem Orden in enge Verbindung. An die Freimaurer strikter Observanz schloß sich auch der bekannte Leipziger Kaffeewirth Schrepfer, der in Leipzig und Dresden hochgestellte Männer, wie den Herzog Karl von Kurland, den Patron Bischoffswerders, die sächsischen Minister von Wurmb und von Hohenthal, den Grafen Brühl durch gauklerische und geisterhafte Erscheinungen unterhielt und fesselte. Schrepfer entleibte sich schließlich durch einen Pistolenschuß, aber obgleich er viele Leute um ihr Geld geprellt hatte, blieb die von ihm gestiftete Vereinigung doch bestehen.

Der Leipziger Kaffeewirth war aber nicht blos ein Sendling der Jesuiten gewesen, welche in jenen geheimen Verbindungen den richtigen Boden für ihre Bestrebungen fanden, er war auch Agent des Ordens der Rosenkreuzer. Dieses Geheimbundes hatte zum ersten Male der protestantische Theologe Joh. Valentin Andreä 1614 Erwähnung gethan in der „Fama fraternitatis des löblichen Ordens der Rosenkreuzer“. Diese Schrift war nur eine satirische Mystification gewesen. Sie wollte den Unfug der Alchymisten und Astrologen, der damals eine weite Verbreitung gefunden hatte, verspotten. Der abergläubige Sinn der Zeit hatte aber merkwürdiger Weise die „Fama fraternitatis“ ernst aufgefaßt, und bald begannen allenthalben die Rosenkreuzer, theils Schwärmer, die dort angedeuteten theosophischen Ideen zu entwickeln, theils Schwindler, mit marktschreierischen Schriften oder Bethörung durch allerhand wunderliche, den Naturgesetzen anscheinend widersprechende Experimente den Gläubigen Geld abzunehmen. Eine wirkliche Gesellschaft der Rosenkreuzer aber entstand nachweisbar erst in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Es wurde dem Orden eine uralte Vergangenheit angedichtet. Er versprach die tiefste Erkenntniß der Gottheit und der Natur und lockte damit den Redlichen, er verhieß weltliche Vortheile und zog damit den Ehrgeizigen in seinen Kreis. Endlich versprach er Gold aus jedem Metall zu machen und Universalheilmittel zu bereiten zu Gunsten seiner Anhänger, die Ungläubigen aber schreckte er mit Androhung des Verderbens. Dabei war der Orden in der scharfsinnigsten Weise organisirt. Die höchsten Oberen waren unbekannt, die nächsten wurden mit einem fremden, häufig wechselnden Namen be-

zeichnet. Nur Einen lernte man persönlich kennen, dies war der Director des Zirkels, in dem man verkehrte. Wohl fehlte es nicht an Männern, die bald die Täuschung durchschauten. Aber man wußte sie zu ködern, indem man versprach, sie in einen höheren Grad, deren es nicht weniger als neun gab, zu befördern, in welchen sie dann mehr Offenbarungen empfangen sollten, oder man verfolgte sie, wenn sie es vorzogen, den Orden zu verlassen, mit Schmähreden und gemeinen Verleumdungen.

Wie viele Freimaurer von der strikten Observanz, so schloß sich auch Bischoffswerder dem Rosenkreuzerorden an. Er wurde unter dem hochtönenden Namen Farferus Phocus Vibron de Hudlohn, frater Aureae et Roseae crucis durch Schrepfer und den falliten Dresdner Kaufmann Dubosc — den ehrwürdigen Frater Soc — aufgenommen. Als der bairische Erbfolgekrieg 1778 Preußen und Sachsen zu Bundesgenossen machte, gelang es Bischoffswerder in preußische Dienste zurückzukehren. Auf die Empfehlung vornehmer Rosenkreuzer kam er in die Nähe des Prinzen von Preußen, auf den er, an dem eleganten, gebildeten, lebenslustigen sächsischen Hofe mit allen Künsten eines feinen, weltgewandten Cavaliers vertraut geworden und zugleich durch geheimnißvolle Zurückhaltung und mystisch-feierliches Wesen imponirend, bald großen Einfluß gewann. Gutmüthig und anhänglich von Natur und ein aufrichtiger Schwärmer, frei von gemeiner Habgier, entartete er doch später im Genusse der Macht. Durch schmeichelndes und verheißungsvolles Eingehen auf die mystischen Neigungen seines hohen Gönners, durch alchymistische und physikalische Kunststücke, gelang es ihm, Friedrich Wilhelm von den schwedischen Mystikern, denen er als Freimaurer angehört hatte, in das viel gefährlichere Rosenkreuzerthum herüberzuziehen. In dieser Thätigkeit fand er einen Helfer an Wöllner.

Johann Christoph Wöllner, 1732 zu Döberitz bei Spandau als Sohn eines Landpfarrers geboren, hatte in Halle Theologie studirt und sich hier dem Rationalismus zugewendet. Später Hofmeister des Generalmajors Itzenplitz auf Groß-Behnitz, wurde der liebenswürdige, lebenslustige und dabei intrigante junge Mann bald Freund der Frau des Hauses, Pfarrer des Gutsortes, endlich nach dem Tode des Generals durch das Geld der Wittwe Domherr des Stiftes Halberstadt, Pächter des Gutes und Schwiegersohn der Generalin. Früher nur durch gedruckte Predigten als Schriftsteller hervorgetreten, warf sich Wöllner nun völlig auf Land- und Staatswirthschaft; seine literarischen Versuche auf diesem Gebiete machten ihn sogar zum Mitarbeiter der Nicolaischen „Allgemeinen deutschen Bibliothek", dem Hauptorgan der Berliner Aufklärung. Aber vergeblich suchte er sich bei Friedrich dem Großen einzuschmeicheln. Friedrich, erbittert durch die Heirath Wöllners, die des Königs Anschauung von der schroffen Scheidung der Stände widersprach, behandelte ihn unglimpflich. „Der Wöllner," sagte er, „ist ein betriegerischer und Intriganter Pfafe" — ein Ausspruch, mit dem er, wie so oft, seine untrügliche Menschenkenntniß glänzend bewies. Von dieser Stunde an verfolgte Wöllner den großen König mit grimmigem Hasse. Bald gefiel es ihm auf dem Lande nicht mehr. Er ging nach Berlin, wo er als Kammerrath an der Domänenkammer des Prinzen Heinrich eine Stellung fand, die ihm eine behagliche Existenz gewährte.

Aber befriedigt war er auch damit nicht. Er wollte Karrière machen um jeden Preis. Friedrich hatte ihn zurückgestoßen, so ging er denn zur Gegenpartei über, deren große Zukunft er voraussah. Schon früher Freimaurer, schloß er sich der strikten Observanz an und wirkte mit solchem Fleiße und Geschick, daß ihn die große Mutterloge zu den drei Weltkugeln zu ihrem Obermeister erwählte. Bei Gelegenheit des Berliner Convents lernte er Bischoffswerder und dessen rosenkreuzerische Thätigkeit kennen. Sogleich verließ er die Loge zu den drei Weltkugeln und gründete die Rosenkreuzerloge „Friedrich zum goldenen Löwen", in welcher er Zirkeldirector wurde. Hier trug er den öffentlichen Namen Chrysophiron und den geheimen Heliconus. Dubosc, Haugwitz, Herzog Friedrich von Braunschweig, Karl von Hessen, eine Menge Fürsten, Grafen und hohe Militärs traten mit Wöllner in Verbindung. Endlich, wie Philippson sicher stellt, 1780, wird in den Berichten der Rosenkreuzer auch des Prinzen von Preußen gedacht. So war denn das Netz, welches die beiden Männer über Geist und Gemüth des zukünftigen Herrschers zu werfen gedachten, fertig: Friedrich Wilhelm bat um die Aufnahme in die Rosenkreuzerloge. Ein Jahr ließ man ihn mit schlauer Berechnung vergeblich warten, man wollte seinen Wunsch lebhafter werden lassen durch die Verweigerung, und als man ihm die Aufnahme verkündete, that man es nicht, ohne den Prinzen zu einem sittlichen Lebenswandel und zu größerer Würdigkeit zu ermahnen, um seine Achtung vor dem Orden und seinen Gehorsam gegen denselben zu erhöhen.

Die Aufnahme des Prinzen in den Orden erfolgte, wie Philippson aus den Rosenkreuzerischen Briefen des kgl. Hausarchivs nachweist, im Jahre 1781 durch Bruder Hannan in Dresden. Friedrich Wilhelm, der begreiflicher Weise ohne Schwierigkeiten die höheren Ordensstufen erreichte, erhielt den Namen Ormesus, dem man in der Erwartung der großen Verdienste, die sein Träger in Zukunft sich um den Orden erringen sollte, bald ein Magnus hinzufügte. Der Jubel der Rosenkreuzer war allgemein. Was wollte ein hessischer Prinz oder ein mecklenburger Herzog gegen den Erben eines Großstaates bedeuten? Welche erquickende Perspective zeigte sich für alle ehrgeizigen, intriganten Karrièremacher! Doch gab es auch ehrliche Leute im Orden, die von dem Gedanken ausgingen, daß des Königs Leben den Forderungen der Sittlichkeit, mit welcher die Rosenkreuzer sich im Gegensatz zu der vielfach frivol gewordenen Aufklärung zu brüsten pflegten, etwas entsprechen müsse. Sie setzten es, ein Beweis, wie groß die Macht des Ordens auf das weiche Gemüth Friedrich Wilhelms war, durch, daß die Rietz entfernt wurde. Doch dauerte die Trennung nur kurze Zeit. Wöllner sah ein, daß man die Forderungen des Ordens nicht zu hoch stellen dürfe, er nahm sich der Liebe zur Rietz an, in der richtigen Erwägung, daß er die Leidenschaft des Königs für seine Zwecke ausbeuten könne, und er setzte Alles durch, denn nicht die unbedeutenden Oberen in Dresden, Görlitz, Regensburg waren die Seele des Ordens, sondern Wöllner selbst. Der frühere Rationalist und Anhänger Friedrichs, des Königs der Aufklärung, war weit davon entfernt sich durch hochtönende Phrasen und Geisterspuk von seinem Ziele abbringen zu lassen; er beugte sich und seine Thätigkeit nicht anderen Interessen. Daher räumte

er mit den katholisirenden Tendenzen der Verbindung auf und machte der Orden zum Werkzeuge seiner Herrschsucht. Was er dem Orden war, zeigt klar der Umstand, daß, als Wöllner gestürzt wurde, auch der Orden in Vergessenheit gerieth.

Bald war Wöllner, der gewandte, geistvolle und energische Mann, der vertraute Rathgeber des Thronfolgers in allen wichtigeren Fragen. Seit 1784 durfte er dem Prinzen über die mannichfachsten Gegenstände der Verwaltung Vorträge halten und niederschreiben. Diese Vorträge, die wir durch eine Abhandlung des Biographen Friedrichs des Großen, Preuß, im Auszug kennen, sind deswegen von hoher Wichtigkeit, weil in ihnen bereits das Regierungsprogramm Friedrich Wilhelms enthalten ist. Alle Ideen, die später Friedrich Wilhelm zu verwirklichen gedachte, sind aus jenen Vorträgen geschöpft, sie gehören Wöllner an, mit Ausnahme einer einzigen, die der Prinz schon früher aussprach, der Abschaffung der Regie. Die Vorschläge Wöllners beziehen sich wesentlich auf drei Punkte. Einmal war ein entschiedener Gegensatz zu Friedrichs des Großen Regierung ausgesprochen; ihr gegenüber wurde die Friedrich Wilhelms I. als Muster hingestellt. So sollte die drückende Regie in Wegfall kommen, und an Stelle der persönlichen Regierungsweise sollte das alte Regiment durch Festigung der höchsten Staatsämter und collegialische Berathung der obersten Behörden eintreten. Zweitens sollte die Herrschaft der Toleranz, die man für den Unglauben und die Sittenlosigkeit verantwortlich machte, gestürzt werden. Zedlitz, Friedrichs aufgeklärter Kultusminister, sollte als der Hauptschuldige zuerst fallen. Endlich handelt es sich um einen Fortschritt auf politischem, socialem und ökonomischem Gebiete. Mit Wärme und Begeisterung redet Wöllner den unterdrückten Classen das Wort; namentlich verlangt er Aufhebung der Leibeigenschaft.

Fassen wir den dritten Gesichtspunkt zuerst ins Auge, so müssen wir anerkennen, daß es sich um wirklich fruchtbare und heilsame Ideen handelte, die Wöllner entwickelte, Ideen, die er wohl mit allen Fortgeschrittenen theilte. Zu bedauern ist nur, daß er gerade auf diesem Gebiete später fast ganz unthätig blieb. Bezüglich des Systemwechsels in der Regierung hat Wöllner manchen glücklichen Gedanken gehabt, aber es fehlte ihm an Sachkenntniß, an Fleiß und Gründlichkeit in der Ausführung. Ueberall entwarf er gleichsam nur Skizzen; galt es aber Kräfte zur Ausführung herbeizuziehen, dann begünstigte er unfähige Anhänger auf Kosten tüchtiger Beamten und brachte damit in alle Dinge eine persönlich gehässige und intrigante Wendung. Nur in einer Frage hat Wöllner später energisches Wollen und Festigkeit gezeigt: in der Frage der religiösen Toleranz. —

Endlich neigte sich das reiche Leben Friedrichs des Großen seinem Ende zu. Die große Menge hatte nur das scharfe Auge, die harte Hand des Mächtigen gefürchtet. Voll froher Erwartung sah man der Regierung des neuen Herrschers entgegen, man hoffte auf bessere, behaglichere Zeiten. Mancher sehnte sich gegenüber dem sarkastischen Voltairianismus Friedrichs und der sceptischen Kühle der Aufklärer zurück nach einem tieferen wahren Seelenleben, mancher hoffte nach der Begünstigung der französischen Literatur auf eine Blüthe deutscher Dichtung und Wissenschaft unter Friedrich Wilhelms Scepter, und wenn auch hie und da ein Einsichtsvoller von dem

Gefühl der Bestürzung ergriffen wurde, daß der maßgebende Mann, der seiner ganzen Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt hatte, der Welt entrückt sei, die Mehrzahl meinte mit undankbarer Unterschätzung des wahren Schöpfers der preußischen Weltstellung, daß Preußen sich nun erst recht stolz erheben werde.

Mit löblichem Eifer widmete sich der neue König den Geschäften; nicht die Fülle des Genusses, sondern die mühevolle Arbeit schien er nach der Weise seiner Vorfahren im Königthume zu suchen. Ueberall hörte man von seinem Wohlwollen gegenüber verdienten Männern. Baron Hertzberg, der allgemein geschätzte Minister Friedrichs, erhielt den Schwarzen Adlerorden. Eine wahre Fluth von Standeserhöhungen und Avancements erfolgte. Freilich wurden die Auszeichnungen durch die Menge entwerthet wie durch die Bemerkung, daß schon Zurücksetzung von Seiten Friedrichs ein Anrecht auf die Gunst seines Erben zu verleihen schien.

An Stelle der Franzosen wurden jetzt nach dem Wunsche Aller deutsche Dichter und Gelehrte, und zwar auf Hertzbergs Rath — denn der König selbst wußte von deutscher Literatur nicht viel mehr als sein großer Oheim — ausgezeichnet. Ramler, Engel, Gleim, der Idyllendichter Blum, Hermes, der Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", die immer bettelnde Karsch und Andere mehr wurden mit Geschenken und Pensionen bedacht. Man sieht freilich, es handelte sich nur um untergeordnete, längst veraltete Größen. Eine einsichtsvolle Unterstützung hätte an die Dichter des Weimarer Kreises denken müssen. In die Berliner Akademie, deren Einkünfte bedeutend erhöht wurden, nahm man in größerer Zahl deutsche Gelehrte auf. Auch die Verhandlungen sollten fortan in deutscher Sprache geführt werden.

Aber nicht nur auf literarischem Gebiete, auch in der Politik kam man von Friedrichs Vorliebe für die Franzosen zurück. Während die Anhänger der französischen Richtung, Prinz Heinrich, Möllendorf, Schulenburg-Kehnert eine abwartende Haltung einnahmen, versuchte der geniale Mirabeau, der sich damals am Hofe in Berlin befand, mit ungestümer Hast sich an den neuen Monarchen heranzudrängen und durch Ueberreichung eines vollständigen Regierungsprogramms Einfluß auf Preußen im Interesse Frankreichs zu gewinnen. Aber er sah seine Rathschläge nicht befolgt, sich selbst in Mißcredit gebracht.

Sogleich mit dem Beginn seiner Regierung lenkte Friedrich Wilhelm in die Bahn der Reformen ein. Die verhaßte Regie und die Monopole des Tabaks und Kaffeeverkaufs sollten fallen. Der Director der Regie, de Launay, und seine Beamten wurden ihres Dienstes nicht ohne vorhergegangene ungerechtfertigte Maßregeln persönlicher Natur entlassen. Zugleich beantragte das Generaldirectorium die Abschaffung aller auf die Ein- und Ausfuhr des Kornes lastenden Abgaben. Freilich hielt es schwer, den dadurch entstehenden Ausfall in den Staatseinnahmen zu decken. Der erste Versuch, der damals stattfand, eine allgemeine direkte Steuer in Preußen einzuführen, scheiterte an dem zähen und vorurtheilsvollen Conservativismus des hohen Beamtenthums. Schließlich fand man einen Ersatz in theils neuen, theils wesentlich erhöhten Accise-Auflagen, so daß das Ende aller Berathungen war: an Stelle des Tabak- und Kaffeemonopols trat eine Vertheuerung der noth-

wendigsten Lebensbedürfnisse ein, des Bieres, des Zuckers und vor Allem des Brotes. Wirkliche Fortschritte wurden auf dem Gebiete des Schulwesens gemacht. Friedrich hatte für die niederen Schulen wenig, für die mittleren und hohen so gut wie nichts gethan. Ein Memoire des Ministers Zedlitz vom 22. Januar 1787 wies das Fehlerhafte der damaligen Schulverfassung nach und gab die Mittel zur Verbesserung an. Die Leitung des Schulwesens wurde einem Oberschulcollegium übertragen, in welches auch Schulmänner eintraten. Die Einkünfte der Schulen und Universitäten, die dringend der Aufhilfe bedurften, wurden erhöht.

Das größte Verdienst des neuen Herrschers aber liegt auf dem Gebiete der Kunst. Unter seiner verständnißvollen und oft eingehenden Einwirkung hat die Kunst in Preußen freiere, edlere und nationalere Bahnen eingeschlagen. Friedrich hatte in der Malerei und Plastik für die späteren Italiener und die Franzosen der Rococcozeit mit ihrem manierirten, prahlerischen, unwahren Wesen große Vorliebe gehabt. In der Musik zogen ihn weder Händels noch Glucks oder Haydns Schöpfungen an. Die Nachbeter der leichten italienischen Musik, Graun und Hasse, beherrschten ihn vollständig. Unter Friedrich Wilhelm kam es hier zu einer heilsamen Reaction. Die deutsche Musik gelangte zur Herrschaft. Karl Friedr. Christ. Fasch, Claviervirtuos und Komponist im Geschmacke Bachs, gründete zur Pflege der klassischen Musik einen Gesangverein, dem der König einen Saal im Akademiegebäude einräumte — die Anfänge der Berliner „Singakademie". Den Künstlern gegenüber zeigte sich der König, der bei den großen Hofconcerten selbst mitwirkte, liebenswürdig und leutselig. Keinen entließ er unbeschenkt. Mit Haydn wie mit Mozart trat er in Verbindung. „Don Juan" und „Die Zauberflöte" entschieden den Sieg der deutschen Oper vollständig. Eine ähnliche Wendung zum Besseren trat in den theatralischen Zuständen Berlins ein. Noch 1786 wurde das Schauspielhaus am Gensdarmenmarkte der deutschen Truppe Döbbelins übergeben. Auch die Akademie der bildenden Künste nahm unter Chodowieckis Directoriat einen neuen Aufschwung. Da der König selbst nicht mehr an dem Rococco festhielt, brachen sich auf allen Gebieten neue und edlere Kunstrichtungen Bahn. Zahlreiche Bauten verhalfen der erneuten antik klassischen Richtung zum Siege. 1789 wurde das Brandenburger Thor von Langerhans erbaut, das Marmorpalais im Neuen Garten bei Potsdam, das Lustschloß Paretz entstanden; der Park von Sanssouci wurde seines steifen französischen Charakters entkleidet und nach englischer Manier umgestaltet. Schadow wurde berufen, Carstens erhielt eine Professur an der Akademie.

Eine andere Opposition gegen die Regierungsweise des Vorgängers bestand darin, daß der neue Monarch die Ungerechtigkeiten, die jener in seiner schneidigen, nur das Wohl des Ganzen berücksichtigenden Weise begangen hatte, wieder gut zu machen suchte. Der Müller-Arnoldsche Proceß, dieser dunkle Flecken in der Regierung Friedrichs, wurde revidirt. Blücher, York und Andere wurden der Armee wiedergegeben. Die Reform der Central-Verwaltungsbehörde fand im Sinne der Wöllnerschen Vorschläge statt. Die persönliche Cabinetsregirung, wie sie Friedrich dem Großen noch möglich gewesen war, war jetzt unmöglich geworden. Man kehrte zurück zu

der früheren gemeinschaftlichen Berathungsweise des Generaldirectoriums. Ein besonderes Kriegsministerium wurde eingesetzt. Beim Heere fanden wesentliche Verbesserungen statt. Zwei Waffen, die Friedrich arg vernachlässigt hatte, Artillerie und Geniecorps, wurden gehoben. Die kärgliche Besoldung der Subalternofficiere wurde erhöht, die ausländische Werbung beschränkt. Für die Invaliden wurde besser als früher gesorgt, ebenso für die Wittwen und Waisen verstorbener Officiere.

So sah man die Regierung mit einer Reihe entschiedener Fortschritte hervortreten. Doch bald genug sollte sich ein Wechsel vollziehen. Der neue Monarch umgab sich mit Günstlingen, denen er zuletzt allein noch sein Ohr lieh. Da war Rietz, der nominelle Gatte der Enke, jetzt Geheimkämmerer, ein roher Mensch, der den jungen Rauch, welcher für die Skulptur ausgebildet werden sollte, in die Lakaienuniform steckte. Da waren die Rosenkreuzer Wöllner, Bischoffswerder, der zum Generalmajor avancirte, die sächsischen Grafen Lindenau und Brühl, der ehrwürdige Bruder Soc, der, ein ehemaliger Bankrottirer, zum Geheimen Commerzienrath ernannt wurde. Nur Obscuranten kamen vorwärts. Der dominirende Günstling aber war Wöllner. Seit 1786 geadelt, erhielt dieser jetzt die Leitung der königlichen Dispositionskasse. Damit hatte er ein Mittel, die Gunst des Königs sich dauernd zu sichern. Er schmeichelte seinem Hang zu bequemer Geldwirthschaft und bestärkte ihn in der Ansicht, daß diese Gelder eigentlich Privateigenthum des Königs seien. So stiegen denn bald die Ausgaben für die Person des Königs, seinen Hofstaat und seine Hofbauten bis auf 2 Millionen, fast den achten Theil der damaligen reinen Staatseinnahmen!

Eine kurze Zeit schien die Herrschaft der Rosenkreuzer einmal gefährdet. Neben seiner rechtmäßigen Gattin ließ sich Friedrich Wilhelm 1787 noch Julie von Voß als Gräfin Ingenheim zur linken Hand antrauen. Sie wirkte Wöllner und der Rietz entgegen, starb aber schon 1788 an der Schwindsucht. Ihre Nachfolgerin, die Gräfin Sophie Dönhoff, vermochte keinen Einfluß zu gewinnen: Wöllner blieb allmächtig. Nun konnte auch der Kampf gegen die Aufklärung beginnen. Zunächst wurden dem Minister Zedlitz das Joachimsthalsche Gymnasium und die schlesischen Schulen entzogen. Zwar arbeitete er noch die Abiturienten-Prüfungsordnung aus, die, wenn auch damals nur facultativ eingeführt, zur Hebung der Universitäten wesentlich beigetragen hat. Dann aber wurde er gestürzt. Am 3. Juli 1788 wurde Wöllner zum Justiz- und Unterrichtsminister ernannt, er, der nie die Rechte studirt, der nicht einmal richtig schreiben gelernt hatte. Damit ist von jetzt an der Verwaltung Friedrich Wilhelms II. der verhängnißvolle, unauslöschliche Stempel aufgedrückt. Eine seiner ersten Amtshandlungen war die, die Lehrerprüfungen wieder der geistlichen Behörde zu überliefern. Es folgte das Religionsedict vom 9. Juli 1788, das rücksichtslos die allgemeine Gewissensfreiheit angriff und dabei in einem ungewöhnlichen, polternden, unanständigen Tone vorschrieb, was geglaubt werden solle, was nicht. Zwar regte sich bald überall die Opposition gegen das Edict; eine Fluth von Streitschriften erschien. Aber durch das Censuredict vom 19. December 1788 wurde ihr ein Damm gesetzt. Das freie Wort war auf der Kanzel

verpönt, durch Verordnung eines armseligen Buches „Die Geistliche Lehre im Zusammenhange" wurde auch der Religionsunterricht vinculirt. 1790 wurde selbst das Theater eingeschränkt; man meinte, es begünstige die Unsittlichkeit. Aber auch damit hatte Wöllner sich noch nicht genug gethan. Da er selbst theologischer Gelehrsamkeit vollständig bar war, sah er sich nach einem Bundesgenossen um, der diesen Mangel ersetzen könnte. Hermes in Breslau, ein begabter und beredter Pfarrer und eifriger Gegner der Aufklärung, wurde zum Consistorialrath befördert. Um eine Geistlichkeit zu erziehen, die abgedrillt und auf bestimmte streitige Meinung abgerichtet, jede Eigenart einbüßen sollte, mußte Hermes ein allgemeines Schema zur Prüfung der Candidaten des Predigtamtes ausarbeiten, ein orthodoxes, engherziges, dabei dürftiges und fehlerhaftes Buch, das den allgemeinsten Unwillen erregte. Natürlich fehlte es nicht an ärgerlichen Processen, in welchen die Regierung mit der Gereiztheit einer Faction eintrat, die Gerichte aber, unterstützt durch die allgemeine Stimme, tendenziöse, der bestehenden Gesetzgebung zuwiderlaufende Urtheile fällten. Die Gleichgiltigkeit aber, ja die Abneigung gegen die Religion, die man auf so unwürdige Weise verfochten sah, wurde bei den Gebildeten immer stärker, zumal da die Sitten des Monarchen und der Charakter seines Ministers von ihren verfochtenen moralischen und religiösen Principien allzu verschieden waren.

Ganz wesentlich vollzogen sich diese reactionären Bestrebungen unter dem Einflusse der französischen Revolution. Hertzberg wurde am 5. Juli 1791 entlassen. Bischoffswerder warb im Namen des Nachfolgers Friedrichs um Oesterreichs Freundschaft, und im Vertrag zu Pillnitz nahm an Oesterreichs Seite Preußen Stellung gegenüber der Bewegung in Frankreich. Diese Entscheidung Preußens mußte natürlich sich im Innern des Staates widerspiegeln.

Nur nach einer Seite hin läßt sich ein wirklicher Fortschritt constatiren, in der Justizverwaltung. Hier wurde unter Carmers Leitung mit einer Sorgfalt, Unparteilichkeit, Gelehrsamkeit und Selbstentäußerung und zugleich mit einem Fleiß und einem durchdringenden Scharfsinn gearbeitet, wie sie in so vielseitiger und harmonischer Gemeinschaft vielleicht nie sich vereinigt haben. Der Gedanke eines allgemeinen Gesetzbuches, bereits in Friedrichs Cabinetsordre vom 31. Dez. 1746 an Cocceji ausgesprochen, kam durch Carmer und Suarez zur Vollendung. Dabei hatte man eine Praxis beliebt, die in jener Zeit hochmüthiger, kleinlicher, kastenartig abgeschlossener Büreaukratie wahrhaft hochherzig und freisinnig genannt werden muß. Der Entwurf des Allgemeinen Gesetzbuches wurde gedruckt der Prüfung des Publikums unterworfen. An Juristen und Philosophen erging die Aufforderung zur Einsendung von Gutachten. Und alle diese Gutachten wurden von Suarez durchgearbeitet und benutzt. Mit Recht konnten sich Preußens Unterthanen rühmen unter Gesetzen zu leben, welche von ihnen selbst geprüft und genehmigt waren — die erste leichte Spur von Constitutionalismus in Preußen! Und welches auch immer die Mängel dieser Arbeit in juristischer wie in politischer Beziehung sein mögen, strenge Consequenz, eindringender Scharfsinn, große Umsicht ist ihr nicht abzusprechen. Eine solche Schöpfung wie diese Codificirung des gesammten Rechtes auf den Grund-

lagen der Ueberlieferung, der nationalen Anschauungen und der Vernunft war in neuerer Zeit noch in keinem Staate versucht worden.

Hervorgehoben sei schließlich noch die Förderung der finanziellen Controle, die stets eine der besten Seiten der Verwaltung Friedrich Wilhelms II. und Wöllners sein wird, ferner die Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesundheits- und Baupolizei. Im Uebrigen bemerkt man nur Rückschritte in der Verwaltung. Schon am 19. October 1788 wurde die freie Getreideausfuhr wegen schlechter Ernten wieder aufgegeben. Unsicher und schwankend zeigte sich die preußische Zollpolitik, zurückschreitend in jeder Beziehung. Das Regiment des Zwanges und Molestirens, das Friedrich Wilhelm abgeschafft zu haben sich zum höchsten Ruhme anrechnete, wurde wieder eingeführt und brachte doch nicht den alten Gewinn. Die Bemühungen, dem preußischen Gewerbs- und Verkehrsleben durch Handelsverträge einen freien Spielraum zu schaffen, blieben vergebens. Auch in den ländlichen Verhältnissen, wo Reformen dringend nothwendig waren, kam es zu keinem Fortschritt. Noch lebte der Bauer ohne eigene Bedeutung nur für den Edelmann oder Domänenpächter und den Staat. Jenem mußte er seine Arbeitskraft, diesem sein Blut und seinen Gewinn opfern. Wohl erkannte die Regierung die Dringlichkeit der Reform der landwirthschaftlichen Verhältnisse, aber sie vermochte sich nie über kleine Verbesserungen und Abstellungen von Mißbräuchen zu einem einzigen schöpferischen und energischen Gedanken zu erheben. Unter erbitterten Kämpfen, in denen man auf der einen Seite bis zum offenen Landesverrath, auf der anderen bis zur Ungerechtigkeit schritt, war von den Hohenzollern in Brandenburg-Preußen die Souveränetät gegenüber dem widerspenstigen Adel „zum rocher von bronze stabilitirt“; jetzt ging Friedrich Wilhelm ohne Noth von den consequent befolgten Grundsätzen seiner Ahnen ab und vertraute die Communalverwaltung des flachen Landes und die Vertretung der provinziellen Interesse ausschließlich dem Adel an. Der Provinzialparticularismus wurde künstlich in demselben Preußen genährt, dessen Herrscher bis dahin in der gleichartigen Verschmelzung aller der weit entlegenen Provinzen ihres Staates und in der Unterordnung aller Stände unter die absolute Macht des Staates ihre wichtigste Aufgabe gesucht hatten! Schon Friedrich hatte den Adel überall bevorzugt, aber er zog ihn zu strengem Dienst für den Staat heran. Der schwächere, gutmüthigere Nachfolger duldete es, daß diese engen, drückenden Bande sich lockerten. Frivolität, Habsucht, materielle Freuden, roher Uebermuth wurden im preußischen Adel immer mehr herrschend.

„Im Heere Eigenwille, Dünkel, Egoismus, Mangel an Opferfreudigkeit und Hingabe an König und Vaterland, in der Beamtenwelt Streberthum, Bequemlichkeit, Schlaffheit, Eifersucht, geringes Verständniß und noch weniger tüchtiger Wille; in allen höheren Ständen der Wunsch zu genießen mit möglichst geringer Anstrengung, vornehmes Absprechen und Kritisiren ohne eigene Kraft und Fähigkeit — das war die Signatur des preußischen Wesens am Ende des 18. Jahrhunderts geworden. Das strenge Pflichtgefühl, das Preußen groß gemacht hatte, war Herrscher und Volk abhanden gekommen. Tüchtige und brauchbare Kräfte waren in dem letzteren

vorhanden, aber sie konnten nicht zur Geltung kommen unter der Herrschaft gewissenloser Intriganten, kläglicher Mittelmäßigkeiten und eitler Genußmenschen. Immer mehr dehnten diese ihre Gewalt aus: bald fielen die letzten Männer, welche die würdigen Gehilfen und Mitarbeiter des großen Friedrich gewesen waren." Mit diesen Worten schließt Philippson den ersten Band seiner „Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen".

Schon deshalb, weil es der erste Versuch ist, einen allzulange vernachlässigten Zeitraum von neuem zu durchforschen, verdient die vorliegende Arbeit Philippsons entschiedene Anerkennung. Sie verdient aber auch Lob als eine tüchtige und fleißige Arbeit, die mit Hilfe eines reichen gedruckten Quellenmaterials und einer Fülle bisher unveröffentlichter Papiere des geheimen Staatsarchivs und des königlichen Hausarchivs nicht nur bisher Vermuthetes zur Gewißheit erhebt, sondern auch vielfach, wie namentlich bei den Beziehungen Friedrich Wilhelms zu den Rosenkreuzern, Neues bringt. Dabei ist hervorzuheben, daß Philippson in seiner Forschung besonnen und unparteiisch verfährt, ohne doch seinen persönlichen Standpunkt, seine Anschauungen und Meinungen zu verleugnen. Alles in Allem, hat der Verfasser mit diesem ersten Bande seines Werkes einen höchst dankenswerthen Beitrag zur Preußischen Geschichte geliefert, so daß wir der Fortsetzung desselben mit Spannung entgegensehen.

Paul de Musset †.

Es ist keiner der glänzendsten Schriftsteller Frankreichs, aber einer der liebenswürdigsten, welchen der Tod am zweiten Pfingsttage dieses Jahres hingerafft hat. Paul de Musset hat ein ziemlich hohes Alter erreicht, denn er war einige Wochen vor der Krönung Napoleons I. in Paris geboren (am 9. November 1804). Er gehört zu den fruchtbaren Schriftstellern. Am ausgezeichnetsten ist er im allgemeinen dort, wo er, wie in den Originaux du XVII. Siècle und in den Femmes de la Régence historische Stoffe mit ebenso viel wissenschaftlicher Gründlichkeit als poetischer Darstellungskraft behandelt. Aber obwohl er in der Fähigkeit, eine breit angelegte Dichtung durchzuführen, und in der Sicherheit der Charakterzeichnung seinem berühmten Bruder weit überlegen ist, so ist er doch einerseits von Romanschriftstellern und Novellisten wie Merimée, Souvestre, Balzac, Töpfer und andern in den Schatten gestellt worden und hat andererseits auch durch das überstrahlende Licht seines genialen Bruders, der als Lyriker die Herzen unmittelbarer ergreift, eine gewisse Verdunklung erleiden müssen. Dennoch verdient er es, nicht ungefeiert in das Schattenreich hinabzugehen; er ist vor vielen würdig, von der Nachwelt geliebt zu werden. Zeigt schon der Dichter der „Nächte", wie thöricht es ist, nur den

Germanen Gemüth beilegen zu wollen — und wie viele Romanen haben es schon vor ihm gezeigt! — so tritt in der ruhigeren, maßvolleren Natur seines Bruders die Kraft und Innigkeit edelsten Gefühlslebens vielleicht noch unmittelbarer hervor. Es ist kein schöneres Verhältniß zwischen Brüdern denkbar, als es zwischen Paul und Alfred de Musset bestanden hat. Zahlreiche Züge, welche uns der erstere in der Lebensgeschichte seines Bruders*) mittheilt, zeigen uns, daß der conflatus paene amor fratrum, um ein schönes Wort des Cicero zu gebrauchen, unter wechselnden Bedingungen durch alle Altersstufen hindurch in gleicher Stärke bestanden hat. Der vierzehnjährige baut mit dem achtjährigen, ganz wie deutsche Kinder zu thun pflegen, aus Büchern Königspaläste, indem er auf alle Neigungen des Kleinen eingeht, sie leben zusammen in der Ritter- und Zauberwelt, und mit der Erfindungskraft der Liebe weiß Paul Alfred zu täuschen, wenn er sieht, daß diesem ein Irrthum, wie der Glaube an die Existenz einer geheimen Thür, Freude macht. Als dann der Bruder, im ersten Jünglingsalter, wie er selbst später sagt, noch als ein Kind**), mit den Contes d'Espagne et d'Italie die ersten Lorbeeren erntete, genoß Paul in den Erfolgen seines Bruders das reinste Glück, und als der rasch und ungestüm lebende Dichter den bitteren Nachgeschmack mancher süßen Thorheit kosten mußte, stand der ältere ihm wie ein guter Engel mahnend, tröstend, ermuthigend zur Seite. So bewährte er sich auch während jenes unseligen Verhältnisses zu George Sand und nach demselben. Nicht weniger als die zärtliche Mutter war es der liebevolle Bruder, dessen treuer und kluger Pflege es der Dichter verdankte, wenn er an Leib und Seele genas und sich „zu neuen Sphären reiner Thätigkeit" erhob.

Alfred wußte, was er an Paul hatte: wenn er sich in seinen Briefen an ihn zuweilen unterzeichnet: ton frère et ami, so ist das in dem vollsten und höchsten Sinne dieser beiden Namen aufzufassen. Einen in seiner Einfachheit rührenden Ausdruck findet das Bedürfniß mit dem Bruder zu leben in dem Gedichte, mit welchem er im Jahre 1844 den aus Italien heimkehrenden begrüßt. Zwei dieser so leichten und doch so herzlichen Strophen mögen hier Platz finden:

Froh kehrst du heim, von Sorgen frei,
Schneidest die Feder, singst dabei
Ein Liedelein;
Du bringst zurück in unser Nest
Die Hoffnung, die uns nur verläßt,
Um neu zu sein.

Freund, geh' nicht wieder fort so weit!
Dein Beistand frommt mir jeder Zeit,
Wie's Los auch fällt.
Wohin mein Weg? Hab's nicht erkannt,
Doch geht sich's baß, wenn meine Hand
Die deine hält.

---

*) Biographie de Alfred de Musset. Sa vie et ses oeuvres. Sixième édition. Paris, G. Charpentier, 1878.

**) In dem Sonett an den Leser, 1840, heißt es: Mes premiers vers sont d'un enfant.

Als später Enttäuschungen jeder Art Alfreds Stimmung verdüsterten, mit der Frische seine Kraft erlahmte, und die Traurigkeit, welche er in dem berühmten Sonett so ergreifend besungen, nur selten noch von seiner Seele wich, da stand Paul ihm zur Seite wie Pylades dem furiengejagten Orest. Und so blieb er ihm auch treu und hilfreich gesellt in jenen schrecklichen letzten achtzehn Monaten, von denen der Dichter singt:

Schon achtzehn Monde meine Todesstunde
Von jeder Seit' im Ohre mir ertönt,
Schon achtzehn Monde, gramvoll schlafentwöhnt,
Fühl' ich mich nah dem offnen Grabesschlunde.

Aufreibt sich alle Kraft des Widerstandes,
Selbst in der Ruhe find' ich Ruhe nicht,
Und, wie ein Roß im Sturm des Wüstensandes,
Mein letzter Muth wehrlos zusammenbricht.*)

Der 2. Mai 1857 brachte dem Leidenden die Erlösung. Bald nach dem Tode des Dichters trat an den Bruder eine Pietätspflicht heran, der er sich mit alter Treue unterzog. George Sand hatte, als der Mund, dessen Widerspruch sie fürchtete, für immer verstummt war, jenes traurige Buch: Elle et Lui veröffentlicht, in welchem sie, unter durchsichtiger Hülle die venetianischen Vorgänge wahrheitswidrig darstellend, die Schuld der unseligen Zerwürfnisse auf Musset abwälzt. Paul de Musset wurde von diesem schnöden Angriff auf einen Todten nicht unerwartet noch unvorbereitet getroffen. Auf seinem Sterbebette hatte Alfred, in richtiger Schätzung des Charakters der ehemals geliebten, ein solches Attentat als möglich vorausgesehen und seinen Bruder gebeten, in diesem Falle die Verleumderin zu entlarven. Ein günstiger Zufall ließ in dieser Zeit — ich folge der Darstellung, welche Paul de Musset in dem unten zu nennenden Buche giebt — einige Briefe auffinden, in welchen die Sand ihre Schuld offen eingesteht, offen, aber nicht ehrlich, sondern voller Hintergedanken.**) Mit diesen Briefen ausgerüstet, schrieb nun Paul: Lui et Elle und traf die Sand mit der ganzen Wucht unwiderleglich bezeugter Wahrheit so schwer, daß das schuldige Weib verstummte. Das Buch ist so gut componirt, wie die enge Anlehnung an die Wirklichkeit irgend gestattet, es ist

*) Oeuvres posthumes, S. 10 des Anhangs der Ausgabe in einem Bande.

**) Welchen Eindruck die Lesung dieser Briefe auf den Kranken gemacht hat, dafür glaube ich ein merkwürdiges Zeugniß entdeckt zu haben. Musset fand unter jenen vergilbten Blättern einen Brief, der mit den Worten begann: „L'heure de ma mort est en train de sonner. Chaque jour qui s'écoule frappe un coup, et dans quatre jours le dernier coup ébranlera l'air vital autour de moi. Der sterbende Dichter empfand an sich als furchtbare Wahrheit, was in dem Briefe leere Worte waren, und schrieb, das L'heure de ma mort gleichsam zum Thema nehmend, daß oben übersetzte Gedicht:

L'heure de ma mort, depuis dix-huit mois
De tous les côtés sonne à mes oreilles etc.

Wer fühlte nicht die namenlose Bitterkeit nach, mit denen der Unglückliche diese Zeilen geschrieben?

so schonend geschrieben, wie der Zweck es erlaubt, und die Darstellung fließt in klarer und anziehender Sprache lebensvoll dahin. Dennoch wird niemand das Buch mit ungemischter Befriedigung lesen, wie es auch der Verfasser nicht mit solcher geschrieben hat.

Anders ist es mit dem zweiten Werke, welches Paul de Musset dem Andenken seines Bruders gewidmet hat. Als Ende 1876 Paul Lindaus Buch über Alfred de Musset erschien, da zögerte der hochbetagte Bruder des Dichters nicht länger, auch seine schon längst beinahe vollendete Biographie zu veröffentlichen. Diese Lebensbeschreibung ist eine der liebenswürdigsten, welche je geschrieben worden sind. Für das Buch jedes anderen Verfassers möchte es ein Vorwurf sein, daß die volle kritische Unbefangenheit fehlt; für das Buch des Bruders ist es kein Vorwurf, wenn auch dieser Umstand zu großer Vorsicht in der Benutzung nöthigt. Der Verfasser hat nichts gesagt, was nicht wahr ist, aber er hat manches, was wahr ist, nicht gesagt. Dennoch hat die Darstellung hohen Werth. Der Bruder hat in der Seele des Bruders jederzeit wie in einem offenen Buche gelesen, das Zusammenwirken inneren Dranges und äußeren Anstoßes, welchem alle bedeutenden Dichtungen dieses gottbegnadeten Poeten ihre Entstehung verdanken, hat er gekannt wie kein zweiter. Er faßt seine Aufgabe in würdigster Weise dahin auf, daß es gelte aus dem Menschen den Dichter und die Dichtung zu erklären, und er löst sie, indem er große und kleine Züge, welche er mit dem Scharfblick des Herzens beobachtet hat, zu einem lebensvollen Charakterbilde verwebt, zu einem Bilde, das wahrhaft leuchtet von idealer Wahrheit. Die Schatten fehlen nicht, aber sie stören nicht den Gesammteindruck. Mit welchem Zartgefühl Paul de Musset Schwächen seines Bruders entschuldigend einzugestehen weiß, davon nur ein Beispiel. Während er nie von den Ausschweifungen spricht, welche Alfred im Genusse geistiger Getränke begangen haben soll, läßt er ihn selbst diese Schwäche zugestehen, aber in einer Weise, welche jeden Vorwurf in Mitleid erstickt. Es geschieht dies in einem Sonett, welches im Jahre 1844 an Maxime Jaubert, die marraine, gerichtet ist und welches ich übersetze, so gut ich kann.

Es macht mir wenig aus, wenn Thoren mich verschrei'n,
Wenn, mit der üblichen Theilnahme falschem Schein,*)
Der, welchem gestern ich vertraut die Hand gegeben,
Mir heute Trunkenheit schuld giebt und wüstes Leben.

Weit minder ist solch Volk mir Freund als ein Glas Wein,
Das Viertelstunden mich dem Elend kann entheben.
Doch du, der offen liegt mein ganzes Sein und Streben,
Du, der ich nichts verschwieg, auch nicht des Aergers Pein,

Geziemt es wirklich dir so ungerecht zu richten
Und ward mein Wesen dir so fremd mit einem Mal?
Mußt, was nur Unglück ist, du um zum Laster dichten?

*) Sous le faux semblant d'un intérêt vulgaire.

Ins Glas, in dem ich will ertränken meine Qual,
Laß lieber mitleidsvoll sich eine Thräne senken,
Wie es der Freundschaft ziemt für altes Angedenken.

Sollten aber auch noch andere und schlimmere Anschuldigungen, wie sie die berüchtigte Mogador gegen Alfred de Musset erhoben, nicht ganz unbegründet sein, auf wen dürfte man denn jenes sonst nicht unbedenkliche Wort aus dem „Rolla", welches mit leidenschaftlicher Entschiedenheit die Unzerstörbarkeit echten Seelenadels ausspricht, mit mehr Fug und Recht anwenden, als auf den Dichter selbst?

Wenn schaffend die Natur ihr Edles will entfalten,
Sie, die dort oben schaut, wie wir im Erdenbann,
Kennt sie die Zauberkunst, ein Wesen zu gestalten,
Das eine ganze Welt ihr nicht beflecken kann.

Die Auserlesenen, sie sind von reinem Erz:
Sie darf in schwarzen Sumpf sie werfen ohne Zagen,
Sie weiß, wie Marmor bleibt stets unberührt ihr Herz,
Wie Marmor, dessen Glanz kein Regen kann zernagen.

So fehlt, wie gesagt, der Biographie Paul de Mussets jene höhere Wahrheit nicht, auf die es doch vor allem ankommt, zumal bei einem Dichter, der so von innen heraus zum Dichten getrieben wurde wie Alfred de Musset, welcher unter allen französischen Dichtern am meisten von Goethes Wesen an sich hat. Son oeuvre c'est lui-même, sagt der Biograph gleich auf der ersten Seite, und in einem Briefe, in welchem der liebenswürdige Mann mir noch wenige Wochen vor seinem Tode eine Anfrage beantwortete, sagt er unter anderem, er habe in seiner Biographie eine Fülle von Einzelheiten über Alfred gegeben, deren Kenntniß unerläßlich sei pour bien juger son oeuvre et son coeur.

So ist denn der Treffliche in hohem Alter seinem geliebten Bruder nachgefolgt, der ihm vor der Zeit und doch „nach frühem Ermatten und spätem Erkalten" vorangegangen war. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, doppelt in Ehren in einem Zeitalter, wo neidlose Hingebung an eine überlegene Kraft und echte Pietät seltener sind denn je.

Halle. A. Brieger.

Zwei „illustrirte" Musikgeschichten.

(Schluß.)

An Herrn Reißmanns „illustrirte" Musikgeschichte*) wird jeder, der die schriftstellerische Thätigkeit und das sonstige Gebahren dieses Herrn eine Zeit lang mit

*) Illustrirte Geschichte der deutschen Musik. Von Dr. Aug. Reißmann. Mit authentischen Abbildungen und facsimilirten Beilagen. Leipzig, Fues, 1880. Liefrg. 1.

Aufmerksamkeit verfolgt hat, von vornherein mit großem Mißtrauen herantreten. Herr Reißmann versteht es wie wenige auf dem Gebiete der Musikschriftstellerei, Clique und Reclame zu machen. Wir wüßten ihm darin höchstens noch einen oder zwei an die Seite zu setzen.

Als Herr Reißmann 1876 sein gehässiges und neidisches Pamphlet: „Die königliche Hochschule für Musik in Berlin, beleuchtet von Dr. A. Reißmann" (Berlin, Guttentag) in die Welt schickte und seine Galle darin ergoß, weil — trotz des in aller Eile vorher noch erworbenen Doctortitels — nicht er, der flüchtige, oberflächliche Vielschreiber, sondern Spitta, der Verfasser der Biographie Johann Sebastian Bachs, als Docent für Musikgeschichte auf den damals neubegründeten Lehrstuhl in Berlin berufen worden war, da schrieben die „Grenzboten" am Schlusse eines Artikels „Eine Stimme gegen die Berliner Hochschule für Musik" (1876, I, S. 513) folgendes: „Lediglich der Dilettantismus, welcher sich in seiner Herrschaft gefährdet sieht, ist es, der sich in Reißmanns Schrift gegen die emporkommende Wissenschaft aufbäumt. Komisch — oder sagen wir lieber tragisch? — ist es dabei, zu sehen, wie der Verfasser sich in seiner neidischen Verbitterung so weit verblendet, daß er allen Ernstes sich selbst für den Vertreter der Wissenschaft hält und den Dilettantismus auf der gegenüberstehenden Seite sucht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hinter dem Verfasser dieser Schmähschrift eine ganze Meute neidischer Gesellen steht. Daß es ihm nur nicht ergeht, wie jenem unklugen Burschen, den eine Schaar ungerathener Jungen, nachdem sie einen schlechten Streich verabredet hatten, zur Ausführung desselben anstifteten. Als es dann ans Abbüßen ging, da riefen sie alle: ‚Wir sinds nicht gewesen, der da ist es gewesen!' Die Zeit wird ganz gewiß kommen, vielleicht sehr bald kommen, wo man auch in Berlin den Ruf vernehmen wird: ‚Wir sind's nicht gewesen, der Herr Dr. A. Reißmann ist es gewesen!'"

Nun, jene Prophezeiung der „Grenzboten" ist wunderbar eingetroffen. Vor wenigen Monaten hat Herr Reißmann es für gerathen gehalten, den Staub Berlins von seinen Füßen zu schütteln und — nach Leipzig überzusiedeln. Im „Leipziger Tageblatte" vom 4. März 1880 wurde das Leipziger Publikum überrascht durch eine „A. Reißmann" unterzeichnete Recension über ein Concert des Musikvereins „Euterpe", das zwei Tage zuvor stattgefunden hatte, in welcher allen Mitwirkenden das Weihrauchfaß in so täppischer Weise um die Ohren geworfen wurde, wie es selbst in der „Musikalischen Abtheilung" des Leipziger Tageblattes, die doch fast aus nichts als Reclame zusammengesetzt ist, etwas Außergewöhnliches war. Ausgezeichnet — überraschend — berückend — prachtvoll — glänzend — meisterhaft — außerordentlich gelungen — schwungvoll — diese Epitheta jagten einander in einer Recension von vierzig kleinen Zeilen. Selbst die von dem akademischen

— In unserer Besprechung der Naumann'schen Musikgeschichte im vorigen Hefte ist leider ein Satzfehler stehen geblieben, den aber unsere Leser wohl selbst berichtigt haben werden. In der Naumann'schen Charakteristik der chinesischen Musik soll es natürlich heißen: „daß die Chinesen weit weniger die Tonverbindung [nicht Tonbildung] als der einzelne Ton interessirt".

Gesangverein „Arion" gesungenen niederländischen Volkslieder wurden mit dem wunderlichen Zusatze „außerordentlich zweckentsprechend" geschmückt. Alle Welt fragte sich: Wer ist dieser Herr A. Reißmann, der hier zum ersten Male das Recensentengeschäft besorgt in einer Weise, welche den Betroffenen selbst fatal sein und die Schamröthe ins Gesicht treiben muß? Man brauchte nur das Blatt umzuwenden, siehe da, so hatte man die Antwort. Die „Allgemeine Moden-Zeitung" hatte in ihrer eben erschienenen Nummer 11 (datirt freilich vom 12. März 1880, aber wohl nach der Sitte der Modenzeitungen vorausdatirt) ein Porträt des Herrn Reißmann gebracht, das von dem üblichen Reclame-Artikel begleitet war. Der Anfang dieses Artikels lautete: „Wir bringen heute das Bild eines Mannes, der das alte Vorurtheil, daß ein ausgezeichneter Musikkritiker und Historiker nicht auch hervorragend selbstschöpferisch thätig sein kann, glänzend widerlegt hat." Darauf eine kurze Darstellung seines Lebensganges und eine ziemlich panegyristische Vorführung seiner Thätigkeit als Schriftsteller und Componist. Endlich die Schlußbemerkung: „In Anerkennung dieser allseitig hochbedeutsamen Thätigkeit verlieh ihm die Universität Leipzig 1875 die philosophische Doctorwürde." Diesen Aufsatz über Herrn Reißmann hatte die Redaction der „Musikalischen Abtheilung" des Leipziger Tageblattes sich beeilt, in extenso in der Nummer vom 4. März nachzudrucken, und so wußte denn nun das Leipziger Publikum ganz genau, aus der Feder welches großen Mannes die erwähnte Recension geflossen war, und welchen beneidenswerthen Zuwachs die musikalischen Kreise Leipzigs durch den Zuzug des Herrn Reißmann erhalten hatten. Nur beiläufig sei bemerkt, daß der Verfasser jenes Artikels in der „Modenzeitung", wie immer, in der dritten Zeile bereits zu erkennen war. Mit dem monumentalen Perfectum: der und der „h a t glänzend widerlegt", „h a t bewiesen", „h a t gezeigt" beginnen ja regelmäßig gewisse Opernrecensionen des Leipziger Tageblattes; auch das schöne Wort „hochbedeutsam" stammt, wie der „feinsinnige Kapellmeister", die „noble Phrasirung", die „rauschenden Ovationen", „zur Geltung bringen" und vieles andere aus dem in Leipzig sprichwörtlich gewordenen, mit allerhand stereotypen Worten und Wendungen angefüllten Zettelkasten des betreffenden Opernrecensenten. Da war es nun freilich komisch genug, das eigene Elaborat wie die Leistung eines Fremden im Leipziger Tageblatte abzudrucken.

Diese ganze „verwünscht gescheidte" Art aber, sich beim Leipziger Tageblattspublikum einzuführen, war nur ein einzelnes Glied in einer Kette der unangenehmsten Reclame, mit der Herr Reißmann sich in Leipzig den Boden zu bereiten und festen Fuß zu fassen gesucht hat. Nach unermüdlichen Bemühungen hatte er es dahin gebracht, daß im 13. Gewandhausconcerte am 15. Januar eine Symphonie von ihm zur Aufführung gebracht wurde. Die Concertdirection soll Alles versucht haben, um die Aufführung herumzukommen. Umsonst; sie habe sich, erzählten die Wissenden, der Aufdringlichkeit des Herrn Reißmann nicht erwehren können. Was alle Urtheilsfähigen in der Probe vorausgesagt hatten, trat ein: die Symphonie wurde vollständig abgelehnt. Nur eine kleine Claque, dergleichen es sonst in den

Leipziger Gewandhausconcerten gar nicht giebt, und unter der man einzelne Gesichter bemerkte, die man sich nicht erinnern konnte, je in den Gewandhausconcerten gesehen zu haben, suchte sie über Wasser zu erhalten. Und doch war Herr Reißmann schon Monate lang vorher für seinen Componisten-Erfolg in der Presse thätig gewesen. Denn schon im Sommer 1879 hatten in der „Neuen Zeitschrift für Musik" drei Artikel eines Herrn Schucht gestanden: „August Reißmann als Componist und Schriftsteller", die so wunderbare Detailkenntnisse über Herrn Reißmanns künstlerische Bedeutung verriethen, wie sie nur derjenige besitzen kann, dem bei der Erwerbung derselben der zu feiernde selbst in der freigebigsten Weise an die Hand gegangen ist.

Aber auch seit jenem ersten, so pfiffig arrangirten Debüt in der Leipziger Local-Presse hat es Herr Reißmann nicht daran fehlen lassen, fort und fort die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Anfang März schwebte die Thomascantor-Frage in Leipzig. Es ging das Gerücht, daß Herr Dr. Rust, der bekannte Herausgeber Bachscher Werke, den der Rath der Stadt Leipzig nach langen Debatten zum Nachfolger Richters gewählt hatte, keine absolut sichere Aussicht habe, von den Stadtverordneten acceptirt zu werden. Plötzlich erklärte Herr Dr. Oscar Paul, der Redacteur der „Musikalischen Abtheilung" des Leipziger Tageblattes, in der Nummer vom 8. März 1880 mit seiner gewöhnlichen komischen Wichtigthuerei, er habe es, „von jeglicher Parteinahme frei, für Pflicht gehalten, vor der Wahl einzelne Persönlichkeiten für das Cantorat nicht besonders zu empfehlen (als ob ihn jemand um sein Urtheil gefragt hätte! als ob jemand auf dieses Urtheil das Geringste gegeben haben würde!), um nicht dem Wahlact selbst vorzugreifen," spendete dann einige sauersüße Redensarten an diejenigen, die bei der Wahl übergangen worden waren, und theilte endlich höchst naiv mit, daß er sich, da ihm selbst das „musikalische Wirken" Rusts „weniger bekannt" sei, bei Herrn Dr. Reißmann, der das viel besser verstehe, darnach erkundigt habe, „um zugleich dabei zu erforschen, welche Informationen den Stadtrath bei der Wahl geleitet haben könnten (!). Und hierauf ergriff denn Herr Reißmann die Feder zu einem durch zwei Nummern (8. und 9. März) gehenden ganz colossalen Reclame-Artikel über Rust, bei dessen Lectüre der Abgepriesene sicherlich — wir hegen zu seiner künstlerischen Bescheidenheit das gute Zutrauen — gedacht haben wird: Der Himmel bewahre mich vor meinen Freunden. Für Herrn Reißmann ist die Sache insofern charakteristisch, als er eben auch hier nur nach den bekannten Grundsätzen der Reclame handelte: Eine Hand wäscht die andere, und: Gebt allen alles, damit euch von allen alles wiedergegeben werde. Diesen Grundsätzen ist denn auch Herr Reißmann dies Vierteljahr daher ununterbrochen treu geblieben. Immer hat er von Zeit zu Zeit in kleinen Besprechungen, denen man die Absicht deutlich anmerkte, nach verschiedenen Seiten hin Weihrauch ausgestreut, vor allem der — Theaterdirection, die über kurz oder lang in den sauren Apfel wird beißen müssen, eine Oper von Herrn Reißmann für eine zwei- oder dreimalige Aufführung — denn öfter wird sie doch nicht gegeben — einzustudiren.

Der Leser wolle die Mittheilung der vorstehenden Personalien nicht für überflüssig halten. Wenn ein Schriftsteller es so versteht, den Tamtam für sich selbst zu rühren und gute Freunde rühren zu lassen, so gestattet schon dies eine Art Rückschluß auf seine schriftstellerischen Arbeiten. Denn wann hat jemals ein echter Gelehrter zu solchen Mitteln seine Zuflucht genommen?

Herrn Reißmanns erstes literarisches Debüt war ein — Plagiat, das ihn beinahe in Conflict mit den Preßgesetzen gebracht hätte. Wir wollen über die näheren Umstände der Sache hier schweigen, da er diese Scharte seines Renommées nach einiger Zeit leidlich wieder auswetzte. Er veröffentlichte bald darauf ein Buch, das nicht ohne Verdienste ist: „Das deutsche Lied in seiner historischen Entwicklung" (Cassel, 1861). Hätte er die Bahn, die er mit diesem Buche eingeschlagen, weiter verfolgt, so würde er sich vielleicht mit der Zeit einen geachteten und bleibenden Namen in der musikalischen Wissenschaft erworben haben. Leider zog es ihn sehr bald wieder zu seinem wahren Elemente, zur lüderlichen Buchmacherei, zurück. Bereits in den Jahren 1863—65 folgte eine vollständige Musikgeschichte in drei Bänden, 1866—70 eine dreibändige Compositionslehre. Dazwischen und in den folgenden Jahren hat er — neben manchem anderen — eine Anzahl Musikerbiographien veröffentlicht, in denen er regelmäßig das von anderer Seite gespendete, bisweilen in jahrelangem Fleiße erarbeitete Material mit geschickter Hand ausnutzte und für weitere Kreise, die sich an gründlichen Arbeiten nicht gern die Zähne ausbeißen, bequemer verdaulich machte. Er begann damit, aus Wasielewskis trefflichem Werke über Robert Schumann eine Schumannbiographie zurechtzuschneiden (Berlin, Guttentag, 1865); dann wurden Felix Mendelssohns liebenswürdige „Briefe" zu einer Mendelssohnbiographie verarbeitet (Ebenda, 1867); 1873 folgte eine Schubertbiographie, die wieder auf dem epochemachenden Werke von Kreißle fußte, und vor kurzem, nachdem der erste Band von Pohls grundlegender Arbeit über Haydn erschienen, hat Herr Reißmann natürlich flugs auch eine Haydnbiographie zusammengeschrieben (Ebenda, 1879). Immer hat er sich dabei vor dem Publikum den Anschein zu geben gewußt, als ob seine guten, ehrlichen, fleißigen Vorarbeiter nichts als Handlanger gewesen seien, Notizenkrämer, die über den äußeren Lebenslauf der betreffenden Meister allerhand Wissenswerthes oder auch Gleichgiltiges gesammelt und ihm, dem geistvollen Biographen, dem es nur auf den „inneren Entwicklungsgang" der Künstler angekommen sei, das Material zugetragen hätten. Der Leser kennt ja diese Art von Buchmacherei. Es giebt Buchhandlungen, die fast davon leben, große werthvolle Werke, welche einen kleinen Käuferkreis haben, durch geschickte, fabrikmäßig arbeitende Federn für das größere Publikum ausschlachten zu lassen. Die Krone aber hat Herr Reißmann seiner schriftstellerischen Thätigkeit aufgesetzt in den letzten fünf Bänden des von Mendel begonnenen, im Verlage von Oppenheim in Berlin erschienenen „Musikalischen Conversationslexikons". Herr Reißmann hat hier seinem beklagenswerthen Verleger den Possen gespielt, ein Werk, das seiner ganzen monumentalen Anlage nach, wenn es bleibenden Werth beanspruchen wollte, zur strengsten Objectivität verpflichtet war, zu einer Ablagerungsstätte des

wüsten musikalischen Parteitreibens unserer Zeit, der widerwärtigsten Lobhudelei auf der einen, der schnödesten Beschimpfung auf der anderen Seite, zu machen. Dieses „Musikalische Conversationslexikon", welches, wenn seine Herausgabe durchweg in reinen Händen gelegen hätte, für Jahrzehnte hinaus Werth hätte behalten können, steht als ein literarisches Schandmal da, von dem die getäuschte Verlagshandlung so viel als möglich Exemplare wieder in ihre Hände zu bringen und einstampfen zu lassen suchen müßte. Merkwürdiger Zufall, daß in derselben Nummer der „Modenzeitung", die das Porträt des Herrn Reißmann brachte, dicht neben dem Artikel über ihn sich auch eine Reclame für dieses „Conversationslexikon" befindet, in der es heißt, daß die Verlagshandlung „bereits eine zweite unveränderte Ausgabe" von dem „durch erstaunliche Vielseitigkeit und gewissenhafte Gründlichkeit (siehe den Zettelkasten!) ausgezeichneten" Werke veranstaltet habe. „Bereits" eine zweite unveränderte! Wie pfiffigdumm! Selbstverständlich ist's die liegengebliebene erste, die hier mit neuem Titelblatte an den Mann zu bringen gesucht wird.

Von dieser ganzen Buchmacherei interessirt uns natürlich hier nur Herrn Reißmanns 1863—65 erschienene „Musikgeschichte". Ist doch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die neue, einbändige „illustrirte" Musikgeschichte jener früheren dreibändigen ebenbürtig werden wird. Jene frühere hat, abgesehen von nichtssagenden Zeitungs-Recensionen, zwei wirkliche Kritiken aus sachkundiger Feder erfahren. Ihr erster Band — mit den beiden folgenden hat sich niemand mehr die Mühe genommen — ist einer eingehenden Beurtheilung unterzogen worden von E. Schelle in der „Neuen Zeitschrift für Musik" (1864, Nr. 9 und 10) und von H. Bellermann in den von F. Chrysander herausgegebenen „Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft" (Bd. 2, 1867, S. 268—300). Wir bitten die Leser, die sich näher für die Sache interessiren, diese Besprechungen selber nachzulesen. Hier müssen wir uns darauf beschränken, nur einige wenige Stellen daraus mitzutheilen.

Schelle beginnt seine Anzeige mit einer Art Entschuldigung den Fachgenossen gegenüber, daß er überhaupt „seine Zeit und kritische Thätigkeit einem Werke zuwende, dessen Beschaffenheit dasselbe von vornherein unter alle Kritik stellt." „Ja, ich stehe nicht an," — sagt er — „schon vorläufig ganz offen zu erklären, daß mir, wiewohl wir durch die neuesten Producte auf diesem Gebiete seitens unserer deutschen Literatur keineswegs an übertriebene Ansprüche gewöhnt sind, nicht leicht ein unselbständigeres, von allen möglichen Seiten her zusammengesuchteres Werk vorgekommen ist als dieser vorliegende Theil. Endlich, dächte ich, könnte man doch zu der Erkenntniß gekommen sein, daß eine geschichtliche Arbeit von der Tragweite, welche dieses Buch prätendirt, mindestens eine vielseitige, umfassende Kenntniß der einschlagenden fremden wie einheimischen Literatur zur Bedingung stellt, daß sie ferner wenigstens einige specielle Detailforschungen voraussetzt. Die Enttäuschung wird hier um so größer, als der Verfasser selbst mit Prätentionen auf Quellenstudium und Quellenforschung in der Vorrede hochtrabend auftritt und dennoch im Verlaufe seines Werkes überall sogar sehr nachsichtigen Ansprüchen auf Fachbildung kaum zu genügen vermag." Schelle bangt davor, daß das Buch etwa ins Ausland

dringen und dort den Ruf der deutschen Wissenschaft gefährden könnte. Er findet in dem Buche „nicht eine einzige Thatsache, welche der Archäologie eine Bereicherung an Entdeckungen zuführte oder den alten historischen Horizont auch nur um ein Geringes erweiterte; nicht ein einziger Zug, der uns das nöthige Quantum an kritischer Bildung oder kritischem Talente darlegte." Im Einzelnen weist Schelle nach, wie der Verfasser überall, statt eigne Forschungen anzustellen, die alte breite Heerstraße einhergezogen, was er bei alledem für Nachlässigkeiten und Irrthümer begangen, wie er „in gedankenloser und schludriger Weise mit dem geschichtlichen Inhalte gewirthschaftet", wie er aber dabei überall sich geberde, als sei er wer weiß wie weit über seine Vorgänger hinausgegangen.

Noch eingehender ist H. Bellermanns Kritik. Bellermann stimmt der Art, wie Schelle schon Herrn Reißmann „zurechtgewiesen", vollkommen bei, will aber doch seine Recension nicht zurückhalten, da sie viele Punkte beleuchte, die Schelle nicht besprochen. Und so giebt er denn aus einigen Capiteln des ersten Bandes eine 30 Seiten lange Auswahl von Stellen, die eine wahre Wolke von Mißverständnissen, Lüderlichkeiten und Verwirrungen aller Art darstellt. Ganz nebenbei werden wir hier auch auf die völlig ungenügende Vorbildung des Verfassers aufmerksam gemacht, die sich in unglaublichen Verstößen gegen die allerersten Elemente der classischen Sprachen zeigt. Man denke, daß Herr Reißmann Dinge schreibt wie: die semibrevis m i n u s, d i e finis punctorum, das tempus perfectum maj o r, Agricola in seiner Musica m instrumentale m, Orlandus di Lassus, daß er endlich durch das ganze Buch hindurch bis ins alphabetische Register hinein myxolydisch statt mixolydisch gebraucht! Der Vorwurf, daß es Herrn Reißmanns Art sei, den „Mund stets recht voll zu nehmen und mit allen Dingen recht wichtig zu thun, denn Klappern gehört zum Handwerk", erhebt auch Bellermann gegen ihn, und er schließt seine Anzeige mit den Worten: „Von den auf der Flur des Rückblickes so reichlich sprießenden Blumen höheren Blödsinnes habe ich bei meiner Wanderung nur dies kleine Sträußchen flüchtig gebunden. Doch sapienti sat. Ueber die das ganze Buch durchziehende modern-philosophirende Darstellungsweise, die sich fortwährend bemüht ‚nachzuweisen', daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist, wollen wir gar nicht einmal sprechen. Zuerst verlange ich von einem geschichtlichen Werke richtige Angabe der Thatsachen! Sind diese falsch und ungenau, wie in vorliegender Arbeit, so ist damit auch schon über das andere das Urtheil gesprochen".

Erstaunt werden unsere Leser fragen: Wie ist es möglich gewesen, daß, wie der oben erwähnte Artikel der „Modenzeitung" mittheilt, die philosophische Facultät der Universität Leipzig dem Verfasser eines derartigen Buches die Doctorwürde verleihen konnte? Nun, vor allen Dingen hat sie ihm diese Würde gar nicht „verliehen". Wenn die Universität einem Gelehrten die Doctorwürde „verleiht", so thut sie dies bekanntlich aus freiem Antriebe, um dem Betreffenden für hervorragende Verdienste um die Wissenschaft eine Auszeichnung zu erweisen. Zwei namhaften Buchhändlern z. B., Hirzel und Kirchhoff, hat die Leipziger Universität in den letzten Jahren, dem einen wegen seiner Verdienste um die Goetheforschung, dem

anderen wegen seiner trefflichen Arbeiten zur Geschichte des Buchhandels, „Ehren halber“, wie es dann heißt, honoris causa, die Doctorwürde „verliehen“. Wieder ist es die Reclame gewesen, die dafür gesorgt hat, daß über Herrn Reißmanns Doctorat von Anfang an dieses Mißverständniß genährt wurde. Als 1875 das große Ereigniß sich vollzogen hatte, wurden sofort alle Musikzeitungen mit Nachrichten darüber versorgt. Aber nur die „Neue Berliner Musikzeitung“ meldete simpel und correct (1875, S. 230): „Dem Musikschriftsteller und Componisten Herrn A. R. ist von der Leipziger Universität das Doctordiplom ertheilt worden“. Schon das „Musikalische Wochenblatt“ (1875, S. 374) und die „Allgemeine deutsche Musikzeitung“ (1875, S. 259) färbten den Bericht zu Gunsten des willkommenen Mißverständnisses, indem sie übereinstimmend berichteten: „Herr A. R. ist, anläßlich seiner Verdienste um die Musikforschung, seitens der Universität Leipzig zum Dr. phil. ernannt worden“, und das „Echo“ setzte (1875, S. 322) geradezu die unverschämte Lüge in die Welt: „Die philosophische Facultät der Universität zu Leipzig hat dem verdienstvollen Componisten, Theoretiker und Musikschriftsteller A. R. in Berlin Ehren halber (!) den Doctortitel zuerkannt“. In Wahrheit hat sich Herr Reißmann noch als 50jähriger Mann, nachdem er sich schon lange Zeit mit diesem Vorsatze getragen, von verzehrender Eitelkeit getrieben, bei der Universität Leipzig um den Doctortitel beworben, indem er zugleich einen Theil der von ihm im Druck veröffentlichten Schriften an die Facultät einsandte, hat sich also auf dem ganz gewöhnlichen Wege, den jeder 22jährige Student am Schlusse seiner akademischen Studien einschlägt, seinen Titel „erworben“. Von „Verleihen“, vollends von „Verleihen honoris causa“ um irgend welcher „Verdienste“ willen kann nicht die Rede sein.

Immerhin bleibt es ja nun auffällig, wie die genannte Facultät einem Schriftsteller von den Qualitäten des Herrn Reißmann ein Doctordiplom hat ausstellen können. Die Sache wird jedoch erklärlich, wenn man folgendes erwägt. Die große, berühmte Leipziger Universität, die nach allen Seiten hin aufs glänzendste ausgestattet ist, besitzt thatsächlich keinen Docenten, der befähigt wäre, über musikwissenschaftliche Leistungen ein sachverständiges Urtheil abzugeben. Allerdings ist Herr Dr. Oscar Paul, der oben erwähnte Redacteur der „Musikalischen Abtheilung“ des Leipziger Tageblattes, auch als Docent für Musikwissenschaft an der Leipziger Universität habilitirt, und er ist es natürlich gewesen, der, in Ermanglung einer anderen Kraft, damals das entscheidende Gutachten über die Reißmannschen Bücher abzugeben gehabt hat. Was aber auf die wissenschaftlichen Gutachten dieses Herrn zu geben ist, davon hat die Leipziger Universität sehr bald darauf sich schmerzlich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Als vor drei Jahren ein junger Gelehrter eine musikwissenschaftliche Doctordissertation bei der Facultät einreichte, wurde die Approbation derselben, auf das Gutachten des Herrn Dr. Oscar Paul hin, beanstandet. Die Dissertation wanderte darauf unverändert (!) nach Göttingen zu Krüger, und siehe da, dort wurde sie für tüchtig befunden, und der Betreffende bestand sein Examen. Einige Zeit darauf reichte derselbe junge Gelehrte eine umfängliche wissenschaftliche

Arbeit abermals bei der philosophischen Facultät in Leipzig ein, um sich auf Grund derselben an der Leipziger Universität für Musikwissenschaft zu habilitiren und wohl auch für die unverdiente Schlappe, die ihm seiner Zeit in Leipzig bereitet worden war, zu rehabilitiren. Diesmal war die Facultät so vorsichtig, die Begutachtung der Schrift Spitta in Berlin zu übertragen und diesen auch, nachdem er sich beifällig über dieselbe geäußert, zum Colloquium mit dem Betreffenden nach Leipzig einzuladen. Auch diese Habilitation ging glatt von statten. Die Leser werden aus dieser ganzen Darlegung — außer manchem anderen — ersehen, was der mit solcher Reclame in die Welt posaunte Doctortitel des Herrn Reißmann in Wahrheit werth ist.

Aber wir haben vor lauter Eifer, unsere Leser möglichst genau mit der Persönlichkeit des Schriftstellers bekannt zu machen, beinahe sein neues Werk darüber vergessen. Wenden wir uns also schleunigst zu der zweiten unserer „illustrirten" Musikgeschichten. Die Frage, wer es besser versteht, durch Phrasen über Gedankenarmuth und Stoffmangel hinwegzutäuschen, ob Herr Naumann oder Herr Reißmann, ist entschieden zu Gunsten des ersteren zu beantworten: Herr Naumann ist gewandter als Herr Reißmann; die Ungeschicklichkeit und Kritiklosigkeit des letzteren ist geradezu unglaublich. Die Art der Capitelfabrikation über absolut dunkle Perioden der Musikgeschichte ist aber bei beiden genau dieselbe.

Das Reißmannsche Einleitungs-Capitel trägt die Ueberschrift „Ursprung und Art altdeutschen Gesanges". In Wahrheit wissen wir nun hierüber weiter nichts, als daß die alten Deutschen mit ihren rauhen Kehlen Kriegsgesänge angestimmt und den Schall durch die Resonanz ihrer Schilde verstärkt haben; daß sie keine Gesangskünstler waren, wissen wir auch. Da Herr Reißmann ein populäres Buch schreiben will, so darf er nicht lateinisch citiren; er begnügt sich daher mit der Namensnennung von einigen lateinischen Autoren. Obgleich er sich nun redlich bemüht, die wenigen bei diesen Schriftstellern zu findenden Worte über altgermanischen Gesang zu einigen Sätzen auszurecken, so ist er doch nach einer Textseite am Ende angekommen. Da aber ein Capitel länger sein muß als eine Seite, so muß auf andere Weise Rath geschafft werden. Herr Naumann würde hier ein culturgeschichtliches Fantasiestück eingeschoben haben — Herr Reißmann bleibt mehr bei der Sache und macht sich allgemeine philosophische Gedanken über Entstehung von Sprache und Gesang. Dieses Intermezzo ist zu erheiternd, als daß wir uns versagen könnten, unsere Leser damit bekannt zu machen. „Die Entwickelung (!) von Musik und Gesang" — heißt es da — „erfolgt bei allen Völkern unter den ganz gleichen Voraussetzungen (dieser Satz würde den lebhaftesten Widerspruch Herrn Naumanns — im Hinblick auf die Culturgeschichte — herausfordern). Die Organe für den Gesang — die Stimmwerkzeuge — sind dem Menschen von der Natur verliehen und es bedarf für ihren unmittelbaren Gebrauch weder einer besonderen Anleitung, noch der äußern Anregung. Das erregte innere Leben wirkt unmittelbar auf die Stimmbänder ein und diese erzeugen dann, je nach dem Grade der Spannung derselben (wessen? soll wohl heißen: ihrer Spannung) abgestuft, verschiedene Töne. . . . . Nur der Gesang-

ton erscheint als das unmittelbare Ergebniß innerer Erregung. Ihm eröffnen sich von da aus (von wo aus?) dann zwei Wege für die weitere Entwickelung" — doch wohl entweder durch den Mund oder durch die Nase? nein! hören wir weiter: — „er ist entweder als Baustein für künstliche Formen — Tonformen — zu verwenden, oder aber zu Sprachlauten zu verdichten (!). Der letztere Weg ist der natürlichere und deshalb haben ihn auch alle Culturvölker zuerst eingeschlagen. Es gehört ein hoher Grad von geistiger Ausbildung dazu, um Tonformen zu bilden, für die bekanntlich jedes Vorbild fehlt. Der menschliche Geist schuf sich daher (?) zunächst in der Sprache das mächtigste Mittel zur Förderung der Cultur. Der Gesangton wird vorerst nicht selbständig weiter gebildet, sondern zum Sprachton verdichtet (!). Ehe der Mensch die einzelnen Töne genau nach Höhe und Tiefe unterschieden zu in sich abgeschlossenen Reihen zusammenfügen lernte, begrenzte und verdichtete er sie zu Sprachlauten (diese Redensart ist offenbar Herrn Reißmanns Erfindung, auf die er sehr stolz zu sein scheint, da er sie in einem Athem dreimal bringt!) und gewann in diesen ein leichter zu formendes Material. Er gelangte auf diesem Wege zu Vocalen und Consonanten, die dann der sprachbildende Genius mit Hilfe des Accents wieder zu Wörtern verband. Die weitere Verknüpfung der Wörter zu Sätzen erfolgte bereits nicht nur nach logischem Princip, sondern zugleich auch nach rhythmischen Gesetzen: die Stellung der Wörter wird nicht nur ihrer logischen Bedeutung nach, sondern auch durch die Art ihres Klanges bedingt. Die streng durchgeführte systematische Vertheilung der betonten und unbetonten Silben giebt der logisch und grammatisch construirten Sprachweise zugleich die höhere, künstlerische Form der Poesie; diese ist demnach selbstverständlich älter als die Prosa. Hier gewinnt auch der Ton wieder größere Bedeutung als er bei der Bildung der Vocale, der Consonanten, Silben und Wörter haben konnte, wenn er auch noch nicht so selbständig wird, wie bei der viel später erfolgenden Verknüpfung von Wort und Ton im gesungenen Liede. Um die hierzu erforderliche Fertigkeit im Gebrauche der Stimmorgane zur Erzeugung und Verwendung der nach Höhe und Tiefe streng unterschiedenen Töne zu erlangen (für die Erzeugung derselben ist doch schon früher durch die auf die Stimmbänder wirkende innere Erregung gesorgt!) mußten lange wortlose Uebungen im Gesange vorausgehen, wie sie später die Kirche in den sogenannten Jubilationen mit den Deutschen wirklich anstellte."

Das Aergste in dieser langen Kette von Unsinn ist jedenfalls der Schluß. Hat Herr Reißmann wirklich keine Ahnung, was diese Jubilationen waren? Für einen scherzhaften Einfall kann man leider seinen Ausspruch nicht halten, denn S. 28 steht es noch einmal zu lesen: „Die Vocale (des Allelujah) wurden dann zu förmlichen Gesangstudien für die ungefügen Kehlen der Deutschen benutzt, namentlich aber das Schluß-„a", das immer reicher melismatisch gestaltet wurde. So entstanden eine Art Vocalisen, in denen das Volk seine religiöse Begeisterung austönte, zugleich aber auch die Stimmen für den gregorianischen Gesang schulte. Man nannte sie „Neumen" (pneuma) und auch, weil der Gesang mehr einem Jauchzen glich: **jubilus, jubilatio, cantus jubilus, cantus jubilationis.** Gewöhnlicher noch ist die Be-

zeichnung „sequentia“, welche sich daraus erklärt, daß diese wortlosen Melismen sich unmittelbar an das Graduale anschlossen.“ Für was für eine Art von Leserpublikum ist Herrn Reißmanns Buch berechnet? Der des Lateins und der Musikgeschichte unkundige Laie wird sich vielleicht von den lateinischen Brocken des Herrn „Doctor“ imponiren lassen; der einigermaßen eingeweihte dagegen muß staunen über die Ingnoranz und Confusion, welche sich hier zu erkennen giebt.

Der heilige Augustin († 430, bekanntlich Zeitgenosse des heil. Ambrosius von Mailand, der ihn sogar taufte) sagt (psalm. 32. conc. 1): Illi enim, qui cantant, cum coeperint in verbis canticorum exultare laetitia, veluti impleti tanta laetitia, ut eam verbis explicare non possint, avertunt se a sillabis verborum et eunt in sonum jubilationis, d. h. zu Deutsch: „wenn die Sänger der Lobgesänge (Psalmen, Magnificat ꝛc.) die höchste Freude ausdrücken, hören sie auf, Worte vorzutragen und gehen in eine Art Jauchzen (Jubeln) über, gleich als wäre ihre Freude so groß, daß sie sich nicht in Worte fassen läßt.“ An einer andern Stelle sagt Augustin (Confessiones ad Ambrosium II, 8): Quantum flevi in hymnis et canticis tuis, suave sonantis ecclesiae tuae vocibus commotus acriter, d. h.: „Wie habe ich bei deinen Hymnen und Lobgesängen geweint, heftig ergriffen von dem Gesange deiner melodienreichen Kirche.“ Dies waren jene „Vocalisen“, jene „Uebungen“, welche die Kirche mit den ungefügen Kehlen der Deutschen (!) angestellt haben soll. Die Jubilationen bildeten den eigentlichen musikalischen Kern des Responsorien- und Antiphonengesanges und waren keineswegs nur dem Allelujah angehängt. Die Texte wurden mit wenigen Verzierungen gesungen bis zu einer sogenannten Distinction, d. h. einem passenden Abschnitt (Komma oder dergl.); dann folgte ein längerer Jubilus. Gewöhnlich hatte ein Psalmenvers vier solche Jubilationen, manchmal auch mehr. Woher wir das wissen? Einfach daher, weil die Notirungen der Gradualien ꝛc. noch heute ungefähr dieselben sind wie zur Zeit des heil. Ambrosius, und nur die Vortragsmanier derselben eine andere geworden ist; der Jubilus ist aus einem frohen Jauchzen zu einem schwerfälligen Anhängsel langsam vorgetragener Töne geworden. Der gregorianische Gesang ist in seinem Kerne durchaus nichts vom ambrosianischen verschiedenes. Das gregorianische Antiphonar war nichts andres als eine Neuredaction der kirchlichen Ritualgesänge, und die Vernichtung, das Verbot des ambrosianischen war nur eine Disciplinarmaßregel zur Geltendmachung der neuen Ordnung. Es scheint, daß eine große Anzahl ambrosianischer Hymnen beseitigt wurden; die Antiphonie dagegen, welche Ambrosius selbst eingeführt hatte, desgleichen der Allelujahgesang blieben unverändert bestehen. Die Idee, daß gregorianischer Gesang, der bekanntlich, in der geschilderten Weise verzerrt, noch heute fortlebt, etwas vom ambrosianischen ganz verschiedenes gewesen sei, ist überhaupt erst späteren Ursprungs; im früheren Mittelalter war das Bewußtsein des Antheils des Ambrosius an den noch geltenden Kirchengesängen noch nicht erstorben, wie z. B. aus Guido's von Arezzo Micrologus (Cap. XV) hervorgeht. Ganz abgesehen daher von der thörichten Idee, daß die Kirche sich zum Singlehrer der heulenden Barbaren (ululantes sicut lupi, sagt Rupert) gemacht und zur Aus-

bildung ihrer musikalischen Fähigkeiten jene Jubilationen ersonnen habe (gerade den Italienern war und ist noch heute ein solcher Gesang natürlich, während die Deutschen sich vergeblich abmühten, ihn zu erlernen), ist es eine reine Widersinnigkeit, daß diese Jubilationen „zugleich die Stimmen für den gregorianischen Gesang schulen sollten"; sie waren ja eben selbst der eigentliche Kern des gregorianischen Gesangs! Erst als das Jauchzen zu einem rhythmuslosen handwerksmäßigen langsamen Absingen geworden war (im 9. Jahrhundert), kam man auf die Idee, beim Hallelujah diesen Sequenzen (so nannte man sie, als sie nicht mehr als unentbehrliche Glieder einer Kunstform, sondern als unbegreifliche Schwänze erschienen) Texte unterzulegen. Die Bemerkung Herrn Reißmanns (S. 29) daß nicht nur die Schlußsilbe (ja) sondern auch die übrigen Silben des Wortes Alleluja (unter denen er auch eine la findet) melismatisch verziert waren, ist keineswegs neu, wie er zu meinen scheint, da er sie mit einem lateinischen Citat(!) aus Notker belegt. Die Neumatisirungen der verschiedenen AEUIA im St. Galler Antiphonar (Vgl. das 1867 publicirte Facsimile von Lambillotte) beweisen das an allen Ecken und Enden.

Doch zurück zu unserem Texte. Nachdem die lächerliche Behauptung über die Jubilationen des altchristlichen Kirchengesanges einen Absatz würdig beschlossen hat, fährt der Verfasser ganz in demselben Genre fort: „Für die Weise der Versbildung, wie sie sich in der altdeutschen Poesie ausbildete, wurde auch der Gesangton wieder bedeutsamer, in so fern, als er das Mittel bietet, die Hauptstützen derselben (wessen? der Weise? der Versbildung? der Poesie?), die Liedstäbe hervorzuheben und zu charakterisiren. Die Alliteration, in welcher sich uns die Anfänge der altdeutschen Poesie darstellen, beruht bekanntlich darauf, daß der gewonnene Sprachvorrath (!) in bestimmt abgegrenzten Wortreihen — den Verszeilen — sich darstellt, von denen je zwei durch den sogenannten Stabreim verbunden werden. Das Gesetz der Betonung wurde demnach (wie so?) für die deutsche Verskunst Hauptregel..... Diese Weise der Versbildung wurde nur mit Hilfe des Tons möglich. Sie machte schon eine feinere und reichere Schattirung der Vocale, als der eigentlichen Hauptbestandtheile der Sprache, vor Allem aber der Consonanten, die vorwiegend zu Liedstäben benutzt wurden, nothwendig. Diese (also die als Liedstäbe fungirenden Consonanten!) gewannen ihre strophenbildende Macht nur durch eine ihnen zuertheilte höhere Fülle des Gesangtons als die in der gewöhnlichen Rede vorherrschende." Wir brechen hier ab. Die Probe wird genügen, um zu beweisen, daß Herr Reißmann nicht logisch denkt und von manchen sehr einfachen Dingen nichts weiß. Die Stabreime beschäftigen ihn noch ein Weilchen und auch S. 11 noch einmal (bei welcher Gelegenheit er dem Leser mit altnordischer Terminologie imponirt); allein der Faden ist doch wieder zu früh zu Ende gesponnen. Als Nothhelfer werden die Instrumente herangezogen und einige Nachbildungen musikalischer Instrumente, die sammt und sonders nicht in dieses Kapitel gehören, sondern mindestens in den folgenden Abschnitt: „Von der Einführung des Christenthums bis ins 11. Jahrhundert". Es hat sich sogar eins aus dem 17. Jahrhundert darunter verlaufen (Abbildung 2), das Herr Reißmann einer „alten

Handschrift" entnommen zu haben vorgiebt. Das über die Instrumente gesagte ist so dürftig, so inhaltlos, daß es eigentlich nur auf eine Benennung der abgebildeten Instrumente hinausläuft. S. 11 ist daher der Faden abermals zu Ende; die Stabreime müssen zum zweiten Male herhalten. Darauf folgende amüsante Stelle: „Wie wenig selbständig die Musik bei der altdeutschen Dichtung auftritt, ist ferner auch daraus zu ersehen, daß bei ihr ‚singen und sagen' noch bis ins 13. Jahrhundert gleichbedeutend war. Erst (!) als durch das Christenthum ein selbständiger, der Rede gegenüberstehender Gesang ausgebildet wurde (das soll also doch wohl heißen: nach dem 13. Jahrhundert?) fing man an, beide Begriffe zu scheiden." Daß „sagen" in jener Verbindung durchaus nicht unser heutiges sagen (reden) war, sondern nur noch in unserem Worte „Sage" im alten Sinne erhalten ist, weiß der Herr „Doctor" natürlich nicht. Höchst vergnügt knüpft er, nach einer weiteren Bemerkung über Ton (=Metrum) und Weise (=Melodie) bei den — Römern (!) wieder an: „So (!) wird es klar (sehr klar!), daß die Römer bei ihrem Zusammentreffen mit den Deutschen von deren Gesangsweise nicht gerade erbaut sein konnten und wir lernen zugleich die Mühen würdigen, die es den christlichen Bekehrern verursachte, unsere Vorfahren für den Kirchengesang zu erziehen" (nämlich mit Hilfe des Solfeggienalbums des Papstes Gregor, gewöhnlich Antiphonar genannt!). Darauf — Gedankenstrich, zum Zeichen, daß Herr Reißmann wieder einmal fertig ist. Dann heißt es weiter: „Den Römern war die Musik größtentheils durch die Griechen vermittelt worden" (auf diesem Wege könnten wir in der Geschichte der deutschen Musik vielleicht auch noch die Bekanntschaft der Aegypter und Inder machen?) und nun folgt allen Ernstes ein längerer Passus über die griechische Musik, freilich ein absolut inhaltsloser — Phrasen, wie die angeführten über Erzeugung des Tons und der Sprache. Mittels einer graziösen Wendung gelangt dann der Verfasser, nachdem er genug Zeilen gefüllt zu haben glaubt, zu den Römern zurück und klettert über den gregorianischen Gesang zum Schluß des Capitels noch einmal auf die Liedstäbe, um sich definitiv darauf festzusetzen und seine Leser triumphirend zu fragen: Nun, was sagt ihr dazu? War das nicht ein schönes Capitel? Wißt ihr nun, was die alten Deutschen für Musik machten?

Wir müssen es uns versagen, auch die übrigen Capitel der vorliegenden Lieferung mit derselben Ausführlichkeit zu behandeln wie das zehn Seiten lange Vorcapitel. Nur einige Proben noch möchten wir mittheilen. Daß wir auch inmitten des ersten Hauptcapitels („Der Gesang unter dem Einfluß der römischen Liturgie") wieder den Griechen begegnen, kann uns nicht mehr wundern. Daß aber die Griechen nicht die Bedeutung der Tonleiter von acht Tönen gekannt haben sollen, ist ein starker Irrthum. Herr Reißmann scheint gar nichts von den „Octavengattungen" (εἴδη τῆς διαπασῶν) zu wissen. Schon die Benennung der Töne der Mitteloctave ihres zwei Octaven umfassenden Systems:

e Nete (höchste)	a Mese (mittelste)
d	g
c	f
h Paramese (die neben der Mitte)	e Hypate (tiefste)

dürfte ein genügender Beweis sein, daß die Griechen sehr wohl die Bedeutung des Octavenumfangs erkannten, und daß die theoretische Zerlegung der Scalen in Tetrachorde nur von secundärer Bedeutung war. Wenn man ferner weiß, daß bereits im Anfange des 6. Jahrhunderts v. Chr. die Auletik eine allen anderen Künsten gleichberechtigte Stellung bei den pythischen Spielen erlangte, klingt es für einen „Musikhistoriker" auch einigermaßen bedenklich, wenn er behauptet (S. 20): „Auch den Griechen galt ... der Ton noch nicht als Baustein für klingende Tonformen(!), sondern er wurde ihnen fast ausschließlich zum Hülfsmittel, durch seine sinnlich zwingende Naturgewalt der Sprache größere Eindringlichkeit zu geben. Daher(!) machten auch die griechischen Theoretiker das Tetrachord hauptsächlich zur Grundlage ihrer Untersuchungen" rc. Noch toller ist das S. 35 gesagte (im 2. Capitel: „Die verschiedenen Notirungsweisen dieser Gesänge während dieses Zeitraums"): „Die Griechen operirten fast ausschließlich mit dem einzelnen Ton und dem Intervall; es genügte ihnen daher auch, diese einfach zu fixiren" rc. Eine so niedrige Meinung von der Musik der Alten hat noch kein Mensch zu Tage gefördert.

Für diejenigen, denen etwa die ausführlichen Notizen über die St. Gallener Musiker des 8.—11. Jahrhunderts (S. 27—34) imponiren sollten, bemerken wir, daß sie einfach dem S. 30 angeführten Werke Schubigers „Die Sängerschule von St. Gallen" entlehnt sind. Sehr garstig ist Herrn Reißmanns stil- und kritikloses Gemengsel von Gelehrtthun und Populärseinwollen. Wozu der Leser mit einer umständlichen Aufstellung der einzelnen Neumenzeichen behelligt wird (S. 36—39), die noch dazu durchaus nicht erwiesene Behauptungen, auch einige Incorrectheiten enthält, ist schlechterdings nicht einzusehen. Die Entzifferung der Neumenschrift ist zur Zeit noch durchaus unmöglich; es würde daher für den Leser einer „illustrirten" Musikgeschichte völlig genügt haben, daß ein paar neumirte Gesänge in Facsimile gegeben wurden. Die ehemals zur Bezeichnung der Kirchentöne vor Beginn der Gesänge gebrauchten Buchstaben waren nicht a—e—i—v—H—g—w (S. 41), sondern die Vokale: a, e, i, o, u, η, y und ω. Ein fataler Umstand auf derselben Seite ist auch der, daß das zur Illustration der Anwendung der Romanusbuchstaben gegebene Beispiel keinen einzigen Romanusbuchstaben enthält! Bezüglich der Hucbaldschen Zeichennotirung (ebenfalls S. 41) sei bemerkt, daß derselben nicht der Buchstabe F, sondern nach Hucbalds eigener Aussage ein „Dasian", d. h. ein Spiritus asper in der alten Form zu Grunde liegt, weshalb H. Bellermann die Notirung passend „Dasiannotirung" genannt hat. Die Intervallnotirung des Hermannus Contractus, die einst zu Ansehen gelangt war (in der Münchner Bibliothek finden sich eine erhebliche Anzahl Notirungen, welche die Neumenschrift mit dieser Intervallnotirung combiniren), ist gänzlich übergangen.

Das dritte Capitel, „Die Instrumente dieses Zeitraums", dem wie gesagt in dem Vorcapitel ein Theil des Stoffes vorweggenommen ist, enthält ebenfalls allerlei Curiosa, von denen wir nur noch ein paar erwähnen: S. 47 zeigt eine Abbildung „einen Cymbelspieler, der mit seinem Instrument nur Klänge (!) zu erzeugen vermochte". Die Cymbeln sind nicht erklärt; der Uneingeweihte könnte leicht an ein

Cymbal denken. Das Instrument rota cymbalum (S. 48) ist jedenfalls eine Erfindung Herrn Reißmanns; rota (rotta) ist ein Saiteninstrument. Offenbar hat der Verfasser in einer Aufzählung verschiedener Instrumente die beiden Worte als zusammengehörig gefaßt und daraus ein Instrument mit radförmig (rota = Rad) zusammengestellten Glöckchen gemacht. Eine seltsame Autorität für „jene Zeiträume“ ist S. 53 der Leipziger Thomascantor Seth Kalwitz (Calvisius, † 1615). Daß wir bei Erwähnung der ältesten Orgeln in Deutschland der Wasserorgel des Ktesibius nicht entgehen würden, war vorauszusehen, daß aber sowohl diese wie die Magrepha der Hebräer durch Illustrationen von dreistester Willkür veranschaulicht werden, ist ein starkes Stück. Beachtenswerth ist endlich noch die Etymologie von organistrum, mit der uns Herr Reißmann beschenkt: er hält es für eine Zusammensetzung aus organum und instrumentum! — Der Schluß der ersten Lieferung verheißt neue Ergötzlichkeiten; der Vortitel der dritten Periode (?) lautet: „Der gregorianische Gesang erzeugt neue weltliche Weisen“. Zwei einleitende Seiten beweisen, daß Herr Reißmann auf dem besten Wege ist, in den folgenden Abschnitten neue wissenschaftliche Narrheiten zu „erzeugen“.

Doch genug und übergenug. — Die „Grenzboten“ sind sich wohl bewußt, daß sie durch eine Kritik wie die in dem hiermit abschließenden Artikel geübte von gewissen Seiten ein starkes Odium auf sich laden; aber sie erhalten dafür auch von anderer Seite tröstliche Zustimmung. Unsre Polemik gilt nicht dem einzelnen literarischen Erzeugniß — dies dient uns nur zum Exempel —, sie gilt einer ganzen Richtung in der literarischen Production, die, trotz mancher erfreulichen Ausnahmen, doch im Ganzen unserem Volke weder zur Ehre noch zum Nutzen gereicht. Der bessere Theil der deutschen Zeitschriften verhält sich dieser Richtung gegenüber stumm; Todtschweigen ist aber eine zu feine Kampfesart, die von der großen Masse nicht verstanden wird. Fast die gesammte Tagespresse befördert jene Richtung, blind oder sehend, durch die organisirte Reclame dafür, zu der sie sich hergiebt. Kann man es uns verargen, daß wir den Mund aufthun, wo Alle schweigen, die zum Reden berufen wären? Verargen, daß uns hin und wieder dabei auch ein derbes Wort entfährt? Wir sind vollständig gefaßt auf den Vorwurf, der gegen die Zischer im Theater erhoben wird: den Vorwurf „unanständiger Störung“. Gezischt wird aber immer nur dann, wenn schlechten Leistungen gegenüber die Claque es gar zu auffällig treibt.

Literatur.

Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813. Von Leopold von Ranke. Erster Band. Leipzig, Duncker & Humblot, 1880.

Im Jahre 1877 erschienen die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Hardenberg von Leopold von Ranke. Das Werk zerfiel in zwei nur in loser Verbindung stehende

Theile: die eigenhändigen Memoiren des Staatskanzlers und die Geschichte der wichtigen Epoche, in welche Hardenbergs Wirksamkeit fällt. Letzteres Werk, das von Anfang an dazu bestimmt war, den Memoiren, die es begleitet, selbständig zur Seite zu stehen und in die Sammlung der Werke Rankes aufgenommen zu werden, erscheint mit der vorliegenden Publikation in zweiter Auflage. Um eine Verwechslung beider Werke zu vermeiden, hat sich eine Aenderung des Titels nothwendig gemacht, das Rankesche Buch selbst ist dasselbe geblieben.

Der vorliegende erste Band der auf drei Bände berechneten Ausgabe enthält in seinem ersten Buche einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Hardenbergschen Familie, Hardenbergs Jugend und Bildungsgang, endlich seine Thätigkeit in hannoverschen und braunschweigischen Diensten und seine Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer. Mit dem zweiten Buche — Hardenbergs Antheil an der preußischen und der deutschen Politik in den Jahren 1794 und 1795 — erweitert sich die Erzählung zu einer Darstellung der allgemeinen deutschen und europäischen Angelegenheiten bis zum Basler Frieden. Vom dritten Buche, welches die Zeit der Neutralität 1796—1806 behandelt, ist im vorliegenden Bande nur der erste Abschnitt enthalten, der mit den Verhandlungen von Campo Formio endigt.

Das so viele und reiche Anregungen bietende Werk des greisen und doch jugendfrischen Meisters wurde schon bei seinem ersten Erscheinen mit Beifall aufgenommen. Wir sind überzeugt, daß die Trennung desselben von den Memoiren Hardenbergs dazu beitragen wird, es auch im größeren Publikum zu verbreiten, das ja stets mit Theilnahme und Bewunderung die classischen Schöpfungen des ersten Geschichtschreibers unseres Volkes begrüßt hat.

Aus Tirol. Von Ludwig Steub. Stuttgart, Bonz & Comp., 1880.

Ob die vorliegenden Aufsätze, die Steub zum größten Theile früher in verschiedenen Zeitschriften erscheinen ließ und die nun gesammelt und durchgesehen in Buchform an die Oeffentlichkeit treten, ein Anrecht auf längeres Leben beanspruchen durften, ist eine Frage, über die sich streiten läßt. Einige von den kleinen Bruchstücken, wie „Das Land Tirol und die Fremden", „Meran", „Von den Leiden des Reisenden" konnten vielleicht ruhig der Vergessenheit anheimfallen, ohne daß damit der Schriftsteller an seinem wohlbegründeten Rufe oder der Leser etwas an Unterhaltung eingebüßt hätte. Vor Allem gilt dies aber von dem achten Abschnitt: „Im Lesezimmer zu Kufstein". Derselbe behandelt eine Episode aus dem vorigen Jahre. Steub war in höchst brutaler Weise aus dem Lesezimmer des Kasinos zu Kufstein hinausgewiesen worden. Da er von dem Vorstande jener Gesellschaft nicht die gebührende Genugthuung erhielt, war er gezwungen sich an die Oeffentlichkeit zu wenden, ein Schritt, der wieder eine Verunglimpfung gemeinster Natur von Seiten eines Kufsteiner Anonymus in der Wiener „Deutschen Zeitung" nach sich zog. Wenn wir nun auch die moralische Entrüstung Steubs über jenen schmählichen Vorgang vollständig theilen, so scheint es uns doch nicht gerechtfertigt, denselben nochmals auf nahezu vierzig Seiten zu schildern. Unmöglich können wir uns der Ansicht des Autors anschließen, wenn er die Länge der Geschichte „mit der deutschen Gründlichkeit und mit der monumentalen Natur des Ereignisses" zu entschuldigen bittet.

Bei Weitem die größere Zahl der hier gesammelten Aufsätze verdient aber unbedingtes Lob. Mit wenig Ausnahmen behandeln sie das geistige Leben Tirols, das zu beurtheilen Steub wie kein Anderer im Stande ist. Besonders hervorheben möchten wir die tirolisch-bairischen Culturbilder, welche beinahe die Hälfte des Buches einnehmen. Steub kommt hier zu dem Resultate, „daß die Bajuvaren, ob

sie nun auf agricolem oder bucolischem Boden, außerhalb oder innerhalb der Alpen leben, für literarische Genüsse, die ihnen ihre Landsleute bieten, nur wenig empfänglich sind; denn das ganze Leben ist mit den Freuden des Wirthshauses, mit Billard, Kegelschieben, Tarok, sowie mit Jagd, Fischerei und Eisschießen derart ausgeschmückt, daß sich Niemand langweilt". Er meint, daß die Baiern, wenn sie auf die Tiroler und diese, wenn sie auf jene sehen, wenigstens den Trost haben, „daß die einen so schlecht daran sind, wie die anderen, und sich die Baiern so am tirolischen Halse wie die Tiroler sich am baierischen Halse ausweinen können." Von besonderem Werth ist das Capitel „Die baierische Lethe, Erinnerungen eines Münchner Autors", in welchem Steub über sein Leben und seine literarische Laufbahn berichtet. Es ist nicht ohne einen Zug von Bitterkeit über mangelnde Anerkennung geschrieben, der uns, die wir Steubs schriftstellerische Leistungen und zumal seine unbestreitbaren Verdienste um die deutsche Alpenwelt zu schätzen wissen, peinlich berührt. Möge das hübsch ausgestattete Buch eine freundliche Aufnahme finden.

Wald, Klima und Wasser. Von Lorenz von Liburnau. 29. Band der Naturwissenschaftlichen Volksbibliothek: „Die Naturkräfte". München, Oldenbourg, 1880.

Je mehr über den Einfluß des Waldes auf das Klima und die Wassermenge der Flüsse gestritten wird und selbst unter Fachleuten bei dem Mangel einer genügenden Menge exacter und über eine größere Reihe von Jahren sich erstreckender Messungen gestritten wird, umsomehr ist eine gründliche, auf das vorhandene Material sich stützende und methodisch verfahrende Untersuchung der Frage besonders für das größere Publikum, das dabei sehr interessirt ist, zu wünschen. Diesem Wunsche kommt die vorliegende Schrift entgegen. Die Darstellung ist populär und zwar im besseren Sinne, sie giebt nicht bloß mit schönen Redensarten ausgeschmückte Untersuchungsresultate, sondern führt alle Daten vor und setzt den Leser in den Stand, sich auf Grund dieser Daten und nach Anleitung der naturwissenschaftlichen Methode ein eigenes Urtheil zu bilden.

Das Resultat, zu dem die Schrift gelangt, ist kurz folgendes. Die Abnahme des niedrigsten und die Zunahme des höchsten Wasserstandes der Flüsse ist nicht zu leugnen; mit anderen Worten: die Möglichkeit der Ueberfluthung und die Zahl der Ueberfluthungen ist gestiegen. In wie weit die Entwaldung dabei von Einfluß ist, ist mit Sicherheit noch nicht anzugeben. Jedenfalls steht so viel fest, daß die Wälder dadurch nützlich werden, daß sie auf geneigtem Terrain die Abschwemmung des Bodens vermindern, bis zu einem gewissen Grade die Abflüsse der Niederschläge verlangsamen und die rasche Verdampfung der durch sie fließenden Wasseradern, Bäche und Flüsse verhindern und somit in wasserarmen Zeiten den Flüssen einen nachhaltigeren Tribut zuschicken, als es das Freiland unter übrigens gleichen Umständen thun würde. Als Schlußabschnitt hat der Verfasser (Ministerialrath im österreichischen Ackerbauministerium) beherzigungswerthe Folgerungen für die Forstgesetzgebung beigegeben.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Regierung und die Bischöfe in Italien.

In den Einzelstaaten, aus denen das Königreich Italien allmählich zusammengewachsen ist, waren kraft älterer Concordate und sonstiger Vereinbarungen mit dem päpstlichen Stuhle die Rechte der Fürsten und ihrer Regierungen gegenüber der Kirche sehr umfangreich gewesen. Nicht nur bedurften die meisten Acte der kirchlichen Behörden zu ihrer Veröffentlichung und Ausführung des staatlichen Placet, sondern der Krone stand auch das unbestrittene Recht zu, fast alle Bischöfsstühle zu besetzen.

Nun fand sich die italienische Regierung zwar veranlaßt, in den Artikeln 15 und 16 des sogenannten Garantie-Gesetzes vom 13. Mai 1871 auf ihr Recht zur Ernennung der Bischöfe, sowie auf das königliche Exequatur und Placet bedingungslos Verzicht zu leisten. Allein dieser Verzicht modificirte sich durch verschiedene Vorbehalte, die man machte. Ausdrücklich gewahrt nämlich blieben der Regierung ihr Verleihungsrecht in Betreff von Pfründen königlichen Patronates (Artikel 15, Alinea 4) sowie das königliche Exequatur und Placet für solche Acte der kirchlichen Behörden, welche über Kirchengut verfügen oder die Verleihung von Beneficien zum Gegenstande haben würden (Artikel 16, Alinea 2). Da nun von den 240 Bischofsstühlen Italiens nicht weniger als 62 königlichen Patronats sind, so behielt nach diesen Bestimmungen die Regierung des Landes das unbeschränkte Ernennungsrecht für mehr als ein Drittel des gesammten italienischen Episcopats, und da alle päpstlichen Ernennungsbullen zu ihrer Giltigkeit des königlichen Exequatur bedurften, welches nach Belieben gewährt oder versagt werden konnte, so war auch hinsichtlich aller übrigen Bischofsstellen das staatliche Interesse hinreichend geschützt. In Bezug auf die Form, in welcher das Exequatur nachzusuchen und zu ertheilen war, traf ein königliches Decret vom 25. Juni 1871 die erforderlichen speciellen Anordnungen.

So lag vor etwa neun Jahren und so liegt noch heute in Italien die Rechtsfrage.

Erheblich anders aber gestalteten sich die thatsächlichen Verhältnisse.

Da der Papst dem neuen Königreiche Italien consequent seine Anerkennung versagte und den König Victor Emanuel nur im ehemaligen Königreiche Sardinien, sowie allenfalls in den durch förmliche Friedensverträge erworbenen, vormals der österreichischen Krone gehörigen Gebieten, also in der Lombardei und Venetien, als rechtmäßigen Landesherrn gelten lassen will, so wurden die neuen gesetzlichen Bestimmungen von Seiten der Curie nur als für das nördliche Italien bindend betrachtet. In den Provinzen der Mitte und des Südens machte der Papst zwar von dem vom Staate aufgegebenen Rechte zur Ernennung von Bischöfen in ausgiebigster Weise Gebrauch, verbot aber den von ihm ernannten das königliche Exequatur nachzusuchen, und zog vor, dieselben für den Ausfall an Temporalien durch Subventionen aus eigenen Mitteln — 4 bis 6000 Lire — zu entschädigen. Die Zahl der ohne staatliche Anerkennung fungirenden Bischöfe war auf diese Weise bis zu Anfang des Jahres 1876 auf 41 angewachsen; ein Widerspruch der Staatsregierung gegen jenes Verfahren und diesen Zustand war aber hauptsächlich aus dem Grunde nicht erhoben worden, weil die damals am Ruder befindliche Rechte der Ansicht war, daß das staatliche Exequatur nur auf Gewährung der Temporalien zu beziehen sei, mithin kein Anlaß zum Einschreiten vorliege, so lange die Bischöfe dem Staate gegenüber freiwillig auf ihre Einkünfte verzichteten.

Die im März 1876 ans Ruder gelangten Staatsmänner der Linken waren aber anderer Meinung. Sie hatten den Passus im Artikel 6 des Garantie-Gesetzes: rimangano soggeti all' exequatur e placet regio gli atti delle Autorità ecclesiastiche che riguardano la destinatione dei beni ecclesiastici e la provvista dei Benefizi maggiori e minori immer dahin interpretirt, daß es in dieser Hinsicht beim Alten verbleiben solle, und daß folglich von der Erlangung des staatlichen Exequatur nicht nur der Genuß der Temporalien, sondern auch, wie ehedem, das Recht zur Ausübung des bischöflichen Amtes abhänge. Sie sahen daher in dem Fungiren zahlreicher von der Regierung nicht anerkannter Bischöfe eine unzulässige Gesetzwidrigkeit. Die Consequenz dieser Auffassung würde nun gewesen sein, jene 41 zu Unrecht amtirenden Prälaten einfach an der weiteren Ausübung bischöflicher Functionen zu verhindern. Da man dazu aber nicht den Muth besaß, so sann die neue Regierung auf Mittel und Wege, dem Gesetze auf indirecte Weise Gehorsam zu erzwingen, und in der That war bald ein solcher Weg gefunden.

Bekanntlich steht den Bischöfen der katholischen Kirche das Recht zu, einen großen Theil der Geistlichen ihres Sprengels anzustellen. Die Verwaltung der Rechten hatte die Ausübung dieser Befugniß auch solchen Bischöfen gestattet, welche ihre Stellen ohne staatliches Exequatur inne hatten. Ein Rundschreiben des damaligen Justizministers Mancini aber, das unterm 2. October 1876 an

die Generalprocuratoren bei den Appellhöfen erging, machte diesem Mißbrauch ein Ende, in dem es anordnete, daß denjenigen Geistlichen, welche von staatlich nicht bestätigten Bischöfen angestellt worden, die Temporalien zu versagen seien.

Dieses Mittel erwies sich sogleich als wirksam. Hatte der Papst die widerspenstigen Bischöfe aus eigener Tasche subventioniren können, so reichten seine Mittel doch nicht aus, um außerdem ein ganzes Heer von Pfarrgeistlichen zu besolden. Diese bestürmten daher die Curie, mildere Saiten aufzuziehen, und Pius IX. ließ sich endlich herbei, für das Erbitten des Exequatur von Seiten der Bischöfe das tolerari posse auszusprechen. Die meisten Bischöfe machten von dieser Erlaubniß Gebrauch, und das ordnungsmäßige Nachsuchen des Exequatur in den durch das königliche Decret vom 25. Juni 1871 vorgeschriebenen Formen ist seit jener Zeit in Italien zur Regel geworden.

In der großen Mehrzahl der Fälle konnte die Exequatur-Frage als hierdurch gelöst angesehen werden. Weitere Schwierigkeiten ergaben sich aber hinsichtlich der Bischofssitze königlichen Patronats, für welche, wie schon erwähnt, das königliche Ernennungsrecht ausdrücklich vorbehalten geblieben war.

Die Berechtigung des Patrons zur Verleihung von Pfründen beruht auf kanonischem Rechte und konnte daher vom Papste auch nach erfolgter Aufhebung der ehemaligen Concordate nicht füglich bestritten werden. Dagegen wurde von Seiten der Curie dem Könige von Italien das Patronatsrecht als solches abgesprochen. Nicht ihm, so argumentirte man, stehe dieses Recht zu, sondern höchstens den depossedirten Landesfürsten, insbesondere dem Könige Franz von Neapel, in dessen ehemaligem Königreiche sich allein etwa vierzig Bisthümer königlichen Patronats befanden. Da die legitimen Landesherren, behauptete man weiter, an der Ausübung ihrer Rechte verhindert seien, so sei der Papst berufen, an ihre Stelle zu treten. Hierauf gestützt ignorirte die Curie die entgegenstehende Bestimmung des Garantie-Gesetzes und besetzte alle erledigten Bisthümer, gleichviel ob sie königlichen Patronats waren oder nicht.

Um einem Conflict über die Frage in Betreff ihrer Successions-Ansprüche auszuweichen, hatte die italienische Regierung diese flagrante Rechtsverletzung längere Zeit hindurch schweigend hingenommen, und unter den 41 ohne Exequatur fungirenden Bischöfen befanden sich bis 1876 fünfzehn Inhaber königlicher Patronatsstellen. Als aber in Folge des Mancinischen Rundschreibens auch diese letzteren um Ertheilung des Exequatur zu bitten anfingen, ließ sich die Erörterung der Rechtsfrage nicht länger umgehen, und die Regierung fand sich bewogen, ablehnend zu antworten, weil die Ernennung der Antragsteller vom Papste anstatt vom Könige erfolgt sei, folglich gesetzlich keine Geltung haben könne. Indeß wurde den Bischöfen anheimgegeben, die königliche Ernennung nachträglich im Gnadenwege nachzusuchen.

Gefügt hat sich diesem Ansinnen, soviel bekannt worden ist, nur **ein** Bischof, welcher den Muth hatte, ein förmliches Gesuch um Ernennung an den König Victor Emanuel zu richten. Alle übrigen zögerten und fragten beim Papste an. Als Ergebniß längerer geheimer Unterhandlungen hat sich endlich eine Art von modus vivendi herausgebildet, vermöge dessen die vom Papste ernannten Titulare königlicher Patronatsstellen in den Antrag um Ertheilung des Exequatur eine etwa dahin lautende Formel aufnehmen: Visto la bolla ponteficia dell ... avendo sentito che questa sede vescovale sia di patronato regio etc. (Angesichts der päpstlichen Bulle vom ... nachdem ich vernommen habe, daß diese Stelle königlichen Patronats sei, bitte ich u. s. w.).

Die italienische Regierung fertigt nach Empfang solcher Anträge jedesmal zwei Decrete aus, deren eines die königliche Ernennung des Betreffenden zum Bischof für die fragliche Stelle enthält, während das andere der päpstlichen Ernennungsbulle das Exequatur ertheilt. Sie glaubt auf diese Weise ihr Patronatsrecht wenigstens im Princip zu wahren, wenn sie auch duldet, daß dasselbe thatsächlich nach wie vor vom päpstlichen Stuhle usurpirt wird. Wie verlautet, vergewissert sich letzterer allerdings in zweifelhaften Fällen unter der Hand, ob staatlicherseits Bedenken gegen die Person des zu ernennenden obwalten. Indeß scheinen diese Erkundigungen nicht durch Vertrauenspersonen bei der Centralstelle, sondern meist bei den Provinzialbehörden auf Umwegen eingezogen zu werden.

Aus alledem ergiebt sich, daß der Papst seine discretionäre Gewalt in Italien entgegenkommender handhabt als in Bezug auf Deutschland, woran wir uns in den nächsten Entwicklungsphasen des Streites der Curie mit der preußischen Regierung erinnern wollen.

Zum Verständniß der Lage in England.

2.

Das neue englische Cabinet, welches an Stelle des Ministeriums Beaconsfield getreten, entspricht nicht ganz den Parteiverhältnissen, wie sie nach dem Ausgange der Wahlen erschienen. Die Whigs hatten, als sie 1874 vom Staatsruder zurückgetreten waren, etwas abgewirthschaftet, um nicht zu sagen entkräftet ausgesehen. Im Laufe der sechs Jahre, wo sie der Regierung fern

standen und „Ihrer Majestät getreueste Opposition“ waren, hatte sich bei ihnen eine Umgestaltung vollzogen. Manche Ideen hatten sich verändert, andere Einflüsse waren zur Geltung gelangt, verschiedene Persönlichkeiten hatten sich in der Partei Ansehen erworben oder mehr Beachtung gewonnen, als sie früher genossen. Namentlich hatten die Radicalen, die amerikanische Partei, die in den letzten Parlamenten wenig zahlreich vertreten gewesen waren und dort nur die Rolle eines Sauerteigs gespielt hatten, während der Aprilwahlen eine unerwartete Kraft entfaltet, und es schien nicht recht mehr zu umgehen, ihnen einen einflußreichen Platz in der neuen Regierung zu gewähren. Vielfach wurde angenommen, daß Gladstone bei der Bildung des Cabinets hiernach verfahren werde. Dieselbe Strömung, die ihn an die erste Stelle im Rathe der Krone getragen, schien bestimmt zu sein, ihm einige Vertreter der radicalen Partei unmittelbar an die Seite zu stellen. Dies geschah zwar, aber nicht ganz in dem Maße, auf welches die Radicalen sich Rechnung gemacht. Dieselben sind allerdings bei der Besetzung der Posten im neuen Ministerium berücksichtigt worden, aber in einer Weise, die der Bedeutung, welche ihre Partei, nach den Wahlen zu urtheilen, erlangt hat, nicht völlig entspricht. Wenigstens ist die Partei, welche in Frankreich auf sie rechnete, die Umgebung Gambettas, dieser Ansicht. Aber Gladstone hat wohl nicht Unrecht, wenn er sich mehr an altbewährte Mitarbeiter hielt und den Radicalen, die in Regierungsgeschäften keine hinreichende Erfahrung besaßen, meist untergeordnete Posten im Ministerium zutheilte, ganz abgesehen davon, daß manche derselben vermuthlich weiterstreben, als er jetzt, in verantwortlicher Stellung, zu gehen entschlossen ist. Die Ministerstellen, die mit Männern dieser Parteigruppe besetzt worden sind, sind Posten zweiten Ranges, und außerdem sind einige Radicale als Unterstaatssecretäre ins Cabinet berufen worden.

Zur Charakteristik der bedeutendsten von den jetzt am Ruder stehenden Politikern diene Folgendes. Gladstone gehörte in seinen jüngeren Jahren zu den Tories. 1809 geboren, wurde er schon 1832 ins Parlament gewählt. 1835 war er unter Peel Unterstaatssecretär für die Colonien, 1844 Colonialminister. Bei der Abschaffung der Kornzölle bekannte er sich, von Cobden gewonnen, offen zu den Grundsätzen der Freihandelspartei, und von nun an konnte man ihn nicht mehr zu den Tories zählen. 1847 stimmte er für die Zulassung der Juden zum Parlament, und 1850 bildete er im Verein mit dem Grafen Aberdeen und einigen andern Politikern die Peelitenpartei oder Manchesterschule, die sich ebenso von den Whigs wie von den Tories schied, und deren Hauptziele vollständiger Freihandel, religiöse Gleichberechtigung, Erhaltung des Friedens mit allen Nationen und größte Sparsamkeit in der Verwaltung waren. Gladstone bekundete sich als ein Talent in Finanzfragen, aber als

doctrinärer Enthusiast in auswärtigen Angelegenheiten. Bekannt ist seine Budgetrede vom Jahre 1852, die den Anfang zu einer Reihe geistvoller Auseinandersetzungen im Parlamente bildete. 1860 setzte er den Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrages durch. In Aller Gedächtniß ist sein Schreiben an den Minister Aberdeen, das sich über die Zustände in Neapel verbreitete und von den Italienern als einer der Haupthebel zum Sturze der dortigen Bourbonen angesehen wird. Sonst war seine Politik nach außen hin, namentlich als er von 1868 bis 1874 an der Spitze der Regierung stand, eine quäkerhaft friedliche, der das Ansehen Englands gegenüber der Erhaltung der Ruhe, wie sie die Kaufleute brauchten, wenig oder nichts galt. Sein durch diese Gesinnung dictirtes Verhalten in der Alabama-Frage, in der er sich den Ansprüchen Amerikas überaus willfährig zeigte, war die Hauptursache seines Sturzes durch Disraeli-Beaconsfield, der dann allerdings wesentlich andere Bahnen wandelte. Der Charakter Gladstones bietet scheinbar viele Widersprüche. In unerhört heftigem Tone beschuldigte er, als er zu den Führern der Opposition gehörte und namentlich in seinen Reden während der letzten Wahlen, die Großmächte des Festlandes ehrgeiziger Pläne und einer Politik der Sonderinteressen und bekannte sich zu Projecten betreffs einer ideologischen Umgestaltung der Welt, bei denen er von allen Interessen und jeder menschlichen Leidenschaft absah und den Mächten Europas Zumuthungen machte, als ob dieselben sich nothwendiger und natürlicher Weise ebenso von purer Großmuth leiten lassen könnten wie ein Minister a. D., welcher auf den brittischen Inseln philosophirt, so daß der Pariser Temps nicht Unrecht hat, wenn er sagt: „Herr Gladstone ist vor Allem eine schöne Seele, und seine ideale Gedankenwelt stößt sich an den gemeinen Bestrebungen unserer armen Menschennatur und möchte sie vergessen, um ein Europa der Phantasie zu schaffen, in welchem nur Friede und Gerechtigkeit wohnen."

Earl Granville, der neue Minister des Auswärtigen, ist 1815 geboren, also ungefähr so alt wie Fürst Bismarck. 1840 und 1841 war er Unterstaatssecretär, 1851 kurze Zeit Staatssecretär des Aeußeren, welchen Posten er später von 1870—1874 wieder bekleidete, nachdem er zwei Jahre die Angelegenheiten der Colonien geleitet hatte. Er hat sich niemals als besonders starker Charakter mit festem Sinn und entschiedenen Grundsätzen bewährt, und seine äußere Politik war die schwächlichste, die England in diesem Jahrhundert gesehen hat. Wir möchten der Pall Mall Gazette darum nicht widersprechen, wenn sie die Ernennung des Lords mit folgenden Bedenken begrüßte: „Der Umstand, daß Lord Granville Minister für die auswärtigen Angelegenheiten geworden ist, wird von fremden Staatsmännern als Thatsache von ernster Bedeutung angesehen werden. Lord Hartington würde Herrn Gladstones eigenthümliche An-

sichten über auswärtige Fragen besser controlirt haben. Man braucht, um Lord Granvilles Verhalten zu errathen, sich bloß daran zu erinnern, daß er in der letzten liberalen Regierung des Herrn Gladstone die Geschäfte ganz und gar in dessen Sinne und auf eine Weise erledigt hat, die ziemlich allgemein als vollständiger Verzicht auf eigenes Urtheil betrachtet wurde. Hält man diese und einige andere hier einschlagende Dinge sich vor Augen, so müssen alle Zweifel daran schwinden, was die Rückkehr des inzwischen älter gewordenen Lords Granville zu bedeuten hat. Herr Gladstone ist unter solchen Umständen nicht bloß Premier und Schatzkanzler, sondern thatsächlich auch Minister des Auswärtigen. Die praktischen Politiker in den fremden Cabineten aber wissen, daß sie nicht ewig auf die Chancen eines Wechsels in der Politik eines Premierministers wie Herr Gladstone und eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten wie Lord Granville warten können."

Der neue Minister für Indien, Marquis of H a r t i n g t o n, 1833 geboren, wurde 1863 Unterstaatssecretär und 1868 Staatssecretär, d. h. Minister, für das Kriegsdepartement. Unter Gladstones früherer Regierung bekleidete er zunächst das Amt des Generalpostmeisters und war dann Staatsminister für Irland. In die Opposition gedrängt, war er von 1875 an der Führer der Liberalen im Parlamente, so daß man bis auf die letzten Wahlen und selbst nach dem Ausgange derselben noch zweifelhaft sein konnte, ob ihm oder Gladstone die Stelle des Premiers gebühre, nachdem die Niederlage der Gegenpartei entschieden war. Hartington besitzt eine gewisse Rednergabe, ist ein fähiger Geschäftsmann und hat, wie angedeutet, mehr Charakter und Selbständigkeit bekundet als Lord Granville.

Von Earl N o r t h b r o o k, dem ersten Lord der Admiralität, bemerken wir nur, daß er, nachdem er Unterstaatssecretär erst für Indien, dann für den Krieg und darauf wieder für Indien, alsdann Staatssecretär im Ministerium des Innern gewesen und zuletzt dieselbe Würde im Kriegsamte innegehabt, von 1872 bis 1876 Vicekönig von Indien war. Der Lordkanzler S e l b o r n e bekleidete denselben Posten im letzten von Gladstone geleiteten Cabinet. Vernon-H a r c o u r t, der Minister des Innern, war während der letzten Jahre nächst Gladstone der heftigste Bekämpfer Beaconsfields, der Geheimsiegelbewahrer, Duke of A r g y l l, der vornehmste Edelmann Schottlands und ein gelehrter Jurist, unter Aberdeen und später unter Palmerston Justizminister und in Gladstones erstem Cabinet Staatssecretär für Indien. Wir übergehen einige andere Mitglieder der neuen Regierung mit Einschluß des zum Vicekönig von Indien ernannten Marquis of Ripon, um die drei Radicalen etwas ausführlicher charakterisiren zu können.

Der Kanzler für das Herzogthum Lancaster, J o h n B r i g h t, 1811 geboren, ist seines Zeichens eigentlich Baumwollenspinner und Quäker. Seine

politischen Grundsätze fassen sich in die Worte zusammen: **Möglichst viel Freiheit**, uneingeschränkter Freihandel, Erhaltung des Friedens unter allen **Umständen**, damit der materielle Aufschwung Großbritanniens nicht Schaden leide, **absolute** Gleichstellung aller Religionen und Bekenntnisse. Er stimmte in **Folge** dessen, 1847 für Manchester ins Parlament gelangt, für die Zulassung der **Juden** zur Volksvertretung, erklärte sich 1851 gegen die Maßregeln, die das **Ministerium** Russell zur Abweisung der päpstlichen Angriffe vorschlug und sprach 1854 eifrig gegen den Krieg mit Rußland. In Folge dessen wurde er sehr unpopulär, doch drang er mit seiner auf Unterlassung jeder Intervention bei festländischen Streitigkeiten gerichteten Ansicht schließlich durch, und so trat er 1868 als **Handels**minister in das Cabinet Gladstone ein, auf dessen Haltung er bedeutenden Einfluß übte. Sein Grundgedanke, daß die Großmachtsstellung Englands gleichgiltig sei, und die innere Entwicklung vor Allem gefördert werden müsse, hat zwar zu verschiedenen Fortschritten, Hebung der niederen Klassen, Abschaffung von Monopolen, sparsamer Finanzwirthschaft und billiger Vertheilung der politischen Rechte an alle Stände geführt, aber andererseits sehr viel dazu beigetragen, daß England unter Gladstone so ziemlich aufgehört hatte, eine **Weltmacht** zu sein. In Birmingham, wo er sich, zu der Würde befördert, die er jetzt wieder bekleidet, wieder ins Parlament wählen lassen mußte, sprach er sich im October 1873 für weitere Ausdehnung des Wahlrechts, Reform des Steuersystems hinsichtlich der Einkommensteuer und für Abänderung des irischen Unterrichtsgesetzes aus, aber fünf Monate später, Mitte Februar 1874, mußten die Liberalen den Conservativen das Feld räumen.

Der Präsident des Handelsamts unter Gladstones Aegide ist der Birminghamer Großfabrikant **Chamberlain**, der, 1836 geboren, wiederholt Bürgermeister seiner Vaterstadt war und dieselbe seit 1876 im Unterhause vertritt, wo er zu den Vertretern der äußersten Linken gehört.

Der neue Unterstaatssecretär des Aeußeren, Sir Charles Wentworth **Dilke**, der uns nächst Gladstone und Granville am meisten interessirt, ist erst 37 Jahre alt, hat große Reisen in Amerika, Australien und Indien gemacht, um die dortigen Zustände zu studiren, und das gesammelte Material zu einem werthvollen Buche verarbeitet, welches Aufsehen erregte und Veranlassung wurde, daß Chelsea ihn 1868 ins Parlament wählte. Er gehört der republikanischen Fraction der Radicalen an, und das politische Glaubensbekenntniß, das er vor einiger Zeit in der antimonarchischen Flugschrift „Florestan I., Fürst von Monaco" ablegte, erregte allgemeine Sensation. Die französischen Extremen erwarten von ihm und seinen Gesinnungsgenossen viel und in einigen Beziehungen offenbar zu viel. Sanguinische Illusion ist es, wenn im Reveil Social ein Herr „Rienzi" (wohl Louis Blanc) meint, in fünf bis sechs Jahren werde jenseits des Canals

eine Vereinigte Republik Großbritannien und Irland entstanden sein. Zwar säßen im Unterhause erst ungefähr ein Dutzend Republikaner, aber kurz vor dem Sturze des zweiten französischen Kaiserreichs hätte der Gesetzgebende Körper nicht mehr als fünf Deputirte dieser Farbe aufzuweisen gehabt. Wie in Frankreich, so werde auch in Großbritannien die agrarische Frage die monarchische und feudale Gesellschaft zu Falle bringen. Selbst die radicalsten der englischen Radicalen werden diese Erwartungen nicht theilen. Ein Körnchen Wahrheit aber ist in jenem Raisonnement enthalten. Gladstone hat die agrarische Frage ins Auge gefaßt, der Radicalismus hat bei den Wahlen eine beachtenswerthe Macht entwickelt, und man hat dies bei der Neubildung des Cabinets berücksichtigt. 1874 staunte die englische Aristokratie, als Macdonald und Birt, zwei Handwerker, ins Parlament gelangten. 1880 hatte sie noch mehr Ursache, sich zu verwundern. Die Gewerkvereine, die Republikaner und die Freidenker sind bei den letzten Wahlen viel deutlicher hervorgetreten und zu erheblich größeren Erfolgen gelangt als sechs Jahre vorher. Sie haben gegen 30 entschiedene Radicale ins Unterhaus gesandt. Der Eintritt Dilkes in das Ministerium sieht wie der Vorbote einer Regierungsvorlage aus, welche alle Beschränkungen des allgemeinen Stimmrechts, die noch existiren, wegräumen würde, wenn sie durchginge; denn der neue Unterstaatssecretär hat mit Beharrlichkeit alljährlich die Ausdehnung des Wählerrechts, welches die Reform von 1867 den Bewohnern der Städte verlieh, auf die Landbevölkerung befürwortet. Ein sehr wichtiges Zeichen der Zeit ist endlich die in Northampton erfolgte Wahl Bradlaughs, der nicht nur Republikaner, sondern ein überaus fortgeschrittener Freidenker ist und sowohl in seinem Blatte, dem National Reformer als in zahlreichen Volksversammlungen und Partei-Meetings mit Heftigkeit und nicht ohne Geist die religiösen Anschauungen bekämpft hat, die in England alles Uebrige beherrschen.

Wichtiger für uns als das, was die Zukunft hinsichtlich der inneren Politik Englands im Schoße birgt, ist das, was das Cabinet Gladstone hinsichtlich der auswärtigen Angelegenheiten vorzuhaben scheint. Die alte Politik der Enthaltsamkeit scheint aufgegeben zu sein und mit einer Action vertauscht werden zu sollen, die sich aber wesentlich von dem Verfahren des Tory-Cabinets unterscheiden würde. Die Absicht der Leiter der neuen Regierung geht, nach dem zu schließen, was bisher über sie zu Tage gekommen ist, auf den Versuch hin, sich mit den festländischen Mächten über die endgiltige Lösung der orientalischen Frage zu verständigen. Die Basis dieser Verständigung würde nach dem Wunsche der Londoner Politiker das Recht der die Türkei bewohnenden Völkerschaften auf Selbstregierung sein, und die dieses Recht verwirklichenden Bestimmungen hätten sich möglichst innerhalb der Grenzen zu bewegen, die der Berliner Congreß gezogen. Man würde zunächst die Pforte veranlassen, sich umzugestalten

indem sie die in Berlin vorgesehenen Reformen durchführe, und zwar unter Aufsicht einer internationalen Commission. Sollte die Pforte darauf nicht eingehen, so würde England die europäischen Großmächte zu einer neuen Conferenz einladen, welche Maßregeln zur Sicherung des Friedens zu ergreifen hätte. Wäre eine Verständigung aller dieser Mächte nicht zu erreichen, so würde man von London aus versuchen, eine Vereinigung derjenigen von ihnen, welche den dort gehegten Meinungen und Wünschen günstig wären, zur Verwirklichung der letzteren, bei der im Nothfalle Gewalt anzuwenden wäre, zu Stande zu bringen.

Hiernach bestände die Politik, die das neue englische Cabinet hinsichtlich der Balkanländer im Auge hätte, im letzten Grunde in dem Plane, die von Gladstone und seinen Amtsgenossen als bereits todt oder doch dem Tode ganz nahe betrachtete Türkei unverzüglich von den im Reiche wohnenden Nationen beerben zu lassen. Das kann sehr menschenfreundlich gemeint sein und paßt auch ganz vortrefflich in die liberale Schablone, zeigt aber nicht von staatsmännischem Scharfsinn und guter Kenntniß der Verhältnisse. Setzen wir den Fall, daß sich für den Anfang Alles nach den Wünschen des englischen Premiers gestaltet, daß die Großmächte, nachdem die Türkei non possumus gesagt hat, sich allesammt für einverstanden mit jenen edeln Intentionen erklären, daß sie — etwa in Berlin — einen Ergänzungs- und Weiterbildungs-Congreß abhalten, und daß dieser sich über die an den Sultan zu richtenden Forderungen und das demselben gegenüber weiter einzuschlagende Verfahren einigt, falls die Pforte bei ihrem non possumus verharrt. Man stellt die Unfähigkeit der Türkei weiter zu leben fest und zerschlägt das osmanische Reich in Kleinstaaten, die sich nach ihres Herzens Begehr selbst regieren dürfen. Neben Rumänien, Serbien und Montenegro, die schon vorhanden sind, werden ein Fürstenthum Bulgarien, das bis an das Aegeische Meer sich erstreckt, wie es der Vertrag von San Stefano haben wollte, ein Fürstenthum Albanien und ein Großgriechenland geschaffen, dem Thessalien und ein Stück von Macedonien zugetheilt werden. Herr Gladstone wäre also befriedigt, er hätte erreicht, was ihm vorgeschwebt. In Wahrheit hätte er dann, ganz abgesehen davon, daß, wie Bulgarien genügend gezeigt hat, die Balkanvölker sich nicht selbst regieren können, sondern langsam, dadurch, daß man sie theilweise befreit, zum Gebrauche der Freiheit erzogen werden müssen, wie der Temps sehr verständig hervorhob, nur das eine erreicht, daß die Staaten, die der neue Congreß Herrn Gladstone zu Gefallen ins Leben gerufen hätte, zwischen den beiden Großmächten Oesterreich-Ungarn und Rußland oder doch in deren Machtsphäre liegen würden. Die Frage wäre also ihrer Lösung um keinen Schritt näher gekommen. England könnte es nicht verhindern, wenn die genannten Großstaaten ihren Einfluß auf jene ihre kleinen Nachbarn spielen ließen, was selbstverständlich sofort geschehen würde; es könnte nichts dagegen thun, wenn

sie dieselben in den Kreis ihrer Action ziehen, sie unter ihr Protectorat nehmen wollten; es wäre nicht im Stande, sie abzuhalten, wenn sie es für nützlich erachteten, in jenen Fürstenthümern Unruhen und Gewaltthaten, Gelegenheiten zur Einmischung hervorzurufen, Vorwände zu schaffen, die sie unter dem Scheine des Rechts ihrer Beute näher rücken ließen, und Conjuncturen herbeizuführen, unter denen das Gebäude eines etwaigen Donaustaaten-Bundes wie Wachs an der Sonne zusammenschmelzen würde. Kein Zweifel, daß man in einer freundlicher behandelten und durch Reformen gekräftigten Türkei ein besseres Pfand für die Erhaltung der Ordnung auf der Balkanhalbinsel und für die Sicherung des Weltfriedens besitzen würde als in solchen Afterschöpfungen einer falschen Humanität.

Auch betreffs der inneren Verhältnisse hat Herr Gladstone bis jetzt noch keine Erfolge zu verzeichnen, eher das Gegentheil. Sein unglücklicher Ausfall auf Oesterreich hatte ihn zu einer Entschuldigung genöthigt, die auch nicht glücklich ausfiel. In Folge dessen gab es für ihn am 21. Mai schwere und verdrießliche Stunden. Es war fast ein parlamentarisches Spießruthenlaufen zu nennen. Granville, Argyll und Kimberley, der Staatssecretär für die Colonien, traten tapfer für ihn auf, Salisbury und Beaconsfield gingen ihm mit gewaltigen Schlägen zu Leibe. Jener nahm in unwiderlegbarer Weise das moderne Oesterreich gegen die grundlosen Vorwürfe Gladstones in Schutz, die auf Erinnerungen aus halbvergessener Zeit beruhten, Beaconsfield kehrte gewandt die ernstere Seite des Mißgriffs hervor, den Umstand nämlich, daß der Premier ganz kurz vor seinem Amtsantritt das Verhältniß zu einer befreundeten Macht getrübt und dann als Minister in einer für England demüthigenden Manier um Entschuldigung gebeten, dabei aber wieder unterlassen, die Beleidigung vollständig zurückzunehmen, so daß noch immer unangehme Folgen zu befürchten seien. Man darf annehmen, daß diese Angelegenheit im Parlamente noch mehr als einmal zur Sprache gebracht werden wird. Auch sonst giebt es für das neue Cabinet Verlegenheit und Verdruß. Wie Proteste aus verschiedenen Theilen des Landes schließen lassen, gefällt es vielen Leuten nicht, daß man einen „Papisten" wie Lord Ripon zum Vicekönig von Indien gemacht hat, zumal da obendrein in Gestalt Lord Denmares ein zweiter Katholik in der neuen Regierung Verwendung gefunden hat. Die Gläubigen der Hochkirche lassen in solchen Dingen nicht mit sich scherzen, und Gladstone könnte sich durch seine Toleranz bei diesen Anstellungen auch einen Theil der Nonconformisten entfremdet haben, die bisher eine feste Stütze für ihn waren. Ferner hat sich Bradlaugh als einer von den Freunden bewiesen, in Betreff derer man den Stoßseufzer zu hören pflegt: Gott bewahre mich vor ihnen! Da er anläßlich der Eidesleistung sich als Gottesleugner decouvrirte, so nahm man an, die Regierung werde dem

Parlamente die Frage vorlegen, ob er zuzulassen sei. Gladstone unterließ das, und der Atheist wäre zugelassen worden, wenn nicht der bekannte Conservative Drummond Wolff (beiläufig ein Jude) sich im Namen seiner Partei widersetzt hätte. So sind auch die religiösen Fractionen der Liberalen verstimmt worden; denn es sah aus, als ob das Cabinet den Atheismus des Vertreters von Northampton wo nicht theile, doch mit Gleichgiltigkeit betrachte. Sodann wird sich das Cabinet zu den Radicalen in Widerspruch setzen, wenn es Sir Bartle Frere, den Gouverneur der Cap-Colonie, den die Liberalen, als sie noch Opposition waren, lebhaft angriffen, während sie ihn jetzt loben und vertheidigen, nicht abberuft; denn die Radicalen dringen auf letztere Maßregel. Endlich aber hat man nach den neuesten Nachrichten aus Afghanistan zu befürchten, daß der dort geführte Krieg sich noch monatelang hinziehen und vielleicht noch zehn Millionen Pfund Sterling verschlingen wird, was durchaus nicht zu den Finanzplänen Gladstones stimmen würde.

So sammeln sich allerhand kleine und große Wolken am Horizont des neuen Cabinets der Königin Victoria, und man kann Zweifel hegen, ob es sich der Majorität, die es auf den Schild gehoben, lange erfreuen wird. Trotzdem sind wir der Meinung, daß seine Tage noch nicht gezählt sind, und daß es den Tories trotz alledem, was sich gegen Gladstone und Comp. sagen läßt, nicht leicht werden wird, die neue Firma durch ihre Manöver bankerott zu machen. Sie hat allen Anschein nach viel Credit im Lande, und die politische Quäkerei und das Amerikanerthum von Manchester haben in weiten Kreisen Oberwasser.

Wasserwirthschaft.

Von Eduard Braun.

1. Die Entstehung der Thäler und Stromrinnen.*)

Bekanntlich fällt der in der Luft enthaltene Wasserdunst in Gestalt von Nebel, Thau, Regen, Hagel und Schnee auf die Erdoberfläche und wird zu Wasser. Ein Theil dieses Wassers dringt in den Erdboden, der Rest bleibt entweder stehen oder rinnt fort nach tieferen Stellen, wohin die Erdoberfläche

*) Zwei weitere Artikel werden behandeln: Die Natur als Hydrotechniker. — Die deutsche Wasserwirthschaft.

sich neigt. In beiden Fällen stört das Wasser den Stoffbestand der Oberfläche und vermindert deren Volumen. Das in den Boden sinkende Wasser löst Steinverbindungen chemisch auf, das über die Oberfläche rinnende zerreibt und zertheilt sie mechanisch, auch können beide Wirkungen sich vereinigen, was wohl die Regel sein dürfte. Bei seiner chemischen Wirkung nimmt das Wasser Kohlensäure auf und löst damit Kalk, Natron, Kali oder Eisen. Bei seiner mechanischen Wirkung trägt das Wasser die kleinsten Trümmer der Gesteine in Form von Sand- und Thontheilen fort, die es aus den zertrümmerten Gesteinen mitnimmt. Da die Felsen, namentlich die feldspathhaltigen, in ihrer Widerstandsfähigkeit wesentlich abhängig sind von dem leichtlöslichen Gehalt an Alkalien, Magnesia und Kalk, so zerfallen sie in dem Verhältniß wie das Wasser bez. der Wasserdunst an ihren Oberflächen jene Verbindungen auslöst. Die gelockerten Bestandtheile der Felsen gelangen in das abrinnende Wasser, und in dem Maße, als es durch Menge und Gefälle befähigt ist sie fortzuschaffen, werden sie auf dem Festlande oder schließlich im Meere abgesetzt. In jeder Ackerfurche ist zu beobachten, wie das rinnende Wasser sich trübt, wie es Sandkörnchen und Steinchen fortstößt; jedes Rinnsal am Bergabhange schiebt Steintrümmer vor sich her, deren Größe zunimmt, je steiler der Bergabhang und je rascher damit der Lauf wird.

Zu den chemischen und mechanischen Wirkungen des Wassers kommen aber noch die Wirkungen der Temperatur. Wenn das Wasser in tropfbar flüssigem Zustande oder in Dunstform in die Zwischenräume der Felsen dringt, so dehnt es sich, so oft es gefriert, um $^1/_9$ aus, hebt dadurch die Cohäsion der Gesteinsbestandtheile auf und läßt dieselben zerfallen, wenn beim Aufthauen das eisige Bindemittel sich auflöst. Dieser Vorgang ist es, der in den Hochgebirgen die Felsen zerstört. In der gebirgigen Aequatorialzone geschieht ähnliches durch hohe Wärmegrade: Die Außenflächen der Felsen, welche am Tage durch directe Einwirkung des Sonnenlichtes stark erhitzt werden, ziehen sich durch die rasch eintretende Nachtkühle und Thaubildung stark zusammen und lösen sich ab. Diese Bildungen, die sogenannten Detritusbildungen, haben stattgefunden, so lange die Erde aus Festem und Flüssigem besteht, und sie werden in alle Zukunft fortdauern, weil die zersetzenden chemischen, physikalischen und mechanischen Kräfte in ihrer Thätigkeit als Verwitterungsproceß ungeschwächt fortdauern müssen.

Die durch das Wasser bedingte Fortführbarkeit der Gesteinstrümmer aber hängt nun, bei gleicher Dichtigkeit, von ihrem Volumen ab, weil der Querschnitt eines Steines dem Quadrat seines Durchmessers, und der Inhalt oder das Gewicht dem Würfel seines Durchmessers proportional ist. Der Querschnitt eines Steines ist die dem fließenden Wasser dargebotene Angriffsfläche, das

Volumen oder Gewicht ist die zu bewegende Last. Da nun das Gewicht im kubischen, die Angriffsfläche aber nur im quadratischen Verhältniß steigt, so giebt es für jeden Stein eine gewisse Geschwindigkeit des Wassers, welche ihn zu bewegen, zu rollen im Stande ist. Kleinere Körper werden von schwächerer Bewegung des Wassers, größere erst von stärkerer fortgeführt. Hierdurch entsteht eine gewisse Sortirung der Gesteinstrümmer nach ihrer Größe. Bei leisester Bewegung des Wassers wird nur der feinste Staub fortgeführt, bei etwas stärkerer auch der feinste Sand, dann der grobe Sand, dann kleinere Rollstücke, dann größere bis zu ganzen Felsblöcken. Im Verlauf des Rollens, durch Abnutzung also, vermindert sich aber auch Volumen und Gewicht des Steines, so daß er nun von immer geringerer Bewegung des Wassers fortgeführt wird.

Diese Thon-, Sand- und Gesteintheile, welche das fließende Wasser mit sich führt, läßt es nicht eher fallen, als bis es auf seinem Wege beckenartige Vertiefungen der Erdoberfläche antrifft, und in diesen zur Ruhe kommt. Solche natürliche Becken, die Landseen der Urzeit und der Gegenwart, wirken als natürliche Klärbassins. Wenn der Rhein und der Rhone noch so trübe in ihre Seen einfließen, so treten sie doch ganz klar aus dem Boden- und Genfersee aus. Die von dem fließenden Wasser mitgeführten und in diesen Klärbassins abgeschiedenen Stoffe müssen aber schließlich das ganze Becken ausfüllen; das Wasser wird dann über die niedrigste Stelle des Wasserrandes, die Stauschwelle, weiterfließen und an dieser Stelle immer tiefer in das Gestein des Beckenrandes einschneiden. Das frühere Becken wird zuletzt eine Ebene darstellen durch deren Mitte ein mehr oder weniger starker Wasserlauf nach jener Abflußstelle hinströmt. Diese Ebene erscheint dann als Flußthal, in welches eine Stromrinne eingeschnitten ist.

Mehr oder weniger deutlich ist noch jetzt fast bei allen Flüssen und Strömen ihre Entstehung aus solchen Sammelbecken bez. Klärbassins nachzuweisen, deren oft eine ganze Reihe auf einander folgt, z. B. bei der Donau. Aber auch Sammelbecken oder Klärbassins, welche noch nicht mit Detritus ausgefüllt sind und in Folge dessen auch noch keinen Abfluß gebildet haben, sind gegenwärtig noch in großer Anzahl vorhanden; unter ihnen überragen der Caspische See und der Superior-Lake alle anderen an Größe. Das letzte Sammel- und Klärbecken aber für alle fließenden Gewässer der Erde ist das Meer, und auch in dieses drängen die Ströme ihre Thäler und Stromrinnen vor, indem sie ihre Deltabildungen immer weiter und weiter in die Meeresbecken hineinschieben. Aus der Größe der Ablagerungen in den heutigen Deltas des Missisipi, Ganges, Nil, Orinoco, Rhein und aller Flüsse überhaupt kann man entnehmen, eine wie ungeheuere Ausdehnung die Thalbildungen auf der Erde zu jeder Zeit angenommen haben.

Der Detritus, welcher durch die fließenden Gewässer, namentlich durch die Hochwasser im Frühjahre den Sammelbecken bez. dem Meere zugeführt wird, setzt sich nun aber vollständig nur sehr langsam ab. Bei der dabei stattfindenden Sortirung bleibt der grobkörnige Sand schon dicht vor der Mündung liegen, während die feinsten Thontheile 80—100 Meilen weit fortgeführt werden, weil dieselben sich so innig mit dem Wasser mengen, daß sie nicht einmal durch den künstlichen Filter im Laboratorium vom reinen Wasser sich trennen lassen. Das Wasser läuft erst trübe durch den Filter und verstopft ihn dann sehr bald, so daß er überhaupt kein Wasser mehr durchläßt. Selbstverständlich ist auch die Zusammensetzung aller Detritusbildungen bedingt durch die Zusammensetzungen der Terrainformationen, durch welche das Wasser fließt, und der Gehalt des Detritus an den verschiedensten mehr oder weniger fein zertheilten Mineralien hängt immer von der Oertlichkeit ab. Das Rheinwasser oder sein Detritus in dem Laufe oberhalb des Bodensees hat einen großen Gehalt an kohlensaurem Kalk, weil das Callandagebirge oberhalb Chur auf dem linken Rheinufer aus kohlensaurem Kalk besteht. Da aber dieser Gehalt an kohlensaurem Kalk im Bodensee vollständig abgesetzt wird und die Gegenden des unteren Rheinlaufes, von Basel ab, nur sehr wenig Kalk enthalten, so ist der Detritus, welchen der Rhein ins Meer führt, sehr arm an kohlensaurem Kalk und besteht fast nur aus Thon- und Sandschlamm von gelbgrauer Farbe. Der Moselschlamm hat eine ganz andere Farbe und Zusammensetzung, und so können bis ins Meer hinein je nach der Mächtigkeit der Hochwasser und der Gegend, aus welcher sie herkommen, die ungleichartigsten und verschiedensten Detritusschichten abgesetzt werden. Bohrungen in Amsterdam ergaben bis zu einer Tiefe von 232 Fuß 19 verschiedene Schichten, darunter 11 thonige mit einer Gesammtmächtigkeit von 153 Fuß und 8 Sandschichten mit einer Mächtigkeit von 79 Fuß. Von da an abwärts wurde nur Sand gefunden.

Die Einschnitte und Rinnen, welche das abfließende Wasser in die Erdoberfläche macht, sind bedingt durch deren Widerstandsfähigkeit. Bei festem Fels sind es gewöhnlich enge Schluchten mit steilen Wänden, fast senkrecht, auch sogar nach oben enger, wie bei der Tamina beim Bad Pfeffers, welche, als Gletscherbach dem Rheine zueilend, so tief ihre Rinne in den Nummulitenkalk eingeschnitten hat, daß die Schlucht 100 Meter tief ist bei nur 10—20 Meter Breite und oben so eng, daß die Seitenwände einander stellenweise verdecken und das Tageslicht nur durch schmale Lücken hinabdringt. Die Tamina ist zugleich ein instructives Beispiel dafür, wie die Thäler großer Ströme stetig aufgehöht und zu ausgedehnten Thalebenen werden. Aus ihrer engen steilseitigen Thalschlucht, welche im Profil als Keil erscheint, wälzt, schiebt und stößt sie die Gesteintrümmer in das Rheinthal, hier bleiben sie liegen, weil sie ihre Geschwindigkeit

verloren haben, erhöhen dadurch das Rheinbett und geben ihm nach und nach eine wagerechte Grundfläche. Ebenso wie die Tamina wirken aber alle Nebenflüsse, und je nach der Stärke ihres Gefälles haben die in das Stromthal geführten Gesteintrümmer das verschiedenste Volumen, von großen Felsstücken bis zum trübemachenden Schlamm. Für normale Verhältnisse hält der Strom, hier also der Rhein, sich nur eine verhältnißmäßig schmale Stromrinne frei, bei Hochwasser aber bedeckt er die ganze Thalbreite. Aehnliche Verhältnisse zeigen alle Gebirgsländer in den mannigfaltigsten Abstufungen, am gewaltigsten aber in der heißen Zone, wo die wolkenbruchartigen Regen wohl zehnfach größere Wassermengen geben als bei uns. Die Bergflüsse des Himalaja und Karakorum haben ihre Thäler an einzelnen Stellen 400 bis 500 Meter tief eingeschnitten, ja in dem hohen Stufenlande Abessynien ist die Oberfläche von Thälern durchfurcht, deren manche 5000 bis 7000 Meter breit und mehr als 1000 Meter tief sind. Einschnitte von 1000 Meter Tiefe finden sich aber auch in unseren Alpen: Der Rigi reicht 1363 Meter über den Spiegel des Vierwaldstädter Sees und der ihm zugehörenden Gewässer, deren Thäler unverkennbar vom Wasser eingeschnitten sind. Das Matterhorn mit 1600 Meter, der Monte Rosa mit Steilseiten von 2000 Meter, sowie der Lüskamm Dentblanche u. a. sind die stehengebliebenen Spitzen einer ehemaligen Hochfläche, welche das Wasser durchfurcht und fortgeschafft hat durch unablässiges Einschneiden und Vergrößern der Vertiefungen, Abtragen der Vorsprünge, Abschälen der Böschungen und Fortschwemmen des Getrümmer und Gerölles, bis nur die jetzigen Kämme, Zacken, Hörner und Joche übrig geblieben sind, welche ebenso sicher von dem Wasser abgewaschen, zertrümmert, fortgeschafft und dereinst verschwunden sein werden. Das Wasser ist die lebendige Kraft, welche durch ewiges, nie unterbrochenes Wirken alles Festland in die fließenden Gewässer und durch diese ins Meer führt.

Wie in der Urzeit überall, so fallen noch gegenwärtig in den Gegenden, wo die menschliche Cultur die Naturbildungen noch nicht verwüstet hat, die atmosphärischen Niederschläge auf Gebirge und Landstrecken, welche, sofern sie nicht in die Schneegrenze hineinragen, bei weitem zum größten Theil mit Pflanzenwuchs bedeckt sind. Durch diese Pflanzendecke, durch Laub- und Nadelhölzer, durch Gesträuch und Gestrüpp, durch Gräser und Kräuter, durch Flechten und Moose, ja ganz wesentlich auch durch die zu Boden gefallenen Blätter, Nadeln und Zweige der Bäume werden die Niederschläge gezwungen, ganz allmählich und nur in sehr geringem Maße in schmalen Wasserfäden und -Rinnen abzufließen; ein Theil des Wassers dringt in den Boden, ein anderer verdunstet und der bei weitem beträchtlichste wird durch Cohäsion zurückgehalten. Die unmittelbare Folge davon ist, daß die großen und kleinen natürlichen Sammel- oder Klärbecken durch die sedimentären Ablagerungen der Wasserläufe

sich sehr langsam ausfüllen und daß das in ihnen angesammelte Wasser nur ganz allmählich über den tiefsten Rand des Beckens oder über die Stauschwelle als natürliches Wehr abfließt; d. h. das Wasser wird auf seinem Wege zum Thale in der mannigfachsten Weise aufgehalten, staut seinen Spiegel weithin auf und bildet in natürlicher und ungezwungener Form eine große Menge von Mooren, bruchigen Niederungen und Seen. Bei so zugerichtetem Terrain aber werden Hochfluthen, selbst nach wolkenbruchartigen Niederschlägen, für die Thäler ganz ungefährlich bleiben, ja sie müssen wohlthätig wirken, denn dadurch, daß sie durch ihre Kraft größere Gesteintrümmer weiter fortschieben, leichteres Gerölle und Geschiebe den Seen, Brüchen und Mooren zuführen und die Abschwemmungen der Böschungen höher gelegener Thäler als Anschwemmungen in tiefer gelegenen Flächen absetzen, werden sie die Veranlassung, die Thalsohlen zu verbreiteren und die Thalufer abzuflachen. Ferner: Durch die schon oben erwähnte Separation der Sinkstoffe werden die tiefsten Stellen der Niederungen durch die gröberen Gesteintrümmer zuerst ausgefüllt, die weniger groben flachen die Ufer der Stromrinne ab, und die leichten, lange im Wasser suspendirt bleibenden, der Vegetation ganz besonders dienlichen Stoffe lagern sich als Ufergelände ab und bildeten fruchtbare Wiesen, Auen und Marschen. Bei diesem unablässigen Wirthschaften des Wassers werden die natürlichen Stauschwellen und Wehre immer tiefer eingesägt; dadurch sinkt der Wasserspiegel in den Sammelbecken, ihr Fassungsraum für die Hochwasser wird stetig kleiner, die Geschwindigkeit, mit welcher die Hochwasser zu Thale geführt werden, stetig größer, und als natürliche Folge davon werden die Wasserläufe immer breiter und tiefer. Gleichzeitig findet ein Ausdehnen der Thäler bez. der Thalebenen nach Länge und Breite statt, was noch sehr wirksam vermehrt wird dadurch, daß in Folge der Unregelmäßigkeit der sedimentären Ablagerungen und der Verschiedenheit der Widerstandsfähigkeit der Ufer die fließenden Gewässer ihren Lauf unausgesetzt verändern, weil bei dem Uebertritte eines jeden Wasserlaufes in einen anderen durch die Veränderung der Strömungsgeschwindigkeit sich Gerölle und Sinkstoffe ablagern müssen, welche als Stauwehre wirken und die Strömungsrichtung ablenken. Daß durch die Ablenkungen der Wasserläufe, denen Regengüsse häufig genug in die Hand arbeiten, und durch Abschwemmungen aus den Höhen die Anschwemmungen in den Niederungen stetig fortschreiten und endlich als Deltabildungen bis ins Meer gelangen müssen, ist ebenso leicht einzusehen wie die Nothwendigkeit, daß dieser Umbildungsproceß so lange ununterbrochen fortdauern muß, als die Ursachen jener Ab- und Anschwemmungen wesentlich dieselben bleiben, d. h. so lange als Festes von Flüssigem auf Erden noch getrennt ist.

In die ausgewaschenen und aufgehöhten Stromrinnen, Thäler und Ebenen

führt nun das Wasser die Nahrungsmittel für die Pflanzendecke in dreifacher Form: als Lös, Lehm und Ackererde. Der Lös, eine feine, staubartig zerriebene Masse von hell schmutziggelber Farbe, welche getrocknet eine ziemliche Festigkeit besitzt, unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Lehm durch einen viel geringeren Grad von Zähigkeit und Bildsamkeit. Auch hinsichtlich ihres Vorkommens unterscheiden sich beide sedimentäre Ablagerungen wesentlich. Der Lös steht an den Abhängen der Thäler und Schluchten fast in senkrechten Wänden und findet sich in großer Mächtigkeit an den Abhängen der Thonschiefer-Gebirge. Der Lehm dagegen findet sich sowohl auf Höhen als auch im Thale, bedeckt die Geröllagen und wechselt oft in bedeutender Mächtigkeit mit ihnen ab. Diese Verschiedenheit nach Zusammensetzung und Vorkommen ist die Folge ihrer Entstehung und Bildung.

Der Lös ist das Product der oberflächlichen Verwitterung des Thonschiefers, dessen Detritus durch Regen abgespült und in die Thäler geführt, dort von den Wiesen zurückgehalten wird.*) Mit solchem Aufbau der Wiese wächst ihre Oberfläche, und das Thal verbreitert sich. Weil dadurch aber in jedem folgenden Jahre der Detritus auf eine immer größer werdende Wiesenfläche sich vertheilt, so muß folgerichtig das Wachsen des Aufbaues stetig abnehmen. Der Lehm ist geschlämmter und mit Sand vermischter Thon, welcher aus der Zersetzung von Silicaten durch Kohlensäure entstanden und da, wo er an seiner Entstehungsstelle lagert, noch rein und plastisch ist. Durch Schlämmen und Absetzen schichtet er sich mehr und mehr und wird unrein. Aller Thon und Lehm ist aus Thonerdesilicaten entstanden, enthält wenig oder gar keinen kohlensauren Kalk und ist deshalb zur Anfertigung von Backsteinen und namentlich Dachsteinen ganz besonders geeignet. Die Ackererde endlich darf nicht mit Lös verwechselt werden. Sie ist der abgeschlämmte Detritus des höher gelegenen Landes, welcher in den Niederungen bez. dem Meere sich abgesetzt hat und noch nicht durch Infiltration verdichtet worden ist. Die fruchtbarsten Ebenen und Marschen in der Nähe des Meeres enthalten den feinsten Detritus aus den kalihaltigen Gesteinen. Gut gedüngtes Feld wird jedes Jahr fetter und thoniger, weil die Bruchstücke der kalihaltigen Silicate durch die zersetzende Wirkung der Kohlensäure immer mehr zu Thon aufgeschlossen werden.

*) Vgl. jedoch die neue Theorie über die Entstehung des Lös (durch den Wind) welche Freiherr von Richthofen im ersten Bande seines Werkes über China aufgestellt hat. Siehe Grenzboten 1878, 3. Quartal, S. 445 fg. D. Red.

Der Derwisch (Al Hafi), ein Nachspiel zu Lessings Nathan.

Von Otto Schuchardt.

Für die Erklärung von Lessings „Nathan" bietet fast keine Gestalt so große Schwierigkeiten wie der Schatzmeister des Sultan, der Derwisch Al Hafi. Sein Charakter wird auf die verschiedenste Weise ausgelegt: als der eines Schwärmers, eines Egoisten, eines edlen Menschen mit rauher Schale, aber gutem Kern, eines Philosophen, der die Welt verachtet u. s. w. Man müßte fast glauben, daß es Lessing nicht verstanden habe, diesen Charakter klar herauszuarbeiten, wenn nicht andererseits gerade diese Gestalt so vieles in sich trüge, was ein besonderes Interesse erweckt.

Man kann den Eindruck, den Al Hafi neben den anderen Gestalten des Dramas auf uns macht, dem Eindrucke vergleichen, den wir in einem Saale voll Idealbüsten durch eine Porträtbüste erhalten. Nachdem wir eine Anzahl typisch gehaltener Köpfe gesehen, fällt uns plötzlich ein Porträtkopf in die Augen, an dem wir nicht die oder jene Eigenschaft besonders hervortreten und gewissermaßen verkörpert sehen, so daß der Kopf eigentlich eine Allegorie böte, sondern den Menschen, wie ihn das Leben bildet und abschleift. Haben wir so eine Anzahl typisch gehaltener Köpfe gesehen, dann frappirt uns die Porträtbüste gerade durch ihre Naturwahrheit, sie interessirt uns schon des Gegensatzes wegen. Diese Erfahrung ist vielleicht für die Beurtheilung des Al Hafi als Grundlage anzunehmen: Alle anderen Gestalten sind, mit dieser verglichen, Typen, Al Hafi ist mehr Porträt als irgend eine Gestalt des Dramas.

Nun kann man freilich sagen, der Patriarch sei auch Porträt, nämlich das des Hauptpastors Götze. Doch ist dies nur in dem Sinne der Fall, wie etwa ein Bildhauer die Züge eines bestimmten Menschen als Modell benutzen würde, um irgend einen Idealkopf darzustellen. Der Künstler würde alles rein individuelle weglassen und nur die Züge seines Modells benutzen, die sich auch für den betreffenden Idealkopf eignen. Für die Darstellung Götzens als Patriarchen gilt das, was Lessing im Entwurfe zur Vorrede sagt (Lessings Dramat. Entwürfe, S. 784a. Hempelsche Ausgabe): „Allerdings ist die dritte Novelle des ersten Buches (Boccaccio) der Keim aus dem sich Nathan bei mir entwickelt hat. Aber nicht erst itzt, nicht erst nach der Streitigkeit, in welche man einen Laien wie mich nicht bei den Haaren hätte ziehen sollen. Ich erinnere dies gleich anfangs, damit meine Leser nicht mehr Anspielungen suchen mögen,

als daran noch die letzte Hand hinein zu bringen im Stande war." Aehnlich äußert er sich auch gegenüber seinem Bruder Karl in einem Briefe vom 7. Nov. 1777: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun." Allerdings hat Lessing einige directe Anspielungen auf Götze einfließen lassen, wie aus manchen Briefen der Gemeinde in Hamburg, besonders von Elise Reimarus, hervorgeht. Aber abgesehen davon, in einem Tendenzstück wie „Nathan" durfte der Charakter des fanatischen Orthodoxen nicht fehlen. Wie ja Lessing den Patriarchen selbst der Geschichte zuwider in Jerusalem bleiben läßt, während er doch selbst bemerkt (Entwürfe, S. 826), daß Saladin nach der Eroberung von Jerusalem jedenfalls den Patriarchen nicht in der Stadt gelassen habe. Lessing hätte also diese Gestalt oder wenigstens eine ähnliche geschaffen, selbst wenn es keinen Götze gegeben hätte.

Anders verhält es sich mit Al Hafi; er ist eine völlig frei hinzuerfundene Gestalt, und aus dem ersten Entwurfe sehen wir, daß Lessing ursprünglich nur einen Schatzmeister hat, wenigstens im Entwurfe zum ersten Acte. Erst im zweiten Acte läßt er den Saladin sagen: „Ich wußte nicht, daß ich einen so erleuchteten Sophi zu meinem Schatzmeister hätte". Man sieht, daß Lessing erst allmählich dazu kam, die Nebenfigur des Schatzmeisters zum Derwisch Al Hafi zu gestalten. In der Fabel des Stückes selbst lag kein irgendwie zwingender Grund, diese rein episodisch gehaltene Gestalt einzufügen. Gerade deswegen muß man aber annehmen, daß Lessing durch besondere Gründe zu dieser Weiterausbildung geführt wurde, daß irgend eine Persönlichkeit ihn dazu anregte, kurz, daß Lessing hier in höherem Maße als in den anderen Gestalten ein Porträt gegeben hat. Das Original aber zu diesem Porträt scheint niemand anders gewesen zu sein als der Hallesche Professor der Theologie Semler.

Die protestantische Theologie des 17. Jahrhunderts war zu reiner Schultheologie verknöchert, nirgends betonte sie die Innigkeit des religiösen Wesens. Im Gegensatze dazu erhob sich der Pietismus, der sich fast ausschließlich auf das religiöse Gefühlsleben beschränkte und die wissenschaftliche Theologie wenig beachtete. Als aber, namentlich von den englischen Philosophen, Angriffe gegen den Bibelglauben gemacht wurden, sah sich die protestantische Theologie gezwungen, mit anderen Waffen als bisher, mit wirklich wissenschaftlichen Waffen, ihre Stellung zu vertheidigen. Sie mußte sich mit Hilfe der Kritik daran machen, zu untersuchen, wie die Bibel entstanden sei und welche Veränderungen ihr Text im Laufe der Zeit erfahren habe, kurz, was in ihr historisch ächt und was spätere Zuthat sei. Einer der ersten dieser Bibelkritiker war Wettstein (gest. 1754), der eine kritische Ausgabe des neuen Testamentes herausgab. Auf derselben Bahn wie ihn finden wir später Ernesti, der aber in das Extrem verfiel, die Erklärung mit allzu großer Nüchternheit zu behandeln. Auf den Schultern

dieser Forscher nun stand Semler, der das Verdienst hat, die Stellung des griechischen Textes gegenüber der lateinischen Vulgata befestigt zu haben. Semler hatte aber in früherer Zeit unter pietistischem Einfluß gestanden, und manches aus dieser Zeit haftete noch in seinem Wesen. Er fürchtete sich gewissermaßen selbst vor den Resultaten seiner eigenen Forschungen, und machte eine Scheidung zwischen Religion und Theologie, zwischen Glauben des Herzens und gelehrtem theologischem Wissen. Er ist der Derwisch, der das Amt des Schatzmeisters annimmt, um seinem Drange nach Wohlthun zu genügen, sobald er aber das Amt näher kennen lernt, in Conflict mit sich kommt und sich scheu zurückzieht.

Semler hatte bei Gelegenheit seiner wissenschaftlichen Forschungen manche freundliche Berührung mit Lessing gehabt. Als aber Lessing durch Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente" aus dem Bereich des bloßen gelehrten Streites heraustrat, und als auch das große Publikum anfing, sich für den Streit zu interessiren, trat Semler in einem „Satirischen Anhang" auf, und verspottete Lessing als einen „Narren aus Bedlam". Es trat also wieder die mystisch-pietistische Richtung bei ihm hervor, die er im Hause seines Vaters in Saalfeld und am dortigen Hofe kennen gelernt, und der er bis zu seinem Abgange nach der Universität Halle, wo er sich an die kritische Schule, besonders an Baumgärtner anschloß, angehangen hatte.

Ueber sein eigenthümlich angelegtes Wesen giebt uns Semler in seiner eigenen Lebensbeschreibung mehrfach Aufschluß. Diese Schrift des gelehrten Mannes ist betitelt: „Joh. Salomo Semlers Lebensbeschreibung von ihm selbst verfaßt. 1782". Dort sagt er u. a. über sich: „Wie viel Fleiß habe ich auf mystische, erbauliche oder fanatische, theosophische Schriften gewandt. Dieser geheime Hang gehört zu den innersten Falten meiner Neigung." Selbst mit alchymistischen Studien beschäftigte er sich, wie er denn z. B. erzählt, daß einst ein afrikanischer Jude nach Halle gekommen sei, um ihn eine arabisch-türkische Schrift, in der die Kunst Gold zu machen beschrieben war, entziffern zu lassen. Der Jude wunderte sich dabei über die alchymistischen Kenntnisse, die der Hallesche Professor entwickelte.

Diese Mischung von Scharfsinn und Gelehrsamkeit einerseits, andererseits von dem Vorwaltenlassen mystischer Gefühlsschwärmerei, wo es gegolten hätte zu wirken, hatte auch Lessing in Semler kennen gelernt, und sie ist es, die er im Al Hafi gezeichnet hat. Auch Al Hafi neigt sich vom orthodoxen Muhamedanismus zum Parsismus, auch er will als Schatzmeister das Gute und Wahre; aber die Wirklichkeit stößt ihn aus diesem Berufe des Wohlthatenspenders zurück, er eilt wieder zurück nach den Ufern des geheimnißvollen Ganges, wo er ganz seinen Gedanken und seiner Schwärmerei leben kann. Auch der Name

Al Hafi deutet vielleicht auf den Halleschen Theologen. Semler war, wie schon erwähnt, ein großer Kenner der orientalischen Sprachen und der Bibel. Al Hafi bezeichnet aber einen gelehrten Kenner des Koran. Lessing ist hier ähnlich verfahren wie in der Benennung der Daja. Im ersten Entwurfe hatte er sie Dina genannt; später fand er in den Excerpten des Abulfeda, die das Leben des Saladin betreffen (bei Schultens), das Wort Daja, das so viel als Amme bedeutet, und so gab er Rechas Erzieherin jetzt diesen Namen. In beiden Fällen hat er allgemeine, den Stand bezeichnende Worte gewählt.

Als Lessing den „Nathan" schrieb, stand er noch in Beziehung zu Semler; erst als er den fünften Act begann, erschien Semlers „Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten" mit dem „Satirischen Anhang". Lessing schreibt darüber am 14. Mai 1779 an Elise Reimarus: „Der Schubiak Semler ist einzig daran Schuld. Ich bekam sein Geschmiere, als ich noch den ganzen fünften Act vom Nathan zu machen hatte." Al Hafi ist hier vom Schauplatze abgetreten und ist bereits am Ganges. Lessing war also nicht mehr in der Lage in der Charakterisirung des Al Hafi-Semler einen anderen Ton als den bisherigen wohlwollenden anzuschlagen. Bisher war Nathan-Lessing dem Derwisch wie einem Menschen gegenüber getreten, den man achtet, in dessen Wesen man aber manches wunderliche, sich widersprechende findet. Dieses Schwanken zwischen Befremdung und Wohlwollen drückt Nathan verschiedentlich aus, z. B. Act 3, Sc. 1:

Nathan

„Wenn dein Herz
Noch Derwisch ist, so wag' ich's drauf, der Kerl
Im Staat ist nur dein Kleid.

Derwisch

Das auch geehrt
Will sein — Was meint ihr? rathet! Was wär ich
An eurem Hofe?

Nathan

Derwisch, weiter nichts.
Doch nebenher, wahrscheinlich — Koch!"

Weiter sagt Nathan:

„Al Hafi, mache daß du bald
In deine Wüste wieder kommst. Ich fürchte
Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
Zu sein verlernen."

Die letzte Aeußerung paßt ganz besonders auf Semlers Wesen, der als Professor der Theologie durch seine freie Forschung Gefahr lief, in einen Kampf mit der Außenwelt zu gerathen, welchem seine ganze Natur abgeneigt war, und

der sich nun in seine sogenannte Privatreligion zurückflüchtete, seinen bisherigen Bundesgenossen verlassend. In dieser Stimmung schrieb er seinen „Satirischen Anhang" zu der Beantwortung der Fragmente. Nichts in dem ganzen Streite hat Lessing mehr erzürnt als diese Halbheit, und sein Zorn machte sich in den derbsten Ausdrücken Luft. So schreibt er in dem schon erwähnten Briefe an Elise Reimarus vom 14. Mai 1779 mit Bezug auf Semler: „Eben als ich noch den ganzen fünften Act vom Nathan zu machen hatte, erhielt ich dasselbe, und war über die impertinente Professorgans so erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Verse machen so nöthig ist, darüber verlor und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen. Danken Sie auch nur Gott, daß ich während dieser Zeit Ihnen nicht schrieb! Ich würde Ihnen geschrieben haben, daß man nun schlechterdings nicht mehr hinter dem Berge halten müsse. Wäre es auch nur, um so einen Esel zu beschämen, wenn sich ein Esel beschämen läßt — Aber ich will es ihm schon indeß auf eine andere Weise eintränken und ihm ein Brieschen aus Bedlam schreiben, daß er an mich denken soll! Nur ein klein wenig Geduld! Mittlerweile wird ihm mein Nathan auch schon ein wenig einheizen." Darauf schrieb Elise Reimarus am 18. Mai 1779: „Auf Ihr Brieschen aus Bedlam sind wir äußerst begierig. Wol ein fein Datum. Aber wissen Sie wol, daß Göze itzt beschäftigt ist, alle heterodoxen Steine aus Semlers Schriften aufzulesen und daraus einen Scheiterhaufen zu bauen, worauf er Semler selbst verbrennen läßt?"

Dieses „Brieschen aus Bedlam", also eine directe Beantwortung von Semlers Schrift, hat Lessing nie geschrieben (Vgl. Redlich, Briefe an Lessing S. 973 und S. 981. Anm. 1). Die Antwort sollte in einem Nachspiel zum „Nathan", betitelt „Der Derwisch", das Lessing im Plane hatte, gegeben werden. Daß dieser „Derwisch" auf die eine oder die andere Weise Semler zu Leibe gehen sollte, geht deutlich aus einem Briefe Lessings an seinen Bruder Karl hervor. Er schreibt im April 1779 an diesen: „Aber auch das (Erklärung der arabischen Worte im Nathan) kann entweder in einer zweiten Ausgabe Platz finden, oder im Anhange des Derwisch: Diesen will ich diesen Sommer auch noch Zeit finden auszuarbeiten. Denn mit Semler will ich vorläufig nur wegen des Anhangs anbinden und in Ansehung des Uebrigen abwarten, was unsere Orthodoxen selbst dazu sagen." Karl Lessing antwortet darauf am 20. April 1779: „Vergiß nur nicht das Nachspiel der Derwisch. Freilich mußt du nothwendig auf Semlers klügelnden Anhang antworten; allein Semler antwortete ich nicht eher als bis Jemand sein Gesalbadere ins Deutsche oder Lateinische übersetzte."

Was sonst noch über den projectirten „Derwisch" vorliegt, ist folgendes. Schon am 15. Januar 1779 schreibt Lessing an seinen Bruder Karl: „Auch

sollte nach meinem ersten Anschlage noch ein Nachspiel dazu kommen, genannt der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stückes selbst wieder aufnähme und zu Ende brächte." An denselben am 16. Mai 1779: „Habe mir nun vorgenommen ganz und gar keine Vorrede (zu Nathan) vorzusetzen, sondern diese nebst dem Nachspiel der Derwisch — zu einem zweiten Teile oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten." An denselben am 19. Mai 1779: „Es bleibt dabei, daß ich entweder gar keine oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorsetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel „Der Derwisch", ein Nachspiel zum Nathan, drucken lasse."

Düntzer meint in seinen Erläuterungen zum „Nathan" über den muthmaßlichen Inhalt dieses „Derwisch": „Wahrscheinlich sollte der Derwisch sich aus der Wüste wieder zu Nathan zurückgezogen fühlen. Vielleicht nahm Lessing eine dogmatische Meinungsverschiedenheit zwischen dem Derwisch und jenen persischen Weisen an, über welche es zu erbittertem Streite gekommen sei. Auf die ewigen theologischen Händel würde dann hier scharf hingedeutet werden und am Ende Al Hafi zu einem thätigen Leben gewonnen worden, wohl in seine Stelle als Schatzmeister wieder eingetreten sein" u. s. w. Nach den Ausdrücken aber, die Lessing bei Erscheinen des Semlerschen „Anhanges" fallen läßt: „Professorgans", „Schubiak", u. s. w. läßt sich kaum annehmen, daß der Derwisch so glimpflich ausfallen sollte. Wahrscheinlich wollte Lessing in ihm wie in einer Art Satyrspiel seine nächsten theologischen Gegner, besonders aber seinen halben Freund Semler, mitnehmen und zwar von dem Gedanken ausgehend, den er in der Anmerkung zum vierten „Fragment" (Lachmannsche Ausg., Bd. 10. S. 25) ausgesprochen hat: „Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selbst ungleiche Orthodoxie ist so ekel." Die Orthodoxen hatte er in derb humoristischer Weise im Patriarchen dargestellt; nun sollte die „schielende, hinkende, sich selbst ungleiche Orthodoxie" gegeißelt werden. Während also Lessing im „Nathan" den allgemeineren Gedanken über das Verhältniß der drei Glaubenslehren des Christenthums, des Judenthums und des Muhamedanismus zu einander Ausdruck gegeben und mit dem Streite, der über die „Wolfenbüttler Fragmente" im Schoße der protestantischen Kirche ausgebrochen war, im eigentlichen Sinne sich nicht abgegeben hatte, würde er wohl im „Derwisch" den Gedanken ausgeführt haben, daß die verschiedenen Richtungen der christlichen Kirche, speciell der protestantischen, sich schärfer gegenüber stehen, rücksichtsloser gegen einander verfahren als Judenthum, Christenthum und Muhamedanismus unter einander. Während er im „Nathan" ein wegen seiner Allgemeinheit fast neutrales Gebiet betrat, und der theologische Stoff durch die künstlerische Behandlung, durch die Verlegung der Handlung in eine längst vergangene Zeit, als solcher verhältnißmäßig wenig hervortrat, würde er im

„Derwisch" persönlicher, satirischer und polemischer verfahren sein. Denn je näher sich die Feinde im übrigen stehen, desto erbitterter ist ja der Kampf.

Im „Nathan" ist das Märchen von den drei Ringen zum Angelpunkte gemacht; der „Derwisch", der sich mit den Streitigkeiten der protestantischen Theologen abgeben sollte, würde im Sinne der schönen Parabel, die Lessing zu Beginn des Streites mit Götze 1778 schrieb, gehalten gewesen sein, im Sinne der Parabel vom Palaste des Königs. Am Palaste des Königs waren, wie es dort heißt, mit der Zeit viele Thüren und Fenstern angebracht; sein eigentliches Licht empfing aber das Gebäude von oben. Es entstand nun über den Vorzug des einen oder des anderen Eingangs oder Fensters Streit, der um so erbitterter wurde, weil man verschiedene alte Grundrisse des ursprünglichen Baues mit unverständlichen Buchstaben und Zeichen zu haben meinte. Jeder erklärte sich nun die Zeichen auf seine Weise und schwur, seine Erklärung sei die rechte; nur wenige sagten: Was gehen uns die Grundrisse an, haben wir doch den Tempel selbst von gütigster Weisheit erfüllt. Und als einst der Ruf ertönte, der Tempel brenne, da lief jeder nur um seinen Grundriß zu retten, aber nicht den Tempel. Zum Glück war es nur blinder Lärm: der Tempel selbst blieb unversehrt.

Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart.

7. Die Schule Pilotys: Wilhelm Leibl. Wilhelm Diez. Die Münchener Illustration. Diez' Schule.

Wie Lenbach, hat auch Wilhelm Leibl, der beste Zeichner der Münchener Schule, ja noch mehr, der größte Zeichner, den Deutschland gegenwärtig aufzuweisen hat, das Beste seines Könnens nicht der Schule Pilotys, welcher er äußerlich angehört, sondern dem Studium der alten Meister zu verdanken. Es ist merkwürdig, daß ein Mann, welcher in der Feinheit und Subtilität der Zeichnung Dürer und Holbein erreicht hat, ursprünglich die Absicht hatte, seine riesige Körperkraft als Grobschmied zu verwerthen. Es ist ein doppelt merkwürdiges Räthsel, daß er sich in der Schule Pilotys, in welche er 1864 als Jüngling — er wurde 1846 in Cöln geboren — eintrat, nicht jene breite, faustfertige Malweise zu eigen machte, welche große Flächen zu bemeistern liebt, sondern eine feine, minutiöse Pinselführung adoptirte, welche ihn schließlich zur Handhabung des Zeichenstifts und der Radirnadel hinüberlenkte. Wie Lenbach, nahm er sich — er begann seine Laufbahn als Porträtmaler — anfangs van Dyck zum Vorbild und suchte mit den coloristischen Reizen des Hellbunkels zu glänzen, wovon z. B. das Bildniß des Domcapellmeisters Leibl, seines Vaters,

im Wallraf-Richartz-Museum in Cöln Zeugniß ablegt. Im Jahre 1869 begab er sich nach Paris und lernte dort die Radirnadel führen. Dabei mag er auch den Werth der Zeichnung schätzen gelernt haben, und die Folge dieser Erkenntniß war, daß er die Pfade des Colorismus verließ und fortan durch rein zeichnerische Mittel zu wirken suchte. Auf diesem Wege konnte er sich keine besseren Führer als Holbein und Dürer wählen, die — zu unserer Schande sei's gesagt! — in Paris viel höher gewürdigt, viel liebevoller verstanden und nachempfunden werden als in ihrem Vaterlande. Bei Ausbruch des Krieges verließ Leibl Paris und kehrte nach München zurück, wo er seine neugewonnenen künstlerischen Ueberzeugungen in kleinen Cabinetsstücken nach Art der Holländer und in Genrebildern und Charakterfiguren aus dem Bauernleben zur Geltung brachte. Seine Vorbilder wiesen ihn an die Natur, und so widmete er sich mit solchem Eifer dem Studium derselben, daß er in der Absicht, der Natur bis in ihre kleinsten Eigenthümlichkeiten und Launen zu folgen, bisweilen das Charakteristische mit dem Häßlichen verwechselte und, wie z. B. auf seinen Dachauer Bauern und Bäuerinnen, in die Carricatur gerieth. Indessen erholte er sich von diesem leicht erklärlichen Rückschlage schnell genug. Ein für die Pariser Weltausstellung gemaltes Bild, welches eine Gesellschaft Bauern darstellte, die der Vorlesung eines Schriftstückes mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören, imponirte durch die Schlichtheit der Auffassung und die großartige Wahrheit des Tons den Franzosen dermaßen, daß sie darüber unsere Knaus, unsere Achenbachs vernachlässigten und kaum noch Menzel daneben gelten ließen. Den Franzosen ist der historische Sinn in ungleich höherem Grade eigen als den Deutschen, weil die Entwicklung ihrer Cultur niemals so radical und andauernd unterbrochen worden ist wie die deutsche durch den dreißigjährigen Krieg. In Frankreich ist die Tradition immer lebendig geblieben, und mit ihr der Geschmack und das Verständniß für Resurrectionen einer Stilrichtung, wie sie Leibl mit so außerordentlichem Talent zu bewerkstelligen weiß. Aber auch abgesehen von der edlen Simplicität seines malerischen Vortrags, der sich auf dünnes Lasiren in der Art Dürers beschränkte und sich nur selten zu dem festen Emailauftrag Holbeins erhob, entfaltete das Bild eine Reihe von Vorzügen, welche den Künstler nicht bloß als alterthümelnden Nachahmer erscheinen ließen. Dazu gehörte in erster Linie eine ungewöhnlich feine Physiognomik, die trotz größter Schärfe nirgends auch nur um eine Linie übertrieb und doch den Eindruck frischesten Lebens hervorrief. Schon in einer Radirung für die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien hatte Leibl gezeigt, daß ihm auch die guten Geister des Humors zur Seite stehen. Auch auf diesem Bauernbilde tanzten die Lichter des Humors, verstohlen freilich und discret, aber doch deutlich genug, um die Absicht des Malers und seine satirische Laune erkennen zu lassen. Besonders imponirte das Bild den Pariser Malern, welche unumwunden ihre vollste Anerkennung äußerten. Stevens, der geistreiche Schilderer und Chronist des Pariser Lebens, dessen elegante, specifisch coloristische Art das directe Widerspiel zu Leibls Einfachheit bildet, drückte seinen Enthusiasmus sogar durch Zahlen aus, indem er 12000 Francs für das kleine Gemälde bot. Zu gleicher Zeit erschienen zwei männliche Köpfe im Pariser „Salon", welche Paul Mantz, den feinsinnigen Kritiker des Temps, zu folgender Würdigung veranlaßten: „Die Zeichnung ist von einer bewunderungswürdigen Präcision; die äußeren Umrisse heben sich mit mathematischer Schärfe vom Hintergrunde ab; aber der Totaleffect ist weich, und der Anblick dieser weißen Gesichter gleicht dem einer Rose, deren Blumenblätter auf einmal erblaßt sind." In ähnlicher Weise war

das kleine Porträt einer jungen Bäuerin auf der internationalen Kunstausstellung in München (1879) behandelt; aber die großartige Virtuosität des Zeichners offenbarte sich erst in vollstem Glanze auf drei Feder- und Bleistiftzeichnungen. Die eine derselben stellte eine bejahrte Bäuerin von ehrfurchtgebietendem Gesichtsausdruck dar, welche andächtig in einem Gebetbuche liest. Nur Holbein noch hat mit solcher Einfachheit und zugleich mit einem solchen psychologischen Scharfblick menschliche Physiognomien wiedergeben. Man denkt vor diesem Porträt des modernen Künstlers an die herrliche Zeichnung des Goldschmiedes Morett, welche in der Dresdner Galerie neben dem in Oel ausgeführten Bilde hängt. Wie bei Holbein, tritt auch auf diesen Zeichnungen Leibls die Persönlichkeit des Künstlers, seine subjective Auffassung völlig in den Hintergrund. Ein mit der Feder gezeichnetes Studium zweier in einander gelegter Hände zeigte, wie tief sich Leibl in die Schaffensweise und den Geist der alten Meister eingelebt hat, welche der menschlichen Hand auf ihren Bildnissen eine so hervorragende Rolle zuwiesen. Die Hand bildete ja gewissermaßen den Commentar zu dem Texte, welchen große Seelenkündiger wie Dürer, Holbein und van Dyck in die Physiognomien ihrer Auftraggeber hineinzeichneten. Namentlich sind die von Dürer gezeichneten und gemalten Hände wahre Wunderwerke, und ihnen vergleichbar ist auch die Zeichnung Leibls in ihrer scharfen Individualisirung, in ihrer meisterlichen Behandlung der Textur der Haut und des grundlegenden Knochengerüstes.

Auch Wilhelm Diez ist mehr ein Schüler der alten Meister als Pilotys. Geboren am 17. Januar 1839 in Bayreuth, kam er 1853 auf die Münchener Akademie, wo er bis 1856, eine Zeit lang auch bei Piloty, studirte. Er begann seine künstlerische Thätigkeit als Illustrator von Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" und offenbarte schon bei dieser Gelegenheit, trotz seiner Abhängigkeit von Wouvermann, eine Fülle von Geist und Originalität, die in der Pilotyschule sonst nicht allzu reichlich zu finden sind. Die Figuren waren flott und lebendig gezeichnet und verriethen in ihrer Costümirung eingehende culturgeschichtliche Studien, welche Diez im Verlaufe seines Schaffens stets noch zu erweitern bestrebt war. Er war auch fernerhin vielfach als Illustrator thätig und wußte unter dem Heer von Münchener Künstlern, welchen der deutsche Buchhandel seit länger als zwei Jahrzehnten eine schier unversiegbare Erwerbsquelle geöffnet hat, immer eine sehr hervorragende Stellung zu behaupten. Seiner Individualität angemessen, die auf das Lebhafte, Dramatischerregte gerichtet ist, sind es vorzugsweise Kampfesscenen und Darstellungen aus dem flotten Reiterleben, die er mit sicherem, scharf charakterisirendem Griffel festzuhalten weiß. Dieser Reichthum dramatischen Lebens, diese oft ans Fieberhafte grenzende Nervosität, welche auch die winzigsten seiner Figürchen durchzuckt, bildet die originale Seite seines künstlerischen Schaffens, welches sonst unter dem Einflusse der niederländischen Kleinmeister und Meissonniers steht. Dem Bestreben, auf kleinem Raum möglichst viel Leben und Bewegung zu entfalten, ist wohl auch die scheinbare Skizzenhaftigkeit von manchen unter seinen Gemälden und Zeichnungen beizumessen, die, mit erstaunlicher Virtuosität hingeschrieben, dennoch ein solides Studium, scharfe Beobachtungen und solide Kenntnisse zur Grundlage haben.

Die Illustration füllt ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Münchener Kunstschule. Heute, nach einem Vierteljahrhundert der reichsten Productivität auf diesem Gebiete, ist man sehr geneigt, nur noch die Schattenseiten dieses Treibens zu sehen. Und wirklich ist die lange Reihe von Shakespeare-,

Goethe- und Schillergallerien dazu angethan, einem Menschen, der seine Classiker liebt und versteht, das ganze Illustrationswesen zu verleiden. Man sucht oft vergebens nach dem Zusammenhang zwischen Bild und Dichtung und kann am Ende den Verdacht nicht zurückdrängen, daß der Künstler den Dichter entweder gar nicht oder höchstens die Scene oder das Capitel gelesen, mit dessen Illustration er vom Verleger betraut worden ist. So lange die Illustration eines Werkes in der Hand eines Künstlers lag, kam wenigstens ein einheitliches Werk heraus, in welchem man doch immer noch eine Methode, eine und dieselbe Auffassungsweise herausfand. Kaulbachs Schiller- und Goethegalerie ist, bei allen Mängeln im Einzelnen, welche aber die Mängel Kaulbachscher Art sind, ein Werk aus einem Gusse. Sein Pathos ist leer, oft komisch, seine Anmuth hat immer einen sinnlichen, häufig frivolen Beigeschmack. Goethes „Reineke Fuchs“ aber war ihm so congenial, daß er das Höchste erreicht hat, was ein Künstler in der Interpretation eines Dichters überhaupt zu leisten im Stande ist. Carl von Enhubers Cyclus von Genrebildern im Leipziger Museum, zu denen ihn Melchior Meyrs „Erzählungen aus dem Ries“ die Motive geboten haben, stehen ungefähr im gleichen Verhältniß zum Dichter, während Arthur von Rambergs große Blätter zu Goethes „Hermann und Dorothea“, unbeschadet ihrer individuellen Schönheiten, um ihrer romantischen Auffassung willen der großartigen Objectivität des Gedichtes nicht entsprechen.

Als die Concurrenz wuchs und die Speculation ihre gierigen Polypenarme immer weiter ausstreckte, begnügten sich die Verleger nicht mehr mit der Thätigkeit eines Künstlers für eine bestimmte Aufgabe, sondern es wurden ganze Cohorten aufgeboten, welche sämmtliche Werke eines Dichters illustrirten und so demselben ein möglichst buntscheckiges Aussehen verliehen. Auf die todten Dichter folgten die lebenden, und schließlich war kein Autor, der einen irgendwie nennenswerthen Erfolg auf dem Gebiete der schönen Literatur errungen, vor der Speculation eines Verlegers oder dem Griffel eines Illustrators mehr sicher. Es soll den letzteren aus ihrer starken Productivität, die nur gar zu oft die mittelmäßigsten Schmierereien zu Tage förderte, kein Vorwurf gemacht werden. Bei dem materiellen Zuge unseres Jahrhunderts, der sich von Jahr zu Jahr immer amerikanischer färbt, ist es den Künstlern, die in ihrer Majorität bekanntlich niemals auf Rosen gebettet waren, nicht zu verdenken, wenn sie auch einmal nach einem möglichst mühelosen Gelderwerb greifen. Selbst diesem geschäftsmäßigen Treiben fehlt die ideale Seite nicht ganz. Ist doch mancher Maler erst durch die Honorare eines Verlegers, der seinen Zeichenstift beschäftigte, in den Stand gesetzt worden, seine Zeit einmal der Befriedigung seines rein künstlerischen Strebens zu widmen und ein Bild zu malen, welches die Kunsthändler unter die „großen Schinken“, d. h. in die Rubrik der unverkäuflichen Bilder rangiren. Sogar die Stuttgarter und Münchener Verleger selbst haben sich durch ihr Speculationsfieber ein ideales Verdienst erworben, welches uns über viele häßlichen Auswüchse desselben hinwegsehen läßt. Sie haben der deutschen Holzschneidekunst seit Jahrhunderten wieder umfassende und ehrenvolle Aufgaben gestellt und derselben dadurch mittelbar zu einer Blüthe verholfen, die sie, wie wir ehrlich gestehen müssen, vordem nicht erreicht hat. Man darf freilich unsere heutigen Xylographen nicht mit den einfachen Formschneidern vergleichen, welche Dürers, Holbeins und Burgkmairs Zeichnungen interpretirten. Wie die Kupferstecherkunst, nahm einst auch die Kunst des Formschneiders der zu reproducirenden Zeichnung gegenüber eine weitaus selbständigere Stellung ein als heute. Wenn man der modernen Xylographie den Vorwurf macht, daß sie

in Verkennung ihrer Mittel malerische, sogar farbige Effecte anstrebe, so darf man bei der Formulirung dieses Vorwurfes nicht außer Acht lassen, daß die alten Formschneider niemals Gemälde reproducirten und sich niemals dazu verstiegen, Zeichnungen im sogenannten Facsimileschnitt, der heute zu einer erstaunlichen Höhe gediehen ist, wiederzugeben. Ursprünglich lieferten sich die alten Formschneider selbst ihre Zeichnungen, oder umgekehrt, die Maler waren selbst Formschneider, denn die innige Vertrautheit mit der Technik, die Kenntniß dessen, was dem Messer, welches den Buchsbaumstock zu bearbeiten hat, zugemuthet werden kann, bildet die unumgängliche Voraussetzung für den Zeichner. Allmählich bildete sich dann für letzteren eine feststehende Technik aus, die mit den einfachsten Mitteln operirte, namentlich auf jeden malerischen Effect, auf tiefe Schatten und helle Lichter, verzichtete. Man empfand diesen Mangel sehr wohl und suchte sich u. a. durch die sogenannten Clairobscurschnitte zu helfen, die diesen Mangel durch den Gegensatz verschiedener wirklicher Farben auszugleichen suchten.

Heute ist das Verhältniß ein umgekehrtes. Heute fällt es dem Künstler nur sehr selten ein, auf die Grenzen der Holzschneidetechnik Rücksicht zu nehmen. Er stellt dem Xylographen die schwierigsten Aufgaben, und man darf es den Stuttgarter, Münchener und Leipziger Ateliers zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie selbst den kühnsten malerischen Experimenten gewachsen sind, deren Erreichung ihnen durch die große Verschiedenheit ihrer Werkzeuge von denen der alten Formschneider wesentlich erleichtert wird. Freilich ist die moderne Xylographie keine selbständig schaffende, ihre eigene Sprache führende Kunst mehr, wie sie es noch unter Unzelmann und Vogel gewesen, sondern ein fast mechanisches Reproductionsmittel, welches mit dem größten Raffinement seinen ursprünglichen Linien-Charakter zu vertuschen bestrebt ist, kein selbständig denkender Dolmetsch mehr, sondern ein Phonograph, der wiedergiebt, was man hineinruft.

Was die Xylographie auf dem Gebiete des Illustrationswesens nicht zu leisten im Stande war, mußte die Photographie bewältigen. Um ihr die Sache möglichst leicht zu machen, mußten die Maler Grisaillen, d. h. grau in grau gemalte Oelbilder, liefern. Auf diese Art entstand eine der monströsesten Veranstaltungen, welche die neuere Illustrationswuth zu Wege gebracht hat, die Gustav-Freytag-Galerie, an der sich nicht weniger als 21 Maler betheiligt haben. Der, wenn man den Versicherungen des Verlegers glauben darf, ungeheuere Erfolg dieses Unternehmens hat bewiesen, wie wenig ästhetische Urtheilskraft das große Publikum besitzt und wie sehr der alte Talbot Recht hatte, als er sterbend im Ingrimm über diese Welt ausrief: Unsinn, du siegst! Wir wollen die Sache nicht so tragisch nehmen, sondern nach der Ursache der befremdlichen Erscheinung suchen. Zum Theil liegt sie gewiß in der Popularität, deren sich der gewandte Weltmann Freytag, der selbst unsere bärenmäßigen, ungewaschenen Altvorderen mit Glacéhandschuhen, mit allen Requisiten der Mondscheinlyrik und der ganzen Scala des modernen Empfindelns versah, in den breiten Schichten der zimperlichen Majorität des gebildeten Publikums erfreut, welches beileibe keine Emotionen liebt. (Seine großen Verdienste um das deutsche Theater sollen ihm, nebenbei bemerkt, durch diese Bemerkungen nicht geschmälert werden.) Dann aber ist der Erfolg dieser Galerie auch in dem Umstande zu suchen, der hauptsächlich ihre Disharmonie veranlaßt hat, daß nämlich jeder Künstler sich einen Stoff wählen durfte, der seiner Individualität am angemessensten war. So ist — jedes Blatt für sich betrachtet — eine ganze Anzahl vortrefflicher und für den betreffenden Künstler sehr charakteristischer Bilder entstanden. Unter den

zweiundzwanzig Blättern befinden sich nur vier Nieten, während die übrigen lauter Treffer sind. Indem aber jeder Künstler seiner Individualität folgte, ist dabei die Individualität des Dichters gar nicht oder doch nur sehr wenig zum Ausdruck gekommen. Es ist für die ganze Galerie bezeichnend, daß z. B. Paul Meyerheim aus der „Verlorenen Handschrift“ den Besuch Frau Ilsens in dem väterlichen Kuhstall herausgriff, eine Scene, deren Wahl nur dadurch motivirt ist, daß Meyerheim mit Vorliebe Thiere malt. Sonst konnte aus dem ganzen Roman kaum eine für ihn und seine Handlung weniger charakteristische Scene herausgegriffen werden. Es in ferner bezeichnend, daß die Hälfte der Motive, elf an der Zahl, aus den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ entlehnt ist, einem Werke, das, so respectabel und verdienstlich es auch ist, die dichterische Eigenart Freytags doch keineswegs repräsentirt. So haben wir in dieser Galerie zwar ein hübsches Bilderbuch erhalten, aber kein durch die Thätigkeit der Künstler vermitteltes Bild des Dichters. Da sich von Münchener Malern Lindenschmit, F. Piloty, Flüggen, Lossow, Liezen-Mayer, H. Kaulbach, Herterich und A. Wagner an diesem bunten Kaleidoscop moderner deutscher Malerei betheiligt haben, dürfte der ihm an dieser Stelle gewidmete Excurs wohl gerechtfertigt erscheinen.

Noch unharmonischer als die Gustav-Freytag-Galerie ist die Sammlung von Illustrationen zu Scheffels „Ekkehard“, zu der sich neun Münchener Künstler vereinigten, welche zwölf Blätter geliefert haben. Auf dem einen sieht Ekkehard wie ein pedantischer Schulmeister, auf dem anderen wie ein fanatischer Mönch, auf dem dritten gar so aus, als ob ihn die ganze Geschichte gar nichts anginge. Frau Hadwig ist von den Künstlern in ebenso viel Gestalten aus dem Buche herausgelesen worden, und selbst Praxedis, die doch ganz und gar nicht mißzuverstehen ist, hat sich ebenfalls die merkwürdigsten Metamorphosen gefallen lassen müssen. Am glücklichsten hat Liezen-Mayer den poetischen Reichthum der Erzählung erschlossen, Grützner hat wenigstens ihre humoristische Seite völlig erschöpft, und Wilhelm Diez hat in der Hunnenschlacht wiederum ein Cabinetsstück voll Leben und Feuer geschaffen.

Damit sind wir wiederum zu Diez zurückgekehrt, dessen Thätigkeit als Illustrator uns die Veranlassung zu diesem Seitenblick auf die Münchener Illustration geboten hat. Wir sagten schon, daß seine Thätigkeit als Maler theils von Meissonnier, theils von den niederländischen Genremalern beeinflußt ist. Wie Meissonnier, führt er seine kleinen Figuren mit peinlichster Sorgfalt ungemein farbig aus, setzt sie aber gegen einen absichtlich skizzenhaft schummrigen Hintergrund ab, der gewöhnlich von einem schönen, feinen Silbertone beherrscht ist, welcher seine Reflexe auch auf die Figuren wirft. So entsteht ein höchst pikanter Contrast, ein Farbenspiel von angenehmster Wirkung, welches nur dazu beiträgt, die Lebendigkeit der Figuren zu verstärken. Das bunte Treiben des dreißigjährigen Krieges, das Soldatenleben im 16. und 17. Jahrhundert ist sein Lieblingsgebiet. Bilder wie die „Marodeurs“, der „Hinterhalt“, der „Halt im Dorfe“, „Bei der Marketenderin“, „Uebergang über den Bach“, „Heimkehr von der Jagd“, „Bairischer Pferdemarkt“ interessiren weniger durch das Gegenständliche des Vorgangs als durch die originelle Technik, in der sich nur noch wenig Pilotysche Elemente nachweisen lassen. Bisweilen verstieg sich aber die lebhafte Keckheit des Diezschen Pinsels zu einer schattenhaften Flüchtigkeit, die seinen Bildern das Aussehen einer vergilbten Handschrift gab. So malte er einmal zwei berittene Buschklepper, die in der Abenddämmerung auf grüner Heide einen beleibten Wanderer aufgegriffen haben und ihn einen Gewaltmarsch zwischen ihren trabenden Pferden machen lassen. So drollig die Situation auch war, so derb

humoristisch der Maler sie auch dargestellt hatte, es hielt schwer, die Einzelheiten in dem grauen Gemisch von Körperlichem und Unkörperlichem zu entziffern. Noch verschwommener und skizzenhafter sind die zahlreichen Zeichnungen behandelt, welche Diez für Scherrs „Germania" geliefert hat. Sie sehen aus wie Abdrücke einer radirten Platte, welche der Künstler behufs erster Orientirung gemacht hat. Neuerdings ist Diez wieder von dieser gar zu zerfahrenen Manier abgewichen und zu einer sorgfältigeren Durchführung der Figuren zurückgekehrt. Eine Plünderungsscene aus dem dreißigjährigen Kriege, welche dem Maler auf der internationalen Ausstellung von 1879 eine zweite Medaille einbrachte, war ein erfreuliches Zeichen dieser Umkehr.

Im Jahre 1870 wurde Diez Hilfslehrer an der Componirschule der Akademie und zwei Jahre darauf Professor. Als solcher eröffnete er ein Atelier, aus welchem schon jetzt eine so große Anzahl von eigenartig schaffenden Schülern hervorgegangen ist, daß der Pilotyschule eine ernstliche Rivalität erwächst. So hat August Holmberg, geboren 1851 in München, auf mehreren Genrebildern aus der Rococcozeit mehr historischen Sinn und eine ungleich größere Schärfe in der Charakteristik bekundet als die meisten der jüngeren Pilotyschüler, namentlich der neuerdings in München viel gerühmte Ludwig von Langenmantel, geboren 1854, dessen „Verhaftung des französischen Chemikers Lavoisier" sich nicht entfernt mit Holmbergs „Tabakscollegium Friedrichs des Großen" messen kann. Wie fein ist der humoristische Contrast dargestellt, den die beiden zierlichen Kinder, die Prinzessin Wilhelmine und der kleine Kronprinz, welche dem gestrengen Herrn Vater ihre Reverenz zu machen gekommen sind, zu den wettergebräunten, nach Herzenslust dampfenden Rittern der Tafelrunde bilden, deren Blicke mit Wohlgefallen auf den königlichen Kindern ruhen! Wie vielseitig zeigt sich der Maler in der Charakteristik der wackeren Paladine des Königs, und wie trefflich unterstützt das energische, feste Colorit die Schilderung soldatischer Derbheit! Ein früheres Bild Holmbergs, „Meinungsverschiedenheiten" genannt, stellte auch eine Tafelrunde dar, aber eine von ganz anderem Kaliber. Eine Gesellschaft von sieben Herren in Costümen der Rococcozeit ist soeben nach den Freuden eines feinen Mahles beim Dessert angelangt, als zwischen zweien der Tischgenossen, zum höchlichen Mißvergnügen der anderen, ein Wortstreit ausbricht, der die ohnehin schon stark erhitzten Gemüther noch mehr in Feuer bringt. Wie die unbetheiligten dem Streite folgen, die einen mit sichtlichem Verdruß über die Störung des Epilogs der Mahlzeit, die anderen mit schlecht verhohlenem Vergnügen, einer sogar mit boshaftem Lächeln, das alles ist mit köstlicher Feinheit ausgedrückt, und der Diezsche Silberton, der sich über das Ganze ausbreitet, ist für die Rococcoatmosphäre besonders geeignet.

H. Breling, ein anderer Schüler von Diez, schließt sich sowohl in seiner Technik als in der Wahl seiner Stoffe eng an den Meister an, nur daß er das figürliche Element noch schärfer von dem landschaftlichen trennt. Seine sauber gezeichneten und fein durchgeführten Figuren machen in ihrer porzellanartigen Glätte den Eindruck von Emailmalereien; der stimmungsvolle, aber in der schummrigen Art von Diez behandelte Hintergrund hebt diese Figürchen dann um so wirksamer hervor. Er kleidet sie meist in die malerische Tracht des 17. Jahrhunderts oder in die der Rococcozeit, welche sich für diese Art von Feinmalerei besonders eignet. Man wird an die Dosenbildchen des vorigen Jahrhunderts erinnert, die nur nicht so keck und energisch in der Farbe sind. Einmal schildert er den „Halt" einer Reisegesellschaft vor dem Kruge eines Dorfes, ein anderes Mal eine bewegtere Scene, das Verhör, welches eine Vorposten-

abtheilung mit einem aufgegriffenen Bauern anstellt, dann wieder einen Aufbruch zur Jagd, aber immer so, daß neben dem Menschen auch dem Pferde eine bedeutsame, malerisch völlig ausgenutzte Rolle zufällt. Wie Leibl weiß auch Breling geschickt und mit Geist die Radirnadel zu führen und in seine lebendigen Compositionen reichlichen Humor einfließen zu lassen.

Auch Ludwig Loefftz, geboren am 21. Juni 1845, folgt nach dem Beispiele seines Lehrers Diez dem Vorbilde der alten Meister. Es ist ihm nicht so sehr um eine momentan blendende, coloristische Wirkung zu thun, als um eine feine Durchbildung der Form, der sich das Colorit maßvoll unterordnet. Bis zum Jahre 1868 war er noch Tapezier, dann erst besuchte er die Kunstschule seiner Vaterstadt ein Jahr lang, darauf die in Nürnberg auf ebenso lange Zeit und ging schließlich nach München, wo er durch den Unterricht an der Akademie und namentlich durch sein Studium unter der Leitung von Diez so schnell vorwärts kam, daß er schon 1873 mit einem Bilde „der Spaziergang“ auf der Wiener Weltausstellung durch ein Diplom ausgezeichnet wurde und ein Jahr darauf als Hilfslehrer an die Münchener Akademie berufen wurde. Auf der Münchener Kunstausstellung von 1876 war es ein „Orgelspielender Cardinal“, welcher die Aufmerksamkeit von neuem auf ihn lenkte, und endlich erzielte er 1879 auf der internationalen Ausstellung durch ein Genrebild „Geiz und Liebe“ einen bedeutenden und wohlverdienten Erfolg. Die Darstellung entspricht nicht dem allegorisch gefaßten Titel. Ein alter Mann sitzt auf einem Lehnstuhle vor einem mit Schreibgeräth bedeckten Tische, eifrig dem süßen Geschäfte des Geldzählens obliegend. Ihm zur Rechten sitzt ein blühendes Mädchen mit lang herabwallendem Haar, offenbar seine Tochter, die einen Geldbeutel leise emporhebt und lächelnd zu einem jungen Manne hinausblickt, der hinter dem Sessel des Alten steht, den rechten Arm auf die Lehne gestützt, und aufmerksam ihren Bewegungen folgt. Es ist eine Art Shylock und Jessica, in das Christlich-Germanische des 16. Jahrhunderts übersetzt. Auf den ersten Blick wird man an die bekannten Geldwechslerbilder von Quentin Matsys erinnert. Schaut man näher zu, entdeckt man aber noch feinere Qualitäten, die auf Holbein führen. So die feine Charakteristik des Alten, welche an die Schärfe der Erasmusporträts erinnern, nur daß hier der geistige Ausdruck nicht so vielseitig ist, weil er unter dem Banne der einen häßlichen Leidenschaft steht, die ihren Sitz vornehmlich auf dem spitzen Kinn und auf den zusammengekniffenen, eingezogenen Mundwinkeln aufgeschlagen hat. Dann die Hände, fünf an der Zahl, ebenso deutlich sprechend wie die Physiognomien: zuerst die beiden dürren des Geizhalses mit den krallenartig zugespitzten Fingern und den vom vielen Geldzählen breitgedrückten Daumen der Rechten, dann die zarten aristokratisch langen, aber doch vollen des Mädchens und die eine auf der Stuhllehne ruhende des Jünglings, die auch nicht viel von harter Arbeit zu erzählen weiß und ganz dazu angethan zu sein scheint, daß die Ducaten des Alten ihr leicht durch die Finger gleiten werden. Da man selten Ursache hat, einem Gemälde der Münchener Schule eine so eingehende Analyse zu widmen und zwar mit Freuden zu widmen, muß man diese Gelegenheit wahrnehmen. Das Bild zeugt davon, daß man im Atelier von Diez auch noch über andere Dinge nachdenkt als über die beste Art, einen Stahlpanzer so nachzubilden, daß die Leute sich darin spiegeln können, oder eine Sammetrobe so getreu zu porträtiren, daß die Damen sich vor Entzücken nicht zu fassen wissen. Trotz seines engen Anschlusses an die alten Meister geräth übrigens Loefftz nicht in eine barocke, schrullenhafte Nachahmerei wie Lenbach. Sein feines künstlerisches Empfinden schleift die Ecken und Härten

seiner classischen Vorbilder ab, und ein romantischer Zug, ein vornehmes Schönheitsgefühl kündigt den modernen Künstler an, der sich über die altdeutsche Befangenheit des Geschmacks zu erheben weiß.

Auch Carl Fröschl, geboren 1848 in Wien, gehört dieser Richtung an, die, gleich der Münchener Kunstindustrie, der deutschen Renaissance folgt und mit Recht einen hohen Werth auf die Zeichnung legt und auf die feine Durchbildung der Form, namentlich auf die Durchgeistigung des Angesichts, welches in der Pilotyschule bekanntlich nur sehr beiläufig behandelt wurde. Fröschl hat außer einigen Studienköpfen mehrere Genrebilder aus dem römischen Volksleben gemalt und kürzlich in dem Porträt seiner Gattin gezeigt, wie tief er sich in das Studium Holbeins versenkt hat und wie doch die wahre Größe immer durch Einfachheit, nie durch Prunk und Flitterkram erreicht wird. Ebenso kräftig haben die beiden Maler Bruno Piglheim und Ernst Zimmermann, welche das Gebiet der großen Historien in der Dieząschen Schule vertreten, in ihren letzten Compositionen das geistige Element betont. Der erstere schließt sich in seiner breiten, energischen Pinselführung an die Niederländer an. Während er in dem ersten Bilde, welches seinen Namen bekannt machte, einem Genrebilde mit zahlreichen, fast lebensgroßen, jeder Altersstufe angehörenden Figuren, „Das häusliche Glück" genannt, einen breiten, energischen Ton anschlug, der an Franz Hals erinnerte, gemahnt eine große religiöse Composition „Moritur in deo" an das vornehme, silbertönige Colorit van Dycks. Dieselbe zeigte von Wolken umgeben den sterbenden Erlöser, der halb verzweifelnd gen Himmel blickt, von wo ihm ein Engel das Trosteswort der göttlichen Gnade bringt. Neben der stimmungsvollen, den tragischen Ernst der Situation trefflich charakterisirenden Färbung war es vorzugsweise die strenge Durchbildung der Form und der tief schmerzliche, eine Welt von Leiden reflectirende Gesichtsausdruck des Heilands, welche den Blick des Beschauers unwiderstehlich fesselten. Ernst Zimmermann, ein Sohn des Genremalers Reinhard Zimmermann, 1852 in München geboren, debutirte mit kleinen Genrebildern, in denen sich ein glücklicher, sehr discreter Humor zeigte, der ebenso charakteristisch für Diez und seine Schule ist, wie die tollen Grimassen und Carricaturen der Humoristen Pilotyscher Richtung. Ein seine Geige reparirender Mönch, eine Seiltänzergesellschaft in einer Dorfscheune waren seine beifällig aufgenommenen Erstlinge, denen noch 1876 eine Anzahl ähnlich gearteter Genrebilder aus dem Leben der Fischer am Bodensee folgte. Nachdem er noch ein humorvolles Genrebild gemalt, eine Prinzessin auf der Promenade, die von Bauern unterthänigst begrüßt wird, überraschte er die Freunde seines Talentes auf der Münchener Kunstausstellung von 1879 durch eine ernste Composition in großem Stile: „Der zwölfjährige Jesus im Tempel". Den jungen Heiland sowohl wie die alten bärtigen Rabbis faßte er durchaus realistisch auf, ohne jedoch, wie es Eduard von Gebhardt bisweilen auf seinem „Abendmahle" begegnet ist, in eine gar zu niedrige, triviale Auffassung zu gerathen. Um den Christusknaben, dessen fein geschnittenes, geistig belebtes Angesicht und dessen schlanker, zarter, in weißes Linnen gekleideter Körper auch coloristisch den Mittelpunkt der Composition bildet, sind sechs Rabbis gruppirt. Der eine examinirt mit sichtlicher Freude den klugen Knaben, der andere ist in sinnendes Nachdenken versunken, ein dritter und vierter blicken mit wohlwollendem Lächeln auf den Kleinen herab, während der fünfte und sechste mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten folgen. Ein leuchtendes Colorit, durch die Reize des Helldunkels unterstützt, ergießt über die sonst so realistische Composition einen fast romantischen Zauber.

Wir schließen die Reihe der Diezschen Schüler, die sich bis jetzt einen

Namen gemacht, mit Josef Weiser, geboren 1847 zu Patschkau in Schlesien, welcher mit Glück das humoristische Genre cultivirt und namentlich in der Darstellung eines „Volkstheaters im vorigen Jahrhundert" und seiner zahlreichen Zuschauer ein vielversprechendes Talent an den Tag gelegt hat.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Politische Briefe.

14. Die Genesis der kirchenpolitischen Vorlage.

Zwischen dem 26. und 28. Mai, also in den letzten Tagen, ja noch in der letzten Stunde vor der ersten Berathung der kirchenpolitischen Vorlage im Abgeordnetenhause, veröffentlichte die Staatsregierung jenen merkwürdigen Schriftenwechsel zwischen der deutschen Botschaft in Wien und dem Auswärtigen Amte in Berlin, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit noch unausgesetzt beschäftigt. Viele Einzelheiten in diesen Schriftstücken haben schlagartig gewirkt, aber wie es so geht: aus dem Ganzen einen Vers zu machen hat noch niemand versucht. Und doch kommt man nur so zum Verständniß.

Die Wiener Berichte betreffen Unterhaltungen und gewechselte Erklärungen zwischen dem deutschen Botschafter und dem päpstlichen Pronuntius Cardinal Jacobini. Auf diese Berichte geben der Reichskanzler oder seine Stellvertreter Anweisungen und Auseinandersetzungen.

Man muß den Zeitraum der veröffentlichten Schriftstücke beachten; sie erstrecken sich vom 4. März, d. h. von der Mittheilung des päpstlichen Breves an den abgesetzten Erzbischof von Cöln durch Jacobini an den deutschen Botschafter, welches bekanntlich das Datum vom 24. Februar trägt, bis zum 21. Mai, d. h. bis zu dem Tage, der auf die Einbringung der vom 19. Mai datirten kirchenpolitischen Vorlage im Abgeordnetenhause folgt. Das Breve, der das Breve beantwortende Staatsministerialbeschluß vom 17. März und schließlich die Vorlage vom 19. Mai sind also die Gegenstände des Schriftenwechsels.

Die ultramontanen Blätter haben wiederholt hervorgehoben, die Wiener Besprechungen hätten seit dem Breve vom 24. Februar plötzlich einen ganz neuen Charakter angenommen. Vor dem Breve habe es sich gehandelt um eine Revision der Maigesetze in dem Sinne, daß die preußische Regierung sich anheischig machen wollte, gewisse Punkte dieser Gesetze abzustellen, um dafür zu erlangen, daß der Papst für den Rest den Gehorsam der Katholiken verbürge. Natürlich würde dazu erforderlich gewesen sein, daß von der Maigesetzgebung nur übrig geblieben, was den Ansprüchen der Curie nicht zuwider läuft, und da muß man freilich fragen: Was kann das sein? Gleichviel, die Veröffent-

lichten Schriftstücke bekunden selbst, daß die Besprechungen des letzten Winters diesen Ausgangspunkt gehabt haben. Man gelangte zuletzt dahin, unter Zuziehung eines Rathes aus dem preußischen Cultusministerium eine Gegenüberstellung der Punkte zu unternehmen, welche einerseits der Curie unannehmbar, andererseits dem preußischen Staate unaufgeblich sind. Man glaubte, die Sache werde den weiteren Verlauf nehmen können, daß, nach Ausscheidung der beiderseitig auf das Feld der Nachgiebigkeit verwiesenen Punkte, man nochmals mit neuen Mitteln der Ueberredung, sei es durch Gründe, sei es durch Gegenleistungen an das Unaufgebliche herantrete. So sollte es kommen, erzählen die Ultramontanen, aber so ist es nicht gekommen. Warum ist es nicht so gekommen? Weil, so erzählen die Ultramontanen weiter, die preußische Regierung nach dem Breve vom 24. Februar, welches doch ein großes Entgegenkommen des Papstes enthielt, ihren Standpunkt ganz plötzlich wechselte und von dem Boden einer inhaltlichen Revision der Maigesetzgebung plötzlich hinübertrat auf den für die römische Kirche unannehmbaren Boden der bloß formellen Verwandlung der maigesetzlichen Vorschriften aus obligatorischen in facultative nach dem Ermessen der Staatsregierung.

So sagen die Ultramontanen und berufen sich auf den Augenschein. Doch scheinen einem ultramontanen Auge die Dinge nicht immer vollständig zu erscheinen. Wie ist es denn gekommen, daß das päpstliche Anerbieten, die Anzeigepflicht der Bischöfe für die von ihnen berufenen Geistlichen zuzulassen, anstatt der preußischen Regierung als eine Willenserklärung des Papstes mitgetheilt zu werden, vielmehr in einem Breve an einen durch die Regierung seines Amtes entsetzten Erzbischof auftrat? Wie ist es gekommen, daß dieses Breve durch das in Berlin erscheinende Organ des Ultramontanismus, die „Germania", am 15. März in deutscher Uebersetzung mitgetheilt wurde? Sieht das nicht ganz so aus, als hätte den deutschen Katholiken gesagt werden sollen: Seht, der Papst thut das beinahe Unglaubliche, er bewilligt den Kernpunkt der Maigesetzgebung, nämlich die Anzeige der von den Bischöfen berufenen Priester; wenn der Friede nicht kommt — den Papst, der Alles gethan, bis an die Grenze der Möglichkeit gethan, trifft keine Schuld. Es war ein Manöver, dieses Breve und seine Veröffentlichung in der deutschen Presse, ein Manöver, dessen offensiver Charakter noch deutlicher wird, wenn man sich erinnert, daß bereits am 6. August 1879 die preußische Regierung sich veranlaßt sah, in der „Provinzial-Correspondenz" erklären zu lassen, daß alle neuerdings von Rom aus in Wiener und Pariser Blättern verbreiteten Nachrichten über die Verhältnisse zwischen der preußischen Regierung und dem heiligen Stuhle der wirklichen Sachlage in einem Grade widersprächen, welcher die Vermuthung absichtlicher Mystification nahe lege. Der unmittelbare Anlaß dieser Erklärung war eine Meldung der Pariser Agence Havas, wonach „der neu ernannte Nuntius in

München Roncetti, von der Agence Havas fälschlich als päpstlicher **Botschafter** beim deutschen Hofe bezeichnet, beauftragt sei, dem Fürsten Bis**marck die** an Stelle der mit Tode abgegangenen Bischöfe vom Papste ernannten **Nachfolger** mitzutheilen. Die Curie also wollte vor den Katholiken und vor **der ganzen** Welt als der friedensuchende, friedenswillige Theil erscheinen.

Als das Breve vom 24. Februar am 15. März in der **Berliner** „Germania" veröffentlicht worden, erfolgte zwei Tage darauf der vier **Wochen** später in die Presse gebrachte Staatsministerialbeschluß vom 17. März, **welcher dahin** ging, daß die Staatsregierung sich bemühen werde, Vollmachten ei**ner freieren** Anwendung der Maigesetze von der Landesvertretung zu gewinnen, **sobald** *den* versöhnlichen Absichten des Papstes durch thatsächliche Befolgung **der Anzeige**pflicht seitens der römischen Geistlichkeit praktisch Folge gegeben **worden**. *Und* was ist wohl natürlicher als daß, nachdem der Papst seine **Versöhnlichkeit** öffentlich, aber zunächst nur theoretisch für einen wichtigen Punkt **erklärt** *hatte*, die preußische Regierung ihrerseits erklärte: Wir werden uns in **den** Stand setzen, praktisch versöhnlich zu sein, sobald und soweit die römische Geistlichkeit auf Befehl des Papstes praktisch versöhnlich sein wird. Gleichwohl **hat** *der* Beschluß vom 17. März bei der Curie nicht nur eine mißfällige Aufnahme gefunden, sondern die Curie hat sich durch denselben schließlich bewogen ge*funden*, die in dem Breve vom 24. Februar erklärte Bereitwilligkeit zur Gestattung der Anzeigepflicht zurückzuziehen. Wie ist das gekommen?

Während die Curie **öffentlich**, nämlich in dem veröffentlichten Breve vom 24. Februar, ihr Zuständniß der zu gestattenden Anzeigepflicht als ein unbedingtes zwar nicht definirt hatte, aber doch als ein solches hatte erscheinen lassen, beschränkte sie dasselbe in dem amtlichen Schriftenwechsel alsbald in einer Weise, welche das Zugeständniß jedes Werthes entkleidete. Für dieses *werthlose* Zugeständniß forderte sie den allergrößten Preis. In den Besprechungen schon, welche dem Breve vorausgegangen waren und von denen die Ultramontanen erzählen, daß sie den Ausgangspunkt der eigentlichen Verhandlungen hätten bilden sollen, also beim Wiener Meinungsaustausch, hatte die Curie im Grunde die ganze Maigesetzgebung für unannehmbar erklärt. Der Minister v. Puttkamer hat dies in seiner Einleitungsrede vom 28. Mai ausgesprochen und durch mehrere Anführungen bekräftigt. So wollte die preußische Regierung das Einschreiten des staatlichen Gerichtshofes gegen die Mißbräuche der kirchlichen Disciplinargewalt ganz erheblich, nämlich allein auf die weltlichen Strafen dieser letzteren, beschränken. Die Curie verharrte dabei, daß die ganze Institution eines solchen Gerichtshofes in römisch-geistlichen Angelegenheiten unzulässig sei. Man wollte preußischerseits die Beschränkung der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel gegenüber den Laien theilweise zurücknehmen — die Curie wollte gar keine solche Beschränkung dulden. Was aber das Ungeheuerlichste ist: der Staat

wollte die Zulassung der geistlichen Orden, die in der Maigesetzgebung aus den dringendsten Gründen beschränkt worden war, wiederum ausdehnen — die Curie verlangte die grundsätzliche Zulassung aller Orden mit einzelnen, von der Curie zu gestattenden Ausnahmen.

Es ist wohl klar, warum unter diesen Umständen die preußische Regierung nach der Rückkehr ihrer Sachverständigen von Wien vorläufig an eine Wiederaufnahme der Besprechungen nicht dachte, da constatirt worden war, daß die Curie im Grunde die ganze Maigesetzgebung verwerfe. Offenbar hat das Breve vom 24. Februar den Zweck gehabt, die Verhandlungen wieder in Gang zu bringen, und zwar dadurch, daß die Curie sich öffentlich vor der ganzen Welt als friedensuchend und bereit zu großer Nachgiebigkeit hinstellte. Was hatte es aber mit dieser Nachgiebigkeit auf sich, worin bestand sie und welchen Preis forderte die Curie dafür? Worin die Nachgiebigkeit bestand, erhellt aus einer Depesche des Cardinal-Staatssecretärs Nina an den Pronuntius Jacobini vom 23. März, welche der Pronuntius dem deutschen Botschafter mittheilte. Die Depesche ist erlassen, bevor der preußische Staatsministerialbeschluß vom 17. März in Rom bekannt war; sie ist nicht in den veröffentlichten Schriftstücken enthalten, sondern in der Rede des Cultusministers vom 28. Mai. Der Inhalt der Depesche ist folgender: 1. Die Anzeige der berufenen Priester darf sich nur auf die zu unabsetzbaren Stellen berufenen beziehen. 2. Die Anzeige erfolgt nur für den Zweck, zu ermitteln, ob die Regierung ihre Zustimmung gern gewährt (zur Ermittlung des agrément). 3. Das letzte Urtheil über die Geeignetheit der Berufenen verbleibt den Bischöfen und, bei Meinungsverschiedenheit derselben mit dem Staate, dem Papste. Das also war das Zugeständniß. Und welches war der Preis, den der Staat dafür zahlen sollte? Der Preis ist enthalten in einem Bericht des deutschen Botschafters vom 29. März, welcher die vom 23. März datirte Hauptdepesche Ninas auszüglich enthält, zu der die andere wegen der Definition des Zugeständnisses als Anlage gehört. In dieser Depesche vom 23. März verlangt Nina, der Staat solle gestatten, daß sowohl die anwesenden wie die abwesenden, d. h. die abgesetzten, Bischöfe sich Jeder an die Regierung wenden dürfen, um die Namen der in die erledigten Pfarren zu ernennenden Priester schriftlich anzugeben. Hier war also bereits mittelbar die Anerkennung der entsetzten Bischöfe gefordert. Zweitens aber sollte der Staat, nachdem jene Anzeigen eingelaufen, eine allgemeine Amnestie für den der Strafe verfallenen Clerus, die Niederschlagung der schwebenden Processe und die Wiedereinsetzung der rechtskräftig abgesetzten in ihre Aemter bewirken. Aber dies ist durchaus noch nicht Alles. Die Regierung sollte auch drittens noch dem Papste die Zusicherung geben, die preußische Gesetzgebung in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der katholischen Kirche bringen zu wollen, wozu namentlich gehöre die freie, d. h. von jedem staatlichen Gerichtshofe unbehinderte Ausübung des heiligen Ministeriums, ferner

die lediglich der Kirche überlassene Erziehung des Clerus und der lediglich von der Kirche geleitete Religionsunterricht der katholischen Jugend. Wenn diese Fragen günstig beantwortet würden, sollte die Instruction wegen der Anzeigepflicht sofort erlassen werden.

Der Leser wird wohl das Bedürfniß haben, inne zu halten und sich die Augen zu reiben. Welch ein Zugeständniß und welch ein Preis! Nichts bieten und Alles fordern, das kann in der That nur die Curie, und sie ist dabei unerschöpflich, Formen zu finden, worin der einseitige Tribut, den sie fordert, als zweiseitiges Geschäft erscheint. Diese Forderung der Unterwerfung verhüllte die Curie in dem Breve vom 24. Februar unter dem Schein eines großen Zugeständnisses von ihrer Seite, und mit diesem Breve trat sie vor die Oeffentlichkeit. Als die preußische Regierung ihre Antwort durch den Beschluß vom 17. März gegeben, war die Curie sehr ungehalten. Zunächst theilte Jacobini diese Auffassung dem Botschafter als persönliche mit, am 16. April aber überbrachte er den „allerpeinlichsten" Eindruck des heiligen Vaters und hoffte seinerseits, der Botschafter werde seine Regierung noch auf die praktische Wichtigkeit der Depesche vom 23. März, jenes winzigen Zugeständnisses und jener colossalen Preisforderung, aufmerksam machen. Der Pronuntius verlangte, daß die discretionäre Vollmacht zur Außerkraftsetzung der Maigesetze, welche die Regierung sich verschaffen wolle, wenigstens als Uebergang zur definitiven Beseitigung definirt werde. Der Cardinal zeigt sich sehr besorgt, daß der römische Stuhl die Verhandlungen abbrechen und als Ankläger der preußischen Regierung wegen vereitelter Friedensbemühungen vor die Oeffentlichkeit treten werde.

Hierauf folgte nun der klassische Erlaß des Reichskanzlers vom 20. April. Der Kanzler erklärte, daß er nie Veranlassung gegeben habe, bei den Unterhaltungen, welche zu den Wiener Besprechungen geführt, daran zu denken, daß Preußen in eine Revision, beziehentlich Abschaffung der Maigesetze nach Maßgabe der clericalen Forderungen willigen würde. Ihm sei immer nur ein modus vivendi erreichbar erschienen, was ja schon in dem berühmten Schreiben des Kronprinzen an den Papst vom 10. Juni 1878 als das äußerste Erreichbare bezeichnet ist. Wenn der Reichskanzler in demselben Erlaß sich über die Haltung des Centrums beklagt, so wird diese Klage doch sehr verkehrt gedeutet, wenn man sie auffaßt, als wolle der Kanzler dem Papste alles bewilligen, wenn dieser ihm aus dem Centrum eine gehorsame Truppe mache. Die Klage über das Centrum ist lediglich ein dialectisches Argument, das folgendermaßen spricht: Ihr verlangt alle Machtmittel zurück, welche in der unbegrenzten Entfaltung des römischen Organismus liegen, und nebenbei wollt ihr auch noch eine Truppe halten, welche unter der Maske einer unabhängigen politischen Partei die ganze innere und äußere Politik der Regierung auf parlamentarischem Boden bekämpft und durch Verbindung mit jeder zufälligen oder principiell reichsfeindlichen

Opposition alle vom Parlament abhängigen Regierungsactionen vereiteln kann. So spricht der Kanzler. Läßt sich dem Argument etwa ein Titelchen abziehen? Er sagt aber auch noch weiter, daß die päpstliche Drohung, die Centrumsaktion neu anzufachen und das Wählerheer des Centrums zu verstärken, auf ihn keinen Eindruck mache, weil nach dieser Richtung das bereits Geleistete nicht mehr übertroffen werden könne. Trotzdem spricht der Kanzler schon in diesem Erlaß von seiner fortbestehenden Bereitwilligkeit zu Concessionen, wenn beiderseitig der gleiche Schritt eingehalten werde, und einen Monat später erklärt er (in dem Erlaß vom 14. Mai), die preußische Regierung werde aus ihrer eigenen Initiative heraus, d. h. ohne irgend eine vorangehende päpstliche Concession, wie sie noch in dem Ministerialbeschluß vom 17. März vorausgesetzt war, diejenigen Maßregeln den gesetzgebenden Factoren vorschlagen, welche mit den unveräußerlichen Rechten des Staats verträglich sei. Ueber die Fortsetzung der Verhandlungen mit der Curie werde die preußische Regierung sich erst erklären nach der Entscheidung des Landtags über die beabsichtigte Vorlage. Unter den „aus eigener Initiative der Regierung heraus vorzuschlagenden Maßregeln" sind natürlich Vollmachten verstanden. Unter demselben 14. Mai war aber ein Erlaß des Cardinal-Staatssecretärs an den Pronuntius erfolgt, worin der päpstliche Staatssecretär, ganz wie der deutsche Kanzler, den einstweiligen Verzicht auf die Verständigungsversuche aussprach. Der päpstliche Staatssecretär beauftragte den Pronuntius, die päpstliche Billigung des Erstrebens von Vollmachten zur facultativen Milderung der Maigesetze zurückzuweisen und die in dem Breve vom 24. Februar angebotene Gestattung der Anzeigepflicht zurückzunehmen, wenn für letztere die staatliche Gegenleistung nur in der Erstrebung von Vollmachten zur facultativen Milderung bestehen sollte. Die hinzugefügte päpstliche Drohung, als Ankläger der preußischen Regierung vor der Oeffentlichkeit aufzutreten, erwiedert endlich der Kanzler in dem letzten der veröffentlichten Schriftstücke (dem Erlaß vom 21. Mai) mit der Ankündigung, daß die preußische Regierung die Oeffentlichkeit in den Stand setzen werde, auf Grund der gewechselten und veröffentlichten Schriftstücke sich ein Urtheil zu bilden. Und so ist es geschehen.

Wir fragen nun: Weshalb hat die preußische Regierung ihre Vorlage vom 19. Mai eingebracht, nachdem die Curie jede Verständigung auf Grund einer solchen Vorlage zurückgewiesen? Man wird vielleicht sagen: Wenn die preußische Regierung sich bloß gegen den Vorwurf schützen wollte, das Mißlingen der Verhandlungen verschuldet zu haben, so genügte es, wenn sie der päpstlichen Anklagedrohung durch den veröffentlichten Schriftenwechsel zuvorkam, wie es ja geschehen ist. Dagegen — so werden Viele denken — war die Vorlage vom 19. Mai als Beweis der Friedensliebe überflüssig, nachdem die Curie eine solche Friedensbasis zurückgewiesen, und deshalb muß hinter der Vorlage etwas

Anderes stecken. Darauf ist einfach zu erwiedern, daß dieser thatsächliche Beweis von Friedensliebe doch nicht überflüssig ist. Die liberalen Blätter sagen, bei den Katholiken, welche nur die Caplanspresse lesen, verfange dieser Beweis doch nichts. Der Beweis ist aber auch nicht auf die von der Caplanspresse bedienten Katholiken berechnet.

Das Feuer des Culturkampfes war sehr im Erlöschen, zum Theil allerdings in Folge der Verständigungsversuche, auf welche die preußische Regierung sich mit dem neuen Papst eingelassen hatte und — einlassen mußte. Man denke nur nicht, daß irgend ein Kampf, irgend eine Arbeit im ersten Ansatz gleichmäßig sich steigernd fortlaufen kann. Es kommen Pausen, Ermattungen und darauf das Ende oder neue Ansätze. So will es das Gesetz des Lebens, dem auch der Culturkampf unterliegt. Auch Herr v. Bennigsen sprach schon öffentlich von dem Bedürfniß des kirchlichen Friedens. Wenn dieses Bedürfniß allgemein ist, so muß nun allen Augen offenbar werden, wer ihm entgegensteht. Dazu dient überzeugend die Vorlage vom 19. Mai. Es hätte nicht ausgereicht, Schriftstücke zu veröffentlichen, welche die unerfüllbaren Anforderungen der Curie aufs neue bestätigen. Man muß sich weit über die Kluft hinüber biegen und der Curie die Hand entgegenstrecken, damit die Welt sieht, wer nicht in die Hand einschlägt. Dann kann der Kampf neu entbrennen. Dies bezweckt die Vorlage vom 19. Mai. Aber nicht bloß dies. Es ist trotz alledem nicht ausgeschlossen, daß die Curie es geschehen läßt, daß auf dem Grunde dieser Vorlage sich ein modus vivendi bildet. Die Motive zu diesem Geschehenlassen kann die Curie in der Weltsituation finden, wenn die Jesuiten dies zulassen. Ob die Klugheit über den Fanatismus siegt, muß man abwarten. Siegt der Fanatismus, so ist die Position des Staates durch die Vorlage vom 19. Mai ungeheuer gestärkt. Siegt die Klugheit, so eröffnet sich ein Weg zum Frieden, welcher für die Curie der leichteste und für den Staat der vortheilhafteste ist. Das sollten die Nationalliberalen bedenken. Anstatt die Vorlage zu zerpflücken und nach allen Seiten hin wirkungslos zu machen, sollten sie dieselbe en bloc annehmen, mit dem einzigen Zusatze einer Fristbestimmung, und sollten ihre Bereitwilligkeit dazu der Regierung kund thun. Dann würde diese wohl die Conservativen zu dem Gleichen vermögen. So sollten die Nationalliberalen im Plenum verfahren. Die Arbeiten der Commission werden nur den Zweck erfüllen, den Parteien die Zeit zur Wahl des richtigen Entschlusses zu verschaffen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Ein Urtheil über die preußische Politik Rußlands.

Das Journal de St. Petersbourg enthält folgende bedeutsame Mittheilung, die man mit gewissen Thatsachen vergleichen wolle, welche die vor Kurzem erschienene Schrift „Berlin und Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen". brachte, und welche damals die Runde durch die deutsche Presse machten.

Das genannte Blatt, dessen Charakter wir als bekannt annehmen, sagt:

Der fünfte Band des Recueil des traités conclus par la Russie avec les puissances étrangères ist soeben im Buchhandel erschienen, und wir machen es uns zur Pflicht, diejenigen von unseren Lesern, welche das Werk unseres jungen gelehrten Professors M. Martens bereits kennen, hiervon in Kenntniß zu setzen. Dasselbe ist ein getreuer Spiegel, in welchem man mit Theilnahme und Nutzen die geschichtliche Entwicklung Rußlands verfolgt. Der vorliegende Band bietet in dieser Hinsicht zwiefaches Interesse, weil er eine Epoche behandelt, welche unmittelbar an die Zeitgeschichte, an die brennendsten Fragen des Augenblicks, an die diplomatischen Beziehungen mit Preußen anknüpft. Herr Martens erörtert in der Vorrede, daß er gerade aus diesem Beweggrunde von den Verträgen mit Oesterreich sofort zu den mit Preußen abgeschlossenen übergegangen ist. Die unermeßliche Bedeutung der Beziehungen Rußlands zu der letztgenannten Macht hat ihren Ursprung in der Geschichte der Vergangenheit. Man erkennt einen Baum an seinen Wurzeln. Diejenigen, aus welchen sich die Beziehungen Rußlands zu Preußen entwickelt haben, liegen tief. Die Zeit hat hier ihre Weihe ertheilt. Wenn ein Gebäude auf derartigen Grundlagen ruht, so würde ein Versuch, dasselbe zu erschüttern, eine Thorheit bedeuten, welche glücklicherweise niemand zu begehen die Macht besitzt. Wir können den Gedanken des Herrn Martens nicht besser darlegen als dadurch, daß wir den Wortlaut seiner Einleitung anführen. Unsere Leser werden daraus selbst ihre Schlußfolgerungen ziehen.

„Alle diese Actenstücke sind uns," so bemerkt der Herausgeber der Docu-

mente, „von den Hauptarchiven des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau zugestellt worden, und wir haben sie selbst in Betreff der Rechtschreibung ohne irgend welche Veränderung zum Abdrucke gebracht. Eine sehr kleine Anzahl dieser Actenstücke, deren Originale in den Moskauer Hauptarchiven nicht vorhanden waren, sind uns mit größter Zuvorkommenheit aus den königlich preußischen Archiven und denen der Stadt Danzig mitgetheilt worden, dank der wohlwollenden Vermittlung der kaiserlichen Gesandtschaft zu Berlin und des russischen Generalconsulates zu Danzig.

Einige der von uns veröffentlichten Documente treten zum ersten Mal ans Licht, und mehrere beanspruchen großes Interesse (Nr. 185, 186, 189, 199, 213 z. B.). Wenn einige Ehecontracte Aufnahme gefunden haben, so erklärt sich dies durch den rein politischen Charakter ihrer Klauseln sowie durch den Einfluß, den sie unbestreitbar auf die internationalen Beziehungen ausgeübt haben. Bei Abfassung der geschichtlichen Einleitungen haben wir aus denselben authentischen Quellen geschöpft, welche die Archive uns zur Zeit der Veröffentlichung der vorhergehenden Bände erschlossen hatten. Indeß ist darauf aufmerksam zu machen, daß diese historischen Vorbemerkungen in dem vorliegende Bande erheblich mehr in die Einzelnheiten eingehen als in demjenigen, der sich mit den mit Oesterreich abgeschlossenen Verträgen beschäftigt. Wir hoffen, daß die diplomatischen Unterhandlungen, welche in diesen geschichtlichen Einleitnngen geschildert sind, wirklich Interessantes bieten, und wir sind der Meinnng, daß mehrere der angeführten Thatsachen die Aufmerksamkeit der Leser fesseln werden. Namentlich wird man, wie wir glauben möchten, die Einleitungen zu den Nummern 185, 187 und 188, sowie die zu 189, 207 und 208, endlich die zu 213, 214 und 216 mit Interesse lesen.

Der Beginn der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen fällt zwar schon in das Jahr 1516, aber das erste Actenstück, das wir gemäß dem Plane der vorliegenden Veröffentlichung wiederzugeben hatten, konnte nur der Bündnißvertrag von 1656 sein. Demzufolge haben wir mit ein paar Worten in einer speciellen Einleitung die anfänglichen Ursachen dieser Beziehungen sowie die Umstände zu kennzeichnen versucht, welche ihre allmähliche Entwicklung begleiteten. Die Beweggründe zu einer Annäherung zwischen Rußland und Preußen haben sich im Verlaufe der Jahrhunderte mehr und mehr befestigt und die Begründung von innigen Beziehungen, von Freundschaft und von Bündnissen herbeigeführt. Besonders festgefügt wurden die Grundlagen dieser Intimität unter der Regierung Peters des Großen und derjenigen König Friedrich Wilhelms I. Als beim Ableben des großen Kaisers der preußische Gesandte am Hofe von St. Petersburg bei seinem König anfragte, wie er trauern solle, erhielt er zur Antwort: „Wie um mich selbst.“ Dennoch,

und selbst wenn Friedrich Wilhelm auf die Kunde vom Tode Peters, seines besten Freundes, Thränen vergossen hat, hat er andererseits nicht selten Besorgnisse über das Anwachsen der russischen Macht und des russischen Einflusses auf die Angelegenheiten Westeuropas an den Tag gelegt. Der König von Preußen hatte die Gewohnheit, zu sagen: „Ich liebe starke Freunde, aber nicht mächtige Nachbarn.“ Diese Anschauungsweise bewog die preußische Regierung zu Handlungen, die den Gefühlen der Freundschaft und gegenseitigen Achtung, welche die Souveräne vereinte, ebenso wenig entsprachen wie den wesentlichen Interessen beider Staaten. Die vom Könige von Preußen gehegten Besorgnisse wurden von Zeit zu Zeit Anlaß zu einer Erkaltung zwischen Rußland und Preußen, die allerdings nur vorübergehender Art war. Merkwürdig ist, daß Befürchtungen gleichen Charakters, die unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna die russische Regierung ergriffen hatten, im Jahre 1757 zu einer Kriegserklärung an Preußen führten. Der berühmte Kanzler Graf A. P. Bestuschew-Rjumin, welcher unter jener Kaiserin die russische Politik leitete, war überzeugt, daß Friedrich der Große, „der nächste und mächtigste und daher auch der gefährlichste Nachbar Rußlands“, der Feind Rußlands sein und mithin vernichtet werden müsse. Diese Ueberzeugung veranlaßte die Theilnahme Rußlands am siebenjährigen Kriege, welche der russischen Nation ungeheuere Opfer auferlegte und ihr nicht den geringsten Vortheil eintrug.

Im Hinblick auf die Regierung der beiden großen Herrscher Peter I. und Friedrich II., auf einen Zeitraum, wo Rußland und Preußen ihre politische Macht zur Entwicklung brachten, begreift man leicht die Gefühle der Furcht und selbst der Eifersucht, welche Vorurtheile, Gefahren und Mißverständnisse entstehen ließen, deren Folge eine Erkaltung der gegenseitigen Beziehungen und schließlich sogar der Krieg war. Unter der Herrschaft dieser Vorurtheile und Besorgnisse vergessen beide Mächte auf Augenblicke, daß kein vernünftiger Grund zu wechselseitiger Feindschaft vorhanden ist, kein Vortheil, welcher die eine gegenüber der anderen bestimmen konnte, eine Angriffs- und Eroberungspolitik zu verfolgen, da keine wohlbegründete Ursache die Ausdehnung der Machtsphäre der einen auf Kosten der anderen zu rechtfertigen vermag.

Die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen unter der Regierung der großen Kaiserin Katharina II. zeigt, daß die Beziehungen zwischen Rußland und Preußen sich auf der festen Grundlage der Freundschaft und einer engen Verknüpfung und gegenseitigen Achtung der beiderseitigen Interessen aufbauten, obgleich die beiden Staaten mehr und mehr „nahe Nachbarn“ wurden, obgleich sie beständig ihre Besitzungen und ihre politische Macht weiter ausdehnten, und obgleich sie sich immer häufiger auf dem Gebiete diplomatischer Verhandlungen zur Lösung der großen internationalen Fragen begegneten. Katherina II. und

Friedrich II. waren davon durchdrungen, daß für die allgemeine Entwicklung der inneren Prosperität der ihrem Scepter unterworfenen Völker Friede und gutes Einvernehmen nothwendig seien. Diese Ueberzeugung beugte vielen Mißverständnissen vor, vermittelte zwischen vielen Gegensätzen und trug zu beständiger Ausdehnung der commerciellen Beziehungen sowie zu den immer größer und rascher werdenden Fortschritten des im Innern von Rußland und Preußen herrschenden Wohlstandes bei, ohne den Einfluß der Stimmen beider Staaten bei der Lösung europäischer Fragen zu vermindern.

Mit einem Worte: Katharina II. fürchtete „ihren unmittelbarsten Nachbar" nicht, welcher in ihren Augen nicht als der „gefährlichste Nachbar" galt, weil er ein zufriedener Nachbar war. Die große Kaiserin that alles, was die Ehre und die Interessen Rußlands erlaubten, um Friedrich II. zu diesem zufriedenen Nachbar werden zu lassen. Der König von Preußen setzte sich dasselbe Ziel, und das Endergebniß war der Friede, die Eintracht und ein enges Bündniß zwischen beiden Mächten.

Unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna hatte man vornehmlich den mächtigen Nachbar gefürchtet, uneingedenk der viel greifbareren Gefahr, die der unzufriedene Nachbar war.

Diese Betrachtungen haben sich uns aufgedrängt während des Studiums der Beziehungen Rußlands zu Preußen seit Beginn derselben bis zum Schlusse des letzten Jahrhunderts. In wie weit sie durch positive Thatsachen Bestätigung finden, wird sich aus dem Inhalte des vorliegenden Bandes und noch mehr aus dem der folgenden Bände ergeben."

Die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt.

Das Problem der nordöstlichen Durchfahrt, d. h. die Feststellung der Nord- und Nordostgrenze des europäisch-asiatischen Continents, dessen Lösung dem unermüdlichen Eifer und der außerordentlichen Erfahrung des schwedischen Professors und Polarreisenden Adolf Erich Nordenskjöld (sprich: Nordenschöld) zu verdanken ist, wird gewöhnlich für dreihundertjährig erklärt, ist aber strenggenommen schon tausend Jahre alt. Denn der Anfang eines Problems liegt doch offenbar an der Stelle, wo man beginnt, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, mag man nun über seinen Umfang schon einigermaßen unterrichtet sein oder nur noch unbestimmte Vorstellungen über seine Begrenzung haben. Der erste Versuch

aber, die Erstreckung der damals bekannten Welt nach Norden hin zu ermitteln, fand Mitte des 9. Jahrhunderts n. Chr. statt; über die genaue Jahreszahl schwanken die Angaben zwischen 850 und 880. Würde sich bei fortgesetzten Nachforschungen die letztere Datirung als die richtige erweisen, so würde das 1000jährige Alter der Frage sogar mathematisch genau sein.

Schon Ottar nämlich, angelsächsisch Othere, ein norwegischer Edelmann, im Helgenlande wohnend, von wo aus die scandinavischen Küsten nach damaliger Fahrt nur noch drei Tagereisen weit bekannt waren, beschloß eine Entdeckungsreise zu unternehmen, „um zu erkunden, wie weit sich wohl das Land in jener Richtung erstrecken möge". Immer an der Küste sich haltend, segelte er erst nordwärts, bog dann nach Osten um und lief nach neuntägiger theils östlicher theils südlicher Fahrt in die Mündung eines großen Flusses ein. Demnach war er nach Entdeckung des jetzt Nordkap genannten Vorsprungs in das weiße Meer und an die Mündung der Dwina gelangt. Aus Furcht vor der Küstenbevölkerung aber, die ihm einen feindseligen Eindruck zu machen schien, wagte er es nicht ans Land zu gehen, sondern kehrte, ohne irgend welche Beziehungen daselbst angeknüpft zu haben, an den heimischen Heerd zurück. Diese in edlem Wissenstriebe unternommene Fahrt blieb wie fast alle nautischen Leistungen der Normannen unbeachtet und verfiel der Vergessenheit. Mit ihr sank auch die Nordspitze Europas in Lethes Reich zurück und träumte weiter, bis mit dem Erwachen des Wandertriebes im 15. und 16. Jahrhundert auch sie ihre Wiedererweckung finden sollte. Damals war es allerdings nicht ein idealer Forschertrieb, der die Seefahrer in diese Welt des Eises führte, sondern nur eine Species der auri sacra fames.

Daß der eigentliche Sporn für die Entdecker am Ausgange des Mittelalters der durch die Phantasie in übertriebener Weise ausgemalte Reichthum des tropischen und subtropischen Asiens war, darf als eine bekannte Thatsache gelten. Ueber die Lage dieser Länder herrschten damals noch sehr irrige Meinungen. Columbus selbst nahm die Entfernung zwischen dem Westrande Europas und dem von ihm gesuchten Ostrande Asiens um mehrere hundert Meilen zu klein an, und von dem Dasein der ungeheuren Tiefebene im Norden Asiens, die ja Europa an Ausdehnung nicht unbeträchtlich übertrifft, hatte auch er keine Ahnung. Die Kenntnisse, welche das 16. Jahrhundert vom Norden und Nordosten der alten Welt besaß, können wir nach dem Werke des Kärntners Sigmund von Herberstein: Rerum Moscovitarum Commentarii (Wien, 1549) genau verfolgen. Auf der von ihm entworfenen Karte, der ersten, welche die Erdkunde von Rußland kennt, erscheint unter anderem das Weiße Meer als ein Arm des Eismeeres, der Ural nicht mehr wie bei den Alten als westöstliches, sondern als südnördliches Gebirge und als Ursprung des Ob der See Kitaisk, der nach

seiner Ansicht in Cathai (=China) und zwar in der Nähe von Cumbalich (=Peking) lag. Diese Karte unseres — für jene Zeit dürfen wir wohl sagen — Landsmanns von Herberstein erregte sehr bald in speculativen Köpfen den Gedanken, auf diesem Wege, der sich, wie sie glaubten, durch Kürze vor den übrigen auszeichne, China aufzusuchen. So reiste z. B. ein Italiener, wahrscheinlich Galeazzo Butrigario, zu Herberstein, um mit ihm weiter über diesen Gegenstand zu sprechen. Und Herberstein durfte mit Recht als Autorität für den Osten Europas angesehen werden, da er mehrere Male als Gesandter seines Kaisers am moskowitischen Hofe verweilt und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln fachmäßige Untersuchungen über Land und Leute angestellt hatte.

Zu derselben Zeit wurde man in England durch Herbersteins Karte zu ähnlichen Schlüssen geführt, und hier rüstete man schon vier Jahre nach dem Erscheinen der Res Moscovitae eine Expedition zur Aufsuchung Chinas auf dieser Wasserstraße aus. Die englischen Kaufleute nämlich, beunruhigt darüber, daß ihre Waaren auf dem europäischen Markte nur noch zu gedrückten Preisen Absatz fanden, hatten von der englischen Krone ein Handelsmonopol zur Ausbeutung der nördlichen Gegenden Europas erlangt und die Company of Merchant Adventurers, später Muscovy Company, gestiftet. Der alte und erfahrene Sebastian Cabot, dessen Rath sie dabei gefolgt waren, hatte sie auf dieses Gebiet als eine völlige terra incognita oder vielmehr ein mare incognitum verwiesen. Und so beginnt nun 700 Jahre nach dem ersten Versuch des wackeren Ottar eine eifrige Erforschung jener Einöden. Etwa 50 Jahre hindurch arbeiteten erst die Engländer und nach ihnen die Holländer mit aufopferungsvoller Ausdauer an der Entdeckung einer Handelsstraße und zugleich an der Lösung eines geographischen Problems. Von diesen beiden Zielen erreichten sie freilich das erstere gar nicht, das andere aber förderten sie doch wesentlich. Durch ihre Fahrten, die mit großen Anstrengungen und außerordentlichen Entbehrungen verknüpft waren und auf denen der Scorbut (Scharbock) zahlreiche Todesfälle herbeiführte, wurde die Nordküste des europäisch-asiatischen Continents bis an das Karische Meer bekannt, auch Novaja Semlja und Spitzbergen entdeckt. Näher auf diese interessanten Entdeckungsreisen hier einzugehen, kann nicht unsere Absicht sein, da wir unseren Lesern die Entwicklung der Frage nur zu skizziren, dagegen die schließliche Lösung etwas eingehender zu schildern gedenken. Die Pflicht der Dankbarkeit aber erheischt es, wenigstens die Namen der Männer zu nennen, die nicht nur diesem so schwierigen und für jene Zeit höchst gefahrvollen Unternehmen ihre geistigen, körperlichen und materiellen Kräfte widmeten, sondern auch zum Theil ihr Leben fern von Heimat und Familie nach unsäglichen Entbehrungen und Leiden einbüßten.

Die erste Fahrt der englischen Gesellschaft leitete Sir Hugh Willoughby,

der mit drei Schiffen von London am 10. Mai 1553 aufbrach, zwei seiner Fahrzeuge bis an die Mündung des Warsinaflüßchens in Lappland führte und hier mit seinen Gefährten durch Hunger und Krankheiten aufgerieben wurde. Sein drittes Schiff, das unter dem Commando von Richard Chancellor stand, der den ursprünglichen Curs verloren hatte, war glücklicher: es erreichte nach Wiederentdeckung der nördlichsten Spitze Scandinaviens, die nun Nordkap benannt wurde, die Mündung der Dwina, von wo aus sich Chancellor zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen dem russischen Czar und seiner auftraggebenden Gesellschaft nach Moskau begab. Mit dem Ziele, die Obmündung zu finden, machte sich drei Jahre später, 1556, Stephen Borrongh auf den Weg. Der äußerste Punkt, den er erreichte, war die karische Straße zwischen Novaja Semlja und Waigatsch, auch verdankt ihm die Erdkunde die erste Schilderung der Samojeden. Treibeis hinderte ihn weiter vorzudringen. Nur wenige Meilen weiter als er, gelangten wegen des gleichen Hemmnisses 1580 Arthur Pett und Charles Jackmann, die letzten Vertreter der Muscovy Company, welche auf diesem Wege das ihnen vorschwebende Ziel, China, zu erreichen suchten. Dann gab die Gesellschaft aus Furcht vor der erwachenden Eifersucht des moskowitischen Machthabers auf die Engländer ihren Lieblingsplan auf. An ihre Stelle traten holländische Kaufleute. 1566 waren Simon von Salingen und Cornelius de Meier, beide aus Antwerpen, an der Onegamündung gelandet und hatten, um den auf ihr Monopol haltenden Engländern zu entgehen, als Russen verkleidet sich bis nach Moskau durchgeschlagen, um vom Czar ebenfalls eine Handelsberechtigung zu erlangen. Je mehr sich die Engländer zurückzogen, desto eifriger suchten die Mynheers dies Gebiet auszubeuten. Cornelis van Enkhuizen und Barent, Ysbrand und Heemskerk sind unter den holländischen Polarreisenden die namhaftesten. Mit reicheren Mitteln versehen als die Engländer — von der seeländischen Regierung waren 25000 fl. als Belohnung für die Erreichung Chinas ausgesetzt — und von den bisher gemachten nautischen Erfahrungen Nutzen ziehend, konnten sie zwar die ausgesetzte Prämie nicht gewinnen, vervollständigten aber die Kenntniß des Karischen Meeres und von Novaja Semlja. Ihre Bemühungen enden mit dem 1596 erfolgten Tode des thätigsten und verdientesten unter ihnen, Barent, dessen Grab auf Novaja Semlja neuerdings wieder aufgefunden worden ist. Den letzten Versuch, den Polarweg nach China zwischen Spitzbergen und Novaja Semlja hindurch, bez. südlich davon zu finden, machte 1608 Hudson, doch traf er schon unter 75° n. Br. auf ein so mächtiges Eisfeld, daß er nicht weiter vorzudringen wagte und bei seiner Rückkehr in London erklärte, da oben gäbe es überhaupt keinen Weg nach China. Mit dieser Fahrt enden die Versuche, jenes Problem zu lösen. Was weiter

geschah, hatte bis auf Nordenskjöld herab nicht den Zweck, die ganze Nordostgrenze zu bewältigen.

Doch ruhte die Entdeckungsarbeit an den Küsten des asiatischen Eismeeres nur wenige Jahrzehnte. Dann machten die seefahrenden Westeuropäer den landreisenden Osteuropäern Platz, welche die Aufgabe theilten. Mit einer für die Verhältnisse außerordentlichen Schnelligkeit hatten die Kosaken, diese Pioniere Rußlands, die ungeheure Strecke zwischen dem Ural und dem Stillen Ocean zurückgelegt, und während die maritime Entdeckung Sibiriens den Anstrengungen der Engländer und Holländer nicht glücken wollte, war schon 1577 die erste Eroberung jenseits des Ural gemacht und 62 Jahre später das Gestade des ochozkischen Meeres erreicht. Gleichen Schritt mit diesem südlichen Vorrücken hielt die Entschleierung der Eismeerküste; schon 1600 war Alt Mangaseja am Tas entstanden, und 1646 fuhren die Kosaken die Kolyma abwärts zum Eismeer. Die unermüdlichen Eroberer aber gaben sich mit ihren Erfolgen zu Lande nicht zufrieden, sondern einer derselben, Deschnew mit Namen, erreichte von der Mündung der Kolyma aus den Anadyr. Ihm gebührt das Verdienst, das Ostkap entdeckt zu haben, und Bering bewegte sich — wider sein Erwarten — auf bereits befahrenen Bahnen. Denn auch Deschnews Leistung fand keine Beachtung, gerade so wie die Entdeckung des Nordkaps, nur nicht so lange Jahrhunderte. Nicht einmal zu den Ohren der nächsten Behörden nach Jakutsk oder nach Moskau gelangte die Kunde von der That des kühnen Kosaken, geschweige denn nach Westeuropa. Während heutzutage jeder Zeitungsleser von der denkwürdigen That Nordenskjölds und seiner Begleiter wenige Monate, nachdem sie geschehen war, Kunde erhielt, hatten von einer ähnlichen Leistung die größten geographischen Gelehrten des 17. Jahrhunderts mehrere Jahrzehnte nach dem Ereigniß keine Silbe davon erfahren.

Aber auch während die übrigen überseeischen Entdeckungen mit wenigen und geringfügigen Ausnahmen von 1648 bis 1764 ruhten, arbeiteten die Russen an der Feststellung der Nordgrenze Asiens weiter fort, und zwar mit Zugrundelegung eines bestimmten Planes. Nachdem der in russischen Diensten stehende Däne Vitus Bering schon 1728 Serdze Kamen erreicht hatte, das ein wenig westlich vom Ostkap auf der nordsibirischen Küste liegt, ohne daß er von seiner Entdeckung dieses die Trennung des alten vom neuen Welttheil markirenden Punktes eine Ahnung gehabt hatte, suchte man von 1734 bis 42 die Erforschung der Eismeerküste durchzusetzen, dadurch, daß man die ganze Küste vom Weißen Meere bis zur nachmaligen Beringstraße in Unterabtheilungen zerlegte und in annähernd gleicher Zeit von besonderen Expeditionen in Angriff nehmen ließ. Trotz dieser Arbeitstheilung gelang es nicht, die Aufgabe ganz zu lösen. Doch wurde damals wenigstens der Grund zu unserer heutigen Kenntniß jener Küsten gelegt,

deren Vervollständigung freilich der jüngsten Vergangenheit vorbehalten blieb. Die einzelnen Unternehmungen der Russen in jener Zeit waren folgende. Malygin und Skuratow legten 1736—37 die Strecke zwischen Archangel und der Obmündung zurück, „die ersten und bis 1869 die letzten Seeleute, welche diesen Strom von Westen her zu Wasser erreicht haben"; 1734—37 war Owzyn von Tobolsk am Ob in den Jenissei gesegelt; die Verbindung des Jenissei mit der Lena zur See herzustellen, glückte trotz siebenjähriger Anstrengung nicht: Prontchitschew gelangte von der Lena bis zur Laurentius-Insel, nahe dem nördlichsten Punkt Asiens, Laptew von der Chatanga aus kam nicht einmal so weit und legte die übrige Strecke zu Lande zurück. Sein Steuermann Tscheljuskin unterstützte ihn dabei und hatte das Glück, am 18. Mai 1742 die nördlichste Spitze des europäisch-asiatischen Continents zu finden, die er auf 77° 34′ nördlicher Breite bestimmte und Sjewero Wostoschnoi (Nordöstliches Kap) benannte; die Nachwelt hat diese wichtige Entdeckung mit seinem Namen belegt. Die Küste vom Jenissei bis zum Laurentiusvorgebirge war also von Schiffen nicht erforscht worden, und so weit unsere Kenntniß reicht, waren die schwedischen Schiffe 1878 die ersten, welche diesen Raum befahren haben. Auch der vorletzte Theil des damaligen Forschungszieles, die Section von der Lena bis zum Ostkap, konnte nicht ganz bewältigt werden; von der Lena ausgehend erreichte Lassenius nicht einmal die Jana, Dmitry Laptew aber auf vier verschiedenen Reisen von 1736 bis 1744 als äußersten Punkt die Baranowinseln. Indessen wenn an dieser Stelle die Aufgabe nicht völlig gelöst werden konnte, so war doch schon fast 100 Jahre vorher die Strecke von der Kolyma aus, die noch etwas westlicher liegt als die Baranowinseln, von Deschnew befahren und der thatsächliche Beweis geliefert worden, daß unter günstigeren Eisverhältnissen die Fahrt wenigstens nicht in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre. Die letzte Station jenes großen Erforschungsplanes war mit Vitus Bering besetzt, der von Ochozk aus zunächst die Nordostbegrenzung feststellen und dann womöglich den von der Lena kommenden Reisenden entgegenkommen sollte. Auf seiner letzten Fahrt 1741 wurde er dem ersten Theile der ihm gestellten Aufgabe gerecht, starb aber noch in demselben Jahre.

Mit dieser in großem Stile angelegten Polarforschung der russischen Regierung schließen die Leistungen für die Lösung jener großen Frage bis auf die Gegenwart ab, und die Polarreisenden verfolgten zunächst andere Ziele. Wohl treffen wir auch später noch zu verschiedenen Zeiten Entdecker in diesen Regionen an, aber mit anderen Absichten. Die Russen arbeiten von 1760 bis 1839 an der näheren Erforschung Novaja Semljas, und von 1711 bis 1823 bemüht sich dieselbe Nation um die Auffindung von etwa im Eismeer gelegenen Inseln und Ländern, ohne daß ihre Anstrengungen von entsprechenden Erfolgen begleitet

gewesen wären. Erst die Gegenwart nahm die Arbeit der Engländer und Holländer wieder auf und führte sie — freilich mit ganz anderen technischen und wissenschaftlichen Mitteln — zu einer glänzenden und ruhmreichen Vollendung. Und wie der erste Seefahrer am Nordrande Europa-Asiens, so gehört der Held dieser denkwürdigen That, ebenso wie die meisten seiner Begleiter und Gefährten, dem nordischen Zweige der germanischen Rasse an.

Adolf Erik Nordenskjöld, ein in Finnland geborener Schwede, ist kein Neuling auf dem Gebiete der Polarforschung und der wissenschaftlichen Reisen. Schon in der Jugend machte er mit seinem Vater in seinem in geologischer Beziehung so interessanten Vaterlande Ausflüge und bildete sich dadurch in fruchtbringender Weise für sein späteres Specialstudium, die Geologie, vor. Als er später die Stelle des Conservators am schwedischen Riksmuseum erhalten hatte, dehnte er seine Excursionen auf ganz Scandinavien aus und betheiligte sich an den von diesem Lande ausgehenden Polarexpeditionen. So besuchte er 1858 und 1861 mit Torell, 1864 selbständig, Spitzbergen, erreichte 1868 auf einer Nordfahrt den 81° n. Br., ging 1870 nach Grönland und vervollständigte 1872/73 die Erforschung Spitzbergens, das er damals zum vierten Male sah. Ohne Zweifel war niemand in der Welt bekannter und mit allen Vorkommnissen der starren Eis- und Wassereinöden vertrauter als er, der neben seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit und praktischen Erfahrung das seltene Glück genoß, in Oscar Dickson einen Freund zu besitzen, dem für wissenschaftliche Forschungen kein Geldopfer zu groß war. In dieser ebenso seltenen wie ausnehmend günstigen Gesammtsituation wandte er sich 1875 derjenigen Aufgabe zu, die ihn zum weltberühmten Manne machen sollte und die ihn in die Reihe der verdientesten Entdecker stellt. Doch erfaßte er diese Aufgabe nicht sofort in ihrer ganzen Ausdehnung, sondern erprobte seine Kräfte erst an einem Theile derselben.

von Baer hatte das Karische Meer, als er es 1837 besuchte, einen „Eiskeller" genannt und den Ruf seiner Unzugänglichkeit noch mehr befestigt; aber die Reisen von Johannesen, Carlsen und anderen norwegischen Walroßfängern, die um Novaja Semlja herum bis zur Weißen Insel am Obischen Meerbusen gelangt waren, hatten zur Genüge das Irrige dieser Ansicht bewiesen. Da die natürlichen Verhältnisse des Karischen Meeres und seiner Küsten noch vollständig unbekannt waren, so beschloß Nordenskjöld durch eine Reise diesem Mangel abzuhelfen und zugleich durch Ausdehnung der Fahrt bis zur Mündung des Jenissei ein commercielles Problem von größerer Wichtigkeit zu lösen.

Die Kosten der ganzen Expedition trug Oscar Dickson in Gothenburg. Am 14. Juni 1875 gelangte die Schaluppe „Pröven", mit 4 wissenschaftlichen Mitgliedern und 12 Walroßjägern bemannt, von Tromsö aus in das offene Meer und erreichte am 22. eine kleine Bai an der Westküste von Novaja

Semlja nördlich vom Nordgänsekap (Gusinnoi Mys). Die Absicht der Reisenden war, von hier aus durch den Matoschkin-Scharr, einen die ganze Insel in zwei Theile zerlegenden Sund, in das Karische Meer vorzudringen. Da aber die noch ungebrochene Eisdecke desselben noch längere Zeit dem Einflusse des Polarsommers trotzen zu wollen schien, so blieb nichts anderes übrig als bis zur Südspitze der Insel umkehrend durch die Karische Pforte den Eingang zum gleichnamigen Meere zu nehmen. Diesem Plane aber war wieder der heftige Nordostwind so wenig günstig, daß ein Versuch mit der Jugorschen Straße gemacht werden mußte. Diese Straße wurde nach siebentägigem Warten auf günstigen Wind passirt und das Karische Meer völlig eisfrei gefunden. Schon während der ganzen Fahrt und besonders während des Aufenthalts an der Westküste von Novaja Semlja waren die Reisenden ununterbrochen mit der Untersuchung der geologischen Beschaffenheit, der Flora und Fauna der von ihnen besuchten Gegenden beschäftigt, und da bei äußerst schwachem Winde die Reise im Karischen Meere nur langsam von Statten ging, so blieb ihnen Muße genug, allerhand hydrographische Untersuchungen anzustellen. Am 8. August wurde für wenige Stunden auf der Halbinsel Jalmal (Samojedenhalbinsel) gelandet. Anfangs in nördlicher, dann wegen unpassirbarer Massen großer Eisfelder in östlicher Richtung segelnd, erreichte die „Pröven" am 15. August unter Aufhissung der schwedischen Flagge die Nordseite der Jenisseimündung, wo sich zu ihrer Begrüßung nur ein alter Eisbär eingestellt hatte. Er konnte der Einladung der schwedischen Expeditionsmitglieder nicht widerstehn und verblutete unter ihren Kugeln. „Ich betrachte diesen Jagderfolg," schreibt Nordenskjöld „als eine gute Vorbedeutung, daß die vieltausendjährige Alleinherrschaft des Bären in diesen Gegenden schleunigst ihr Ende erreichen wird, daß zahlreiche Schiffe hier den Verkehr zwischen Europa und den gewaltigen Flußgebieten des Irtisch, Ob und Jenissei vermitteln werden." Schon diese Fahrt steht einzig in ihrer Art da, indem sie auf einmal und in verhältnißmäßig kurzer Zeit von der Jugorschen Straße bis zu Jenisseimündung in 14 Tagen zurückgelegt worden war. Von Dickson-Hafen aus unter dem Commando des Dr. Kjellmann zurückgeschickt, legte darauf die „Pröven" die Strecke zwischen Dickson-Hafen und Hammerfest durch den Matoschkin-Scharr ohne Unfall, wenn auch durch Stürme, Windstillen und conträre Winde verzögert, vom 20. August bis zum 26. September zurück. Die ganze Reise der „Pröven" hatte demnach etwa 3½ Monat gedauert. Nordenskjöld selbst kehrte mit seinen übrigen Gefährten erst den Jenissei aufwärts zu Boot und Dampfer bis Jenisseisk und von da zu Lande nach Schweden zurück.

Der Erfolg dieser Reise stand außer allem Zweifel, konnte aber dennoch die ungünstigen Meinungen über die Eisverhältnisse des Karischen Meeres selbst bei sachverständigen Leuten nicht ausrotten. Zwar konnte sich Nordenskjöld auf

die Reisen der norwegischen Walroßfänger, der Gebrüder Palliser (1869) und Wiggins (1874) berufen, welche seine Erfahrungen durchaus bestätigten, aber immerhin blieb die Fahrt bis zum Jenissei eine vereinzelte Leistung. Um alle Bedenken zu beseitigen, faßte man bald nach der Rückkehr den Beschluß, im Jahre 1876 zwei Expeditionen auszusenden, die eine zu Lande unter Führung des Dr. Hjalmar Theel, dem noch einige wissenschaftliche Kräfte sich zugesellten; die andere zur See wollte Nordenskjöld selbst leiten. Diesmal miethete man den Frachtdampfer „Ymer" für die Reise, für deren Kosten wieder Dickson in Gemeinschaft mit einem reichen sibirischen Handelsherrn aufkam. Von Tromsö am 25. Juli 1876 aufbrechend, durchfuhr der „Ymer" schon am 31. Juli den Matoschkin-Scharr, in der Absicht, seinen Curs in gerade östlicher Richtung zu nehmen. Indeß nur zu bald geboten die Vorboten undurchdringlichen Eises Halt, und man mußte in einem großen Bogen die Hindernisse umgehen. Trotzdem würde der Dampfer, wenn nicht Nebel langsame Fahrt oder gar Ruhe geboten hätten, sein Ziel sehr zeitig erreicht haben. So aber traf man erst am 15. August auf eine Insel, die man anfänglich für Dickson-Hafen hielt, und die man, als man den Irrthum entdeckte, nach dem zweiten Mäcen der Nordfahrt Sibiriakoff benannte. In Mesenkin, dem verabredeten Vereinigungspunkte beider Expeditionen, trafen die Seefahrer leider mit den Landreisenden nicht zusammen und mußten, nachdem sie bis zum äußersten Termin gewartet hatten, wieder aufbrechen, ohne die Landsleute an Bord nehmen zu können. Die Heimkehr des Dampfers nach Tromsö ging vom 1. bis zum 22. September ohne jeden Unfall von Statten.

Nachdem auch diese Reise die Möglichkeit, diese Strecken zu befahren, zweifellos dargethan hatte, lag es für Nordenskjöld nahe, auch den übrigen Theil des sibirischen Eismeeres einem erneuten Versuche zu unterwerfen und womöglich die Beringsstraße zu gewinnen. In einer der schwedischen Regierung unterbreiteten Denkschrift legte er die Resultate seiner eingehenden Studien, verknüpft mit seinen vielfachen Polarerfahrungen, dar und sagte unter anderem: „Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß ein gut ausgerüsteter Dampfer im Stande sein wird, sich im Herbste eine Bahn durchzubrechen, ohne doch zu viele Hindernisse vom Eise fürchten zu müssen. .... Ich bin nicht nur vollkommen überzeugt, daß es unter mäßig günstigen Umständen möglich sein wird, an der Nordküste Asiens entlang zu fahren, sondern auch, daß ein derartiges Unternehmen von unberechenbarem praktischen Nutzen sein wird. .... Sollte die Expedition wider alles Erwarten nicht im Stande sein, das festgesetzte Programm in allen seinen Einzelheiten auszuführen, so darf sie doch nicht als verfehlt oder mißglückt angesehen werden. Ist doch jede Meile, die wir von der Jenisseimündung aufwärts gehen, ein neuer Schritt nach jenem großen Ziele der

vollständigen Kenntniß unserer Erde, das früher oder später von der Menschheit erreicht werden wird, und dessen Verfolgung für jede civilisirte Nation jetzt Ehrensache sein muß."

Diesem leitenden Gedanken ließ Nordenskjöld eine so überzeugende Darstellung der praktischen und wissenschaftlichen Vortheile seiner projectirten Fahrt folgen, daß der König und die Regierung dem Unternehmen ihre Unterstützung gewährten, der König, indem er 2200 Pfd. St. zu den auf 20000 Pfd. St. angeschlagenen Kosten beitrug, die Regierung, indem sie die nöthigen Summen zur Ausrüstung und Verproviantirung des Expeditionsschiffes gewährte und allen Offizieren und Matrosen der schwedischen Marine, welche sich an der Fahrt betheiligen würden, dasselbe Gehalt und diejenigen Vortheile einräumte, welche die Mannschaften der Kriegsschiffe bei Reisen in ferne Gewässer genießen. Da auch dieses Mal wieder Dickson den Löwenantheil an den Kosten trug und Sibiriakoff einen ansehnlichen Beitrag zusteuerte, so war das Unternehmen in finanzieller Beziehung gesichert.

Für die Fahrt wurde der 1872—73 in Bremen gebaute Dampfwalfischfänger „Vega" gekauft, der aus bestem Eichenholz hergestellt und mit einer besonderen Eishaut aus westindischem Grünholz bekleidet war. Die „Vega" mißt 299 Registertons bei einer Kiellänge von 130 Bremer Fuß und einer größten Breite von 29 Fuß. Als Mannschaft hatte man aus 200 Freiwilligen die 16 tüchtigsten ausgewählt und dazu noch 3 Walroßfänger zugefügt. Die nautischen Leiter des Schiffes waren A. A. L. Palander als Capitän und E. C. Brusewitz als zweiter Commandirender, zum wissenschaftlichen Personal zählten der Botaniker Kjelmann, der Zoolog Struxberg, der Arzt und Botaniker Almquist. Von Vertretern fremder Nationen schlossen sich der Italiener Giacomo Bove, der Däne Andreas Hovgaard und der russische Lieutenant Oscar Nordquist an. Uebrigens betheiligten sich an der Expedition auf dem ersten Theile ihrer Fahrt außer der „Vega" noch drei andere Schiffe; von diesen begleiteten der Dampfer „Fraser" und der Segler „Expreß" das Hauptschiff bis zur Jenisseimündung, der kleine Dampfer „Lena" erhielt die Aufgabe, bis zu dem gleichnamigen Flusse mitzugehen.

So verließ denn die in jeder Beziehung vortrefflich ausgerüstete „Vega" Gothenburg am 4. Juli 1878 und lief am 6. August im Dickson-Hafen ein, um von hier aus am 10. August in ein völlig unbekanntes Gebiet hinauszusteuern. Selbstverständlich durfte man nur unter Anwendung der größten Vorsicht vorrücken, um nicht den Gefahren nordischer Meere: Eis, Nebel, seichten Stellen, zum Opfer zu fallen; daß trotz der häufigen schweren Nebel und trotz der zahlreichen kleinen Inseln und Sandbänke, die, auf keiner Karte verzeichnet, sich an der Küste hinziehen, das Schiff kein einziges Mal auf Grund gerieth,

ist ein Beweis für die ausgezeichnete Führung durch Capitän Palander. Nach fünftägiger Fahrt gelangte man zur Nordspitze der westlichen Taimyrhalbinsel, die sich als eine — Insel herausstellte. Hier wurde in dem nach den zahlreich vorkommenden Aktinien benannten „Aktinia"-Hafen eine viertägige Rast gemacht, und am 18. die Fahrt nach dem Ziele der allgemeinen Sehnsucht, der Nordspitze Asiens, fortgesetzt. Der Nebel hatte während der ganzen Fahrt eher zu- als abgenommen, und schon befürchtete Nordenskjöld, das nördlichste Kap der alten Welt möchte so mit Eis umgeben sein, daß es nicht möglich sein würde auf ihr zu landen, als plötzlich die Luft sich etwas aufhellte und eine Landspitze im Nordosten durchschimmerte. Als man sich dem Eingange einer kleinen Bucht näherte, zertheilte sich der Nebel ganz, und von der hellsten Sonne beschienen, lag die ganz eisfreie Landzunge, dahinter aber ein hohes, zum Theil schneebedecktes Gebirge vor den Blicken der Reisenden. Ein Gefühl freudigen Stolzes durfte sich ihrer bemächtigen angesichts des Bodens, den vor ihnen zur See noch niemand, zu Lande nur einer, nämlich Tscheljuskin im Jahre 1742, gesehen hatte. Schnell stieß ein Boot vom Schiffe ab, um die Männer der Wissenschaft dem heißersehnten Ziele zuzuführen, und bald entwickelte sich auf dem jungfräulichen Terrain eine lebhafte Thätigkeit; hier arbeitete einer mit Quecksilberhorizont und Sextanten, um die geographische Lage genau zu bestimmen, dort hatte ein anderer sein Inklinatorium aufgestellt zur Bestimmung der magnetischen Verhältnisse; hier brach einer mit Meißel und Hammer Stücke aus dem Gestein, dort sah man einen anderen alles sammeln, was sich an phanerogamen Pflanzen vorfand, andere einen fliehenden Bären, der auch hier die Landenden zuerst begrüßt hatte, verfolgen und nach sonstigen lebendigen Wesen spähen. Kap Tscheljuskin besteht aus zwei Vorsprüngen, die durch eine flache Bucht von einander getrennt sind; nach den schwedischen Messungen liegt die westliche Landspitze auf 77° 36′ 37″ n. Br. und 103° 25′ 39″ östl. L. (Greenwich), der östliche Vorsprung dagegen auf 77° 41′ Br. und 104° 1′ Länge. Diese Bestimmung rückt den nördlichsten Punkt der alten Welt etwas nach Norden und Westen von seiner ehemaligen Lage ab.

Aber nicht lange durfte man säumen, denn noch waren von diesem eigentlichen Nord- zum Ostkap 85 geographische Grade zurückzulegen, und für diese immerhin bedeutende Entfernung bedurfte es einer mit Vorsicht gepaarten Eile. Daher wurden schon am 20. August die Anker gelichtet und nordnordöstlicher Curs unter beständiger Nähe des Treibeises genommen. Aber bereits am dritten Tage erwies sich die weitere Verfolgung dieser Richtung wegen der Eisverhältnisse als unmöglich, und das Schiff wandte sich in südlicher Richtung der Küste der östlichen Taimyrhalbinsel zu. Auch betreffs ihrer Lage, die von den bisherigen Karten etwas zu weit nach Osten ausgedehnt wurde, hat die Küsten-

fahrt der „Vega", die hier vielfach auf seichtes Fahrwasser traf, eine nicht unwesentliche Berichtigung geschaffen. Erst an der Stelle, wo die Küste ihren nordsüdlichen Verlauf mit einem westöstlichen vertauscht, durften die beiden Fahrzeuge „Vega" und „Lena" sich etwas mehr vom Gestade entfernen und erreichten am 27. August die Mündung der Lena. Was also den siebenjährigen Anstrengungen der Russen nicht gelungen war, den Jenissei mit der Lena zu verbinden, das hatten die schwedischen Seefahrer in 17 Tagen geleistet.

Da günstiger Wind und offenes Meer eine ungehinderte Weiterfahrt versprachen, so führte Nordenskjöld seine ursprüngliche Absicht, die „Vega" hier vor Anker gehen zu lassen, nicht aus, sondern fuhr unmittelbar nach der Trennung von der „Lena" in östlicher Richtung weiter. Die Nachrichten, welche durch Vermittlung dieses Fahrzeuges der Telegraph am 16. October von Jakutsk aus brachte, waren für längere Zeit das letzte Lebenszeichen von der unterdeß rüstig vorwärts dringenden Expedition. Der 30. August fand sie bei Ostrowa Bischnij, der südlichsten unter den neusibirischen Inseln, der 3. September zwischen den Bäreninseln vor der Mündung der Kolyma. Aber während sich das Schiff bisher in ziemlicher Entfernung von der Küste halten konnte, wurde es bereits mehrere Meilen östlich von den Bäreninseln von undurchdringlichen Eismassen gezwungen, am Gestade entlang zu steuern, und am 8. September, östlich von der Tschaunbucht, wurde auch auf dieser Route Nebel und Eis so hinderlich, daß mehrere Tage vor Anker gegangen werden mußte. Diese Zwischenzeit wurde durch eine Landexpedition zu den Tschuktschen ausgefüllt. Von nun an ging die Fahrt nur noch langsam und oft mit mehrtägigen Unterbrechungen von Statten; gerne hätte Nordenskjöld noch die wenigen Meilen bis zur Beringstraße zurückgelegt, indeß die Temperatur sank zusehends, und bald bedeckte sich das Meer mit neugebildetem Eise, das zwar allein die Fahrt nicht hätte hemmen können, sie aber doch auf die Dauer deshalb unmöglich machte, weil es die vor der Küste liegenden Treibeisfelder zu einem festen Damme verband. Auch die Hoffnung, daß günstigere Temperaturverhältnisse das Schiff die geringe Entfernung bis zur Beringstraße würden vollenden lassen, erfüllte sich nicht, und so mußte man sich, für den Augenblick freilich stark enttäuscht, dazu entschließen, die Ueberwinterung vorzubereiten. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu thun, um Nordenskjöld zu begreifen, wenn er schreibt: „Dieses Festfrieren so nahe dem Ziele ist das Mißgeschick gewesen, mit welchem ich mich während aller meiner Eisfahrten am schwersten ausföhnen konnte."

Der Winterhafen der „Vega" befand sich 67,7° n. Br. und 173,5° östl. L. im nördlichsten Theile der Beringstraße, 3 Seemeilen von der Landspitze Serdze-Kamen und nur 115 Seemeilen von der Beringstraße selbst entfernt. Die „Vega" wurde auf einem Grundeisblock von 40 Meter Länge und 25 Meter

Breite beigelegt, der sich 6 Meter über den Wasserspiegel erhob, und so gut innerlich und äußerlich zugerüstet, daß ihr weder die Herbststürme noch die Winterkälte einen wirklichen Schaden zufügten. Zum Glück war sie auf zwei volle Jahre verproviantirt, mit allen Mitteln für den Fall des Festfrierens und vor allen mit ausreichenden Antiscorbutien so gut versehen, daß man der Zukunft mit Ruhe entgegensehen konnte. Wenn aber auch trotz der wahrhaft sibirischen Kälte die wissenschaftlichen Arbeiten nach den verschiedenen Richtungen mit Eifer weiter verfolgt und ein lebhafter Verkehr mit den Küstenstämmen unterhalten wurde, eine gewisse Ungeduld stellte sich doch bei allen Mitgliedern ein, als das Thermometer gar nicht steigen wollte, sondern am 3. Mai —26,8° zeigte. Endlich Anfang Juli 1879 trat eine Wendung zum Bessern ein: der Schnee schwand, das Meereis erhielt Löcher, das Jahreseis löste sich vom Lande ab, am 18. Juli Nachmittags 1½ Uhr gerieth das Eis in der Nähe der „Vega" in Bewegung, und zwei Stunden später dampfte das Schiff in die offene See hinaus und verließ völlig unbeschädigt und mit voller Mannschaft die Stelle, wo es 274 Tage festgelegen hatte.

Am 20. Juli um 11 Uhr Vormittags wurde die Ostspitze Asiens und damit das große Ziel erreicht, wonach man so lange Zeit vergebens gestrebt hatte. Das Problem der Nordostdurchfahrt war gelöst. Alle Theilnehmer sind bei voller Gesundheit und überall, wo sie landeten, mit außerordentlichem Jubel aufgenommen, kürzlich in ihre Heimat zurückgekehrt. Sie haben den Ruhm, die ersten gewesen zu sein, welche den ehrwürdigen Continent Asien-Europa in seiner ganzen Ausdehnung von circa 1 Million Quadratmeilen umfahren haben. Mögen sie sich ihres Erfolges freuen!

Georg Büchner.

Indem sich die längere Zeit hindurch herrschende und mit verschiedenen zum Theil höchst wunderlichen Mitteln aufrecht erhaltene Behauptung zu verlieren beginnt, daß die deutsche Dichtung seit Goethes Tode nichts Bleibendes und der Erhaltung Werthes hervorgebracht habe, indem sich eine gerechtere Würdigung vieler Epigonenschöpfungen aller Orten geltend macht, kann es nicht ausbleiben, daß nun auch eine gewisse Ueberschätzung einzelner Erscheinungen, ein Bemühen Platz greift, jedes neuere Talent und jede neuere Leistung in ihrer Bedeutung emporzuschrauben. Wir haben natürlich in bestimmten Fällen

nichts gegen die Uebertragung des ganzen Apparats philologischer Textkritik auf die Herausgabe neuester Dichter einzuwenden, obschon die modernen ersten Handschriften sehr oft derart zu sein pflegen, daß ihnen die Druckcorrecturen wesentlich zu Hilfe kommen müssen und der Autor beim Zurückgehen auf seine „ursprüngliche“ Lesart nur verlieren kann. Bedenklicher aber steht es schon um die Annahme, daß um der „Vollständigkeit des Materials“ willen kein zufällig hinterlassenes Blättchen eines Dichters, der einiges Gute geleistet, ungedruckt bleiben dürfe. Jedenfalls verpflichtet der Grundsatz, alles Hinterlassene wahllos und unbarmherzig zu publiciren, die neueren Schriftsteller von einigem Ruf und Talent, alle von ihnen selbst als unzulänglich betrachteten und verworfenen Anfänge, ersten Niederschriften und unreifen Entwürfe bei Zeiten zu vernichten. Wenn daraus für die Schriftsteller der Gegenwart ein Anlaß mehr zur strengeren Selbstkritik erwüchse, so würde dies der Werthschätzung der modernen Literatur nur zu Gute kommen. Freilich glauben auch die Herausgeber, welche „alles Material“ veröffentlichen, das ihnen irgend zu Gebote steht, das tiefere Verständniß der poetischen Production zu fördern, und übersehen, daß sie, wenige Ausnahmefälle abgerechnet, mit ihren kritischen Gesammtausgaben ihre Schriftsteller in einen Kreis bannen, den man sich kaum eng genug vorstellen kann.

Ob diese allgemeine Bemerkung auf die neue Ausgabe der „Werke“ Georg Büchners Anwendung leide*) oder ob wir es hier mit einem der Ausnahmefälle zu thun haben, erscheint insofern zweifelhaft, als der Poet von „Dantons Tod“ schon von Haus aus nur in kleinen literarisch-politischen Kreisen gewirkt und gegolten hat und als das Interesse an seinen Fragmenten und Anläufen vielmehr social-politischer, ja wenn man das viel mißbrauchte Wort anwenden will, culturgeschichtlicher als ästhetischer Natur im engeren Sinne gewesen ist. Zwar hat sich neuerdings eine Art Büchnercultus ausgebildet, doch wenn wir daran erinnern, daß derselbe von der socialdemokratischen Partei ausgeht, welche in dem jugendlichen Poeten und Verschwörer der dreißiger Jahre (nicht ganz mit Unrecht) einen ihrer Vorläufer erblickt, so liegt es auf der Hand, daß hier von innrer Theilnahme am dichterischen Talent und von besonderem Verständniß für die vielversprechende dramatische Begabung Büchners kaum die Rede sein kann, daß die Bewunderung lediglich dem Verfasser der Brandschrift „Der hessische Landbote“ und vielleicht den Cynismen in den Dantonscenen gilt. Und so darf man jedenfalls annehmen, daß die von Emil Franzos mit großer Sorgfalt hergestellte kritische Gesammtausgabe sammt ihrer biographischen Einleitung, an

*) Georg Büchners Sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Carl Emil Franzos. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1880.

verschiedenen Stellen und aus verschiedenen Motiven beachtet werden wird. Während es ihr wahrscheinlich nicht gelingen wird, die Bewunderung für die jugendliche Genialität in der Tragödie „Dantons Tod“ weithin zu verbreiten, so wird sie doch voraussichtlich die Augen Vieler auf Georg Büchners persönliche Schicksale zurücklenken. Die auf das beste Material gestützte, sehr ausgeführte, aber leider nicht völlig vollendete biographische Einleitung des Herausgebers ist wohl geeignet, die charakteristisch-originelle und doch so typische Erscheinung des frühgeschiedenen Poeten ins rechte Licht zu setzen, wenn auch keineswegs Alle die fast unbedingte Bewunderung des Biographen für seinen Helden theilen werden. In Georg Büchners Persönlichkeit haben wir gleichsam prophetisch die Kämpfe und Erregungen der nächstfolgenden Jahrzehnte vor uns. Seine frühe trotzige Wendung zu den realistischen Wissenschaften, sein skeptischer Pessimismus, seine revolutionäre Rolle, seine socialistischen Ueberzeugungen und republikanischen Träume — das alles, was nachher Tausende ergriffen und erfüllt hat, ist in den individuellen Anfängen bei ihm von Wichtigkeit und wesentlichem Interesse.

Freilich gelingt es auch der Biographie von Franzos nicht völlig, den Hintergrund, auf welchem sich dies seltsame Poetenschicksal abspielt, ganz deutlich zu machen. Als der Sohn eines tüchtigen Arztes am 17. October 1813 (einem der Schlachttage von Leipzig) in Goddelau in Hessen geboren, in Darmstadt, wohin sein Vater als Amtsarzt versetzt worden war, erzogen und unterrichtet, gehörte Georg Büchner einer gebildeten Familie an, in der es von vornherein fest stand, daß den Söhnen mit aller Aufopferung eine vorzügliche Erziehung gegeben und eine freie Laufbahn eröffnet werden müsse. Büchner bestimmte sich nach dem Beispiele des Vaters und dem innersten Drange seines Wesens für das Studium der Naturwissenschaften, er erreichte das Jünglingsalter, bevor sich die glühende Phantasie und der poetische Gestaltungstrieb bei ihm irgendwie regten, und er gehörte zu jenen eigenartigen Naturen, die eine Reihe von Illusionen bereits hinter sich haben, bevor ihnen Ideale aufgehen. Daß diese Ideale die republikanischen waren, welche im Gefolge der französischen Julirevolution sich rasch nach Deutschland verbreiteten, dafür sorgten die Eindrücke der heimatlichen Residenz und zwei Studienjahre, welche er nach dem Wunsche seines durchaus französisch (obschon streng monarchisch) gesinnten Vaters in Straßburg, damals einem der Hauptherde des französischen Radicalismus, verbrachte. Der jugendliche Poet war nicht deutschfeindlich gesinnt, wie eine große Zahl seiner Genossen und Nachfahren. Aber ohne daß er es wußte und wollte, lagen ihm die rheinbündischen Sympathien, das wunderliche Gefühl eines gewissen Zusammenhangs mit Frankreich, das man in Südwestdeutschland vielfach bewahrte, im Blute. Büchner mag schon in seiner Straßburger Zeit mit

den Plänen und Träumen deutsch-französischer Umwälzer vertraut geworden sein, wenn er sich auch bis zu seiner Uebersiedlung nach der Universität Gießen an ihnen nicht direct betheiligt hat. Vielleicht hielt ihn der wohlthätige Einfluß einer schönen und liebenswürdigen Braut (Minna Jaeglé) von der Gießner Winkelpolitik und dem Frankfurter Putsch vom 3. April 1833 zurück, vielleicht sah er aus der Straßburger Entfernung die Realität der Zustände besser als nachher in Gießen selbst.

Jedenfalls erscheint die Wandlung, welche in Büchners äußerem Verhalten zu den revolutionären Plänen eintrat, höchst bemerkenswerth. „Schon als er in Gießen anlangte," erzählt Franzos, „war er nicht mehr derselbe glückliche Mensch, den wir bisher kennen gelernt. Nur selten ist es wohl einem Biographen Pflicht gewesen, eine so radicale Wandlung seines Helden binnen gleich kurzer Frist festzustellen und zu erläutern. Der Jüngling, der am Rhein stolzfröhlich im Glück der Liebe und der Freundschaft, in der Freude an seinen Studien, im Zauber der Natur geschwelgt, der mit so ungemeiner Entschiedenheit auch eine ungemeine Klarheit der politischen Anschauungen (?) verbunden und sich so schroff von ‚revolutionären Kinderstreichen' abgekehrt, derselbe Jüngling stürzt sich in Gießen, ein einsamer verbitterter Mensch, mit sich und der Welt zerfallen kopfüber in dieselbe Bewegung, die er schon aus der Ferne so richtig taxirt und obwohl ihn die Nähe nun handgreiflich gelehrt, was er in die Ferne bloß geahnt. Es ist eine Wandlung, die auf den ersten Blick verblüffend wirkt."

Und doch — vielleicht nicht so verblüffend, als der Biograph anzunehmen scheint. Wie Georg Büchner geartet war, mußte ihn in dem stillen Gießen die tödtlichste Langeweile und der tiefste Ekel an den umgebenden Verhältnissen erfassen. Diese Langeweile und die Vereklung an einer einförmig matten, ärmlich philiströsen Existenz, wie sie seit den Befreiungskriegen als normal galt, hat damals tausende beschlichen und auf wunderliche Abwege geführt, und hilft gewiß eine Menge literarischer wie politischer Erscheinungen jener Tage erklären. Da es für Conservatismus galt, auch die schlechteste und jämmerlichste Einrichtung, ja Gewohnheit als heilig und undiscutirbar zu betrachten, so erschien naturgemäß schon das bloße Interesse an irgend welchen öffentlichen Dingen und die leiseste Verbesserungslust als revolutionär. Büchner hatte aus Straßburg gut vor revolutionären Kinderstreichen warnen können. Sobald er den kleinlichen Verfolgungen, Chicanen und aufreizenden Brutalitäten der damaligen Büreaukratie gegenüber stand, wallte sein heißes Blut auf und trieb ihn, dem Verstande trotzend, vorwärts. Schon im Winter von 1833 auf 1834 war Büchner tief in die geheimen Zettelungen verstrickt,' deren Mittelpunkt der unglückliche Rector von Butzbach und nachmalige Pfarrer Weidig bildete, und

in denen sich eine ideale Gesinnung und muthige Aufopferungsfähigkeit mit der unglaublichsten Verblendung über die Wünsche, Neigungen und innersten Gesinnungen des süddeutschen Volkes, speciell des hessen-darmstädtischen Völkleins, seltsam paarten. Die Rührigkeit, mit welcher eine halb liberale, halb demokratisch-radicale Agitation, unklar in den Zielen, bald kühn, bald kläglich klein in den Mitteln, betrieben wurde, täuschte über die Möglichkeit, eine Umwälzung ins Werk zu setzen und einem durch und durch monarchisch gesinnten Volke republikanische Ideale einzuflößen. Wäre der Ausgang für die Mehrzahl der Betheiligten nicht ein so erschütternd tragischer gewesen, so würde man sich versucht fühlen, die komischen Züge in der Geschichte jener Geheimbünde und Duodezverschwörungen der dreißiger Jahre hervorzuheben. So läßt sich eben nur sagen, daß einer unglaublichen und fast frevelhaften Unklarheit, einer verhängnißvollen Geschäftigkeit ohne innere Berechtigung, die würdeloseste kleine Despotie und die armseligste Furcht gegenüber standen. Dem wirklich conservativ gesinnten, der für Erhaltung sittlich-berechtigter und entwicklungsfähiger Zustände lebt und wirkt, muß noch heute die Schamröthe ins Gesicht steigen, wenn er in Franzos' Büchnerbiographie liest, mit welchen Mitteln die damalige hessische Regierung die ihr drohenden Gefahren (welche natürlich gar keine Gefahren waren) bekämpfte.

Büchner suchte der ergriffenen Sache den Schwung großen Parteilebens und dem kleinen Treiben der Agitatoren und Geheimbündler eine straffe Organisation zu geben. Freilich hieß dies aus Wasser Kugeln gießen wollen — allein es bewies mindestens, daß der junge Gießner Student die Unzulänglichkeit der ganzen seitherigen Wühlerei und die Geringfügigkeit ihrer Resultate begriff. Die Mittel, mit denen er Abhilfe zuschaffen trachtete, waren allerdings die denkbar schlimmsten: die Gründung einer neuen geheimen „Gesellschaft der Menschenrechte", welche auf das republikanische Programm verpflichtet, und der Appell an die materiellen Interessen der gedrückten unteren Volksclassen, denen mit bewußter Lüge vorgespiegelt wurde, daß sie die ganze Last des Staates trügen, ohne auch nur einen Vortheil desselben zu haben. Der Abdruck der von Georg Büchner verfaßten und von Weidig mit einigen Correcturen und biblischen Zusätzen versehenen Flugschrift „Der Hessische Landbote" (S. 265—281 der „Sämmtlichen Werke") gewährt ein ziemliches historisches Interesse, insofern in dieser ältesten „socialdemokratischen" Broschüre alle die Mittel aufgeboten sind, mit welchen bis diesen Tag der Klassenhaß geschürt und gefördert wird. Auch der Herausgeber der Büchnerschen Schriften, dem es wahrlich nicht einfällt, seinen Helden zu unterschätzen und anzuklagen, räumt ein: „Eine Schrift, in welcher eine freie edle Seele ihre tiefsten, besten Gedanken und Empfindungen ausströmt, mit der einzigen Absicht Gleichgesinnte zu stählen oder Kältere zu gleicher Gluth zu er-

wärmen, eine Schrift, in welcher nur sittliche Wahrheit und Würde waltet, eine Schrift endlich, die keine Behauptung, keine Folgerung, keine Phrase enthält, an welche der Autor nicht selbst geglaubt hätte — eine solche Schrift ist der ‚Landbote' nicht, und wer ihn so charakterisirt, hat ihn nicht gelesen oder aus falscher Pietät für den Verfasser gegen sein eignes besseres Wissen gesündigt — ein Drittes ist undenkbar. Denn der Charakter des ‚Landboten' liegt klar zu Tage: ein Pamphlet, welches nur solche Thatsachen anführt, die zur Erreichung einer bestimmten Absicht dienlich sind, andere Thatsachen, welcher dieser Ansicht gegenüberstehen könnten, verschweigt oder entstellt, und endlich auch Behauptungen aufstellt, für welche der Autor die ernstliche Verantwortung nicht übernehmen könnte, kurz ein Pamphlet von so entschieden tendenziösem Charakter, wie deren unsere Literatur nur wenige zu verzeichnen hat." Die sophistische und mit bewußter Lüge in die Massen hinaus geschleuderte Brandschrift wirkte übrigens im Jahre 1834 auf die Massen so gut wie gar nicht, wohl aber führte sie eine Katastrophe für ihren Verfasser und Verbreiter herbei. Durch einen erkauften Denuncianten erhielt die Darmstädtische Regierung Kenntniß über die betheiligten Persönlichkeiten, und obschon es diesem Denuncianten gefiel, aus irgend welchen Ursachen den Schuldigsten, Büchner selbst, zu „schonen", brachte doch die heimlich gedruckte Ansprache an die Hessen den Verbreitern der Schrift Unheil genug. Der Verdacht der Behörden lenkte sich trotz des „wohlwollenden" Denuncianten auf ihn, und die besorgten Eltern riefen im Herbst von 1834 den Sohn von der Universität heim. Im väterlichen Hause in Darmstadt durchlebte Georg qualvollbewegte Tage. Auch jetzt kitzelte es ihn noch, das frevle Spiel mit einem revolutionären Geheimbund (denn etwas anderes als Spiel konnte es nach der Entdeckung der besten Genossen nicht mehr sein, wenn es ja mehr gewesen war) fortzusetzen. Am Tage trieb er anatomische und physiologische Studien, begann dazwischen an seiner Tragödie „Dantons Tod", die er schon länger im Kopfe trug, zu arbeiten, bei Nacht versammelte er ein Häuflein jugendlicher Wagehälse in einem kleinen Hause an der Dieburger Landstraße, hielt ihnen Vorträge über die französische Revolution und vereidigte sie auf die künftige Republik. Von einer ernsten Thätigkeit des Vereins konnte keine Rede mehr sein, als die versuchte Befreiung einiger Gefangenen scheiterte. Der Trotz allein, der nicht nachgeben und um keinen Preis einräumen mochte geirrt zu haben, hielt Büchner bei der nutzlosen Agitation fest, der Trotz und ein Bedürfniß der Erregung, das eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Gewohnheit des Absynthtrinkens und anderen Gewohnheiten gleichen Schlages hatte. Dabei schwebte die Entdeckung und Verhaftung wie ein Damoklesschwert über ihm — er begann zu fühlen, daß es ein Wahnsinn sei, Jugend und Zukunft für ein Nichts, eine hohle Phantastik gegen eine äußere Gewalt eingesetzt zu haben, die mit hämischer Nachsucht

ihre Gegner nicht sowohl für das Vergehen gegen den Staat zu strafen, als in ihren Kerkern moralisch und physisch zu zerbrechen und zu vernichten trachtete. Die Vollendung des „Danton" sollte Büchner die Mittel für die als nothwendig erachtete Flucht gewähren, und kaum war das Manuscript an Gutzkow in Frankfurt a. M. abgesandt, so mußte sich der Dichter dem Darmstädter Amtsgefängniß durch einen raschen Entschluß entziehen. Er gelangte glücklich nach Straßburg, wo ihn der Verkehr mit seiner anmuthigen Braut und einigen Freunden und das glückliche Gefühl der ungestörten Wiederaufnahme seiner Arbeiten und Studien für die letzte schlimme Zeit in der Heimat hinreichend entschädigten. Es macht den Eindruck, als ob der Dichter, sowie er sich auf französischem, auf fremdem Boden befand, die ganze Klarheit seines Blicks und Urtheils zurückgewonnen habe. Denn er nahm an den demagogisch-revolutionären Plänen und Umtrieben keinen Antheil weiter, sondern widmete sich theils seinem naturwissenschaftlichen, theils seinem poetischen Berufe. So unzufrieden er mit den Aenderungen sein mochte, die Gutzkow und dann die Verlagsbuchhandlung (durch Ed. Dullers Hand) in seiner wilden Dantonskizze vorgenommen hatten, so that ihm der Erfolg, dessen sich diese Erstlingsarbeit erfreute, doch sehr wohl, er begann ein Lustspiel „Leonce und Lena", ein bürgerliches Trauerspiel „Wozzeck", eine Novelle „Lenz" und trug sich mit anderen poetischen Plänen. Er arbeitete fleißig, um eine feste Lebensstellung zu erringen, die ihm erlauben sollte den eigenen Herd zu gründen, und habilitirte sich im October 1836 als Privatdocent an der Universität Zürich, wo er neben vergleichender Anatomie auch Philosophie zu lesen beabsichtigte. Doch war seiner akademischen Thätigkeit eine noch kürzere Entfaltung gegönnt als seiner poetischen. Im Februar 1837 wurde der jugendlich strebende, der in Zürich auch wieder jugendlich froh geworden war, von einem tückischen Nervenfieber jäh dahingerafft.

Die Neuausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" bringt das Fragment „Wozzeck" zum ersten Male und veröffentlicht „Dantons Tod" völlig nach dem Originalmanuscript Büchners. Dadurch werden einige Stellen dieses Gedichts, das kein Drama sondern nur die Skizze eines solchen, aber freilich eine Skizze von unzweifelhafter Genialität ist, in ihrer Schlagkraft, ihrem Pathos oder Cynismus hergestellt und erscheinen weit charakteristischer, als in den früheren Abdrücken. Das Gesammturtheil über Büchners poetische Begabung kann durch den Neuabdruck nicht geändert werden. Der Dichter steht zwischen Heinrich von Kleist und Grabbe mitten inne. Die Art, wie sein lange Zeit schlummerndes und von ihm selbst kaum geahntes Talent plötzlich in einer Handlung von fortreißender Lebendigkeit und charakteristischer Gestaltung sich geltend macht, erinnert an den romantischen Dramatiker und dessen Debut mit der „Familie Schroffenstein". Auch das Heranstreifen der schärfsten Züge an die Fratze und Carri-

catur würde dem Vergleich nicht widersprechen. Der Unterschied des geistigen Gehalts und der zu Grunde liegenden Lebensanschauungen ist freilich ein unermeßlicher. Die Sucht, neben der Vorführung echten Lebens durch Paradoxien und geistreiche Einfälle Effect zu machen, ist wiederum Grabbe verwandt, den übrigens Büchner rasch überragt haben würde. Denn — und darauf ist das Hauptgewicht zu legen — es steckte in diesem jugendlich brausenden revolutionären Poeten ein Stück von der unbarmherzigen Wahrheitsliebe und schlichten Unmittelbarkeit des echten, gottbegnadeten Dichters, der das Leben darstellen muß, wie er es sieht. Die „Tendenz" Büchners war ohne Zweifel eine Verherrlichung der Republik, er wollte die „große" Zeit von 1793 in leuchtenden Bildern, mit lockenden Farben vor Augen stellen. Aber so tief er sich in die verlogenen Verherrlichungen der Schreckenszeit hineingelesen hatte — sein poetischer Sinn war rein und unbestechlich, ohne jede Idealisirung, mit vollem Leben treten uns Danton in seiner genialen Verlumptheit und sanguinischen Zuversicht, Robespierre, der „große Unbestechliche", in der impotenten Nüchternheit und der essigsauren Tugend seines engen Wesen entgegen, mit fast erschreckender Nacktheit und dem stärksten naturalistischen Cynismus wandelt sich in Büchners Scenen das unsterbliche Volk von 1793 zum kreischenden, lastervollen, grotesken Pöbel. Ein Tendenzdrama für die Revolution ist „Dantons Tod" nicht, man müßte denn, wie der Dichter wahrscheinlich gethan hat, die bloße wilde und farbenreiche Bewegung, den jähen Wechsel der Schicksale und den theatralischen Prunk der Revolution für so anziehend und herzgewinnend, für eine so glückliche Unterbrechung der Langenweile des Daseins betrachten, daß man vom Wunsch nach Wiederholung und eigener Durchlebung der hier poetisch festgehaltenen Scenen erfüllt würde. Aber die poetischen Qualitäten des frühgeschiedenen Dichters wird niemand verkennen, und die Fähigkeit zu sehen und das Gesehene zu gestalten, ist in der That eine so hervorstechende, daß die Verse der pathetischen Widmung an die Manen Büchners, mit denen Georg Herwegh ein paar Jahre nach dem Tode des Dichters seine „Gedichte eines Lebendigen" einleitete, keineswegs völlig als Phrasen erscheinen. Wie freilich, auch bei längerem Leben und völliger Reife, dies dramatische Talent unserer darniederliegenden realen Bühne hätte zu Gute kommen sollen, ist nicht recht abzusehen, und insofern mag der frühe Tod dem jungen Dichter manche herbe Erfahrung erspart haben.

— ? —

Zum Gedächtniß Carl Friedrich Lessings.

Einem schönen Leben voll rastloser Thätigkeit, einer von großen und seltenen Erfolgen begleiteten Künstlerlaufbahn hat der Tod am 5. Juni ein frühes Ziel gesetzt. Ein frühes Ziel! Denn obwohl der Altmeister der neueren deutschen Historienmalerei bereits die siebzig überschritten hatte, lebte er noch keineswegs thatenlos und halbvergessen unter uns. Jahr um Jahr schmückte er noch von Karlsruhe aus die deutschen Ausstellungen mit tief empfundenen Landschaften von großartigem Charakter und von einer Schönheit und Kraft der Farbe, die mit dem Jüngsten der modernen Coloristen wetteiferte. Wenn man auf einer solchen farbenprächtigen, mit breitem Pinsel flott und sicher gemalten Landschaft das Monogramm C. F. L. erblickte, glaubte man seinen Augen nicht zu trauen. Fünfzig Jahre lang haben Bilder, welche dieses Handzeichen trugen, auf den Ausstellungen eine erste Stelle behauptet. Alle bedeutsamen Wandlungen, welche die deutsche Malerei in einem halben Jahrhundert erlebt, hat Lessing durchgemacht; alle namhaften Fortschritte, welche sie während dieses Zeitraums verzeichnen durfte, sind auch die seinigen gewesen, und am Abende seines Lebens stand der greise Meister noch in ungebrochener Kraft unter den Ersten. Wer die Geschichte seines Schaffens zu schreiben unternimmt, der kann als Motto an den Anfang das stolze Wort setzen: Allezeit voran!

Carl Friedrich Lessing wurde am 8. Februar 1808 in Breslau geboren. Doch verlebte er seine Kindheit nicht in dieser Stadt, sondern in Polnisch-Wartenberg, wohin sein Vater noch im August 1808 als Justizcommissarius versetzt wurde. Der letztere war der Sohn Carl Gotthelf Lessings, des Bruders von Gotthold Ephraim. Der Maler also, dem wir dieses Gedenkblatt widmen, war der Großneffe unseres nationalen Dichters und Denkers. So wenig Werth auch im Allgemeinen auf solche Verwandtschaften zu legen ist, in diesem Falle scheint doch etwas von dem Geiste des großen Ahnherrn auf Carl Friedrich übergegangen zu sein. Auch des Malers Name sollte einst wie ein Wetterstrahl in das Dunkel kirchlicher Unduldsamkeit hineinfahren.

Viel unmittelbarer als diese geistige Erbschaft wirkte indessen, vorläufig wenigstens, auf den heranwachsenden Knaben die waldreiche Umgebung Wartenbergs, in welcher er sich mit einem Bruder, der später ein tüchtiger Botaniker wurde, nach Herzenslust tummeln durfte. So mag schon frühzeitig die Liebe für die Natur, welche nachmals eine so große Rolle in seiner künstlerischen Thätigkeit spielen sollte, in ihm erwacht sein. Sonst war die Erziehung seines Vaters sehr streng. Wenn man liest, daß die Knaben, gleichviel ob Winter

oder Sommer, um vier Uhr Morgens aufstehen mußten, so wird man an die Gewohnheiten der spartanischen Zuchtmeister erinnert. Es ist übrigens merkwürdig, daß die geistige Entwicklung Lessings in der ersten Zeit sehr langsam von Statten ging. Im vierten Jahre begann er erst zu sprechen, und als der Schulunterricht seinen Anfang nahm, hatte der Vater, welcher die Erziehung seiner Kinder in allen Punkten selbst leitete, seine liebe Noth. Oft riß ihm die Geduld, und er warf, wie er in seinen Aufzeichnungen schreibt, den Jungen zur Thür hinaus und seine Bücher hinterdrein. Nur im Zeichnen that er es allen seinen Mitschülern zuvor. Instinctmäßig entwickelte sich dieser Trieb in ihm, und schon mit sieben Jahren setzte er seinem Lehrer durch seine Fertigkeit in Erstaunen. Der Vater that zwar alles, um diese Fähigkeit seines Sohnes zu voller Entwicklung zu bringen, doch traute er ihm das Zeug zu einem Künstler nicht zu, weil sich der Knabe, vielleicht durch die strenge Zucht des Vaters gehemmt, nur einen sehr geringen Grad von Selbständigkeit angeeignet hatte. Er wurde deshalb für das Baufach bestimmt, dessen Studium er nach Absolvirung des Gymnasiums in Breslau an der Berliner Bauakademie begann. Auch der Aufenthalt in Breslau ist von Einfluß auf die spätere künstlerische Thätigkeit, des leicht empfänglichen Lessing geworden. Er wohnte mit seinem Bruder bei einer Tante, deren Gatte ein eifriger Mineralog war. Die Knaben begleiteten ihn auf seinen oft ziemlich weit ausgedehnten Excursionen und wurden so praktisch in die Gesteinslehre eingeweiht. Diese in seiner Jugend gesammelten Kenntnisse hat der Maler später auf seinen Landschaften verwerthet. Seine Darstellung von Felsformationen — wir erinnern besonders an die Eifellandschaften und an die „Schützen im Engpaß" in der Berliner Nationalgalerie — war so exact und naturgetreu, daß sie selbst vor den strengsten Untersuchungen der Mineralogen Stand hielt. In Breslau genoß er auch weiteren Unterricht im Zeichnen bei dem Maler König. Wir können diese kurze Schilderung seiner Knabenjahre nicht besser schließen als mit dem ehrenvollen Zeugniß, welches ihm der strenge Vater in seinen Aufzeichnungen ausgestellt hat. „Ich habe," sagt derselbe, „nie mit Erscheinungen von Jugendfehlern oder Ausgelassenheiten irgend einer Art an ihm zu kämpfen gehabt, nie hat er mir eine andere kummervolle Stunde im Leben gemacht, als die der Trennung von ihm. Denn daß ein Stein eine andere Form hat, als ich wünsche, kann mir zwar Anstrengung und Aerger, wenn ich ihn anders formen will, erregen, allein ich kann auf den Stein nicht zürnen. Daß er hart ist und meinem Meißel reagirt, bringt seine Natur mit sich."

Der unmittelbaren Controle seines Vaters entrückt, widmete sich Lessing in Berlin mit verdoppeltem Eifer dem Zeichnen und Malen. Der Entschluß, Maler zu werden, stand bei ihm fest. Er verwendete den größten Theil seiner Zeit

auf Studien nach der Natur, unter denen Excursionen in die weitere Umgebung Berlins, z. B. nach den Rüdersdorfer Kalkbergen, obenan standen. Ein Ausflug nach Rügen hatte ihn in dem Gedanken, Landschaftsmaler zu werden, noch bestärkt, und er begann nunmehr bei den Professoren Rösel und Dähling ein systematisches Studium. Demselben fehlte allerdings noch die Sanction des Vaters, der im Gegentheil darauf bestand, daß sich sein Sohn der ersten Prüfung als Bauconducteur unterziehen mußte. Das Ergebniß derselben war völlig niederschmetternd: Der junge Lessing fiel durch und that nun dem Vater seinen Entschluß kund. Obgleich dieser sich anfangs sehr despectirlich über die „Farbenkleckser" aussprach, die er in Wartenburg nur in zwei sehr heruntergekommenen Exemplaren kennen gelernt hatte, gab er nachträglich doch seine Einwilligung zu dem Wechsel des Berufs. Lessing begann seine künstlerische Thätigkeit damit, daß er Landschaften copirte, welche die Aufmerksamkeit Schadows auf ihn lenkten und so seine Bekanntschaft mit diesem vermittelten. Im Jahre 1826 schickte der Achtzehnjährige bereits ein selbständiges Bild, einen verfallenen Friedhof mit einer Kirchenruine, auf die akademische Ausstellung, welches sich durch seine eigenartige Auffassung bemerkbar machte. „Unter den mancherley Landschaften," heißt es in dem Berichte des „Kunstblatts" über diese Ausstellung, „zeichnet sich hier vor allen aus eine von C. F. Lessing erfunden, und ihr gebührt in dieser Art, welche an Ruysdael erinnert, der Preis: ein Kirchhof mit einer alten morschen Todtenkirche, verfallenden Mauern und Grabmälern unter hohen Bäumen und unter einer alten Eiche ein neuer weißer Grabstein, welchen ein gebrochener Sonnenblick durch das trübe Gewölk erhellet: ungesucht macht das Ganze einen einfachen, wehmüthigen Ausdruck." So sprach sich schon in der ersten Landschaft Lessings jene romantische Grundstimmung aus, die etwa ein Jahrzehnt hindurch seine künstlerischen Schöpfungen beherrschen sollte. Nicht erst in Düsseldorf schloß er sich der romantischen Richtung an, sondern er kam schon als begeisterter Romantiker nach der Stadt am Rhein, die freilich diese seine Neigung reicher und glücklicher ausbildete, als es in Berlin der Fall gewesen wäre. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben dem Studium Ruysdaels, welches der Berichterstatter des „Kunstblatts" sehr richtig herausgefühlt hat, das Beispiel Schinkels von Einfluß auf Lessing gewesen ist. Die feine, subtile Ausführung der Baulichkeiten, der panoramenhafte Charakter des Ganzen, die Absicht, von einem erhöhten Standpunkte eine möglichst große Fläche mit Bergen, Hügeln, Thälern, Flüssen, Burgen, Dörfern, Saatfeldern und Landwegen zu umfassen, endlich der Reiz der Lichteffecte, welche die Stimmung hineinbringen, alle diese Elemente deuten mit Entschiedenheit auf Schinkel, dessen ideale, meisterlich componirte und mit bewunderungswürdigem Fleiße ausgeführte Landschaften gerade um die Zeit, als Lessing seine Studien begann, in Berlin Auf-

sehen erregten und die Landschaftsmalerei in ein ganz neues Stadium hinüberzuleiten berufen schienen. Noch bis in die Mitte der dreißiger Jahre bleibt den Landschaften Lessings diese vedutenartige Anordnung, welche dann allmählich in dem Maße weicht als Stil und Charakter die einzelnen Formen zu beherrschen und zu einem einheitlichen, stimmungsvollen Ganzen aneinanderzuschließen beginnen.

Als Wilhelm von Schadow im Herbst 1826 an Cornelius' Stelle zum Director der Düsseldorfer Akademie ernannt wurde, befand sich auch Lessing unter den Schülern, welche ihm nach dem Rheine folgten. Schadow hielt seiner ganzen Richtung nach nicht viel von der Landschaftsmalerei. Es war ihm darum zu thun, möglichst schnell eine große Anzahl von Historienbildern aus seiner Schule hervorgehen zu lassen, um die Erinnerung an die großen Thaten des Cornelius und seiner Schüler auszulöschen. Dazu sollte auch Lessing helfen, den Schadow zu Versuchen in der Historienmalerei aneiferte. Aber seine ersten Versuche „Abschied des jungen Tobias von seinem Vater“ (Carton) und „Schlacht bei Ikonium“ (Farbenskizze) mißglückten, so daß er bald wieder den Muth verlor. Die „Schlacht bei Ikonium“ wurde jedoch al fresco im Schlosse des Grafen Spee in Heltorf ausgeführt. Nebenher cultivirte er nach wie vor die Landschaftsmalerei und erzielte auch 1828 mit einer „Ritterburg im See“ (jetzt in der Berliner Nationalgalerie), welche im Charakter der Walther Scottschen Naturschilderungen gemalt ist, und mit einer Klosterruine auf den Ausstellungen in Düsseldorf und Berlin neue Erfolge. Die letztere Landschaft hatte bereits durch zwei Schatzgräber, die im Vordergrunde beschäftigt sind, eine düstre, gegeheimnißvolle Staffage erhalten, wie sie nunmehr in den mannigfachsten Variationen auf allen Lessingschen Landschaften wiederkehrte. „Lessings Burg am Waldsee,“ schrieb damals ein Correspondent des „Kunstblattes“ aus Berlin, „ist eine kühnere Dichtung, als je ein Scott sie gewagt, bei einer Wärme in der Ausführung, hinter der die schöpferische Kraft in der Erfindung fast zurückblieb.“ Aus derselben Walter Scottschen Stimmungsromantik herausgeboren ist auch der 1828 entstandene „Klosterhof im Schnee“, welchen das städtische Museum in Cöln besitzt: Im inneren Kreuzgange eines Klosters sieht man eine Procession von betenden Mönchen nach einem in der Kapelle vor einem Altar stehenden Katafalk ziehen. Zu gleicher Zeit entstand, als Pendant zu der oben erwähnten Landschaft, ein Schloß am Meere im Mondlicht.

Diese umfassende Thätigkeit ließ Lessing noch die Zeit, einen neuen Versuch mit der Figurenmalerei zu wagen, der seinen Namen mit einem Schlage zu den gefeiertsten deutscher Kunst machen sollte. Uhlands melancholische Romanze „Das Schloß am Meere“ lieferte ihm das Motiv zu einem Bilde mit überlebensgroßen Figuren in der letzten Strophe:

Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.

In einer gothischen Halle von ernstem, düsterem Charakter sitzt das „Trauernde Königspaar" — unter diesen Namen wurde das Bild berühmt — in tiefen Schmerz versunken. Der König, ein bärtiger Greis, blickt starr, seine Thränen mannhaft bekämpfend, vor sich hin. Ein weißer Mantel fällt in breiten Faltenmassen über das violette Untergewand herab; die Hände hält er über den Knien gefaltet. Die Königin in braunem Gewande stützt mit der Rechten, den Blick zu Boden gesenkt, ihr Haupt, während die Linke auf dem Arme ihres Gemahls ruht. Seitwärts sieht man den Sarg der Tochter, und durch das Fenster blickt der Abendhimmel, der sich über das Meer gebreitet hat, herein. Mit Sohns „Raub des Hylas" gehörte das „Trauernde Königspaar" zu den Ereignissen der Berliner Ausstellung von 1830. Die ergreifende Stimmungswelt, die aus den Köpfen der beiden Figuren sprach, der Ernst und die Tiefe der Auffassung, mit welcher sich der absichtlich gedämpfte Ton des Colorits harmonisch deckte, riefen in Berlin einen so nachhaltigen Eindruck hervor, daß man, als die Kunde kam, der Petersburger Winterpalast, wohin das Gemälde verkauft worden war, sei durch eine Feuersbrunst zerstört worden, zuerst fragte, ob Lessings „Trauerndes Königspaar" mit verbrannt sei. Bendemanns „Trauernde Juden", welche 1831 entstanden, sind unzweifelhaft durch den Erfolg des Lessingschen Bildes mit veranlaßt worden. Damit das Trauern nicht weiter um sich griffe, setzte damals der Humorist der Düsseldorfer Schule, Adolf Schrödter, diesem Jammer ein frühes Ziel, indem er den „Trauernden Juden" seine „Trauernden Lohgerber" gegenüberstellte.

Die Lebensweise, welche der junge Lessing und seine gleichgesinnten Genossen in Düsseldorf führten, entsprach völlig dem Ernste ihres Strebens. Als der Vater ihn im Jahre 1830 besuchte, fand er dort zu seinem Erstaunen nichts von der Regellosigkeit und Ungebundenheit des Künstlerlebens vor. „Die Einigkeit," schreibt er, „die ich unter diesen jungen Malern traf, war wirklich eine seltene. Sie wohnten größtentheils in einem Hause, hatten nur ein Schreibzeug und eine Casse, welche einer von ihnen führte. Diese Cassenverwaltung war so originell, daß man sah, sie verlangten vom Leben wenig und gingen nur mit Ernst ihrer Ausbildung als Maler nach. Die meisten, und Carl an der Spitze, lebten aufs äußerste streng und sparsam."

Als Schadow im Jahre 1830 mit Hildebrand, Sohn und Bendemann eine längere Reise nach Italien antrat, gab er dem zweiundzwanzigjährigen Lessing eine höchst ehrenvolle Probe seines Vertrauens, indem er ihm einen

Theil der Directorialgeschäfte übertrug. Dieselben ließen ihm jedoch die Zeit, fast gleichzeitig zwei Gemälde von romantisch-sentimentalem Charakter zu vollenden, welche schon im nächsten Jahre zur öffentlichen Ausstellung gelangten. Auf dem einen schilderte er nach Bürgers „Lenore", aber in mittelalterliches Costüm übertragen, die Heimkehr der Krieger, von welchen Lenore die Kunde von dem Schicksal Wilhelms erhält. Zu dem anderen Bilde „Der Räuber und sein Kind" war er durch ein Buch über die Räuberbande am Mittel- und Unterrhein inspirirt worden, welches ihm schon bei seiner Ankunft in Düsseldorf in die Hände gefallen war und welches eine Zeit lang seine Ideenwelt beherrschte. Der Räuber sitzt in Gedanken verloren, als ob er Schmerz und Reue über sein verbrecherisches Leben empfände, von der Abendsonne voll beleuchtet, auf der Spitze eines Felsens. Das unschuldige Kind, welches auf seinen Knieen schläft, fügt zu dem Glanze abenteuerlicher Romantik den sentimentalen Beigeschmack. Es verdient übrigens erwähnt zu werden, daß das Ungesunde und Gefährliche, welches in dieser Richtung liegt, von der gleichzeitigen Kritik keineswegs verkannt wurde. Nur erkannte man in der kräftigen gediegenen, der Natur nachstrebenden Malweise Lessings das beste Correctiv gegen diese sentimental-poetische Schwärmerei, und es dauerte auch nicht lange, bis sich Lessing an der Hand der Natur aus diesen unklaren, aber bei seiner Jugend leicht verzeihlichen und aus der Zeitströmung doppelt erklärlichen Phantastereien in eine freiere Atmosphäre herausarbeitete.

Wie eine Reise nach Rügen den landschaftlichen Sinn des Künstlers zu voller Entwicklung gebracht hatte, so war es jetzt, 1832, ein längerer Ausflug in das Eifelgebiet, welcher eine so vollständige Umwälzung in den Anschauungen Lessings hervorief, daß mit ihr eine neue Periode seines Schaffens begann. Die moderne Landschaft mit ihrem wohl abgemessenen Ackerbau und ihrer polizeilich geregelten Forstcultur war seinem auf das Erhabene und Großartige gerichteten Sinne unerträglich gewesen. Deshalb dachte er sich gern in die von der modernen Civilisation noch unberührte Natur hinein, wie sie vielleicht das Mittelalter noch gesehen, und wenn er Landschaften in solchem Geiste componirte, mußte er sie auch mit einer mittelalterlichen Staffage bevölkern, welche mit der ernsten Größe und erhabenen Einsamkeit der Natur besser harmonirte als der simple Landmann seiner Zeit. In der Eifellandschaft fand er aber eine Natur vor, die er bisher vergeblich gesucht hatte. Trotzige Felskegel und gigantische, wild über einander geschichtete Gebirgsmassen blickten auf Thäler herab, in welchen ein einfaches, kerniges Bauerngeschlecht in patriarchalischer Weise seinen ländlichen Beschäftigungen lebte. Hier ging dem jungen Maler, der bisher nur mit Rittern, Räubern und Mönchen harmonirt hatte, zum ersten Male der Sinn für die Gegenwart auf. Die Eifelreise war nicht nur für ihn und seine

künstlerische Entwicklung von tief einschneidender Bedeutung; mit den Bildern, welche er nach den in der Eifel gemachten Studien vollendete, hebt auch die realistische Epoche in der neueren deutschen Landschaftsmalerei an. Damals spann Lessing die Fäden, an welche später die Achenbachs und andere Koryphäen der Düsseldorfer Landschaftsmalerei anknüpften.

Die eine der drei ersten Eifellandschaften, die schönste, ist aus der Wagner'schen Sammlung in den Besitz der Nationalgalerie gekommen. Am Fuße eines hoch aufragenden Berges mit breitem Rücken, dessen unterer Theil beackert ist, liegt ein Städtchen tief eingebettet, und davor ein See, in welchem sich der Bergriese spiegelt. Um den See zieht sich ein Weg in den Vordergrund, auf welchem ein Landmann auf seinem Gaule dahintrabt. Zwei Mädchen, die auf einer Brücke stehen, blicken dem Reitenden nach. Die peinlich genaue Detaillirung der Einzelheiten, der Häuser, der Bäume und Sträucher, der Wege, der Ackerparzellen u. s. w. erinnert zwar noch ganz an die Erstlingslandschaften Lessings, und auch die anmuthigen Effecte des Sonnenlichts, welches alle Contouren mit einem duftigen Schleier umzieht und denselben ihre Schärfe nimmt, wurden schon auf den frühesten Bildern des Künstlers mit Recht bewundert. Als neues Element aber tritt uns hier der eigenartige Charakter entgegen, welcher die ideale Composition von dem landschaftlichen Porträt unterscheidet. Der moderne Realismus macht hier in der treuen, von keiner Reflexion getrübten Wiedergabe des Geschauten seine ersten schüchternen Versuche. Jetzt kam auch Lessing sein geologisches Wissen zu Gute, welches er überdies auf der Eifelreise noch dadurch erweiterte, daß er ein Werk von Nöggerath „Das Gebirge in Rheinland-Westphalen nach mineralogischem und chemischem Bezuge" fleißig zu Rathe zog. Die Früchte dieses Studiums zeigten sich auf dem oben erwähnten Bilde in der treffenden Charakteristik der Felsschichten und in der richtigen Anordnung ihrer Reihenfolge. Durch dieses energische Festhalten ihrer realen Erscheinung verlor die Landschaft zunächst ihr unbestimmtes, verschwommenes Ansehen. Das Auge schärfte sich im Anblick dieser gleichsam monumentalen Felsmassen, und so wurde die Landschaft allmählich aus der romantischen Stimmung zum plastischen Charakter hinübergeführt.

Die Eifel hatte auf Lessing einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß er sich demselben sein ganzes Leben lang nicht mehr zu entziehen vermochte. Wenn er auch gelegentlich Motive aus Schlesien (Wiesenlandschaft von 1841, Berliner Nationalgalerie) oder aus Mitteldeutschland (Gebirgslandschaft von 1847, im Leipziger Museum) verwerthet, kehrt er doch immer wieder mit Vorliebe zur Eifel zurück, und gerade an diesen verschiedenen Eifellandschaften läßt sich am besten verfolgen, wie sich Lessing allgemach aus der kindlichen Befangenheit des romantischen Stils zur vollsten Freiheit des modernen Realismus, der sich mit

der Natur identificirt, emporrang. Eine solche Eifellandschaft vom Jahre 1875, die in ihrer breiten, energischen Malweise, in ihrer saftigen, tiefen Färbung der Hand und dem Auge eines hohen Sechzigers zu höchster Ehre gereicht, besitzt die Berliner Nationalgalerie. Ueber einer Bergwand, welche zur Rechten des Beschauers steil emporsteigt, ziehen dunkle Gewitterwolken dahin, welche sich eben über das Thal entladen haben. In ein Haus im Hintergrunde hat der Blitz eingeschlagen, Flammen und Rauch kämpfen mit dem Regen und den aufsteigenden Wasserdämpfen, und vorn sieht man Landleute eine aufgeweichte Straße hinab- und auf die Feuersbrunst zueilen. Von der ersten Periode seines Schaffens hatte Lessing die Vorliebe für das Düstere und Tragische beibehalten, die ihn auch sein ganzes Leben hindurch nicht verließ. Einmal stellte er eine einsame Schlucht dar, in welcher kurz zuvor ein Kampf stattgefunden, auf welchen die Leichen Erschlagener hindeuten; ein anderes Mal schuf er in einer Waldpartie, welche ein furchtbarer Sturm heimgesucht, ein Bild unheimlicher Verwüstung. Auch zu mittelalterlicher Staffage kehrte er gelegentlich wieder zurück, in der Absicht, die Stimmung dadurch zu verstärken. Die „Landschaft mit der Brandstätte" (1835) — auf einem Berge sieht man ein durch Brand zerstörtes Haus, daneben liegt ein getödteter Mann und seine Waffen —, die „Tausendjährige Eiche" (1837) mit einem davor knieenden Ritter und seiner Frau, „Die Waldlandschaft mit einem schlafenden Kreuzritter" (1839), alle drei im Städtischen Museum in Frankfurt am Main, ferner die Landschaft mit dem brennenden Kloster (1846, in der Liechtenstein'schen Galerie in Wien) sind charakteristische Beispiele für seine Neigung, die Landschaft zum Schauplatze ungewöhnlicher oder gar zum Nachdenken reizender, geheimnißvoller Vorgänge zu machen. Diese Neigung ist auf Eugen Bracht in Karlsruhe übergegangen, welcher sich unter Lessings Einfluß gebildet hat.

Bevor wir unsere Betrachtungen über Lessing als Landschaftsmaler abschließen und uns zum Historienmaler wenden, dessen Ruhm größer ist als der des Landschaftsmalers, wenn auch vielleicht nicht so dauerhaft wie jener, ist aus seinem äußeren Lebensgange nachzuholen, daß er 1833 sein Militärjahr bei den Ulanen abdiente. Wir erwähnen dieses an sich geringfügigen Umstandes deshalb, weil seine Dienstzeit ebenfalls nicht ohne Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung geblieben ist. Ein so reicher, vielseitiger Geist wußte selbst aus einem, für einen Künstler doppelt unbequemen Zwischenfall, der seine Studien mitten im schönsten Flusse unterbrach, Gewinn zu ziehen. Lessing bildete sich während dieses Jahres zu einem passionirten Reiter heraus, und er blieb dieser Passion ebenso wie der Jagd sein Leben lang treu. Beide Neigungen haben sicherlich dazu beigetragen, die Entwicklung seines Geistes, dessen frühe Reife sonst zu Bedenken Anlaß gegeben hätte, normal zu fördern und Geist und

Körper bis in das Greisenalter hinein gleichmäßig frisch zu erhalten. Seine Beobachtungen und Erfahrungen auf der Jagd hat er übrigens auch in verschiedenen Bildern verwerthet. Eines von ihnen, „Jäger auf dem Anstand“, befindet sich in der Ravené'schen Sammlung in Berlin.

Im Jahre 1833 machte Lessing durch einen Zufall die nähere Bekanntschaft mit der Geschichte der Hussiten, welche ihm nachmals den Stoff zu seinem berühmtesten Bilde liefern sollte. Während eines Unwohlseins las ihm eines Abends ein Freund, der geistvolle Dichter Friedrich von Uechtritz, aus Menzels Geschichte der Deutschen die Schilderung der Hussitenkämpfe vor. Diese Darstellung ergriff den jungen Künstler so mächtig, daß sie schon am anderen Morgen in seinem Kopfe bildliche Form gewann. Flüchtige Compositionen wurden hingeworfen; aber zuvor galt es noch, das von Menzel nur in kurzen Umrissen Gebotene durch Specialstudien zu erweitern. Auch nach dieser Richtung hin war Lessing ein Sohn der neuen Zeit: er begnügte sich nicht mit dem traditionellen Theatercostüm der älteren Düsseldorfer, welches diese für „mittelalterlich“ hielten, sondern er ging, sobald er sich an die Ausführung eines Bildes machte, mit großer Gewissenhaftigkeit auf die Quellen zurück, um den strengsten Anforderungen der historischen Kritik zu genügen. Das erste der Bilder aus der Geschichte der Hussiten, die „Hussitenpredigt“ (Berliner Nationalgalerie, 1836 vollendet) zeigte in seiner Auffassung ebenso klar den selbständigen, zielbewußten Reformator wie seine Landschaften. Die übrigen Historienmaler der Düsseldorfer Schule hatten bei ihren figurenreichen Gemälden, welche große Haupt- und Staatsactionen darstellten, die Hauptrolle immer den Kaisern, Königen, Fürsten, Rittern und der Geistlichkeit zugewiesen. Das Volk wurde von ihnen nur als bedeutungslose Staffage benutzt, als Füllsel, welches hie und da einige Lücken der Composition auszugleichen für gut gehalten wurde. Lessing machte zum ersten Male die Männer und Frauen aus dem Volke nicht bloß zu Theilnehmern an der Action, sondern auch zu Trägern selbständiger Empfindungen und Gedanken. Er führte den tiers état in die vornehme, exclusive Historienmalerei ein und erwarb sich dadurch ein reformatorisches Verdienst, welches der großen Thaten nicht unwürdig ist, die sein Ahnherr als Vorkämpfer für Geistesfreiheit vollführte. Ein solches energisches Vorgehen war schon damals nicht unbedenklich, besonders in der näheren Umgebung Lessings, in den Rheinlanden, wo sich die socialen Gegensätze schon frühzeitig schärfer zugespitzt hatten als anderwärts, wo clericale Unduldsamkeit und pfäffische Bornirtheit genug Brennstoff angehäuft hatte, der nur des explosiven Funkens harrte. Vor der Hand freilich wurden die Gemälde Lessings noch nicht von socialistischer Seite tendenziös ausgebeutet; dies geschah erst anderthalb Jahrzehnte später, als Lessing das Meisterwerk seines Lebens „Huß vor dem Scheiterhaufen“ in die Welt

schickte. Vorläufig wurden die Hussitenbilder nur als schneidige Proteste gegen den Ultramontanismus, als ironische Belegtafeln für den Segen der Pfaffenherrschaft aufgefaßt, wenn gleich ihr Schöpfer als echter Künstler nicht die Absicht hatte, durch sie Parolen für religiöse Kämpfe auszugeben. Der Consequenzen, welche diese Ketzerbilder in einer katholischen Stadt, an einer Akademie, deren Haupt selber ein eifriger Katholik war, nach sich ziehen würden, mußte sich Lessing freilich bewußt sein, und dieselben ließen auch nicht auf sich warten. Schadow mied das Atelier Lessings, in welchem ein von der Kirche gerichteter Ketzer gefeiert wurde, und damit war der Grund zu Spaltungen gelegt, welche von Jahr zu Jahr größer wurden und nicht eher wieder verschwanden, als bis Schadow 1859 sein Amt niederlegte.

Lessing wußte den Geist seiner Zeit so vollständig zu erfassen und zu begreifen, daß er immer auf ihrer Höhe stand, und daraus erklären sich seine beispiellosen, beständig im Wachsen begriffenen Erfolge. Dieselben Tendenzen, welche die historischen Romane Walter Scotts und seiner Nachahmer befolgten, die damals alle literarischen Interessen beherrschten, wußte Lessing in seinen Gemälden zum Ausdruck zu bringen, nämlich eine lyrische, unmittelbar an das Gefühl appellirende Darstellung der historischen Gegenstände. Wie er in allen seinen Landschaften der Natur gleichsam den Stempel einer individuellen, persönlichen Empfindung aufgedrückt und dadurch das Wort Gotthold Ephraims, „daß die Landschaft, weil sie keine Seele habe, für die Malerei kein Vorwurf sein könne", glänzend widerlegt hatte, so zog er alle Figuren einer Composition in den Bereich einer mächtigen, leidenschaftlichen Stimmung, welche das Ganze bewegte. Diese Charakteristik gilt für die lange Reihe seiner Historienbilder, welche auf die „Hussitenpredigt" folgten. Die bedeutendsten derselben sind: Ezzelin von den Mönchen zur Buße gemahnt (1838, Städelsches Museum in Frankfurt am Main), Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V. (1840), Johann Huß zu Constanz vor den Geistlichen seine Ueberzeugungen vertheidigend (1842, Städel'sches Museum), Heinrich V. vor dem Kloster Prüfening (1844), Huß vor dem Scheiterhaufen (1850, Berliner Nationalgalerie), Verbrennung der Bannbulle zu Wittenberg (1853), Anschlag der Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg und Luthers Disputation mit Eck auf der Pleißenburg (1867, Kunsthalle in Karlsruhe). Auf allen diesen Bildern tritt das Streben nach tiefer, eindringlicher Charakteristik in den Vordergrund. Das lyrisch-epische Element hat auf allen das Uebergewicht über dem dramatischen, und damit haben wir zugleich die Grenze von Lessings Können bezeichnet. Ein starker, contemplativer Zug hat von Anbeginn sein Wesen beherrscht, und nur seine geistige Gesundheit, die nicht in letzter Linie der strengen, nüchternen Erziehung des Vaters zu danken ist, hat es verhindert, daß die plastische Gestaltungskraft des

Meisters nicht durch Subjectivität und überschwengliche Gefühlsschwärmerei in ihrer sich stetig erneuenden Frische verkümmert wurde.

In der technischen Ausführung halten Lessings Historienbilder ebenso wie die Landschaften gleichen Schritt mit der rapiden Entwicklung, welche das Colorit in den letzten vierzig Jahren durchgemacht hat. Seine Farbe wird von Jahr zu Jahr kräftiger, saftiger, leuchtender. Mit dem Hußbilde von 1850 ist schon ein beträchtlicher Höhenpunkt erreicht; die „Schützen im Engpaß", noch ein Stück Romantik aus dem Kriegerleben des dreißigjährigen Krieges (1851 gemalt, in der Berliner Nationalgalerie), bekunden wiederum einen Fortschritt, und die Landschaften der siebziger Jahre fassen alle coloristischen Errungenschaften der Neuzeit zu einem vollen Accorde zusammen.

Im Jahre 1858 wurde Lessing als Director der Kunsthalle nach Karlsruhe berufen, wo er noch zwanzig Jahre segensreich gewirkt und geschaffen hat. Dort hat er auch, bis an sein Ende bewundert und gefeiert, sein Leben beschlossen, ein Leben, das in seltenem Maße von der Sonne des Glücks erleuchtet gewesen ist. Seine große historische Bedeutung, die sich in einem knappen Umrisse seiner fruchtbaren Thätigkeit nicht erschöpfen läßt, liegt in der Vermittlung zwischen der Romantik und dem modernen Realismus, welche er im vollen Bewußtsein der Nothwendigkeit dieses Entwicklungsmomentes vollzogen hat.

A. R.

Die nationale Partei am Scheidewege.

Von einem Nationalliberalen.

Der ganze moderne Kirchenstreit ist ein Autoritätsstreit. Der Liberalismus hat seit Luthers Zeit eine falsche Autorität nach der anderen bekämpft. Die Autorität der Kirche wurde gestürzt; an ihre Stelle trat die Autorität des Gewissens. Die Autorität der Fürsten- und Feudalmacht wurde besiegt; an ihre Stelle trat die Autorität des Gesetzes. Die Autorität des Wunder- und Aberglaubens wurde vernichtet; an ihre Stelle trat die Autorität der Wissenschaft. Auf den Pfeilern dieser neuen Autoritäten ruht der Dom liberaler Kirchlichkeit. Die einseitige Fortbildung dieses Ideenganges freilich führt zum kirchlichen und politischen Radicalismus, zur Zeit erscheinend in der Socialdemokratie. Consequenz: Der Liberalismus in allen Phasen ist der entschiedenste Gegner des Papismus.

Der Conservativismus auf kirchlichem Gebiete ist nicht so kurz zu definiren, am wenigsten auf eine bestimmte Parteigruppe zu beschränken. Hier kommt es zunächst darauf an, das in neuerer Zeit allmählich fortschreitende Erstarken des kirchlichen Conservativismus hervorzuheben. Der gläubige, aber nicht wundersüchtige Protestant mit der Autorität der Offenbarung Gottes in der Person des Heilandes, der bibelfeste orthodoxe Pietist mit der wunderreichen Bibel, der ultramontane Papist mit der päpstlichen Unfehlbarkeit, haben der, nach

ihrer Meinung, Religion und Sittlichkeit zersetzenden Scepsis des Liberalismus gegenüber, viele Berührungspunkte. Mit der Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung ist die willenlose Unterwerfung der Ultramontanen unter das Dogma ihrer Kirche, mit dem feudalen Ständewesen die hierarchische Verfassung wohl vereinbar. Sollte nun eine solche Uebereinstimmung der Grundideen über das Wesen der Autorität die Veranlassung zu einem politischen Bündnisse der Hochkirchlichen und Klerikalen werden, so ist klar, daß Letzteren die Führung zufallen wird. Wer einseitig an die göttliche Gnadenwahl glaubt, muß in seinem Handeln, zumal wenn er getränkt ist von dem protestantischen Individualismus, der sich auf sich selbst zurückzieht und in seinem Kämmerlein betet, viel leichter zur Vereinzelung und Passivität gelangen als der Centrumsmann, dessen Grunddogma den Anschluß des Einzelnen an die große katholische Gemeinschaft befiehlt. In diesem Schema kennt der Ultramontane keine Passivität; im Gegentheil, er ist der rührigste Agitator in majorem dei gloriam. Jede Zeile der Geschichte lehrt dies. Die Organisation der Vereine, das System des „Unter uns" in fast allen ultramontanen Gesellschaften, Verwaltungen &c. ist hinreichend bekannt. Im Uebrigen wollen wir anerkennen, daß die Devotion vor der Autorität der positiven Kirchlichkeit, ja selbst der Jesuitismus, manche gute, sittlich werthvolle Resultate schaffen kann, wenn diese auch vor einer strengeren, also höheren Moral nicht bestehen können. Es ist interessant zu sehen, wie der Ultramontanismus sich über den Werth seiner Moral selbst täuscht und sich zur Entschuldigung seines Handelns oft mit Halbwahrheiten und handgreiflichem Doppelsinn durchhilft oder in seinen zu höherer Moral gereiften Männern sich schließlich mit der sophistischen Unterwerfung unter die Kirche, die Tradition oder das bekannte „Der Zweck heiligt die Mittel" beruhigt. Zum großen Schaden ihrer politischen Parteiorganisation, aber zu Ehren der Lauterkeit ihrer Moral befinden unsere Hochkirchlichen dem gegenüber sich praktisch im Nachtheil. Erkenntniß führt sie entweder zur Mittelpartei der aufgeklärten aber doch gläubigen Protestanten oder zum Liberalismus, jedenfalls zur Zersplitterung. Daß Kirchlichsein und Tolerantsein Gegensätze sind, weiß der Ultramontanismus am besten, denn er ist nie tolerant, wo er nicht muß. Die katholische Kirche hat im Princip noch nie nachgegeben, mit alleiniger Ausnahme der Augsburgischen Confession, aber sobald sich die erste Gelegenheit darbot, verwandelte sie das esse in das tolereri posse, und die Folge war der 30jährige Krieg. Consequenz: unsere Kirchlich-conservativen haben als politische Partei für die Kirchenvorlage nur zwei Wege: entweder mit dem Centrum zu gehen — und dann unweigerlich diesem die Führerschaft abzugeben — oder gegen das Centrum Front zu machen, trotz der Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen metaphysischen Bedürfnisse.

Die conservative Partei, mit uralter preußischer Tradition, ist, wie immer ihre Schwächen sein mögen, eine Partei, die durchaus auf staatlich-nationalem Boden steht. Das Gegentheil gilt von den Römlingen des Centrums. Ihnen ist das kirchliche Leben so sehr mit dem staatlichen verquickt, daß sie beides nicht zu trennen vermögen, jedenfalls das staatliche hintansetzen, ja daß sie, wo sie in der Lage sind durch ihre Mitwirkung die Bemühung des Staates, der katholischen Bevölkerung den Frieden zu geben, zu unterstützen, auf Roms Befehl zum Kampfe rüsten und daher selbst den Schein auf sich zu laden sich nicht scheuen, mit der politischen Gesetzgebung, soweit es in ihrer Fractionsmacht steht, für von Rom dictirte Parteizwecke zu marchandiren. Die liberale Partei, welche das nationale Banner stets vorangetragen, hat man vielleicht des Irrthums aber nicht mit Recht der Reichsfeindlichkeit beschuldigen können. Sonach ergeben

sich für Liberale und Conservative als staatspolitische Berührungspunkte die nationalen. Erst der Kirchenstreit hat die reichsfeindliche Partei der Römlinge geschaffen. Zwei Gegensätze bekämpfen sich in der Kirchenvorlage, die nationale und die antinationale Partei. Die Möglichkeit ist gegeben, die antinationale Partei auf demselben Boden, welcher sie erzeugte, zu schlagen und zu zersplittern. Diese Möglichkeit liegt einerseits in dem Compromiß der Regierungsvorlage, andererseits in einer nationalen Coalition der Parteien. Daß, wie bei allen Compromissen, an Parteizwecken und Idealen hüben und drüben geopfert werden muß, liegt schon im Worte. Ist jedoch eine Annahme der Vorlage gegen den Willen des Centrums auf Grund einer natürlichen Coalition der nationalen Parteien, d. h. der Liberalen und der Conservativen möglich, so ist damit dem Centrum eine entscheidende Schlappe, welche die Partei politisch zerreiben kann, beigebracht. Dagegen muß ein hochkirchlich-ultramontane Mehrheit, in sich politisch unnatürlich, nothwendig zur Stärkung des Centrums ausschlagen. Es giebt Augenblicke in der Politik, in welchen das verfehmte Wort „Opportunität“ gleichbedeutend wird mit staatsmännischer Strategie und Parteiführung. Dieser Augenblick ist für die liberale und conservative Partei unseres Erachtens da. Die alte Parole hat wieder neue Kraft: Hie Kaiser, hie Pabst!

Würde die nationale Coalition die Vorlage puro ablehnen, so würde sie damit den Römlingen so oder so zum Siege verhelfen, sei es, daß die Vorlage mit Hilfe des Centrums angenommen oder auch verworfen würde; im ersteren Falle würde es Sieger, im zweiten Märtyrer des Culturkampfes sein. Die nationale Coalation ist durch das unvorbereitete Einbringen der Vorlage in diese schwierige Lage gekommen, aus welcher sie sich nur durch eine Annahme oder durch eine modificirte Annahme, jedenfalls aber nur durch eine Annahme der Vorlage befreien kann. Hätte die Regierung vorher mit den Fractionen Fühlung gesucht, so wäre sie in der Lage gewesen darzuthun, daß in Wirklichkeit aus der Vorlage selbst gegen den obstinaten Klerus mit der Zeit gesetzliche Handhaben herauswachsen, und zu beweisen, daß die Vorlage aus der Nothwendigkeit hervorgegangen ist, eine schlimmere Alternative zu vermeiden, nämlich Kampf à l'outrance, — gleichbedeutend mit weiterer Stärkung der Centrumspartei*) —, oder ultramontan-conservatives Ministerium gleichbedeutend mit dem Gange nach Canossa. Die Regierung hat diese Fühlung mit den Fractionen vorher nicht vorgenommen. So sehr wir dies aber auch bedauern, so dürfen wir uns dadurch doch nicht verstimmen lassen, sondern müssen dabei bleiben, daß eine modificirte Annahme der kirchenpolitischen Vorlage durch eine liberal-conservative Mahrheit einer Ablehnung unbedingt vorzuziehen ist, obwohl pro et contra gleichgerechte Gründe angeführt werden mögen — vorzuziehen aus Gründen politischer Parteidisciplin der nationalen Sache.

Die plötzliche Einbringung der Kirchenvorlage in so weitgehender Form hat aber nicht nur die nationalen Parteien überrascht und gewissermaßen in Verlegenheit gesetzt, sondern ebenso das Centrum. Gegen die Römlinge sah die Vorlage fast wie ein berechneter Schachzug aus; vorausgesetzt nämlich, daß die nationale Coalation die politische Schlachtordnung begreift, kann das Centrum in eine empfindliche Alternative gedrängt werden, gegen welche auch dessen bekannte Duck' dich, streck' dich-Manier nicht hilft.

Das Centrum möchte die in der Vorlage zugestandenen Modificationen der

*) Dies ist nicht unter jeder Bedingung richtig, wie der Herr Verfasser später selbst andeutet. D. Red.

Maigesetze acceptiren, es möchte aber andererseits doch nicht gern selbst dafür stimmen. Es möchte gern nehmen, was es bekommen kann, ohne aber darüber zu quittiren. Es möchte principiell nicht für die neuen Gesetze stimmen, weil man darin eine Anerkennung der durch die Maigesetze geforderten Staatshoheit im Princip erblicken könnte, und doch möchte es das Gebotene nicht fahren lassen. Man sieht deutlich, es ist der alte Standpunkt des tolerari posse, von dem aus jeden Augenblick die principielle Forderung des esse wieder erhoben werden kann. Der Ultramontane kann, wenn die neuen Gesetze ohne Hilfe des Centrums zu Stande kommen, stets sagen: Ich erkenne die Forderung des Staates nicht an, ich dulde sie blos und hoffe auf bessere Zeiten. Andererseits ist es dem Centrum recht wohl bekannt, daß sowohl der katholische niedere Klerus wie die Gesammtbevölkerung den Frieden zwischen Staat und Kirche dringend herbeisehnen, daher denn auch das Centrum als politische Partei sehr wohl einsieht, daß es unter der Hand Alles thun muß, um die dargereichte Friedenshand des Staates nicht wegzustoßen.

Nun schafft aber gerade die Zersplitterung der nationalen Parteien dem Centrum die denkbar günstigste Position, denn solange diese Zersplitterung dauert, ist das Centrum ausschlaggebend. Es kann sich in Verbindung mit den Conservativen und Freiconservativen geschlossen gegen die Liberalen wenden und diese an die Wand drücken; es kann sich aber auch der Abstimmung im Plenum enthalten und der Vorlage durch die Conservativen zum Siege verhelfen. In jedem Falle ist das Centrum Meister der Situation, und jedesmal ist der Liberalismus der unterliegende Theil. Bei der zuerst gedachten Möglichkeit würde natürlich jedes liberale Amendement unberücksichtigt bleiben, aber außer dieser Ohnmacht hätte der Liberalismus auch noch vor dem Lande des durch die Kaplanspresse geschürte Odium zu tragen, „aus Principienreiterei und Opposition" gegen den Frieden des Staats mit der Kirche gestimmt zu haben. Die Römlinge würden — eines Loyola würdig — das thatsächliche Sachverhältniß völlig verschieben, die eigene Principienreiterei und Schaukelpolitik als Kuckucksei in das Nest des Liberalismus legen und diesen bei den Massen mit Erfolg discreditiren. Enthält sich dagegen das Centrum der Stimmabgabe im Plenum, so liegt die Entscheidung bei den Conservativen. Die Vorlage würde nicht rein papistisch gemodelt werden können, vielmehr einen gewissermaßen freiconservativen Charakter tragen, um etwaige dieser Fraction nahestehende Liberale in letzter Stunde nicht abzustoßen. Eventuell wurde das Centrum soviele Jabrüder abcommandiren, als zur Annahme der Vorlage genügen, im Uebrigen aber geschlossen sich der Abstimmung enthalten. So würde es materiell das Mögliche erhalten und im Princip nicht nachzugeben, auch nicht implicite die Maigesetze anzuerkennen brauchen; so würde es den Sieg der Conservativen über die liberale Opposition als eigenen Parteisieg ausnutzen, die Gegensätze der ihm feindlichen Fractionen verschärfen und sein Verhalten als eine den Conservativen erwiesene Gefälligkeit sich ins Credit buchen. Das Odium der Opposition würde aber wiederum den Liberalismus allein treffen, denn mit Recht könnte das Centrum vor seinen Wählern behaupten, daß es nur durch seine Stimmenthaltung den Sieg der Conservativen herbeigeführt habe. Wie würden die Ultramontanen, die Leute der Praxis und der kleinen Mittel, den bösen Liberalismus anklagen, daß er streitsüchtig und unpraktisch den Frieden und die Geschäfte habe stören wollen, wie würden sie ihn darstellen, in der einen Hand die Fahne des unfruchtbaren Pathos, in der anderen den durchlöcherten Schild der überstimmten principiellen Opposition, im Munde den Belagerungszustand und den erneuten Kampfruf

gegen den heiligen Vater, wie würden sie sich selbst dem Volke als die standhaften und siegreichen Glaubenshelden und als die klugen einsichtsvollen Politiker hinstellen, die es sogar mit Bismarck aufgenommen hätten! Consequenz: Der Liberalismus würde in der politischen Taktik eine Schlappe sonder Gleichen erleiden.

Wie der Sieg der Reichsfeinde nur durch die Uneinigkeit der nationalen Elemente ermöglicht werden kann, so kann umgekehrt die Einheit derselben keine bessere Gelegenheit finden, den Gegner bloßzustellen als den gegenwärtigen Augenblick. Die Einigkeit in einer nationalen Coalition zu verwirklichen ist vor allem Aufgabe der Nationalliberalen, schon aus dem Grunde, weil die conservative Partei, wie eben ausgeführt, auch ohne Hilfe der Nationalliberalen die Vorlage durchbringen kann. Stimmt dagegen eine nationale Coalition für die Vorlage, welche alsdann im liberal-conservativen Sinne amendirt wäre, so ist das Centrum genau in derselben precären Lage wie vorher der Liberalismus. Stimmt das Centrum nämlich auch für die Vorlage, so ist deren einstimmige Annahme ein eclatanter Sieg des Staats über die Kirche, das Centrum hat seinem Princip entgegen sich auf den gesetzlichen Boden gestellt und Rom gewissermaßen desavouirt, während doch trotz dieser principiellen Opfer der Dank des Volkes der nationalen Coalition zufällt, gegen deren Gewicht die Abstimmung des Centrums unerheblich wird. Stimmt das Centrum aber gegen die Vorlage, so wahrt es allerdings sein Princip, lädt jedoch das Odium eines unfruchtbaren Kampfes auf sich und schädigt sich bei den Wählern als politische Partei unermeßlich. Die Regierung kann dagegen ihren Sieg um so freier und unabhängiger ausnutzen. Enthält sich endlich das Centrum der Abstimmung — und dies ist das Wahrscheinlichste — so wahrt es zwar sein Princip, dankt aber in den Augen der Menge als politische Partei ohne Einfluß ab. Das Volk empfängt den Frieden aus der Hand der nationalen Coalition, und der Ausfall des clericalen Uebergewichts kann demnächst nur der liberalen Partei zu Gute kommen, denn man wird bei den Massen sehr wohl ein Verständniß dafür haben, daß die Einigkeit ein Verdienst der Nationalliberalen gewesen ist, die mit der nun einmal vorhandenen conservativen Strömung rechnen mußten und — gerechnet haben, nicht im Kampfe gegen Principien, sondern im Kampfe gegen den Reichsfeind.

Selbst im Artikel 4 der Vorlage können wir kein unübersteigliches Hinderniß erblicken. Der Verfasser dieser Zeilen lebt mitten in einer katholischen Provinz. Unsere katholische Geistlichkeit ist im Vergleich mit derjenigen von Oesterreich und Italien ein Muster von Sittenstrenge, Berufstreue und beschränkter Devotion, sie ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Element der Gesittung für unser niederes, armes, trostbedürftiges und zugleich so braves, treuergebenes Volk. Diese Geistlichkeit hat schon lange angefangen, den Geschmack an dem Terrorismus der Centrumspartei zu verlieren. Sollte es wirklich nicht sehr weise sein, der Regierung die Möglichkeit zu lassen, unter den Autoritäten, d. h. unter den Bischöfen, von welchen einer ein Heer von Geistlichen in der Meinung des Volkes aufwiegt, diejenigen Elemente herbeizuholen, welche des Kirchenstreites und der Centrumsmacht müde sind?

Der Feind ist Rom und der Jesuitismus. Das Unfehlbarkeits-Dogma hat gelehrt, daß auch deutsche Bischöfe gegen Rom aufstehen können. Soll dem Staate die gesetzliche Möglichkeit genommen werden, diese besten Elemente der deutschen Kirche zu sich herüberzuziehen, oder denkt einer so unwürdig vom preußischen Staate, daß er dulden könnte, das Gesetz zu beugen? — Was auch

immer die nationalen Parteien sonst trennen möge, in dieser Frage möchten wir jedem Zwiespalt mit den Worten Kleist's entgegentreten:

> Hinweg! — Verwirre das Gefühl mir nicht! —
> Varus und die Cohorten, sag' ich dir,
> Das ist der Feind, dem dieser Busen schwillt!

Zur Charakteristik der Liberalen und des Centrums.

Für diesmal wollen wir nur in der Kürze ein paar Themata erörtern, die genauerer und ausführlicherer Untersuchung und Darstellung werth sind, und die wir darum später getrennt von einander eingehender zu betrachten gedenken. Vielleicht nehmen inzwischen auch Andere diese Gedanken auf, und wir würden uns dann freuen, dazu angeregt zu haben.

Unser erstes Thema soll die laute und innige Freude sein, welche einige liberale Blätter darüber kund gaben, daß der Reichskanzler erklärt haben soll, er werde sich in Zukunft den parlamentarischen Geschäften gegenüber der Zurückhaltung befleißigen, die inneren Fragen Anderen zu lösen überlassen und sich auf die Arbeiten beschränken, welche die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches mit sich brächten. Bei anderen Preßorganen der liberalen Parteien artete diese vergnügte Stimmung sogar in helles Frohlocken aus, nachdem man wiederholt schon geäußert hatte, daß der Fürst wohl in auswärtigen Dingen Bescheid wisse und dankenswerthe Leistungen zu verzeichnen habe, daß dies aber in Betreff der inneren Angelegenheiten von ihm keineswegs behauptet werden könne. Hier seien seine Erfolge nur Mißerfolge gewesen. Ganze Sessionen seien, so behauptete man „vom Standpunkte derjenigen aus, welche die Ausbildung und Befestigung des Reiches im Wege constitutioneller Staatseinrichtungen erstreben", mit Unfruchtbarkeit geschlagen gewesen, und so könne man den Entschluß des Kanzlers zur Selbstbeschränkung nur mit Genugthuung begrüßen.

Wir meinen, daß sich gegen dieses abfällige Urtheil denn doch mit Fug Einiges geltend machen läßt, und daß wohl nur der Verdruß über die schon seit geraumer Zeit bemerkbare Zurückhaltung des Fürsten von den Parlamenten — eine Zurückhaltung, die uns, zweifelsohne mit vielen Anderen, sehr begreiflich erscheint — das Gedächtniß für das geschwächt hat, was die Nation, freilich nicht die oder jene Fraction, ihm auch in Betreff ihrer inneren Entwicklung zu danken hat.

Wir bedauern, da die Sache rasch besprochen sein will, hier nicht auf die

ganze parlamentarische Geschichte Deutschlands zurückblicken und auf die Einzelnheiten derselben eingehen zu können. Nur kurz sei aus älterer Zeit daran erinnert, daß wir es dem Kanzler und ihm allein gutzuschreiben haben, wenn die Deutschen eine solche Geschichte überhaupt erlebten. Im Uebrigen beschränken wir uns auf diejenigen von seinen Leistungen hinsichtlich der inneren Angelegenheiten Preußens und des Reiches, die dem letzten Jahrzehnt angehören, und da fragen wir zunächst: Wer hat denn die Maigesetze angeregt, die man jetzt wie ein Palladium hoch hält? Wer hat sie dem Minister Falk abgewonnen, der eine Fülle juristischer Bedenken dagegen hatte, aus der Verfassung die Artikel zu entfernen, welche den Bestrebungen der Ultramontanen zum Anhalte und Schilde dienten? Falk fügte sich nur nach langem Widerstande dem entschiedenen Willen des Kanzlers, und wir wissen aus guter Quelle, daß er als decretirender und verwaltender Minister keineswegs so schneidig gegen die clericalen Mißbräuche vorgegangen ist wie als Kammerredner.

Wer hat ferner die Verstaatlichung der Eisenbahnen ins Auge gefaßt und gegen den Wunsch und Willen seines Amtsgenossen Camphausen, der sich nach Kräften gegen die Maßregel sträubte und sie geraume Zeit zu verhindern oder hinauszuschieben versuchte, schließlich zu Stande gebracht? Wer anders als der Fürst Bismarck? Und ist das Werk etwa übel ausgefallen? Keineswegs; schon jetzt wird gutes Geld damit verdient für den Staat, und wenn wir kein Deficit zu beklagen haben, so wird uns der Minister Maybach erzählen können, woher die Deckung kam.

Vergessen haben die Herren, „welche die Ausbildung und Befestigung des Reiches im Wege constitutioneller Staatseinrichtungen erstreben,“ daß der Reichskanzler es war, der das Militärseptennat zweimal durch geschickte Vermittlung durchgesetzt und so einem schweren Conflict zwischen der Krone und dem Reichstage, der bereits drohte, vorgebeugt hat. Die Krone verlangte ein eisernes Militärbudget, um den Streit ein für alle Mal loszuwerden und Frieden zu haben, der Reichstag hielt sein verfassungsmäßiges Bewilligungsrecht fest. Das erste wie das zweite Mal schien ein Conflict unausbleiblich, als der Reichskanzler einen Ausweg fand und betrat, das letzte Mal durch Verstärkung der Armee, die dort als Aequivalent befriedigte, hier annehmbarer gefunden wurde als ein Verzicht auf das Recht, das die Verfassung verlieh.

Nur kurz erwähnen wir der Verdienste des Kanzlers um das Zustandekommen des Socialistengesetzes und die Ueberwindung der Schwierigkeiten, die demselben auch von liberaler Seite in den Weg gelegt wurden. Sein Hauptverdienst auf dem Gebiete der inneren Politik ist und bleibt die von ihm erdachte und mit dem Aufgebot aller seiner Energie gegen allerlei Gegner zur Geltung gebrachte neue Zollpolitik, eine Reform, bei der er nicht nur mit den

zahlreichen Manchesterpolitikern im Reichstage, sondern mit einem seiner bisherigen Collegen und dessen Räthen, mit freihändlerischen Regierungen und deren Beamten zu thun hatte und Glaubenssätzen gegenüber stand, die von einem sehr großen Theile des Volkes seit Jahren wie ein Evangelium oder eine mathematische Wahrheit betrachtet wurden. Ihm gebührt der Ruhm, die Initiative zur Cur dieser Delbrückschen Krankheit, dieser Brightschen Niere am wirthschaftlichen Körper der Deutschen, ergriffen zu haben. Auf ihm lastete die Hauptarbeit, er war's, der das rechte Mittel fand, sie zu bekämpfen und die Besserung anzubahnen, die bis jetzt guten Fortgang genommen hat. Es war hohe Zeit, daß etwas geschah gegen diese „Delbrückische Krankheit", durch die wir im Laufe der Jahre, in denen sie an uns zehrte, verhältnißmäßig fortwährend ärmer geworden waren. Ohne die fünf Milliarden von 1871 wären wir dem Bankerott schon ein halbes Jahrzehnt eher so nahe gekommen als in der Zeit, wo die Abhilfe kam. Die Freihändler werden das Verdienst, das wir hier rühmen, allerdings nicht anerkennen, die Reform spöttisch mit Anführungszeichen versehen. Die Erfahrung aber hat gelehrt und wird weiter lehren, daß der Kanzler mit dieser Systemänderung den rechten Weg betreten hat und ein Wohlthäter der Nation geworden ist. Wenn die Schule noch grollt und schmäht und Unheil weissagt, so weiß das Volk in seiner großen Mehrzahl, das die Folgen des importirten Irrthums zu empfinden hatte, was es von der Sache zu halten hat; wiederholt gingen dem Reformator Dankadressen für sein Wirken zu.

Immer hat der Kanzler die nationalen Interessen gegenüber particularistischen Einrichtungen, Wünschen und Bestrebungen, gegenüber dem Egoismus gewisser Klassen und Bevölkerungsschichten und gegenüber der Schulweisheit vertreten, mit neuen Gedanken und festen Entschlüssen, obwohl er dabei anfangs fast immer allein stand. Zuletzt war er der einzige Verfechter jener allgemeinen Interessen gegenüber dem Hamburger Particularismus. Die Nationalliberalen, besonders die vom linken Flügel, empfinden und denken hier nicht national, sondern blos liberal und daneben particularistisch. Die Herren Lasker, Bamberger, Wolfssohn und Rickert sind hier nicht anders zu beurtheilen als ihr College Sonnemann, die Socialisten, die Polen und die Welfen. National sind sie und ihre Genossen nur, wenn Fragen der Art sich um die Ansprüche eines Monarchen — sagen wir, des Königs von Baiern — drehen. Aber wo es sich um den Particularismus einer Republik, fast kann man sagen, einer socialdemokratischen Republik handelt, wie hier, wo die Socialdemokraten bei den Wahlen jedes Jahr mehr Boden gewonnen haben, da muß dieser Particularismus unterstützt werden, da muß man kräftigst opponiren. Die wirklich Nationalen sehen das anders an und zählen die Politik des Kanzlers gegen die Hamburger zu seinen entschiedenen Verdiensten auf dem Felde der inneren

Angelegenheiten. Treitschke nennt sie ein Wiederanknüpfen an die schönsten Ueberlieferungen der Zollvereinsgeschichte und meint, es wäre ein Unglück für Deutschland, wenn der Liberalismus wieder zurückfiele in die Kinderkrankheit der Begeisterung für das Recht der Augustenburger und sich durch die wohllautenden Schlagworte des particularistischen Eigensinns bethören ließe; es handle sich hier einfach um fröhliches Abschneiden eines ehrwürdigen alten Zopfes, der seine unvergeßlichen Tage gehabt habe, aber schon längst nicht mehr zu einer Verschönerung des Reichskörpers diene — eine Auffassung vom Standpunkte der Aesthetik, die wir theilen, der wir aber noch hinzufügen, daß es sich auch um andere Dinge handelt, z. B. um Beseitigung der doppelten Zolllinie, welche die Preußen an der Unterelbe, die Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein von einander trennt.

Und nun das zweite Thema. Hin und wieder begegnet man bei Besprechungen des Streites über die kirchenpolitische Vorlage Behauptungen, die auf der Ansicht beruhen, daß die Regierung bei einer Auflösung oder Umgestaltung des Centrums viel zu hoffen und zu gewinnen hätte, indem die Conservativen, andere sagen, die Gouvernementalen, dadurch wesentlich verstärkt werden würden.

Die Liberalen sehen das mit Besorgniß kommen. Man weiß, wie Rußland uns nie zu stark gegen Frankreich werden zu lassen bemüht war, weil dann der Werth seiner Freundschaft und seines etwaigen Beistandes gesunken wäre; wir sollten bis zu einem gewissen Grade von ihm abhängig, ihm zu Gegenleistungen verpflichtet bleiben. Genau so verhält es sich mit den Liberalen, auch mit denen vom rechten Flügel. Sie denken zuerst an sich und ihre Partei, und daß die Regierung sie als Macht betrachten und behandeln soll, deren guter Wille seinen Preis hat. Sie fühlen sich im Grunde dem Kanzler gegenüber als Fremde mit eigenen Zwecken, als Opposition, die durch Concessionen gewonnen werden, deren zeitweilige Unterstützung möglichst hoch geschätzt und möglichst reichlich belohnt werden muß. Immer soll man auf der Wilhelmsstraße ihre Unentbehrlichkeit fühlen, damit man genöthigt sei, mit ihnen zu pactiren. Dazu ist erforderlich, daß die Regierung nicht zu stark werde, und so ist ihnen die Existenz des Centrums als einer starken Opposition im Stillen eine willkommene Erscheinung, so wenig sie auch sonst mit demselben als dem Lager des Ultramonismus direct gemein haben mögen. Die Regierung soll Angesichts dieser 95 oder 100 Oppositionsmänner der katholischen Seite jeden Augenblick ihre Schwäche zu empfinden haben für den Fall, daß die liberale Seite ihr die Herresfolge versagt. Sie soll mit dieser rechnen, mit ihr handeln, der Partei ihr Wohlwollen abkaufen. Das ist aber Fractionspolitik, keine solche, die den Staat und seine Befestigung im Auge hat.

Diesmal indeß ist die Besorgniß der Liberalen wenig begründet. Eine nähere Betrachtung des Centrums klärt sofort darüber auf.

Nur etwa ein Viertel dieser Fraction würde durch Nachgiebigkeit in Sachen der kirchenpolitischen Gesetze gewonnen werden und die Reihen der Conservativen oder Gouvernementalen verstärken. Das wären hauptsächlich die baierischen Adelichen, die süddeutschen Adelichen überhaupt und die schlesischen, die sich dem Centrum angeschlossen haben. Schon auf die westfälischen ist nicht zu rechnen. Die waren mit der preußischen Herrschaft bereits lange vor der Existenz des Reiches und seines Parlaments nichts weniger als zufrieden und deshalb immer gegen die Regierung, auch als der Papst sich mit dieser sehr zufrieden erklärte — wir meinen Pius IX., welcher sich einst äußerte, in Preußen befände sich die katholische Kirche besser wie irgend anderswo — denn dieser westfälische Adel grollt aus Particularismus wie die Welfen und Zubehör. Die Herren können eben die alten bischöflichen Zeiten und die ihnen mit denselben verloren gegangenen Vortheile und Annehmlichkeiten nicht verschmerzen und werden aller Wahrscheinlichkeit zufolge, geschehe, was wolle, noch lange unversöhnlich bleiben. Anders wieder verhält es sich mit der dritten Gruppe des Centrums, die vorzüglich aus Rheinländern besteht. Diese sind in erster Linie liberale oder demokratische und erst in zweiter ultramontane Katholiken, sie sind katholische Fortschrittler, die Partei Reichensperger. Auf ihr liberales oder demokratisches Credo hin wären die meisten derselben schwerlich gewählt worden. Man gab ihnen ein Mandat für den Reichstag oder das Abgeordnetenhaus, weil sie dem Klerus die Vertretung der Ansprüche des Papstes und der Bischöfe versprachen. Sie wären gleich den particularistischen Centrumsgenossen auch bei den größten Zugeständnissen in dieser Richtung nicht zu gewinnen; denn sie gehören von Rechtswegen ins Lager des Fortschritts oder dicht daneben.

Literatur.

Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Dr. P. Besse, 1. und 2. Lieferung. Leipzig, J. H. Webel, 1880.

Der dem ersten Hefte dieser deutschen Geschichte beiliegende Prospect meint, daß nach der Wiedergewinnung der Reichslande sich das Bedürfniß herausgestellt habe, eine neue Darstellung der deutschen Geschichte zu geben, deren Eigenthümlichkeiten darin bestehen müßten, daß die ehemalige Verbindung dieser Landschaften

mit Deutschland und vor Allem der hervorragende Antheil, welchen das Elsaß an dem Wohl und Wehe des Reiches gehabt hat, eine besondere Berücksichtigung finde. „Bei näherer Betrachtung und bei der Bearbeitung des reichhaltigen Stoffes von jenem Gesichtspunkte aus ergab sich naturgemäß eine Dreitheilung der deutschen Geschichte," deren erste Epoche bis zu dem römisch-deutschen Kaiserthum Heinrichs III., „wo Deutschland nicht nur der politische Mittelpunkt Europas war, sondern auch den kirchlichen Verhältnissen entscheidende Richtung und Gestaltung gab", führt. Die Darstellung „des Sinkens der Machtstellung Deutschlands von Kaiser Heinrich III. bis Ferdinand III." füllt die zweite Periode, während „die dritte mit der Regierung Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, ihren Anfang nimmt und mit der Wiedergewinnung der Reichslande, sowie der Gründung des erblichen Kaiserthums der Hohenzollern ihren naturgemäßen Abschluß für die Gegenwart findet." Zugleich soll sich die Darstellung von anderen ähnlichen dadurch unterscheiden, daß sie — „und auch das ist unter der Einwirkung der Zeitereignisse geschehen," — der geschichtlichen Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche eine besondere Berücksichtigung zuwendet. Wie der Verfasser seine Aufgabe lösen wird, läßt sich nach den ersten beiden Lieferungen seines Buches noch nicht beurtheilen. Jedenfalls wird er sich davor zu hüten haben, über das Maß hinaus in einer „Geschichte der Deutschen" noch besondere Nebenzwecke zu verfolgen. Der Geschichtsunterricht, den Besse an einer reichsländischen Anstalt giebt, und dem er „dem Hauptinhalte nach" das jetzt Gebotene entnimmt, muß selbstverständlich mehr als irgendwo die Geschichte von Elsaß-Lothringen ins Auge fassen. In einer deutschen Geschichte aber, „die zugleich auf einen größeren gebildeten Leserkreis berechnet ist und außer dem pädagogischen einem nationalen Zwecke diesseits und jenseits des Rheines dienen soll", kann und darf das Reichsland nur die unter den anderen Provinzen ihm gebührende Stellung einnehmen. Wer über Elsaß-Lothringen genauer unterrichtet sein will, der greife getrost nach Lorenz und Scherer oder nach Huhn, um von anderen zu schweigen. Wir können es daher auch nicht gutheißen, wenn Besse, abweichend von dem gewöhnlichen Brauche, mit Rücksicht auf die Reichslande die deutsche Geschichte in drei Perioden eintheilt, eine Eintheilung, die in jeder Beziehung ungerechtfertigt ist. Der Verfasser gedenkt übrigens später auch der zweiten und dritten Periode eine Darstellung zu widmen.

Die beiden ersten Hefte des vorliegenden Buches führen von den Wanderungen der Germanen bis zu dem Majorat der Pippiniden. Was wir lesen, ist nach den besten Hilfsmitteln meist anregend und übersichtlich geschrieben. Ungern vermissen wir eine Schilderung des häuslichen Lebens der Germanen, ihrer politischen Einrichtungen, ihres Heerwesens und der Religion, wie sie David Müller in seiner vielverbreiteten Geschichte des deutschen Volkes, und neuerdings Wilhelm Müller in seiner deutschen Geschichte bei wesentlich kürzerer Fassung zu geben für nothwendig erachteten. Das Culturgeschichtliche kann unmöglich „im engsten Anschlusse an die politische Geschichte" genügend behandelt werden, es verlangt getrennte Darstellung; daß es diese nicht findet, ist ein Mangel des Buches, der bei weiterem Fortschreiten sich immer auffälliger fühlbar machen wird.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Fechners „Tagesansicht".

Von Rudolf Seydel.

Wer den Entwicklungsgang der deutschen Philosophie in den letzten Jahrzehnten mit Bewußtsein durchlebt hat, wird nur schwer den Gedanken von sich fernhalten können, daß wir es in der Hauptsache mit einem Zersetzungsprocesse zu thun hatten, der in unserer unmittelbaren Gegenwart seinem Endpunkte nahe zu sein scheint. Auflösung der alten Schulkönigreiche, Zersplitterung des Reiches in unzählige kleine Provinzen, ja beinahe in lauter freie Reichsstädte, ohne jeden Schatten einer Oberhoheit, hier und da angestrengte, aber wenig erfolgreiche Versuche neuer Territorialbildung, ganz vereinzelte bonapartistische Velleitäten kometenartiger genialer Geister, die momentan aufregend, gefahrdrohend und — schweifbildend wirken, aber keinen bewohnbaren Weltkörper zu festem Sitze darbieten: das ist ungefähr das sich nach außen zuerst aufdrängende Gesammtbild der gegenwärtigen deutschen Philosophie. Lachende Erben rüsten sich zur Besitzergreifung, die freilich unter sich selbst ziemlich uneins sind: die siegesgewissen Erfahrungswissenschaften mit ihren unfehlbaren Methoden, die glaubensbegeisterte Theologie aller Schattirungen mit ihren unfehlbaren Autoritäten, phantastischer, sensationsbedürftiger Aberglaube, absoluter Skepticismus. Und auch wer Hoffnungen auf ein neues schöpferisches Gedankenleben, welches ewige Wahrheitsfrucht brächte, aus der Beobachtung der weniger sichtbaren, stillfleißigen Arbeit so vieler gewinnen möchte, die in immer neuen Ansätzen dem alten Ziele näher zu kommen suchen, würde doch wohl vorwiegend den Eindruck gewinnen, daß jenen Erben in die Hände gearbeitet werde.

Wir wollen uns jeder Prophezeiung enthalten. Aber sollte es wahr sein, daß bedeutungsvolle, fruchtbare Strömungen der Geistescultur von einzelnen großen, genialen Persönlichkeiten ausgehen müssen, so wird niemand den fast wehmüthigen Eindruck tadeln dürfen, mit welchem wir von der Lectüre des

Buches scheiden, das uns vorliegt.*) Nicht weil es wie eine letzte Zusammenfassung der Lehre des Autors, wie ein literarisches Testament aussieht: wer die verjüngte Kraft kennt, mit welcher seit einigen Jahren der hochbetagte, aber unermüdliche Denker wieder unablässig productiv ist, sieht seine Feder noch lange nicht ruhen. Aber die Frage allerdings drängt erschütternd sich auf: diese Zusammenfassung aller höchsten Geistestendenzen in einer, ganz dem Idealen gewidmeten, wir möchten fast sagen priesterlichen Persönlichkeit, ist sie nicht eine Frucht vergangener Tage? Ist nicht diese harmonische Gesammtbildung, welche dem Gemüthe und dem Verstande, dem poetischen und dem Wahrheitsbedürfniß, der pietätvollen Rücksicht und der kritischen Freiheit, gleichmäßigen Einfluß verstattet, ein Ideal, das wenigen mehr bekannt, von noch wenigeren festgehalten ist? Ist aber nicht eben diese Bildungsweise, durch das tiefe innere Glück, das sie schafft, und die Schöpferlust, die ihr entquillt, ebenso wie durch die Macht ihres Inhalts, die allein ausgiebige und dauernde Wurzel der Kraft für jene persönliche Originalität und Geistesgröße, die man bisher als die eigentliche Trägerin aller Culturbewegung zu verehren gewohnt war?

Daß diese Betrachtungen am Platze sind, wenn von Gustav Theodor Fechner die Rede ist, kann auch anderen als seinen Verehrern schon durch die schlechthin persönliche, einzigartige Productionsweise klar werden, die ihn in seinen philosophischen und der Philosophie verwandten Werken von den eigentlichen Männern des Fachs unterscheidet. Bedarf es doch fast einer besonderen Rechtfertigung dafür, daß wir diese Schriften in die geschichtliche Entwicklung gerade der Philosophie einreihen. Sie gehören dahin durch ihren fördernden Werth für diese Wissenschaft und durch die mit dieser gemeinsame Problemstellung. Aber sie gehören keineswegs nur dahin. Fechner ist, als Autor dieser Schriften betrachtet, nicht Philosoph, nicht Naturforscher, nicht dieser oder jener Fachmann; er ist eine schriftstellerische Individualität der deutschen Literatur, zu der wir die vergleichbaren Genossen unter den Dichtern suchen müssen, welche über philosophische Themata in Prosa schrieben, wie Schiller, wie Jean Paul, wie Herder, oder unter den Philosophen, welche sich der Sprache des dichterischen Gemüths bedienten und den Postulaten desselben nachgingen, wie F. H. Jacobi.

Man wolle nicht fürchten, daß uns diese Vergleichungen zum Uebersehen der Unterschiede verleiten. Die Sprache und Methode Fechners ist bei weitem wissenschaftlicher als die Jacobis, bei weitem minder von der Poesie durchdrungen als die Schillers, Herders, Jean Pauls. Die Gründlichkeit in der

*) Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879.

Abwägung aller Möglichkeiten, in der polemischen Verfolgung denkbarer und und wirklich erhobener Einwände verräth überall den Vertreter exacter Wissenschaft, als welcher unser Autor durch namhafte Leistungen, die uns hier nicht beschäftigen, bekannt ist. Wenn zwischen diesen letzteren und den hier von uns vorzüglich ins Auge gefaßten Arbeiten einige andere gleichsam die Brücke schlagen, wie „Schleiden und der Mond" und die „Vorschule der Aesthetik", so sind es vor allem „Zendavesta", „Nanna", die „Motive des Glaubens", die „Seelenfrage", die Schrift „Ueber das höchste Gut", das „Büchlein vom Leben nach dem Tode", welche wir hier im Sinne haben. Diese Documente des Aufbaus einer Gottes- und Weltanschauung, an welchem die Inspirationen eines individuellen Gefühls- und Phantasiebedürfnisses nicht weniger Antheil haben als die Untersuchungen des Physikers und die Erwägungen des reflectirenden Denkers, thun eben deshalb das ganze Innere ihres Autors vor uns auf und stellen uns unter die volle, ungebrochene Wirkung seines Genius. Niemand wird verkennen, daß auch sein eigenes Herz, sein Glaube an einen besonderen Lebensberuf, vor allem bei der Verkündigung jener so aufgebauten Gottes- und Weltanschauung ist.

Vielleicht daß in der Mischung dieses hohen und universellen Interesses mit dem Gefühle der subjectiven Beschaffenheit und individuellen Eigenheit des Erkenntnißquelles auch der tiefere Grund für die humoristische Färbung zu sehen ist, die Fechners Darstellung gerade am leichtesten da gewinnt, wo er zugleich im geheimsten Schreine seiner Seele ein tiefernstes Pathos beherbergt, das oft genug die leichte Decke des Scherzes durchbricht. So, wenn er in Rückblicken auf sein Leben Erfolge mustert und Mißerfolge beklagt; so, wenn er in gleichnißreicher Rede Rechenschaft giebt über Eltern und Voreltern seiner Gedankenwelt, sich selbst gleichsam einreihend in die Entwickelungsgeschichte des gottgetragenen Menschengeistes; so, wenn er uns die Anlässe und zufälligen Anstöße innerer Erleuchtung, plötzlicher Eingebung fruchtbarer Gedanken zu sympathischem Eingehen einladend erzählt. Allenthalben aber tritt neben die so augenscheinlich persönlichen, gemüthvollen, poetischen Ausgangspunkte und ihre Geburten sogleich mit unerbittlicher Verstandesstrenge ein richtender, sichtender, abwägender, allenthalben festen Grund fordernder Wahrheitssinn, der kein Vorurtheil duldet, jede verdeckende Unbestimmtheit entlarvt, keine noch denkbare Möglichkeit unerwogen läßt, kein Bedenken gegen die eigenen Lieblingsgedanken ungehört verabschiedet.

Das jüngste uns vorliegende Werk Fechners bietet für diese Gattung seiner Schriften, für die Verkündigung seines religiös-philosophischen Lehrgebäudes, eine verkürzte und zusammenfassende Wiederholung und Ergänzung, in der uns zunächst als leitendes Motiv ein Name entgegentritt, der den Inhalt in einem

Worte charakterisirt und der empfänglichen, wie der entgegenstrebenden Mitwelt empfehlen soll: der Name „Tagesansicht“.

Der anspruchsvoll scheinende, den Anbruch eines neuen all-erhellenden Lichtes verkündende Name ist in seiner Entstehung nicht in diesem Sinne gemeint. Er erklärt sich aus dem Gegensatze. Der sich in der freien Natur am sonnigen Tage erfreuende, gemüthvolle Denker erinnert sich, daß die moderne Wissenschaft den leuchtenden Tag zu einem bloßen Scheine herabsetzt, das wahrhaft Seiende für eine dunkle Nacht erklärt. Er hält seine eigene Weltanschauung, die ihn in wachsender Entfaltung und Befestigung durch das Leben geleitet, solcher Nachtansicht gegenüber — so tritt ihm der Name „Tagesansicht“ vor die Seele als bezeichnend für das, was seine Lehre unterscheidet von jener modernen. Wir wollen näher zusehen, welche moderne Lehre er meint, und was das Nächtige daran ist, das ihn zum Widerstande und Kampfe aufruft.

Unter den vielen wichtigen, ja epochemachenden Schritten, welche die Naturwissenschaft der letzten Jahrzehnte gethan, ist wohl keiner bedeutsamer und folgenreicher gewesen, als der der Annäherung an die Lehre Kants, ja der Verschmelzung mit dieser Lehre, welcher durch fortschreitende Untersuchungen auf dem Gebiete der Sinnesfunctionen veranlaßt war. Die Physiologie der Sinnesorgane, die Optik, die Akustik, sind der Weg, auf dem jede gründliche Naturforschung unfehlbar in die geheimsten Gemächer der sonst so vornehm und überklug abgelehnten Philosophie hineingeführt wird. Für den an naturwissenschaftliche Methoden gewöhnten bedarf es einer derartigen Nöthigung, um das zuzugestehen, ja überhaupt zu verstehen, was dem Philosophen in seiner Weise längst bekannt nnd geläufig war, ja selbstverständlich scheinen muß. Die Naturwissenschaft ist von Haus aus von sinnlicher Wahrnehmung getragen, und wiederum den Hintergrund ihrer Benutzung dieses Erkenntnißorganes bildet die Voraussetzung, daß es eine außerhalb unseres leiblichen Organismus im Raume existirende ausgedehnte Körperwelt giebt, von deren Dasein und Eigenschaften wir durch ebenfalls im Raume existirende, ausgedehnte körperliche Werkzeuge, Sinnesorgane genannt, Kunde erhalten. Der Philosoph dagegen kennt diese Voraussetzung nicht, wie er überhaupt keinerlei Voraussetzung kennt außer der einzigen, daß er die Wahrheit sucht. Ihm ist also von vornherein alles zweifelhaft, nur die eine Thatsache des Selbstbewußtseins nicht, die in den Worten sich ausspricht: „Ich will Wahrheit“. Der Philosoph findet also das erste Gewisse in seinem Selbstbewußtsein. Von hier aus ist es leicht, zu der Entdeckung zu kommen, daß die sogenannten körperlichen Sinne sinnlos, todt und stumm bleiben, also keineswegs uns Kunde geben von irgend etwas, solange nicht die „Wir“ oder der „Ich“, dem sie Kunde geben sollen, den Inhalt dieser Kunde zu einem Objecte seines Bewußtseins erhoben hat. Alles, was wir wissen, wissen wir nur deshalb und soweit, weil

und wieweit es Object unseres Bewußtseins ist. Alle äußerlichen Vermittelungen dieses Wissens, die wir für thatsächlich halten, z. B. Sinnesorgane, existirende Körperwelt, sind gleichfalls nur sofern von uns gewußt, als wir sie selbst wieder zu Bewußtseinsobjecten gemacht haben, und als wir gewisse, wiederum lediglich **in uns** vorgehende Gedankenoperationen vornahmen, durch die wir auf jene Vermittelungen zu schließen uns genöthigt glaubten. Es giebt im Grunde nichts Einfacheres und Selbstverständlicheres als den Satz: „Alles, was wir wissen, ist Gegenstand unseres Bewußtseins." Die große, schwere Fundamentalfrage aber, die hieraus entsteht, ist das wahre Kreuz der Philosophie, über das jene übliche Grundvoraussetzung des naturwissenschaftlichen Verfahrens so leicht hinweg-, oder vielmehr an das sie gar nicht herankam. Es ist dies die Frage, ob wir denn überhaupt zur Kenntniß einer Außenwelt, vollends einer körperlichen, zu gelangen im Stande seien.

Merkwürdig, wie sich an diesem Grundpunkte alles wissenschaftlichen Denkens zeigt, daß Naturwissenschaft und Philosophie ihre sonst zur Schau getragene gegensätzliche Stellung in Wahrheit gar nicht einnehmen, sondern die umgekehrte. Nicht die Philosophie geht von a priori feststehenden Voraussetzungen aus, sondern die Naturwissenschaft; nicht die Naturwissenschaft verfährt empirisch, steht auf dem Grunde der Erfahrung, sondern die Philosophie. Unmittelbare Thatsache der Erfahrung ist ja offenbar nur dies, daß ich, der gerade hier sich im Selbstbewußtsein erfassende Jemand, mit diesem Selbstbewußtsein zugleich gewisse Objecte in der gleichen Vorstellungs- und Gedankenform in meinem Besitze habe. Alles Weitere ist nicht mehr erfahren, sondern erschlossen, hinzugedacht. Wenn nun aber die frühere Naturwissenschaft nicht vom Selbstbewußsein, sondern von der Annahme existirender raumerfüllender Körper ausging, so setzte sie eben etwas höchstens nur durch Denken erschließbares a priori als feststehend voraus, d. h. sie war rationaler, apriorischer Dogmatismus.

So erklärt es sich, daß die Naturwissenschaft nur durch die Physiologie der Sinnesorgane darauf geführt werden konnte, einzusehen und zuzugestehen, was seit Kant in allen philosophischen Systemen den unangezweifelten Ausgangspunkt der weiteren Untersuchung bildete, ja was durch Cartesius der schöpferische Grundgedanke der neueren Philosophie überhaupt geworden war, um von den verwandten Lehren der antiken Philosophie nicht zu sprechen. Die bescheidenste Form, in die sich diese Grundwahrheit kleiden läßt, dürfte etwa diese sein: **Erfahrungsmäßig gegeben sind uns nur unsre eignen Bewußtseinszustände.** Die Sinnesphysiologie konnte und mußte zur Anerkennung dieses Satzes leiten, indem sie dem gedankenlosen Vorurtheile, als seien unsere Erfahrungsgegenstände die Dinge der Außenwelt selbst, durch Untersuchung der Wege, auf welchen die Außendinge sich uns mitzutheilen scheinen, ja auf denen

sie selbst vermeintlich zu Objecten unseres Bewußtseins werden, für immer den Boden entzog. Sie konnte nachweisen, daß Licht und Farben, die unserem innern Bewußtseinsauge erscheinen, keineswegs durch Licht und Farben einer Außenwelt entstehen, sich wandeln, sich steigern, abnehmen, ebenso wenig wie die Töne innen durch Töne außen, die Wärme innen durch Wärme außen u. s. w., daß vielmehr die äußeren Ursachen, auf die wir schließen müssen, um unsere sogenannten Sinnesempfindungen zu erklären, lediglich durch extensive oder räumlich-zeitliche Quantitätsbestimmungen und Richtungsbestimmungen, durch Schwingungsform und Schwingungsgeschwindigkeit irgend welches gleichgiltigen Mediums, sich unter einander unterscheiden, während die durch solchen Unterschied bedingten Empfindungsunterschiede in unserm Innern vor allem qualitative und rücksichtlich der Quantität nur zeitliche und dynamische oder intensitative Unterschiede aufweisen. Einfach: Unsre Empfindungen sind etwas, was mit seiner angeblichen Ursache in der Außenwelt nichts gemein hat, außer etwa Zeit- und Maßverhältnisse. Draußen schwingt eine Saite aus Schafdarm — in unserm Innern hören wir einen Ton: was hat ein schwingender Schafdarm mit einem Tone gemein? Draußen steigt eine Schwingungsgeschwindigkeit von 400 Billionen in der Secunde auf 700 Billionen — in unserm Innern verwandelt sich das Rothsehen in Violettsehen: was haben die Ziffern 400 und 700 mit dem Unterschiede von Roth und Violett gemein? Alles, was die Untersuchung der sensiblen Nervenleitungen an den Tag zu bringen vermochte, stimmte vortrefflich zu der gewonnenen Einsicht. Die empfindlichen Nervenendigungen der Sinnesorgane erschienen allenthalben, vor allem in Auge und Ohr, lediglich geeignet, um Bewegungen fortzupflanzen, ganz besonders qualificirt, die feinsten Bewegungsunterschiede als solche festzuhalten und getrennt weiterzutragen, ihre Gehäuse wie dazu gemacht, um alle anderen Einflüsse außer diesen sich fortpflanzenden Bewegungen fernzuhalten. Aber nichts fand sich davon, daß und wie sich die fortgepflanzten Bewegungen in Farben, Töne u. s. w. verwandelten. Die Farben, Töne, Düfte, Wärmeunterschiede, Geschmacksempfindungen, Rauhheit- und Glätte-Empfindungen — all dies sogenannte Sinnliche, Körperliche — verwandelte sich nun plötzlich in ein Reich des Bewußtseins, ein Geistesreich. Draußen — war Nacht, Stille, eine Welt geräuschlos im Dunkeln auf- und abtanzender, hin- und hergestoßener Atome.

So entstand gerade aus der idealistischen Wendung unserer philosophisch gewordenen Naturwissenschaft die — Nachtansicht, wie Fechner es nennt. An ihre Stelle will er seine Tagesansicht setzen.

Die Bezeichnung „Nachtansicht“, welche wir so aus ihrer nächsten Veranlassung entstehen sahen, wird aber von Fechner nicht allein auf die naturwissenschaftliche Annahme einer dunkeln, stillen, todten Atomenwelt außerhalb des Bewußtseins

beschränkt; überhaupt kennt er nicht nur eine materialistische Nachtansicht, obwohl allerdings die „crassesten Materialisten und Socialdemokraten“ ihm das Beispiel der consequentesten, jedes Strahles und Abglanzes aus der Tagesansicht entbehrenden Nachtansicht darbieten. Den Begriff der letzteren, sagen wir, erstreckt Fechner auch über idealistische Ansichten, zunächst auf die von unerkennbaren sogenannten „Dingen an sich“, welche man für das in Wahrheit Seiende hält, während ihnen gegenüber jene lichte, farbenreiche, tönende Welt des Innern nur eine Scheinwelt sein würde. Auch diese „Dinge an sich“ repräsentiren eine dunkle Nacht; in diese Nacht setzt eine solche Ansicht das wahrhaft Seiende: der helle Tag ist ihr ein bloßer Schein. Nachtansicht ist hiernach auch dies, die Gottheit für ein uns unerkennbares, von der Welt oder doch von unsrer Bewußtseinswelt grundverschiedenes Wesen zu halten, das wir zwar annehmen müssen, gleich jenen Dingen an sich, an welchem wir aber ebenso, wie an diesen, eigentlich nichts haben oder wiederum nur eine dunkle Nacht haben. Die Nacht wird nur noch etwas dunkler, wenn ein kühnerer Schritt auch diesen dunkeln Gott beseitigt und zu völligem Atheismus überführt. Endlich kommt der Pessimismus hinzu, welcher nicht nur in Dunkel, Stille, Farblosigkeit, Bewußtlosigkeit, Unerkennbarkeit des Daseienden, sondern zugleich, oder auch ohne diese Momente hinzuzunehmen, in der Werthlosigkeit, Schlechtigkeit, ja Bösartigkeit des Daseins und des Urquells alles Daseins die Berechtigung finden will für die Zeichnung eines Weltbildes, dessen Tagseite nur Trug, dessen wahrheitstreue Seite das düsterste Nachtbild ist. Nicht überall, ja selten überall, sind alle zusammengehörenden Züge der Nachtansicht beisammen; glückliche Inconsequenzen bewahren die Meisten vor solcher furchtbaren Gedankenstrenge. Die vollendete Tagesansicht findet sich ebenso wenig; aber wir suchen sie, wir wollen sie, vielmehr sollen sie wollen und suchen: Fechners „Tagesansicht“ ist ein Versuch, in allen den erwähnten Beziehungen der Nachtansicht zu entgehen, die Züge der Tagesansicht consequent in ein System zu vereinigen, und wissenschaftlich, so weit möglich, die Wahrheit dieses Systems zu begründen, zum mindesten dem Glauben daran Wege zu bahnen. „Streng genommen ist Alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfahren ist, und was nicht logisch feststeht. Doch kann ein Glaube besser gestützt und selbst besser sein, als der andere. Der beste Glaube endlich ist der, der am widerspruchslosesten in sich, mit allem Wissen und allen unseren praktischen Interessen besteht, und als solcher wird er auch die Zukunft für sich haben“ (S. 18).

Wenn wir dem Inhalte solches Glaubens, der sich zur „Tagesansicht“ Fechners entwickelt und in ihr zusammengefaßt hat, etwas näher treten, so kommen uns zunächst die von ihm selbst so genannten „Grundpunkte“ dieser Ansicht entgegen. „Als wesentliche, sich wechselseits fordernde, bedingende und haltende

Momente oder als Grundpunkte der Tagesansicht, worauf alle Entwicklung derselben zu fußen hat, und wozwischen sie sich zu halten hat, betrachte ich die Ausbreitung der sinnlichen Erscheinung durch die Welt über die Geschöpfe hinaus, den Zusammenhang und Abschluß derselben in einer höchsten bewußten Einheit und den dazwischen vermittelnden Gesichtspunkt, daß unser eigenes Bewußtsein dem ganzen, d. i. göttlichen, Bewußtsein zugleich ein- und unterthan ist" (S. 15).

Der erste dieser Grundpunkte, von dem die anderen eigentlich nur die speciellere Ausführung enthalten, tritt der modernen Folgerung aus den oben von uns erwähnten physiologisch-psychologischen Ergebnissen entgegen, daß, weil die empfundene Lichtwelt unsere Innenwelt ist, die an sich seiende Welt außer uns eine finstere, überhaupt sinnlich nicht qualificirbare sein müsse. In der That, warum sollte nur unsere Innenwelt sinnliche Erscheinungen zeigen? Was heißt hier überhaupt „unser"? In aller Strenge verfahrend, dürfte nur jeder Einzelne von seiner eigenen Innenwelt sprechen: sie allein ist Gegenstand seiner Erfahrung; von anderen Wesen, anderen Personen hat er eben nur Gesichtsbilder, Töne, Begriffe, in ihm selbst entstandene Gefühle und Triebberregungen, — alles dies bezieht jeder Einzelne nur schlußweise auf die Einwirkung von Wesen außer ihm. Aber existiren denn diese anderen Wesen wirklich? Werden ihre von mir gesehenen Bilder, und mit ihnen mein Glaube an reale Wesen außer mir, nicht vielleicht durch ein späteres Erwachen meines Ich aus diesem Weltentraume ebenso zergehen, wie meine allnächtlichen Traumbilder durch mein allmorgendliches Erwachen? Ueberschreiten wir aber einmal den breiten Graben, der unser Ich von dem Nicht-Ich trennt, so ist kein Grund, bei den Mitmenschen stehen zu bleiben, nur diesen von allen Geschöpfen außerhalb des eigenen Ich eine diesem ähnliche Innenwelt beizulegen, und Jedermann geht bereits weiter, indem Jedermann auch in dem Thiere eine solche Innenwelt annimmt, in welcher analoge Empfindungen, Bilder, psychische Regungen auf- und abtauchen wie in der Menschenseele. Und im allgemeinen wird auch gar mancher geneigt sein, mit Fechner den Bereich der Thiere auf diesem absteigenden Wege noch zu überschreiten, um ein gewisses, unbestimmtes Analogon des sinnlichen Empfindungslebens auch dem pflanzlichen Organismus zuzuschreiben. Ja, seit Fechner zum ersten Male dieser Ansicht eine speciellere Darstellung widmete, seit seiner „Nanna", ist das Kühnste, was er denken mochte, weit überboten worden durch Häckels „Zellseele", die zugleich den Vorzug des Anschlusses an die concrete naturwissenschaftliche Anschauung und an die wahre Realität des organischen Lebens bietet. Denn Pflanze, Thier, Mensch sind ja nicht einzelne lebendige Wesen, sondern ganze Colonien oder Staaten solcher lebendiger Wesen: die wahrhafte Realität des organischen Lebens ist einzelne

Zelle oder ein System solcher Zellen. Wer demnach das organische Leben beseelt denken will, muß jede einzelne Zelle beseelt denken. Ganze Colonien, Systeme, Staaten solcher Zellen können dann zu einem seelischen Centrum, gleichsam zu einer monarchischen Spitze ihres Seelenlebens, in Wahrheit nur dadurch gelangen, daß eine unter ihren unzähligen Zellseelen in ihrem Innern die Auffassung, Zusammenfassung und Verwerthung der übrigen in ihrer Zusammengehörigkeit zu psychischem Ausdrucke bringt. Führt endlich jener Weg des absteigenden Analogieverfahrens von der Pflanze zum Unorganischen, so muthet auch hier Fechners Tendenz zur Allbeseelung uns weniger zu als manche jüngere Naturphilosophie. Dem Krystall will er wohl ein eigenthümliches, niederes, noch nicht an das pflanzliche heranreichendes Seelenleben zuschreiben. „Auch die besondere Weise, wie ein Krystall das Licht bricht, wird in besondrer Weise empfunden werden und, wie sich der Krystall gegen das Licht oder dieses gegen ihn anders wendet und dreht, immer anders, und doch in einer, durch sein inneres Gefüge und das Verhältniß seiner Axen in Zusammenhang bedingten Weise empfunden werden“ (S. 87). Andere sind längst weiter abwärts gegangen bis zum „empfindenden Atom“.

Allein Fechners „Ausbreitung der sinnlichen Erscheinung durch die Welt über die Geschöpfe hinaus“, d. h. seine Annahme eines mit sinnlichen Empfindungen erfüllten Innenlebens, seine Allbeseelung, beschränkt sich bei weitem nicht auf diesen Gewinn eines absteigenden Verfahrens. „Ueber die Geschöpfe hinaus“ würde ihn ein solches Verfahren nicht bringen. Gerade die zuletzt betrachtete Welt des Unorganischen bietet ihm den Stützpunkt dar zum Aufschwunge nach oben. Hier ist es, wo sein absteigender Weg in den aufsteigenden sich verkehrt. Das Unorganische existirt im Universum in der Zusammenfassung zu Weltkörpern, welche zugleich die nächsten Erzeuger und Träger des organischen Lebens und geistbegabter Geschöpfe sind. Sollte die Einheit des Weltkörpers nicht einer zusammenfassenden Bewußtseins-Einheit entsprechen, umfassender, höher, reiner, göttlicher, als die Einheit des menschlichen Bewußtseins? Wie der menschliche Leib dem menschlichen Geiste zugehört, so fordert Fechner einen dem Menschen weit übergeordneten Gestirngeist, dem der einzelne Sternkörper mit all seinen Geschöpfen zugehört. Alle die einzelnen Gestirngeister mit ihren Welten sind dann ebenso unter- und eingeordnet dem Allgeiste Gottes. Dieser eigenthümlichste Zug der Fechnerschen Lehre besitzt vor Allem die Liebe, die Begeisterung und die Zukunftshoffnungen des Autors. In der Verkündigung dieses Glaubens schlägt er oft Saiten an, die uns an die religiös-poetische Sprache und an die tief persönlich empfundene Stellung des Propheten gegenüber einer ungläubigen Mitwelt gemahnen.

In den Religionen des Orients, in den Philosophien des Occidents, er-

scheint häufig genug die Vergötterung oder doch Beseelung der Gestirne, bald als Frucht andächtiger und poesievoller Erhebung des Gemüths unter dem Eindrucke des sternenbesäten Nachthimmels, bald nüchterner als eine Annahme vergleichenden, ergänzenden, von der Gottheit zur Erdenwelt allmählich absteigenden Reflectirens. Auch Fechners verwandte Ansicht ist theils durch jene Bedürfnisse eines Gemüths, das nur mit lebendigen, beseelten Wesen zu thun haben will, theils durch den Gang seines Analogieverfahrens bedingt und getragen. Vor allem muß ihm hierbei daran gelegen sein, einzuschärfen, daß er unter dem Weltkörper nicht nur den mineralischen Träger organischen Lebens und beseelter Wesen verstehe, sondern den totalen Inbegriff des Daseins, welcher aus dem Träger und allem Getragenen sich zusammensetzt. „Erde" heißt ihm also nicht der bloße Erdball ohne Pflanzen, Thiere, Menschen, sondern das gesammte Erddasein und Erdleben mit Allem, was auf jenem wächst, kreucht, fleucht, fühlt und denkt, was ja auch alles durch das Gesetz der Schwere ihm verhaftet bleibt. Pflanzen, Thiere, Menschen sind Glieder dieses allgemeinen Erdwesens, wie Felsen, Steine, Meere, Flüsse, Atmosphäre solche Glieder sind, nur selbständiger als diese, jedoch in einer Reihenfolge stufenweise und stetig zunehmender Selbständigkeit mit dem scheinbar todten verbunden. Dieses Reich niederer und höherer, ärmerer und reicherer Seelenwesen ist ein Reich von Gliedern eines Wesens, des Erdwesens, das sie alle an sich, in sich und unter sich hat. Der bewußte Geist und die empfindende Seele dieses Erdwesens umfaßt alle die Empfindungsobjecte und Bewußtseinsinhalte jener seiner Gliedwesen mit in sich: der Erdgeist weiß unser Wissen, sieht unser Sehen; unser Aller Inneres, das Innere aller seiner Geschöpfe, ist ihm als ein einheitliches Ganze Gegenstand seines Innern, seines übergreifend erinnernden Bewußtseins. So ist es hier ein über den Menschen hinaus aufwärts gehendes Analogieverfahren, welches die „Tagesansicht" trägt, und leicht ist es nunmehr, auf gleichem Wege weiter nach oben, weiter ins immer allgemeinere und umfassendere zu gehen. Fechner hält sich nicht bei den Zwischenstadien auf. Im Grunde könnte ihn nichts hindern, vielmehr alles Bisherige fast nöthigen, auch von einem zusammenfassenden Sonderbewußtsein einzelner Sonnensysteme und einem höheren Centralbewußsein, das mehrere Fixsternsysteme unter sich befaßte, zu sprechen. Er liebt statt dessen, die einzelnen Gestirne nur unter sich zu vergleichen und als verschiedene Individuen anzusehen von verschiedener Reife und Vollkommenheit, welche sämmtlich reichsunmittelbar zu dem allumfassenden göttlichen Bewußtsein stehen. „Der Abstand zwischen uns und Gott ist groß; sie sind eine Zwischenstufe zwischen uns und Gott" (S. 31). So steigt „im Sinne der Tagesansicht über der Welt der einzelnen menschlichen Bewußtseinskreise eine höhere Welt in den Bewußtseinskreisen der Gestirne auf, und hat der hochentwickelte Menschen-

geist, selbst nur ein kleiner Kreis in diesem großen Kreise, neben sich die kindliche Seelenstufe der Pflanzen. Im göttlichen Kreise ist endlich alles Bewußtsein ein- und abgeschlossen, und indeß kein nachbarlicher Kreis um den Inhalt des andern weiß, hat der göttliche Kreis alle zum Inhalt mit Vermittelungen zwischen allen und Vermittelungen über allen" (S. 30).

Unzählige Fragen werden sich dem aufdrängen, der unserer Darstellung bis hierher gefolgt ist. Die „Tagesansicht" weicht keiner Frage aus, sie giebt auf alle eine Antwort, die sich meist gar schön ins Ganze fügt, und nirgends fehlt das scharfsinnigste Bemühen um die Steigerung der Wahrscheinlichkeit. Wir wollen jedoch hier nicht gleichmäßig nach allen Seiten hin folgen; wir möchten vor allem zu eigenem Lesen anlocken. Indeß dürfte zur Abrundung des gegebenen Gesammtbildes doch noch einiges Weitere erfordert sein, und die Gerechtigkeit nöthigt uns wohl auch, unsere Leser an die Stellen des Gebäudes hinanzuführen, welche am meisten die Kritik herausfordern.

Gott ist für Fechner nicht ein unbewußter, dunkler Urgrund, sondern ein höchstes, weitestes, das All umfassendes Bewußtsein eines ewiges Urgeistes. Die Welt ist nicht außerhalb dieses Gottes, auch nicht irgend einmal erst entstanden, sondern ist in Gott, jenem bewußten Urgeiste, von Ewigkeit eingeschlossen, ja sie bildet den einzigen, ewigen Gegenstand seines Bewußtseins. Unveränderlich in seinem eigenen Grundwesen, vor allem in der geistigen Bewußtseinsform seines Daseins, in den Gesetzen, welche die in ihn eingeschlossene Welt beherrschen, und in dem Willen der Güte, der das Wohl dieser Welt zum Ziele hat, theilt Gott doch auch die Veränderlichkeit dieser Welt, den Wechsel ihrer Erscheinungen, den Fortschritt ihrer Entwicklungen, ja er empfindet ihr Leid und ihre Freude, indem alles dieses zu seinem eigenen Leben gehört. Obwohl ein Geist, absoluter, reinster Geist, ist Gott doch zugleich auch der Inbegriff alles materiellen Daseins, über das er nicht nur übergreift, sondern das er zugleich auch in sich einschließt. Nur um der sprachlichen bequemeren Fassung willen kann man es vorziehen, jene umfassende göttliche Geistesseite des Universums für sich allein „Gott" zu nennen und der materiellen Welt entgegenzusetzen; in Wahrheit besteht dieser Gegensatz nicht, es besteht für Gott kein Außen, Alles ist ihm ein Innen (S. 84 fg.). Aber giebt es denn überhaupt Materie? Schwindet nicht alles Dasein zusammen zu rein geistigen Bewußtseinsobjecten, theils Gottes direct und unmittelbar, theils der creatürlichen, in ihm enthaltenen Bewußtseinsträger? So meint es Fechner in der That; er erkennt den „objectiven Idealismus" als den letzten, consequentesten Ausdruck seiner „Tagesansicht". Der Gegensatz zwischen materiellem und geistigem Dasein, der substantiell zu Gunsten des letzteren aufgehoben wird, muß ihm in Folge dessen zum Gegensatze gleichsam nur zweier verschiedener Seiten werden, von welchen ein und dasselbe geistige Wesen sich

zeigt. Wir lesen oft in den gegenwärtigen, wie in Fechners früheren Schriften: Das Geistige ist das „innerlich Erscheinliche", das Materielle, das Körperliche, das „äußerlich Erscheinliche". Es ist hierbei ausgegangen von dem menschlichen Bewußtseinszustande. Wir unterscheiden unsere eigenen Gedanken, Gefühle, Wollungen von den sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen dadurch, daß wir die beiden letzteren für Boten einer Außenwelt ansehen, für Erscheinungen, die uns von außen kommen, jene ersteren Phänomene dagegen für Kundgebungen des eigenen Wesens. Diese letzteren nennen wir das Geistige; wir geben diesen Namen also dem, was uns von innen erscheint, dem „innerlich Erscheinlichen"; auch die sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen zwar erscheinen uns nirgend anders als in unserem Innern, aber sie sind uns abgenöthigt, aufgezwungen, wir erkennen ihre Herkunft als eine fremde. Das fremde Dasein nun eben, von dem sie kommen, nennen wir materiell, lediglich um die Fremdheit, die Aeußerlichkeit damit zu bezeichnen im Verhältniß zu unserem eigenen Geiste. In diesen Begriff des Von-außen-kommens, des „äußerlich Erscheinlichen" löst Fechner den ganzen Begriff des Materiellen auf. Nur Geistwesen existiren, in der Stufenfolge, die wir kennen gelernt haben, von ärmster, engster Innenwelt bis hinauf zum weitesten, allumfassenden, göttlichen Bewußtsein. Diese Innenwelten sind aber für einander nicht völlig unzugänglich; vielmehr, je höher wir emporsteigen auf dieser Wesenleiter, um so mehr sind die Wesen befähigt, in die Innenwelt der niederen Geistwesen gleichsam hineinzuschauen, einen Theil ihrer Anschauungen, Gefühle, Gedanken zu den ihrigen zu machen und so einen Ausschnitt auch der höheren Bewußtseinswelten, zuletzt des göttlichen Gesammtbewußtseins, für sich zu erobern, der die eigene Innenwelt weit überschreitet. Den Antheil an der fremden Innenwelt aber, den jedes Wesen auf solche Weise gewinnt, nennt es seine „Außenwelt", und deren Dasein nennt es „sinnlich" oder „körperlich", weil es den Complex seiner eigenen Beziehungen zur Außenwelt „Sinnlichkeit" oder „Körper" zu nennen pflegt. In Wahrheit aber ist auch unser eigener Leib mit all seinen Organen nichts anderes als ein System innerlicher Functionen geistartiger Kraftmittelpunkte. Die Erscheinung des Waltens dieser Functionen nach außen, für Anderer Bewußtsein, wie auch für unser eigenes, indem auch für uns selbst wieder unser Körper zum äußerlich auf uns wirkenden Objecte werden kann, ist eben auch in jene Formen der Sinnlichkeit, des sinnlichen Vorstellungsbildes, in die Formen des „äußerlich Erscheinlichen" gekleidet, und darum nennen wir auch diese Functionen „körperlich" und nennen die Gesammtheit ihrer Träger einen „materiellen Leib".

Gott hat keine Außenwelt, nur Innenwelt. Ihm ist nichts „äußerlich erscheinlich", alles „innerlich erscheinlich". Für ihn giebt es sonach keine Materie, sondern nur geistige, nur Bewußtseinswelt. Aber wie? Sind nicht die ver-

schiedenen, in der uns bekannten aufsteigenden Reihe abgestuften unzähligen Bewußtseinsträger, auch wenn nicht materiell, doch in ihrer selbständigen subjectiven Sonderexistenz eine Außenwelt für die Gottheit? Sind wir doch zunächst versucht, uns Fechners Welt sehr nach Art der Leibnitzischen Monadenwelt vorzustellen. Wir denken uns die Weltkörper in Fechners Sinne als Systeme vieler Stufen solcher Monadenreiche, die vom Gesammtbewußtsein des jedesmaligen Weltkörper- oder Gestirngeistes umfaßt sind, wie diese vom Bewußtsein der Gottheit, wie abwärts wieder die Monadensysteme des Menschen, des Thieres, der Pflanze, des Krystalls je von den das Einzelwesen zur Einheit zusammenfassenden Bewußtseinscentren umfaßt sind. Am tiefsten Punkte dieser Reihe stünden jene philosophischen, punctuellen Atome, welche Fechners „Atomenlehre" (1855) über die physikalischen Atome hinaus als deren letzte Grundbestandtheile annahm. Sind auch diese Atome Bewußtseinscentren, die allerdings nichts weiter umfassen, sondern selbst nur umfaßt sind, die keine Außenwelt, sondern nur eine einfachste Innenwelt haben, welche nur für Wesen höherer Stufen zur Außenwelt wird, so würde in diesen Atomen die Leibnitzische monade toute nue nahezu wiederkehren. Alle diese Monaden, all diese immerhin immateriellen, aber doch als selbständige Centren, subjective Bewußtseinsherde, Ausstrahlungspunkte gedachten Wesen, sind sie nicht ebensoviele Glieder einer Außenwelt Gottes? Können sie lediglich Objecte des göttlichen Universalbewußtseins oder des göttlichen Subjects sein, da sie doch selbst Subjecte sind?

Die Lösung dieser Fragen läßt ein besonderer Abschnitt unseres Buches hoffen, der die Ueberschrift trägt: „Stellung der Tagesansicht zur Monadologie" (S. 246 ff.). Wir müssen bekennen, daß die Ausführungen dieses Abschnitts uns nicht davon überzeugen konnten, daß zwischen der monadologischen Ansicht und der Fechnerschen ein wesentlicher Unterschied bestehe. Höchstens, daß Fechner es sehr zweifelhaft läßt, ob den einzelnen Atomen ein Innenleben, ein Empfinden zukomme oder nicht, und daß er keinesfalls aus den Summationen dieser Atomempfindungen die zusammenfassenden Bewußtseinsphänomene höherer Seeleneinheiten hervorgehen lassen will. In letzterem Punkte nun wird ihm jeder besonnene Denker ohne weiteres zustimmen, und nur selten hat ein Monadolog, am wenigstens hat Leibnitz darüber anders geurtheilt. Eine Summe ist an und für sich niemals eine Einheit, sondern ein äußerliches Nebeneinander der Vielen, welche darin summirt sind. Das bewußte Ziehen einer Summe freilich, das Denken und Benennen des einheitlichen Zahlbegriffs z. B., der das Ergebniß einer Summirung mehrerer Zahlen enthält und ausdrückt, ist ein einheitlicher Bewußtseinsact, aber dieses Ziehen der Summe ist nicht selbst die Summe. Ist nun vollends gar nicht mehr von einer Summirung der Vielen die Rede, sondern von der Erzeugung eines Neuen über ihnen, wodurch sie nicht

addirt, sondern gleichsam übergipfelt sind, so daß sie, diese Vielen, sogar wieder Objecte repräsentiren, die von diesem Gipfel herab angeschaut werden, so ist es einfach Mißbrauch der Sprache, noch das Wort „Summe" anzuwenden. Fechner's Bezeichnung „Resultante" ist bei Weitem annehmbarer. Denn „Resultante" darf wohl auch eine neue eigenthümliche Thätigkeit genannt werden, die aus einem einheitlichen, selbständigen Thätigkeitscentrum als Reaction auf eine Vielheit von Einwirkungen auf dasselbe Centrum in gesetzmäßig bestimmter Weise hervorbricht. Aber diese Betrachtungen entscheiden ja nicht darüber, ob eine Ansicht monadologisch sei oder nicht. Auch ganz empfindungslose Atome, wenn sie nicht mehr als raumerfüllende Stofftheile, sondern als punktuelle Wirkungsherde gedacht würden, müßten Monaden genannt werden. Wenn nun nach Fechner jedes höhere, umfassendere Bewußtsein eine Vielheit niederer Centren voraussetzt, über welche es sich erhebt, welche es umspannt, über welche es, nach Fechners Lieblingsausdrucke, „übergreift", so würden wir uns doch zu erinnern haben, daß alle diese Ausdrücke bildliche sind, räumlichen Anschauungen entlehnt. Was ist der Sinn dieser Bilder? Doch wohl kein anderer als der: es giebt eine Stufenfolge von Monaden, in welcher jede höhere Gattung die Fähigkeit besitzt, von den niederen Erscheinungsbilder zu empfangen, deren Vielheit eine Vielheit von Objecten darstellt für das vorstellende Bewußtsein der je höheren Monas. Wir sehen nicht wie hierbei die Welt der dunkeln „Dinge an sich" vermieden werden soll. So hell es auch im Innern jeder dieser Monaden wäre, der Träger dieses Innern bliebe für jeden andern derartigen Träger, ja auch für Gott, ein selbständig ihm gegenüberstehendes Anderes, ein undurchdringbares, festes, eigenes Ich. Fechner selbst fühlt die Annäherung dieser Skylla und deutet deshalb an, daß er die Charybdis, die dann allein übrig zu bleiben scheint, weniger fürchte: die gänzliche Auflösung der Vielen, die erst Atome, Kraftcentren u. s. w. genannt wurden, und an deren selbständige Existenz nach allen sonstigen Ausführungen Fechner selbst zu glauben schien, in bloße Kraftthätigkeiten, bloße Wirkungen der sie umspannenden höheren Wesenseinheit (S. 251 f.). Ist nun aber jede dieser höhern Einheiten (außer der göttlichen) wieder nur Glied einer analogen höheren Vielheit, über welcher wiederum sich ein umspannendes und übergreifendes Bewußtsein wölbt, so würde es schließlich nur ein selbständiges, substantiell existirendes Wesen geben, nämlich Gott, und alle unter und in ihm enthaltenen Vielheiten wären nur seine Wirkungen, aber keineswegs selbst wirkende Centren. Wir glauben in der That, daß die „Tagesansicht" nur die Wahl hat zwischen diesen beiden Möglichkeiten: Monadologie oder All-Einheitslehre. Fechner sucht seine Ansicht, die in diesem Stück das Dunkel gar mancher anderen Ansicht theilt und die Verwerfung aller anderen unter dem Gesammttitel der

„Nachtansicht“ hier keineswegs rechtfertigen dürfte, in einer Schwebe zwischen jenen zwei Möglichkeiten zu halten, die uns unhaltbar scheint.

Haben wir bis hierher immer noch nur das Gesammtbild der Fechner'schen „Tagesansicht“ zu zeichnen gesucht, so wäre es wohl anlockend genug, auch manche Einzelheiten derselben in nähere Betrachtung zu ziehen. Wir begnügen uns jedoch bei der kürzesten Charakteristik der bedeutsamsten unter diesen Einzelzügen und heben hierbei vor allem die Verhandlungen über Freiheit und Nothwendigkeit hervor, welche den 16. und im Grunde auch den 17. und 18. Abschnitt des Buches füllen oder doch von innen heraus beherrschen und wohl als die wissenschaftlich gründlichste und befriedigendste Partie des Ganzen zu schätzen sind. Selten ist so klar wie hier das Vorurtheil widerlegt worden, als ob eine Freiheit des Willens, durch welche das Gesetz der Ursachfolge durchbrochen wird und eine ursachlose Wahl zwischen gleichschwebenden Möglichkeiten zu entscheiden vermag, irgendwie im Interesse der Sittlichkeit liege. Eine solche Freiheit würde in der That vielmehr jede Wirkung versittlichender, erziehender Einflüsse völlig illusorisch machen; denn in solchen Einflüssen würde kein verursachender Werth mehr zu suchen sein für die Herbeiführung sittlichen Wollens. Ein Vater, der seinen Knaben schlüge, müßte aufrichtiger Weise zu diesem also sprechen: „Wenn ich dich jetzt schlage, so weiß ich eigentlich nicht, warum ich es thue, da ich dir die Freiheit damit doch nicht verkürzen kann und darf“, ja er müßte das Söhnchen davor warnen, sich aus den Schlägen etwas zu machen: „Widerstehe der Versuchung, dich dadurch vom Bösen abhalten zu lassen, das darf bloß Sache deiner Freiheit sein.“ Er müßte ihm sagen, daß die Strafe nur Sühne sein solle, ohne sittliche Wirkung, wie sie von den Strafrechtslehrern häufig aufgefaßt wird: „Es liegt nun einmal in der Weltordnung, daß Sünde Sühne verlangt, wenn ich auch nicht weiß, warum sie auf das moralische Uebel noch ein physisches gesetzt wissen will“. (S. 175 f.) Die nach dieser Verwerfung der Freiheitsansicht allein übrig bleibende Nothwendigkeit beherrscht nun freilich nicht Gott und Welt in der Weise eines physikalisch-mechanischen, sondern in der Weise eines logisch-teleologischen Causalnexus. In einer Weltansicht, für die es eigentlich nur Geist, keine Materie giebt, kann es auch nur geistige Verursachung, geistig-sittliche Nothwendigkeit geben. Fechners Gott ist der Gott des Guten, der Liebe, darum ist seine Welt die Welt eines zur Vollendung des Guten fortschreitenden Processes, und das Gute, als Endziel aufgefaßt, ist eins mit dem Wohl, mit der Lust. Die Liebe will ja nichts Anderes, kann nichts Anderes wollen, als Lust, Freude, Wohl verbreiten. Dieses sittliche Princip ist zugleich ein Lustprincip für jeden, der von ihm beseelt ist, selbst; denn er findet in dem Wollen fremder, allgemeiner Lust zugleich die seinige, und so giebt es auch kein

principielles Hinderniß für die sonstige Besorgung seines eigenen Wohls, sofern er dieses dem allgemeinen Wohle nur unterzuordnen und einzuordnen weiß. Wir halten auch unsererseits diese Grundlage der Ethik für die einzig richtige und wahrhaft christliche; Fechner hat ihr in seiner kleinen herrlichen Schrift „Vom höchsten Gute" (1846) einen classischen, oft wahrhaft ergreifenden und poetischen Ausdruck gegeben. Derselbe ethische Quell ist es, dem sein Optimismus entspringt, dieses praktisch so wichtige und unserer Zeit besonders von neuem nahezulegende Stück der „Tagesansicht", dem die „Nachtansicht" den Pessimismus entgegensetzt. Der Optimismus fließt aus dem Vertrauen in Gottes, des Allgeistes, alleinige Macht, welche die Macht seiner Liebe ist. Gott wäre nicht Gott, wenn seine Macht nicht die entscheidende Macht wäre in der Welt. Gottes Macht wird alles herrlich hinausführen. Dieser Glaube hat den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode zur unerläßlichen und unersetzlichen Bedingung oder vielmehr Folge: wer an die Macht der Gottesliebe glaubt, muß auch glauben, daß ihn nach dem Elend und Jammer dieser Welt ein höherer Heilszustand erwartet, zu dessen Ermöglichung und Steigerung selbst die Uebel und alles Böse haben dienen müssen. Gewisse Lieblingsgedanken über das Jenseits, welche den Lesern Fechnerscher Schriften längst bekannt sind, kehren hier in neuer Darstellung wieder.

Anhangsweise bespricht Fechner auch den Spiritismus, an dessen möglichst unbefangener, experimenteller Untersuchung er in Gemeinschaft mit Zöllner und Anderen namhaften Antheil genommen hat. Allzurasch hat Fechner sich hier auf die spiritistische Hypothese eingelassen, daß bei gewissen überraschenden und höchst ungewöhnlichen Thatsachen, die er selbst erlebte, die Geister des Jenseits im Spiele seien. Auch bei Galvanis Froschexperimenten fehlte es einst an physikalischen Kategorien, um ihre unleugbaren Erfolge wissenschaftlich auszudrücken; man trug diese also unter dem Titel „Galvanismus" in die Lehrbücher ein, bis man später fand, daß ein besonderer Titel der Art nicht nöthig war. Aber im Grunde sind auch „Magnetismus" und „Elektricität", ja selbst „Gravitation", nur solche Titel, welche eine Gruppe beobachteter Phänomene bezeichnen, die aber nicht im mindesten erklärt, d. h. nicht im mindesten in ihrer Möglichkeit und Nothwendigkeit begriffen sind, und deren „Gesetzmäßigkeit" nur die Wiederkehr der gleichen für uns wunderbaren Erscheinungen unter den gleichen Bedingungen bedeutet. Möge man denn auch, ohne Geister und ohne vierte Dimension, Zöllners Beobachtungen vorläufig unter dem Namen „Sladismus" oder „Zöllnerismus" in die Lehrbücher der Physik eintragen, nachdem alles nicht hinreichend Beglaubigte und ohne genügende Cautelen gegen versteckte Hilfsmittel Aufgenommene, sowie alles unter bisher schon recipirte Capitel der Physik Subsumirbare daraus gestrichen sein wird.

Der deutsche Palästina-Verein.

Der Dichter eines der ältesten deutschen Epen, der Pfaffe Lamprecht, hat in seinem „Alexanderliede" ein echtes Bild des deutschen Volksgemüthes gegeben. Wie der jugendliche makedonische Held, von unbezwinglichem Sehnen getrieben, immer weiter nach Osten wandert und dann im fernen Indien, am Ziele seiner Wanderung, von Sehnsucht nach seiner Mutter ergriffen wird, so strebt auch das deutsche Herz ruhelos in die Ferne, in der Ferne aber schaut es, von Heimweh überwältigt, sehnsüchtig nach dem Vaterlande zurück und kennt keinen beglückenderen Gedanken als den der Rückkehr in die Heimat.

Dieses nie befriedigte Streben in die Ferne ist dem deutschen Volksgemüthe zu allen Zeiten eigen gewesen, mag man noch so weit und selbst bis in die Zeit unserer heidnischen Vorfahren zurückgehen. Seit aber die Deutschen mit jener kernigen Glaubensinnigkeit, die uns schon aus dem „Krist", dem „Heliand" und anderen frommen Dichtungen des früheren Mittelalters entgegenweht, das Christenthum ergriffen hatten und in der „Nachfolge des Herrn" ihre deutsche Treue zu bewähren suchten, war diese Sehnsucht nach der Ferne auf ein festes Ziel gerichtet: sie galt dem Lande, wo der Heiland einst wandelte und lehrte, und so mischte sich die deutsche Wanderlust mit der Sehnsucht nach den Stätten der heiligen Geschichte, die Freude an der fremdartigen und doch so anziehenden Natur des „Gelobten Landes" mit dem frommen Schauer religiöser Andacht.

So blieb es während des ganzen Mittelalters. Wenngleich auch das übrige Abendland Antheil nahm an den gewaltigen Unternehmungen der Kreuzzüge, welche durch die zu fanatischer Begeisterung angefachte Sehnsucht nach dem Heiligen Lande ins Leben gerufen wurden, so hat doch in keinem Lande der erhebende Gedanke mitzukämpfen für die Wiedergewinnung jenes christlichen Kleinods die Geister so mächtig ergriffen wie in Deutschland, wo nicht die Lust nach Abenteuern und die Hoffnung auf Gewinn allein, sondern wahrer Glaube und frommer Eifer für die heilige Sache Ritter und Mannen trieb, den heimischen Heerd zu verlassen und nach dem fernen Lande zu ziehen, wo tausendfache Gefahren und übermenschliche Anstrengungen der Entbehrung und des Kampfes ihrer warteten.*) Gustav Freytag schildert in seinen „Brüdern

*) Von Interesse ist es zu sehen, wie langsam und allmählich sich das deutsche Volk für die Sache der Kreuzzüge begeisterte. Wenigstens wissen wir, daß sie über den ersten Kreuzzug ganz anders urtheilten, als über die späteren. Man sieht dies aus der Schilderung

vom deutschen Hause", wie mächtig die Bewegung der Kreuzzüge in alle Kreise der Bevölkerung des damaligen Deutschlands eingegriffen hatte, und in der Person seines Helden, des edlen und ritterlichen Thüringers Ivo, führt er uns einen deutschen Kreuzfahrer vor, der mit frommen Empfindungen und idealen Erwartungen den heiligen Boden betritt und dann, das Herz geschwellt von erhabenen Eindrücken, aber auch reicher an mannigfachen Enttäuschungen, der Heimat wieder zueilt.

Aber mochte sich auch die Begeisterung für den Kampf um das Land der biblischen Geschichte unter den Strömen nutzlos vergossenen Blutes abgekühlt haben und die Hoffnung auf Wiedergewinnung Palästinas aus den Händen der Ungläubigen aufgegeben worden sein, die Sehnsucht, das heilige Land zu schauen, blieb dieselbe. Auch in den auf die Kreuzzüge folgenden Jahrhunderten ist mancher deutsche Mann übers Meer gefahren, um durch den Anblick der dem geistigen Auge schon seit der Jugendzeit bekannten Stätten einen Lieblingswunsch seines Herzens zu befriedigen. Oft freilich war es auch schwere Schuld, um deretwillen das eigene Gewissen oder der Kirche Gebot den Pilger nach dem heiligen Lande führte. Im „Juniperus" erzählt Victor Scheffel die Geschichte eines solchen bußfertigen Pilgers, der sein gutes Ritterschwert gegen den Erbfeind der Christenheit führt, um dadurch der Kirche Bann zu lösen. Durch den wilden Kampf entsühnt und durch die Erfahrungen seines Herzens geläutert, tritt dann der schwäbische Rittersmann, nachdem seine bei dem Sturme auf Akko empfangenen Wunden in dem Kloster auf dem Berge Karmel geheilt sind, als ein neuer Mensch die Heimkehr nach der Burg seiner Ahnen an. An solche Pilgerfahrten zur Sühne für schwere Schuld erinnern noch heutzutage die sogenannten Bet- oder Martersäulen, welche in den verschiedensten Gegenden Deutschlands meist dicht am Wege auf einer kleinen Anhöhe aufgestellt sind und einst zum Andenken an die glücklich bestandene Reise nach dem heiligen Lande errichtet wurden. So erinnern zum Beispiel die sieben Martersäulen in der Nähe von Hökendorf bei Tharandt an die Wallfahrt eines sächsischen Adlichen aus dem 14. Jahrhundert, Konrad von Theler († 1361), welcher einst seinen Pfarrer, von dem er durch fortwährende habsüchtige Forderungen zum Zorn gereizt worden war, erschlagen hatte und zur Sühnung seiner Schuld nach

---

des Annalista Saxo (bei Eccard, Corp. Hist. medii aevi, I, S. 579), wo es wörtlich heißt: „Als die Deutschen, ohne die Ursachen dieses Zuges zu kennen, so viele Schaaren von Reitern und Fußvolk, so viele Haufen Bauern, Weiber und Kinder bei sich durchkommen sahen, verspotteten sie dieselben als Wahnwitzige von einer unerhörten Thorheit, indem sie ihr Vaterland verließen, nach einem ungewissen verheißenen Lande mit gewisser Gefahr zu haschen, ihren Gütern entsagten und nach fremden trachteten."

Jerusalem reiste.*) Aber oft war es auch nichts als frommer Sinn, der deutsche Männer trieb, nach den heiligen Orten zu pilgern und die Erinnerung daran auch bei späteren Geschlechtern durch Werke der Kunst zu verewigen. Wer kennt nicht die Heiligekreuz-Kapelle vor den Thoren von Görlitz und ihren Erbauer, den wackeren Bürgermeister Georg Emmerich, der in den Jahren 1465 und 1475 mit einigen Künstlern nach Jerusalem reiste, um seine Stadt mit jener getreuen Nachbildung der Kapelle des heiligen Grabes zu beschenken, die wir noch heute als ein Denkmal der frommen Opferfreudigkeit früherer Zeiten bewundern?

Aber nicht nur in Stein und Erz haben jene gläubigen Pilger in ihrer Heimat das Andenken an ihre Wallfahrt der Nachwelt zu überliefern gesucht; sie haben auch ihre Erlebnisse aufgezeichnet und so durch die Schrift die Erinnerung daran wach zu erhalten gesucht. Eine ganze Reihe solcher Reisebeschreibungen deutscher Männer ist erhalten, in denen sie in treuherziger Weise die Erfahrungen, die sie in dem fernen und fremden Lande und unter Völkern anderer Zunge und Sitte gesammelt, geschildert haben. Manches Märlein, das sie erzählen, gewoben aus naiver Frömmigkeit und leichtgläubigem — oder manchmal vielleicht auch abergläubischem — Staunen über die neue, ihnen unverständliche Welt, die ihnen entgegentrat, entlockt uns heute ein Lächeln. So, wenn der jüdische Kaufmann Rabbi Benjamin von Tudela aus Navarra, welcher in den Jahren 1160—1173 seine Reise unternahm, berichtet, wie zwei Männer auf Wunsch des Patriarchen in einem zufällig entdeckten unterirdischen Gange bis zu den Gräbern Davids und seiner Nachkommen vorgedrungen, dort aber plötzlich von einem heftigen Windstoße zu Boden geworfen worden seien, wobei sie ein Brausen vernahmen und in diesem Brausen eine Stimme, die ihnen gebot, diesen heiligen Ort für immer zu verlassen. Solche und ähnliche Geschichten, bei denen es uns heute nicht schwer wird, die natürliche Erklärung zu finden, berichten auch unsere Vorfahren, und die naive Sprache, der treuherzige Ton, in dem sie ihre abenteuerlichen Fabeln zu Nutz und Frommen ihrer staunenden Landsleute berichteten, erhöht noch den Reiz ihrer anspruchslosen „Reißbeschreibungen". Unter den Verfassern dieser Pilgerbücher überwiegt der geistliche Stand, von dem aus England stammenden Bischof von Eichstädt Willibald im 8. Jahrhundert an bis herab zu dem Paderborner Kirchherrn zu Sudheim Ludolf (de Sudhem) im 14. und dem Ulmer Predigermönche Felix Fabri aus Zürich sowie dem Mainzer Domdechanten Bernhard von Breydenbach gegen

*) Manche dieser Säulen mögen allerdings anderen Ursprung haben. Einzelne scheinen die Stationen von Kalvarienbergen bezeichnet zu haben, wie sich ja noch heute solche Abbildungen der Todesstätte Christi mit ihren Kreuzen, Statuen und Bildern in katholischen Ländern finden; andere, und zwar besonders solche, welche an Kreuzwegen stehen, mögen nichts als einfache Marksteine für das Weichbild eines Ortes sein.

Ende des 15. Jahrhunderts; aber auch aus weltlichem Stande zog mancher ins Heilige Land, so der berühmte Herzog Heinrich der Löwe 1172, dessen Pilgerfahrt der Abt Arnold von Lübeck beschrieb, die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg 1435, Herzog Wilhelm III. von Sachsen 1461, und daneben der Nürnberger Bürgersmann Hans Tucher, dessen „Reißbeschreibung" 1482 erschien.

Erwähnenswerth ist es, daß solche Wallfahrten nach den heiligen Orten keineswegs bloß unternommen wurden, so lange der Katholicismus noch unumschränkt in Deutschland herrschte. Auch nach der Reformation sind, besonders aus den Kreisen des wohlhabenden Bürgerstandes der freien Städte, der ja vor allem den neuen evangelischen Geist repräsentirte, fromme Pilger nach Palästina gewandert. Wir nennen nur den biedern Rauwolf, „der Artzney Doctor und bestellten Medicus zu Augspurg", der 1573 bis 1576 auf der Reise war und dessen mit vielen Abbildungen von Pflanzen ausgestattete Reisebeschreibung bereits ein wissenschaftliches Interesse an der Erforschung Palästinas verräth und ihrer naturhistorischen Bemerkungen wegen überhaupt eine der bedeutendsten Reisebeschreibungen des 16. Jahrhunderts ist. Und selbst heute noch, wo flüchtige Touristen ebenso gut wie Geometer mit der Meßschnur und Naturforscher mit Sammelbüchse und Mikroskop das Land durchziehen, wo der historische Sinn, der unsere Zeit beherrscht, die genauere Kenntniß des Landes zum Nachweise der Wechselbeziehungen zwischen dem Boden und den Geschicken des Volkes, das ihn bewohnt und bebaut, verwerthet, selbst heute noch ist der alte fromme Sinn neben der bloßen Neugierde und dem wissenschaftlichen Forschungsdrang nicht ganz ausgestorben. In erster Linie ist hier der wackere Schweizer Arzt Titus Tobler (gestorben am 20. Januar 1877 in München, 71jährig) zu nennen, der viermal das Heilige Land durchwanderte — zuletzt 1865 als 59jähriger Mann — und die Kenntniß Palästinas durch seine Schriften in hervorragender Weise gefördert hat. Er verstand es wie kein Anderer, die unserer Zeit charakteristische kritische Richtung des Geistes mit dem gläubigen Interesse des Herzens an den durch die heilige Erinnerung geweihten Stätten zu vereinigen. Wie er dem frommen Schein entgegentrat, welcher den Mangel an gewissenhafter Forschung mit salbungsvollen Phrasen zu decken sucht, so war er auch weit entfernt von jener Blasirtheit, die kein Verständniß hat für die Macht religiöser Empfindung und deren Freude nur darin besteht, mit frivolem Spott zu leugnen und zu verneinen.

Freilich sind nicht alle, die ihre Sehnsucht nach dem Heiligen Lande hinzieht, so glücklich, daß sie wie Titus Tobler Palästina mehrfach besuchen und durchforschen können, obgleich zwischen einer Pilgerfahrt des Mittelalters und einer Reise mit Eisenbahn und Dampfschiff ein gewaltiger Unterschied ist. Das

alte niederdeutsche Sprüchwort: na Jaffa gaan (nach Jaffa gehen), das besagen will: auf eine Reise gehen, von der man schwerlich zurückkehren wird, ist heute zu Schanden geworden, und wenn auch die Landung in Jaffa, wo die meisten Reisenden die bequemen Dampfer des österreichischen Lloyd verlassen, nicht leicht ist und es große Anstrengungen kostet, das Fahrzeug, welches die Reisenden mit dem Dampfschiff vertauschen müssen, über die Felsenklippen und durch die stets bewegte See ins ruhige Wasser zu lenken, so kann diese kleine Schwierigkeit gegenüber der Schnelligkeit und Bequemlichkeit der ganzen Reise doch nicht in Betracht kommen.

Aber auch diejenigen, denen der Anblick Palästinas verwehrt bleibt, können ihr Interesse am Heiligen Lande bethätigen. So hat ein noch lebender hochbetagter Geistlicher Dresdens, Pastor emer. Gustav Böttger, ein „Topographisch-historisches Lexicon zu den Schriften des Flavius Josephus" verfaßt, welches nur dem Wunsche die biblischen Stätten zu schauen und zu erforschen seine Entstehung verdankt. Von seinen Jugendjahren an beseelte den Herausgeber, wie er in der Vorrede erzählt, der heiße Wunsch, das Heilige Land betreten zu können. Da aber verschiedene Umstände der Erfüllung dieses Wunsches entgegentraten, so begann er, um seiner Sehnsucht einigermaßen entschädigende Befriedigung zu gewähren, sich an der Hand der Bibel mit Reisebeschreibungen und Karten von Palästina zu beschäftigen, und so wurde schließlich der Wunsch in ihm rege, alles das zusammenstellen, was Josephus über die Lage der einzelnen Ortschaften, Flüsse und Gegenden dieses Landes und der Nachbarländer anführt, und dadurch an seinem Theile die Kenntniß des Heiligen Landes zu fördern.

In England und Amerika, wo das Interesse für die Bibel bei weitem noch lebendiger ist als in Deutschland, hat man es neuerdings verstanden, dieses allgemeine Interesse an den „Ländern und Stätten der Heiligen Schrift" zu concentriren und in eine gemeinsame Bahn zu leiten, indem man Gesellschaften gründete, welche sich die genaue wissenschaftliche Erforschung Palästinas zur Aufgabe stellten: Zuerst den 1865 in London gegründeten Palestine Exploration Fund, dem sich später eine ähnliche amerikanische Gesellschaft angeschlossen hat, deren Executivcomité seinen Sitz in Beirut hat.

Was diese Gesellschaften seit ihrem Bestehen zur Erreichung ihres Zieles geleistet haben, ist nicht mit wenigen Worten zu sagen. Die großartigste, von beiden gemeinsam unternommene Leistung ist jedenfalls die trigonometrische Vermessung des Landes. Die von den Engländern ausgeführte Vermessung des Westjordanlandes ist bereits abgeschlossen und kartographisch fixirt*); die des

*) Ueber die im Sommer 1877 vollendete Aufnahme des Westjordanlandes und einige

Ostjordanlandes ist zwar wegen der erheblichen Schwierigkeiten, mit denen die diesen Theil der Arbeit durchführenden Amerikaner zu kämpfen haben, noch nicht vollendet, aber auch sie geht bereits ihrer Vollendung entgegen. Daneben sind aber auch an einzelnen Orten eingehende Forschungen über die topographische Lage alter Städte und Bauten angestellt worden. Nach dieser Seite hin gipfelt natürlich das Interesse in einer näheren Erkenntniß des Umfanges und der Anlage des alten Jerusalem und seiner wichtigsten Bauten. Es ist erstaunlich, welche Resultate der unermüdliche Forschertrieb auch auf diesem Gebiete bereits aufzuweisen hat. Der Engländer Wilson z. B. hat durch Nachgrabungen gefunden, daß das an der Westseite des Haram esch-Scherif, d. h. des Tempelareals, gelegene Kettenthor auf einem großen Brückenbogen steht. Ueber diesen und über andere hinweg führte eine Straße nach der westlich vom Tempelberge auf dem Zion gelegenen Oberstadt, und so gewaltig hat sich an dieser Stelle der mehr als tausendjährige Schutt aufgehäuft, daß erst bei 15 Meter Tiefe der Fels gefunden wurde, in dem die Tempelmauer eingefügt war. Außerdem fand man dort einen unterirdischen Gang, der in gleicher Richtung mit dem eben erwähnten Viaduct von der Tempelarea zur Citadelle lief. Obwohl Warren in diesem Gange 80 Meter vorwärts ging, konnte er das Ende doch nicht erreichen.*) Südlich davon, nur etwa 12 Meter von der Südwestecke der Tempelarea entfernt, fand schon früher Robinson ebenfalls einen Brückenansatz, welcher zu einem in der herodianischen Zeit gebauten Viaduct gehörte, der aus dem Tempel über das Tyropöon (d. i. Käsemacherthal) nach dem Xystus, der von demselben Herodes dem Großen angelegten Colonnade führte und das an dieser Stelle 91 Meter breite Thal überbrückte. Hier ließen sich in einer Tiefe von fast 14 Metern über einem in den Felsen gehauenen Canal noch die Gewölbesteine der älteren, von Salomo angelegten Thalüberbrückung aufweisen, welche einst den Palast Salomos mit dem unteren Theile der Oberstadt verband.

Aber auch die Kenntniß der Natur des ganzen Landes ist ja von bedeutendem Einfluß auf das Verständniß der biblischen Bücher. Weil die bilderreiche Sprache der Hebräer ihre Wendungen unmittelbar dem Leben der Natur entlehnt, so daß ihre zahlreichen Vergleichungen auf eine außerordentlich scharfe und vielseitige Naturbetrachtung zurückgehen, so erschließt sich deren volles Ver-

---

archäologische Resultate berichtet das Buch von C. Reignier Corder: Tent work in Palestine (London, 1878). Die Karte des westlichen Palästina wird — nach einer Notiz im diesjährigen Aprilheft des seit 1869 vom Pal. Expl. Fund herausgegebenen Quaterly Statement — gleichzeitig mit der des Ostjordanlandes im Herbst dieses Jahres zur öffentlichen Ausgabe gelangen, nachdem dieselbe bereits früher den Mitgliedern der beiden Palästina-Vereine eingehändigt worden ist.

*) Ueber die bis 1874 erzielten Resultate des Palestine Exploration Fund erstattet die auf Kosten der Gesellschaft gedruckte, gut ausgestattete und dabei überaus billige Schrift

ständniß nur dem, der sich von der Beschaffenheit der der heißeren Sonne entsprechenden Natur des Landes, von seinen mannigfachen Naturproducten und selbst von den Hilfsmitteln und Erzeugnissen seines Gewerbfleißes ein klares Bild verschafft hat. Nur wer den Granatbaum und seine Frucht kennt, versteht den Sinn des Dichterwortes, welches die mit sanftem Roth übergossenen Schläfe der von der Sonne lieblich gebräunten Hirtin dem Inneren der Granate vergleicht; nur wer den Unterschied kennt zwischen unserem Esel und dem Wildesel, jenem schönen und flinken Thiere, dessen pfeilschnelle Geschwindigkeit alle Nachstellungen zu Schanden macht, kann die plastische Anschaulichkeit des Vergleichs würdigen, welcher den in ungemessener Freiheitsliebe auf seinem Rosse sich tummelnden, abgehärteten und genügsamen Beduinen der Wüste jenem Thiere gleichstellt. Von demselben Werthe für eine richtige Auffassung des Inhalts der biblischen Bücher ist ferner die Kenntniß der Sitten und Gebräuche, die ja besonders bei der nomadisirenden und ackerbautreibenden Bevölkerung in vielen Beziehungen dieselben geblieben sind. Wenn der von schrecklicher Krankheit heimgesuchte Hiob „in der Asche saß“, wie Luther übersetzt, so ist dies nicht, wie man gewöhnlich erklärt, ein Zeichen seiner Trauer, sondern noch heute liegt der arme Verlassene, dem wegen ansteckender, ekelhafter Krankheit der Zutritt in die Wohnungen verwehrt ist, auf der Mezbele vor dem Dorfe, d. h. auf dem Hügel, der sich durch die unaufhörlich wiederholte Aufschichtung des zu Asche verbrannten Mistes in der Nähe jedes hauranischen Dorfes gebildet hat, indem er am Tage die Vorübergehenden um Almosen anruft und des Nachts sich in die von der Sonne erwärmte Asche birgt. Erscheint auch die Kenntniß des Heiligen Landes nach dieser Seite hin vielleicht nur von secundärer Bedeutung, so ist sie doch für die richtige Auffassung des biblischen Inhalts entschieden von Wichtigkeit, und es erfüllt uns mit Befriedigung, daß wir die neuesten und ausgiebigsten Aufschlüsse dieser Art dem Forschungseifer und der genauen Naturbeobachtung eines Deutschen, des Dr. Wetzstein in Berlin, verdanken, der sich als kgl. preußischer Consul in Damascus eine eingehende Vertrautheit mit der Natur von Land und Leuten des Ostjordanlandes verschaffte und diese in der glücklichsten Weise für die Aufschließung des Sinnes so mancher schwierigen Stelle des alten Testaments in Delitzschs Bibelcommentaren verwerthet hat.

Auf dem Gebiete der rein geographischen und topographischen Erforschung Palästinas hatten wir Deutschen dagegen bis vor nicht langer Zeit den Eng-

---

Rechenschaft, welche den Titel trägt: Our work in Palestine: being an account of the different expeditions sent out to the holy land by the committee of the Pal. Expl. Fund since the establishment of the fund in 1865. (343 S.) Dies treffliche Buch können wir jedem, der sich über die Aufgaben der Palästina-Vereine orientiren will, aufs wärmste empfehlen.

ländern und Amerikanern allein das Feld der wissenschaftlichen Arbeit überlassen. Es war also eine nationale Pflicht unseres gesammten Volkes, welche mit der Gründung des „Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas" erfüllt wurde, eine nationale Pflicht schon insofern, weil die Geschichte unseres Volkes zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung während des Mittelalters mit dem Heiligen Lande vielfach verknüpft ist, so daß die Aufhellung schwieriger Fragen der deutschen Geschichte eben nur in Palästina selbst zu ermöglichen ist. Kein Geringerer, als Fürst Bismarck hat es als eine Ehrenpflicht des neugeeinten deutschen Reiches anerkannt, nach den Gebeinen des Kaisers zu forschen, der das deutsche Reich in einer seiner glänzendsten Perioden beherrschte, und dessen Gedächtniß, als er in der Erfüllung einer idealen Aufgabe, die ihm als dem Schirmherrn der Christenheit oblag, sein Leben verloren hatte, für alle folgenden Zeiten als das persönliche Unterpfand der unvergänglichen Einheit und Zusammengehörigkeit unseres Volkes lebendig blieb. Als das Traumbild sich erfüllte und der in Friedrich Barbarossa verkörperte Gedanke an die Herrlichkeit eines einigen deutschen Reiches zur glanzvollen Wirklichkeit wurde, hielt Fürst Bismarck den Augenblick für gekommen, die in fremder Erde ruhenden Gebeine dieses deutschesten aller deutschen Kaiser der Muttererde seines Heimatlandes zurückzugeben. Daß es nicht möglich war, die Gebeine Friedrichs I. aufzufinden, nimmt dieser von idealer Auffassung nationaler Pflicht getragenen That nicht ihren Werth; eher kann man es beklagen, daß sich ein unerquicklicher Gelehrtenstreit über diese Frage erhoben hat. Prof. Sepp in München vertritt die Ansicht, daß Barbarossas Gebeine einst in der großen Kathedrale in Tyrus — wenngleich nur provisorisch — beigesetzt worden seien, und zwar in der Nordseite des Kreuzbaues, wo man bei den 1874 vorgenommen Ausgrabungen einen quadratischen Einbau bloßlegte, in dem sich eine einfache Sargplatte, einige Wandnägel, welche die geraubte Inschrift festgehalten haben mögen, aber keine Gebeine mehr vorfanden. Dagegen bestreitet der Begleiter Sepps, Dr. Prutz — jetzt Professor der Geschichte in Königsberg —, daß die Kirchenruine zu Tyrus wirklich die Basilika des Paulinus und somit die Begräbnißstätte Barbarossas sei; er erklärt diese sogenannte Manara zu Tyrus für eine dem heiligen Marcus geweihete venetianische Kirche und will von einem Begräbniß oder einer sonstigen Reminiscenz an den großen Hohenstaufen schlechterdings nichts wissen. Beide Gelehrte, Sepp und Prutz, haben bereits mehrere Schriften zur Vertheidigung ihrer Ansicht veröffentlicht, und noch ist das Ende des mit immer größerer Heftigkeit geführten Streites nicht abzusehen. Neuerdings hat sich Professor Gildemeister in Bonn, die bedeutendste Autorität auf dem Grenzgebiete der Geschichte und der orientalischen Literatur, dahin geäußert, daß allerdings — was nicht bezweifelt werden darf — die Gebeine Barbarossas in einem mit Seide

umhüllten Kasten vielleicht in einer Seitenkapelle der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus aufbewahrt worden seien, um sie dann nach Eroberung von Jerusalem auf heiligem Boden beizusetzen, daß sie aber wahrscheinlich bei dem Fall von Tyrus, wenn nicht schon bei dem großen Erdbeben, das die Stadt betraf, zu Grunde gegangen seien.

Es war eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, nicht länger in dem edlen Völkerwettstreite um die Erforschung der Länder und Stätten der Heiligen Schrift hintanzustehen, sondern sich an der gemeinsamen Arbeit zu betheiligen. „Den Ergebnissen des englischen und amerikanischen Palestine Exploration Fund gegenüber — heißt es im ersten Hefte der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins" — schien es hohe Zeit zu sein, daß nun auch von deutscher Seite Hand angelegt würde zu selbständiger Mitarbeit, daß man viribus unitis dem Ziele entgegenstrebe, welches auch der mühsamsten Arbeit und Aufopferung des Einzelnen zu erreichen nicht vergönnt war. Bot doch zugleich der totale Umschwung der politischen Verhältnisse seit 1870 genügende Bürgschaft, daß diesmal ein erster Anlauf nicht wieder an der Zersplitterung der Kräfte oder an dem Mangel eines Rückhalts in Palästina selbst scheitern werde." Aus diesen Erwägungen heraus wurde der deutsche Palästina-Verein gegründet. Die Idee dazu ist zuerst auf einer Soirée des verdienstvollen Generalconsuls von Alten in Jerusalem ausgesprochen worden, bei der auch Kiepert zugegen war. Im Sommer 1876 traten dann der Gymnasialrector Zimmermann in Basel und die Professoren Kautzsch und Socin, ersterer in Basel, letzterer in Tübingen, zu einer Berathung zusammen über die geeignetsten Maßregeln, welche zur Begründung eines deutschen Vereins für die Erforschung Palästinas zu ergreifen seien. Bereits im folgenden Jahre, am 28. September, konnte bei Gelegenheit der im Anschluß an die Versammlung deutscher Philologen in Wiesbaden tagenden Jahresversammlung der „Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" die definitive Gründung des „Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas" ausgesprochen werden. Noch sind seit der Gründung des Vereins nicht drei Jahre vergangen, und schon liegen als die Frucht seiner regen und anregenden Thätigkeit zwei stattliche Bände seiner „Zeitschrift" vor, jeder aus vier Heften bestehend und mit einer Anzahl trefflicher Karten, Baurisse, Münzabdrücke und Zeichnungen von Denkmälern ausgestattet. Die werthvollen Aufsätze, welche diese beiden ersten Bände darbieten, enthalten eine Reihe wichtiger Bereicherungen unserer Kenntniß Palästinas. Berichte über Reisen in einzelnen Theilen des Landes, Beschreibungen und Vermessungen berühmter Baulichkeiten aus alter Zeit, Besprechung wichtiger historischer, geographischer und archäologischer Fragen, Veröffentlichungen inhaltsreicher Pilgerfahrten aus früheren

Jahrhunderten und ein Nekrolog des hochverdienten Palästinaforschers Titus Tobler bilden den Inhalt der ersten Publicationen des Vereins.

Auf diese rein literarische Thätigkeit aber darf sich der Verein nicht beschränken. Soll er sich in Wahrheit seinen schon erstarkten Brüdervereinen an die Seite stellen können, so muß er — wenn auch zunächst in bescheidener Weise — seine Thätigkeit an Ort und Stelle eröffnen. Nur dadurch, daß sich die Forschungen draußen im Heiligen Lande selber und die literarischen Bemühungen der Studirstube gegenseitig in die Hände arbeiten, kann er in eine würdige Concurrenz mit den übrigen Vereinen treten und wirklich Neues für die Kenntniß des Schauplatzes der biblischen Begebenheiten zu Tage fördern. Vor allem aber müssen Stationen in Palästina errichtet werden, um zufälligen Entdeckungen sofort nachgehen und etwa nöthige Ausgrabungen vornehmen zu können, damit nicht andere Nationen die Frucht unserer Bemühungen für sich vorwegnehmen, wie dies mit der berühmten Stele des Moabiterkönigs Mesa der Fall war, welche im August 1868 von dem deutschen Prediger Klein, jetzt in Sigmaringen, in den Ruinen von Dibân aufgefunden wurde und jetzt — im Louvre steht. An diesen festen Stationen werden dann auch stetig fortgehende Beobachtungen über alle meteorologischen und sonstige Naturerscheinungen angestellt werden können.

Alles dies ist nicht zu erreichen, so lange nicht auch die weiteren Kreise der Gebildeten für diese schöne nationale Aufgabe sich interessiren und zur Unterstützung der Zwecke des Vereins sich bereit finden lassen. Hierzu anzuregen ist der Hauptzweck der vorstehenden Zeilen. Das nähere Interesse wird in noch unmittelbarerer Weise geweckt werden durch die Lectüre der Zeitschrift des Vereins, welche jedem Theinehmer gratis zugesandt wird. Der jährliche Beitrag, den die Mitglieder der Gesellschaft zu entrichten haben, beträgt 10 Mark. Anmeldungen zum Beitritt sind an eines der Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses zu richten, welcher zur Zeit aus den Herren: Dr. E. Kautzsch, jetzt Professor in Tübingen, Dr. O. Kersten in Berlin, Dr. A. Socin, Professor in Tübingen, Dr. Zimmermann, Gymnasialrector in Basel und Lic. Herm. Guthe, Docent in Leipzig, besteht. Möchte diese Anregung recht gute Frucht bringen, damit es dem Verein ermöglicht werde, seinen Hauptzweck zu erfüllen: „durch die Ansammlung von Mitteln selbständige Expeditionen nach Palästina im Namen und auf Kosten der Gesellschaft auszurüsten.“

Wilhelm Scherer's Deutsche Literaturgeschichte.

Zweck und Plan der neuen „Deutschen Literaturgeschichte", die Wilhelm Scherer in Begriff ist, den Gebildeten unseres Volkes zu schenken, wird in der Ankündigung auf dem Umschlage der vorliegenden ersten Lieferung denselben mit wenigen Worten klar und bestimmt bezeichnet.*) Daß die mehr oder minder ausführlichen Compendien, jene illustrirten oder nicht illustrirten Darstellungen der Deutschen Literaturgeschichte, von deren zudringlichem Schwall unser Lesepublikum seit einer Reihe von Jahren förmlich überfluthet wird, nicht auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehen, davon konnte und kann sich jeder Kenner leicht überzeugen, der diese Bücher einmal durch- oder auch nur anblätterte. In jedem derselben stößt man auf eine Menge veralteter Ansichten, welche die Wissenschaft seit zwanzig und mehr Jahren über Bord geworfen hat; nur äußerst selten wird einmal aus den seitdem aufgegrabenen neuen Quellen geschöpft. Auch die im vergangenen Jahre in neunzehnter Auflage erschienene Geschichte der Deutschen Nationalliteratur von Vilmar, ein Buch, das, abgesehen von der geschickt verhüllten reactionären Tendenz, einst streng wissenschaftlichen Anforderungen genügte, ist durch die neuesten regen Forschungen auf dem gesammten Gebiete der Deutschen Literaturwissenschaft bedeutend überflügelt. So fehlte es denn bis zum heutigen Tage an einem Werke, das, aus den Quellen selbst schöpfend und die sicheren Ergebnisse der Forschung bis auf unsere Tage zusammenfassend, „in künstlerisch freier Anordnung, aber auf das Wesentliche beschränkt, ein umfassendes und anschauliches Bild der geistigen Entwicklung unserer Nation zu geben versuchte".

Wenn einer unter den deutschen Philologen und Literarhistorikern durch vielseitige, tiefeindringende Forschung und durch die zahlreichen neuen, fruchtbringenden Gesichtspunkte, die er aufgestellt, sich das Recht erworben hat, eine solche vorläufig abschließende Gesammtdarstellung zu wagen, so ist es der Verfasser des hier begonnenen Werkes. Giebt es doch kaum ein Jahrhundert germanischer Sprach- und Culturgeschichte, kaum eine Seite unseres geistigen, insbesondere unseres literarischen Lebens, die nicht von ihm, sei es durch streng methodische Untersuchung, sei es durch geistvolle vorläufige Bemerkungen, neues Licht empfangen hätte.

*) Geschichte der Deutschen Literatur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der Deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1880. Erstes Heft 80 S.

Das vorliegende erste Heft seiner „Literaturgeschichte“ entspricht denn auch vollständig den hohen Anforderungen, mit denen man an das Werk eines so wohlgerüsteten Baumeisters herantritt. Es ist nicht leicht, von der Fülle des Inhalts, der uns auf diesen 80 Seiten geboten wird, einen Begriff zu geben.

In freier, schöner Darstellung wird uns im ersten Capitel das Leben der alten Germanen vorgeführt, indem die wesentlichen Züge der beiden Hauptberichterstatter, des Cäsar und des Tacitus, sich zu einem vollen, runden Bilde verschmelzen, nicht ohne daß die grundverschiedene Art und Tendenz ihrer Aufzeichnungen dem Leser mit genügender Schärfe zum Bewußtsein käme. In der ersten Unterabtheilung „Die Arier“ sucht der Verfasser den Hintergrund zu gewinnen für die trümmerhaften Ueberlieferungen der altgermanischen Religion, sowie für die spärlichen Rechte der ältesten Dichtung. Um feststellen zu können, was der germanische Stamm aus den durch die vergleichende Sprach- und Religionswissenschaft mäßig erhellten Urschachten gemeinsamer Mythologie und Poesie von der asiatischen Heimat mit in die neuen Wohnsitze gebracht hat, beobachten wir die arische Mythenbildung, das Schöpfen der ihnen zu Grunde liegenden Thaten und Vorstellungen aus den menschlichen Verhältnissen der nächsten Umgebung. Aus demselben Grunde interessirt uns hier auch die Entstehung der den verwandten Völkern gemeinsamen poetischen Motive und Dichtungsgattungen. So ist wohl das Motiv des unbesiegbaren, schließlich aber doch durch Verrath an der einzigen verwundbaren Stelle zum Tode getroffenen Helden Siegfrid, oder der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn (Hildebrand und Hadubrand) als Erbe arischen Lebens anzusehen. Nicht minder hat der ursprünglich vorwiegend religiöse Massengesang, der unter dem Namen „chorische Poesie“ von Müllenhoff eingehend behandelt worden ist, seine Wurzel in der Urheimat, und mit ihm der altgermanische viermal gehobene Halbvers, sowie die ältesten, aus ihm sich zusammensetzenden strophischen Gebilde.

Bei Behandlung der germanischen Religion hat Scherer mit rühmenswerther Enthaltsamkeit darauf verzichtet, die isländische Götterwelt, die wir aus weit jüngerer literarischer Ueberlieferung kennen, in die altgermanische Zeit zurückzuversetzen. Es werden drei Epochen der germanischen Religionsgeschichte unterschieden. In der ersten wurde der Himmel als oberster Gott verehrt: der germanische Tiu entspricht genau dem Djaus der Inder, dem Zeus der Griechen; in der zweiten beschränkte sich dessen Cult mehr und mehr auf die Sueben, die wohl ursprünglich an der mittleren Elbe saßen, während die übrigen sich von dort abzweigenden Stämme ihre besonderen Lieblingsgötter verehrten. Diese religiöse Einheit der Stämme, die wir aus lückenhaften Nachrichten zu erkennen glauben — es ist ein viel umstrittener Punkt der germanischen Alterthumskunde — haben wir uns wohl ähnlich den griechischen Amphiktyonien zu

denken: das Heiligthum des Gottes bildete zugleich den politischen Mittelpunkt des Stammes. Erst in einer dritten Periode, da Wodan als Bringer einer höheren Cultur, die wir thatsächlich von unseren westlichen Nachbarn, den Kelten, empfingen, über alle die anderen Götter emporstieg und seine Verehrung mit der neuen Cultur vom Rhein her sich allen Germanen mittheilte, scheint sich ein reicher gegliedertes Göttersystem ausgebildet zu haben.

Begreiflicherweise mußte bei Darstellung der ältesten Zustände unseres Volkes bis zu dessen Eintritt in die Geschichte mancher Hypothese Eingang verstattet werden, wenn der Autor nicht ganz auf eine Schilderung der Urzeit verzichten wollte. Hier wird auch die geistvolle, heftig angefeindete Vermuthung von dem regelmäßigen Wechsel rauher, männlicher und milder, frauenhafter Perioden, die sonst maßvoll im Hintergrunde gehalten ist, zur Erhellung historisch verdunkelter Zeit verwerthet. Zumal in der originellen Erörterung über die Frauennamen dient sie als Einschlag des kunstvollen Gewebes.

Wir lassen dem Verfasser selbst das Wort, um zugleich eine Probe seines Stils zu geben: „Die Frauennamen" — sagt er — (es ist vorher von den Namen der Männer und von den Eigenschaften, die in ihnen zum Ausdruck kamen, die Rede gewesen) „zerfallen in zwei Gruppen. Die eine verbindet Natur und Schönheit, sie sucht das Liebliche, Anmuthige zu bezeichnen, das Wohlthätige und Erfreuende. Die Namen dieser Gruppe reden von Liebe, Treue, Wonne, Heiterkeit und Frieden, von Heiligkeit und Göttlichkeit; sie erinnern an Nymphen und Dryaden, an badende Schwäne im Wald und an die lichten schwebenden Nebel auf Wassern und Wiesen. Die andere Gruppe zeigt uns die Frauen des Kampfes froh, waffenführend, fackelschwingend, zum Siege stürmend. Solche kriegerische Frauen, Walküren, kennt auch die germanische Mythologie. Und während Tacitus die Frauenverehrung der Germanen, ihren Glauben an Heiligkeit und Prophetenkraft in der weiblichen Natur bezeugt, während bei ihm die Frauen nur rathend, begeisternd und pflegend neben den Männern stehen, wissen spätere Historiker zu erzählen, daß einzelne Weiber vollständig gerüstet am Kampfe theilnahmen. Dieses Amazonenideal kann nicht wohl in derselben Zeit und auf demselben Boden gewachsen sein, wie jene sanfte Gruppe friedlicher Frauengestalten. Vielmehr mögen die Namen mit ihrem verschiedenen sittlichen Gehalt auf zwei verschiedene Epochen hindeuten, wie wir sie in der beglaubigten Geschichte unseres geistigen Lebens finden werden: die eine weist den Frauen ihre besondere Sphäre an und beugt sich ehrfürchtig vor dem schwachen Geschlechte; die andere schätzt im Weibe nur den gelungenen Wetteifer mit männlicher Kraft."

Ist es aber wirklich so ganz undenkbar, daß ein und dieselbe Zeit die beiden verschiedenen Frauenideale erzeugt habe? Wie frühe man schon die beiden Seiten

der weiblichen Natur in einer Frau zu erkennen meinte, lehren uns die Walküren, die zeitweilig die Gestalt eines Schwanes annehmen konnten. Dieselben lieblichen Schwanenjungfrauen, die ihren schönen Leib den dunkeln Waldseen anvertrauten, dachte man sich ein andermal in vollem kriegerischem Schmuck auf weißen Rossen als wilde Schlachtmädchen durch die Lüfte jagend (vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie 4. Aufl. I, S. 354; K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, S. 40). Eine ähnliche Anschauung liegt auch der Völundarkvida, dem eddischen Liede von Wieland dem Schmied, zu Grunde. Wenn hier die drei Schwanenjungfrauen, deren sich Wieland und seine Brüder bemächtigen, nach sieben friedlich verlebten Wintern ihren Räubern entfliehen, von Sehnsucht nach dem altgewohnten kriegerischen Handwerk getrieben, so muß Scherer die sich in dieser Sage kundgebende Verschmelzung der beiden nach seiner Ansicht von Haus aus getrennten Naturen als eine jüngere Entwicklungsphase ansehen. Ihr müßten dann auch Namen wie „Svanhilt" oder „Svanlaug" ihre Entstehung verdanken, in denen zwei ursprünglich unvereinbare Charakterformen durch Zusammensetzung zu einem Namen verbunden erscheinen.

Durch diese Betrachtungen glauben wir keineswegs die Scherersche Hypothese entkräftet zu haben; wir wollen nur unserem Bedenken gegen die Form, in der sie auftritt, Ausdruck geben. Mehr überzeugende Kraft für die vermutheten uralten Wandlungen sittlicher Ansichten wohnt nach unserem Dafürhalten der sinnreichen Deutung des Sonnenmythus (S. 11) inne.

Nur spärlich klingen in der geschriebenen Literatur Töne altheidnischer Dichtung nach. Mit ihr theilte auch die älteste christliche Poesie die äußere Form, den stabreimenden Vers. In der kurzen Erörterung über die Allitteration vermissen wir die Verwerthung der Wackernagel-Müllenhoffschen Hypothese, welche aus Tacitus' Beschreibung der germanischen Weissagungen durchs Los und vermittelst hinzutretender Worterklärung eine Reihe hochinteressanter cultur- und sprachgeschichtlicher Thatsachen in das hellste Licht gerückt hat. Die einschlägige Literatur findet sich in Wackernagels Literaturgeschichte (zweite Auflage, besorgt von Ernst Martin 1879, §. 4), sorgfältig verzeichnet.

Neben dem Chorgesang wird der barditus erwähnt, „welcher den Donnerruf, die Bartrede des Gottes Donar nachahmt". Es ist dies die in der „Zeitschrift für Deutsches Alterthum" (9, 242) in Aussicht gestellte neue Deutung des Taciteischen Ausdruckes, deren Begründung auch weiteren Kreisen deutscher Historiker und Alterthumsforscher hoffentlich nicht mehr lange vorenthalten bleiben wird. Nicht allein mit dieser Etymologie, sondern auch sonst ruht Scherers Darstellung in diesem Abschnitt vorzugsweise auf den umfassenden Forschungen Müllenhoffs. Auch verschiedene dramatische Gestaltungen mythischer Stoffe lernen wir hier kennen, neben der chorischen Poesie: Liebeslieder, Räthsel,

Zauber- und Segenssprüche. Schade, daß es für die meisten der zuletzt erwähnten poetischen Gattungen an so alten Beispielen fehlt, wie für die medicinischen Zaubersprüche das unscheinbare Vorsetzblatt einer Handschrift des Domcapitels zu Merseburg bewahrt hat.

Zu Beginn des zweiten Capitels „Gothen und Franken" entwickelt Scherer seine Theorie der sechshundertjährigen Epochen. Daraus ergiebt sich eine erste Blüthezeit der Deutschen Literatur vor den von Vilmar und der ganzen ihm nachfolgenden Schaar von Literarhistorikern mit übertriebenem patriotischem Eifer als specifischdeutsche Eigenthümlichkeit gepriesenen beiden Höhepunkten auf der Wende das 12. und 13. und im 18. Jahrhundert. Die ungefähre Datirung der ersten literarischen Blüthe, die gleichweit von der zweiten absteht, wie diese ihrerseits von der dritten, wird durch eine Reihe historischer Momente bestimmt. Einmal durch den geschichtlichen Stoff, den die Heldensage in sich aufnahm; ferner durch die Zeugnisse, welche für den deutschen Heldengesang mit dem sechsten Jahrhundert anheben; endlich durch die Analogie der angelsächsischen Dichtung von Beovulf.

Beherzigenswerthe allgemeine Bemerkungen über die im Dienste der Schönheit stehenden und durch denselben sittlich geläuterten Zeiten, die bei uns leider stets nur von so kurzer Dauer und wenig nachhaltender Wirkung gewesen sind, leiten über zur Behandlung des Heldensanges. An der Hand der Forschungen Lachmanns, W. Grimms, Müllenhoffs u. a. wird zunächst gezeigt, wie durch die gewaltigen Erschütterungen der Völkerwanderung die Vorbedingungen für die Ausbildung der nationalen Epik geschaffen wurden. Wir können noch ziemlich deutlich beobachten, wie durch die aufgeregte Phantasie des mächtig ergriffenen Volkes bis zur Halbgöttlichkeit gesteigerte Menschen sich die Hände reichen mit den ihrer Göttlichkeit entkleideten Göttern. Aus diesen beiden Elementen setzt sich die germanische Heroenwelt zusammen.

Höchst beachtenswerth als Stütze der vorhin erwähnten Schererschen Hypothese ist der S. 26 beobachtete Unterschied in Charakteren und Motiven der älteren und jüngeren Heldensage. Zu den abstoßenden und grausamen Typen einer sich deutlich ablösenden älteren Schicht gesellt erst jüngere Sagenbildung milde, edle Gestalten. Dort die habsüchtigen, grausamen Herrschergestalten Ermanarich und Attila, hier der gerechte, großmüthige Dietrich von Bern, dort die finsteren Kämpfer Wittich und Heime, hier der alte treue Dienstmann Hildebrand, u. s. f.

Da Sage und Dichtung nur ein Spiegel des wirklichen Lebens sind, sucht Scherer auch aus der Geschichte jener Tage das Walten milderer Gesinnung nachzuweisen. Freilich wird es an Ausnahmen nicht gefehlt haben. Zu diesen möchten auch die Thaten der fränkischen Königinnen Brunihilde und Fredegunde

zu zählen sein, deren Namen zunächst wohl in jedem Leser Vorstellungen wach rufen, welche der Schererschen Annahme einer von Frauenachtung und Humanität getragenen Zeit nicht eben günstig sind.

Nur die Poesie und den poetischen Stil jener Periode rückt Scherer, wie uns dünkt, in etwas zu sanftes, mildes Licht. Man kann sehr wohl die Analyse des Hildebrandsliedes gutheißen, wo Wiedergabe des Inhalts und ästhetische Kritik aufs vollendetste vereinigt sind, man kann mit Scherer die ausgezeichnete poetische Technik und den ergreifenden sittlichen Ernst des Bruchstücks bewundern, und dennoch eine gewisse Magerkeit und Starrheit dieser Kunst als Mangel empfinden. Im Eingang des Capitels wurde der Beowulf als Probestück dessen angeführt, was die germanische Dichtkunst jener ersten Periode vermochte, S. 27 heißt es: „Nur in dieser weicheren Luft (d. h. der Frauenachtung und Humanität) konnte der Heldengesang sittlich emporwachsen, nur in ihr sich die Breite des Epos, die Freude an gewähltem Benehmen, an machtvoller Rede, kurz: an geschmücktem Dasein entwickeln." Diese Charakteristik paßt vortrefflich für das angelsächsische Epos, aber nicht für das deutsche, wenigstens nicht für den einzigen Rest desselben: das Hildebrandslied. Auch sind wir mit Richard Heinzel, der den Ursachen dieses Stilunterschiedes nachgespürt hat (Stil der altgermanischen Poesie, S. 30) der Ueberzeugung, daß auch die übrigen rührenden Stoffe der deutschen Heldensage, die für jene Zeit bezeugt sind, in ihrer Behandlung wie das Hildebrandslied weit abstanden von dem echt epischen Stil des Beowulf, von dessen behaglicher Ausbreitung und gefühlvollem Verweilen bei seelischen Zuständen.

Die beiden letzten Abschnitte des zweiten Capitels behandeln Ulphilas und das Reich der Merovinger, die Christianisirung der Gothen, Franken, Sachsen: unseres gesammten Vaterlandes. Im Gefolge der Einwirkungen romanischer Cultur haben wir auch „den sinnerfreuenden Schmuck des Reimes" von unseren kunstgeübteren Nachbarn überkommen. Zum Beschluß lernen wir die hochdeutsche Lautverschiebung kennen, jene entscheidende Thatsache der deutschen Sprachgeschichte, welche eine schroffe Trennung zwischen Nord- und Süddeutsch herbeiführte, deren gefährliche Consequenzen zwar schon durch die energisch zusammenhaltende Regierung Karls des Großen gehemmt, die aber völlig doch erst durch die Reformation aufgehoben wurde.

Doch wir dürfen nicht in derselben Ausführlichkeit wie bisher dem Verfasser in die Einzelheiten seiner Darstellung folgen. Die Unterabtheilungen des 3. Capitels „Das erneuerte Kaiserthum" tragen die Ueberschriften: „Die ersten Messiaden", „Mittelalterliche Renaissance" und „Wandernde Journalisten". Aus der ersten heben wir nur hervor, daß Scherer in der Beurtheilung des „Heliand" der in neuerer Zeit sich mehr und mehr bahnbrechenden Ansicht huldigt, nach

welcher das einst in den Himmel gehobene altsächsische christliche Epos überhaupt kein Epos, sondern nichts als ein Lehrgedicht ist. Auf einer breiten Grundlage baut sich die „Mittelalterliche Renaissance“ unter den Karolingern und Ottonen vor unseren Augen auf. Meisterhaft ist es, wie jenes Bild: „Otto III. in der Gruft Karls des Großen im Dome zu Aachen“, mit dem der Abschnitt eröffnet wird, zum Schluß mit tragischer Wendung noch einmal emportaucht, und wie dadurch die Phantasie des Lesers gezwungen wird, die Periode in ihrem einheitlichen Charakter zu begreifen. Im letzten Abschnitt werden wir mit der flüchtigen Tagespoesie der Spielleute bekannt gemacht. Scherer vergleicht dieselbe treffend mit der Journalistenthäigkeit unserer Tage, doch will uns die in der Ueberschrift und auch sonst mehrfach fast wie ein technischer Ausdruck verwendete Bezeichnung „Wandernde Journalisten“ nicht recht gefallen. Mit Interesse verfolgen wir die verschiedenen Metamorphosen, welche das unstäte Völkchen durchmacht. Durch die letzte veredelnde Umwandlung wurden den Spielleuten die Ritterburgen erschlossen, und sie selber zu Pflegern des vornehmen Heldengesanges erhoben.

Seine „Geschichte der Deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert“ wollte Scherer an Gervinus' Geschichte der Deutschen Dichtung gemessen sehen. Schon mit dem Titel erinnerte er an seinen großen Vorgänger; auch begann er jene Studien mit der Ausführung einer Gervinusschen Parallele zwischen dem 10. und 16. Jahrhundert. Nicht minder läßt das vorliegende Buch Scherer in mehr als einer Hinsicht als Gervinus' geistigen Schüler erscheinen, des einzigen deutschen Literarhistorikers in großem Stil, wie er noch unlängst einmal genannt wurde. Mit Gervinus erblickt Scherer als den eigentlichen Ziel- und Ruhepunkt seiner Darstellung unsere Classiker des vorigen Jahrhunderts, mit ihm theilt er das Streben, überall den Kampf der treibenden Kräfte klar zur Anschauung zu bringen und die geistige Bewegung auf dem großen Hintergrunde der politischen Geschichte zu entwerfen. Nur äußerst selten scheinen uns die für die Entwicklung der Literatur bedeutsamen historischen Momente nicht genügend hervorzutreten oder unter etwas einseitiger Beleuchtung zu stehen. So hätte nach unserer Ansicht S. 54 der schon unter Karl dem Großen sich regende, unter seinem pfäffischen Nachfolger voll zum Durchbruch kommende Zelotismus als Motiv für das Absterben der patriotisch-literarischen Bestrebungen des ersten Frankenkaisers namhaft gemacht werden sollen. In den einleitenden Bemerkungen zum vierten Capitel „Das Ritterthum und die Kirche“ — der Verfasser unterzieht die Vorbedingungen der ritterlichen Poesie einer prüfenden Betrachtung — wird mit Recht großes Gewicht auf den normannischen Einfluß gelegt. Als Vermittler des französischen Wesens hätten neben den Normannen wohl auch die Flamländer einen Platz verdient. Wie bezeichnend ist es doch, daß

der Held eines der ältesten deutschen Ritterromane, des „Grafen Rudolf“, ein Graf von Flandern ist! Doch wir wollen dem Verfasser nicht vorgreifen, auch nicht in denselben Fehler verfallen wie ein anderer Beurtheiler seines Buches.*)

Aus der „lateinischen Literatur“, welche nicht allein in den Klöstern, sondern auch bei Hofe**) bis tief hinein in das Zeitalter der Stauffer sich des höchsten Ansehens erfreute, wird uns Rudlieb, der älteste Ritterroman, Otto von Freising, der bedeutendste Historiker der Zeit, die internationale Vagantenpoesie und ihr vornehmster deutscher Vertreter, der Erzpoet, durch eingehende, liebevolle Behandlung nahe gebracht. Neben den genialen, fröhlichste Kneipstimmung athmenden Trinkliedern hat der Archipoeta, ein Günstling des kaiserlichen Kanzlers Reinald von Dassel, der Stauffischen Politik Friedrichs I. in prächtigen lateinischen Versen gehuldigt. Noch ein anderes dichterisches Abbild der kaiserlichen und nationalen Herrlichkeit entrollt sich uns in dem merkwürdigen Osterspiel vom Antichrist.

Die zweite Unterabtheilung führt „Frau Welt“ ein mit einer bekannten, auch sonst nachweisbaren Anekdote, die in der Erzählung Konrads von Würzburg an den fränkischen Ritter und Dichter Wirnt von Grafenberg geknüpft ist — damit bricht die erste Lieferung ab.

Selbstverständlich kann man auf das Bruchstück, das etwa den achten Theil des Buches ausmachen soll, noch kein Urtheil über das ganze Werk gründen. Soviel darf aber nach dieser Probe vermuthet werden, daß die Gebildeten unserer Nation aus demselben reiche Belehrung, vielfältige Anregung und edelsten Genuß schöpfen werden.

Auf die äußere Form der Darstellung einzugehen, die oft von hinreißender Schönheit und packender Gewalt ist, mußten wir uns versagen. Nur einen

*) Wir meinen den Recensenten im „Literarischen Centralblatt“, der die nicht streng in chronologischer Folge sich bewegende Darstellung tadelt, ohne auch nur mit einem Worte die Vorzüge sachlicher Gruppirung hervorzuheben, welche jenen unbedeutenden Mangel bei weitem überwiegen.

**) Der Recensent des „Centralblattes“ schiebt Scherer die Behauptung unter, im 10. Jahrhundert sei die lateinische Poesie noch von den Rittern gepflegt worden, im 11. auf die Geistlichen übergegangen. Dieser freilich überkühne Gedanke ist aber nirgends bei Scherer zu lesen, sondern er ist nur eine Ausgeburt der erhitzten Recensenten-Phantasie. Ob etwa der unschuldige Satz (S. 74): „War der Rudlieb noch auf ein ritterliches Publikum berechnet, so läßt sich dies von der Vagantenlyrik nicht mehr behaupten“, eine so leichtfertige Interpretation gefunden hat? Und hier gleich noch eine Frage an den Herren Recensenten. Wie erklärt er sich bei seiner Auffassung der bekannten Stelle des 29. Cap. von Eginhards Vita Caroli Magni, jene frühere im 25. Cap., wo es ausdrücklich von Karl heißt: temptabat et scribere — sed parum successit labor praeposterus? Ob nicht doch die Auffassung Wilhelm Grimms (Deutsche Heldensage, 2. Aufl. S. 27), der sich Scherer anschloß, den Vorzug verdient? Wir wüßten nicht, was man dann noch gegen die Scherersche Parallele zwischen Pisistratus und Karl dem Großen einwenden könnte.

Punkt möchten wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Schon beim ersten Ueberlesen des vorliegenden Heftes konnten wir uns des Gefühles nicht erwehren, als sei der Verfasser, vielleicht aus übertriebener Scheu vor allem rein lehrhaften, kahlen Aneinanderreihen von Thatsachen, zuweilen in eine zu sublime, gleichsam nur den Blüthenduft der Gedanken einfangende, nur die äußersten Spitzen der geistigen Bewegung treffende Darstellung verfallen. Im Zusammenhang damit steht es, daß an einigen Stellen die den vorgetragenen Ansichten zu Grunde liegenden Thatsachen nur angedeutet werden. So sind denn mehrfach, wie uns bereits praktische Erfahrung gelehrt hat, an die mitschaffende, ergänzende Phantasie des mit den vorgetragenen Dingen nicht fachmännisch vertrauten Lesers zu hohe Anforderungen gestellt. Warum werden S. 10 nicht Beispiele für die verschiedenen Gruppen altgermanischer Namen gegeben, während doch ein andermal (S. 17) eine Reihe zweigliedriger allitterirender Formeln, die dem modernen Sprachbewußtsein viel geläufiger sind, namentlich aufgeführt werden? Warum fehlt S. 21 jede Hindeutung auf die Thatsachen, welche das Urtheil von der Toleranz der Religionen im Zeitalter der Stauffer begründen? Wo wird Junker Satan (S. 64 unten) eine beliebte Figur?

Mit diesen kleinen Ausstellungen wollen wir um so weniger zurückhalten, als der angedeutete Mangel eine gewisse Gefahr für die Verbreitung des Buches mit sich führt. Und leicht wird ja durch ein paar bestimmtere, mehr pragmatische Striche bei einer hoffentlich bald nothwendig werdenden neuen Auflage, auch dem Theile des Publikums genügt sein, welcher dieselben nicht gerne missen würde.

Wir sehen mit Spannung dem weiteren Erscheinen des Werkes entgegen, dessen Umfang auf etwa 40 Bogen (in acht Lieferungen à 1 Mark) berechnet ist. Der mäßige Preis wird hoffentlich dazu beitragen, daß es bald in keiner gebildeten deutschen Familie mehr fehlen wird.

Breslau. Franz Lichtenstein.

Die griechisch-türkische Grenzfrage.

Seit etwa zehn Tagen erörtert die in Berlin zusammengetretene Botschafter-Conferenz die griechisch-türkische Grenzfrage. Von England angeregt, von Deutschland zusammenberufen und geleitet, wird diese Versammlung keinerlei andere Fragen behandeln und nicht nach Stimmeneinheit, sondern mit Stimmenmehr-

heit ihre Beschlüsse fassen. Die Pforte und Griechenland sind vertreten, haben aber kein Votum, sondern nehmen an den Verhandlungen nur mit berathender Stimme theil. Der Gang wird der sein, daß man sich zunächst principiell verständigt, dann zur Feststellung der geeignetsten Grenze eine Untersuchungscommission, gebildet aus Technikern, nach denjenigen Strichen Südalbaniens und Thessaliens absendet, um welche sichs handelt, und schließlich nach deren Bericht die Entscheidung trifft. Zweck der ganzen Procedur ist, den 24. Artikel des Berliner Vertrags, dessen Verwirklichung bisher von der Türkei vereitelt worden ist, der Ausführung zu nähern. Eine weitere Aufgabe hat die Conferenz nicht. Sollte es der einen oder der anderen Macht wünschenswerth erscheinen, auf gleichem Wege eine andere derjenigen Bestimmungen des Berliner Congresses, die noch der Ausführung ermangeln, zur Besprechung und schließlichen Erledigung zu bringen, so würde es dazu einer neuen vorherigen Verständigung der Mächte über die Opportunitätsfrage und der Einladung zu einer neuen Conferenz oder zur Fortsetzung der jetzt tagenden bedürfen, und diese Verständigung würde nicht so leicht sein, wie die, welche die jetzige Conferenz ermöglichte. Wenigstens würde die Anregung von Fragen, die sich auf die Balkanländer beziehen, vermuthlich auf den Widerspruch Oesterreich-Ungarns stoßen, dem sich Deutschland anschließen würde. Dagegen wird eine Uebereinstimmung der stimmberechtigten Mächte in der jetzt auf die Tagesordnung gebrachten Angelegenheit keinen wesentlichen Schwierigkeiten begegnen, ja wir dürfen sie bereits als gesichert betrachten.

Schon das vorige englische Cabinet machte den Vorschlag zur Erledigung der Sache. In einer Depesche des Ministers Salisbury an den früheren brittischen Botschafter in Konstantinopel heißt es: „Da es den Regierungen der Türkei und Griechenlands augenscheinlich nicht gelungen ist, die durch den 24. Artikel des Berliner Vertrags vorgesehene Grenzberichtigung durch directe Verständigung herbeizuführen, so ist Ihrer Majestät Regierung bereit, sich den anderen in jenem Artikel erwähnten Mächten anzuschließen, um ihre Vermittlung zum Behuf der Erleichterung der Unterhandlungen anzubieten. Um die genaue von den Mächten zu empfehlende Grenze zu bestimmen, schlägt Ihrer Majestät Regierung vor, eine Abgrenzungs-Commission zu ernennen, welche, von den Signatar-Mächten niedergesetzt, an Ort und Stelle die Linie studire und feststelle, welche am geeignetsten wäre, die neue Grenze zwischen der Türkei und Griechenland zu bilden. Die Commissäre würden als Grundlage ihrer Berathungen das 13. Protocoll des Berliner Congresses annehmen und, ohne an die in dem Protocoll gegebenen allgemeinen geographischen Andeutungen gebunden zu sein, den Auftrag erhalten, getreulich im Sinne der Politik zu handeln, welche durch die Bevollmächtigten in jener Congreß-Sitzung zum Ausdruck ge-

langt ist. Sie würden durch Stimmenmehrheit die genaue Grenzlinie festsetzen, die am besten jene Politik verwirklichen wird, und Ihrer Majestät Regierung wird ihrerseits gern bereit sein, den streitenden Mächten den Beschluß anzuempfehlen, den die Commission in dieser Angelegenheit gefaßt haben wird."

England und das den Griechen immer günstig gewesene Frankreich werden bei den Verhandlungen die führenden Mächte sein, wie sie es in Sachen Griechenlands naturgemäß immer waren. Thörichte Großsprecherei aber ist es, wenn deshalb die France sich zu triumphirenden Redensarten versteigt, wenn sie behauptet, die Berliner Conferenz werde die Ohnmacht des deutsch-österreichischen Bündnisses bezeugen, die Stunde der Befreiung für die Völkerstämme der Balkan-Halbinsel habe geschlagen, vergeblich habe Deutschland im Bunde mit Oesterreich und dem Cabinet Beaconsfield versucht, sie zu verzögern. Warten wir nur ab, was etwa weiter versucht wird; das Bündniß zwischen uns und unserem südöstlichen Nachbar ist fest begründet und würde sich bewähren, wenn die Interessen des letzteren irgendwie bedroht wären. Hier ist dies nicht der Fall, und Oesterreich-Ungarn wie Deutschland handeln aus freiestem Entschlusse, wenn sie der vom Cabinet Gladstone im Einvernehmen mit Frankreich ins Auge gefaßten Vergrößerung Griechenlands auf Kosten der Pforte zustimmen, sie stehen im wesentlichen auf demselben Standpunkte wie die Westmächte.

Wie jene, hatten auch die verbündeten mitteleuropäischen Mächte das Recht und die Pflicht, zu vermitteln, wenn die Verhandlungen zwischen Griechenland und der Türkei auf die Dauer ins Stocken geriethen, und wie jene, begriffen auch sie, daß die Vermittlung rascher vorbereitet werden würde, wenn man dazu das Mittel einer Conferenz wählte, die mit Stimmenmehrheit entscheidet, als wenn man von Cabinet zu Cabinet sich zu verständigen bemühte. Der letzte Zweck ist für Oesterreich-Ungarn und Deutschland die Erhaltung des Weltfriedens, das nächste Ziel Beseitigung einer Frage, die ihn stören kann. Wenn diese Mächte bereitwillig auf den Vorschlag zu einer Regelung der Sache durch eine Conferenz eingegangen sind und sich den Wünschen der Westmächte in der Hauptsache anschließen werden, so steht ihr Wohlwollen gegen Griechenland dabei erst in zweiter Linie. Die Pforte hat in dieser Angelegenheit sich in der That gegen das Friedensbedürfniß Europas vergangen. Bei allen anderen Aufgaben, die ihr der Congreß stellte, und die noch nicht ausgeführt sind, in der montenegrinisch-albanischen, in der armenischen Frage, in der Frage wegen der inneren Reformen, konnte sie auf große Schwierigkeiten hinweisen, die ihr beim besten Willen den Weg versperrten. In der Frage der Berichtigung der griechischen Nordgrenze war dies nicht oder doch nur in geringerem Grade der Fall, und wenn auch die Griechen ihre Ansprüche höher als billig zu bemessen schienen, so war die Zähigkeit der Türken im Gewähren noch viel unbilliger. Und was

vom politischen Standpunkte betrachtet noch schlimmer war, die Hartnäckigkeit der Pforte war übel angebracht, sie zögerte und knauserte, ohne zu bedenken, daß Verzögerung und Weigerung ihre Stellung vor Europa nicht verbessern konnte. Sie mußte ihre verhältnißmäßig günstige Situation nach Schluß des Berliner Congresses rasch benutzen und nicht glauben, daß die Tories in England zu ewiger Herrschaft bestimmt seien. Sie hat nicht so gehandelt und ist von dem Regierungswechsel in London, mit welchem radicale Tendenzen, Befreiungsideale auch in der auswärtigen Politik ans Ruder kamen, überrascht worden. Hätte sie sich, so lange Beaconsfield, bis zu einem gewissen Grade ihr Gönner, regierte, im Geiste des 24. Artikels des Berliner Vertrags mit Griechenland verglichen, so würde sie ohne Zweifel weniger zu opfern gehabt haben als jetzt, wo nicht nur Frankreich, der alte Fürsprecher Griechenlands, sondern auch England ihren Gegner unterstützt.

Dazu kommt aber noch, daß auch die mitteleuropäischen Mächte keine Ursache haben, dem kleinen Königreiche Hellas eine ausgiebige Vergrößerung zu mißgönnen, ja daß es in ihrem, zunächst in Oesterreich-Ungarns Interesse liegt, daß dasselbe stärker wird, als es bisher war. Man kann ihm wohlwollen und es mächtiger werden lassen, ohne seinen eigenen Vortheil dabei hintanzusetzen. Wird die Türkei durch seine Vergrößerung geschwächt, so wird dafür ein anderer natürlicher Gegner des gegen Westen vordringenden Slaventhums gekräftigt. Verlieren die Albanesen, ein drittes den Slaven feindliches Element, dadurch an Widerstandskraft, so geht dieselbe für Westeuropa nicht verloren, indem sie den Griechen zu Gute kommt. Die Fallmerayersche Ansicht, daß die modernen Hellenen Slaven seien, ist längst widerlegt, und die griechische Politik auf der Balkanhalbinsel, die großgriechische Idee steht seit Jahren in directem Gegensatze gegen die Pläne Rußlands und seiner Satelliten. Wenn Oesterreich-Ungarn die Ansprüche der Griechen in Epirus und Thessalien befürwortet und sie durchsetzen hilft, bis zu dem Punkte im Osten, bis zu welchem sie im Vorwiegen der hellenischen Sprache und Sitte Berechtigung haben, so stärkt es einen Staat, der einst sein Bundesgenosse werden kann.

Daß die Griechen gleich den Russen und den Südslaven der morgenländischen Kirche angehören, fällt nicht sehr ins Gewicht. Die griechische Bildung, der griechische Geist ist wesentlich anderen Charakters als die geistige Anlage und deren Entwicklung bei den Slaven. Mehr als irgend ein anderes Volk im Südosten Europas haben die Griechen sich das Wesen, die Bestrebungen und die Einrichtungen des Westens zu eigen gemacht. Der Erfolg ist nicht in jeder Beziehung ein glücklicher gewesen. Das constitutionelle System wirkte hier keineswegs in mustergiltiger Weise, im Gegentheil, es führte zu Ereignissen und Zuständen etwa wie in Spanien. Das Treiben der Parteien bietet ein

höchst unerfreuliches Bild, und wenn unter König Otto insurrectionelle Putsche auf Putsche folgten, so folgten unter seinem Nachfolger Ministerkrisen auf Ministerkrisen, denen fast lediglich der demokratische Neid, der Ehrgeiz der Parteihäupter und die Veränderlichkeit der Volksgunst, sehr selten der Sieg von Grundsätzen oder das Auftreten neuer, unabweislicher Bedürfnisse des Staatslebens zu Grunde lag. Fast immer wurde die Thätigkeit der Regierung durch die Unzuverlässigkeit der Fractionen in der Kammer gelähmt. Hatte die Opposition ein Ministerium gestürzt und trat eins aus ihrer Mitte ans Ruder, so ließ sie es binnen kurzem, bisweilen sofort im Stiche. 1874 hielt sich Bulgaris als Ministerpräsident nur dadurch einige Zeit, d. h. vom Februar bis in den December hinein, daß keiner von seinen Nebenbuhlern, weder Zaimis noch Deligeorgis noch Kommunduros an seine Stelle zu treten Neigung hatte. Am 20. December machte gar die Opposition die Kammer beschlußunfähig, indem sie austrat und zugleich eine Beschwerdeschrift an den König richtete. Nur mit Mühe erreichte man im April 1875 durch Heranholung der gesammten Regierungspartei die Beschlußfähigkeit der Kammer und die Annahme des Vertrags mit dem deutschen Reiche wegen der Ausgrabungen auf der Stätte von Olympia, gegen den die Opposition sich stemmte, obwohl er bekanntlich für das Land sehr günstige Bestimmungen enthielt. Als der König hiernach auf den Rath der Schutzmächte Bulgaris entließ und ein neues Cabinet unter Trikupis bildete, unterlag dasselbe drei Monate nachher schon bei den Neuwahlen vollständig, indem nur wenige von seinen Anhängern ein Mandat erhielten, und schon im October dankte es ab, und Kommunduros wurde Premier, während sein Nebenbuhler Zaimis Kammerpräsident wurde.

In ähnlichem Stile ist es bis vor kurzem fortgegangen, und die Entwicklung des Landes ist bei diesen unaufhörlichen Reibungen, Wirren und Schwankungen in vielen Beziehungen aufgehalten worden. Dem Räuberwesen wurde nicht genügend gesteuert, so daß im August 1870 keine drei Meilen nördlich von der Landeshauptstadt eine Klephthenbande mehrere vornehme Engländer grausam ermorden konnte. Der Eigennutz des Volkes und sein Mangel an Rechtsgefühl führte im Jahre darauf zu einem Scandal, der als bisher unerhört in ganz Europa Aufsehen und große Entrüstung hervorrief. Die Regierung hatte einer französisch-italienischen Gesellschaft die Concession zur Ausbeutung der im Alterthume mit großem Erfolg betriebenen, dann verlassenen Erzgruben von Laurion im südöstlichen Attika ertheilt, aber als diese dann aus den alten Schlackenhalden und neuen Stollen bedeutende Mengen von Silber- und Bleierzen gewann, regte sich der Neid und die Habgier im Lande, und im Mai 1873 wurden die laurischen Bergwerke durch ein Gesetz für Nationaleigenthum erklärt, und von einer Entschädigung der Concessionäre war nicht

die Rede. Nur das entschiedene Eingreifen Frankreichs und Italiens in den häßlichen Handel erreichte schließlich, daß die Kammer sich zum Ankaufe der Bergwerke durch den Staat entschloß.

Indeß darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Kleinheit des Landes gegenüber den Anforderungen, welche die Zustände und Erreignisse an dasselbe stellten, an diesen Dingen mit Schuld hatte. Die Großmannssucht, die man den Griechen vorgeworfen hat, war nicht lediglich phantastischer Natur, sie hatte auch einen sehr realen Grund. Ohne eine günstiger gezogene Nordgrenze war das Räuberwesen nicht auszurotten. Man war zu groß, um zu sterben, und zu klein, um zu leben. Das Land war nicht fruchtbar genug, um die zu einer Hebung seines Wohlstandes nöthigen Steuern, die zur Verzinsung der aus dem Befreiungskriege herstammenden Nationalschuld aufzubringen. Die zur Austrocknung des Kopais-Sees, zur Durchstechung der Landenge von Korinth, zum Bau einer Eisenbahn nach dem Norden und zu anderen nützlichen Anlagen erforderlichen Mittel waren nicht zu beschaffen.

Andererseits hat man trotz der steten Finanznoth doch in verschiedener Hinsicht bemerkenswerthe Fortschritte gemacht und hat bewiesen, daß die Griechen ein tüchtiges, strebsames und intelligentes Volk sind, das nicht bloß die Sympathien der Gelehrtenwelt und der Kunstfreunde des Westens verdient. Das Handwerk und die Fabrikthätigkeit stehen allerdings in Griechenland auf keiner hohen Stufe. Doch ist es der Regierung im Laufe der letzten dreißig Jahre gelungen, im Vergleiche mit früheren Verhältnissen ansehnliche Erfolge auch auf diesem Gebiete zu erzielen, so daß im Jahre 1874 im Königreiche bereits 87 größere industrielle Etablissements bestanden. Sehr bedeutend ist der Schiffsbau, der jährlich ungefähr zweihundert Fahrzeuge vom Stapel läßt. Der Handel ist noch wichtiger, er ist das eigentliche Lebenselement des Volkes, und nur durch ihn besteht der Staat fort. Die Handelsflotte des Landes hat seit den Befreiungskriegen einen fast wunderbar zu nennenden Aufschwung genommen, in allen Häfen des Mittelmeeres und seiner Nebengewässer weht jetzt die griechische Flagge, und zu Ende 1873 zählte die Handelsmarine 5001 Schiffe mit 239 135 Tonnen Tragfähigkeit und 25 197 Mann an Capitänen, Steuerleuten und Matrosen.

Ganz besonders erfreulich und viel verheißend sind der allgemeine Drang des hellenischen Volkes nach Bildung, dem ein aufgeweckter Sinn und eine leichte Auffassung zur Seite stehen, und die eifrige Fürsorge der verschiedenen Regierungen für die Befriedigung dieser Strebsamkeit. Das Schulwesen, das unter der Türkenherrschaft ganz darniederlag, ist vortrefflich geregelt. 1832 gab es in ganz Griechenland nur 75 Elementarschulen, 18 Progymnasien und 3 Gymnasien, und vier Jahrzehnte später besaß man 1,77 Elementarschulen

(die nach deutschem Muster eingerichtet und ausgestattet sind, wie wir aus eigener Erfahrung versichern können) und 17 Gymnasien, außerdem aber ein Polytechnikum, eine theologische Akademie, drei Priesterseminare, eine Normalschule für Lehrer, eine nautische, eine landwirthschaftliche und eine Handels-Akademie, vier Handelsschulen und die Universitäten zu Athen und Korfu. Daneben geht als zweites Bildungselement die Presse her, die eine verhältnißmäßig große Anzahl von Organen besitzt, während früher nichts der Art existirte. Vor dem Freiheitskriege gab es für die Griechen nur eine Druckerei, die des Patriarchats in Konstantinopel; dagegen erschienen 1874 in Griechenland 119 Zeitungen und Zeitschriften, von denen allein 54 auf Athen und 10 auf Patras kamen.

Sehen wir daher von dem parlamentarischen Leben und dem politischen Parteitreiben ab, so repräsentirt das Hellenenthum durch seine geistigen und materiellen Errungenschaften recht wohl das, was sich bei gutem Willen und Verstand unter den durch die Natur des von ihm bewohnten Landes und dessen enge Begrenzung gegebenen Umständen erreichen ließ, und so hat es nach dieser Richtung hin ein entschiedenes Recht nicht bloß auf unsere Sympathien, sondern auch auf Bethätigung derselben durch Unterstützung bei seinem Bestreben, die Mittel zu erlangen, die nöthig sind, um mehr zu leisten.

Man hat Griechenland seitens der Mächte, die es schufen, nicht sein volles Recht widerfahren lassen. Selbst ein so conservativer Staatsmann wie Beaconsfield hat dies offen eingestanden, wenn er in Berlin sagte, Europa habe an Hellas die Schuld eines halben Jahrhunderts zu sühnen. Man mußte Hellas gleich anfangs in der Größe schaffen, die es im Hinblick auf das Ueberwiegen der hellenischen Nationalität in Südepirus und Thessalien beanspruchen konnte, die es sich durch den Befreiungskrieg verdient hatte, und mit der es sich allein gedeihlich zu entwickeln im Stande war. Statt dessen sollte es zuerst nur ein Fürstenthum Morea geben, das im Norden am Isthmus von Korinth seine Grenze haben und unter der Suzeränetät der Pforte stehen sollte. 1829 wurde dann zu London von Lieven, Aberdeen und Polignac ein Protocoll unterzeichnet, welches für Griechenland etwas günstiger lautete, indem es ihm im Norden eine Grenze gab, die vom Golfe von Arla im Westen bis zum Meerbusen von Volo im Osten lief. 1830 gewährte man noch etwas mehr: Hellas sollte einen völlig unabhängigen Staat unter einem Könige bilden, Negroponte, die Insel Skiro und die Cykladen erhalten und eine Nordgrenze bekommen, die im Westen vom Ausflusse des Aspropotamo über Vrachori bis zum Golfe von Zeituni gezogen war. Dabei ist es der Türkei gegenüber bis jetzt geblieben, nur wurde Griechenland 1863 durch die ionischen Inseln vergrößert, die bis dahin eine Republik unter brittischem Schutze gebildet hatten.

Gegenwärtig handelt es sich um verschiedene Linien, die, je nach dem Standpunkte, den man einnehmen kann, bald weiter nördlich, bald südlicher als Grenze gezogen werden können, und die deshalb sich auf den Karten angegeben finden, welche den Mitgliedern der Conferenz vorliegen. Die nördlichste derselben geht von einem Punkte an der westlichen Küste von Albanien, der etwa fünf deutsche Meilen nördlich von der Insel Korfu liegt, aus, wendet sich in ziemlich genau östlicher Richtung, biegt etwa in der Mitte zwischen den beiden Meeren nach Süden ab und strebt dann wieder eine Strecke nach Norden, von wo sie in südöstlicher Richtung auf Salonik zuläuft. Sie bezeichnet nach Kiepert den Theil von Epirus und Thessalien, wo 1878 die griechische Sprache vorherrschte. Die von Griechenland im October 1879 beanspruchte neue Grenze kommt dieser Linie im Westen ziemlich nahe, sie beginnt ebenfalls nördlich von Korfu, fällt weiter östlich mit dem Viosa-Flusse zusammen und endigt im äußersten Osten des Landes an der Malathria, wobei sie von Westen nach Osten die Städte Janina, Metsowo, Trikola und Larissa für Griechenland abschneidet. Die Grenze, welche die Türken damals gewähren wollten, begann östlich von Arla, endigte, nachdem sie erst nördlich, dann südöstlich gelaufen, im Süden von Volo und ließ jene Städte bei der Pforte. Später wollte letztere eine Linie zugestehen, die im Westen mit dem Kalanas-Flusse (etwa der Stadt Korfu gegenüber) begann, bis in die Mitte des Landes ungefähr östlich lief, dann tief nach Südost einbog und, zuletzt wieder nach Nordosten strebend, nordwärts von Volo die Küste erreichte.

Wollte man eine Grenzlinie schaffen, welche in Epirus und Thessalien nur rein griechische Landstriche dem hellenischen Staate einzuverleiben bestimmt wäre, so würde dieselbe ein fast um die Hälfte kleineres Gebiet zu umfassen haben, als die Griechen von Anbeginn verlangten. Durch die Hineinziehung von Janina und die Tracirung der Grenze längs des Kalamas und des Salambria würde nämlich Griechenland außer 295 000 Griechen ungefähr 73 000 Nichtgriechen (Zinzaren oder Wlachen, Albanesen und Türken) erhalten. Will man von den Zinzaren absehen, welche den Pindus in seiner ganzen Ausdehnung bis an die gegenwärtige griechische Grenze bewohnen, so müßte eine Grenzlinie, welche nur rein griechische Gegenden als neue Territorial-Erwerbungen des Königreichs umschlösse, wie folgt, verlaufen: Von Prevesa durch das Luro-Thal aufwärts bis zur Wurzel des letzteren, einem Punkt fünf deutsche Meilen südlich von Janina, welches letztere allerdings größtentheils von Griechen bewohnt, aber von albanesischem Sprachgebiet umgeben ist. Dort, am Ende des Luro-Thals, biegt die Linie östlich ab, schneidet bei Kalarytes das obere Arla-Thal und setzt über den Pindus in schnurgerader Richtung gegen Trikala. Von hier folgt sie vier bis fünf Meilen dem Laufe des Salambria, geht dann in

das Thal des südlichen Nebenflusses dieses Gewässers über, läßt Fersala südlich liegen, um in nördlich ausgreifendem Bogen Volo und den Pelion einzubeziehen, und endigt im Osten bei Kardiţa.

Wie verlautet, hat Graf Vallier auf der Conferenz im Namen Frankreichs den Antrag gestellt, die Grenzberichtigung in der Hauptsache nach der Modification der griechischen Vorschläge stattfinden zu lassen, in welche Griechenland im November 1879 willigte, und welche vom Ostende bis zur Mitte des Landes mit der ursprünglich vorgeschlagenen übereinstimmte, im Westen aber weniger Land beanspruchte. Darnach würde die von den Gebirgsketten des Olymp und des Pindus gebildete Wasserscheide als natürliche und feste Grenze angenommen werden, die sich im Westen bis ungefähr an die Quelle des Kalamas ausdehnt. Von dort aus würde die Grenze dem nach Süden sich richtenden Laufe des Flusses bis an die See folgen. Das auf diese Weise zu Griechenland neuhinzutretende Gebiet würde also außer Larissa, Trikala und Metsovo auch Janina einschließen. Dagegen würde der den Griechen für ihre directe und ungehinderte Verbindung mit Korfu nothwendig erscheinende Landstrich rechts oder westlich vom Kalamas, der mit dem Cap Stylos endigt, bei der Türkei verbleiben.

Die Nationalitätenfrage kann bei der Entscheidung über eine von diesen Linien nur nebenher in Betracht gezogen werden. Die 20 bis 25000 Albanesen, die im schlimmsten oder für Griechenland günstigsten Falle zu Bürgern des Königreichs werden würden, fallen wenig ins Gewicht. Schon jetzt wohnen Albanesen, die ihre Muttersprache noch reden, bis tief nach Griechenland hinein. Im Dorfe Patissia vor den Thoren Athens, selbst in der Morea, ja sogar auf den Inseln Hydra und Spezzia hört man dieses altthrakische Idiom als Volkssprache, wenn auch die Meisten daneben noch Griechisch sprechen. Die Südalbanesen, der Toskenstamm, gehören ferner mit geringen Ausnahmen dem Christenthume und zwar derselben morgenländisch-orthodoxen Kirche an wie die Bewohner Griechenlands. Die Zinzaren oder Kutzo-Wlachen des Pindus sind ein rohes Hirtenvolk, dem es ziemlich gleichgiltig sein wird, ob sie dem Sultan verbleiben oder in König Georgios einen neuen Herrn erhalten. Die thessalischen und epirotischen Muhammedaner endlich würden, wenn ihnen von Seiten der griechischen Regierung gerechte und billige Behandlung zugesichert und das Versprechen gehalten würde, schwerlich mehr Schwierigkeiten darbieten, als ihre Glaubensgenossen in Bosnien. Die albanesische Liga hat offenbar in diesen Landstrichen weniger Bedeutung und Einfluß als im Norden und in der Mitte, wo neben der Rassenverschiedenheit zwischen der Bevölkerung Montenegros und Albaniens auch der Umstand in Betracht kommt, daß die Czernagorzen morgenländisch-orthodoxer Confession, die Albanesen dagegen theils Muhammedaner, theils römisch-katholische Christen sind.

So wird man sich bei der Grenzberichtigung vor allem von topographischen und strategischen Rücksichten leiten lassen und nach Grundsätzen verfahren, welche die Lage der Ortschaften, die Wasserscheiden, die territoriale Zusammengehörigkeit, die natürlichen Bedürfnisse der Bevölkerung, die Sicherheit der beiden Staaten (zunächst gegen das Entstehen und die Action von Räuberbanden, dann in Betreff der Möglichkeit eines Krieges) und deren zukünftige friedliche Beziehungen an die Hand geben. Hier das Richtige zu treffen, werden die Commissäre berufen sein, welche die Conferenz nach Süd-Albanien abzuordnen im Begriffe steht.

Die politische Aufgabe, welche der Conferenz neben dieser technischen obliegt, hat ein anderes Ziel. Sie besteht für Deutschland und Oesterreich-Ungarn

darin, daß alles von der Conferenz ferngehalten wird, was die Eintracht der Mächte zu stören und europäische Fragen aufs Tapet zu bringen geeignet wäre. Kein Theil des Complexes von Fragen, aus denen sich die große orientalische Frage zusammensetzt, ist principiell von solcher Bedeutung, daß man wegen Meinungsverschiedenheiten über sie das Interesse des europäischen Friedens aufs Spiel zu setzen wagen dürfte. Dieses Interesse unter allen Umständen zu wahren und zu dem Zwecke einer wirklichen Verständigung der Mächte ausgleichend und vermittelnd den Weg zu ebenen, sind Deutschland und sein österreichisch-ungarischer Bundesgenosse als nicht direct an der griechischen Frage betheiligte Mächte vorzugsweise berufen.

Die Conferenz wird der Türkei nicht befehlen, so oder so viel Gebiet an Griechenland abzutreten. Sie wird vermitteln, indem sie der Pforte sagt, was Europa für recht und billig in der Sache hält. Aber dieser Rath enthält, aus solchem Munde kommend, eine moralische Verpflichtung für die Pforte, sich ihm zu fügen, und dieselbe würde sehr unweise halten, wenn sie die Vermittlung nicht annehmen wollte. Daß Griechenland bei einem unfügsamen Verhalten der Türken nach ergangenem Schiedsspruche der Mächte sofort in die ihm zugesprochenen Landschaften mit Heeresmacht einrücken und sie in Besitz nehmen wird, ist sehr unwahrscheinlich, obwohl ihm dann die Westmächte vielleicht mit einer Flottendemonstration zu Hilfe kommen würden, welche ihm wenigstens eine Blokade durch die türkische Seemacht und eine Landung osmanischer Truppen an der griechischen Küste fernhielte. Der Mediationsspruch der Mächte hat, wie bemerkt, nicht den Charakter und die Kraft eines Verbots, die Conferenz als solche verpflichtet sich nicht, ihn auszuführen oder bei seiner Ausführung irgendwie Beistand zu leisten. Aber er wird für Griechenland eine gewisse Rechtsbasis schaffen. Letzteres hat geraume Zeit zugewartet, es kann, einmal in den Besitz eines so werthvollen Gutachtens der europäischen Mächte gelangt, für den Fall, daß die Pforte sich ablehnend verhält, getrost noch länger warten, bis sich ein passender Augenblick findet, den Widerstand der Türken ohne so große Gefahr, wie jetzt, zu brechen und sich in den Besitz der dem Königreiche jetzt zugesprochenen Landschaften zu setzen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.